Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfzehnter Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfzehnter Band.

Kähler — Kircheisen.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1882.

Kähler: Ludwig August K., protestantischer Theolog, geb. zu Sommerfeld, einem kleinen Städtchen der Provinz Brandenburg, am 6. März 1775, wo sein Vater Arzt war, † zu Wogenab bei Elbing am 4. November 1855. Vorgebildet auf der Fürstenschule in Meißen und in Sorau, studirte er 1793—96 in Erlangen Theologie. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer in adlichen Familien thätig gewesen, wurde ihm im J. 1798 die dürftig besoldete Adjunctur des Pfarramts in Canig bei Guben in der Niederlausitz durch den Patron der Stelle, den Baron v. Manteuffel übertragen. Hier verweilte er 11 Jahre, bis 1809, wo er zum Diakonus an der Oberkirche in Cottbus berufen wurde, welches Amt er zwei Jahre darauf mit dem eines Archidiakonus an derselben Kirche vertauschte. Im J. 1819 erhielt er den Ruf als Consistorialrath, ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent und Pfarrer nach Königsberg in Preußen und blieb in dieser Stellung bis 1843, wo er durch Kränklichkeit genöthigt wurde seinen Abschied zu nehmen und sich auf ein kleines Landgut seines Sohnes (Wogenab bei Elbing) zurückzog und daselbst nach 12 Jahren starb. Dies ist der äußere Umriß des Lebens eines Mannes, der, begabt mit einem lebhaften vielumfassenden Geiste, auf die kirchliche Entwickelung Preußens einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat. K. gehört zu den Theologen, welche den gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich allmählich vollziehenden Umbildungsproceß der rationalistischen Auffassung der christlichen Lehre in eine supranaturalistische mit durchgemacht und dafür in mannigfachen Kundgebungen Zeugniß abgelegt hat. Ursprünglich aufgewachsen in den Anschauungen des herrschenden Rationalismus, befreundet mit den Häuptern desselben, wie Ammon, Hänlein, Seiler, Schuderoff und Andern war er doch niemals in den Fesseln eines dogmatischen Systems gefangen, und je mehr sein vielseitiger Bildungsdrang alle lebendigen Elemente der geistigen Entwickelung seiner Zeit in sich aufzunehmen suchte, desto mehr wurde er von der Beschränktheit seines bisherigen Standpunktes überzeugt und den Regungen der neuen Zeit zugänglich. Daher geschah es, daß er sich der Richtung, welche der Rationalismus später in Paulus, Wegscheider, Röhr einschlug, entfremdet fühlte und ihr sogar offen gegenüber trat, ohne indeß die ursprüngliche Grundlage seiner Theologie ganz zu verleugnen. „Die Zeit wird kommen", sagt er in einer 1818 erschienenen Schrift, „wo geoffenbarte und Vernunftreligion nur in der Setzung der Worte verschieden sein und wo Religion und Philosophie als zwei von Gott der Menschheit verliehene tesserae hospitales in ihrer Uebereinstimmung zugleich den Gastfreund und die Gastfreude bezeichnen werden." Mit diesen Worten hat er selber die Aufgabe bezeichnet,

welcher sein wissenschaftliches Streben bis an das Ende gewidmet war. (Worte seines Biographen Siegfr. Aug. Kähler S. 18.) Begabt mit einer überaus lebhaften Phantasie und im Besitze einer durch ausgebreitete litterarische Produktion geübten Darstellungsgabe wußte er zwar sich leicht in die Anschauungsweise fremder Geistesrichtungen hinein zu versetzen, aber seine Selbständigkeit behielt er dabei doch und wußte sie bei der Beurtheilung von Personen in den Ton vornehmer Ueberlegenheit zu kleiden, die den Standpunkt des Gegners als Beschränktheit erscheinen ließ. Dazu kam bei ihm ein hervorragendes Talent der Rhetorik, das seinen Predigten wesentlich zu Gute kam. Ein so begabter Mann mußte, sobald er in die seiner Individualität angemessene Sphäre der Wirksamkeit gestellt wurde, auf seine Umgebungen einen bedeutenden Einfluß ausüben. Dies geschah, als er nach Königsberg versetzt wurde und hier an einer der Hauptkirchen der Stadt das Pfarramt verwaltete. Seine Predigten zogen ihm bald einen großen Zuhörerkreis zu, und wie sehr er ihn befriedigte, zeigt die große Zahl der gedruckten Predigten, die meist auf den Wunsch seiner Zuhörer veröffentlicht wurden. Weniger befriedigten seine Leistungen als akademischer Lehrer. Hier machten sich die Mängel einer für den akademischen Beruf erforderlichen gelehrten Vorbildung fühlbar und wurden von ihm selbst so sehr empfunden, daß er wiederholt das Ministerium mit Bitten um Entbindung von seinem akademischen Lehramt anging. „Zum Universitätsprofessor bin ich nicht gebildet, habe auch nie darauf gerechnet", schrieb er einmal an Niethammer in München, und ebenso 1821 an Schlichtegroll: „Zum Professor machen Sie mich nicht; ich würde ein guter sein wollen, und das würde mir das Leben kosten." Es war nicht blos die Fülle der Kenntnisse, die ihm abging, es war vielmehr das vorherrschend rhetorische Element, verbunden mit einem leicht erregten Pathos seiner Rede, was seiner Lehrweise etwas schillerndes gab und keine klare und bündige Begriffsbildung zu Stande bringen ließ. Daher kam es, daß er zwar viel Anregung und geistreiche Gedanken gab, aber keine theologische Schule gründete. — Nichtsdestoweniger hat er bei verschiedenen Gelegenheiten in die kirchlichen Bewegungen seiner Zeit durch populär geschriebene Schriften eingegriffen und dadurch wohlthätige Wirkungen hervorgebracht. Als Beispiele davon führen wir zwei an. Im J. 1821 erschien von ihm die Schrift: „Betrachtungen über die doppelte Ansicht, ob Jesus blos ein jüdischer Landrabbiner oder Gottes Sohn gewesen sei?" Er sagt sich hier entschieden von dem rationalismus vulgaris los, und da dieser damals noch unter den Theologen vorherrschte, so mußte eine solche Schrift von einem Manne, den man bisher zu den Gesinnungsgenossen gerechnet hatte, das größte Erstaunen erwecken und für Viele der Anstoß zu einer Wendung in ihren religiösen Anschauungen werden. — Eine zweite Schrift griff in die durch die Einführung der neuen Agende in die preußische Landeskirche hervorgerufene kirchliche Bewegung ein und ist im J. 1824 anonym erschienen unter dem Titel: „Ideen zur Beurtheilung der Einführung der preußischen Hofkirchenagende aus dem sittlichen Standpunkt". Indem der Verfasser sich sorgfältig hütete, auf den materiellen Werth dieser Agende näher einzugehen, beleuchtet er allein die Art und Weise der Einführung derselben und zeigt, daß die dabei angewendeten Mittel der Staatsgewalt nur zum Schaden der Kirche ausfallen müßten. Die Schrift machte großes Aufsehen und hat vielleicht zur Milderung mancher bisher angewendeten strengen Zwangsmittel beigetragen. Auch dürfte der hier zuerst empfohlene Rathschlag, die neue Agende der Berathung kirchlicher Behörden zu unterziehen und dann erst zur Einführung durch obrigkeitliche Gewalt zu schreiten, bei der späteren in dieser Richtung eingeschlagenen Behandlung der Sache von maßgebendem Einfluß gewesen sein. —

Von seinen gegenüber den vielen kleinen Gelegenheitsschriften nur sparsamen Schriften wissenschaftlichen Gehalts ist die bedeutendste: „Wissenschaftlicher Abriß der christlichen Sittenlehre nach johanneisch-apostolischen Principien“, I. 1835, II. 1837. Sie hat aber in der wissenschaftlichen Welt nur geringe Beachtung gefunden, weil sie sich ganz von der hergebrachten Tradition entfernt und keine klar durchdachte Anschauung der sittlichen Principien erkennen läßt. In Bezug auf die durch das Amt als Consistorialrath ihm zugewiesene Aufgabe an dem Kirchenregimente für die Provinzen Ost- und Westpreußen theilzunehmen, hat K. sich namhafte Verdienste erworben. Ihm vorzugsweise ist es zuzuschreiben, daß im Ermelande, einem ganz katholischen Theile von Ostpreußen, mehrere evangelische Kirchensysteme gebildet werden konnten. Ebenso ist es auf seine Anregung zurückzuführen, daß das Consistorium, nachdem die durch das lebhafter erwachte kirchliche Leben hervorgerufenen Predigerconferenzen in bedenkliche Parteirichtungen auszuarten anfingen, amtlich geordnete Synodalconferenzen einrichten ließ, in welchen kirchliche Angelegenheiten nach vorgeschriebenen, vom Consistorium gestellten Themata verhandelt werden sollten. Diese Einrichtung, die in der Provinz Preußen zuerst eingeführt wurde, hat auch in anderen Provinzen Eingang gefunden und besteht noch jetzt, trotz der inzwischen eingeführten Synodalverfassung. Auch bei einer anderen Angelegenheit, welche damals in Königsberg peinliches Aufsehen machte, ist K. nicht ohne Mittheilnahme geblieben. Es ist die Untersuchung gegen die Prediger Ebel und Diestel wegen einer theosophischen Secte, die sie einzuführen versucht hatten und die mit ihrer Absetzung endete. Da die Sache in erster Linie mit einer Anklage auf unsittliche Lehren und Handlungen begonnen, so fiel die ganze Untersuchung und Entscheidung den gewöhnlichen Gerichten anheim; das Consistorium hatte dabei nur nebensächlichen Antheil. So war auch die Antheilnahme Kähler's nur auf gutachtliche Aeußerungen beschränkt. Es ist daher eine ganz falsche, von den Anhängern der Ebel'schen Richtung auch in Druckschriften oft verbreitete Annahme, als ob er der Hauptanstifter der Untersuchung gegen Ebel gewesen sei. Seiner ganzen Sinnesweise war freilich die Ebel'sche Richtung entschieden antipathisch und hat er sich auch in diesem Sinne in mehreren Predigten und Druckschriften ausgesprochen. — Die Anhänger Ebel's haben nicht verfehlt auf Grund jener falschen Annahmen das Andenken des verdienten Mannes auf jede Art zu verunglimpfen. Es sei noch erwähnt, daß K. im Ministerium Altenstein außerordentlich geschätzt wurde und namentlich mit dem einflußreichen Ministerialrath Nicolovius in freundschaftlichem Briefwechsel stand, sowie er auch vom Könige Friedrich Wilhelm III. wiederholte Beweise der Anerkennung erfuhr.

Dr. Ludwig August Kähler, weiland Consistorialrath, ordentlicher Professor der Theologie und Pfarrer der Löbenicht'schen Kirche 2c. Mittheilungen über sein Leben und seine Schriften von seinem ältesten Sohne Dr. Siegfried August Kähler, Consistorialrath und Militär-Oberprediger des 1. Armeecorps 2c. Königsberg 1856. Erbkam.

Kahlert: Karl August Timotheus K., Dichter, Litteraturhistoriker und musikalischer Kritiker, wurde den 5. März 1807 zu Breslau geboren. Sein Vater Johann Gottlieb K., der sieben Jahre zu Malans in Graubünden als Erzieher im Hause des Grafen Salis-Seewis gewirkt hatte, lebte zuletzt in Breslau als Privatgelehrter. Der Sohn erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Maria-Magdalena unter dem Rector Manso, welcher die Neigung des Jünglings zu Kunst und Litteratur begünstigte und förderte. Auf den Universitäten zu Breslau (seit 1826) und Berlin (1827) betrieb er neben seiner

Hauptwissenschaft, der Jurisprudenz, geschichtliche und unter Hegel besonders eifrig auch philosophische Studien und trat namentlich in Berlin in vielfachen Verkehr mit Musikern und Dichtern. In diese Zeit fallen auch seine ersten dichterischen Veröffentlichungen. Zwar begann er 1829 in Breslau seine juristische Laufbahn als Auscultator und später als Referendar, gab sie aber aus Gesundheitsrücksichten 1833 auf und widmete sich ganz seinen schönwissenschaftlichen Bestrebungen. Durch litterar-historische Arbeiten bahnte er sich den Weg zur akademischen Wirksamkeit. Seine erste derartige Schrift: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie“, Breslau 1835, erwarb ihm große Anerkennung. Sie war grundlegend und fand sogleich durch Gervinus im 4. Bande seiner Litteraturgeschichte dankbare Verwerthung. Im J. 1836 wurde er auf seine Dissertation „De homoeoteleuti natura et indole“ Doctor der Philosophie und habilitirte sich in der philosophischen Facultät der Breslauer Universität. Einige Jahre später bekam er den Titel eines außerordentlichen Professors und hielt als solcher philosophische und literatur- und kunstgeschichtliche Vorträge, bis ein Rückenmarkleiden 1846 seiner öffentlichen Lehrthätigkeit ein Ziel setzte. Doch wirkte er privatim wissenschaftlich fort, theils durch Rath und That in den weiten Kreisen seiner Freunde und Bekannten, theils schriftstellernd auf den verschiedensten Gebieten, wenn auch zu größeren Werken ihm die Kräfte nicht mehr ausreichten. Ein auf Hegel'schen Grundlagen beruhendes „System der Aesthetik“ (Leipzig 440 S.) erschien noch 1846, und 1853 eine Monographie über Angelus Silesius; desto größer ist die Zahl kleinerer Aufsätze, die er in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, darunter viele dankenswerthe Beiträge zur Geschichte schlesischer Dichter und Schriftsteller im 17. und 18. Jahrhundert, in Prutz's litterar-historischem Taschenbuche 1844, in Henneberg's Jahrbuch 1854, im Weimarischen Jahrbuch 3. Bd., in Prutz's deutschem Museum u. a. m. Selbständig erschienen: „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz v. Stein, mit Einleitung“, Leipzig 1846; „Breslau vor hundert Jahren. Auszüge aus einer handschriftlichen Chronik“, Breslau 1840. Nicht minder zahlreich sind seine theoretischen und kritischen musikalischen Abhandlungen in der Leipziger neuen Zeitschrift für Musik von 1834—43 und der allgemeinen musikalischen Zeitung von 1842—50; denn neben seinem litterarischen Wissen besaß K. gründliche Kenntniß und ein feines Urtheil über neuere Musik. Es unterstützte ihn dabei theils eine reiche Bekanntschaft und weit verbreitete Correspondenz mit Künstlern und Schriftstellern, die den liebenswürdigen und wohlwollenden Kritiker suchten und sein Urtheil hoch schätzten, theils seine vieljährige Berichterstattung über die Breslauer Oper für die schlesische Zeitung. — Seine eigene dichterische Begabung darf nicht gerade hoch angeschlagen werden, weshalb er auch in seinen reiferen Jahren nichts originales mehr schaffen mochte. Aus seiner Jugend stammt ein idyllisches Epos in 6 Gesängen: „Ewald und Bertha“, 1829; „Romanzen“, 1834 und nach seinem Tode 1864 erschien ein Bändchen Gedichte mit einem Vorworte seines treuen Freundes Holtei; eine Reihe von Novellen, die zum Theil ins musikalische Gebiet streifen und meist im „Gesellschafter“ veröffentlicht wurden, fällt ebenfalls in sein jüngeres Alter („Cölestin“, 1826; „Donna Elvira“, 1829; „Der Kartendämon“, 1830; „Blätter aus der Brieftasche eines Musikers“, 1832; „Das Bild der Ahnfrau“, 1833; „Die Dilettanten“, 1833). Auch ein Lustspiel „Die Schwätzerin“ findet sich von ihm im 14. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. — Seine letzten Lebensjahre waren von schweren Leiden getrübt; er erlag ihnen am 29. März 1864. Als Mensch genoß er in den gelehrten und gesellschaftlichen Kreisen seiner Vaterstadt hohe Achtung, und durch Stiftungen sowie durch Schenkung seiner reichen Bücher-

sammlung an deren Bibliotheken hat er sich auch in Zukunft ein dankbares Andenken gesichert.

Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, 1. Bd. und Goedeke III. § 333.
H. Palm.

Kahrel: Hermann Friedrich K., Rechtsgelehrter und Philosoph, geb. am 10. December 1719 in Detmold, widmete sich in Marburg der Theologie und Philosophie, später der Jurisprudenz. Nachdem er hier 1742 zum Doctor der Philosophie promovirt war, erhielt er im folgenden Jahre vom Prinzen Wilhelm IV. von Oranien, dessen besondere Gunst er genoß, eine ordentliche Professur in Herborn. 1750 erwarb er die juristische Doctorwürde in Duisburg, doch gelang es ihm nicht in eine juristische Facultät einzutreten. Im December 1762 ward ihm eine Professur in der philosophischen Facultät in Marburg übertragen, die er bis zu seinem Tode am 14. December 1787 bekleidet hat. Er hat sich hauptsächlich mit Naturrecht und Völkerrecht beschäftigt und liebte es auf längeren Reisen mit Staatsmännern und Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Recht der Natur", 1746; „Völkerrecht", 1750, auch „Europäisches Staats- und Völkerrecht", 1750; „Institutiones jur. univ.", 1762, welches Werk 25 in Herborn gehaltene Vorlesungen enthält und den ersten Band seines lateinischen größeren Systemes der Rechtsgelahrtheit bilden sollte; „Jus publicum univ. et germ.", Gissae 1765; „De sanctitate legatorum jure gentium non modo necessario sed et voluntario ac moribus circumscripta, occasione causae comitis de Wartensleben legati Belgici ad quatuor Rheni electores", Marb. 1769.

Curtii Memoria Henr. Frid. Kahrel, Marb. 1787. — Pütter, Litt., II. 120. — Weidlich, Biogr. Nachrichten, I. 391 f. — Strieder, VI. 483 bis 498; VII. 533; VIII. 521. — Ompteda I. 328; II. 409; III. 261. — Heffter, Völkerrecht, § 10. — Klüber, Europ. Völkerrecht, 1847 S. 18. — v. Kaltenborn, Kritik, S. 76.
Teichmann.

Kaehßmann: Josef K., Bildhauer, geb. zu Wien am 3. September 1784, † zu Fischau am 18. Januar 1856, war der Sohn des Bildhauers Josef K., der mehrere bedeutendere Grabdenkmale in und um Wien ausführte. Nachdem er von seinem Vater den ersten Unterricht erhalten, kam er an die Akademie der bildenden Künste in die Schule M. Fischer's und errang durch einen Herkuleskopf den Gundel'schen Preis und durch die Gruppe „Alexander das Orakel von Delphi befragend" die goldene Medaille. K. ging hierauf zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom, brachte vom J. 1823 an als kaiserlicher Pensionär neuerdings mehrere Jahre in Italien zu und war unausgesetzt mit Studien der antiken Werke beschäftigt, worauf er nach Wien zurückkehrte. Hier lebte er durch mehrere Jahre seiner künstlerischen Thätigkeit, beschickte mit seinen Werken die jährlichen Kunstausstellungen und schmückte die Paläste und Gärten ungarischer Adeliger mit Gruppen und Figuren. K. wurde im J. 1829 zum Professor und Corrector in der Bildhauerschule der Akademie der bildenden Künste ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zum J. 1851 wirkte. Zu den besten Werken aus der ersten Periode seines Schaffens gehören die Gruppen „Perseus" (1815) und „Jason" (1819) aus carrarischem Marmor, die gegenwärtig in der königlichen Belvedere-Gallerie aufgestellt sind, die Kanzel in der St. Michaeliskirche in Wien (1819), das heilige Grab daselbst und aus späterer Zeit „Hebe mit dem Adler". Zu großen und bedeutenden Werken fehlten K. die Aufträge. Er blieb bis an sein Lebensende ein ergebener Anhänger der Antike, ohne aber das feine Gefühl für deren Formen gehabt zu haben, und ein begeisterter Verehrer Canova's.

C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, X. 348. K. W.

Kaiser: Ernst K., Landschaftsmaler, geb. am 20. Juli 1803 zu Rain, erwarb die ersten Kenntnisse mit Stift und Palette umzugehen unter der Leitung seines Vaters, eines zu Neuburg an der Donau vielfach beschäftigten Stilllebenmalers. Wohl vorbereitet kam K. 1822 auf die Münchener Akademie, studirte die Antike, um sich zum Historienmaler auszubilden, ging aber, veranlaßt durch einen ins baierische Hochland unternommenen Ausflug, begeistert von der erhabenen Größe der Gebirgsnatur, ganz zur Landschaft über. Von nun an streifte K., einmal auch im Auftrag und mit besonderer Unterstützung König Ludwig I., alljährlich in den liebgewonnenen Bergen des Baierlandes und Tirols. Insbesondere zogen ihn ernstere Partien an, stille, von Bergwald eingeschlossene Seen, in welchen die riesigen Alpen ihre sonnebeschienenen Wände und beschneiten Gipfel spiegelten; er gab seine Eindrücke mit gleich großer Wahrheit und Tiefe der Empfindung. Zu seinen besten Bildern gehören jene, welche die feierliche Stille des Königsees, oder die Fischerhütten am Kochelsee in idyllischer Schönheit schildern. Die einfachsten Gegenstände gewannen unter seinen Händen Form und Bedeutung und mit ihr eine poetische Anziehungskraft. Leider besitzt die Neue Pinakothek kein Bild von diesem in seinem ganzen Wesen so anspruchslosen Künstler, der indessen nur zu schnell sich selbst überlebte. Die eigenthümliche, an die Musivmalerei streifende Technik, welche K. als Autodidakt sich zu eigen gemacht hatte, konnte den später gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügen; der sonst so fröhliche Künstler zog sich verletzt und erbittert zurück und starb beinahe vergessen am 23. December 1865.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München, 1836 S. 47. Raczynski, Geschichte der neueren Kunst, I. 266; II. 369. Vincenz Müller, Handbuch f. München, 1845 S. 144. Lützow, Kunstchronik, I. 3. Kunstvereinsbericht f. 1865, S. 57. H. Marggraff im Morgenblatt der Baier. Ztg. 1866 Nr. 4 u. 5. Nagler 1838, VI. 521. Seubert 1878, II. 316. Reber 1876 S. 507.

Hyac. Holland.

Kaiser: Friedrich K., dramatischer, insbesondere Possendichter, am 3. April 1814 zu Biberach geboren, wurde, da sein Vater, der österreichischer Offizier war, nach Wien kam, daselbst erzogen und ausgebildet. Seine Absicht, Theologie zu studiren, gab K. bald auf, zumal sich schon frühzeitig sein Talent auf dramatisch-poetischem Gebiete zeigte, das zuerst Director Carl in Wien entdeckte, der K. zum Fortstreben aufmunterte. K. hatte sich inzwischen zum Lebensberufe die Beamtenlaufbahn erwählt, indem er beim Hofkriegsrathe als Praktikant eingetreten war. Schon 1835 ging Kaiser's erstes Stück „Hans Hasenkopf“ mit günstiger Aufnahme über die Bühne. Des Amtslebens bald müde, trat er im J. 1838 wieder aus dem Staatsdienste, dem er ohnehin fünf Jahre lang unentgeltlich obgelegen war und übernahm bei Director Carl die Stelle eines Theaterdichters, welche freilich keine reichen Einnahmen brachte, später überwarf sich der Dichter mit dem Theaterdirector und begab sich zum Director des Josephstädter Theaters, Pokorny, bei dem er aber keine solchen Erfolge errang wie bei Carl. Im J. 1846 gab K. ein satyrisches Blatt „Der Kobold“ heraus, das bald darauf wieder einging. An der Bewegung des Jahres 1848 nahm K. lebhaften Antheil; die Petition um Aufhebung der Censur, welche die Concordia, ein Schriftstellerverein, dessen Gründung ebenfalls K. zu verdanken ist, an die niederösterreichischen Stände gerichtet, ward von K. am 13. März übergeben. Beim bewaffneten Corps der Nationalgarde eingetreten, hatte er nicht selten Wachdienste zu verrichten; er war es auch, welcher das kaiserliche Constitutionsmanifest, durch die menschengefüllten Gassen Wiens reitend, verlas. So ward

K. bald in Wien eine volksthümliche Persönlichkeit, umsomehr als er sich oft der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte, um im Sinne des Volkes zu wirken. Nach der Revolutionszeit verband sich K. wieder mit dem Theaterdirector Carl, dem er eine große Zahl von Stücken lieferte und nach dessen Tode widmete er in gleicher Weise dem Nachfolger in der Directionsführung, Nestroy, seine Feder, mit dem er ebenfalls einen Vertrag schloß, der aber im J. 1859 gelöst wurde. Noch war K. für das Theater an der Wien und für das Quaitheater in Wien unter Treumann thätig, zog sich jedoch im J. 1862 ganz zurück. Von seiner dramatischen Thätigkeit war fortan wenig mehr zu hören. Wenig beachtet und in dürftigen Lebensverhältnissen starb er am 6. November 1874 in Wien. K. war ein sehr fruchtbarer dramatischer Dichter, weit über 100 ein- oder mehractige Stücke, zumeist Possen, sind seiner Feder zu verdanken. Er besaß ein zweifellos bedeutendes Talent auf dem betretenen Gebiete, doch ist es sehr zu beklagen, daß seine äußeren Verhältnisse ihn zum hastigen Arbeiten zwangen und deshalb der Charakter des Flüchtigen, Oberflächlichen vielen seiner Stücke aufgeprägt erscheint. Seit dem Jahre 1834, in welchem Jahre das Lustspiel „Das Rendezvous“, nach der Umarbeitung „Hans Hasenkopf“ betitelt, entstand, schrieb K. fast alljährlich eine Zahl von Possen und sogenannten „Lebensbildern“, von denen nur die allerbedeutendsten, beziehungsweise charakteristischesten hier angeführt werden können, nämlich: „Liebe und Ehe“, Lustspiel (1839); „Dienstbotenwirthschaft oder Chatoulle und Uhr,“ Posse (1840); „Der Zigeuner in der Steinmetzwerkstätte“, Lebensbild (1841); „Geld“, Posse in 3 Akten nach dem Englischen Bulwers frei bearbeitet (1841); „Der Rastelbinder oder 10000 Gulden“, Posse (1843); „Stadt und Land“, Posse (1844); „Der Krämer und sein Commis“, Posse (1844); „Doctor und Friseur oder die Sucht nach Abenteuern“, Posse (1845); „Sie ist verheirathet“, Lustspiel (1845); „Die Schule des Armen oder zwei Millionen“, Charakterbild (1847); „Ein Fürst“, Charakterbild (1849); „Mönch und Soldat“, Charakterbild (1849); „Junker und Knecht“, Charakterbild (1850); „Verrechnet“, Charakterbild (1851): „Ein Lump“, Posse (1852); „Der letzte Hanswurst“, Zeitgemälde (1853); „Im Dunkeln“, Posse (1853); „Nur romantisch“, Posse (1854); „Ein Sylvesternachts-Spaß“, Gelegenheitsschwank (1854); „Die Frau Wirthin“, Charakterbild (1856); „Etwas Kleines“, Charakterbild (1857); „Ein Jagd-Abenteuer“, Posse (1859); „Mein ist die Welt“, Charakterbild (1860); „Der alte Bader und die jungen Doctoren“, Charakterbild (1861); „Der Billeteur und sein Kind“, Originallustspiel (1862); „Künstler oder Millionär“, Originallustspiel (1863) &c. Kaiser's letzte Stücke behandelten historische Persönlichkeiten meist im Rahmen des Wiener Volkslebens als „geschichtliche Volksstücke“, wie „Pater Abraham a Sancta Clara“, „General Laudon“, „Sonnenfels“. Einige Tage nach Kaiser's Tode wurde sein letztes Lebensbild „Die Brillantenkönigin“ mit großem Beifalle im Theater in der Josefstadt in Wien aufgeführt, dessen Director Fürst sich überhaupt gegen K. sehr pietätvoll benahm. Die meisten von Kaiser's dramatischen Arbeiten sind im Verlage von Pichler oder Wallishauser, nachmals Klemm in Wien, auch im Drucke erschienen. Außerdem veröffentlichte K. eine Biographie des Directors Carl unter dem Titel: „Theaterdirector Carl. Sein Leben und Wirken in München und Wien“ (1854); das Memoirenwerk „Unter 15 Theaterdirectoren“ (1872) und einige „Volksromane“, wie „Ein Pfaffenleben“ (Abraham a Sancta Clara, 1871), „Unter dem alten Fritz und Kaiser Josef“ (1873—74). — Man ersieht schon aus dem Titelverzeichniß der oben angeführten Stücke Kaiser's, daß er sich jener heute z. B. durch O. F. Berg, Ant. Langer, C. Costa und C. Elmar vertretenen Richtung der Wiener Lokalposse zuwandte, die sich hauptsächlich mit dem

Wiener Volksleben beschäftigt. Im Allgemeinen sind seine Arbeiten mit manchen feinen Zügen ausgestattet, und nicht ohne Humor und „Lebenswahrheit in der Erfindung", besonders geben die Possen recht lebendige Spiegelbilder des Wiener Lebens und sind werthvolle Beiträge zur Kenntniß desselben. Obwol von großer Derbheit, haben sich viele dieser Schwänke und Lebensbilder besonders auf österreichischen Bühnen bis heute auf dem Repertoire erhalten.

Wurzbach, Biograph. Lexikon, Bd. X. Anton Schlossar.

Kaiser: Dr. Gottlieb Philipp Christian K., Consistorialrath und Professor der Theologie in Erlangen, geb. am 6. Mai 1781 in Hof, † 1847 in Erlangen, verdienstvoller Theologe der Erlanger Schule, wurde, nachdem er schon verschiedene geistliche Stellen bekleidet und acht Jahre lang seine Kräfte auch im Schuldienste versucht hatte, 1816 Stadtpfarrer in Erlangen und nach dem Tode Berthold's 1822 zweiter Professor der Theologie, nach Vogel's Tode 1834 erster Professor daselbst. Sein Leben bietet, nach Außen betrachtet, wenig Abwechslung, eine desto bedeutendere nach Innen. K., nachdem er geraume Zeit hindurch der rationalistischen Anschauung gehuldigt, wendete sich zu den positiven Lehren des Christenthums zurück, unter deren Einfluß er sich bei seiner Confirmation so glücklich gefühlt hatte. Zu solcher Umkehr war er theils durch seine Erfahrungen an Kranken- und Sterbebetten, theils durch die großen Weltbegebenheiten jener Zeit nach und nach vorbereitet worden. Das geschah während seiner Wirksamkeit als dritter Geistlicher oder Subdiaconus in Müncheberg. Er machte in Erlangen die Erfahrung, daß die Kirchen sich wieder füllten, je mehr er das positive Christenthum in seinen Predigten walten ließ. Aus seiner Amtsthätigkeit als Professor ist anzuführen, daß er sich zur Förderung seiner Zuhörer mehr und mehr an das Wort der Bibel hielt und dadurch mit dem kirchlichen System immer wie mehr befreundet wurde. „Das Mythische", sagt er, „an der Bibel war mir längst zur Fabel geworden und ich lernte bald das Aenigmatische derselben erkennen, indem noch die Ewigkeit an ihren Bildern und Erzählungen zu deuten haben wird." — Ferner sagt er: „ich glaubte in den akademischen Vorträgen dann am meisten meinen Zuhörern zu nützen, wenn ich nach und nach die wichtigsten Theile der ganzen Schrift alten und neuen Testaments erklären und meinen Vorlesungen über systematische und praktische Theologie zu Grunde legen würde." „Es war nun für mich Bedürfniß geworden, den tiefsten Zusammenhang der Offenbarungsschrift von der Genesis bis zur Apokalypse als ein Werk der göttlichen Wahrheit immer aufs neue zu betrachten und es ist mir — Dank sei es der Vorsehung — zu Theil geworden, diesen Plan auszuführen", wobei er sich auf seine fast ganz ungedruckt gebliebene exegetische Arbeit bezieht und hinzusetzt, daß er seit 1832 jene Schrift im evangelischen Seminar erklärte. Das Alles erfahren wir aus einem Manuscript, betitelt „Selbstbiographie und Selbstgeständnisse", welches dem Referenten vom Sohne des verehrten Mannes, dem Herrn Professor der Musik K. in Altdorf, zur Benutzung gütigst ist mitgetheilt worden. In demselben Manuscript sind auch die Schriften des unermüdlichen Mannes verzeichnet, die sich auf nicht weniger als 66 belaufen, freilich zum Theil sehr klein, dabei von sehr verschiedenartigem Inhalte, z. B. „Elegie auf den Tod Max. I.", 1825, eine neue Ausgabe der Metamorphosen Ovid's ꝛc. Sie erstrecken sich vom J. 1795—1847. Von Bedeutung für uns sind die theologischen Schriften „De revelatione universali", 1815; „Entwurf eines Systems der Pastoraltheologie", 1816; „System der christlichen Rhetorik", 1816; „Grundriß eines Systems der neutestamentlichen Hermeneutik", 1817; „De cosmogonia mosaica", 1826 u. A.

Herzog.

Kaiser: Johann Anton K., Dr. med., geb. 1792 zu Gambs im derzeitigen Kanton St. Gallen, bezog im J. 1809 zur Vollendung seiner Vorstudien die höhere Lehranstalt in St. Gallen und hierauf die Universität Freiburg i. Br., wo er sich von 1811 an dem Studium der medicinischen Wissenschaften widmete. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Wien promovirte er 1816 in Landshut, wo er zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation als Thema „die Volksmedicin“ wählte. Vom Stifte Pfävers zum Bade- und Klosterarzt ernannt, nahm er seit dem Jahre 1818 seinen Sitz in Chur, von wo aus er bis an sein Lebensende die Stelle eines Kurarztes, zuerst in Pfävers, später im Hofe Ragaz, besorgte. In dieser seine Wirksamkeit allseitig in Anspruch nehmenden Stellung verfaßte er schon 1827 seine Schrift „Ueber die Heilquellen von Pfävers“, welche noch 1833 und 1843 in neuen Auflagen erschien. Diese gründliche und in edler Popularität abgefaßte Abhandlung war es hauptsächlich, durch welche sich der europäische Ruf der Therme von Pfävers je länger je höher hob. Ebenso gründete er im Einverständniß mit der Klosterverwaltung die noch jetzt bestehende Bade-Armenanstalt, durch deren Mittel es auch ganz armen Kranken ermöglicht wird, die Heilkräfte der Therme zu benutzen. Neben jener Hauptschrift erschienen von ihm außerdem noch Abhandlungen „Ueber die bünderischen Sauerbrunnen“, 1826 und „Die Heilquellen von Tarasp“, 1847. Im J. 1827 trat er in den graubündnerischen Sanitätsrath ein, nachdem er sich in diesem Kanton eingebürgert hatte und verblieb Mitglied dieser Behörde bis an sein Lebensende. Als solches verbesserte er die Medicinalorganisation und förderte das Impfungswesen. Ein weiteres Feld seiner öffentlichen Thätigkeit bildete das Volksschulwesen, das er durch Stiftung eines katholischen Volksschulvereins wesentlich förderte, daher er denn später in den neu geschaffenen Erziehungsrath eintrat. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er in den über der neuen staatlichen Verwaltung des gesammten Schulwesens entstandenen Reibungen der geistlichen und weltlichen Autoritäten stets einen vermittelnden Standpunkt innehielt. Ebenso nahm er auch das kantonale Armenwesen in den Bereich seiner Wirksamkeit auf, und schuf als bleibendes Denkmal seines ebenso humanen wie praktischen Sinnes die kantonale Zwangsarbeitsanstalt, welche auf die Besserung arbeitsscheuer, vagirender und dem Trunke ergebener Personen einzuwirken sucht. Er starb nach kurzer Krankheit am 19. Februar 1853.

Nekrolog im bündn. Monatsblatt, Jahrgang 1853, von Professor Peter Kaiser. Kind.

Kaiser: Peter K., geb. im J. 1795 zu Mauren im Fürstenthum Liechtenstein. Er machte seine Studien auf dem Gymnasium zu Feldkirch und besuchte hierauf die Universität Wien, um sich dort mit philosophischen, historischen und juristischen Studien zu beschäftigen. Von dort zog ihn 1818 Rotteck's Ruf nach Freiburg, wo er bis 1820 verblieb. Von Genf, wo er nach Abgang von Freiburg kurze Zeit an einer wissenschaftlichen Zeitschrift arbeitete, kam er als Lehrer nach Hofwyl, wo er für das Lehrfach der Geschichte angestellt wurde. Nach dreijährigem Aufenthalt in Hofwyl, wo er Gefahr lief wegen seiner burschenschaftlichen Verbindungen in Untersuchung gezogen zu werden, wandte er sich nach Yverdon zu Pestalozzi, fand jedoch die Anstalt bereits in ihrem Verfall und wandte sich nunmehr nach Aarau, woselbst er zu Ende 1826 die Lehrstelle für Geschichte, Geographie und Latein an der Kantonschule erhielt. Hier wirkte er bis Ende 1835, wo es seinen Gegnern, die von den radikalen Ideen jener Jahre geleitet waren, gelang, ihn wegzudrängen, in einer Weise, die nur in völliger Verkennung seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit wie seiner Gewissenhaftigkeit in

Erfüllung seiner Amtspflichten möglich war. Jetzt an die 1833 neu gegründete katholische Kantonschule in Disentis berufen, deren Rector er 1838 wurde, widmete er fortan seine ganze Kraft und Lebenszeit der Jugenderziehung im Kanton Graubünden, dem er 30 Jahre ununterbrochen diente. War er in Aarau von radikaler Seite angefeindet worden, so jetzt umgekehrt von hierarchischer Seite. Allein nichts konnte ihn zum Abweichen von der Bahn der Besonnenheit und Pflichttreue bewegen. Seit dem J. 1842, wo die katholische Kantonschule nach Chur verlegt wurde, wirkte er in Chur, zuerst als Lehrer der katholischen Kantonschule, hierauf als solcher an der vereinigten Schule beider Confessionen. In dieser Stellung schrieb er die 1847 erschienene „Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein nebst Schilderungen aus Currätiens Vorzeit", ein mit vielem Fleiß und genauer Urkundenkenntniß, dennoch in volksfaßlicher Sprache geschriebenes Werk. Unterdessen war er auch für sein Heimathland nicht unthätig. Er hatte dasselbe schon vordem bei wichtigen Unterhandlungen in Wien vertreten und wurde im J. 1848 in das bekannte Frankfurter Parlament als Abgeordneter des Fürstenthums gewählt. Nicht lange jedoch harrte er in jener Versammlung aus, da ihm bald klar wurde, wie wenig Früchte für das deutsche Volk aus jenen Verhandlungen zeitigen würden. Er kehrte auf seinen Lehrstuhl in Chur zurück, dem er bis zu seinem Todesjahr treu blieb. Er starb am 23. Februar 1864. Im Auftrage des Erziehungsrathes erschienen 1852 als viertes Schullesebuch bearbeitet seine „Graubündnerischen Geschichten für die reformirten Volksschulen." Das Erscheinen dieser Arbeit, sowie ihr Gehalt, bietet den besten Beweis für das Vertrauen, das man in die historische Unbefangenheit Kaiser's setzen durfte. Er, der überzeugte Katholik, konnte für die reformirten Volksschulen ein Lehrbuch schreiben. In Anerkennung seiner „Verdienste um die Jugendbildung und Geschichtsforschung" erhielt er von einer kleinen entlegenen Gemeinde das Bürgerrecht und ward ihm in Folge dessen auch das bündnerische Landrecht zu Theil. Seine letzte historische Arbeit waren die als Anhang zu einem Schulprogramm erschienenen „Beiträge zur Geschichte Graubündens", die die Urgeschichte Rätiens bis zur Zeit der Alamannen behandeln.

Kantonschulprogramm von 1864. — Nekrolog in der neuen Bündner Zeitung 1864, Nr. 47. Kind.

Kaiser: Peter Leopold K., Bischof von Mainz, geb. am 3. November 1788 zu Mühlheim bei Offenbach, † am 30. December 1848 zu Mainz. Vorgebildet in der lateinischen Schule zu Miltenberg und an der Lehranstalt zu Aschaffenburg, trat er dort 1810 in das Seminar ein, wurde 1812 zum Priester geweiht, war dann an mehreren Orten als Hülfsgeistlicher thätig, wurde 1817 Pfarrer der neuen katholischen Gemeinde zu Gießen, 1823 Pfarrer in Gernsheim, 1826 in Heppenheim, 1830 Stadtpfarrer in Darmstadt und Mitglied des katholischen Kirchenrathes (nach dessen Aufhebung 1832 Mitglied des Oberschulrathes). Am 10. Januar 1834 promovirte ihn die Gießener theologische Facultät honoris causa zum Dr. theol. Am 6. October 1834 wurde er, nachdem der Domdechant Franz Werner die Wahl abgelehnt hatte, zum Bischof von Mainz gewählt, am 6. April 1835 präconisirt, am 30. Juni consecrirt. Von ultramontaner Seite wurde er mehrfach als zu wenig eifrig in der Vertretung der katholischen Interessen angefeindet, unter Anderem sein Auftreten in der ersten hessischen Kammer im März 1839 bei der Discussion über die Abnahme der Geistlichen, die Verlegung der theologischen Facultät von Gießen nach Mainz, Jesuiten u. dgl. (s. Allg. Ztg. 1839, April). Die Anhänger Ronge's in Offenbach beurtheilten ihn aber sehr unrichtig, wenn sie ihn in einem Promemoria vom 21. Februar

1845 aufforderten, er möge sich an die Spitze der „Reformbewegung“ stellen. Er sprach sich darüber ihren Abgeordneten gegenüber unzweideutig aus („Conferenz des Bischofs von Mainz mit den Abgeordneten der deutsch-katholischen Gemeinde von Offenbach nach den Mittheilungen der letzteren“ und „Authentische Darstellung der vor dem Bischof von Mainz stattgehabten Besprechung mit den Deputirten der Deutschkatholiken von Offenbach“, beide Broschüren 1845), und trat dann entschieden gegen die deutschkatholische Bewegung auf. An der Conferenz der deutschen Bischöfe zu Würzburg im October 1848 nahm K. wegen Krankheit nicht persönlich Theil, sondern ließ sich durch den Domherrn Lennig vertreten. Gedruckt sind von K. nur ein Gesangbuch, 1824, einige Aufsätze in Zeitschriften, Predigten und Hirtenbriefe.

Lennig, Trauerrede auf P. L. Kaiser, 1849. N. Nekr. 1849, 794. Darmst. Kirchenztg. 1845, Nr. 22, 24, 34, 53, 81. Reusch.

Kalb: Charlotte v. K., geb. Marschalk v. Ostheim, als Freundin dreier deutscher Dichter, als Roman- und Memoirenschriftstellerin bekannt geworden. Geboren 1761 auf Schloß Waltershausen im Grabfeld in fränkischer Landschaft, wurde sie schon bei ihrer Geburt, weil man einen Sohn erwartete, mit den Worten empfangen: „Du solltest nicht da sein!“ und das Gefühl der Heimathlosigkeit hat sie ihr ganzes Leben hindurch nicht verlassen. Schon als Kind scheu und verschlossen, ungraziös und nachlässig in ihrem Aeußeren, erzeugten frühe Einflüsse des Pietismus und Katholicismus in ihr eine krankhafte Erregbarkeit der Empfindungen. Weder von ihrer Mutter noch von ihrem Vater kann sie in ihren Memoiren ein greifbares Bild geben; mehr mit weichlicher Sentimentalität als offener kindlicher Neigung scheint sie sich an ihre Eltern angeschlossen zu haben. Nach einander verlor sie in den Jahren 1768 und 1769 beide Eltern. Die Thüren des väterlichen Schlosses wurden hinter den Geschwistern zugeschlagen; und fast abenteuerlich führt nun das Schicksal Charlotte auf endlosen Wanderungen hin und her. Im Hause von Verwandten und Bekannten wird sie mehr äußerlich erzogen, als innerlich gebildet. Die Theilnahmslosigkeit ihrer Umgebung für ihr inneres Gemüthsleben treibt sie immer mehr in sich selbst zurück. Sie erscheint theilnahmlos, unfreundlich, kalt und störrig nach Außen, während in der Einsamkeit ihre Thränen so reichlich fließen, daß sie sagen konnte: „Schon als Kind habe ich ausgeweint.“ Eine leidenschaftliche Heftigkeit, eine nervöse Reizbarkeit ihrer Natur nimmt mit den Jahren immer mehr zu. Im November 1781 wird ihre älteste Schwester einem ungeliebten Manne verbunden; ein Jahr darauf stirbt sie, während gleichzeitig der einzige Bruder in einer Art von Zweikampf zu Grunde geht. Die Verwaltung des Ostheim'schen Vermögens erfordert einen sicheren, in Geschäften erfahrenen Mann. Einen solchen glaubt der Vormund der Schwestern in dem ehemaligen Weimar'schen Präsidenten v. Kalb gefunden zu haben, und Charlottens jüngere Schwester Lore reicht dem viel älteren, ihr mehr als gleichgültigen Manne die Hand. Der Präsident v. Kalb, der mit dieser Heirath nur den zerrütteten Vermögensverhältnissen seiner Familie wieder aufhelfen wollte, findet zum ersprießlichen Operiren eine Zusammenhaltung des ganzen Vermögens in einer Hand für nothwendig, und einen Monat nach ihrer Bekanntschaft mit dem jüngeren Bruder des Präsidenten, dem Offizier in französischen Diensten Heinrich v. K., wird Charlotte mit ihm ehelich verbunden (October 1783). Auch hier hatte weder Wunsch noch Neigung, nur Standes- und Vermögensinteresse und der willenlose Gleichmuth des Leidens, der allen Schwestern eigen gewesen zu sein scheint, den Bund gestiftet. Einem Manne, der die Welt gesehen hatte, stand Charlotte gegenüber, deren Blick nur in das

Innere gekehrt war, einem abenteuernden Soldaten die Schwärmerin. Nachdem sie den ersten Winter ihrer Ehe in Baireuth verlebt hatte, folgte sie im Frühjahr 1784 ihrem Gemahl nach Landau im Elsaß in die Garnison. Auf der Durchreise durch Mannheim (Anfangs Mai 1784) traf Charlotte zum ersten Male mit Schiller zusammen. Anfangs August nahm sie, um ihre nahe Niederkunft zu erwarten, bleibenden Aufenthalt in Mannheim; in diese Zeit bis zu Schiller's Abreise nach Leipzig (April 1785) fällt ihr vielbesprochenes Verhältniß zu Schiller. Frau v. K. hat Schiller in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt; ihrer Empfehlung verdankte er sein erstes Zusammentreffen mit Karl August am Darmstädtischen Hofe. Sie hat auch auf seine Dichtung fördernd eingewirkt, indem sie Schiller auf die großen Tragiker der Franzosen hinwies, welche ihr genau bekannt waren und nun auch für Schiller's nächstfolgende Dichtung (Don Carlos) von bedeutendem Einfluß wurden. Sie wurde ferner das Vorbild für die Königin im Carlos und noch mehr für die Prinzessin Eboli, welche einen bedeutenden Fortschritt Schiller's in Darstellung weiblicher Charaktere nicht verkennen lassen. Einen leidenschaftlichen Charakter scheint das Verhältniß erst angenommen zu haben, als Schiller seine Absicht, Mannheim zu verlassen, bekannt gab. Die Jugendgedichte Schiller's „Freigeisterei der Leidenschaft“ und die „Resignation“ geben den Ton und Charakter seines damaligen Verhältnisses zur Frau v. K. getreu wieder; das letztere stellt nur die Kehrseite einer Liebe hin, deren Ziel die Ewigkeit, deren Hoffnung der Glaube an die Unsterblichkeit war. Der „Riesenkampf der Pflicht“ war durchgekämpft, als Schiller im Frühjahr 1785 Mannheim verließ. Charlotte zog im Frühjahr 1786 auf das Gut ihres Schwiegervaters, Kalbrieth in Thüringen. Eines zunehmenden Augenleidens wegen suchte sie im Frühjahr 1787 in Gotha gesellschaftliche Zerstreuung, um bald darauf nach Weimar überzusiedeln, wo sie wieder mit Schiller zusammentraf. In der Einsamkeit hatte Charlotte das Bild Schiller's noch mehr in ihrem Herzen befestigt. Sie nahm das alte Verhältniß bei dem Punkte wieder auf, wo es in Mannheim abgebrochen worden war. Schillern dagegen war es nur mehr um unerschütterliche Freundschaft zu thun; er trat ihr gereifter entgegen und wartete vergebens, bis eine ruhigere Stimmung bei Charlotte ihm den Genuß ihrer Freundschaft ermöglichen sollte. Als Schiller's Absichten auf Lotte v. Lengefeld ernst zu werden begannen, faßte Charlotte, ihres Sieges gewiß, den leidenschaftlichen Entschluß, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ein intimeres Verhältniß, wol eine Heirath, mit Schiller einzugehen. Unglücklicherweise war Schillern durch seine nahen Beziehungen zu Lotte Lengefeld, welche vor der Hand Geheimniß bleiben sollten, die Zunge gebunden. Er konnte nichts thun, als der leidenschaftlichen Freundin auszuweichen suchen und ihr damit deutlich zu verstehen geben, daß er mit ihrem Plane nicht einverstanden sei. Aber noch als Charlotte Schiller's Verlobung erfuhr, konnte sie sein Herz nicht aufgeben. Bis an die Stufen des Traualtars folgt sie ihm mit ihren Plänen und Absichten; wenige Tage vor seiner Hochzeit will sie Schiller oder, da dies fehlschlägt, seine Braut zu einer persönlichen Unterredung zwingen. Als Schiller Mitte Februar von Jena nach Erfurt zu seiner Trauung reiste, scheint er ihr auf seiner Durchreise durch Weimar ihre Briefe zurückgeschickt zu haben. Charlotte verbrannte sie noch in demselben Jahre, nur zwei Briefe haben sich aus der Zeit ihres intimeren Verkehrs mit Schiller erhalten (abgedruckt in Schnorr's v. Karolsfeld Archiv für Litteraturgeschichte VIII. 423 und in der Neuen freien Presse vom 3. October 1876, Nr. 4349). Bald nach Schiller's Verheirathung suchte Charlotte auf etwas zudringliche Weise seine alte Freundschaft wieder zu gewinnen. Schiller verhielt sich kalt, und erst als Charlotte

ihre Schwärmerei von dem Menschen ab- und auf den Dichter des Wallenstein wandte, trat er ihr einen Schritt entgegen. Er dankt ihr jetzt in gerechter Würdigung ihres früheren Verhältnisses für die Theilnahme, welche sie einst seinem noch unentwickelten, mit dem Stoffe ringenden Talente bewiesen habe. Gegen Ende 1792 verließ Charlotte Weimar und zog sich auf ihr Gut Waltershausen zurück, wo sie mit der Erziehung ihrer Kinder und kleineren ökonomischen Beschäftigungen ihre Zeit ausgefüllt zu haben scheint. Den überspannten Ideen, welche Frau v. K. sich in der Einsamkeit von einem würdigen Erzieher in den Kopf gesetzt hatte, suchte Schiller zu genügen, indem er ihr den Dichter Hölderlin empfahl, der von Ende October 1793 bis Ende 1794 in ihrem Hause lebte und sich durch ihre mütterliche Theilnahme und die Energie ihres Geistes gekräftigt fühlte. Von 1794 bis 1799 lebte sie, der Gefahr des Erblindens nahe, größtentheils in Weimar. Nachdem sie durch den unglücklichen Ausgang ihres Verhältnisses mit Schiller ihre idealischen Ingredienzien eingebüßt hatte, wurde sie (mit Goethe und Schiller zu reden) immer materieller. Zunächst scheint sich ein leidlicheres Verhältniß mit ihrem Gatten hergestellt zu haben, dem sie in den Jahren 1790—1795 drei Kinder gebar. Dann aber warf sie sich dem Dichter Jean Paul, den sie, wie einstmals Schiller, 1796 in die Weimarer Gesellschaft eingeführt hatte und der sie als Titanide verherrlichte, förmlich in die Arme und dachte wieder an eine Trennung von ihrem Gatten. Anfangs 1800 war sie wieder in Meiningen, wo sie sich mit dem Plane trug eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu gründen; 1801 lebte sie abwechselnd in Offenbach, Wiesbaden, Erlangen und Mannheim. Im J. 1802 kam sie wieder nach Weimar, zog aber den folgenden Winter nach Homburg. Ihr geistiger Zustand war schon in dieser Zeit ein beklagenswerther und wurde von Seiten der Kalb's gelegentlich als Narrheit ausgegeben. Immer mehr neigte sie zum Epikuräismus und Hand in Hand damit zum Pietismus. Auch als Schriftstellerin versuchte sie sich in diesen Jahren. Ihr mystischer Roman „Cornelia" (1851 als Manuscript für Freunde gedruckt), den sie durch eine dritte Hand Schiller zuschicken ließ und mit einer Vorrede ihres alten Freundes ins Publikum bringen wollte, scheint ganz in dem dunklen, verworrenen Tone geschrieben, in welchem sie später die Memoiren dictirte. Auch hier bilden undeutlich dargestellte oder absichtlich verwischte wirkliche Erlebnisse den Inhalt der Erzählung. Traurige Schicksale brachen seit 1804 in rascher Aufeinanderfolge über Charlotte herein. Seit ihrer Vermählung hatte der Präsident v. K. der willensschwachen Frau eine Verschreibung nach der anderen entlockt und ihr ganzes Vermögen auf die Führung eines Processes verwendet, der 1804 definitiv verloren wurde. In demselben Jahre zog sie nach Berlin, wo sie von einem kleinen Handel mit Spitzen, russischem Thee u. dgl. kümmerlich lebte und oft in die drückendste Noth gerieth. 1806 erschoß sich ihr Gemahl in München; der älteste Sohn starb denselben Tod und auch den jüngeren überlebte die Mutter, nur eine Tochter stand Charlotte am Abend ihres Lebens zur Seite. An Hufeland und Fichte fand sie in Berlin treue Freunde; nachdem sie einige Zeit in Frankfurt und Würzburg gelebt hatte, kehrte sie dorthin zurück. 1820 erblindete sie vollständig und erhielt auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen im königlichen Schlosse zu Berlin eine Wohnung, in der sie, nahezu 80 Jahre alt, ihre Memoiren dictirte. In einem dunkeln, orakelhaften Stile, dem die pathetisch anhebende invertirte Wortstellung die gewöhnliche ist, erzählt sie frei aus dem Gedächtnisse ihre Lebensgeschichte bis zum Jahre 1791. Die Thatsachen fließen ihr durcheinander; an absichtlicher Verhüllung fehlt es nicht; eine dichterische, fast biblische, mit Citaten durchtränkte Darstellung macht die Benutzung der Memoiren als einer

litteratur-geschichtlichen Quelle nur bei strengster Kritik möglich. Charlotte v. K. starb am 12. Mai 1843.

Charlotte (für die Freunde der Verewigten). Gedenkblätter an Charlotte v. Kalb, herausgegeben von Emil Palleske. Stuttgart, Krabbe 1879. Vgl. die Recension im Anzeiger für deutsches Alterthum VI, 181 ff. — Ernst Köpke, Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin, Hertz 1852. — Hermann Sauppe, Charlotte v. Kalb, Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst, herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade, Bd. I S. 372 ff. — A. Stahr, Schiller's Frauengestalten; Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte 1876, Nr. 245 S. 246 ff. — Palleske, Leben Schiller's. — Hugo Wittmann in der Wiener Neuen freien Presse vom 3. October 1876 Nr. 4349; 5. October Nr. 4351; 10. October Nr. 4356; 12. October Nr. 4358. (Trotz der heftigen Angriffe, welche Wittmann's Darstellung in der Einleitung zu den Memoiren von Palleske erfahren hat, wird die unparteiische wissenschaftliche Forschung derselben in ihren Hauptzügen beistimmen müssen). — Edlinger's Litteraturblatt (Wien), 1879, Bd. III Nr. 3 S. 31 f., Nr. 7 S. 121. — Denkwürdigkeiten a. d. Leben von Jean Paul Friedrich Richter, Bd. II S. 1—93 (Briefwechsel Jean Paul's mit Charlotte v. K., 1796—1810). — Heinr. Düntzer, Zur deutsch. Litter. u. Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Erstes Bdchn. S. 152 f.; zweites Bdchn. S. 153 f. Minor.

Kalchberg: Johann Ritter von K., geb. am 15. März 1765 auf dem Schlosse Pichl im Mürzthale der Steiermark, † am 3. Febr. 1827 in Graz, erhielt den ersten Unterricht auf dem väterlichen Schlosse, später von einem benachbarten Pfarrer in Hohenwang; da der Vater bald starb, kam K. in das Seminarium nach Graz, welches damals unter der Leitung des für die Jugendbildung so einflußreichen gelehrten Theologen Royko stand. Es waren hier insbesondere historische Studien, sowie die Lectüre der eben damals auftretenden deutschen klassischen Dichter, denen sich K. mit steigendem Eifer hingab, während er als Fachstudium das der Rechte betrieb. 1785 in den öffentlichen Dienst getreten, verließ er denselben doch bald wieder aus Abneigung gegen den trockenen Geschäftsgang. Seit 1790 schon zum zweitenmale verehelicht lebte er, nachdem er eine Reise nach Oberitalien unternommen, auf dem väterlichen Schlosse Pichl, das er aber später verkaufen mußte; dann auf den beiden steiermärkischen Herrschaften Wildbach und Feilhofen, die er nach einander gekauft und ebenfalls wieder veräußerte. 1791 wählten die steiermärkischen Stände K., der sich als Dichter und Geschichtschreiber schon einen Namen gemacht, zum Ausschußrath. Er legte die Stelle zwar bald nieder, wurde aber im J. 1796 abermals gewählt und beschloß, sich nun ganz dem Dienste seines Vaterlandes zu widmen, zu welchem Behufe er in der Folge auch ganz nach Graz übersiedelte. Hier war er für das Wohl des Landes und seiner Mitbürger unermüdlich thätig; er nahm sich mit Wärme der Ordnung der heimischen Archivalien an, betrieb eifrig historische Forschungen und lenkte dadurch auch die Blicke des Erzherzogs Johann auf sich, welcher damals zuerst seine Aufmerksamkeit der Hebung des Culturlebens in der Steiermark zuwandte. K. wurde vom Erzherzog als Mit-Curator des Gelehrteninstitutes Joanneum ernannt, welches, obgleich Erzherzog Johanns eigenste Schöpfung, doch auch der warmen Hingebung Kalchberg's sehr viel verdankt. Welches Vertrauen letzterem der Erzherzog geschenkt, beweist der umfangreiche (von mir herausgegebene) Briefwechsel zwischen dem Prinzen und K. Im J. 1810 wurde K. von den Ständen zum

zweiten Verordneten des Ritterstandes gewählt, ebenso im J. 1816; im folgenden Jahre rückte er zum ersten Verordneten vor. Auch in seiner Stellung als Landesbeamter war er unermüdlich thätig; seine trefflichen Referate sind oft geradezu werthvolle historische Arbeiten zu nennen; er verbrachte in unermüdlichem Fleiße nicht selten ganze Nächte am Schreibtische. Hierdurch aber wurde seine Gesundheit zerrüttet; da er in Folge verschiedener Unglücksfälle auch sein einstiges nicht unbedeutendes Vermögen einbüßte, bemächtigte sich seiner tiefe Melancholie und er starb geistig und körperlich gebrochen in Graz, wo sich auf seinen besonderen Wunsch an der historisch interessanten Kirche des deutschen Ordens, insgemein „Leechkirche“ genannt, seine Grabstätte befindet. K. hat als Dichter und Historiker relativ Bedeutendes geleistet. In Steiermark war er der erste, welcher den seit Jahrhunderten entschlafenen Sinn für Poesie wieder neu weckte. Seine Gedichte (1788) zeigen den Einfluß der Lectüre unserer klassischen Dichter, unter den lyrischen und epischen Dichtungen findet sich manches nicht üble. Das meiste Talent aber zeigt er im Drama. Unter den gleichzeitigen österreichischen Dramatikern ist er wenigstens der bedeutendste. Seine Dramen, namentlich „Die Tempelherren“ (1788) und „Die deutschen Ritter in Accon“ (1796) lassen vielfach Lessing's Einfluß erkennen. In Folge seiner poetischen Arbeiten wurde K. auch zum Mitgliede der arkadischen Gesellschaft in Rom und zum „vornehmen Mitgliede“ der deutschen Gesellschaft in Jena ernannt. Besondere Beachtung verdient es auch, daß K. zuerst die Geschichte seines engeren Vaterlandes zum Vorwurfe seiner Arbeit wählte und in Gedichten, Erzählungen und Dramen dieselbe populär zu machen suchte. Er hatte damit auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Geschichte Steiermarks gelenkt. Von den Dramen, welche hieher gehören, sind zu nennen: seine Jugendarbeit „Agnes, Gräfin von Habsburg“ (1776), umgearbeitet in den Sämmtl. Werken unter dem Titel: „Wülfing von Stubenberg“; die zwei Schauspiele, welche unter dem Collectivtitel: „Die Grafen von Cilli“ (1790 und 1793) erschienen, „Die Ritterempörung“ (1792, in den Sämmtl. Werken unter dem Titel: „Andreas Baumkircher“, eine dramatische Bearbeitung der sagenhaften Geschichte dieses Helden, die heute noch in Steiermark überaus populär ist). Von minderem Werthe sind die Dramen: „Maria Theresia“ und „Attila, König der Hunnen“. Besonders zu erwähnen ist auch eine Art Musenalmanach, den K. unter dem Titel: „Früchte vaterländischer Musen“ (Grätz 1789—90, 2 Bdchn.) herausgab und damit zur Förderung des poetischen Lebens in Steiermark nicht wenig beitrug, auch sei hier angemerkt, daß er mit Schiller in Verbindung stand, der in der „Thalia“ (1793, IV. Stück) die dramatischen „Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten“ zum Abdrucke brachte. In den „Historischen Skizzen“ (2 Bde. 1800) hat K. im Gewande kleinerer Erzählungen Gegenstände aus der deutschen und insbesondere wieder aus der heimischen Geschichte behandelt, die sich eines großen Leserkreises erfreuten. Aber auch archivalische Forschungen betrieb K., wie seine Einleitung zum „Andreas Baumkircher“ und insbesondere seine treffliche Arbeit „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks“ zeigen. Ebenso haben einige steirische Reisebriefe („Das Mürzthal“ rc.) historischen und ethnographischen Werth.

Wurzbach, Biogr. Lex. X. Kehrein, Biograph. litterar. Lexikon (Zürich 1868) I. J. B. v. Winklern, Biogr. u. litt. Nachrichten v. d. Schriftstellern . . . in . . . Steiermark. Vgl. ferner: A. Schlossar, Inneröstерr. Stadtleben (Wien 1877) und desselben Biographie Kalchberg's in den Mittheilungen des hist. Vereins f. Steiermark, XXVI. Heft (Graz 1878). Sämmtliche Werke Kalchberg's in 9 Bänden erschienen 1816—17 in Wien. Eine

Neuausgabe in Auswahl mit Benutzung des Nachlasses und mit eingehender Biographie veranstaltete der Unterzeichnete Wien 1878—79. 4 Bde.

Anton Schlossar.

Kalckstein: Christian Ludwig von K., einer der Hauptführer der Stände des Herzogthums Preußen in deren Kämpfen um ihre „Libertät" gegen die Bestrebungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, seine Souveränetät dort zur Geltung zu bringen, diente zuerst unter Turenne, ward von diesem seiner schlechten Aufführung wegen von der Armee entfernt, ging dann in polnische Dienste, war eine Zeitlang in moskowitischer Gefangenschaft und wurde um 1655 vom Kurfürsten zum Oberst über 1000 Mann zu Fuß und 600 Dragoner ernannt, außerdem erhielt er die Hauptmannschaft zu Oletzko. Der Kurfürst hoffte um so mehr durch solche Gunstbezeigungen seine Partei unter dem preußischen Adel zu verstärken, als er dadurch zugleich Kalckstein's Vater, den Generallieutenant Albrecht von K. auf Knauten, die Seele der Umtriebe gegen das brandenburgische Regiment, welcher indeß ein so verstecktes Spiel trieb, daß der Kurfürst ihn für einen seiner Anhänger hielt, noch inniger an sich zu fesseln dachte. Der Oberst hauste aber auf Oletzko so übel, daß Fürst Boguslaw Radziwill, der Statthalter in Preußen, schon 1659 eine Untersuchung wider ihn einleitete und daß er im Herbst 1660 wegen brutalen Mißbrauches seiner Amtsgewalt, welche er ganz im eigenen Interesse ausbeutete, vom Dienste suspendirt wurde. Rachebrütend ging er nach Polen, von wo man Beistand gegen die kurfürstlichen Bestrebungen erwartete, doch gelang ihm nicht, den Fürsten Paul Sapieha, bei dessen Heere wir ihn 1663 finden, zum Einfall in das Herzogthum zu bestimmen. Da starb am 26. Mai 1667 sein Vater. Zwischen den hinterlassenen Kindern entstand Streit über die Erbschaft und in Veranlassung davon brachte Kalckstein's Bruder, der Oberstlieutenant Christian Albrecht von K. eine Denunciation wegen Majestätsverbrechens wider ihn ein. Die Untersuchung förderte eine Reihe von beleidigenden Aeußerungen über den Kurfürsten und von Drohungen gegen dessen Person, welche der Oberst gethan, an den Tag und enthüllte dessen Gelüste mit polnischer Hülfe die alten Zustände in Preußen herzustellen; sie gewährte zugleich einen erschreckenden Einblick in die Verhältnisse, das Leben und Treiben der ganzen Familie, deren Mitglieder einander alle möglichen Verbrechen und Schandthaten vorwarfen; die Proceßakten bieten ein Bild von Zuständen wie in Sodom und Gomorrha. Der im J. 1668 gefällte Spruch einer für diesen Zweck eigens berufenen Kommission lautete auf lebenslängliches Gefängniß; der Kurfürst setzte die Strafe auf Zahlung von 10000 Thlrn. und auf Abtretung der Elensjagd innerhalb der Knauten'schen Güter herab, ermäßigte auch die Strafsumme später auf die Hälfte. Gegen die Versicherung, daß er bis zum 27. April 1669 zahlen werde, setzte man K. in Freiheit. Er ließ den Termin indeß verstreichen, bezahlte später einmal 333 Thaler „um seinen guten Willen zu zeigen", suchte aber sonst der übernommenen Verpflichtung sich dauernd zu entziehen und entwich endlich, als das Mahnen der Regierung zu Königsberg immer dringender wurde, am 10. März 1670 nach Polen; vier Männer schleppten mit Mühe eine Geldkiste auf den Schlitten, der ihn von Knauten wegführte. Seine Agitationen, um eine Einmischung Polens in die preußischen Händel herbeizuführen, wurden immer offener, seine Sprache immer heftiger; auf des Kurfürsten Antrieb aus Warschau entfernt, von der polnischen Armee weggewiesen, als bekannt wurde, daß er derselbe K. sei, der schon zweimal als Schelm fortgejagt worden, das letzte Mal als er mit 200 Reitern und der Regimentskasse von 20000 Gulden sich aus

dem Staube gemacht habe, kehrte er bald nach Warschau zurück, wo im September 1670 der Reichstag versammelt war und bestürmte, von den Jesuiten unterstützt, welche ihn, den Convertiten, begünstigten, diesen, wie den König Michael Korybut, mit Klageschriften und mit Bitten um Hülfe gegen den Kurfürsten. Er geberdete sich dabei als den Vertreter der preußischen Stände, ein Verfahren, welches ihm später vornehmlich zur Last gelegt wurde. Der Kurfürst drang auf seine Auslieferung; als diese Bemühungen vergeblich blieben und die Gefahr immer größer wurde, entschloß er sich zu einem Gewaltstreiche. — K. hatte sich gleichzeitig mit dem brandenburgischen Residenten in Warschau, Eusebius von Brandt in Verbindung gesetzt, um durch diesen die Erlaubniß zu straffreier Rückkehr nach Preußen zu erlangen; im Vertrauen auf einen vom Könige von Polen ihm ausgestellten Schutzbrief kam er mehrfach in Brandt's Wohnung, anfangs von Bewaffneten begleitet, dann allein. Da ließ ihn dieser durch brandenburgische Reiter unter Rittmeister Montgommery, welche der Statthalter von Preußen, Herzog von Croy, zu diesem Zwecke nach Polen gesandt und die der Resident heimlich in sein Haus aufgenommen hatte, überwältigen, geknebelt in einen Wagen setzen und über die Grenze nach Memel bringen; am 9. December wurde er dort abgeliefert. Die Polen geriethen in heftige Erregung; der Kurfürst mußte gegen Brandt und Montgommery ein gerichtliches Verfahren einleiten, als dieses aber zum Schluß kam und die Angeklagten verurtheilte, waren sie längst in Sicherheit, militärische Hülfe, welche der Kurfürst schon im Sommer 1672 der Adelsrepublik gegen die drohende Türkengefahr brachte, machte die ohnmächtigen Zornesausbrüche der Polen bald verstummen. Brandt ließ eine Schrift: „Ludovici K....i mores & fata“ (1 Band in 4°) drucken, welche die Bestimmung hatte, den Oberst in Polen ganz zu discreditiren. Zu Feststellung seiner Schuld wurde trotz Einspruches der Stände und der gewichtigen Bedenken, welche von anderen Seiten gegen ein so gewaltsames Vorgehen geltend gemacht wurden, wie das vorige Mal eine besondere Commission bestellt; auf der Folter, deren Anwendung ein kurfürstliches Rescript vom 27. März der zögernden Kommission „ohne weiteres Cunctiren“ anbefahl, gestand er am 11. April 1671 die Wahrheit der gegen ihn erhobenen Anklagen zu; die zur Fällung des Urtheils von neuem berufene Commission vom J. 1668 erkannte nach langem Zaudern und Widerstreben am 8. Jan. 1672 mit allen gegen eine Stimme wegen Eidbruchs, Hochverraths und Majestätsbeleidigung auf den Tod durch das Schwert und Verlust aller Güter nach dem Reverse von 1668. Die Vollstreckung des Spruches verzögerte sich; monatelang verschob Friedrich Wilhelm die Bestätigung; erst als er zum Kriege gegen Frankreich aufbrach, erfolgte dieselbe, und am 8. Novbr. 1672 geschah zu Memel die Vollstreckung, ein Gewaltact, aber eine Handlung des politischen Nothrechtes, welche der Welt zeigte, daß die Souveränetät in Preußen wirklich bestand und daß der Kurfürst entschlossen war, sie durchzuführen. Nirgends findet sich eine Andeutung, daß dieser Fürst an der Ueberzeugung von seinem Rechte und von seiner Pflicht so zu handeln, wie er handelte, je irre geworden sei.

J. G. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, 3. Theil, 2. und 5. Abth. Leipzig 1863, 1865. Toeppen.

Kalckstein: Christoph Wilh. von K., geb. 17. Octbr. 1682 zu Ottlau im Herzogthum Preußen, † am 11. Juni 1759 zu Berlin; preuß. Feldmarschall, Erbherr auf Knauten und Wogau. Anfänglich stand er in hessischem Dienste. Als Adjutant des Erbprinzen, nachherigen Königs von Schweden, Theilnehmer

am spanischen Erbfolgekriege, zeichnete K. sich aus am Tage von Malplaquet. Vor Stralsund, 1715, wurde er dem König Friedr. Wilh. I. vortheilhaft bekannt und demnächst ins preußische Fußvolk eingereiht als Oberstlieutenant. Vom 13. August 1718 bis 28. März 1729 bekleidete K., im Oberstenrang, neben dem General der Infanterie Reichsgraf v. Finckenstein, das Amt eines kronprinzlichen Erziehers. Am 27. März 1729 erfolgte Kalckstein's Ernennung zum Regimentschef. König Friedrich ertheilte ihm 1741 für die Einnahme von Brieg den großen Orden und das Gouvernement von Glogau. K. verdankte seinen weiteren guten Kriegsdiensten den Feldmarschallstab, den 24. Mai 1747, und im J. 1752 eine Gehaltszulage von 1000 Thlrn. jährlich. Der König, die schwache Gesundheit und den fortdauernd großen Berufseifer Kalckstein's berücksichtigend, gestattete ihm fortan, sich alljährlich mehrere Monate auf seinen Gütern aufzuhalten. Bei Kriegsausbruch 1756 wurde K. vom Felddienst entbunden. Nach dem Tode des „Prinzen von Preußen" übertrug der Monarch in schmeichelhafter Weise (d. d. Lager bei Proßnitz 21. Juni 1758) K. die Ueberwachung der Erziehung der beiden hinterbliebenen Söhne jenes Prinzen (vgl. Cramer, „Zur Gesch. Friedr. Wilhelms I. und Friedrich II." Dritte Auflage, Leipzig 1835, S. 151). Als K. gestorben, schrieb Friedrich, in Reichhennersdorf den 6. Juni 1759, an seinen Bruder Heinrich: „Voilà le cher maréchal Kalckstein mort — le modèle d'un honnête homme et d'un citoyen attaché de cœur et d'âme à sa patrie." — Es erübrigt, anzufügen, daß der Feldmarschall sich angelegen sein ließ, bei seinem Regiment dasjenige Element zu festigen, welches der schweren Arbeit am 5. Decbr. 1757 eine starke Hülfe und eine höhere Weihe gewährte. Außerdem sorgte K., als Regimentschef, dafür daß jeder bei seiner Truppe des Lesens und Schreibens Unkundige sorgfältigen Unterricht erhalte. K. selbst verband mit ungeheuchelter Strenggläubigkeit und mustergültiger Berufsliebe eine große Belesenheit und tiefe Einsicht in die Rechtskunde und Staatsverwaltung. Seine schriftlichen Befehle zeichnen sich aus durch Kürze und Klarheit.

Graf Lippe.

Kalckstein: Ludwig Karl von K. Als jüngster Sohn des Feldmarschalls Christoph Wilhelm v. K. am 10. März 1725 zu Berlin geboren wurde K. für den Soldatenstand bestimmt. Vor dem Feldzuge von 1742 dem Könige vorgestellt, erhielt er die Erlaubniß der Campagne als Freiwilliger beizuwohnen. In der Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742) that er bei seinem Vater, damals Generallieutenant, Adjutantendienste, lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Generalfeldzeugmeisters Grafen von Schmettau auf sich, ward von diesem dem Könige empfohlen und alsbald beim Regimente des Vaters als Fähnrich angestellt. Der zweite schlesische Krieg führte ihn nach Böhmen, wo er der Belagerung von Prag beiwohnte, und nach Oberschlesien. Nach geschlossenem Frieden wurde er bei seinem Regimente in Berlin Lieutenant. 1747 nach Königsberg zum Regiment v. Flans (dem jetzigen 5. Grenadierregiment) versetzt, ward K. 1752 Premierlieutenant. Im Feldzuge 1757 befand er sich in Preußen bei der Armee des Feldmarschalls v. Lehwald, focht (30. August) in der Schlacht bei Groß-Jägerndorf, marschirte dann nach Pommern, ward 1758 Hauptmann im Freibataillon v. Hard und machte dann unter Manteuffel den Feldzug gegen die Schweden mit Auszeichnung mit. Noch in demselben Jahre wurde er Major, vertheidigte beim Ueberfall von Anklam die Brücke, wurde gefangen, nach 14 Tagen ausgewechselt, bei Taschenberg in der Ukermark nach tapferster Gegenwehr abermals gefangen, bald wiederum ausgewechselt, alsbald Commandeur eines aus allen Feldregimentern formirten Bataillons, welches sich namentlich vor Kolberg sehr

hervorthat. 1761 erhielt er ein Grenadierbataillon, an dessen Spitze er in Mecklenburg eindrang und sich im Gefecht bei Malchin (23. Decbr.) auszeichnete. Nach dem mit Rußland und Schweden geschlossenen Frieden wurde K. zur Armee des Prinzen Heinrich versetzt und führte unter Seidlitz und Stolberg die Avantgarde gegen die Reichsarmee. Beim Einfall in Böhmen führte er bei Teplitz (2. August) den ersten Stoß, sein Bataillon hatte 270 Mann Verlust. K. verlor ein Pferd unter dem Leibe, wurde gefangen und kehrte, im Herbst ausgewechselt, nach Oschatz zu seinem Bataillon zurück, mit welchem er, nach geschlossenem Frieden, in die alte Garnison Berlin einrückte. Im April 1763 wurde er Bataillonscommandeur im Regiment Prinz Heinrich. 1764 Johanniter-Ritter, 1767 Oberstlieutenant, 1771 Oberst und im folgenden Jahre Regimentscommandeur, 1778 am 2. April Chef des Regiments Jung-Stutterheim und General. Im bairischen Erbfolgekriege führte er die Avantgarde der Armee des Prinzen Heinrich. 1779 nach Magdeburg zurückgekehrt, nahm er 1784 den Abschied. Doch trat er unter Friedrich Wilhelm II. mit einem Patent vom 6. Mai 1786 als Generallieutenant und Chef des Regiments v. Zaremba wieder in die Armee ein, ward 1789 Gouverneur von Magdeburg, am 6. Januar 1794 General der Infanterie, dann am 21. Mai 1798 General-Feldmarschall und nach dem Tode Herzog Ferdinands von Braunschweig Domdechant von Magdeburg. — K. war zwei Mal vermählt, 1) mit Henriette Auguste, Tochter des Ministers Friedrich Wilhelm v. Borck, 2) mit Sophie v. Biedersee, verwittweten Majorin v. Meyerink. Er starb im J. 1800.

(König,) Biograph. Lexikon II, S. 281; Schröter-Seifart, Kriegsgeschichte der Preußen. Handschriftliche Quellen im Geheimen Staatsarchive.

Ernst Friedlaender.

Kalcoven: Jodocus K. (Calcoven, Jodocus Calcovius: Jost), kölnischer Buchhändler und Buchdrucker im 17. Jahrhundert. Sein Geburtsjahr sowie sein Vorleben sind unbekannt, als Ort seiner Geburt darf aber unbeanstandet Köln angenommen werden. Sein Name galt lange Zeit, und noch Adelung in seinem Gelehrten-Lexikon II, 32 theilt diesen Irrthum, als ein fingirter, als welcher er lediglich für niederländische Buchdrucker und Buchhändler den Vertrieb katholischer Artikel in Deutschland besorgt habe. Neuere Forschungen haben das Gegentheil gelehrt und so wie von 1622—1655 Cornelius von Egmond in Köln eine Art von Verlags-Commanditgeschäft für die Amsterdamer Elzevirs, so führte K. in Köln von 1641—1666 ein ähnliches für die beiden Amsterdamer Wilhelm und Johannes Blaeu (Blaeuw). Allerdings gab es bereits seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Köln einige in der That fingirte Firmen, wie „Cologne chez Pierre Marteau“ und in „Köln bei Peter Hammer“, aber auch diese verdanken, wie die ächte des K. nicht einem reinen Zufall ihre Entstehung, sondern haben einen historischen Hintergrund. Manche Autoren nämlich, deren Werke in Belgien von der spanischen Censur beanstandet wurden, wandten sich mit ihnen nach Köln und es geht dies ziemlich deutlich aus einem Briefe des Moretus (Balthasar Moerentorff) an Justus Lipsius vom J. 1605 hervor. Moretus schreibt ihm über den beanstandeten Druck eines Theils der Annalen des Cardinal Baronius und er habe diesem mitgetheilt: Coloniensem editionem Plantinianae haud convenire, utpote alterius formae et characteris; atque illam ipsam publico Principum decreto (nam jam ante ita voluerunt) interdici. Porro de fide et diligentia, qua in libris sacris excudendis utimur, nullius nos censuram subterfugere etc. (Sylloges epistol. tomi V collecti per P. Burmannum. V. I, 739 bis 740). Die Geschäftsverbindung des K. aber als Buchhändler mit den beiden

Blaeu war eine sehr lebhafte und eigenthümliche. Johannes Blaeu nämlich, dessen Vater Wilhelm Janson Blaeu († 18. Octbr. 1638) sowohl als Buchdrucker durch seine eleganten Typen, wie als gelehrter geographischer Schriftsteller (er war ein Schüler und Freund des Tycho de Brahe) bekannt geworden war, hatte das väterliche Geschäft übernommen und führte dasselbe, weil „opulentissimus“, noch weit glänzender fort, war aber, obgleich öffentlich Protestant, doch im Geheimen ein eifriger Katholik und hatte K. zum Vertrauten dieser seiner Gesinnung gemacht. Unter seinen zahlreichen anderweitigen Druckwerken war er ganz besonders mit der Herstellung von römischen Missalen und Brevarien jeder Art beschäftigt, die er jedoch sämmtlich unter dem Namen seines Kölner Geschäftsfreundes K. ausgehen ließ. Den Untergang seiner Werkstätte mit zehn Pressen, im J. 1673 durch eine Feuersbrunst verursacht, verfehlten dann freilich nicht die Protestanten als eine wohlverdiente Strafe dafür zu erklären, daß er, obgleich ihres Glaubens, so viele papistische Bücher gedruckt und der Abgötterei der Messe Vorschub geleistet habe. Aber auch mit anderen Kölnischen Buchdruckern und Verlegern außer K. stand Joh. Blaeu in Verbindung, so in den Jahren 1641—1644 mit dem erwähnten Corn. von Egmond und dem Heinrich Hond. Nach Blaeu's Tode, aber auch schon während dessen Lebzeit war K. als selbständiger Kölnischer Drucker aufgetreten. Auf der Nürnberger Stadtbibliothek befindet sich ein Sammelband mit neun kleinen katholischen Streitschriften, deren Typen und Papier so greulich schlecht sind, daß sie nimmermehr als Amsterdamer zu jener Zeit durch seine Eleganz sich auszeichnender Verlag sondern als das Produkt der Presse des K. selbst zu erklären sind; unter diesen Schriften befinden sich u. A. „Valeriani Magni fratris Capucini Principia et specimen philosophiae“, 1652; „Ant. Vehoff handgreiffl. Kenzeichen der Seeligmachenden Kirchen“, 1652 und „Ernesti, Hassiae Landgravii ad G. Calixtum epist. peremtoria“, 1654. Im J. 1649 erscheint K. auch (Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein XXX, 32) in Verbindung mit dem letzten Sprößling der berühmten Joh. Gymnischen Firma zu Köln (Bd. X, 244), Gerwin G. als „G. G. et Jodocus Kalcovius“ und für das J. 1663 erwähnt seiner auch Geßner in seiner Buchdruckergesch. IV, 100. Aber nicht nur in Köln sondern auch in Hildesheim besaß K. eine Buchhandlung. Hier hatten nämlich seit 1618 die Jesuiten durch einen Buchdruckergehilfen, Johann Blankenberg aus Köln eine bischöfliche Druckerei mit einem den Interessen des Katholicismus dienenden Buchladen angelegt, welche aber 1634 durch die Bürger der Stadt zerstört wurde. Darauf ertheilte der Fürstbischof Ferdinand dem K. unter dem 16. Mai 1646 ein Privilegium zur Errichtung einer neuen Buchhandlung in Hildesheim, welche von einem Factor, Hermann Cramer aus Köln administrirt wurde. K. aber trat in der Folge an diesen seine Rechte auf die Handlung ab, welcher sodann und nach ihm seine Erben von 1651—1670 auch eine Druckerei daselbst besaßen. In welchem Jahre K. gestorben ist, hat sich nicht ermitteln lassen. Ein Johann Christian Kalchof aus Cassel, Medicus, lebte nach Moller's Cimbria II, 404 im J. 1680 in Eiderstedt.

Foppens, Biblioth. belg. I, 408. 582. Beitr. zur Hildesheim. Gesch. III, 89 ff. Serapeum 1867, 303—304. J. Franck.

Kalden: Heinrich von K., Reichshofmarschall unter Heinrich VI., Philipp, Otto IV. und Friedrich II., wahrscheinlich Sohn des unter Friedrich I. vorkommenden Marschalls Heinrich von Pappenheim. Er nannte sich auch öfters von Pappenheim, am meisten aber nach der Burg Kalentin (Kalden) bei Monheim nordöstlich von Donauwörth. Von Friedrich I. seinem Sohne Heinrich VI. als

Marschall beigegeben, begleitete er diesen nach Italien, wo er den Beinamen Testa bekommen zu haben scheint, und blieb bei demselben bis zum Kreuzzuge Friedrichs, auf welchem er als Eroberer der Burg Skribention im October 1189 gerühmt wird. Nach dem Tode des Kaisers kehrte er zu Heinrich zurück und hat in dessen Dienst die Eroberung des sicilischen Reiches durch den großen Sieg bei Catanea gesichert, welchen er 1197 über das überlegene Heer der Aufständischen davontrug. Er zog dann mit vielen deutschen Fürsten ins heilige Land, wo freilich größere Unternehmungen durch den inzwischen erfolgten Tod des Kaisers vereitelt wurden. Wie Friedrich I. und Heinrich, so diente K. nach seiner Rückkehr auch Philipp von Schwaben mit hingebender Treue und man kann sagen, daß vielleicht mit Ausnahme der Jahre 1200—1202, in welchen Zerwürfnisse mit dem Kanzler Konrad B. von Wirzburg ihn vom Hofe ferngehalten zu haben scheinen, Nichts von Bedeutung vorkam, wobei K. nicht betheiligt gewesen wäre; er war ebenso bei den Verhandlungen mit Abgeordneten des Papstthums in den Jahren 1203 und 1207, als bei den großen Feldzügen nach Thüringen 1204 und gegen den Niederrhein 1205. Bei letzterem hat er in persönlichem Kampf mit Otto IV. vor Köln diesen vom Pferde geworfen und verwundet. Die Rache für seinen durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordeten König machte er zu seiner besonderen Aufgabe; mit eigener Hand schlug er dem Mörder den Kopf ab, als er ihn endlich in einer Scheune bei Oberndorf (Regensburg) entdeckt hatte. Wohl in der Ueberzeugung, daß das staufische Haus mit Philipp in Deutschland endgültig abgeschlossen sei — es war von demselben ja nur noch ein Knabe, der in Sicilien regierende Friedrich II. übrig, hatte K. sich gleich nach Philipps Tod mit dessen bisherigem Gegner Otto IV. in Verbindung gesetzt, der allein für die Krone in Frage kommen konnte, und man begreift, welchen Werth für Otto der Anschluß dieses Mannes haben mußte, welchen ein Zeitgenosse den berühmtesten unter den Schwaben nennt und der als Berather der letzten Könige auch ihm am Besten zu rathen vermochte, „was zu seiner Ehre nöthig war“. K. hat hauptsächlich Otto's Verlobung mit Philipps Erbtochter Beatrix betrieben, ihn in Schwaben eingeführt, mit eiserner Hand bei der Aufrechterhaltung des Landfriedens unterstützt und 1209 auf dem Römerzuge ohne Zweifel die eigentliche Leitung des Heeres gehabt. Er hielt bei Otto aus, auch dann noch, als derselbe mit dem Papste zerfallen und gebannt war. Aber als Deutschland in jenem Friedrich von Sicilien wieder einen staufischen König hatte und als derselbe in Frankfurt regelrecht erwählt, in Mainz gekrönt war, als Friedrich das Marschallamt an Anselm von Justingen verlieh und keine Aussicht war, es durch Ausharren bei Otto behaupten zu können, da ist auch K. zu dem Enkel und Sohn seiner früheren Herren zurückgekehrt (Januar 1213). Obwol Justingen ihm nun das Amt lassen mußte, hat er offenbar den früheren Einfluß nicht wiedererlangt; er tritt wenigstens nicht mehr so hervor und dürfte bald nach 1214, in welchem Jahre er zuletzt erscheint, gestorben sein. Er gehört zu dem Kreise der Reichsdienstmannen, welche durch ihre Tüchtigkeit sowohl als auch durch ihre fortdauernden persönlichen Berührungen mit den Herrschern in der späteren staufischen Zeit einen ganz bedeutenden Antheil an der Regierung bekommen haben, wenn derselbe sich auch im Einzelnen nicht immer so nachweisen läßt, wie es bei K. möglich war. Das Marschallamt aber ist, nachdem 1215 bis c. 1225 Anselm von Justingen nochmals eingetreten, schließlich der Familie Pappenheim dauernd verblieben. Winkelmann.

Kaldenbach: Christoph K., Dichter und Universitätslehrer, wurde den 11. August 1613 zu Schwiebus im Herzogthum Glogau geboren, machte seine Universitätsstudien in Frankfurt a. d. O. und in Königsberg. In letzterer Stadt

wurde ihm 1635 das Rectorat der Gelehrtenschule übertragen und in der Folge erhielt er auch an der Universität eine Professur der griechischen Sprache. Von dort wurde er 1656 an die Universität Tübingen für den Lehrstuhl der Beredsamkeit und Dichtkunst berufen, wozu später auch ein Lehrauftrag für Geschichte kam. Seine Vorlesungen fanden Beifall, es wird auch gerühmt, daß er sich der Studirenden persönlich angenommen und anregend auf sie gewirkt habe. Im Jahr 1697 sah er sich wegen Altersschwäche genöthigt, sein Lehramt niederzulegen und in Ruhestand zu treten. Ein Rectoratsbericht vom 11. April d. J. giebt ihm das Zeugniß, daß er in seinen jüngeren Jahren seine Professur mit sonderbarem Ruhme versehen habe. 1698 starb er. Er veröffentlichte während seiner akademischen Laufbahn eine große Zahl Gelegenheitsschriften und Gedichte. Seine Hauptschrift ist ein Lehrbuch der Rhetorik, das zuerst 1683 erschien und eine Reihe von Auflagen erlebte. Seinen Namen als Dichter verdankt er einer Sammlung deutscher Gedichte mit musikalischen Compositionen, die unter dem Titel: „Deutsche Sappho“ erstmals 1651 zu Königsberg erschien. Gleichzeitig gab er auch eine Sammlung lateinischer Gedichte: „Lyricorum libri III“, Königsberg 1651 heraus.

Kl.

Kalf: Willem K., vorzüglicher Stilllebensmaler, geb. zu Amsterdam 1630, † ebd. 1693. Er war ein Schüler von Hendrik Pot. Houbraken giebt ihm das Zeugniß eines dienstgefälligen und zugleich unterhaltenden Mannes: „er war so beredt und wußte so mannigfaltige Erzählungen, daß Jeder Gefallen an seiner Gesellschaft fand. Auch war er gegen Jedermann dienstwillig, selbst wenn es sein eigener Schaden war, so daß seine Frau oft sagte, „er nehme mehr Rücksicht auf den Vortheil Anderer, als auf seinen eigenen“. Er malte Genredarstellungen und insbesondere die todte Natur; seine Genrebilder entnahm er solchen Kreisen, die ihm Gelegenheit gaben, sich in der zweiten Kunstweise auszuzeichnen, so insbesondere Kücheninterieurs, wo er allerlei Gefäße und Utensilien reichlich anbringen konnte. In der natürlichen Darstellung lebloser Gegenstände nimmt er eine bevorzugte Stellung ein; gern malte er, wie Houbraken berichtet, Gold-, Silber- und Perlmutterarbeiten, Hörner und Messergriffe aus Achat, die er so wunderbar darzustellen wußte, daß seine Arbeiten bei Kennern in großem Ansehen stehen. Hat er die Wirklichkeit naturwahr geschildert, so wußte er das Mannigfaltigste auch in Harmonie zu bringen. Solche Bilder mit Pokalen, Weingläsern, Gold- und Silbergefäßen, Kupfer- und Messinggeschirr, Muscheln und Früchten besitzen fast alle größeren Sammlungen, wie Dresden, Karlsruhe, Frankfurt, Mannheim, Gotha, Darmstadt u. a. m. In Amsterdam ist ein reizendes Bild dieser Art, eine silberne Vase, ein Porzellangefäß mit Orangen und Citronen, alles geschickt geordnet und kräftig gemalt. Louys stach nach ihm eine holländische Küche, darin Würste gemacht werden, Weisbrod gleichfalls eine Küche, Basan ein Tischgebet (ein sogen. Benedicite).

Houbraken. Immerzeel. Parthey. Wessely.

Kalide: Theodor K., namhafter Bildhauer, ist am 8. Februar 1801 zu Königshütte bei Beuthen in Oberschlesien als der Sohn eines Hütteninspectors geboren. Zunächst dem Berufe des Vaters folgend betrieb er seine Vorstudien in der Eisengießerei zu Gleiwitz. Kleine Modelle, in denen er Begabung für plastische Aufgabe kund gab, gewannen Gottfried Schadow's Theilnahme, der ihn in seiner Werkstatt für die Sculptur auszubilden begann. In Rauch's Atelier beendete er seine Lehrjahre. Anfänglich vom Einflusse des Meisters beherrscht, verließ er später den strengeren Stil zu Gunsten einer von naturalistischer und malerischer Auffassung getragenen Richtung, welche der künstlerischen Gesinnung der Gegenwart nahe liegt.

Talent und Neigung für die Bildung der Thierfigur offenbarte er zunächst durch seinen sterbenden Löwen für das Grabdenkmal Scharnhorst's auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin und durch zwei colossale ruhende Hirschgestalten. Als populäres Werk Kalide's ist die in Bronze ausgeführte, im Schloßgarten zu Charlottenburg als Fontäne dienende Gruppe „Der Knabe mit dem Schwan" hervorzuheben. Die von naiver Frische und Grazie belebte Composition erwarb ihm auf der Ausstellung in London im J. 1851 die Preismedaille und gab Veranlassung zu zahlreichen Nachbildungen. Geringeren Beifall fand die später entstandene Gruppe „Der Knabe kämpfend mit dem Ziegenbock". Nachdem K. eine große Vase mit Reliefdarstellungen der acht Provinzen Preußens für Friedrich Wilhelm III. modellirt hatte, nahm er einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien, wo die Plastik der Renaissance seiner Empfindungsweise wahlverwandter erschien als die Antike. Seine sich steigernde Vorliebe für Energie und Leidenschaft in Form und Bewegung fand ihr Musterbild in Michelangelo's gewaltigen Werken. Als eine Arbeit von kühner realistischer Composition und Ausführung wird die in Königshütte 1853 aufgestellte Statue des Ministers von Reden in Bergmannskostüm gerühmt. Bald nach der Heimkehr aus Italien um 1848 begann K. auch sein vielfach angefeindetes Hauptwerk: „Die Bachantin auf dem Panther". Die jugendliche, von feuriger Lust und Weinseligkeit durchglühte Mänade ruht rücklings in keckem Uebermuthe auf den Panther hingestreckt, welcher aus der von ihrer Hand dargebotenen Schale schlürft. Der Modellirung und dem Ausdruck des ungezügelten Lebens, mit dem K. den carrarischen Stein zu beseelen verstand, wird der unbefangene, von der Keuschheit des Marmors zugleich gefesselte Blick des modernen Menschen die richtige Würdigung nicht versagen. Das epochemachende Werk, an einzelnen Bruchstellen von Reinh. Begas ergänzt, hat seit 1878 in der königl. Nationalgallerie zu Berlin eine bleibende Stätte gefunden. Das letzte, doch unbedeutende Werk des Künstlers war eine Madonna mit dem Kinde. K. starb K. plötzlich am Schlagfluß den 26. August 1863 auf einer Besuchsreise in seiner Heimath. Er war Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. v. Donop.

Kalisch: David K., Humorist, der „Vater der Berliner Posse" und der Begründer des Kladderadatsch, geb. am 23. Febr. 1820 zu Breslau, † am 21. August 1872 zu Berlin. Dem Schooße einer gebildeten Familie entstammend, besuchte K., bei dem sich schon in der Jugend ein humoristisches Talent geltend machte, bis 1827 verschiedene Gymnasien, wurde aber in diesem Jahre durch den Tod seines Vaters und die damit eintretende Nothlage seiner Familie gezwungen, seine Studienpläne aufzugeben und als Lehrling in ein Möbel- und Bijouteriegeschäft einzutreten. Nach anderthalbjähriger Lehrzeit übertrug ihm sein Prinzipal die selbständige Leitung der Geschäftsfiliale in Ratibor, wo sich K. bald zum Mittelpunkt eines lustigen und geistig angeregten Kreises machte. 1843 kehrte er nach Breslau zurück, fand aber hier doch zu wenig Befriedigung, um dauernd auszuhalten und wandte sich deshalb im October 1844 nach Paris. Die vielseitigen Eindrücke der Weltstadt nahmen ihn völlig gefangen. Bald sah er sich im Verkehr mit Herwegh, Marx, Karl Grün, dem geistvollen Proudhon u. A., ohne in der Fülle der Erlebnisse an seine Zukunft zu denken. So war er denn plötzlich ohne Mittel und mußte auf die verschiedenste Art suchen sich sein Brod zu erwerben. Heine unterstützte ihn eine Zeit lang, dann aber ging K. mit einer Empfehlung Proudhon's nach Straßburg und wurde Buchhalter und deutsch-französischer Correspondent in einer großen Seidenhandlung. Als sich das Engagement bald wieder zerschlug, wandte sich K. nach Frankfurt a. M., von hier mit einem Buchhändler nach Leipzig und machte dort seine ersten

Versuche als Possenschriftsteller („Die Proletarier“, „Auf der Eisenbahn“) und veröffentlichte im „Charivari“ ein Gedicht, welches Heine zugeschrieben wurde. Aber nicht Leipzig, sondern Berlin war der Ort, wo Kalisch's Talente zur Geltung gelangen sollten. 1846 kam er in die preußische Hauptstadt und zwar als Commis eines Speditionsgeschäftes. Nach einiger Zeit gab er indessen die kaufmännische Stellung auf, um sich ganz der Litteratur zu widmen. In Schöneberg kam zum ersten Mal sein lustiger kleiner Schwank „Ein Billet von Jenny Lind“ zur Aufführung, gefiel und machte die Berliner zuerst auf K. aufmerksam. Bald darauf wurde im alten Königstädter Theater „Herr Karoline“ von ihm gegeben und am 23. Dec. 1847 errang seine erste große Posse „Einmal hunderttausend Thaler“ auf eben dieser Bühne den durchschlagendsten Erfolg. Das Berliner Leben war darin trefflich geschildert und durch die gänzlich neue Art der Benutzung des Couplets ein ungewöhnlicher Anziehungspunkt geschaffen. Jener Posse folgten „Berlin bei Nacht“ und „Junger Zunder, alter Plunder“. Durch seine Beziehungen zu der humoristischen Gesellschaft „Rütli“, die eine von und für Mitglieder des Vereins geschriebene Zeitung edirte, kam K. auf die Idee ein Witzblatt zu begründen und so entstand 1848 der „Kladderadatsch“, für dessen Nummern K. zwar von dem Buchhändler A. Hofmann je 1 Friedrichsd'or erhalten sollte, aber selbst für die Kosten aufkommen mußte. Verfolgt, unterdrückt, zur Auswanderung nach Leipzig, Dessau und Neustadt-Eberswalde gezwungen, rang sich das geistvolle Witzblatt doch durch und erhielt dann in Ernst Dohm, der mit Rud. Löwenstein und Wilh. Scholz, Kalisch's erster Mitarbeiter gewesen war, den Redacteur und glücklichen Erweiterer des ursprünglichen Planes. Die noch heute wirksame Figur des „Zwickauers“ stammt aus der Posse „Einmal hunderttausend Thaler“ von K., dem auch die beiden stehenden komischen Figuren Müller und Schulze ihren Namen verdanken. An den Kladderadatsch schlossen sich andere von K. besorgte Unternehmungen an, so der „Kladderadatsch-Kalender“, „Kladderatsch zur Industrie-Ausstellung in London“ und „Schulze und Müller's Reisen“. Auch wandte sich K. nun wieder der Bühne zu und schrieb zunächst für das Friedrichstädtische, dann fürs Wallnertheater eine Reihe von Possen, die mit geradezu unerhörtem Beifall aufgenommen wurden. Von Helmerding, Reusche, Neumann, von der Schramm, Wollrabe und Stolle verkörpert übten seine dramatischen Hervorbringungen eine zündende Wirkung auf Berlin. Wenn auch großentheils die Handlung der Stücke von seinen Mitarbeitern herrührte, so war doch er der Schöpfer all der heitern Scenen, der treffenden Witze und derjenige, der alle Figuren individualisirte; es ist ohne Zweifel richtig, daß die Berliner Posse nie mehr die Höhe erreicht hat, wie zu Kalisch's Zeiten. Die bekanntesten von Kalisch's Possen „Doctor Peschke“, „Ein gebildeter Hausknecht“, „Der Aktienbudicker“, „Aurora in Oel“, „Berlin wird Weltstadt“, „Einer von unsre Leut'“, „Berlin wie es weint und lacht“, „Die Mottenburger“ u. A., sind als „Berliner Volksbühne“ (Berlin 4 Bde., N. A. 1864) und „Lustige Werke“ (ebd. 1870, 5 Bde.) erschienen. Eine Reihe seiner Couplets vereinigte K. unter dem Titel „Berliner Leierkasten“ (ebd. 1857, 5. Aufl. 1862, N. F. 1863 und 1866). Joseph Kürschner.

Kalkar: Heinrich Aeger von K., ein merkwürdiger Karthäuser des 14. Jahrhunderts, dessen Andenken neben demjenigen Geert Groote's erhalten zu werden verdient, denn ihm, der um 1530 zu Calcar geboren ward, ist es zu danken, daß aus dem Weltmann Geert Groote der Vater der sogenannten modernen Devotion geworden ist. Es muß 1374 gewesen sein, daß K. dem Groote, den er schon früher zu Paris kennen gelernt hatte, zu Utrecht begegnete und ihn

durch seine ernsten Mahnungen bewog, seine außerordentlichen Geistesgaben der Ehre Gottes und dem Seelenheile seiner Mitsünder zu weihen. K. hatte sich nach vollendetem Studium zu Paris, wo er sich das Baccalaureat in der Theologie erwarb und einige Zeit als Privatdocent auftrat, um 1366 zu Köln in den Karthäuserorden aufnehmen lassen und war seit 1368 Prior in dem Karthäuserkloster Munnikhuysen bei Arnhem. Dort fand nun auch Groote um 1377 ein ruhiges Asyl für religiöse Selbstbetrachtung und innere Devotion, ohne doch das Ordenskleid anzunehmen. Der vernünftige Prior aber, fern von Ueberschätzung des Klosterlebens, bewog ihn, seine großen Talente nicht innerhalb der Klostermauern zu begraben, sondern zum Heile der Menschen damit als Prediger in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Kalkar's Schriften, von denen wir leider größtentheils nur die Titel kennen, zeigen uns ihn zugleich als einen Mann von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung. Gedruckt sind von seinen Arbeiten nur das „Psalterium b. Virginis“, von Petreius in die Bibl. Carthus. aufgenommen und ein „Tractatus proficere volentibus“, bei Malou (Recherches sur l'Auteur de l'imitation) gedruckt, aber unrichtig dem Thomas a Kempis zugeschrieben. Streitig ist es, ob auch seine „Epistola de rebus diversis tractans“ gedruckt ward. Handschriftlich ist uns nur sein „Loquagium de rhetorica“ im Auszug (Utrechter Bibl. script. med. aev. Nr. 125) aufbewahrt. Seine weiteren Schriften, welche sich zu Pacquots Zeit noch im Karthäuserkloster zu Köln befanden, sind folgende: „Contemplatio quae dicitur metrica theoria“, — „Sermones capitulares breves“, — „De holocausto quotidiano“, — „Scala spiritualis exercitii“, — „Collatio pro eligendo Priore“, — „Liber exhortationis ad Petrum quendam Carthusiae Confluentiae religiosum“, — „Responsio ad epistolam Gerlaci, prioris Carthusiae Confluentiae“, — „Exercitatorium ad monachos“, — „Modus faciendi collationes more Carthusiano“, — „Epistolae variae“ und „De continentiis et distinctione scientiarum“, wie auch eine „Historia de ortu ac progressu ordinis Carthusiensis“. Diese ascetischen, homiletischen, rhetorischen und historischen Arbeiten verschafften ihm großes Ansehen und wegen seiner hervorragenden Fähigkeit für das Klosterregiment wurden ihm nacheinander die Priorate von Rurmond, Köln, Prag, Brünn und Straßburg übertragen. Zwanzig Jahre lang trat er dabei als Visitator seines Ordens in der Picardie und Deutschland auf und endete sein arbeitsames Leben 1408, als er zum zweiten Male Prior der Karthäuser zu Köln war. Eine sehr zu wünschende ausführliche Biographie dieses merkwürdigen Mannes fehlt uns noch. Quellen dafür finden sich citirt bei Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II., 2e. Stuk bl. 119, 265, 377, 393, 400; bei Acquoy, Het Klooster Windesheim I bl. 23, 180; Delprat, Brodersch. v. G. Groote bl. 10; Glasius, Godgel. Nederl. und Pacquot, I. 354 ff.

v. Slee.

Kalkar: Jan van K. s. Jan van Calcar.

Kalkberner: Johann K., 1560 in Jülich geboren und seines Zeichens Goldschmied, spielte zur Zeit der erbitterten religiösen Kämpfe in Aachen am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts eine Hauptrolle. Als er im J. 1580 in dieselben eingriff, hatten trotz heftiger Gegenwehr der Katholiken die Protestanten durch Herbeiströmen von Wiedertäufern aus Westfalen und von Geusen aus den Niederlanden und unterstützt von ihren Glaubensgenossen im Reich allmählich in der Reichsstadt das Uebergewicht erlangt. Die Anzahl der Katholiken, obgleich diese von Kaiser Rudolf II., vom Könige Philipp II. als Besitzer des Aachen benachbarten Burgunds, vom Herzoge von Jülich, vom Erzbischofe von Köln begünstigt wurden, schmolz immer mehr zusammen.

Der Herzog Alexander von Parma, Statthalter der Niederlande, ermahnte im September 1579 und im Januar 1580 den Aachener Rath das Ueberhandnehmen der protestantischen Secten zu verhüten und die Erhaltung des orthodoxen Glaubens zu befördern. Als der Herzog seine Mahnung an Aachen erließ, war Adam von Zeuel, welcher im J. 1552 wegen seines Uebertrittes zur protestantischen Lehre, obgleich zum Bürgermeister erwählt, Stadt und „Reich Aachen“ hatte verlassen müssen, zum zweiten Male Bürgermeister daselbst, und die Protestanten verlangten in einer Vorstellung an den Rath gebieterisch das Recht der freien Ausübung des Glaubens. Alsbald eröffnete ein aus der Klostergenossenschaft ausgetretener Augustinermönch religiöse Versammlungen, wobei, wie der Herzog Wilhelm von Jülich am 2. Septbr. 1580 an den Bürgermeister Adam von Zeuel mißbilligend schrieb, der dem Knabenalter kaum entwachsene Goldarbeiter K. die Dienste eines Diakon versah. Ungeachtet wiederholter dringender Abmahnungen von Seiten des Kaisers und der benachbarten katholischen Fürsten, ungeachtet einer sechsmonatlichen Einschließung vom December 1581 an durch den Herzog Alexander von Parma und eine Belagerung durch den Bischof Ernst von Lüttich im J. 1582, blieb Aachen vom J. 1583 bis zum J. 1598 in den Händen der Protestanten. Die angeseheneren Katholiken waren ausgewichen. Die vom Kaiser im J. 1593 über die Protestanten verhängte Acht wurde erst im J. 1598 exequirt und mit dem 1. Septbr. der katholische Rath wieder eingesetzt. Die Stadt war während des langen religiösen Haderns in hohem Grade verarmt. Von den 126 Geächteten verlangte der wiedereingesetzte katholische Rath 195 615 Rthlr. Schadenersatz. Unter den zu Geldstrafe Verurtheilten finden wir auch K. Erst am 6. Mai 1599 wird sein Name wieder genannt. Er hatte für die Geächteten das Wort ergriffen und wurde zu 10 Mud Roggen und einer Nacht Thurmgefängniß verurtheilt. Uebrigens gewann K. immer mehr an Ansehen bei seinen Mitbürgern. Als nämlich bei einem Besuche der Herzogin Antonetta von Jülich aus dem Hause Lothringen-Vaudemont in Aachen im J. 1606 die Aachener Zünfte mit Ausschluß des herzoglichen Gefolges allein der Herzogin das Geleit in die Stadt geben wollten und darüber mit letzterer in Streit geriethen, die Herzogin aber auf den Einritt in Aachen verzichtete und eine für Aachen lästige und nachtheilige Spannung mit Jülich entstand, schickte die Stadt im J. 1608 eine Deputation angesehener Männer nach Jülich, um den Streit auszugleichen, zu welcher auch K. gehörte. Mit dem am 25. März 1609 erfolgten Tode des letzten Herzogs von Jülich-Cleve-Berg, Johann Wilhelms, erlosch eines der wenigen deutschen katholischen Herrscherhäuser. Zwei protestantische Fürsten, Johann Sigmund, Markgraf und Kurfürst von Brandenburg und Wolfgang, Pfalzgraf von Neuburg erhoben Ansprüche auf die Erbschaft. Dieser Umstand gab den vielen, nach der Aechtung in Aachen zurückgebliebenen Protestanten neuen Muth und neue Zuversicht. Durch Aufstand vom 5. Juli 1611 bemächtigten sie sich von neuem des Stadtregiments. Der unter der Hand nach Jülich gesandte K. langte am Abend des 9. Juli in Aachen mit der Nachricht an, es würden Commissarien von Jülich eintreffen, um die Zerwürfnisse zwischen den Confessionen zu ordnen. Diese machten zu Gunsten der Protestanten Vorschläge, gegen deren Ausführung die Katholiken den Willen des Kaisers geltend machten. Ueberhaupt stand nach dem Aufstande vom 5. Juli die Stellung der Katholiken wieder in Frage, welche sie durch die Achtserklärung Aachens vom Jahre 1598 erlangt hatten. Die Protestanten benahmen sich in der Reichsstadt wie die Gebieter. So ließ K. im September die Accisekammer gewaltsam öffnen und das Geld aus derselben herausnehmen. Im Anfange des folgenden

Jahres wurde dem Rentmeister die Herausgabe des Schlüssels zur Rentkammer durch Gewalt auferlegt und für das J. 1612 zu Bürgermeistern gewählt der Lutheraner K. und der Kalvinist Adam Schanternel. Von 129 Mitgliedern des Großen Rathes waren im Mai desselben Jahres 40 Lutheraner und 76 Kalvinisten. Katholiken durften die Stadt nicht verlassen. Den katholischen Bürgermeistern war vor Notar und Zeugen verboten worden, irgend eine Amtshandlung vorzunehmen, auch die niederen Beamten durften nicht fungiren. Die Gewalthaber suchten sich durch Herbeiziehung fremder Truppen sicher zu stellen. Mitte Januar 1612 rückte von Cleve her eine kurbrandenburgische Compagnie unter dem Hauptmann von Barleben in Aachen ein. Die Fremden wurden aus der Stadt gewiesen, die Wachen verstärkt und auch katholische Mitglieder des Raths zu Wachdiensten herangezogen. In den folgenden Tagen war Musterung der Bürger auf der Halle, wo jeder in die Hand Kalkberner's Treue und Ausdauer geloben mußte. Dem Altbürgermeister Berchem war es nach der Bürgermeisterwahl vom 12. Mai 1612 gelungen, heimlich die Stadt zu verlassen, Er begab sich nach Wien, um hier für die Sache der Katholiken in Aachen zu wirken. Der Tod Kaiser Rudolfs II. am 20. Januar und des Erzbischofs Ernst zu Köln am 18. Febr. 1612 hatte den Protestanten in Aachen erhöhte Zuversicht gewährt. Sie verließen ihren bisherigen Versammlungsort in der sogen. Kupferschlägerleuve und nahmen den Sitzungssaal des Raths auf dem Rathhause ausschließlich für sich in Besitz. Zu der im Mai 1612 anberaumten Königswahl in Frankfurt ordneten beide Religionsparteien Aachens Vertreter ab. Die Katholiken entsandten ihren Bürgermeister Joachim Berchem, die Protestanten den K. Indessen wurde für dieses Mal keine Partei zur Vertretung Aachens zugelassen. Nur das Stiftscapitel der Krönungskirche wurde eingeladen, mit den Krönungsinsignien nach Frankfurt zu kommen. Nach der Krönung des Kaisers Matthias veranlaßte der Bürgermeister Joachim Berchem den Kaiser, eine Commission nach Aachen zu senden. Diese hielt am 28. Novbr. ihren Einzug in Aachen. In ihren Kutschen saßen zu deren größerer Sicherheit die Mitglieder des Stiftes, welche die Krönungsinsignien nach Frankfurt gebracht hatten. Zwölf Fähnlein Bürger und drei Fähnlein Soldaten geleiteten die kaiserliche Commission in die Stadt. Dieselbe veranlaßte eine Conferenz beider Parteien im Aachener Predigerkloster und erklärte, daß der Kaiser aus eigener Bewegung und auf Wunsch der Kurfürsten sich die Angelegenheiten Aachens zur Sorge sein lasse, daß sein Wille dahin gehe, daß der Bürgermeister Joachim Berchem und Andere, die im Interesse der Katholiken über ein Jahr beim Kaiser Rudolf II., bei der Königin von Frankreich*), auch bei verschiedenen Ständen des Reichs verweilt hatten und deshalb von den Gegnern verfolgt wurden, nicht durch Auflagen und Lasten beschwert, noch in Verfolgung ihres Rechtes angefeindet würden, daß die verjagten oder freiwillig ausgewichenen Bürger zurückgerufen und in der Ausübung ihrer Rechte nicht behindert würden, das Schöffencollegium in seiner Thätigkeit nicht gehemmt, die Jesuiten nicht ferner den Unbilden einer zügellosen Menge ausgesetzt sein sollten, daß endlich die durch den Sold der Truppen erschöpfte Stadtkasse durch deren Entlassung erleichtert würde; schließlich wurden beide Parteien ermahnt, dem Befehle des Kaisers sich zu fügen und sich nicht der Hoffnung hinzugeben, durch Ausflüchte die Sache zu beenden. Die Katholiken fügten sich den Befehlen, die Protestanten suchten die Aufstände zu entschuldigen und hielten

*) Diese hatte nach dem Aufstande vom 5. Juli 1611 den streitenden Parteien durch eine Gesandtschaft ihre Vermittelung angeboten, auf welche die Katholiken nicht eingehen wollten.

der kaiserlichen Commission die mit dem pfälzer Reichsverweser getroffene Uebereinkunft in Bezug auf freie Ausübung des Glaubens und Zutritt zum Rath entgegen. Einen vom Kaiser zum Ende des December nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstag besuchten Abgeordnete beider Parteien. Bevor die kaiserlichen Commissare am 16. Februar 1613 Aachen verließen, wiederholten sie beiden Parteien die Hauptpunkte ihrer Sendung und hoben nachdrücklich den Willen des Kaisers hervor. Nichts destoweniger gingen die Protestanten gegen die Katholiken vor mit Gras- und Pfortengebot oder mit Gefängniß, mit Wachediensten, Auflagen und Contribution. Als der Kaiser dies erfuhr, schrieb er am 15. Mai an den Schöffenstuhl, er sollte den Gang der Gerechtigkeit nicht hemmen, bis die Hauptentscheidung erfolgt sei. Der Kaiser rügt, daß der Meier des Orts Burtscheid, Albert Schrick, willkürlich aus seiner Stelle entfernt und K. in dieselbe eingesetzt, und daß der Erbvogt jenes Ortes, Johann von Merode-Hoffalize, in Gewahrsam genommen worden sei, weil er den K. nicht als rechtmäßigen Inhaber jener Meierei anerkennen gewollt. Im Juli wurden zum Schutze der Stadt 140 Fußsoldaten und im folgenden Monat der Oberst von Puttlitz mit vier Fähnlein brandenburgischer Truppen aufgenommen. Alle Thore der Stadt, die vier Hauptthore ausgenommen, wurden geschlossen und verrammelt und Vorkehrungen getroffen, einen Ausfall zu machen oder einen Angriff abzuwehren. In der Erkenntniß, daß ihre Stellung unhaltbar sei, bringen die Machthaber ihr bewegliches Eigenthum nach Außen in Sicherheit, was zu thun den Katholiken verweigert wird. Da die Inhaber des Regiments in Aachen auf die kaiserlichen Befehle keine Rücksicht nahmen, so sprach Matthias am 20. Febr. 1614 zu Budweis die Acht über dieselben aus. Diese wurde am 22. August desselben Jahres durch Anschlag in Aachen verkündigt. Das Mandat rekapitulirt die Verhandlungen der Jahre 1581—1593, wo das Urtheil ausgesprochen, und des Jahres 1598, wo zum ersten Male die Acht verhängt wurde, erwähnt die am 5. Juli 1611 ausgebrochenen Unruhen, die darauf folgenden Verhandlungen bis zur erneuerten Acht und schließt: „Was die Erstattung der Unkosten, die Vergütung des erlittenen Schadens und die Bestrafung derjenigen betrifft, welche vor Andern bei diesem Werke straffällig sind, so behalten wir uns darüber kraft unseres kaiserlichen Amtes die näheren Bestimmungen bevor sowie auch über die Beschwerden, die Jemand gegen den Rath haben mag.“ Am 22. August sandte Erzherzog Albrecht, des Kaisers Matthias Bruder, den spanischen Feldobersten, Marquis Ambrosius von Spinola, mit einem bedeutenden Heere gegen Aachen. Dieser schließt die Stadt mit seinem Heere ein, richtet von den benachbarten Anhöhen das schwere Geschütz gegen dieselbe und fordert sie auf in 24 Stunden die Thore zu öffnen. Einige Tage vor der Einschließung der Stadt hatten der Erzbischof von Köln, Herzog Ferdinand von Baiern und der Erzherzog Albrecht einen letzten Versuch gemacht, die Protestanten zum Nachgeben zu bestimmen. Ihre Abgesandten hatten aber nicht nur nichts vermocht, sondern auch noch öffentliche Beleidigungen erfahren, worauf die Einschließung erfolgt war. Von den Eingeschlossenen riethen einige zum Widerstande, andere zur Unterwerfung, noch andere flohen heimlich. K. war zum Widerstande geneigt und wollte die Anwesenheit der brandenburgischen Truppen zu demselben benützen. Da deren Oberst, von Puttlitz, Abends bei einer Runde von einem Wachposten, dem er die Losung zu geben verweigerte, durch den Arm geschossen worden war, wollten seine Anhänger nicht darauf eingehen und führten ihn in seine Wohnung. In der Nacht entfloh er nach Jülich, wo er bald darauf gestorben ist. Der Geschichtschreiber Peter Beeck, welcher ihn verkleidet mit den brandenburgischen Truppen aus Aachen ziehen läßt, nennt ihn einen von Schul-

den niedergedrückten, gefährlichen und verwegenen Menschen. Nach seiner Entfernung stimmten alle Zünfte für Unterwerfung. Den 25. August zogen die Brandenburger, 800 Mann stark, mit fliegenden Fahnen aus der Stadt. An ihrer Stelle rückten vier Fähnlein, jedes zu 300 Mann, vom ostfriesischen Regiment Graf Emden ein. Die Protestanten legten die Regierung nieder. Am 3. Dec. fand auf dem Markte, vor dem Rathhause, in Gegenwart der kaiserlichen Commission, des Bürgermeisters und des ganzen großen Raths die Hinrichtung zweier Bürger statt, welche bei dem Aufruhr vom 5. Juli 1611 eine Hauptrolle gespielt hatten. Der Secretär des Kurfürsten von Köln, Hülsmann, las die Sentenz ab, in welcher K., Adam Schanternel und neun andere, welche theils gestorben waren, theils sich verborgen hielten, als die Urheber und Führer des Aufstandes von 1611 bezeichnet wurden. Das Andenken des verstorbenen K. sollte durch eine auf dem Markte zu errichtende Schandsäule gebrandmarkt werden. Diese wurde in der That am 19. Decbr. 1616 aufgerichtet und stand, keine Zierde für den Markt, bis zum 19. Decbr. 1793, wo die Franzosen sie entfernten und an ihrer Stelle einen Freiheitsbaum errichteten!

Man vgl. Meyer, Aach. Gesch. und Haagen II, S. 164 ff.

Haagen.

Kalkbrenner: Friedrich Wilhelm K., gewöhnlich Friedrich K. Trotzdem die Zeit dieses Claviervirtuosen und Componisten uns noch so nahe liegt, so ist es doch außerordentlich schwer sich heute zu vergegenwärtigen, worin die Verdieste dieses Mannes lagen, die ihn so hoch über seine Mitmenschen erhoben, daß er wie ein höheres Wesen verehrt wurde. Rellstab, der Berliner Kritiker und Zeitgenosse Kalkbrenner's, beginnt seine Biographie in Schilling's Encyklopädie: „Nicht leicht würde sich ein Name auffinden lassen, der so an die rapiden Entwickelungen und Fortschritte jeder Art der Leistungen erinnerte, welche unsere Zeit (1836) charakterisiren, als der dieses berühmten Pianofortespielers. Denn, hätten wir vor ein oder zwei Jahren den gegenwärtigen Aufsatz geschrieben, so würden wir ihn vielleicht folgendermaßen begonnen haben: K. ist derjenige unserer Vituosen, welcher an der Spitze der, bis auf einen kaum noch zu erhöhenden Grad ausgebildeten Mechanik des Pianofortespiels steht, und damit zugleich den feinsten, geistreichsten und elegantesten Vortrag verbindet. In diesem kurzen Zeitraum aber hat das Clavierspiel wiederum eine so völlig andere Richtung, einen so durchaus neuen Aufschwung genommen, daß wir jetzt diesen berühmten Virtuosen gewissermaßen schon als einer vergangenen Zeit angehörig betrachten müssen."

Ueber Kalkbrenner's Geburtsort ist vielfach gestritten worden, die Einen nennen Kassel, die Anderen Berlin; das Richtige liegt — wie so oft — in der Mitte und zwar hier wörtlich, denn K. wurde im Jahre 1788 auf der Reise von Kassel nach Berlin geboren, als sein Vater, Christian K. von der Königin von Preußen zum Kapellmeister ernannt, nachdem die Kasseler Kapelle aufgelöst war, dahin übersiedelte (Aug. Gathy, A. Allg. Z., Abdruck: Neue Berl. Musikztg., Bote und Bock, 1849, S. 208). Den ersten Musikunterricht erhielt K. von seinem Vater; als derselbe aber 1799 sich in Paris niederließ, besuchte er das dortige Conservatorium der Musik und genoß daselbst den Unterricht eines Nicodami, Adam und Catel. Bereits im J. 1801 (nicht wie gewöhnlich berichtet wird [Allgem. Leipz. Ztg. 4, 338] 1802) erhielt er bei einer öffentlichen Prüfung der Schüler des Conservatoriums den ersten Preis im Clavierspiel und in der Composition für sein Instrument. Bald darauf scheint er auch das Conservatorium verlassen zu haben, da er bereits 1803 als Compilator eines Oratoriums „Saul" auf-

tritt, welches in Paris sehr gefiel. Die Musik bestand aus einer Blumenlese aus Werken von Händel, Haydn, Mozart, Naumann, Cimarosa bis Gossec herab und soll in sehr geschickter Weise zusammengestellt sein (Allgem. Leipz. Ztg. 5, 525 u. 553). Im folgenden Jahre wird von einer Oper „Sophie de Brabant" berichtet, die in Braunschweig gegeben wurde und der Berichterstatter obiger Zeitung (6, 709) bezeichnet sie als „vorzüglich schön". Da aber hierbei kein Vorname genannt ist, so möchte man eher annehmen, daß dieselbe, sowie obige Compilation vom Vater Kalkbrenner's herrühren, der mehrere Opern geschrieben hat und erst 1806 starb.

Nach allgemeiner Annahme ging K. 1803 nach Wien, theils um als Virtuose aufzutreten, theils aber um bei den Wiener Meistern zu studiren und war es hier besonders Hummel und Clementi, durch deren Umgang er sich vervollkommnete, indem er sich bemühte, die kräftige breite Spielart des Clementi mit der leichten, anmuthigen und glänzenden Spielweise Hummel's zu verschmelzen, wodurch er jenen eigenartigen Vortrag schuf und die glänzende Bravour erreichte, die ihn zum Heroen unter den Virtuosen seiner Zeit emporhob. 1804 berichtet obige alte Musikzeitung: „K. hat eine bewundernswerthe Technik in beiden Händen, nur fehlt es ihm noch merklich an Delicatesse und Ausdruck." 1805 begab er sich auf Reisen und spielte in München und Stuttgart, worüber uns Berichte vorliegen. So schreibt der Berichterstatter aus München: „K., der Clavierspieler aus Paris war hier. Da er nur bei Hofe spielte, konnte ich ihn nicht hören, doch rühmt man seine Fertigkeit, zieht aber Cramer aus London, der eben hier war, vor." Dagegen gelegentlich seines Auftretens in Stuttgart wird er als Virtuose erster Größe bezeichnet: „Technik und Feuer im Vortrage wurden lebhaft beklatscht." So durchzog er ohne Ruhe und längeren Aufenthalt die Welt. 1814 ging er nach London, und was die Engländer in Musikenthusiasmus leisten können, das wissen wir aus Spohr's und Mendelssohn's Briefen. Von da ab stand er als erster und unerreichbarer Pianist da und die Mitwelt erzeigte ihm die höchsten Ehren. Obiger Biograph, Rellstab, faßt sein Urtheil über ihn in folgende Worte, nachdem er dessen Virtuosität mit Cicero's Schreibart als höchste Leistung verglichen hat: Kalkbrenner's große Kunst besteht darin, so zu spielen, daß es schwer wird, ihm das Leichteste nachzuspielen: ein Resultat, welches sich niemals eher erreicht, als bis man es dahin gebracht hat, daß einem das Schwerste leicht geworden ist. Mit unendlichster Geduld hat er die gleichmäßigste Stärke der Finger, und dadurch den vollendetsten, tonvollsten Anschlag erreicht. Namentlich weiß er alle gesangvollen Stellen ausgezeichnet schön vorzutragen. Der Charakter dieser ebenmäßig ausgebildeten, dabei aber doch alle Schattirungen des Vortrags von der zartesten Grazie bis zum energischsten Feuer entwickelten Spieles zeigt sich auch in seinen Compositionen für das Instrument. Alle Schwierigkeiten, die er setzt, liegen, so brillant sie sind, bequem in der Hand; er schreibt schwer, aber niemals unangenehm für den Spieler, sondern so, daß Jeder, der seine Vorstudien gehörig gemacht hat, Bescheid weiß, die Kalkbrenner'schen Compositionen fast sämmtlich vom Blatt spielen kann; und auf den Grad der Vollendung, mit dem es geschieht, kommt es alsdann dabei an, und da erst zeigt sich die Schwierigkeit der so leicht scheinenden Leistung.

Ein treffliches Bild giebt uns im J. 1823 die Schwester Felix Mendelssohn's, Fanny (Hensel, Die Familie Mendelssohn, Berlin 1879, Bd. I, S. 136—37). Sie schreibt an ihren Bruder Felix: „Er (Kalkbrenner) hat viel von Deinen Sachen gehört, mit Geschmack gelobt und mit Freimüthigkeit und mit Liebenswürdigkeit getadelt. Wir hören ihn oft und suchen von ihm zu lernen. Er vereinigt die verschiedenartigsten Vorzüge in seinem Spiel: Prä-

cision, Klarheit, Ausdruck, die größte Fertigkeit, die unermüdlichste Kraft und Ausdauer. Er ist ein tüchtiger Musiker und besitzt einen erstaunlichen Ueberblick. Von seinem Talent abgesehen, ist er ein feiner, liebenswürdiger und sehr gebildeter Mann und man kann nicht angenehmer loben und tadeln."

Im J. 1824 zog K. sich mit einem bedeutenden Vermögen ins Privatleben zurück und begründete in Gemeinschaft mit Pleyel die bekannte Pianofortefabrik in Paris, aus welcher so treffliche Flügel hervorgingen und die dem Instrumentenbau in Paris einen so großen Aufschwung gab. Er konnte sich nun nach Herzenslust seiner Liebhaberei für Gemälde hingeben, deren er eine werthvolle Sammlung besaß, und in den höheren Kreisen der Pariser Gesellschaft, vorzüglich im Hause der Fürstin von Vaudemont, des Fürsten Talleyrand, der Gräfin Appang, des Marquis von Radapont und des Grafen de la Bouillerie, mit denen er viel verkehrte, den anregendsten und angenehmsten Umgang genießen. Später, auf Anregung seiner Freunde, entschloß er sich zur Fortpflanzung seiner Schule durch dreijährigen kursorischen Unterricht für talentvolle Schüler. Dieser Entschluß mag wol noch durch finanzielle Mißerfolge befördert worden sein, denn Rellstab sagt in seiner Biographie S. 33: „Dieser Theil der industriellen Thätigkeit Kalkbrenner's (nämlich die Gründung der Pianofortefabrik) scheint nicht ganz glückliche Resultate gehabt zu haben, wie es denn eine oft wiederholte Erfahrung ist, daß der Virtuose seinen Kreis streng festhalten soll." Er gab sogar im J. 1833 seine Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben auf und durchreiste wie früher Europa als Clavierheld. Wie viel er an seinem Vermögen eingebüßt haben mußte, erfahren wir aus Gathy's Nekrolog. Er schreibt: „K. führte ein fürstliches Haus, dem er mit großer Eitelkeit zwar, aber mit noch größerer Liebenswürdigkeit vorstand, und besaß, bei angeborener edler Form und Haltung, im Umgange die Leichtigkeit und Gewandtheit, die sich nur im häufigen Verkehr mit der gebildeten höheren Welt erwerben lassen. Man bewegte sich bei ihm in interessanter Umgebung. Männer aller politischen Farben, alte berühmte Krieger aus der Kaiserzeit, Staatsmänner, ausgezeichnete Gelehrten, Künstler stellten sich in seinen glänzenden Soireen zu musikalischen Genüssen und anziehender Unterhaltung ein; so Graf Molé, General Atthalin, Salvandy, Graf Sparre und dessen geniale Gattin, mit denen er vorzüglich befreundet war; ein Kreis, der leider durch die Juli-Ereignisse (1830) auseinander gesprengt wurde."

K. fand auf seinen erneuerten Kunstreisen dieselbe günstige Aufnahme, denselben Enthusiasmus wie in jüngeren Jahren bei Publikum und Kritikern. Herr von Miltitz in Dresden schreibt in der Leipziger Musikzeitung im Jahre 1833 (Sp. 414) über Kalkbrenner's Auftreten daselbst: „Sein Anschlag ist herrlich, sein Vortrag höchst geschmackvoll, bis ins Feinste nuancirt; man kann ihn unter die ersten Meister setzen." G. W. Fink, der Redacteur obiger Musikzeitung, der auch als Musikhistoriker bekannt ist, scheint ein ganz besonderer Verehrer Kalkbrenner's gewesen zu sein, denn seine zahlreichen Urtheile über ihn leisten an überschwenglichem Lob ganz Unglaubliches. So schreibt er im Jahre 1836 (Sp. 469): „K. kann der vollendete Meister seines Instrumentes genannt werden, der im Graziösen, Eleganten und präcis Bravourmächtigen so musterhaft dasteht, alles mechanische Kunstvolle seines stets vollkommen abgerundeten Vortrags mit einer so ruhevoll gemessenen, vom Kleinsten bis zum Größten sich erstreckenden Sicherheit glänzend beherrscht, daß Jeder, der den Gipfel der Kunst noch nicht in eigenthümlicher Weise als Heimatsort ansehen darf, von ihm lernen kann und wird."

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, die Kalkbrenner's Leistungen auf

das richtige Maß setzten und die durch Liszt's, Chopin's und Mendelssohn's Auftreten, während der Ruhezeit Kalkbrenner's zur Erkenntniß gelangt waren, daß das Virtuosenthum ohne geniale Grundlage ein leeres, nur ein sinnberauschendes Getöne sei. Mendelssohn selbst, der so gerne lobte und wo es nur halbwegs ging, durch sein liebenswürdiges Lob selbst den Kleinsten anzuspornen wußte, schreibt im J. 1836 an seine Schwester Fanny (Familie Mendelssohn, Ausg. in 2 Bdn., II, 37): „Die Technik allein macht es nicht, das geht vorüber und macht eben nicht mehr, wie K. zu seiner Zeit, und geht noch während ihres Lebens vorüber, wenn nicht etwas Besseres als Finger dabei ist." Auch Rellstab, welcher K. so hoch verehrte, sagt 1835, „die Schattenseite Kalkbrenner's ist die, daß eine eigentliche Tiefe des Gefühls oder ein genialer großartiger Vortrag nicht an ihm bemerkt wird, so zart und graziös man auch seine melodische Auffassung, so rapid und energisch man seine Passagen nennen muß". Dies führt uns zugleich auf Kalkbrenner's Leistungen als Componist. Einschließlich seines theoretischen Werkes und der Clavierschule, hat er es bis opus 190 gebracht. Sie bestehen zum großen Theile aus Sonaten, Phantasieen und Variationen für sein Instrument, doch hat er auch eine Anzahl Duo's für Pianoforte und Violine und andere Kammermusik nebst Clavierconcerten geschrieben. Ein sehr ausführliches Verzeichniß seiner gedruckten Compositionen findet man in v. Ledebur's Tonkünstler-Lexikon Berlins (Berl. 1861). Die Verlagshandlung Probst in Leipzig veranstaltete sogar im J. 1829 eine Gesammtausgabe seiner Claviercompositionen und sind 10 stattliche Bände in Querfolio erschienen. Wir dürfen dieselben nicht nach unserem heutigen kritischen Maßstabe messen, der durch Gründung der musikalischen Erziehung auf die klassischen Meister eine ganz andere Unterlage erlangt hat. Wie wenig Beethoven in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts selbst bei Musikern bekannt war, ja gerade diese sich am schroffsten gegen ihn aussprachen, davon geben mannigfache Belege drastische Beispiele. So schreibt Mendelssohn am 22. Juni 1830 an Zelter (I, 13): „Hier, in München machen es die Musiker nun ganz wie der Organist (nämlich in Weimar, der zu Mendelssohn sagte: für die Leute müsse man nur schlechte, leichte Sachen componiren); sie meinen, gute Musik sei allerdings eine Gottesgabe, aber nur so in abstracto; denn sobald sie etwas spielen, so ist es das Dümmste, Abgeschmackteste was sie nur finden können, und wenn das den Leuten dann wie natürlich nicht gefällt, so meinen sie, es läge nur daran, daß es noch zu ernsthaft wäre. Selbst die besten Clavierspieler wußten kaum, daß Mozart und Haydn auch für das Clavier geschrieben hätten; Beethoven kannten sie nur vom Hörensagen; Kalkbrenner, Field, Hummel nennen sie klassische oder gelehrte Musik." Spohr spricht sich in seiner Selbstbiographie (I, 228) im J. 1847 noch über die C-moll-Symphonie von Beethoven in wahrhaft wegwerfenden Ausdrücken aus. So meint er vom ersten Satze, daß er trotz einzelner Schönheiten doch kein klassisches Ganze bilde, namentlich fehle dem Hauptthema die Würde; der zweite Satz wirke ermüdend und der Schlußsatz beginne mit einem nichtssagenden Lärm und befriedige am wenigsten. Als 1842 Liszt seinen Triumphzug durch Deutschland als Pianist hielt, spielte er z. B. in Breslau die kleinen Beethoven'schen Sonaten op. 13 (pathétique), op. 26 (As-dur mit den Variationen), op. 27 in Cis-moll (alla fantasia) und die schönsten Franz Schubert'schen Lieder für Clavier transcribirt, und begeisterte das Publikum durch seinen Vortrag und seine hinreißende Ausdrucksweise dermaßen, daß die bisher wenig bekannten Componisten die populärsten wurden und jeder Stümper nun Beethoven spielen und Schubert singen wollte. Wenn man sich dies alles vergegenwärtigt, so wird uns erklärlich, daß einst Kalkbrenner'sche Compositionen, wie Mendelssohn sagt, für klas-

sische Werke gelten konnten; sie verschwanden aber auch fast spurlos, sobald die wahrhaften Klassiker zur Geltung gelangten. Um daher zu wissen, wie die Zeitgenossen einst K. beurtheilten und wie sie ihn fast ohne Ausnahme schätzten, greifen wir zu einer der unzähligen Recensionen, die sich in der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung befinden. Der schon mehrfach citirte Fink schreibt 1836 (Sp. 469) über ein Rondo op. 130 und Variationen op. 131: .... „In seinen späteren Compositionen hat sich das individuell Künstlerische seines Wesens noch mehr herausgestellt und mit der feinsten Gewandtheit nie sich vergessender Zierlichkeit einen würdig gehaltenen Anstand verbunden, der ohne Schwanken sich fest auf dem glattesten Boden der glänzendsten Gesellschaftlichkeit mit einem Geiste bewegt, der das rechte Maß eines solchen Tones, gemischt mit besonnener Freundlichkeit und verbindlichster Selbstachtung nie überschreitet.“ Verständiger und weniger schwülstig schreibt Rellstab (a. a. O. S. 34): „Als Componist ist K. nur für sein Instrument bedeutend geworden. Besonders ist es das berühmte Concert in D-moll, welches wie kein einziges sonst in neuerer Zeit nach dem A-moll-Concerte von Hummel ein Lieblingsstück der Virtuosen und des Concert-Publikums geworden ist. Es verdient den ihm gegebenen Vorzug mit vollem Rechte, sowohl durch die brillanten eigenthümlichen Passagen, als durch den schönen Gesang und die geschmackvolle Orchesterbehandlung. Die Compositionen für das Pianoforte allein, welche dieser Meister geliefert hat, sind äußerst zahlreich und muß man in Beziehung auf ihren Werth einen Hauptunterschied machen; sie zerfallen nämlich in solche, welche er blos der Mode und dem modernen Publikum zu gefallen schrieb (siehe Mendelssohn's Organist in Weimar) und in solche, wobei ihn ein höherer Kunstberuf leitete, der, etwas Ausgezeichnetes und Eigenthümliches für sein Instrument zu liefern. Was die ersteren anlangt, so bestehen sie meistentheils in Rondo's, Capriccio's, sogen. Phantasien, Divertissements, Variationen u. dgl. galanten Formen mehr; sie sind eine artige Modewaare, werden aber auch mit der Mode verschwinden*). Höheren Werth haben einige Sonaten, unter welchen wir op. 4, 13, 35 und 42 namhaft machen. Besonders zeigt eine derselben, welche Cherubini gewidmet ist, daß K. auch im ernsteren und größeren Style Werthvolles zu schreiben im Stande ist, und daß ihn nur, wie so Viele, die Lockungen der Welt und ihre Vortheile so häufig auf andere Pfade führten, die weniger zum Tempel des Nachruhms als zu dem Ruhme der Gegenwart leiten.“ Darauf erwähnt Rellstab Kalkbrenner's Clavierschule und stellt sie unter seine wichtigsten Werke, die er geschaffen hat.

Ueber Kalkbrenner's Charakter und seine letzten Tage giebt uns Gathy (a. a. O.) ein pietätvolles Bild. Er schreibt: „K. hatte Feinde und Neider, zum Theil wol nicht ohne Verschulden. Man warf ihm Hochmuth und Anmaßung vor, und er war allgemein, namentlich unter seinen Kunstgenossen, wenig beliebt. So viel ist aber gewiß, und aus vollem dankbaren Herzen ist es geschrieben, worin auch Jeder, der Aehnliches von ihm erfuhr, gern einstimmen wird: mit oder ohne Empfehlung war, wer vertrauensvoll zu ihm ging, gütig aufgenommen, ein Fremder mit um so größerer Freundlichkeit, ein Deutscher vollends mit Freude und Liebe. Wer ihn länger kannte und mit ihm vertraulichen Umgang hatte, schätzte in ihm die ausgezeichnete Begabung und gewann ihn lieb. Schon seit einiger Zeit war er leidend gewesen und hatte sich endlich wieder erholt; von den Bädern von Ischia hoffte er gänzliche Wiederherstellung, und man glaubte ihn allgemein schon abgereist, als plötzlich die unerwartete Nachricht

*) Heute, 1881, werden noch „La femme du marin“ und das Rondo op. 52 als Studienpiecen von Schülern exercirt.

seines in dem nahen Flecken Enghien bei Paris am 10. Juni 1849 erfolgten raschen Todes erscholl, den er sich durch unvorsichtige Selbstbehandlung zugezogen haben mag. Er starb im 63sten Jahre seines Alters, noch rüstig und bei großer Regsamkeit des Geistes. Seine Wittwe, Tochter des Generals d'Estaing und Großnichte des berühmten Admirals dieses Namens bleibt mit einem Sohne, Arthur, zurück, auf den das Talent des Vaters überging. Er ruht auf dem Kirchhofe Montmartre." Rob. Eitner.

Kalkreuth: Friedrich Adolf Graf von K., aus einer alten, ursprünglich schlesischen Familie stammend, wurde am 21. Febr. 1737 zu Sotterhausen bei Sangerhausen geboren. Der Vater welcher Major im Regiment des Herzogs von Weißenfels gewesen, hatte kurz vor seinem Tode bedeutende Güter in Schlesien geerbt, er starb schon 1740. Die Mutter, Sophie, war eine geborene von Bülow. K. wurde bei den Herrnhutern erzogen. Als er 10 Jahre alt war, berief ihn Friedrich der Große, der die Herrnhuter Erziehung nicht für zweckmäßig hielt, nach Berlin und übergab ihn einem Prediger der französischen Colonie. 1752 trat er in die Gardes du Corps ein, bei welchem Regiment sein älterer Bruder diente, nahm bei denselben in den beiden ersten Jahren des siebenjährigen Krieges Theil, und wurde 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich, dessen Gunst und Freundschaft der gewandte und schöne, ganz französisch gebildete junge Mann bald zu gewinnen wußte. In dieser Stellung blieb er während der folgenden Kriegsjahre, seine Thätigkeit war, wie bei den Adjutanten des Königs, die eines heutigen Generalstabs-Offiziers. K. zeichnete sich dabei, wie durch seine Tapferkeit in Gefechten aus, und soll in der Schlacht bei Freiberg am 29. Sept. 1762 (in der er sehr leicht verwundet wurde), dem Prinzen das Leben gerettet haben. was Bülow, Bouillé und des Feldmarschalls Memoiren nicht erwähnen. Nach der Schlacht wurde er zum Major ernannt. Prinz Heinrich schickte den Brief, in welchem er dem König den Sieg bei Freiberg meldete, durch K., und sagt im Briefe nur: „mon aide de camp, qui Vous présentera ma lettre, a eté chargé d'aider à conduire l'attaque par le Spittelwald; si, en cette considération, Vous vouliez avoir la bonté de l'avancer, j'aurais de très-humbles grâces à Vous rendre". Damals war der Prinz K. sehr geneigt, er war immer gütig bis zur Schwäche gegen seine Umgebung, und hätte gewiß Kalkreuth's Verdienst nicht herabgesetzt, wenn es so groß gewesen, wie dieser selbst angiebt. Friedrich II. erwähnt in der Histoire de la guerre de sept ans K. mit keinem Worte. Nach dem Hubertusburger Frieden folgte K. dem Prinzen nach Rheinsberg, wo er durch seine gesellschaftlichen Talente, seinen Witz und wol auch durch seine Frivolität sich auszeichnete. Die ihn betreffenden Artikel in Wagener's wie in Brockhaus' Conversationslexikon sind entschieden von einer Freundes- und Verwandtenhand geschrieben, ihnen muß sowohl im Einzelnen als in der Charakteristik des ganzen Mannes entgegengetreten werden. 1766 wurde er auf Antrag des Prinzen zum Regiment Platen in Ostpreußen versetzt. K. war die Veranlassung zur Trennung des Prinzen Heinrich von dessen schöner, liebenswürdiger und achtungswerther Gemahlin, gebornen Prinzessin von Hessen gewesen, welche der Prinz selbst gewählt hatte, da der König nur seine Vermählung überhaupt gewollt, und der Prinz hatte auch Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt. 35 Jahre blieb der Prinz dann getrennt von seiner Gattin, in Berlin in demselben Palais wohnend und hat nie wieder ein Wort mit ihr gewechselt. In seinen Paroles sagt K. über sein Verhältniß zur Prinzessin: „Les plaisans qui ont cru à la fable que j'étais l'amant de la princesse, que je l'avais pris exactement au mot; ce qui était bon pour rire." Bouillé, der Biograph des Prinzen, sagt über die Veranlassung der Trennung: „Ce prince, si digne d'être aimé parce qu'il savait aimer, ne tarda pas à être dupe de sa confiance.

Son premier favori, le comte de K . . . . (Preuß der diese Verhältnisse bespricht, schreibt den Namen aus), non content de chercher à altérer la gloire militaire du prince Henri, en se l'attribuant, quoique sa conduite à la guerre n'ait rien eu, ni alors, ni depuis, d'assez éclatant pour justifier une telle pretention, vint encore mettre, par ses intrigues, le trouble dans l'intérieur de sa cour; et en trompant à la fois le prince et la princessse, il forma entr'eux le nuage qui troubla pour jamais leur union. Cédant aux premières impressions, fortifiées par des apparences artificieusement préparées, le prince Henri éloigna de lui une épouse qui méritait au moins son indulgence; et quoiqu'il se vit forcé de désavouer dans son coeur des soupçons qui ont été démentis par toute la suite de la conduite de la princesse, à qui depuis il ne refusa pas son estime, cette séparation fut éternelle, par un effet de cette opiniâtreté qui lui était commune avec tous les princes de sa maison.“ K. wurde nach Königsberg versetzt und ihm verboten nach Berlin zu kommen. Nach dem Tode Friedrich des Großen erhob ihn der Nachfolger am 15. Oct. 1786 in den Grafenstand, zog ihn in seine Nähe und zeichnete ihn, wol zum Theil aus Opposition gegen den großen König, vielfach aus. Kalkreuth's Leistungen im baierischen Erbfolgekriege werden nirgends erwähnt. In dem Feldzuge gegen Holland 1787 führte er als Generalmajor eine selbständige Abtheilung, eroberte die kleine Festung Nieuversluys, die schwach vertheidigt wurde, mit allerdings geringer Truppenzahl. Seine Frische, Thätigkeit und Kühnheit in diesem Feldzuge wird allgemein gerühmt. Am Ende der Campagne wurde er Generallieutenant. Durchaus französisch gesinnt, ein Kind der encyclopädischen Richtung des 18. Jahrhunderts, tadelte er die Coalition mit Oesterreich, den Versuch einer monarchischen Restauration in Frankreich und den Krieg von 1792—1795 aufs bitterste; in den Kriegsjahren verfolgte er die Operationen der österreichischen wie der preußischen Feldherren mit oft witziger immer rein negativer Kritik. Beim Einmarsch in die Champagne (1792) führte er einen Theil der Hauptarmee, erreichte glücklich bei Stenay die Verbindung mit Clairfait, leitete die Waffenstillstands-Verhandlungen mit Kellermann bei Azenne und verschaffte dadurch der Arrieregarde und dem Train Gelegenheit zu einem unbelästigten Rückzug. In seinen Souvenirs sagt K. nicht eben bescheiden: „Tous les pêchés de ma vie, s'ils étaient grands, sont effacés par la belle action d'avoir sauvé de la destruction totale, cette belle armée uniquement par l'enchantement de mes paroles. Jamais Prussiens n'ont tant soufferts, nous ne marchions pas avec des soldats, mais avec des mourants.“ Dies bezieht sich wahrscheinlich auf die Verhandlungen über die Räumung von Verdun seitens der Preußen. Die „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“ sagt darüber: „Es gelang der Gewandtheit des Grafen K. die an sich nothwendige Räumung von Verdun so geltend zu machen, daß Dillon sich dagegen verpflichtete, die preußische Armee auf dem Marsche nach Longwy nicht zu beunruhigen.“ Im März 1793 übertrug ihm der König die Belagerung von Mainz, das am 22. Juli capitulirte. K. erhielt den schwarzen Adlerorden und das Commando eines Corps in der Pfalz. In den Gefechten bei Neukirch am 13. August, bei Rohrbach am 17. August und vereinigt mit Knobelsdorf, bei Hornbach war er siegreich und warf am 29. Septbr. die Franzosen über die Saar. Die Erstürmung der Lauterlinie mißglückte, da Wurmser, auf dessen Mitwirkung gerechnet war, ausblieb; der Versuch Kalkreuth's Bitsch zu nehmen, mußte aufgegeben werden, ebenso die Belagerung von Landau. 1794 soll K. zu Möllendorf's Sieg bei Kaiserslautern (23. Juni) beigetragen haben, siegte am 28. mit Blücher bei Kirrweiler, nahm Zweibrücken und drang bis Saarlouis. Den Vorwurf der Oesterreicher, den Verlust von Trier dadurch verursacht zu haben, daß er sie

nicht rechtzeitig unterstützt habe, wies er öffentlich zurück, die österreichische Besatzung hatte Trier voreilig verlassen. Mit Hohenlohe siegte er am 20. Septbr. bei Kaiserslautern. Der Abschluß des Friedens zu Basel entsprach seiner politischen Gesinnung durchaus, er war allerdings, wie spätere Forschungen nachgewiesen, bei der damaligen Politik Oesterreichs für Preußen eine Nothwendigkeit. K. wurde 1795 commandirender General in Pommern, 1796 General der Cavallerie, später Inspecteur derselben und 1806 im Frühjahr Gouverneur von Danzig und Thorn. Im Sommer 1806 erhielt K. den Oberbefehl über das, für den Fall eines Krieges mit Schweden (der erklärt aber nicht ausgeführt wurde) in Vorpommern und der Uckermark zusammengezogene Corps. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1806 erhielt er kein selbständiges Commando, nur die 2. Reservedivision der Hauptarmee, und fand sich gegen die jüngereu Generale Hohenlohe und Rüchel zurückgesetzt. Höpfner in seiner Geschichte des unglücklichen Feldzugs sagt: „Bei dem Charakter des Grafen K. wurde dadurch ein tiefer Ingrimm in ihm hervorgerufen, der erst gestillt wurde, als alle die, welche wissentlich oder unwissentlich zu dieser Verletzung beigetragen, einem schweren Geschick erlegen waren. Nur so erklärt sich einigermaßen das Verhalten des Generals im nachfolgenden Kriege, wenn gleich damit keine Rechtfertigung ausgesprochen sein soll.“ K. kritisirte alle getroffenen Maßregeln mit Schärfe und Gereiztheit, verbreitete das Gerücht der Unsicherheit und des Mißtrauens schon vor der Niederlage in der Armee. Obwol der Herzog von Braunschweig und Möllendorf schwer verwundet waren, obwol ihm der König, bei der ungünstigen Wendung der Schlacht den Befehl zuschickte, „die Armee zurückzuführen“, betrachtete er sich nur als Führer der Reservedivisionen und soll schadenfroh der wachsenden Verwirrung zugesehen haben. Clausewitz sagt in seinem Manuscript von 1806: „Die preußische Reserve unter K. war nur ¼ Meile vom Schlachtfelde. Die Lage Davoust's war also höchst gefährlich, bis jetzt hatten drei preußische Divisionen gegen 3 französische gefochten, von beiden Seiten je 27 000 Mann, und die Franzosen hatten nach und nach ein Uebergewicht gewonnen. Hätte um diese Zeit — etwa 10 Uhr Morgens, K. Befehl bekommen, sich auf den rechten Flügel zu werfen, so hätte es mit einem Wunder zugehen müssen, wenn Davoust nicht aufgerollt und um den größten Theil seines Corps gekommen wäre, ehe er die Brücke bei Kösen erreichen konnte. Aber kam Bernadotte nicht im Rücken der Preußen an, so kam auch K. nicht im Rücken der Franzosen an. Er marschirte von seinem Bivouac bei Ranstädt so spät ab, daß als er bei Auerstädt ankam, die 3 preußischen Divisionen schon in so aufgelöstem Zustande waren, daß der König nicht mehr glaubte, mit der Reserve die Schlacht herstellen zu können.“ K. blieb also im Bivouac stehen, während ¼ Meile von ihm 3 preußische Divisionen von 3 feindlichen zurückgedrängt wurden, und traf als er Befehl erhalten, zu spät ein. Statt selbständig einzugreifen, zog er mit seinen Truppen in guter Ordnung vom Schlachtfelde ab, hatte aber bald darauf —, als Soult's Cavallerie unter Klein sich zeigte, und er die Nachricht von der Capitulation von Erfurt erhielt, bei der Ermüdung seiner Truppen geglaubt, ebenfalls capituliren zu müssen. obgleich seine Cavallerie der Klein's überlegen war. Nur der lebhafte Widerspruch Blüchers und des Prinzen August vermochte ihn, seinen Rückzug fortzusetzen, er ging über Nordhausen durch den Harz nach Magdeburg. Um einen Conflict mit Hohenlohe zu vermeiden, dem das Commando aller bei Magdeburg zu sammelnden Truppen übergeben war, schickte ihn der König Ende October nach der Provinz Preußen, wo er den Befehl über ein dort stehendes Corps von 20 000 Mann übernahm. Später errichtete er ein kleines Freicorps. Als die Franzosen sich Danzig näherten, ging er dorthin, um als Gouverneur die Vertheidigung vorzubereiten und zu leiten. Den Geist der

Truppen, wie den der Bürgerschaft, bei welcher er beliebt war, wußte er zu beleben, betrieb die Instandsetzung und Armirung der Werke energisch und sachgemäß und vertheidigte Danzig gegen große Ueberlegenheit mit unzureichenden Kräften 76 Tage lang, darunter 55 Tage gegen offene Laufgräben. Der Capitulation am 26. Mai wurden dieselben Bedingungen zu Grunde gelegt, die er früher der Festung Mainz bewilligt hatte; die Franzosen hatten das höchste Interesse bald in den Besitz der Festung Danzig zu kommen und über die Belagerungsarmee anderweitig disponiren zu können. K. capitulirte, weil es ihm an Pulver zu fehlen drohte, und die kleine Garnison der großen Festung der Erschöpfung nahe war. Wenn er auch Danzig vielleicht noch 5—6 Tage hätte halten können, so war doch die Vertheidigung eine ruhmvolle, der König ernannte ihn zum Generalfeldmarschall, Kaiser Alexander verlieh ihm den Andreasorden. Nach der Schlacht bei Friedland wurde K. beauftragt den Waffenstillstand (25. Juni) abzuschließen, er unterschrieb den ihm von Berthier vorgelegten Tractat trotz seiner harten Bedingungen, obwol die Lage der Armee noch keineswegs so ungünstig war. Bei den Verhandlungen über den Frieden zu Tilsit ließ er sich von Berthier dupiren, den ihm beigegebenen Grafen Goltz wußte er in den Hintergrund zu drängen, dem Könige empfahl er „Vertrauen, nur Vertrauen gegen Napoleon, damit werde man am weitesten kommen.“ Berthier hatte ihm geschrieben: „Sa Majesté s'est d'abord refusé à aucune modification (der Friedensbedingungen), mais en se rappelant que je traitais avec Votre Excellence, elle m'a dit qu'elle voulait lui donner témoignage de son estime particulier et de son haute considération. . . . — Da war der eitle Mann verloren und willigte in Alles ein. Die von ihm am 12. Juli abgeschlossene Convention über die Ausführung des Friedens ist noch ungünstiger als der Friede selbst, sie hob einzelne Bestimmungen desselben geradezu auf, und Hardenberg sagt in seinen von Ranke herausgegebenen Denkwürdigkeiten: „Durch sie wurde all' das Unglück begründet, das nach dem Frieden Preußen so lange bedrückte, wodurch Napoleon seinen Zweck erreichte, den Staat noch lange mit seinem Heere besetzt zu halten, seine Pläne in Spanien auszuführen, seine Truppen auf fremde Kosten zu unterhalten, und ungeheure Geldsummen mitten im Frieden zu erpressen.“ Hardenberg theilt einen für die gereizte Stimmung jener Tage charakteristischen Brief eines hochstehenden Mannes mit, der ihm schreibt: „Qu'est-ce-que la perte de tant de provinces en comparaison des maux incalculables, que va faire peser sur nous la convention signée depuis par le comte de Kalkreuth. Il n'y a pas de milieu, c'est l'extrême folie ou une scéleratesse insigne qui a guidé le maréchal, et il ne peut avoir le choix que des petites maisons ou du gibet.“ Wenn auch dies Urtheil zu hart ist, so trifft K., der die Convention ohne Goltz abschloß, die Schuld des Leichtsinnes und der Eitelkeit. Die Artikel der Convention sind höchst unbestimmt, ließen der Willkür freiesten Spielraum und erwähnten nicht einmal den so wichtigen Gegenstand der Contributionen. K. wurde nach dem Frieden zum Gouverneur von Königsberg ernannt, erhielt 1809 das Gouvernement in Berlin, wurde 1810 zur Vermählung Napoleons, als ihm persona grata nach Paris gesandt und dort mit Auszeichnung behandelt. Er gehörte bis zu dem Freiheitskriege zu der Partei, die eine Wiedergeburt des Staates und eine Befreiung von Napoleons Druck für unmöglich hielt, ein latenter Gegner von Stein, Hardenberg, Gneisenau ist er immer geblieben, er sagte im Frühjahr 1813 von sich: „Je n'étais pas du parti français; je ne suis aujourd'hui pas du parti russe; je suis du pauvre parti prussien, et j'ai malheureusement peu de collégues.“ 1812 wurde er Gouverneur von Breslau, leitete hochbejahrt 1813 die Neuorganisation in Schlesien und kehrte nach dem Pariser Frieden als Gouverneur nach Berlin zurück, wo er am 10. Juni 1818 nach 67jähriger Dienst-

zeit starb. Von den hinterlassenen Memoiren des Verfassers hat der Sohn, Graf Friedrich von K., einen Theil in Bran's Minerva, Jahrgang 1839. 40 unter dem Titel „Erinnerungen des General-Feldmarschalls von Kalkreuth aus dem französischen Manuscripte seiner Dictées“ veröffentlicht, die aber hier nur bis zur Schlacht bei Hochkirch reichen. Die bedeutende Wirksamkeit des Feldmarschalls in den Rheinfeldzügen, 1806 und 1807 berühren diese Veröffentlichungen nicht. Der Herausgeber hat einige Aufsätze „Zur geschichtlichen Critik“ vorausgeschickt, die eine Vertheidigung seines Vaters gegen die Darstellung in Gentz „Beitrag zur geheimen Geschichte des Jahres 1806“ und die „Denkwürdigkeiten des Grafen Haugwitz“ betreffen. In den Dictées spricht sich der Witz, die geistige Schärfe des Feldmarschalls aus, aber auch tiefe Verbitterung und Ungerechtigkeit gegen Friedrich den Großen. Als historische Quelle, namentlich zur Beurtheilung des großen Königs und seiner Feldherrn sind diese Dictées nur mit Vorsicht zu verwenden, im Wesentlichen sind es des causeries d'un vieillard voll piquanter meist aus anderen Quellen bekannter Anecdoten, oft brechen die Gereiztheit und das verletzte Selbstgefühl des Mannes durch, der lebenslang und nach seinem Tode überschätzt worden ist. Seine Beurtheilung des Königs, besonders des ihm verhaßten Winterfeld, Moritz von Dessau wie der Veranlassung des siebenjährigen Krieges gleicht der von Gaudy, Retzow, Behrenhorst, Henckel und Schmettau — alle dem Kreise des Prinzen Heinrich, dessen Adjutanten sie meist gewesen, angehörig — erst seit den letzten Jahrzehnten beginnt — namentlich seit Carlyle — eine unbefangene, parteilose Beurtheilung nicht nur des großen Fürsten und Feldherrn, auch des Menschen sich Bahn zu brechen. Ueber Prinz Heinrich selbst urtheilt K. freilich ungünstiger als die andern Schriftsteller aus dessen Kreise, weil er ihm Schuld an seiner angeblichen Zurücksetzung seit seiner Entfernung von Rheinsberg (1766) bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. giebt. In einem Briefe an H. von Bülow, 1806 (der freilich nicht abgesandt worden), schreibt er sich den Sieg bei Freiberg zu, theilt einen Brief des Prinzen Heinrich (wohl apokryph) an Friedrich II. mit, in dem es heißt: „Je dois les succès de cette journée au capitaine de Kalkreuth“, und wendet auf sich das Wort an: „Plus fatigué qu'avide d'honneurs“, was bei dem ehrgeizigen Charakter des Mannes fast komisch wirkt. Der Sohn des Grafen theilt in Bran's Minerva folgende charakteristische Stelle eines Briefes desselben mit. „Bei der Abgeschmacktheit der Welt die nur Flittergold schätzt, war es von jeher mein Vorsatz nach meinem Tode vergessen zu sein. Vielleicht ist es Stolz, nicht im Gedächtniß so alberner Menschen leben zu wollen. Die künftigen Geschichtschreiber werden Lüge und läppisches Zeug schreiben, wie meist alle bisherigen gethan, und die Nachwelt, wenn sie im Sinken fortfährt, verdient nichts Besseres. Was die dumme Nachwelt von mir denken wird, ist mir so lang als breit. Ich belächle das Urtheil der Zeitgenossen, und sollte mich um die Zukunft kümmern!“ Die „Paroles“ von K. sind gedruckt, aber nicht im Buchhandel erschienen. K. war in erster Ehe mit Charlotte Freiin von Morrien, aus einer jetzt ausgestorbenen westphälischen Familie vermählt, sie war Hofdame der Prinzessin Heinrich von Preußen gewesen; die zweite Gemahlin war Charlotte Henriette Freiin von Rohd, Tochter des Ministers und Oberburggrafen von Ostpreußen, von Rohd, der in der Provinz reich begütert war. Von der männlichen Descendenz aus der ersten Ehe des Feldmarschalls lebt nur der frühere Diretor der Malerakademie in Weimar, Graf Stanislaus.

v. Meerheimb.

Kalkstein s. Kalckstein.

Kallenbach: Helwig K., Gründer einer namhaften Buchdruckerfamilie zu Emden in Ostfriesland von 1611—1726. Wann oder wo der Stammvater ge-

boren wurde, oder in welcher Officin er seine Kunst erlernte, entzieht sich unserer Kenntniß und wir wissen über seinen späteren Lebensgang nur, daß er „in der Falderstraße in der Druckerei von Emden" wohnhaft war und dieselbe seit 1611 daselbst betrieben hat. Die Anzahl der Schriften, die aus seiner Presse hervorgingen, ist eine so bedeutende, daß man ihn wohl den thätigsten Buchdrucker Ostfrieslands nennen kann. Sein Wappen oder Buchdruckerzeichen aus dem J. 1612 ist ein Palmbaum mit der Umschrift: „Justus ut palma florebit; ein Facsimile findet sich bei Grotefend a. a. O. auf Tafel VII, Fig. 27. Nach seinem Tode, der im J. 1651 erfolgte, scheint seine Druckerei bis 1676 durch einen Factor verwaltet worden zu sein und als ein solcher erscheint von 1653—1667 ein Joach. Mennen, auch Major Joachim genannt, welcher nicht allein einige der Verlagsartikel des K. wieder abdruckte, sondern auch dabei desselben Wappens und Wahlspruchs sich bediente. In den Jahren 1667 und 1668 besaß dieser jedoch eine eigene Druckerei und war „der löblichen Ostfriesischen Stände bestallter Buchdrucker in der Großen Straße in der goldenen Druckerei". Während dieser aber von einem behufs des Drucks eines Katechismus ihm 1676 auf zehn Jahre ertheilten Privilegium Gebrauch macht, erscheint 1676 wieder ein Helwig K., vermuthlich ein Sohn des ersten Helwig, als Stadtbuchdrucker zu Emden. Dieser druckte noch 1717 als „der Statt vnd Landschafft ordin. Buchdrucker". Endlich tritt in den Jahren 1723—1726 an die Spitze des Geschäftes eine Frau Helwig K., welche, obgleich es auf lateinischen Titeln der von ihr gedruckten Bücher heißt: „typis uxoris Callenbach civitatis et provinciae ordinariis", doch wol nur die Witwe des zweiten K. gewesen sein kann, wie sie denn bei deutschen Büchern den Titel einer „ordinari Stad- vnd Landschaffts-Buchdruckerscha" in Anspruch genommen hat.

Grotefend, Gesch. d. Buchdr. in Hannover und Braunschweig. Bl. 42.

J. Franck.

Kalliwoda: Johann Wenzel K., geb. am 21. Febr. 1801 in Prag, besuchte vom 10. bis 16. Lebensjahre das dortige Conservatorium für Musik und machte insbesondere auf der Violine unter Leitung des trefflichen Friedr. Wilh. Pixis sehr rasche Fortschritte. Nach Absolvirung des sechsjährigen Unterrichtes trat K., versehen mit den besten Zeugnissen auch in der Composition, 1817 als Violinist in das Theaterorchester Prags. Im J. 1822 gab er diese Stellung auf und unternahm eine Kunstreise nach München, wo ihn der kunstsinnige Karl Egon, Fürst von Fürstenberg hörte und sofort an Konradin Kreutzer's Stelle als Capellmeister in Donaueschingen engagirte. Dort leitete er mit Erfolg und Geschick die Hofcapelle, hatte als Solist und Componist reiche Gelegenheit, sein Talent zu entfalten und ertheilte den fürstlichen Kindern Musikunterricht. Vielfache Kunstreisen machten ihn auch nach auswärts bekannt und beliebt. Nachdem die Stürme des J. 1848 den Fürsten zu zeitweiliger Aufhebung seiner Capelle veranlaßt hatten, brachte K. einige Jahre privatisirend in Karlsruhe zu, bis er 1859 wiederum zur Uebernahme seines Postens nach Donaueschingen berufen wurde. Dort organisirte er die fürstliche Capelle von Neuem und blieb an der Spitze derselben bis zu seiner wegen eines Herzleidens erbetenen Pensionirung am 7. Juni 1866. Er zog nun mit seiner Familie nach Karlsruhe, wo sein Sohn Wilhelm als Hofcapellmeister angestellt war, starb dort aber bereits am 3. Decbr. 1866. Mit ihm schied ein reich begabter Künstler aus dem Leben, der sich durch seine Leistungen die allgemeinste Anerkennung, durch Liebenswürdigkeit des Geistes und heitere Geselligkeit allseitige Beliebtheit erworben hatte. Als Violinvirtuos zeichnete er sich durch bedeutende Fertigkeit, wohlthuende Reinheit des Spiels und edlen Ton aus. — Als Componist entfaltete K. seit 1825 eine außerordentliche Thätigkeit; er hat über 250 Werke

veröffentlicht. Sie bestehen in vielen Solo- und Concertstücken für Violine mit und ohne Begleitung, desgleichen für Clavier mit und ohne Violine, Violinquartetten, Sonaten, Trio's und Quartetten für Clavier und Streichinstrumente, 17 Ouvertüren und 6 Symphonien, zahlreichen Liedern für eine Singstimme, Quartetten für Männer- und gemischte Chöre, 1 Messe, 2 Opern: „Blanda“ und „Prinzessin Christine“, letztere nur in Bruchstücken veröffentlicht. — Ein ziemlich genaues Verzeichniß seiner Werke giebt Wurzbach im Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 10. Theil, S. 397 ff. Viele dieser Sachen waren zu ihrer Zeit sehr beliebt, insbesondere die Ouvertüren und Symphonien, welche noch hier und da auf dem Repertoir der Civil- und Militärmusikchöre erscheinen; im Uebrigen ist der so productive und beliebte Componist gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen. Schumann nennt K. den „heiteren harmonischen Menschen“. Dieser Ausspruch trifft den Nagel auf den Kopf. K. schuf leicht und rasch, freilich auch ohne tiefere selbständige Gestaltung. Er gehörte zur großen Zahl jener Epigonen der klassischen Zeit, welche lustig und unbekümmert musicirten, bis mit Mendelssohn und Schumann eine neue ernstere Zeit anbrach, welche über sie zur Tagesordnung überging. Am schwächsten erscheint K. in seinen oft potpourriartigen Violincompositionen, am stärksten in seinen klassischen Mustern nachgebildeten Ouvertüren und Symphonien. Unter letzteren ragt besonders die erste in F-moll hervor. Von seinen Vocalcompositionen hat sich der treffliche Männerchor „Das deutsche Lied“ erhalten.

Badische Biographien I., Heidelberg 1875. S. 441 ff.

Fürstenau.

Kalnein: Karl Eberhard von K., ward seinen Eltern Hans Georg von K., preußischem Land- und Tribunalsrath, Amtshauptmann zu Rastenburg, Erbherr der Kilgischen und Großparkschen Güter und der Marie Luise geb. Schack von Wittenau am 26. Febr. 1687 geboren. Im J. 1704 kam er als Kadett zur Garnison nach Pillau, doch schon im folgenden Jahre trat er auf Veranlassung eines Verwandten seiner Mutter als Fähnrich in dänische Dienste beim seeländischen Infanterie-Regiment, welches in Trier in Winterquartieren stand. Bei diesem Truppentheil machte er dann die folgenden Campagnen des spanischen Erbfolgekrieges mit, er focht am 23. Mai 1706 bei Ramillies, im August vor Menin, am 11. Juli 1708 bei Oudenarde, im August vor Lille, am 11. Sept. 1709 bei Malplaquet und avancirte während dessen zum Premierlieutenant. K. trat dann in hessen-kasselsche Dienste und kam als Hauptmann zur Leibgarde, mit welcher er den Feldzug von 1710 in den Niederlanden mitmachte. Nach dem Frieden kehrte er nach Kassel zurück, bis ihn 1717 Friedrich Wilhelm I. nach Preußen zurückrief und ihm eine Compagnie gab. Er kam zum Arnimschen, dann zum Regiment Herzog von Holstein und stieg in den Jahren bis 1740 zum Obersten. In den Kriegen des großen Königs kämpfte er als Regiments-Commandeur bei Chotusitz (17. Mai 1742) und bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), ward dann Generalmajor mit Patent vom 16. Mai 1743, erhielt eine Brigade und führte, zum Chef des Dohna'schen Regiments ernannt, bei Kesselsdorf (15. Decbr. 1745) eine Brigade im ersten Treffen. 1746 nach Preußen zurückmarschirt, wurde K. am 9. Juni 1753 Generallieutenant, erkrankte dann dergestalt, daß er nicht mehr dienstfähig war und starb am 5. Octbr. 1757. — Im J. 1733 hatte er sich mit Charlotte Sophie von Finck-Finckenstein verheirathet († am 11. Septbr. 1756).

(König,) Biograph. Lexikon II. S. 237. — Pauli, Leben großer Helden IV. S. 79.

Ernst Friedlaender.

Kalsow: Christian Ludwig von K., geb. 1694, aus einer pommerschen Familie. Seine Eltern Karl Ferdinand von K. († 1697) und Anna Luise von Dewitz

hatten ihn zur gelehrten Laufbahn bestimmt und schickten ihn 1714 auf die Ritterschule zu Kolberg. 1716 studirte er zu Halle, doch fiel er wegen seiner ansehnlichen Leibesgröße dem Fürsten von Anhalt-Dessau auf und wurde von diesem für den Soldatenstand angeworben. Man erzählt, der Professor Stryck habe ihm nachgerufen: „ergreifet den Degen, verlasset die Feder“. Zuerst beim Forcade'schen Regiment als Fähnrich eingestellt, versetzte ihn Friedrich Wilhelm I. schon am 6. März 1717 zu seinem Potsdamer Leibregiment, bei welchem er bis zum Hauptmann blieb. Lange Jahre hindurch war er auf Werbecommando in Rußland und erwarb die Zufriedenheit des Königs in hohem Maße. K. erhielt die Amtshauptmannschaften zu Massow, Naugard und Gültzow und gehörte während der letzten Krankheit des Königs zu den wenigen Bevorzugten, die der König gern um sich hatte. Unter Friedrich dem Großen avancirte er schnell (1743) zum Generalmajor, verlor bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) ein Pferd unter dem Leibe, ward 1750 Generallieutenant, erkrankte dann aber so schwer, daß er sich auf sein Gut Zollen bei Soldin zurückziehen mußte, wo er 1759 beim Einfall der Russen viel zu leiden hatte. Ein ihm vom Könige bewilligtes Gnadengeschenk von 600 Thlrn. konnte er nicht mehr lange genießen, denn schon am 1. Octbr. 1766 starb er. K. war zwei Mal verheirathet: 1) (seit 7. Septbr. 1736) mit Marie Luise Dorothea von Herold, † am 1. Juli 1743; 2) mit einem Fräulein von Wedell, † am 30. Mai 1780.

(König,) Biograph. Lexikon II. S. 240.

Ernst Friedlaender.

Kalteisen: Heinrich K., geb. gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu Ehrenbreitstein im Trier'schen, legte als Mitglied des Dominicanerordens seine Studien in Wien und Köln zurück, lehrte sodann an der Kölner Universität die heilige Schrift und bekleidete hierauf (bis a. 1424) das Amt eines Inquisitor generalis für Deutschland. Im J. 1431 wurde er zur Theilnahme an den Verhandlungen des Basler Concils berufen und hatte auf demselben a. 1433 eine dreitägige Disputation mit dem Hussitenpriester Ulrich von der Partei der Orphani de libera verbi Dei praedicatione zu führen, welche sich in Canisii Lectt. antiqq. und in den Concilienausgaben abgedruckt findet (ein Auszug derselben bei Werner, Gesch. d. apolog. u. polem. Lit. III, S. 654 ff.). Im J. 1437 scheint er dem Concil zu Ferrara-Florenz beigewohnt zu haben; wenigstens stand er bei Papst Eugen IV. in Gunst, der ihn zum Magister S. Palatii ernannte, welche Würde er 10 Jahre inne hatte. Papst Nikolaus V. erhob ihn zum Erzbischof von Drontheim und Cäsaria i. p. (1452). Gegen Ende seines Lebens zog er sich in ein Kloster seines Ordens zu Coblenz zurück, woselbst er am 2. Octbr. 1465 verstarb. Aus seinen Schriften (Verzeichniß derselben bei Echard et Quetif, Script. O. P. I., p. 829 ff.) heben wir außer der oben erwähnten Disputatio noch hervor: „Comm. in Sentt. Petr. Lomb.“; „Sermones sacri“; „De arte sermocinandi“; „Speculum devotionis rhythmicum cum aurea Fabrica“ (abgedruckt in des Dominicaners Fr. Steill Ephemerides dominicano-sacrae, Dillingen 1692). Werner.

Kaltenbach: Johann Heinrich K., wurde am 30. Octbr. 1807 in Köln geboren und starb am 20. Mai 1876 in Aachen als Jubilarlehrer an der dortigen Realschule erster Ordnung. Zum Elementarlehrer herangebildet, war er als solcher zuerst in Hastenrath, einem Dorfe im Kreise Jülich, dann an der Karlsschule in Aachen thätig. Der Ruf seiner ungewöhnlichen Befähigung und seiner pädagogischen Tüchtigkeit veranlaßte den Director der Aachener höheren Bürgerschule — heutigen Realschule erster Ordnung, Dr. Kribben, ihn der Behörde als Lehrer der Elementarfächer an der von ihm geleiteten Schule vorzuschlagen. In dieser

Stellung hat er vom Herbste 1837 bis zu seinem Tode segensreich gewirkt. In seinem zurückgezogenen Leben war er unablässig an der Weiterbildung zu seinem Beruf beschäftigt und widmete seine Muße hauptsächlich der Botanik und den Naturwissenschaften überhaupt. Als Mitglied der Gesellschaft für nützliche Wissenschaften in Aachen und als Lehrer hat er im Verein mit Gleichstrebenden nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für Naturwissenschaften in Aachen zu wecken und zu fördern. Er war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und unterhielt mit namhaften Naturforschern brieflichen Verkehr. Mehrere Jahre hindurch widmete er seine nicht durch Berufspflichten in Anspruch genommene freie Zeit der Durchforschung des an botanischen, geologischen und entomologischen Schätzen so reichen Regierungsbezirkes Aachen. Als Frucht dieser Studien schrieb er zunächst die Flora des Aachener Beckens mit seinen nahe an 800 Phanerogamen in zwei Abtheilungen als wissenschaftliche Abhandlung zu dem Programm der Aachener Bürgerschule der Jahre 1843 und 1844, dann in erweitertem Rahmen sein auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Werk über den ganzen Regierungsbezirk Aachen, das 1850 erschien, und welches er einen Wegweiser für Lehrer, Reisende und Freunde der Heimathkunde nennt. In dem Werke, welchem eine kleine Karte des Regierungsbezirkes beigegeben ist, weist er vielfach auf die große Schürmann'sche Karte hin. Ein Personenregister neben dem Ortsverzeichniß würde den reichen Inhalt mehr hervortreten lassen und die Benutzung bedeutend erleichtern. Neben eingehenden Mittheilungen über Klima, Bodenverhältnisse, Produkte, Charakter und Beschäftigung der Bewohner der verschiedenen Kreise des Regierungsbezirks, die der Verfasser auf seinen vielen Wanderungen durch denselben machte, enthält das Werk werthvolle historische Erörterungen über die Städte, Ortschaften, Burgen, Adelssitze, genealogische Notizen, Notizen über Gaue, über kirchliche Verhältnisse früherer Jahrhunderte und der Jetztzeit. Wie K. in der Vorrede zu seinem „Wegweiser" erklärt, verdankt er das Historische dem 1858 verstorbenen Oberregierungsrath Ritz in Aachen, der rühmlichst bekannt ist als Forscher und als Beförderer der Herausgabe der Monumenta historica Germaniae. Seine Forschungen waren schon in v. Ledebur's Archiv abgedruckt. Kaltenbach's Wegweiser ist nebst Reinick's Statistik vom J. 1865 das Beste, was über den Aachener Regierungsbezirk geschrieben worden ist. Für den ihm obliegenden Unterricht in der Geographie schrieb K. den Leitfaden „Naturgemäßer Unterricht in der Erdkunde", der auch für schon reifere Schüler viel Lehrreiches enthält. Wie in allem, was er lehrte, war er auch hier vollständig Herr seines Lehrstoffes. Sein Unterricht war auch für weniger begabte Schüler fesselnd und anschaulich. Mit der Kreide zeichnete er ihnen Erdtheile, Länder, Gebirgszüge, Flußgebiete, Städte rc. an die Schultafel und machte den Schülern diesen Unterricht meist zum Lieblingsunterricht. Die Naturgeschichte war indessen seine Lieblingsbeschäftigung. Er schrieb eine Monographie der Pflanzenläuse und sein Hauptwerk „Die Pflanzenfeinde aus der Klasse der Insecten". Der sonst rüstige Mann mußte in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt wegen Kränklichkeit auf längere Zeit seine Amtsthätigkeit einstellen, bis er am 20. Mai 1876 einem Schlaganfall erlag. In dem Programm der Realschule des Jahres 1877 gab Director Prof. Dr. Hilgers, Nachfolger Dr. Kribben's, dem Verstorbenen das Zeugniß: „Er zeigte einen bewundernswerthen Arbeitseifer und opferte seinen Studien, Forschungen und Amtsobliegenheiten Gesundheit und Leben." Haagen.

Kaltenbaeck: Johann Paul K., Historiker, geb. am 11. Januar 1804 zu Hofkirchen in Oberösterreich, † am 22. Juni 1861 zu Wien. Er machte seine Studien im Stift Kremsmünster und an der Universität in Wien, war 1840 bis 1846 Geschichtslehrer des Erbprinzen von Schwarzenberg, wurde 1846 zweiter,

und nachdem er 1850 die Erzherzöge Ferdinand Max und Karl Ludwig auf einer Reise nach Griechenland begleitet hatte, erster Archivar des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs, bis er 1857 pensionirt wurde. 1848 und in den folgenden Jahren war er ein rühriges Mitglied der conservativen und katholischen Partei, 1849 Mitredacteur des „Oesterreichischen Correspondenten“ und längere Zeit Präsident des im J. 1849 gegründeten Katholiken- (Severinus-) Vereins. Außer nicht sehr poetischen Gedichten (1826) hat er eine Reihe von geschichtlichen Aufsätzen in dem „Archiv für Geschichte“ veröffentlicht (1835—37 gab er die Fortsetzung dieser Zeitschrift heraus, die „Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde“), ferner culturhistorische Aufsätze in dem von ihm und Prof. Salomon begründeten Kalender „Austria“ 1842—1853. 1844 gab er „Oesterreichische Rechtsbücher des Mittelalters“ heraus, außerdem einige kleinere rechtsgeschichtliche Schriften. Die meiste Anerkennung fand das Buch „Die Mariensagen in Oesterreich gesammelt und (mit interessanten culturgeschichtlichen Anmerkungen) herausgegeben“ 1845.

Wurzbach X, 406. Reusch.

Kaltenborn: Karl Baron K. von Stachau, verdienter Rechtsgelehrter, geb. zu Halle am 21. Juni 1817, † am 19. April 1866 zu Kassel. Die Familie der K. gehört wahrscheinlich dem alten schlesischen Adel an (Gothaischer Taschen-Kalender der Freiherrl. Häuser, Jahrg. 1857, S. 361). Sein Vater Joh. Karl war preußischer Hauptmann a. D. († am 14. Febr. 1857), der als vielgewanderter Mann die Muße der späteren Jahre zur Abfassung von Memoiren benutzte, die der Sohn zu veröffentlichen beabsichtigte, da sie interessantes Material für die Geschichte einiger Höfe in Deutschland enthalten. Auf den trefflichen Schulen der Francke'schen Stiftungen erhielt K. eine gelehrte Vorbildung, widmete sich auf der Universität der Vaterstadt juristischen, staatswissenschaftlichen, historischen, philologischen und philosophischen Studien, wurde 1846 Privatdocent daselbst, nachdem er zu seiner Habilitation die Dissertation „De regalium generalium natura ac divisione“, Hal. 1845 herausgegeben hatte. Sehr schnell errang K. durch zwei größere Schriften den Ruf eines der gelehrtesten Kenner des Völkerrechts. In der ersten derselben — „Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft“, Leipzig 1847 — beabsichtigte er, Gagern's Kritik des Völkerrechts weiter auszuführen. Doch hat er mehr geleistet. Mit der deutschen Philosophie sehr vertraut, war er voll größten Eifers für die Wissenschaft bestrebt, eine Revision der hauptsächlichsten Grundbegriffe unter Kritisirung der gerade in jener Zeit erschienenen, epochemachenden Arbeiten von Heffter, Oppenheim, Pütter u. A. zu geben. Dies führte ihn zur Erörterung der Litteratur früherer Zeiten. Freilich zeigt die Arbeit, daß er seinen Zweck nicht völlig erreichte. Denn die Verbindung der Litteraturkritik mit der Materialkritik schränkte ihn auf einzelne hervorragende Systeme ein und ließ einer eingehenden Kritik nicht den genügenden Raum. Sein als vollständig ausgearbeitet bezeichnetes System hat er uns leider später nicht gegeben. Jedenfalls hat aber das Werk in vielen Punkten bleibenden Werth. Schon im nächsten Jahre folgte die zweite verdienstliche literarhistorische Arbeit, welche die Leistungen einiger vergessener Schriftsteller eingehend besprach und die auf den Bibliotheken selten gewordenen, oft ganz fehlenden Drucke derselben zu ersetzen bestimmt war. Die Schrift ist betitelt „Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts, sowie der Politik“, Leipzig 1848, führt auch den Specialtitel „Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Jus naturae et gentium sowie der Politik im Reformationszeitalter“. Nebenbei schrieb K. gediegene Recensionen über staats- und völkerrechtliche Arbeiten in verschiedene Zeitschriften (Jenaer Literaturzeitung, Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik), gab eine auf das

praktisch-politische Gebiet hinüberspielende Schrift „Staat, Gemeinde, Kirche, Schule, insbesondere Universitäten und ihre Reform“, Halle 1848 heraus und entfaltete als akademischer Lehrer eine erfolgreiche Wirksamkeit. Mit umfassenden Studien über das internationale Seerecht beschäftigt, veröffentlichte K. zwei Abhandlungen über Geschichte, Praxis und Reform der Kaperei im Seekriege (zuerst in Bülau’s Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik, 1849, II., dann auch separat, Halle 1849). Ein interessanter völkerrechtlicher Fall gab ihm Anlaß zu Besprechung der Pflichten Neutraler gegenüber fremden, in territoriale Gewässer sich zurückziehenden fremden Kriegsschiffen. Es war dies die kleine Arbeit „Kriegsschiffe auf neutralem Gebiet“, Hamb. 1850. Die hierin enthaltene Kritik des Verhaltens Lübecks gegenüber dem Dampfschiff v. d. Tann rief eine Schutzschrift von K. von Duhn hervor (zuerst in Gersdorf’s Repertorium 1850. III. 298—312, dann separat, Leipzig 1850). Allgemeinen Beifall fand sein großes Werk „Grundsätze des praktischen europäischen Seerechts, besonders im Privatverkehr, mit Rücksicht auf alle wichtigeren Partikularrechte“, 2 Bde., Berlin 1851, worin das gesammte Völkerrecht, soweit es den Seehandel ordnet, mit größter Sachkenntniß und fleißigster Benutzung der Litteratur wissenschaftlich erörtert wird. Die Materialien dazu hatte er während eines siebenmonatlichen Aufenthaltes in Hamburg, wo er auch den Sitzungen des Handelgerichts beiwohnte, gesammelt. Die sehr bald erforderlich gewordene zweite Auflage hat er leider nicht besorgen können. Im J. 1852 folgte K. einem Rufe als außerordentlicher Professor für deutsches und öffentliches Recht an die Universität Königsberg, wo er 1861 zum ordentlichen Professor befördert wurde und die Schrift „De cambiis statuta Hamburgensia Ann. 1603 et 1605 in Germania prima legislationis cambialis vestigia“ 1862 erscheinen ließ. Am 11. April 1854 verheirathete er sich mit Hermine geb. Gronau, einer Enkelin des bekannten Staatsmannes v. Dohm. Er fand in ihr eine treffliche Gattin und für die aus der glücklichen Ehe hervorgehenden Kinder eine zärtliche Mutter. Ein Zeugniß seines lebendigen Interesses an der Politik liefert das größere Werk „Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806 bis 1857 unter Berücksichtigung der Entwickelung der Landesverfassungen“, 2 Bde., Berlin 1857. In dieser Arbeit, für welche ihm, was sehr zu bedauern, keine geheimen Quellen offen standen, war sein Hauptziel „die Weiterbildung des Bundeslebens im nationalen Sinne, zur Befriedigung der Interessen und Bedürfnisse der gesammten Nation, nicht blos der Fürsten und Staaten aufzuweisen.“ Er wollte die vulgäre, ziemlich verbreitete politische Phantasterei wie Apathie überwinden und einen gesunden, nüchtern praktischen Sinn für politische Verhältnisse, wie er in England zu Haus, auch bei uns einbürgern helfen. Darauf zielte das Motto: „Mein deutsches Volk, im idealen Streben, verläugne nicht die Wirklichkeit, das Leben!“ Seine Ansichten und Vorschläge über Zusammenschließung der deutschen Staaten in gewisse Staatencomplexe, nach einigen socialpolitischen Andeutungen Riehl’s, haben durch den bedeutend abweichenden geschichtlichen Verlauf der Dinge an Interesse verloren und zeigt sich in dem Werk ein eigenthümliches Schwanken zwischen absprechenden Verdammungsurtheilen über abstrakte Einigungspläne und andererseits einer fast begeisterten Anerkennung des Wirkens des Frankfurter Parlaments. Theoretisch den Ideen des Liberalismus nicht fernstehend, neigte er sich allmählich immer mehr auf die conservative Seite, wobei er vor Allem reges Gerechtigkeitsgefühl und energische Wahrheitsliebe hochachtete. Diese conservativen Anschauungen treten namentlich auch hervor in seiner „Einleitung in das constitutionelle Verfassungsrecht“, Leipzig 1863 und in der auf die kurhessischen Zustände bezüglichen letzten Schrift „Die Volksvertretung und die Besetzung der Gerichte, besonders des Staatsgerichtshofes“,

Leipzig 1864. Werthvoll waren auch seine Arbeiten für das Bluntschli'sche Staatswörterbuch und Schletter's Jahrbücher. Klimatische Verhältnisse veranlaßten ihn, 1864 einen Ruf nach Kassel als Referent im Ministerium des Aeußeren mit dem Titel als Legationsrath unter Vorbehalt einer Professur in Marburg anzunehmen. 1863 durch Verleihung des Ritterkreuzes des kurhessischen Wilhelmsordens, fast gleichzeitig auch des preußischen rothen Adlerordens vierter Klasse ausgezeichnet, erlag K., im rüstigsten Mannesalter, einer Unterleibsentzündung. Seine vielen Tugenden und hohen Verdienste hob in einem schönen Nachrufe Th. Muther hervor (Beilage zu 109 der Neuen Preußischen [Kreuz-]Zeitung v. J. 1866).

Mohl I, 222. 228. 230. 366. 370. 379. III, 559. — Mohl, Encycl. d. Staatswiss. (2) 1872. S. 409. 410. 411. — Bulmerincq, Praxis, Theorie und Codifikation des Völkerrechts, 1874. S. 92. 148. — Geyer, Ueber die neueste Gestaltung des Völkerrechtes, 1866. S. 15 ff.

Teichmann.

Kaltenbrunner: Karl Adam K., Dichter und Schriftsteller (geb. zu Ems in Oberösterreich am 30. Decbr. 1804, † am 6. Januar 1867). Nach Vollendung der Gymnasialstudien trat K. 1823 in den Staatsdienst, trat im J. 1842 als Oberbeamter in die k. k. Hof- und Staatsdruckerei ein und wurde im J. 1859 zum Vicedirector der Anstalt ernannt. Er versuchte sich seit dem Jahre 1826 auf allen Gebieten der Poesie und erwarb sich einen geachteten Namen. Eine Bedeutung für die Litteratur gewann K. durch seine Dialectdichtungen, von welchen die ersten schon ins Jahr 1831, mithin vor das erste Auftreten seines Liedergenossen, Franz Stelzhammer fallen. Im J. 1845 erschien die erste Sammlung seiner Dialectdichtungen „Obderensische Lieder“ (Linz), an welche sich zwei Sammlungen „Alm und Zither“ (Wien 1846, Haas) und „Oesterreichische Feldlerchen“ (Nürnberg 1857) reihten. Im J. 1863 veröffentlichte K. auch oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten unter dem Titel: „Aus dem Traungau“ (Wien) und im J. 1862 schrieb er das Volksdrama „Die drei Tannen“, welches im Karltheater in Wien zur Aufführung kam. Seine erste Sammlung hochdeutscher Gedichte erschien im J. 1835 unter dem Titel: „Vaterländische Dichtungen“ (Linz), der im J. 1849 ein Band „Lyrische und epische Dichtungen“ (Wien) folgte. Im J. 1846 gab K. die „Gesammelten Gedichte“ des L. Schleifer (Wien), eines sehr begabten österreichischen Dichters heraus. Er war eine stille und bescheidene, fast menschenscheue Natur, aber voll Innerlichkeit und weichen Gemüths.

C. v. Wurzbach, Biogr. Lex. X, 411. K. W.

Kaltenmarkter: Johann K., aus Salzburg gebürtig, war gegen Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts Professor an der Wiener Universität, erst an der artistischen, dann an der juridischen und theologischen Facultät. Zwölfmal (im October 1480 zum ersten, im April 1502 zum letzten Male) wurde er zum Decan der juridischen Facultät, sechsmal (zwischen April 1480 und October 1501) zum Rector der Hochschule gewählt, nach damaligem Brauche für je ein Semester. Zugleich hatte er für den Passauer Diöcesanbischof die Stelle eines Officials in Wien zu versehen. Gelehrte Werke hat er nicht verfaßt. Daß sein Name nicht vergessen ist, verdankt er hauptsächlich seiner Polemik gegen die Privilegien der Bettelorden und dem dadurch veranlaßten Streite mit der theologischen Facultät. Das vierte lateranensische Concil (1215) hatte nämlich beschlossen, jeder zum Vernunftgebrauche gelangte Gläubige müsse jährlich einmal seinem eigenen Priester seine Sünden beichten. Später erlaubten jedoch die Päpste auch den Priestern aus den Bettelorden das Beichthören, Predigen ꝛc. Nun behauptete K. nach dem Vorgange einzelner anderer Weltpriester

welche an der Pariser Universität lange zuvor ähnliche Sätze aufgestellt, aber auch auf Verlangen der geistlichen Oberen widerrufen hatten: durch die den Ordenspriestern abgelegte Beichte genüge man dem Gebote des lateranensischen Concils nicht, sondern man müsse die denselben gebeichteten Sünden einmal im Jahre nochmals dem eigenen Pfarrer beichten. Die Päpste hätten nicht das Recht, den Beschluß eines allgemeinen Concils aufzuheben, denn das Concil stehe über dem Papste. Von Seiten der Bettelorden sei Ungehorsam, Geiz und Stolz das Motiv gewesen, daß sie um solche Privilegien sich beworben hätten. Schon im J. 1483 wurden diese Behauptungen in drei Thesen zusammengefaßt und von der theologischen Facultät als irrthümlich, anstößig und nach Häresie schmeckend verurtheilt. Damals fand K. es für gut, sich zu unterwerfen und zu widerrufen. Allein wenige Jahre später (1490) wurde er vom Dominicaner Ulrich Zehenter, dem damaligen Decan der theologischen Facultät, angeklagt, daß er seine früheren Irrthümer wieder vortrage. K. verweigerte dieses Mal den Widerruf und wandte sich an den damals in Wien anwesenden päpstlichen Legaten Angelus Ortoni, welcher seine Rechtfertigung annahm. Dieses schreckte die Facultät nicht ab, die Proceßsache weiter zu verfolgen. Zehenter brachte dieselbe persönlich an den päpstlichen Stuhl und auch K. wurde nach Rom geladen. Nach dem Gutachten zweier Cardinäle entschied Innocenz VIII. gegen den Angeklagten und erließ am 30. Juni 1492 ein Schreiben an die Wiener theologische Facultät, worin er den von K. geleisteten Widerruf meldet und anordnet, derselbe müsse auch in den Schulen öffentlich widerrufen und zur Strafe auf ein Jahr vom Lehramte suspendirt, im Uebrigen jedoch in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen und von jedem weiteren Makel freigesprochen werden. In Folge dessen hat dann K. wirklich am 23. October 1492 in einem juristischen Hörsale in Gegenwart des Rectors, der Doctoren und Licentiaten aller Facultäten und vieler Anderer, Weltlicher und Religiöser, seinen Widerruf vorgelesen. Auch bei einer andern akademischen Streitigkeit jener Zeit war K. betheiligt. Der von Wien flüchtige Bischof Bernhard von Rohr hatte ihn zum Vice-Kanzler der Universität ernannt. Allein als er um Neujahr 1483 dieses Amt ausüben wollte, mußte er dem vom Dompropste hierzu ernannten Magister Andreas von Pottenbrunn weichen. Er starb zu Wien im J. 1507.

Vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität II, 24. 28. 32. 37. 448 ff. 451 ff. Kink, Gesch. der Universität Wien, I, 235, und Beilagen S. 25 ff. (Tilmez et Mitterdorfer) Conspectus historiae univers. Vienn. II, 39. 54 ff. G. Eder, Catalogus archigymn. Vienn. 38 ff. Stanonik.

Kaltenmoser: Kaspar K., Genremaler, geb. im Decbr. 1806 als Sohn eines Gastwirths zu Horb (am Neckar), begann schon in seinem sechsten Jahre zu zeichnen, erhielt dann von seinem Schwager, dem Lithographen Schott, gründlichen Unterricht in den Elementen des Steinzeichnens und arbeitete 1826 bis 1829 in einer lithographischen Anstalt zu Schweinfurt. Doch gewann endlich die Liebe zur Malerei die Oberhand, so daß er 1830 die Münchener Akademie bezog, selbe indeß bald wieder verließ, um sich ganz dem Studium der Natur zu widmen. Sein Eifer brachte ihn auf diesem Wege schnell soweit vorwärts, daß er einen nicht unbedeutenden Ruf durch seine Genrebilder begründete, wodurch er, abwechselnd mit zeitweiser Beschäftigung in dem lithographischen Atelier von Bodmer, die Mittel gewann, auf größeren oder kleineren Reisen ein werthvolles Material zu neuen Bildern zu sammeln. Die häuslichen Arbeiten und Vergnügungen der Landleute, das gemüthliche Zusammenleben in den Bauernstuben, boten willkommenen Stoff zu seinen Bildern. Anfänglich bereiste K. das altbaierische Gebirge und das angrenzende Tirol, dann dehnte er seine Streifzüge nach Bregenz und der Schweiz aus, insbesondere in das Berner

Oberland und den badischen Schwarzwald; 1843 ging er mit Flachenecker nach Venedig und Istrien, wo er fünf Monate verbrachte und eine reiche Ernte neuer Studien zurücktrug. Die Eigenthümlichkeiten eines Volksstammes nach allen Seiten, in Physiognomie, Kleidung und Beschäftigung, bis ins Einzelne treu und wahr und mit gewissenhaftester Durchbildung wiederzugeben, war Kaltenmoser's innigstes Bestreben. In der Technik hielt er später mit seinen Zeitgenossen nicht gleichen Schritt, seine Bilder wurden unruhig, fleckig und gewannen schließlich über lauter Details einen gläsernen, porzellanernen Ton; in der zweiten Hälfte seiner Thätigkeit erhielten insbesondere seine Schwarzwaldbilder jenseit des Oceans vorzüglichen Absatz. K. war ein höchst anspruchsloser, still in sich gekehrter Künstler, welcher meist zugeknöpft, von der unkünstlerischen Seite des Lebens wenig Notiz nahm. Er starb nach schmerzlichen Leiden am 8. März 1867. — Hier folgt, größtentheils nach eigenem Augenschein und in chronologischer Reihe das Verzeichniß seiner besten Bilder. 1831: „Landschaft mit einem Bauernhause", 1832: „Tiroler Familie bei einem Feldkreuz an der Landstraße rastend", „Bauernhaus an der Straße". Mit den 1833 gemalten „Zillerthaler Bauern in einem Wirthshause bei Zitherspiel und Tanz" begründete K. auf einen Schlag seinen guten Namen; das Bild wurde augenblicklich vom Münchner Kunstverein angekauft, von Roman Leiter (es war dessen letzte Arbeit, er starb 1834) lithographirt und 1834 als Nietenblatt vertheilt (vgl. Stuttgarter Kunstblattt, 1834, S. 206); später noch einmal von H. Kohler in Umriß auf Stein gezeichnet, mit dem Aufkommen der Photographie vielfach copirt und zuletzt noch 1876 von Peter Nocker als Relief-Sculptur in Holz wiedergegeben und als solche wieder photographisch vervielfältigt. Dann kam 1834 eine „Jägerfamilie aus dem baierischen Gebirg" (ausführlich geschildert in Lewald's Panorama von München, 1835, II, 47 ff.), 1835: „Zigeunerin, einem schwarzwälder Mädchen wahrsagend" (Kunstblatt 1835, Nr. 22) und „Liebeserklärung eines schwarzwälder Bauernburschen" (Stuttgarter Kunstblatt 1836, S. 223); 1836: „Scene in einem schwäbischen Bauernhause"; „Wahrsagende Zigeuner"; „Schwäbische Bäuerin mit ihrem Kinde unter der Thüre ihres Hauses sitzend; 1837: „Schwäbisches Bauernmädchen"; „Der Christabend" (nach Hebel); 1838: „Ehecontract in einer Schwarzwälder Bauernstube" (Gallerie Taxis zu Regensburg); 1839: „Heimkehr von der Wallfahrt"; 1840: „Cither- und Maultrommel-Spieler in einer Innthaler Wirthsstube"; 1842: „Wirthshausleben in Meran"; 1844: „Aus einem Tiroler Wirthshaus"; 1845: „Schwarzwälder Bauernhaus" (angekauft vom Münchener Kunstverein); 1846: „Scene aus dem Bauernhaus im Schwarzwald"; „Eine Schwarzwälderin mit ihrem Kinde"; „Familienscene aus dem Schwarzwalde"; 1847: „Familienscene aus Oberitalien"; 1848: „Jahrmarktscene aus dem Schwarzwald"; 1849: „Ein Brautpaar beim Pfarrer"; 1851: „Familie in Istrien"; „Schwäbische Mädchen am Spinnrocken"; 1852: „Das Hollermuß" (Scene aus dem Kanton Appenzell); 1853: „Strohflechterin"; 1854: „Familienscene aus Istrien"; 1855: „Häusliche Scene aus Appenzell"; 1856: „Früchtenhändlerin aus Servola bei Triest"; 1857: „Verschmähte Liebesgabe"; „Istrisches Mädchen"; 1858: „Heimkehr von der Villa" (aus Albona in Istrien); „Schwarzwälder Uhrmacher"; 1860: „Familienscene aus Istrien; 1861: „Maler Kirner und Kaltenmoser auf dem Lande unter Bauern"; 1862: „Ländliche Scene aus dem Appenzell"; „Schwäbische Familie"; 1864: „Ländliche Familienscene"; 1865: „Wirthshausleben"; „Gebirgstanz"; „Barmherzige Schwester bei einer Wöchnerin"; 1866: „Wirthshausscene"; „Schwäbisches Familienleben"; 1867: „Mausfallenhändler" (letztes Bild). — „Wilddiebe", nach eigener Composition hat K. frühzeitig auf Stein gezeichnet. Eine Familienscene aus Istrien wurde von F. Wölffle lithographirt (König Ludwig-Album);

das „Brautpaar“ trefflich von F. Sonnenleiter gestochen, ein Blatt von K., gestochen von C. Geyer, findet sich noch in Steffens' Volkskalender für 1874. Kaltenmoser's Porträt lithographirte H. Kohler.

Sein Sohn Albert K., geb. am 1. Mai 1844 zu München, vom Vater Anfangs zum Glockengießer, später zum Lithographen bestimmt, folgte dennoch dem unwiderstehlichen Drang zur Malerei und trat 1869 in die Schule Arthur v. Ramberg's. Leider erlag er aber schon am 22. Febr. 1871 der Schwindsucht, nachdem er durch zwei Genrebilder („Jäger mit einem Schenkmädchen plaudernd“; „Krankes, die Medicin verweigerndes Kind“), beide vom Münchener Kunstverein angekauft, die besten Hoffnungen erweckt hatte.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München, 1836, S. 48. Nagler, 1838, VI, 525. Raczynski II, 401 ff. Nekr. im Münch. Kunstvereinsbericht f. 1867, S. 54. R. Marggraff in Nr. 71 d. Allg. Ztg., 12. März 1867. Regnet in Nr. 73 d. Bayer. Ztg., 14. März 1867. E. Förster V, 196. Reber 1876, S. 487. Seubert 1878, II, 319. — Ueber Albert K. vgl. Rechenschaftsber. des Münch. Kunstvereins für 1872, S. 62 und Lützow, Kunstchronik VII, 313. Hyac. Holland.

Kalthoff: Johann Heinrich K., Orientalist, geb. am 5. Febr. 1803 zu Warendorf, † am 11. Januar 1839 zu Münster. Er machte seine Gymnasialstudien zu Warendorf und Münster, studirte zuerst 1821—24 zu Münster Theologie und Philologie, dann 1824—29 zu Bonn Orientalia. Nachdem er dort im Frühjahr 1829 mit einer Dissertation „Jus matrimonii Indorum cum eodem Hebraeorum jure subinde comparatum“ promovirt hatte, setzte er zu Paris unter Sylvester de Sacy und Abel Remusat seine Studien fort. Im Herbst 1830 habilitirte er sich in Münster als Privatdocent für orientalische Sprachen und orientalisches Alterthum; 1831 wurde er zugleich Lehrer des Französischen am Gymnasium. Als Docent sehr beliebt, starb er zu früh, als daß er sein bedeutendes Talent und seine umfassenden Sprachkenntnisse litterarisch in ausgedehnter Weise hätte bekunden können. Von seiner „Grammatik der hebräischen Sprache“ ist nur der erste Theil (1837) erschienen. Aus seinen Heften haben 1840 einige Freunde, nothdürftig vervollständigt, ein „Handbuch der hebräischen Alterthümer“ herausgegeben.

Raßmann, Nachrichten von . . . Münsterl. Schriftst. S. 169. Neuer Nekrol. XVII, 145. Höninghaus, Kath. Kirchenztg. 1839, 374.

Reusch.

Kaltschmied: Karl Friedrich K., herzogl. sachsen-weimarischer Geheimer Kammerrath und Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik zu Jena, war geboren am 21. Mai 1706 zu Breslau in Schlesien, wo sein Vater Christian Friedrich K., Kaufmann und später Obermühlschreiber war. Er besuchte von 1715—1726 das St. Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt, kam zu Ostern 1726 nach Jena, studirte Anfangs zwei Jahre lang Jura, wandte sich aber der Medicin zu und erwarb unter dem Präsidium des Hofraths Teichmeyer (mit der Dissertation „De cancro in specie mammarum“) 1732 den Doctorgrad. Im J. 1735 habilitirte er sich mit einer Streitschrift („Disp. med. de vulnere hepatis curato, cum disquisitione in lethalitatem vulnerum hepatis“) zum Privatdocenten, begann Vorlesungen zu halten und widmete sich neben der Praxis besonders der gerichtlichen Medicin, Chirurgie und Anatomie. Im J. 1736 ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Eisenach, und im folgenden Jahre der Herzog von Sachsen-Weimar zu ihrem Hofrathe und Leibarzte und 1738 wurde er durch die Nutritoren der Universität, die sächsischen Fürsten, zum Professor extraordinarius ernannt, bei welcher Gelegenheit er ein Programm über die Verbesserung des Trokars (Progr. quo praelectiones suas futuro semestri

instituendas indicit, et emendati instrumenti chirurgici Troicar dicti, schema curatione virginis hydropicae praemittit“, 4. c. fig.). Ende September 1742 machte K. eine wissenschaftliche Reise durch Preußen, Kur- und Liefland nach St. Petersburg und kam im Mai 1743 zu Wasser über Lübeck zurück, um seine akademische Stellung in vollem Umfange wieder zu übernehmen. 1745 gab er eine kleine Schrift über die in der Weimarischen Stadt Rastenberg befindliche Heilquelle heraus; im März 1746 wurde ihm eine ordentliche medicinische Professur, jedoch noch ohne Stimme und Gehalt verliehen, was Beides im folgenden Jahre, nach einer eingetretenen Vacanz, hinzutrat und bei welcher Gelegenheit „pro loco“ er eine „Disp. de distinctione inter foetum animatum ex medicina forensi eliminanda“, 4. schrieb. Es folgte von jetzt ab in Kaltschmied's litterarischer Thätigkeit eine große Reihe von 1747—1768 unter seinem Präsidium erschienenen Dissertationen, die ganz oder theilweise von ihm verfaßt waren und eine beträchtliche Anzahl von Programmen und Disputationen, die sich über die verschiedenartigsten Gegenstände aus der Chirurgie, Medicin, gerichtlichen Medicin ꝛc. verbreiten. Vom August 1749 bis zum Februar 1750 war K. das gewählte Oberhaupt der Universität Jena; 1755 wurde er vom Herzog von Sachsen-Weimar zum Geheimen Kammerrath ernannt, auch erhielt er nach dem Tode des Hofrath Hamberger in demselben Jahre die Stelle des ersten Lehrers bei der Facultät, wie auch die Stelle eines Provincial-Physikus. Die fürstlich teutsche Gesellschaft schöner und höherer Wissenschaften wählte ihn 1761 zum Aufseher. Am 6. Novbr. 1769 starb K. plötzlich an einer Lungenaffection. — Wenn auch in keinem der von ihm vertretenen Fächer, unter denen die Chirurgie und gerichtliche Medicin von ihm mit Vorliebe behandelt wurden, K. von epochemachender Bedeutung gewesen ist, so hat er doch als Gelehrter, als Lehrer und als Arzt bei seinen Zeitgenossen einen guten Namen hinterlassen und ist als Verfasser von kleinen Gelegenheitsschriften überaus fruchtbar gewesen, während größere Werke von ihm nicht vorliegen.

Vgl. (J. C. Mylius) Das in dem Jahre 1743 blühende Jena, Jena (1743). S. 162. — F. Börner, Nachrichten von ... Jetztlebender berühmter Aerzte und Naturforscher, Bd. 2. 1752. S. 377, 781; Bd. 3. 1753. S. 427, 702; Baldinger's Ergänzungen dazu 1773. S. 84. — J. G. Meusel, Lexikon der von 1780—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. 6. 1806. S. 407. — H. W. Rotermund, Fortsetzung und Ergänzung zu C. G. Jöcher's Allgem. Gelehrten-Lexicon, Bd. 3. 1810. S. 68. — Ein Verzeichniß von Kaltschmied's Schriften findet sich, außer in den vorstehenden Quellen, auch in Alb. von Haller, Bibliotheca chirurgica, T. II. 1775, p. 184, 626.

E. Gurlt.

Kaltwasser: Joh. Friedr. Salomon K., Philolog und Schulmann, geb. zu Gotha am 22. März 1752 als Sohn eines Buchbinders, † daselbst am 17. Aug. 1813. Nachdem er seine Universitätsstudien vollendet hatte, wurde er 1775 Collaborator an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem seine Thätigkeit 39 Jahre lang bis zu seinem Lebensende angehört hat. Als redlicher und gewissenhafter Lehrer von gründlichen Kenntnissen erwarb er sich in seiner langen Wirksamkeit das Vertrauen seiner Schüler und die Achtung seiner Mitbürger und Collegen. Als Schriftsteller hat er sich einen bekannten Namen durch seine Uebersetzungen aus dem Griechischen gemacht. Außer der Verdeutschung des Plutarch („Moralische Abhandlungen“, Frankfurt 1783 ff. in 9 Bdn.; „Vergleichende Lebensbeschreibungen mit Anmerk.“, Magdeburg 1799—1806. 10 Thle.) vollendete er die von Stroth begonnene Uebersetzung von Diodor's Bibliothek (Frankfurt 1781 ff. 6 Bde.). Auch verdankt man ihm eine Ausgabe der griechischen Uebersetzung des Paeanios von Eutrop's Abriß der römischen Geschichte, Gotha 1780.

Fr. G. Doeringii oratio in memoriam Kaltwasseri in dessen Commentationes et orationes (Norimb. 1839) p. 167—172; vgl. auch Jacobs, Verm. Schriften I, S. 65. H.

Kameke: Ernst Boguslav v. K., geb. am 24. Decbr. 1674 in Hinterpommern, wo seine Familie altangesessen war; trat frühzeitig in den preußischen Hofdienst, in dem er durch die Vermittelung seines Vetters Paul Anton v. K., Flügeladjutanten und Günstlings Königs Friedrich I., bald zum Range eines wirklichen Kämmerers emporstieg. K. besaß indeß, über die Angelegenheiten des Hoflebens hinaus, positive Kenntnisse der Landwirthschaft und des Kameralwesens gründlichster Art, die seine spätere große Stellung begründeten. Im Augenblick wo das Erbpachtsystem Lubens v. Wulffen, das in den Jahren 1701—9 das der Zeitpacht gänzlich zurückgedrängt hatte, unter der Einwirkung der unlautern Verwaltung Wartenberg-Wittgenstein seine Mängel zu offenbaren begann, Herbst 1709, wurde K. an Stelle des zwei Jahre zuvor gestürzten Friedrich v. Hamrath zum Referenten über Kammer-, Forst- und Jagdsachen in der Geh. Hofkammer, dem Geh. Staatsrath und dem königlichen Cabinet berufen. Diese wichtige Stellung benutzte er dazu, das Erbpachtsystem und indirect die bisherige Kammerverwaltung bei König Friedrich zu discreditiren. Er durfte dies um so unbedenklicher, als er sich nicht nur mit andern Männern von Bedeutung, Ilgen und Printzen, sondern auch mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in seinen Anschauungen und Zielen eins wußte. Als er daher im Herbste 1710 vom Könige den Auftrag erhielt, sein Gutachten über den voraussichtlichen Erfolg der eben im Clevischen von Luben vorgenommenen Einführung der Erbpacht abzugeben, benutzte er die Gelegenheit, um sein Verdammungsurtheil über das ganze System auszusprechen. Es war der letzte Anstoß, der den von den verschiedensten Seiten bestürmten König zur Aufgabe des vielangefochtenen Systems und seines Urhebers, wie der Männer, die hinter ihm standen, Wittgenstein und Wartenberg, bestimmte. Die nothwendige Folge des Falls jener war ihr Ersatz durch ihre Gegner. K. erhielt dabei neben der Hofcharge eines Obermarschalls, Januar 1711, die Stellung eines Präsidenten über das Kammer- und Chatullwesen in allen Provinzen. Diese Stellung, die der des früheren Hofkammer-Präsidenten entsprach und an die Stelle des collegialischen Oberdomainen-Directoriums trat, versah er fast acht Jahre lang, bis zum Ende des J. 1718. Er befolgte bei seiner Verwaltung in erster Reihe die Prinzipien Dodo's v. Knyphausen, des ersten Hofkammer-Präsidenten, und erzielte damit vortreffliche Erfolge. Diese wuchsen dadurch, daß er, einsichtig und vorurtheilslos wie er war, es verstand, das Gesunde und Anwendbare aus den reichen Luben'schen Projekten, besonders die Entlastung der Amtsbauern, die Einführung von Dienstgeldern an Stelle des Scharwerks gleichfalls zu verwerthen. Friedrich Wilhelm I. hielt ihn gleichfalls hoch. Dennoch wurde er in die Intriguen verwickelt, die den Hof dieses Königs in den Jahren 1717 und 1718 spalteten und dadurch sein Sturz herbeigeführt. Gleich dem Generalkriegscommissar Blaspiel erlag er den Anfeindungen Wilhelms v. Grumbkow, dem sich der feine Geh. Finanzrath Friedrich v. Görne angeschlossen hatte. Das Loos, das K. acht Jahre zuvor Luben und Wittgenstein bereitet hatte, traf ihn nun selbst. K. wurde in Ungnade entlassen und starb acht Jahre darauf am 4. Decbr. 1726.

Cosmar und Klaproth, Gesch. des Preuß. Geh. Staatsraths, 398. Droysen, Gesch. der Preuß. Politik IV, 1. 365 ff. v. Ranke, Genesis des Preuß. Staats 1. 2. 468. Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtenthums, II, 303—310, 333, 350. Historisch-Politisch-Geographisch-Statistische und Militärische Beiträge II, 1. 174—176. Isaacsohn.

Kamla: Heinrich Christian Friedrich K., Dichter, geb. am 20. Sept. 1792 in Kiel, studirte in seiner Vaterstadt seit 1810 die Rechte, wollte sich indeß der Staatsprüfung nicht unterwerfen und nahm 1816 eine Hauslehrerstelle an bei dem Grafen Reventlow auf der dänischen Insel Laaland. Nachdem er hier längere Zeit verweilt, kaufte er sich dort einen ländlichen Besitz, den Hof Bukkehauge, den er jedoch nachher wieder verkaufte und 1854 wieder nach seiner Vaterstadt Kiel übersiedelte, wo er den 13. Juni 1857 starb. Von ihm erschien 1820 ein Band Gedichte, unter dem Titel: „Knospen". 1858 nach seinem Tode erschien davon eine zweite, sehr vermehrte Auflage in 2 Bänden. Dem zweiten Theil ist ein Anhang von Uebersetzungen beigegeben. K., dessen Ehe kinderlos, vermachte der Kieler Universität ein Legat von 14400 Mark, dessen Zinsen halbjährig an 4 Studirende dieser Universität durch das akademische Consistorium, ohne Rücksicht auf die Facultät, zu vertheilen sind.

Paulsen, Die Stipendien in den Herzogthümern Schleswig-Holstein-Lauenburg, Schleswig 1863. S. 158. Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Carstens.

Kämmel: Heinrich Julius K., verdienter Schulmann und Kulturhistoriker, geb. am 17. Februar 1813 zu Salendorf bei Waltersdorf in der sächsischen Oberlausitz, † in Zittau am 24. September 1881. — Die ersten Jahre vergingen dem Knaben, dem ältesten Sohne unter 8 Geschwistern, in der ländlichen Stille seiner schönen Heimath, unter dem Schutze eines glücklichen Familienlebens und in harmloser Theilnahme an all den einfachen, festlichen Veranstaltungen, an denen die lebhafte Jugend des Dorfes Gefallen fand. Frühzeitig indeß regte sich ein über diesen engen Kreis hinausgehendes Interesse in dem begabten Knaben, der im Hause des Großvaters, des Rathsförsters K., während der langen Winterabende die einfachen Schilderungen der eben vergangenen großen Kriegsepoche in den Volkskalendern begierig verschlang, und obwol der Vater den Sohn lieber als dereinstigen Inhaber seines kleinen Fabrikgeschäfts gesehen hätte, so gab er doch schließlich seinem Verlangen nach und ließ ihn zu Ostern 1824 unter dem Rectorate Fr. Lindemann's in die dritte Abtheilung der Quarta des Gymnasiums in Zittau aufnehmen. Neben den schulmäßigen Studien, die er nun in regelmäßigem Fortgange mit eisernem Fleiße betrieb, übte er sich auch im Zeichnen, suchte seine körperlichen Fertigkeiten auszubilden und erweiterte seinen Gesichtskreis durch eine längere Fußreise nach Prag, mehr freilich noch durch das fast leidenschaftliche Interesse am Freiheitskampfe der Griechen, von dem er noch in den spätesten Jahren einen Nachhall empfand. Hier schloß sich zugleich die schöne Jugendfreundschaft mit dem später als belletristischen Schriftsteller auch weiteren Kreisen bekannten Ernst Willkomm, in dessen Vaterhause, der Pfarre zu Herwigsdorf, K. bald wie ein Sohn verkehrte. Ein ernster, frühreifer, auf das Große und Ideale gerichteter Sinn, wie er in seinem seit dem J. 1828 ununterbrochen bis wenige Tage vor seinem Tode mit zäher Beharrlichkeit geführten Tagebuche auf jeder Seite entgegentritt, führte ihn dann auch nach seinem Abgange von der Schule Ostern 1832 zum Studium der Theologie. Nachdem er sich dafür noch privatim in Zittau längere Zeit weiter vorbereitet hatte, bezog er am 1. Mai 1833 die Universität Leipzig. Hier hörte er theologische Collegien bei Wiener, Winzer, Theile, Niedner, Großmann, Illgen, wurde auch eifriges Mitglied der Lausitzer Predigergesellschaft und später des katechetischen und homiletischen Seminars; aber mit demselben Eifer hörte er Philosophie bei Hartenstein, philologische Vorlesungen bei Seyffarth, Westermann und G. Hermann, endlich geschichtliche Vorträge bei Wachsmuth und Flathe; ja sein Interesse für dies Fach erwachte

so lebhaft, daß er einmal nahe daran war, sich ihm ganz zu widmen und deshalb zu H. Leo nach Halle zu gehen. Nachdem er am 7. März 1837 sein theologisches Examen in glänzendster Weise bestanden, begab er sich als Cand. theol. nach Zittau zurück und bereitete sich hier zum geistlichen Berufe vor. Dem entsprach auch noch die Uebernahme einer Lehrerstelle an der Stadtschule (23. April 1838); erst die Ernennung zum letzten ständigen Lehrer am Gymnasium (22. Juni 1840) stellte ihn vor die Nothwendigkeit der endgiltigen Entscheidung für das Lehrfach, zumal er bei aller Neigung zum geistlichen Beruf doch seine Körperkräfte den Anstrengungen desselben nicht ganz gewachsen fühlte. Das neue Amt setzte ihn zugleich in den Stand, den längst gehegten Herzenswunsch zu erfüllen, indem er mit einer Schwester seines Jugendfreundes die glücklichste Ehe schloß. Während er nun sein reiches, durch ununterbrochene Arbeit beständig erweitertes und vertieftes Wissen in zahlreichen, namentlich kulturgeschichtlichen Vorträgen auch für größere Kreise nutzbar machte, wie er denn Jahre lang Vorsteher des neugebildeten Gewerbevereins war, daneben in den Kampf der Meinungen auf theologisch-pädagogischem Gebiete mehrfach durch kleine Schriften und Aufsätze eingriff, zugleich für die neu aufblühende Turnsache so lebhaft sich interessirte, daß er den Turnverein mit gründen half, avancirte er in seinem Collegium rasch von Stufe zu Stufe und trat bereits am 31. März 1845 in das Amt des Subrectors (zweiten Oberlehrers) ein, nachdem er die dafür ihm auferlegte theologisch-philologische Prüfung vor dem Consistorium in Dresden gemeinsam mit seinem fast gleichaltrigen Amtsgenossen und Freunde F. Lachmann, dem späteren Illustrator des Sophokles, rühmlich bestanden. Nach so stiller Sammlung in engerem Kreise riß ihn die stürmische Bewegung der J. 1848—49 auf einen größeren Schauplatz hinaus. So sehr seinem maßvollen conservativen Sinne das Maßlose in den Forderungen und im Vorgehen der radicalen Parteien zuwider war, so sehr begeisterte ihn doch die Idee deutscher Einheit und Größe, und bald berief ihn auch das Vertrauen seiner Mitbürger erst zum stellvertretenden, dann zum activen Abgeordneten des ersten sächsischen Wahlkreises für die Nationalversammlung zu Frankfurt. Als er am 2. April 1849, wenige Tage nach der Kaiserwahl, dahin abreiste, hoffte er demnächst einer Kaiserkrönung beizuwohnen, doch er wurde Zeuge erschütternder Katastrophen, der thatsächlichen Auflösung des einst mit so hochfliegenden Hoffnungen begrüßten Parlaments. Er hat in diesen Kämpfen treu zur erbkaiserlichen Partei gestanden, bis er sich am 19. Mai zum Austritt entschloß, noch ehe die Aufforderung dazu von seiner heimischen Regierung ihn erreichte, und so kehrte er nach der Heimath zurück, „um manche Hoffnung ärmer", wie er im Bericht an seine Wähler schreibt, „aber unerschüttert in dem Glauben an das gute Recht und die unverwüstliche Kraft und eine große Zukunft des deutschen Volkes". Sein Name steht mit unter der Reichsverfassung von 1849. Jenen Glauben zu wahren, machten ihm freilich die nächsten Erfahrungen recht schwer. Als Mitglied der zweiten Kammer des sächsischen Landtags seit December 1849 in Dresden thätig, wo noch zahlreiche Spuren ihn an den blutigen Straßenkampf der Maitage erinnerten, hatte er Gelegenheit, in unmittelbarster Nähe den traurigen Streit um das Dreikönigsbündniß zu beobachten, er erlebte den Austritt Sachsens aus der Union und die Auflösung des Landtags, der dem widerstrebte (1. Juni 1850). Doch die damals gemachten Erfahrungen blieben ihm unverloren und tief im Herzen trug er mit der wärmsten Liebe zur sächsischen Heimath die Zuversicht auf die dereinstige Erfüllung der Hoffnungen, die er damals hatte scheitern sehen, wie er andererseits die tiefe Abneigung gegen die Politik, die dies traurige Resultat mit hatte herbeiführen helfen, niemals hat verwinden können.

Heimgekehrt zum stillen Amt, sah er sich im nächsten Jahre schon zum Conrectorate berufen (7. Juli 1851) und bereits Michaelis 1852, als sein Rector Lindemann wegen schweren Leidens erst beurlaubt, dann pensionirt wurde, mit der einstweiligen Leitung der Anstalt beauftragt. Die Anstrengungen eines doppelten Ordinariats und der Direction zugleich, die man ihn volle anderthalb Jahre tragen ließ, erschütterten seine Gesundheit jedoch derartig, daß nur ein längerer Urlaub und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt im Seebad Warnemünde sie wieder herstellen konnte. Dort erreichte ihn die Nachricht vom Tode Lindemann's in Boppard (15. Juni 1854) und von seiner eigenen Berufung zum Directorat (12. Juli). Am 2. October feierlich eingewiesen, hat er dies Amt 27 Jahre lang verwaltet, und zwar unter stetig wachsenden Schwierigkeiten, da die Anstalt in dieser Periode die größten Umgestaltungen erfuhr. Von diesen sei erwähnt, daß K. den Uebergang des städtischen Gymnasiums unter die Leitung des Kultusministeriums, seine Verbindung mit einer aus der damaligen Gewerbeschule hervorgegangenen Realschulabtheilung (Ostern 1855), dann wieder deren Entwickelung zu einer vollständigen Realschule I. O. (seit 1860) zu leiten, endlich dieser noch eine höhere Handelslehrabtheilung (Ostern 1876) anzufügen hatte. Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die ihm die Leitung einer solchen Anstalt auferlegte und die durch zahlreiche auf Stiftungen beruhende Gedächtnißreden zum Andenken an frühere Wohlthäter der Schule (sog. Orationen) nicht unerheblich erhöht wurde, fand K. doch noch Zeit und Stimmung, sich an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Stadtgemeinde thätig zu betheiligen. Seit 1871 gehörte er dem Stadtverordnetencollegium an und trat hier so nachdrücklich für die Neuordnung des Armenwesens auf Grund möglichster Individualisirung ein, daß sie zuletzt im wesentlichen nach seinem Sinn erfolgte und er sich veranlaßt sah, das zeitraubende Amt eines Armenvorstehers zu übernehmen (1877). In größere politische Oeffentlichkeit ist er nach 1850 niemals wieder getreten, so aufmerksam er auch die großen staatlichen Wandlungen der letzten Jahrzehnte verfolgte. Den steigenden Verwickelungen seit Ende 1863 sah er ohne Freude zu; doch nach dem Ende der schweren Krisis von 1866, deren kriegerische Erschütterungen Stadt und Landschaft aufs stärkste berührten, wie er denn damals die Schule auf einige Zeit schließen mußte und kurz vor dem Einmarsche größerer preußischer Truppenmassen einmal als Mitglied einer Deputation in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Görlitz entsandt wurde (21./23. Juni), ging er hoffnungsreich und entschieden auf die neue, bundesstaatliche Gestaltung der Dinge ein, wofür er noch bei den Wahlen zum konstituirenden Reichstage des norddeutschen Bundes in einer großen Wählerversammlung lebhaft eintrat, und sah zuletzt mit gehobener Seele die Hoffnung seiner ersten Mannesjahre in glorreiche Erfüllung gehen, während es ihn zugleich mit tiefer Befriedigung erfüllte, daß sein warm geliebtes sächsisches Heimathland eine so ehrenvolle Stellung im neuen Reiche behauptete. Je bescheidener er von sich dachte, desto tiefer fühlte er die Beweise ehrender Anerkennung, welche ihm bei verschiedenen Veranlassungen zu Theil wurden. Bei der Einweihung des neuen Schulhauses im December 1871, das die Stadtgemeinde in stattlichster Weise der Doppelanstalt errichtete und dem König Johann zu Ehren auf Anregung Kämmel's „Johanneum“ taufte, erhielt er das Ritterkreuz I. Cl. des königl. sächsischen Civilverdienstordens, 1879 bei dem 25jährigen Amtsjubiläum als Rector, das er mit seinem langjährigen Amtsgenossen, dem damaligen Conrector F. Lachmann, beging, Rang und Titel eines Schulraths und das Ehrenbürgerrecht seiner Stadt, von den zahllosen, ihn fast überwältigenden Zeichen persönlicher Theilnahme ganz abgesehen. Seine Gesundheit, die er, wenn auch nicht ohne Schwankungen, doch ohne langwierige Krankheit durch ein äußerst geregeltes,

einfaches Leben sich bewahrte, machte ihm gleichwol in den letzten 10 Jahren regelmäßige Erholungs- und Badereisen zur Pflicht, zuletzt nach dem schlesischen Landeck. Aus Schlesien erfrischt und spannkräftig, wie seit lange nicht, zurückgekehrt, führte er das laufende Sommerhalbjahr noch in gewöhnter Weise zu Ende, und war am 24. September 1881, Vormittags nach 10 Uhr, soeben im Begriff, die letzte Conferenz seines 54. Rectoratssemesters zu schließen, als inmitten seiner erschütterten Collegen ein Herzschlag seinem rastlos thätigen Leben plötzlich und schmerzlos das Ziel setzte.

K. war ein Mann von einer Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Wissens, wie sie die moderne Specialisirung der Wissenschaft immer weniger möglich und immer seltener macht. Bis in seine letzten Jahre ertheilte er den Religionsunterricht mit einer Fülle und Tiefe, die viele seiner im geistlichen Amt stehenden Schüler noch dankbar bezeugen, in früheren Jahren vertrat er auch lange das Hebräische. In seinem deutschen Unterricht überraschte er bei der Themenstellung durch außerordentliche Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte. Seine litterarhistorischen Vorträge zeichneten sich durch markige Hervorhebung des Wesentlichen und Feinheit der Charakteristiken aus. Er sprach und schrieb flott Latein und wußte seine nur etwas befähigten Schüler darin sehr rasch zu fördern, wie denn die Disputationen, die er wöchentlich leitete, zu den instruktivsten Uebungen dieser Art gehört haben dürften. Mit besonderer Vorliebe pflegte er stets den Geschichtsunterricht, ebenso anregend durch fesselnden, scharf charakterisirenden Vortrag und gerecht abwägendes Urtheil wie durch Repetitionen, bei denen er den behandelten Stoff stets unter neue Gesichtspunkte zu stellen wußte. Aber sein Interesse beschränkte sich durchaus nicht auf die von ihm vertretenen Fächer, er war ein besonderer Freund der französischen Litteratur, auch des Englischen und Italienischen nicht unkundig, und bewies selbst den ihm sonst ferner stehenden exakten Fächern rege Theilnahme. Eben diese Vielseitigkeit machte ihn für die verantwortungsvolle Stellung, die er bis an sein Ende behauptete, geeignet wie wenige. Er sah die Vereinigung der beiden Anstalten unter seiner Leitung nicht als eine nur zufällige, äußerliche an. Frei von jedem Vorurtheile der Zunft war er weit entfernt davon, die schwierigen Fragen nach der Gestaltung des höheren Schulwesens und nach dem Werthe der einzelnen Bildungsmittel, welche die Gegenwart bewegen, schon für abgeschlossen zu halten, er glaubte vielmehr sie erst durch längere Erfahrung entschieden zu sehen und wollte deshalb zwei so mannigfach verschiedene Anstalten gewissermaßen als pädagogische Versuchsstation dicht neben einander halten, um beständig Gelegenheit zur Vergleichung zu haben und andern zu bieten. Sein letztes Ideal, an dessen Verwirklichung er freilich erst in fernerer Zukunft glaubte, war die einheitliche höhere Schule, welche die Vorzüge der jetzt bestehenden Anstalten in sich vereinigen, ihre Mängel ausscheiden sollte. Wie er deshalb beiden Seiten seiner Doppelanstalt gleich wohlwollend und aufmerksam gegenüberstand, so ließ er auch keinerlei unerfreuliche Rivalität zwischen ihnen aufkommen. Der Idealismus, der sich in solchem Streben zeigte, verband sich mit der größten Selbstlosigkeit und einer versöhnenden Milde, die niemals leidenschaftlicher Aufwallung Raum gab. Als Theolog war er bei tief innerlicher Frömmigkeit, die ihn in den schwersten Stunden aufrecht hielt, ein Todfeind jeder Art von Unduldsamkeit jeder Partei, als Pädagog ein Gegner aller Schablone. Weil er groß dachte von den Menschen, so verwundete ihn nichts so tief innerlich wie Untreue und niederer Sinn seiner Schüler; in solchen Fällen griff er ohne Schonung durch. Denn bei aller Milde lag in seinem Charakter etwas sehr Energisches und Festes, das sich für gewöhnlich nur in der zähen Beharrlichkeit bei allen seinen Bestre-

bungen und der äußersten Sorgfalt auch im Kleinen äußerte, wo nöthig aber in raschen durchschlagenden Entscheidungen sich kundthat.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit, zu der ihm sein Amt und das, was er sonst auf sich genommen, nur zu wenig Zeit ließ, und die um so bedeutender erscheint, als er fern von einem wissenschaftlichen Mittelpunkte lebte, hängt aufs Engste mit seiner Stellung als Schulmann zusammen, hat sich aber lange in sehr verschiedenen Richtungen bewegt, bis sie sich immer enger auf ein Gebiet concentrirte, ohne daß freilich K. zu einem großen Abschluß gekommen wäre. In früheren Jahren überwog bei ihm das kirchlich-theologische Interesse einerseits, das pädagogische andererseits. Damals schrieb er zahlreiche Recensionen und kleinere selbständige Artikel, namentlich in Illgen's Zeitschrift für historische Theologie, Reuter's Repertorium und Zille's Kirchenzeitung, er beleuchtete dann in selbständigen Schriften „Die Schwierigkeiten des Religionsunterrichts von dem Standpunkte einer tieferdringenden Psychologie“ (1842), verfaßte als Leitfaden für denselben „Die Entwickelung des Gottesreichs“ (1843) und trat in der Abhandlung „Die Unduldsamkeit und das Christenthum, eine Mahnung zum Frieden“ (1846) energisch für weitherzige Duldung ein. Andererseits war er eifriger Mitarbeiter an Hergang's Pädagogischer Realencyclopädie, für die er 1841—1846 vom Standpunkte der Psychologie Beneke's aus eine große Reihe von Artikeln schrieb und faßte damals schon (seit 1842) den Ausgleich zwischen humanistischer und realistischer Bildung ins Auge, den er dann seit 1855 praktisch durchzuführen unternahm. Seine Anschauungen über die Anordnung des Geschichtsunterrichts auf Gymnasien, wie er sie in der Abhandlung „Ueber den Gymnasialunterricht in der Geschichte“ (Leipzig 1842) entwickelte, wurden nachmals dem „Regulativ für die Gelehrtenschulen im Königreich Sachsen“ von 1847 zu Grunde gelegt und stehen noch heute hier in Geltung. Geschichtlichen Studien erscheint K. von Anfang an mit Vorliebe zugewandt. Im J. 1844 gab er einen Band „Lebensbilder aus dem Mittelalter“, farbige Schilderungen aus seinen späteren Jahrhunderten heraus, deren Fortsetzung leider durch den Bankerott der Verlagshandlung unterbrochen wurde, wenig später begann er „Schilderungen aus dem Völkerleben. Eine populäre Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht des Culturhistorischen“, die indeß nicht über das 1. Heft hinauskam. Quellenmäßige Studien machte er besonders in der Geschichte der Geistescultur einerseits der römischen Kaiserzeit, andererseits der Jahrhunderte des Humanismus und der Reformation. Aus jenen gingen jedoch nur wenige größere Aufsätze in Programmen und Zeitschriften hervor („De Gallorum indole sub Romanorum imperio non mutata“, 1845, „De Helvidiis Priscis libertatis defensoribus“, 1846, „Herodes Atticus“ in Jahn's Jahrb. f. Philologie und Pädagogik, Bd. 102, 1870; Maximus der Tyrier, a. a. O. 104, 1873); seine ausgebreiteten Studien über den jüngeren Plinius hat er nicht litterarisch verwerthet. Allmählich concentrirte er sich mehr und mehr auf die Geschichte des christlichen Schulwesens,, und hier wieder beschäftigte er sich besonders eingehend mit der seiner eigenen Anstalt, wie er denn einmal damit umging, sie in zusammenhängender und ausgeführter Darstellung zu behandeln. Als die wichtigsten dieser meist in Programmen enthaltenen Arbeiten führen wir hier an: „Friedrich Lindemann (1854), „Christian Keimann“ (1856), „Martin Grünwald“, I bis IV (1859. 1861), „Gottfried Hoffmann“ (1860), „Benjamin Gottlieb Gerlach“ I—IV. (1865. 1867), Melchior Gerlach“, I—III. (1873. 1875), „Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Zittau“ (N. Lausitz. Magazin, Band 49), endlich die zusammenfassenden „Rückblicke auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau“ (1871). Andererseits verweilte er mit besonderem Behagen in der Zeit der deutschen und italienischen Humanisten, deren Arbeiten und Persönlichkeiten

er mehrfach trefflich geschildert hat, und bei den großen Umgestaltungen des Schulwesens durch die Reformation. („Joachim Camerarius in Nürnberg", 1862; „Petrus Victorius" in den Jahrb. für Philologie und Pädagogik, 1865 bis 1866. — „Die latein. Schulen des 16. und 17. Jahrhunderts im Kampfe gegen die Winkelschulen", 1855. „Die akademischen Reisen aus Deutschland in die Niederlande seit d. Anf. des 17. Jahrhunderts", 1858. „Das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters", im N. Lausitz. Magazin, 39. Bd. „Vom Studium des Tacitus in den letzten drei Jahrhunderten", in Langbein's Pädagog. Archiv, 1861. „Der Unterricht im Griechischen nach der Lehrverfassung der protest. Schulen des 16. und 17. Jahrhunderts", in den Jahrb. für Phil. und Pädag., 1867. „Eine Studienreise nach Italien", im N. Lausitz. Magazin, 45. Bd. „Die Universität Köln in ihrem Kampfe gegen den Humanismus", in den Jahrb. für Phil. und Pädag., 1875, 112. „Die Stadtschulen des Mittelalters", 1872. „Die deutschen Humanisten als Pfleger vaterländischen Sinnes und Strebens", im Jahresber. der Oberlausitzer Predigergesellschaft, 1877). Von den außerdeutschen Ländern zog er namentlich Frankreich in den Kreis seiner Betrachtungen („Das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgungen des vorigen Jahrhunderts", Bautzen 1845. „Die Reformirten in Frankreich während der ersten Regierungsjahre Ludwigs XIII.", Zittau 1847. „Der Einfluß der französischen Sprache und Litteratur auf die höheren Stände Deutschlands seit der Mitte des 16. Jahrhunderts", Zittau 1853. „Das Fortwirken römischer Bildung im fränkischen Gallien vor Karl d. Gr.", vier Programme, Zittau 1853. „Der Cardinal Karl von Lothringen als Förderer der Wissenschaften und der schönen Litteratur", Zittau 1855. „Fénélon in Versailles", Zittau 1857. „Fénélon und sein Telemach", 1858. „Fénélon und der Dauphin", 1858). Alle diese Arbeiten, wie auch die zahlreichen Artikel, die K. für Schmid's Encyklopädie für Erziehungswesen und Unterricht wie für die Allgemeine deutsche Biographie, der seine letzten Aufsätze gewidmet waren, verfaßt hat, sollten nur Vorarbeiten bilden zu der umfassenden „Geschichte des Schulwesens in Deutschland seit der Reformation". Von diesem Werke aber, dem Producte ausgebreiteter pädagogischer Praxis und beinahe vierzigjähriger Studien, hatte er erst den ersten Band druckfertig machen können, als der Tod ihn abrief.

Otto Kämmel.

Kämmerer: Christoph Ludwig K., geb. den 13. Novbr. 1755 in Rudolstadt, starb ebendaselbst den 29. Octbr. 1797. Nachdem er den Grund zu seinen Kenntnissen auf dem Rudolstädter Gymnasium gelegt, in Jena studirt und hier sich speciell mit Physik und Naturgeschichte beschäftigt hatte, erhielt er nach seiner Rückkehr die Aufsicht über das Naturaliencabinet des damaligen Erbprinzen, späteren Fürsten Friedrich Karl, welches in der Ludwigsburg in Rudolstadt aufbewahrt wird. Durch K. erhielt dieses Cabinet seine systematische Einrichtung. Die ausgezeichnete Conchyliensammlung desselben beschrieb er in dem Werke: „Die Conchyliensammlung in dem Cabinete des Herrn Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt. Mit 12 ausgemalten Kupfern", Rudolstadt 1786, 8.; Nachtrag dazu 1791, mit 4 Kupfern. Diese schriftstellerische Arbeit, mit schätzbaren, aus langer und mühsamer Beobachtung hervorgegangenen Bemerkungen versehen, fand bei den Naturforschern des In- und Auslandes so viel Beifall, daß sie in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Seine auf Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Dänemarks gewonnenen Kenntnisse legte er in vielen Schriften nieder, welche die lehrreichsten und für damalige Zeit bedeutende und neue Untersuchungen enthielten. Er starb als Secretär der fürstl. Kammer in Rudolstadt. Ueber seine Schriften vgl. Meusel sowie Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher. Außerdem gab er noch heraus: „Vermischte Schriften über

Gegenstände der Natur, der Sitten und des Geschmacks", 1797. Ohne seinen Namen erschien die Abhandlung: „Ueber die Bildung der Erde", 1790.

Anemüller.

Kämmerer: Ferdinand K., Rechtsgelehrter, wurde zu Güstrow am 9. Febr. 1784 geboren, starb zu Rostock den 14. Novbr. 1841. Er stammte aus einer angesehenen Stendaler (Altmark) Familie, die sich früher Camerarius schrieb und war das jüngste Kind des im Alter von 85 Jahren am 27. Decbr. 1831 verstorbenen Doctors der Rechte und Senators Johann Georg K. Auf der Schule der Vaterstadt, auf dem Pädagogium zu Halle und dem Lyceum zu Gotha vorgebildet, widmete er sich zu Leipzig und Göttingen Anfangs der Philologie, später der Rechtsgelehrsamkeit, erwarb 1807 den Doctorgrad zu Heidelberg und begann Vorlesungen daselbst zu halten. 1813 trat er in das großherzogl. hessische freiwillige Jägercorps ein, mit welchem er als Fourier nach Frankreich marschirte und längere Zeit in Lyon verblieb. In der Vaterstadt erhielt er 1815 die Advokatenmatrikel, wurde aber schon 1816 als ordentlicher Professor nach Rostock berufen. Er versah hier kurze Zeit die zweite akademische Bibliothekarstelle, seit 1818 das Universitätssyndikat, daneben das akademische Censoramt, seit 1834 das Ordinariat des Spruchcollegii und saß in der Prüfungscommission für die Rechtscandidaten. Bei Gelegenheit des Säcularfestes hatte ihn 1819 die philosophische Facultät zum Ehrendoctor ernannt; der Titel eines geheimen Hofraths wurde ihm 1840 verliehen. Unverheirathet starb er plötzlich im 58. Jahre. Unterstützt durch eine mit großer Liebe gesammelte und bereitwilligst Anderen geöffnete Bibliothek, bewies er sich in seinen vielen in verschiedene Gebiete einschlagenden Schriften als ein Mann von seltener Litteraturkenntniß. Von den zahlreichen juristischen Werken mögen erwähnt werden: „De operis novi nuntatione", Heidelb. 1807. — „Beiträge zur Geschichte und Theorie des römischen Rechts", 1817. — „Entwurf zu einem Handbuch des Mecklenburgischen Criminal-Verfahrens", 1821. — „Observ. jur. civilis", Rostochii 1826, 27. — „Die Vorzugsrechte der mecklenburgischen Klöster in Konkursen ihrer Schuldner", 1827. — „Beiträge zur Lehre vom Schlüssel- oder Heerdgelde", 1832. — „Das Rechtsmittel der Revision im Criminalproceß", 1833. — „Beiträge zum gemeinen und mecklenburgischen Lehnrechte", 1837. — „Ob nach Justin. Rechte die Professoren der Jurisprudenz ein Honorar zu fordern berechtigt gewesen?", Güstrow 1837. — „Zwei Rechtsgutachten, das Erbjungfernrecht im gräfl. von Bothmer'schen Fideicommisse betr." (mit Zöpfl), Heidelberg 1837. — „De Minucio Natali Icto Romano" (Gratulationsschrift), Rostochii 1839. — K. wird gerühmt nicht nur als Kenner des Rechts, sondern auch als ein Mann des Rechts im Leben, von eisernem, unerschütterlichem Charakter. Seine 10 000 Bände umfassende Bibliothek vermachte er der Rostocker Universitätsbibliothek. Er scheint der erste gewesen zu sein, der in Rostock selbständige Vorlesungen über Criminalproceß gehalten hat.

Fr. Brüssow, im Neuen Nekrolog d. Deutschen f. 1841, Weimar 1843, II. 1086—1090. — Böhlau, Der mecklenburgische Criminal-Proceß, 1867. S. 19, 46. — Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte (4) 1872. III, S. 260. Note 18. — Hillebrand, Deutsches Privatrecht (2) 1864. S. 369. Note 16. — Teuffel, Gesch. d. röm. Lit. (3) 1875. § 342. S. 797. Note 6.

Teichmann.

Kämmerer: Joh. Ernst Ludwig K., Bruder von Chr. Ludwig K. (s. d.), geb. den 3. Octbr. 1757 in Rudolstadt und daselbst gest. am 23. Mai 1807, bildete seine bedeutenden Künstleranlagen auf den Malerakademien in Mannheim und Düsseldorf aus. Er lieferte zu der von seinem Bruder veranstalteten Herausgabe der Beschreibung der Conchylien im Rudolstädter

Naturaliencabinete die illuminirten Kupfer. Weiter vermehrte er seine Kenntnisse und vervollkommnete seine technische Fertigkeit in Dresden und Leipzig, worauf er in Rudolstadt als Zeichenlehrer angestellt wurde. Von ihm stammt eine große Anzahl Abhandlungen artistischen Inhalts, welche er in Wieland's neuem Teutschen Merkur, in Meusel's neuem Museum für Künstler und dessen Miscellen abdrucken ließ. Sie sind verzeichnet in Meusel's gelehrtem Teutschland Bd. 4, S. 4 f.; Bd. 10, S. 49 f.; Bd. 14, S. 253 f. Anemüller.

Kammermeister: Hartung K., verdienter Erfurter Rathsmeister und Fortsetzer der von Johannes Rothe verfaßten und bis 1440 geführten deutschen Thüringer Chronik, entstammte einer zu Gotha ansässigen Familie. Gleich seinem Schwiegervater Daniel v. Schmira Ausgangs der 20er Jahre noch Rathsmann in Gotha, scheint K. durch die am 18. November 1431 vom Landgrafen Friedrich von Thüringen erlangte Belehnung mit dem Geleite in Erfurt zur Verlegung seines Wohnsitzes dahin veranlaßt worden zu sein und ist in der Stellung als Geleitsmann daselbst, wie von 1435 ab auch als Inhaber des Geleites zu Buttstedt, wahrscheinlich bis 1441 für allerlei Landes- und Hausinteressen der sächsischen Fürsten thätig gewesen. In die letzte Zeit seiner Amtsführung, auf den 25. Mai 1441, fällt die Publikation der einzigen erhaltenen umfassenden Geleitstafel für Erfurt, die in gleicher Weise von trefflichem Verständniß für die merkantilen Verhältnisse wie von lebhafter Vertretung der fiskalischen Zwecke zeugt. — Wann und wie er als Auswärtiger hierauf Aufnahme in den Erfurter Stadtrath gefunden, hat sich bisher nicht feststellen lassen; vielleicht haben Familienbeziehungen vermittelt, denn auch in Erfurt gab es eine Familie v. Schmira, oder Kammermeister's Befähigung als Verwaltungsbeamter und seine Vertrautheit mit der sächsischen Politik haben den Ausschlag dazu gegeben, daß er bereits von 1447 ab als oberster Rathsmeister erscheint und die Würde als solcher in den verfassungsmäßigen Terminen bis zu seinem Tode immer wieder bekleidet. Unter seinem zweiten Consulate (1452) erfolgte die Aufzeichnung der Erfurter „Regiments-Ordnung", d. h. die erste Codifikation des geltenden städtischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes, so daß K. gewiß als Urheber dieser bedeutsamen Maßregel anzusehen ist, und auch nach vielen anderen Seiten hin hat er sich sicherlich um die Stadt verdient gemacht; wenigstens fällt die Vornahme großer nützlicher Bauten im Innern der Stadt, sowie die Errichtung der erst neuerdings aufgegebenen äußeren starken Befestigungslinie in die Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit. — Ohne seiner eigenen Person zu gedenken, gibt er in den bisher nicht veröffentlichten Theilen seiner Chronik Rechenschaft über die damalige glänzende Entwickelungsperiode des städtischen Gemeinwesens; auch anderer Vorgänge aus dem kirchlichen und politischen Leben der Stadt gedenkt er mit Ausführlichkeit und objectiver Anschaulichkeit; wie die Wahl des Rothe'schen Werkes als Grundlage für seine Aufzeichnungen zeigt, war indeß sein Gesichtskreis nicht auf die einfache Stadtgeschichte beschränkt; freilich setzten ihn auch seine alten Verbindungen mit dem Hause Sachsen in den Stand, sich als unterrichteter Berichterstatter über die gleichzeitigen Vorgänge in ganz Thüringen zu bewähren; in die diplomatischen Verhandlungen, die dem sogenannten Bruderkriege vorausgingen und folgten, zeigt er sich besonders eingeweiht; nicht selten greifen seine Mittheilungen auch noch über den Rahmen der Provinzialgeschichte hinaus auf die anderen Territorien und das Reich und scheint er hier manche von auswärtigen Stadtmagistraten nach Erfurt gelangte officielle Berichte benutzt zu haben; für die Zusätze über die Ereignisse vor 1440, um die er eine Abschrift der Rothe'schen Chronik vermehrte, hat er Quellen benutzt, die auf ein allgemein wissenschaftliches Interesse und eine gute Vorbildung bei ihm schließen lassen; seine zahlreichen Auslassungen über die damaligen schwankenden Münzverhältnisse

zeugen von besonderer Sachkenntniß und national-ökonomischer Einsicht; alles in allem genommen sind seine einfachen Berichte äußerst werthvoll. — Uebrigens scheint er in besonders innigen Beziehungen zum Augustinerorden gestanden zu haben; dem Gothaer Convente wandte er viele Geschenke zu und in der Ordenskirche zu Erfurt fand er, als er am 15. März 1467 starb, sein Grab; die Originalhandschrift seiner Chronik, die er bis 1466 fortgeführt hatte, vermachte er dagegen der Kirche St. Georgii, in deren Pfarrsprengel er wahrscheinlich gewohnt hatte; engherzige Befürchtungen veranlaßten indeß die damalige Gemeindevertretung, das ihr zugedachte Geschenk abzulehnen und dem Rathe der Stadt die Aufbewahrung des Manuscriptes zu übertragen; dennoch ist das Original nicht erhalten geblieben und das Werk nur in mehreren späteren Abschriften auf uns gekommen; aus einer derselben veröffentlichte Mencke im dritten Bande seiner Scriptores rer. German. p. 1185 seq. den von K. selbständig verfaßten Theil, allerdings nur lückenhaft, doch steht eine sorgfältige und vollständige Ausgabe des Werkes durch Dr. Robert Reiche zu Königsberg in der Neumark in den „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen" in der Kürze bevor.

Schum.

Kampen: Henrik van K., Campen oder seltener Kampe, kommt 1506—1517 als Gießer einer großen Anzahl von Glocken und Geschützen nachweisbar in Norddeutschland vor, vermuthlich hat er vielmehr Arbeiten geliefert als bekannt ist. Sechs Glocken lieferte er dem Braunschweiger Dom, drei nach Mecklenburg, darunter eine für den Schloßthurm in Schwerin, drei für die Nicolaikirche in Lüneburg, Geschütze für die Herzoge von Mecklenburg. Vermuthlich nannte er sich nach seiner Geburtsstadt, wol Kampen in den Niederlanden, und wird vielleicht zur Gießerfamilie Wou gehören, da auch Gerdt van oder de Wou sich gelegentlich Gerdt van Kampen nannte.

Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens, Hannover 1866, wo die Nachweise. Mittheil. des Ver. für Hamburgische Geschichte, II. 1879. Krause.

Kampen: Hermann van K., baute den Thurm der St. Peterskirche in Hamburg, er begann mit dem Sperrwerke 1377. Er ist einer der wenigen Thurmbauer Norddeutschlands, deren Namen man kennt. F. F. Gaedechens, Hist. Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg, 2. Aufl. S. 25, läßt ihn nur die Spitze aufsetzen. 1383 war der Thurm fertig gedeckt mit etwa 36 Last Blei.

Lappenberg, Hamb. Chron., S. 398, 399. Krause.

Kampf: Theodor K., geb. im Bisthum Osnabrück, war während der Regierungszeit des protestantischen Bischofs, des englischen Prinzen Ernst August II. (1716—28), lutherischer Prediger in dessen Residenz Iburg und erhielt nachher das Pastorat zu Uffeln. Er glaubte fest an Leichenerscheinungen, Vorbedeutungen u. dgl. und beschäftigte sich angelegentlich in seinen Predigten mit der Ausdeutung der Offenbarung Johannis auf das baldige Kommen des Antichrist, dessen Jahresbestimmung er zu ermitteln suchte. 1728 ließ er zu Lemgo seinen „Wunderbaren Todesboten" erscheinen, der sich mit allerlei Vorspuk beschäftigte. In seiner Gemeinde Uffeln hatte er große Schwärmerei verbreitet, und als nun 1741 die Franzosen als „Papisten" im ersten schlesischen Kriege in Westfalen erschienen, sah er mit seinen Anhängern darin das Hereinbrechen des Strafgerichts. Er verließ, gefolgt von ca. 60 Anhängern, seine Stelle, letztere entliefen zum Theil ihren Vätern, ließen auch theilweise ihren Grundbesitz im Stich; sie gingen nach Schweden und fanden als stille, arbeitsame Leute in Stockholm gute Aufnahme. In den Unruhen aber nach dem verlustreichen Frieden zu Abo 1743 wanderten sie wieder fort nach Wolgast, endlich nach Küstrin; der größte Theil seiner kleinen Gemeinde blieb ihm auch hier treu, wo er seine Prophezeihungen

fortsetzte, nur die Minderzahl kehrte nach Uffeln zurück, wo die üblichen Streitigkeiten um die verlassenen Liegenschaften folgten. K. wurde in Küstrin geduldet, er hielt eine Privatschule, von der er lebte, und starb blutarm 1753. Hier hat K. auch 1743 und 1744 seine johanneischen Prophezeiungen herausgegeben.

Rotermund, Gel. Hannover, II. 499, wo er seine „Ergänzungen" zum Jöcher berichtigt. Krause.

Kämpff: Johann K., auch Kampff und Kampf genannt, wurde geboren zu Staffelstein in Franken, von wo er mit seinem Vater, der um seines evangelischen Glaubens willen vertrieben ward, nach Koburg kam. Hier besuchte er das Gymnasium und studirte dann in Wittenberg und Jena. Im J. 1604 wurde er Diakonus zu Gotha und hier starb er im J. 1625 an der Pest. Er ist der Dichter des schönen geistlichen Liedes: „Wenn ich in Todesnöthen bin", das durch das Freylinghausen'sche Gesangbuch von 1704 eine größere Verbreitung gefunden hat.

Jöcher II, Sp. 2063. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds rc., 3. Aufl., Bd. III S. 114, wo auf Brückner, Kirchen- und Schulenstaat im Herzogthum Gotha, Bd. I, Gotha 1753, 9. Stück, S. 89 ff., verwiesen wird. — Goedeke S. 468, Nr. 91. l. u.

Kämpf: Johann K., Arzt, den 14. Mai 1726 in Zweibrücken geboren, hatte in Basel Medicin studirt und daselbst 1753 nach Vertheidigung seiner Dissertation „De infarctu vasorum ventriculi", in welcher er die Grundsätze seines Vaters, Joh. Philipp K., Arztes in Zweibrücken, über die Ursachen und die Behandlung der Unterleibskrankheiten niedergelegt hatte, den Doctorgrad erlangt. — Bald nach seiner Promotion wurde er Leibarzt am Hofe des Fürsten von Hessen-Homburg, 1770 siedelte er in gleicher Eigenschaft und als Badearzt von Ems an den Hof des Prinzen von Oranien-Nassau über, 1770 wurde er Leibarzt des Fürsten von Hessen-Nassau, gab auch diese Stellung nach einigen Jahren auf und kehrte mit dem Titel eines Geheimrathes nach Homburg zurück. Auf einer Besuchsreise nach Hanau ist er daselbst am 29. October 1787 gestorben. — Der Ruf Kämpf's, welcher die medicinische Welt Deutschlands mehrere Decennien hindurch erfüllt und seinen Tod weit überdauert hat, knüpft sich wesentlich an die von seinem Vater erfundene und von ihm zuerst in der oben genannten Schrift und später in einer größeren „Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, besonders die Hypochondrie, gründlich zu heilen (1784, 1786, 1821)" niedergelegten Lehre von den „Unterleibs-Infarkten" und der Beseitigung derselben durch „Visceralklystiere". — K. ging, offenbar gestützt auf die Stahl'sche Lehre von der Unterleibsplethora, von der Ansicht aus, daß die bei weitem meisten chronischen Krankheiten im Unterleibe ihren Sitz haben, und zwar auf einer Ueberfüllung und Erweiterung der Blutgefäße der Bauchorgane, besonders im Bereiche der Pfortader, und auf Stockung des Blutes in denselben (Infarkte) beruhe, und daß die beste Methode zur Beseitigung dieser Stockungen und somit zur Heilung der von denselben abhängenden Krankheiten in häufig wiederholter Applikation erweichender, aus den Aufgüssen verschiedener Pflanzen bereiteter Klystiere bestehe. — Diese Lehre fand bei dem deutschen ärztlichen Publikum um so leichter Eingang, als durch die eben damals in Blüthe stehende Theorie Stoll's von der „gastrisch-biliösen" Natur vieler Krankheiten und der „antigastrischen" Heilmethode ein fruchtbarer Boden für dieselbe geschaffen war und sie hat sich, trotz ihrer Absurdität, lange Zeit eines sehr großen Beifalles unter den deutschen Aerzten erfreut. — Uebrigens ist K. Verfasser eines seiner Zeit beliebten Lehrbuches der Arzneikunde, „Enchiridium medicum", 1778, welches mehrere Auflagen (1788, 1792) und zwei Uebersetzungen ins Deutsche (1795, 1796) erlebt hat.

A. Hirsch.

Kämpfer: Andreas K. wurde am 15. Juli 1658 zu Lemgo als dritter Sohn des dortigen Pastors, Scholarchen und Seniors des Ministeriums, Johannes K., geboren. Der älteste Bruder, Joachim, studirte in Leyden die Rechte, erwarb um 1677 in Jena die Doctorwürde und docirte dann wieder in Leyden, ohne jedoch durch schriftstellerische Leistungen sich bekannt zu machen. Dagegen hat der zweite Bruder, Engelbert (s. d. Art.), als Gelehrter, sein beobachtender Reisender und praktischer Arzt sich einen wohlverdienten Ruhm erworben. K. selbst schreibt in seiner handschriftlichen Selbstbiographie und auf den Titeln seiner beiden Dissertationen den Familiennamen „Kempffer", dagegen ist durch die Schriften des berühmteren Bruders die Namensform „Kämpfer" die übliche geworden. — Da die beiden älteren Söhne dem Vater viel Geld gekostet hatten, so trug er Bedenken, auch Andreas für einen gelehrten Beruf zu bestimmen. Daher war dessen Vorbildung eine sehr mangelhafte, als er 1676 oder 1677 dennoch die Erlaubniß erhielt, Joachim auf die Universität Jena zu begleiten. Hier suchte er mit Eifer die Lücken seines Wissens auszufüllen und wandte sein Hauptinteresse schon damals unter Daniel Weimar und Johann Frischmuth (s. d. Art.) dem Studium der hebräischen Sprache zu. Leider mußte er in Folge seiner Mittellosigkeit schon nach zwei Jahren in das elterliche Haus zurückkehren, verließ dieses aber auf Betrieb und im Geleite Engelberts im October 1680, zunächst in der Absicht, mit diesem nach Königsberg sich zu begeben. Indessen trennten sich die Brüder in Lübeck und K. wandte sich nach Schweden. In Stockholm gerieth er anfangs in so schwere ökonomische Bedrängniß, daß er bereits entschlossen war Soldat zu werden, als er Gelegenheit fand theils als Hauslehrer, theils durch Unterricht junger Schweden in der dort damals besonders beliebten französischen, junger Engländer in der deutschen, Anderer in der hebräischen Sprache sich seinen nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Besser ging es ihm in Upsala, wo er sich länger aufhielt und die Erlaubniß erhielt, „die deutsche Sprache zu profitiren", auch seinen hebräischen Unterricht fleißig fortsetzte, während er zugleich von Gustav Peringer in die arabische Sprache eingeführt wurde. Nachdem er so etwa vier Jahre in Schweden verweilt hatte, begab er sich nach Hamburg, um hier die Unterweisung des berühmten Esdras Edzard zu genießen, welcher das Hebräische nach einer neuen, vielfach an die didaktischen Grundsätze Wolfgang Ratich's erinnernden Methode behandelte, deren Haupteigenthümlichkeit darin bestand, daß er den grammatischen Unterricht durch sofortige Einführung der Schüler in hebräische Texte exemplificirte und belebte. Etwa 4½ Jahr hielt er sich in Hamburg auf, indem er als Lehrer im Hause des holstein-dänischen Edelmannes Detlev v. Ahlefeldt die nöthigen Subsistenzmittel sich erwarb, auch ein Fräulein aus dem Ahlefeldt'schen Geschlecht im Hebräischen informirte. Der verlockenden Aussicht, welche sein Bruder Joachim auf eine lucrative Thätigkeit in Leyden ihm eröffnet hatte, widerstand er, weil er, wie er selbst sagt, nicht um Geld zu verdienen das Hebräische gelernt hatte, sondern um der Welt damit zu dienen. Er ging also 1689 nach Leipzig, wo er namentlich durch die Unterstützung, welche A. H. Francke ihm gewährte, einen gedeihlichen Boden für seine Lieblingsthätigkeit fand und sich rühmen konnte, „sechs Magistros" unter seinen Schülern zu haben. Als jedoch die Verfolgung Francke's überhand nahm und am 10. März 1690 das Verbot der collegia pietatis erlassen wurde, verließ er Leipzig und begab sich nach Gedern, an einen der „frommen wetterauischen Grafenhöfe" jener Zeit, wo er durch den Grafen Christian Ludwig von Stolberg-Wernigerode Gelegenheit fand sich auf dem Filial Volkartshein in der geistlichen Amtsthätigkeit zu versuchen, bis er gegen Ende des Jahres 1690 im Vertrauen auf die Protection des bekannten Professors J. H. May nach Gießen sich wandte. In der That ließ May nicht allein gerne seine

Zuhörer von K. im Hebräischen vorbereiten, sondern verschaffte ihm auch eine Anstellung als Lehrer an dem Pädagogium und ermunterte ihn sich als Magister zu habilitiren. Die beiden Dissertationen, welche K. zu diesem Ende geschrieben, zugleich das Einzige, was er überhaupt in den Druck gegeben hat, sind 1696 erschienen und führen die Titel: „De stupendo Israelitarum sub duce Angelo Creatore per mare rubrum itinere“ und „De stupendo Israelitarum sub duce Arca Foederis per Jordanum transitu“. Als eines Glanzpunktes seiner akademischen Thätigkeit gedenkt er selbst einer Disputation, die er mit dem famosen R. M. Meelführer in hebräischer Sprache gehalten. Die Hoffnung aber auf die Erlangung einer festen und befriedigenden akademischen Stellung in Gießen mußte K. aufgeben, da für die Professur der orientalischen Sprachen nach dem naiven akademischen Nepotismus jener Zeit der Sohn seines Gönners, der jüngere J. H. May, bereits in Aussicht genommen war, welcher sie später (1709) auch wirklich erhielt. K. nahm daher 1701 die Pfarrstelle zu Billertshausen am Nordabhange des Vogelsberges an und blieb hier 42 Jahre lang bis zu seinem am 25. August 1743 erfolgten Tode im Amte, auch in diesem noch seine alte Lieblingsneigung durch Unterweisung angehender Theologen im Hebräischen pflegend. — K. war ein stiller Stubengelehrter, dessen Interessen sich noch dazu auf einen ganz bestimmten Punkt, den Unterricht im Hebräischen, concentrirten und die Specimina, die er abgelegt hat, haben, wie eine handschriftlich erhaltene Biographie von ihm bemerkt, „mehr in docendo als in scribendo bestanden“. Daraus erklärt es sich, daß in den bekannten biographischen und bibliographischen Lexicis seiner keine Erwähnung geschieht. Nur in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, VI. 199 f., findet sich in einer Anmerkung zu der Biographie J. C. Horst's (s. d. Art.), welcher gleichfalls von K. im Hebräischen unterrichtet worden war, eine kurze Notiz über ihn. Dagegen befindet sich in der Bibliothek des Gymnasiums zu Gießen eine in seinem Todesjahre von ihm verfaßte handschriftliche Selbstbiographie, welche einen hochinteressanten Beitrag zur Geschichte des akademischen Lebens und Treibens seiner Zeit bildet und sammt einer gleichzeitigen handschriftlich erhaltenen Biographie von anderer Hand und dem von K. selbst seiner ersten Dissertation beigegebenen curriculum vitae von dem Unterzeichneten als akademisches Programm zur Feier des Reformationsfestes herausgegeben worden ist („Andreas Kempffer's Selbstbiographie, nach der Gießener Handschrift zum ersten Mal herausgegeben, eingeleitet und erläutert.“ Leipzig 1880). G. Baur.

Kämpfer: Engelbert K., dessen berühmter Name unzertrennlich mit Japan verknüpft ist, wurde am 16. September 1651 in Lemgo als Sohn eines dortigen Pfarrers geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Lemgo, Hameln, Lüneburg, Lübeck, die Universitäten Danzig, Krakau, Königsberg und bildete sich in Medicin, Chirurgie und den damals noch wenig beachteten Naturwissenschaften aus. Sein Wandertrieb führte ihn 1680 nach Upsala, wo die Brüder Pufendorf sich seiner annahmen, und bewog ihn, sich als Arzt einer Gesandtschaft anzuschließen, welche der König von Schweden 1683 in Handelsangelegenheiten nach Rußland und Persien schickte. Der aus 30 Köpfen bestehende Zug erreichte im Juli Moskau, zog weiter über Kasan, Astrachan, das Kaspische Meer und traf im März 1684 in Ispahan ein. K. war während dessen unabläſsig bemüht, sich naturwissenschaftliche, geographische, ethnographische und Sprachkenntnisse anzueignen, während er über seine Beobachtungen sorgfältig Tagebuch führte und Zeichnungen aufnahm. Insbesondere machte er eine Excursion nach der den Feueranbetern heiligen Stadt Baku mit ihren Naphtaquellen, welche er durch eine Schrift zuerst bekannt gemacht hat, besuchte die Ruinen von Persepolis und Pasargadä und durchreiste unermüdlich beobachtend ganz Persien. Nach Rückkehr der schwedischen Gesandt-

schaft blieb K. in Persien, begierig nach neuen Fahrten und Forschungen, zu welchen er sich überall die Mittel durch ärztliche Praxis erwarb. Eine Zeit lang finden wir ihn in Tiflis, wo er in großem Ansehen stand und Leibarzt des Fürsten von Georgien war, der ihn vergeblich durch Gunstbezeugungen zu fesseln suchte. Nach Ispahan zurückgekehrt, begab er sich mit einem holländischen Schiffe nach Ceylon, Cochin, Bengalen und langte im September 1689 in Batavia an, wo er sich längere Zeit mit dem Studium der javanischen Thier- und Pflanzenwelt beschäftigte. — Hier faßte K. den Entschluß (1690), eine Gesandtschaft der Holländer nach Japan zu begleiten, um dieses damals in Europa noch fast ganz unbekannte Reich, welches ausschließlich mit Holländern zu Nangasaki in Handelsverkehr stand, zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen. Da die Gesandtschaft zunächst an der Küste von Siam landete und den Hof des dortigen Kaisers besuchte, so fand K. Gelegenheit, auch über dieses Reich, besonders über Religion und Sitten der Siamesen, Nachrichten zu sammeln. Nach heftigen Stürmen, wodurch er einen Theil seines Reisegepäcks verlor, erreichte das Schiff den Hafen von Nangasaki. Das Mißtrauen der Regierung gegen Fremde bannte den Verkehr der Holländer mit den Japanern in die engsten Schranken und bereitete dem Forscher überall Hindernisse und Gefahren, aber der glühenden Wißbegierde Kämpfer's gelang es dennoch, durch Schlauheit, Geschicklichkeit und unermüdliche Ausdauer diese Hindernisse zu besiegen und sich allmählich über das geheimnißvolle Land eine Fülle der interessantesten Nachrichten zu verschaffen, wie es vor ihm noch Niemanden, auch nicht den Missionaren der Jesuiten, gelungen war. Er begleitete die holländischen Gesandten zweimal an den Hof des Kaisers nach Jeddo und fand mehrmals Gelegenheit, tiefer in das Land einzudringen und dessen Staats- und Kulturzustände mit merkwürdiger Beobachtungsgabe zu erforschen. Nach einem Aufenthalte von mindestens zwei Jahren begab er sich wieder nach Batavia, verweilte eine Zeit lang am Cap der guten Hoffnung und traf im J. 1694 wieder in Holland ein. Nachdem er in Leyden die medicinische Doctorwürde erlangt, kehrte er endlich mit einem überreichen Schatze von Erfahrungen und Kenntnissen in seine Heimath zurück, ließ sich auf einem kleinen Gute in der Nähe von Lemgo (Steinhof zu Lieme) nieder, wurde vom Grafen zur Lippe zum Leibarzt ernannt, verheirathete sich um 1700 und starb zu Lieme am 2. November 1716. K. war ohne Zweifel einer der gelehrtesten und geistig bedeutendsten Männer seiner Zeit, der Humboldt des 17. Jahrhunderts. An universellem Wissen und Sprachenkunde stand er keinem Zeitgenossen nach. Außer Latein und Griechisch sprach oder verstand er Holländisch, Schwedisch, Portugiesisch, Französisch, Englisch, Russisch und Polnisch, Persisch, Malayisch, Japanesisch und andere asiatische Sprachen. Die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit seiner Berichte werden von allen Sachkundigen, Deutschen, Franzosen und Engländern gerühmt. Um so mehr ist es zu beklagen, daß seine Schriften nur zum Theil und nur spät durch den Druck bekannt geworden sind. Das einzige von ihm selbst, Lemgo 1712, herausgegebene Werk sind die „Amoenitates exoticae“, eine Reihe ethnographischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Abhandlungen mit selbstgefertigten Abbildungen. Für alle anderen Manuscripte fand er keinen Verleger. Erst nach seinem Tode kam ein Engländer John Sloane nach Lemgo, kaufte von dem Neffen des berühmten Reisenden dessen litterarischen Nachlaß an und ließ 1727 ein zweites Werk in einer durch J. Kasp. Scheuchzer veranstalteten Uebersetzung: „History of Japan and Siam“ in zwei Foliobänden veröffentlichen, welches auch ins Französische, Holländische und demnächst zurück ins Deutsche übersetzt wurde. Nach Sloane's Tode gingen die Kämpfer'schen Manuscripte an das britische Museum über. Nur eine in Lemgo gebliebene Originalhandschrift wurde 1777 von dem bekannten Staatsrath v. Dohm mit

einer kurzen Biographie Kämpfer's unter dem Titel: „Geschichte und Beschreibung von Japan" in 3 Quartbänden herausgegeben. Ein viertes Werk edirte der Naturforscher Sir Joseph Banks nach den Londoner Handschriften: „Icones plantarum, quae in Japonia collegit et delineavit Eng. Kaempfer", Lond. 1791. Kämpfer's Hauptwerk aber, die Beschreibung seiner großen Reisen durch so viele unbekannte Länder, hat bis heute keinen Herausgeber und Verleger gefunden. Seine Vaterstadt Lemgo hat ihm ein Denkmal gesetzt. Falkmann.

Kampschulte: Heinrich K., ein älterer Bruder Fr. Wilhelm Kampschulte's (s. u.), war geboren zu Wickede am 28. März 1823 und starb zu Höxter am 30. April 1878. Nachdem er 1842 zu Paderborn das Gymnasium absolvirt, studirte er in Münster Theologie und wurde 1846 zu Paderborn zum Priester geweiht. Er war dann nach einander Hausgeistlicher des Herrn v. Fürstenberg zu Körtlinghausen, Kaplan und Lehrer am Progymnasium zu Brilon und Vicar zu Geseke, wurde 1855 Pfarrer in Alme und 1869 Pfarrdechant in Höxter. Eine Zeit lang war er Abgeordneter für den Wahlkreis Höxter-Warburg (Mitglied der Centrumsfraction). Außer vielen Artikeln in den in Paderborn erscheinenden Blättern „Westfälisches Kirchenblatt" und „Volksblatt" und „Blätter für kirchliche Wissenschaft und Praxis", schrieb er eine Anzahl von Aufsätzen über Lokal- und Provinzialgeschichte für die „Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens" und die „Blätter für nähere Kunde Westfalens", ferner „Beiträge zur Geschichte der Städte Geseke und Höxter", und zwei größere, wissenschaftlich eben nicht bedeutende, aber fleißige Bücher (an denen übrigens sein Bruder nicht betheiligt ist): „Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen", 1865, und „Die westfälischen Kirchenpatrozinien, besonders auch in ihrer Beziehung zur Geschichte der Einführung und Befestigung des Christenthums in Westfalen", 1867. Außerdem veröffentlichte er eine poetische Anthologie „Harfenklänge" 1864 (anonym).
Reusch.

Kampschulte: Fr. Wilhelm K., geb. am 12. November 1831 zu Wickede an der Ruhr in Westfalen, von katholischen nicht unbegüterten Eltern, wurde gleich seinem Bruder für die geistliche Laufbahn bestimmt, der seine ernste Gesinnung sich ohnehin zuneigte, und studirte, nachdem er auf den Gymnasien zu Brilon, Paderborn und Münster einen tüchtigen Grund humanistischer Bildung gelegt, drei Jahre lang vornehmlich an der Akademie zu Münster Theologie und zwar, wie das in Münster häufig zu geschehen pflegte, in Verbindung mit Philologie und Geschichte. Die unerfreuliche Bekanntschaft, die er im letzten Stadium dieser Studienzeit mit Zuständen und Verwaltung seiner heimathlichen Diöcese Paderborn machte, bewog ihn, die Theologie als Lebensberuf aufzugeben. Er studirte nun ein Jahr lang zu Berlin Geschichte, hauptsächlich als Schüler Ranke's, und kam im Herbst 1855, um sich zur Promotion vorzubereiten, nach Bonn, wo er sich an den Unterzeichneten, damals seit Kurzem Professor dort, in enger Freundschaft anschloß. Seine Absicht war, die Gymnasiallehrer-Laufbahn einzuschlagen, für welche seine klassische Bildung ihn in hohem Grade befähigte. Daß er vielmehr durch Gelehrsamkeit und die Gabe feiner und scharfer Auffassung zur akademischen Doction und zu wissenschaftlicher Initiative bestimmt sei, war die Ansicht des Freundes, und da dieser durch Annahme eines Rufes nach München ihm die Aussicht zu eröffnen schien, mit der Zeit in die seit Papencordt's Ernennung und Aschbach's Eintritt für Katholiken vorbehaltene Professur der Geschichte an der niederrheinischen Universität einzurücken, so entschloß er sich in Bonn zu bleiben und habilitirte sich im Anfang des Jahres 1857. Schon im folgenden Jahre wurde er zum außerordentlichen, dann 1860 zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt, drei Jahre später den beiden älteren Collegen

in der Direction des historischen Seminars beigeordnet. — Durch einen außerordentlichen und streng methodischen Fleiß gelang es ihm, den Anforderungen seiner Stellung nach jeder Richtung zu genügen. Das Arbeitsfeld, das er für seine Vorlesungen sich abgrenzte, erstreckte sich über die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Aus dem deutschen Mittelalter und aus der Geschichte des Reformationszeitalters wählte er die Aufgaben, die zur Anleitung und Uebung der Schüler dienten. Für seine eigenen litterarischen Arbeiten hielt er sich, seltene kleinere Abschweifungen abgerechnet, ungefähr innerhalb der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Aus solcher Beschränkung erwuchs um so rascher der Meister. — Seine religiöse Gesinnung hat ihn wol zu der Wahl des Zeitalters geleitet, in dessen Behandlung er seine katholische Ueberzeugung zu behaupten und zu vertiefen gedachte. In welchem Sinne dies geschehen sollte, dafür gibt eine Andeutung die Vorliebe für Georg Witzel, die er in seiner Doctordissertation „De G. Wicelio eiusque studiis et scriptis irenicis“ bethätigte. Dann fesselte ihn der historische Reichthum der gewählten Zeit an und für sich, und indem er eine umfassendere Arbeit über Witzel späteren Jahren vorbehielt, wählte er mit glücklich treffendem Griff die Geschichte der Universität Erfurt im Zeitalter des Humanismus und der Reformation zum Gegenstand der Forschung. Durch scharfsinnige Kritik und umsichtige Combination wurde dieses Buch, dessen beide Theile 1858 und 1860 erschienen sind, für den Mutianischen Freundeskreis und den Ursprung der „Epistolae obscurorum virorum“, somit für Kern und Mitte der Geschichte des deutschen Humanismus, epochemachend. Gleichsam als Epilog dient die feinsinnige Erörterung über Charakter und Leben des Erfurter Humanistenhäuptlings, die er in der Dissertation „De Croto Rubiano“ gegeben hat. Hiermit seine Beschäftigung mit diesem Gegenstand abschließend, suchte er nach einem größeren Arbeitsstoff. Eine Zeit lang schwankte er zwischen zwei Aufgaben. Der Plan einer deutschen Geschichte im Reformationszeitalter reizte ihn sehr, doch ließ er auf Freundesrath den Gedanken fallen und entschied sich für Calvin. Seitdem arbeitete er rastlos dem neuen Ziele zu und erlebte 1869 die Freude, den ersten Theil des auf drei Bände berechneten Werkes im Druck erscheinen zu sehen. Dieser erste Band behandelt die politischen und religiösen Kämpfe, durch welche Genf zum Schauplatz der Wirksamkeit Calvin's vorbereitet wurde, dann die Entwickelung Calvin's zum Reformator, seine erste Genfer Periode, seine Verbannung und Rückkehr. Der zweite Band, an dem er gearbeitet hat, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, sollte Kampf und Sieg Calvin's in Genf, der dritte die Entfaltung des Calvinismus zur Weltmacht darstellen. Was vollendet ist, erweist sich als ein bedeutender wissenschaftlicher Gewinn. Unterstützt von den befreundeten Straßburger Herausgebern der Werke Calvin's und von dem jüngeren Galiffe, hat der Verfasser alle Vorgänger durch die Reichhaltigkeit des benutzten Materials weit übertroffen. Eben so hoch erhebt er sich über dieselben durch die Weite des Horizonts und die Unbefangenheit des Urtheils. Er hat den Gegenstand dem einseitigen Eifer der theologischen Partei entrissen und für die historische Wissenschaft in Besitz genommen. — Die Eigenschaften seines litterarischen Charakters, Gewissenhaftigkeit, Besonnenheit und Mäßigung, Klarheit und Entschiedenheit, Feinheit der Beobachtung waren auch die seines Lebens und verbanden sich hier mit warmer Hingebung und Treue. Glänzendere Gaben waren ihm versagt, und am wenigsten fühlte der schlichte Mann den Antrieb zu einer Wirksamkeit außer den Schranken seines stillen Berufs. Nur sein Pflichtgefühl konnte ihn zu öffentlichem Auftreten bewegen. Ein solcher Zwang trat ein, als der Glaube seiner Jugend, an dem er mit voller Aufrichtigkeit und Innigkeit hing, in der Wurzel verfälscht werden sollte. Damals trat er ohne Zögern und mit der Entrüstung eines ehrlichen Herzens in den

Kampf ein und der Bund, in welchem er mit den gleichgesinnten Freunden Reusch und Theodor Stumpf vereint war, wurde der Kern, aus dem die antivatikanische Bewegung am Niederrhein sich entfaltet hat. Zur Strafe für seine Glaubenstreue wurden ihm in Todesgefahr von seiner geistlichen Obrigkeit die Sterbesacramente entzogen. — Zum Schluß ist diesem Lebensbilde der sehr wesentliche Zug hinzuzufügen, daß K. alle Resultate seiner unablässigen Arbeit einem kranken Körper abringen mußte. Schon in seiner Studienzeit von einem quälenden Uebel heimgesucht, das in seinem Fleiß vielleicht den Grund, gewiß die Nahrung gefunden hatte, gelangte er, auch als später jene Krankheit zu weichen schien, selten oder nie zu dem ungetrübten Genuß der Gesundheit. Dann kam ein Lungenleiden zum Vorschein, das seinen frühen Tod herbeiführen sollte. Ein Winteraufenthalt in Mentone brachte Erleichterung. Eine zweite Reise nach dem Süden mußte, nach kurzem Aufenthalte in Clarens, abgebrochen werden, indem der Kranke sein Ende nahe fühlte und nicht in der Fremde sterben wollte. Er starb zu Bonn am 3. December 1872. Wenige Wochen vorher auf der Reise nach Clarens hatte er noch Actenbände des Berner Archivs für seine Geschichte Calvin's durchgearbeitet. Cornelius.

Kamptz: Karl Christoph Albert Heinrich v. K., preußischer Staatsmann, geb. am 16. September 1769 in Schwerin als ältestes von eilf Kindern des herzoglich Mecklenburg-Strelitz'schen Wirklichen Geh. Raths, Ministers, Kammerpräsidenten und Oberkammerherrn Christoph Albrecht v. K. auf Groß- und Klein-Dratow, Sophienhof, Alt- und Neu-Sapshagen, aus dem älteren Zweige (Haus Dratow) der jüngeren Hauptlinie (früher Haus Devin genannt) der Familie v. K., welche wendischen Ursprungs ist und zu den ältesten Familien des mecklenburg'schen Adels gehört. v. Kamptz's Mutter war Louise Friederike Amalie geb. v. Dorne. Er studirte die Rechte und die Staatswissenschaften zu Bützow in Mecklenburg-Schwerin von 1787 bis kurz vor Aufhebung der dortigen Universität (1788) und zu Göttingen (1788—1790), wo er gemeinsam mit Dr. Seidensticker eine Abhandlung über die Verbesserung der bürgerlichen und politischen Gesetzgebung vertheidigte, am 4. Juni 1790 von der juristischen Facultät den Preis für seine Schrift „Dissertatio de nostro tempore studio retractandarum legum haud inopportuno“ (Gött. 1790) erhielt und sich überhaupt in seinem Fache so auszeichnete, daß Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz von Kamptz's Vater brieflich versicherte, derselbe sei „eine Zierde der Akademie und der Stolz seines großen Lehrers Pütter“. Noch während seines Aufenthalts in Göttingen wurde er von der herzoglich Mecklenburg-Strelitz'schen Regierung am 24. März 1790 zum Assessor bei der Justizkanzlei in Neustrelitz ernannt, in welche er am 18. October eingeführt ward. Schon am 5. Mai 1792 erfolgte seine Beförderung zum Kanzleirath und am 27. September 1793 zum Referenten im Geheimen Raths- und Regierungscolleg sowie zum weltlichen Director der Schulkommission. Einen Ruf als Regierungsrath nach Hessen-Kassel lehnte er in demselben Jahre ab, nahm aber 1794 auch seinen Abschied aus dem strelitz'schen Staatsdienste, jedoch nur mit Rücksicht auf sein Streben nach einer umfassenderen Wirksamkeit in einem größeren Staate. Vorläufig freilich sah er sich noch auf die Heimath angewiesen und wurde auf dem mecklenburg'schen Landtage am 19. November 1798 von der Ritterschaft zum ordentlichen Assessor des Hof- und Landgerichts der mecklenburg'schen Herzogthümer zu Güstrow gewählt und auch von der schwedisch-pommer'schen Ritterschaft am 27. Februar 1802 zu Stralsund zum Assessor am Tribunale in Wismar präsentirt; doch schon bald darauf eröffnete sich ihm die ersehnte bedeutendere Wirksamkeit, indem er am 2. September 1804 vom preußischen Hofe, unter Ernennung zum Kammerherrn, zu dem erledigten kurbrandenburg'schen Assessorate beim kaiserlichen Reichskammergerichte in Wetzlar präsentirt

wurde. Die mecklenburg'sche Ritterschaft suchte ihn der Heimath zu erhalten und erbot sich, ihn gegen Ablehnung dieses Rufes finanziell schadlos zu halten; er lehnte dies jedoch ab und wurde, nachdem er am 27. März 1805 die nöthige Prüfung bestanden, zum Mitgliede dieses höchsten deutschen Gerichtshofes ernannt. Es war dies überhaupt die letzte Ernennung eines solchen Mitglieds. Dieser Wirksamkeit wurde jedoch schon 1806 durch Auflösung der deutschen Reichsverfassung ein Ende gemacht. Nach Aufhebung des Reichskammergerichts trug ihm der König von Württemberg die Stelle eines Vicepräsidenten des obersten Justizcollegs in Stuttgart an; allein Abneigung gegen den Rheinbund und Vorliebe für den preußischen Staatsdienst, auf welchen er hoffte, bestimmten ihn, dieses Anerbieten sowie ehrenvolle Anträge nach Karlsruhe und als Reichshofrath nach Wien gegen Zusicherung einer Anstellung in Preußen abzulehnen. Da der zwischen Preußen und Frankreich ausgebrochene Krieg die Erfüllung jener Zusage verzögerte, so blieb er im Genusse einer Pension von 2600 Thalern bis 1809 in Wetzlar, wo er an den restirenden allgemeinen Geschäften des bisherigen Reichskammergerichts Theil nahm. Hierauf nach Neustrelitz übergesiedelt, geleitete er 1810 als preußischer Kammerherr in Gemeinschaft mit dem Grafen von Voß-Giewitz die Leiche der Königin Luise von Preußen von Strelitz nach Berlin und wurde nach dem Friedensschlusse mit Frankreich, 1811, zum Mitgliede des Oberappellationssenats des preußischen Kammergerichts, schon 1812 jedoch, unter Beibehaltung seines Ranges und mit dem Titel eines Geh. Legationsrathes, zum vortragenden Rath im Departement der höheren Sicherheitspolizei im Ministerium des Innern zu Berlin ernannt, in welcher Stellung er bis 1815 eine Armenpolizei-Organisation redigirte. Im October 1813 befand sich K. im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm III. bei dessen denkwürdiger Reise nach Breslau und 1814 wurde er nebst dem Fürsten Galiczyn zu Berlin dem gefangenen Könige Friedrich August I. von Sachsen beigegeben. Seit 1812 war in gewisser Weise ein großer Wendepunkt in v. Kamptz's Thätigkeit eingetreten. Seine große Gelehrsamkeit, seine umfassenden Kenntnisse und seine hohe Begabung hatten bisher, solange er in der richterlichen Laufbahn thätig gewesen, allgemein große Anerkennung gefunden; mit seinem Beschreiten der Verwaltungslaufbahn aber begannen die Urtheile über sein Wirken in weiten Kreisen sehr abfällig zu werden. K. war ein ausgezeichneter Staatsbeamter, aber da, wo seine Thätigkeit als Verwaltungsbeamter politische Gebiete zu berühren hatte, gerieth er gerade durch die Strenge und den Eifer des Beamten zu bedenklichen Einseitigkeiten und Härten. Vorzüge des Mannes gestalteten sich unter besonderen Verhältnissen zu Mängeln, und da dies in Bezug auf öffentliche Dinge der Fall war, so verschwanden in der öffentlichen Meinung seine Vorzüge gänzlich in einem weit verbreiteten üblen Rufe. Der große Eifer, mit welchem K. bei der Aufspürung, Untersuchung und Verfolgung der schwachen Regungen national-deutscher Bestrebungen mitgewirkt, welche seit den Karlsbader Ministerialbeschlüssen als demagogische Umtriebe angesehen wurden, hat ihn in wenig beneidenswerther Weise mehr unsterblich gemacht, als alle seine zahlreichen, mühevollen, zum Theil gelehrten Schriften und seine lange Bekleidung hoher preußischer Staatsämter. Schon eine der ersten Stimmen, welche sich vernehmen ließen, um das nach den Freiheitskriegen weit verbreitete Verlangen nach constitutionellen Reformen zu bekämpfen, die Schrift, in welcher Geheimrath Schmalz verschiedene vaterländisch gesinnte politische Geheimbunde als Gefahren für die Throne hinzustellen suchte, fand in K. ihren Lobredner. So ging der ganze Haß, ja die Verachtung, welche das junge Deutschland gegen Schmalz an den Tag legte, auch auf K. über, der bald als eine der Hauptstützen der durch den preußischen Minister Fürsten von Wittgenstein vertretenen reactionären Partei galt, so daß sein und Schmalz's Name

öfter öffentlich mit Abscheu behandelt wurde. Lediglich der Haß gegen den rücksichtslosen Verfolger deutsch-patriotischer Tendenzen sprach sich darin aus, daß man unter die 22 Bücher, welche im Anschluß an die Wartburgsfeier am 18. October 1817 von einigen Theilnehmern an derselben auf dem Wartenberge bei Eisenach öffentlich verbrannt wurden, auch Kamptz's „Codex der Gensd'armerie" aufnahm. Der Inhalt des Werkes, den Veranstaltern der Kundgebung wol kaum hinreichend bekannt, bildete nicht den Grund. Bei dem großen Lärm, welcher über diese Kundgebung erhoben wurde, ward namentlich der Umstand, daß eine Sammlung gesetzlicher Bestimmungen eines deutschen Staates öffentlich mit solcher Verachtung behandelt war, als Vergehen aufgebauscht. K. fühlte sich offenbar tief beleidigt dadurch, daß ein Werk von ihm einer Reihe von wenig achtbaren Schriften, in welchen niedrige Schmeicheleien, Verläumdungen des Volks sowie eine knechtische Denkungsart vertreten waren, gleichgestellt und unter namentlicher Erinnerung an Luther's Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg ins Feuer geworfen war mit den Worten: „Schauet, wie Gericht gehalten wird über die Schandschriften des Vaterlandes; möge das höllische Feuer sie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit sie eingab." Es veranlaßte ihn dieser Vorgang zu einer Schrift: „Rechtliche Erörterung der öffentlichen Verbrennung von Druckschriften" (Berlin 1817; auch in Heft 19 der Jahrbücher der preußischen Gesetzgebung), in welcher er ausführte, daß nach gemeinem und nach preußischem Rechte eine solche Handlung „eine grobe symbolische Injurie" sei. Die Hauptsache scheint ihm aber die Vorrede zu dieser Schrift, doppelt so lang als diese selbst, gewesen zu sein. Darin sprach er sehr gereizt und verächtlich vom Wartburgsfeste, diesem „Frevel gegen die öffentliche Ordnung und den Staat". Zwar sagte er, Männer wie Professor Fries und die Studirenden, welche nur vorgeschoben seien und blos jugendlich nachgesprochen hätten, könnten so wenig wie ein Besessener ihn beleidigen, er wolle ihnen sogar zu einem folgenden Feste dieser Art gern einige Freiexemplare des zweiten Theils des „Codex" liefern; aber Haltung und Ton der Vorrede im Ganzen entbehrt sichtlich sehr der Unbefangenheit. Welchen Antheil persönliche Gereiztheit an Kamptz's weiterer amtlicher Verfolgung von Bestrebungen oder Kundgebungen jener Art hatte, geht besonders hervor aus dem Schreiben, welches er am 9. November 1817 an den Großherzog von Sachsen-Weimar richtete. Darin hieß es, diesem sei ohne Zweifel bekannt, „daß ein Haufen verwildeter Professoren und verführter Studenten auf der Wartburg mehrere Schriften öffentlich verbrannt und dadurch das Geständniß abgelegt, daß sie zu ihrer Widerlegung unfähig" seien. In den ferneren Worten: mit der in Weimar herrschenden Preßfreiheit sei „eine durch Feuer und Mistgabeln von Schwärmern und Unmündigen verübte Censur und ein terroristisches Verfahren gegen die Denk- und Preßfreiheit in anderen Staaten gewiß nicht vereinbarlich" schien sich K. sogar zu einer Art von Einmischung in die Einrichtungen Weimars versteigen zu wollen. „Die nothwendigen Folgen solcher Frevel, hieß es in diesem für K. charakteristischen Schreiben weiter, lägen klar, auch wenn die Geschichte Frankreichs nicht lehre, daß das Feuer, welches zuletzt den Thron ergriff, von dem Scheiterhaufen ausging, welchen ausgelassene Demagogen den für den Thron erschienenen Schriften früher bereitet hatten"; „es seien manche bei der Wartburgsfeier gewesen, denen die öffentliche Ruhe und Ordnung ein wahrer Gräuel sei und welchen es vortheilhafter gewesen wäre, wenn, wie in Italien, der rechtliche Bürger die Sicherheit vor Räubern erst von diesen selbst erkaufen müsse." Diese fast als Ausfälle zu bezeichnende Redeweise zu einem regierenden Fürsten konnte trotz Kamptz's schließlichem Hinweise auf die Folgen, welche „diese Scene der rohesten Barbarei" für die Achtung der Regenten und Gesetze haben werde,

keinen vortheilhaften Eindruck auf Adressaten machen, der zwischen den Zeilen gleichsam beschuldigt wurde, daß die Einrichtungen seines Landes solche Vorgänge überhaupt ermöglicht hätten. Der Großherzog forderte sein Staatsministerium zum Bericht über Kamptz's Schreiben auf, welches sich abgedruckt findet als Beilage 11 der Schrift „Das Wartburgsfest in seiner Entstehung, Ausführung und Folgen“ von Professor Hofrath Kieser in Jena (Jena 1818). Dieser wies darin nach, daß K. die Vorgänge auf der Wartburg nicht nur in jenem „die ärgsten Calumnien in höchst ungeziemender Sprache enthaltenden Schreiben gröblich entstellt“, sondern daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch die entstellenden Darstellungen im „Brandenburg'schen Erzähler“, im „Hamburgischen Correspondent“ und in der „Königsberger Zeitung“ von K. herrührten. Gibt auch selbst die im Sinne der Festgenossen verfaßte Schrift „Patriotische Betrachtungen über das große Burschenfest auf der Wartburg“ von Fr. v. Bw. (Hamb. 1818) zu, daß die Verhöhnung des preußischen polizeilichen Gesetzbuchs nicht ungerügt bleiben durfte, so ist doch in allen über das Fest erschienenen Schriften festgestellt, daß man dort lediglich beabsichtigt hatte, dem Volke zu zeigen, was es von seiner Jugend zu hoffen habe, welcher Geist sie beseele, wie man, nach den Worten des Hauptredners Riemann, ringen und streben müsse, „den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Thaten der jüngsten Vergangenheit sich kund thut“, daß es überhaupt erhabene, von der edelsten Begeisterung für ein einiges Deutschland durchglühte Worte waren, in welchen mit Trauer gesagt war, daß die in den Freiheitskriegen gefaßten Hoffnungen des Volks vereitelt und mit manchem edlen Gefühl Hohn und Spott getrieben worden, daß endlich weder die Rede des Hofrath Fries zu Jena noch die begeisterten Worte Rödiger's irgend etwas staatsgefährliches enthalten hatten. Zu diesem Ergebnisse gelangte auch das weimarische Staatsministerium, welches in seinem am 10. November 1817 über Kamptz's obiges Schreiben erstatteten Berichte sagte, es stehe nach den stattgehabten Ermittelungen fest, daß diese Feier „aus einer an sich lobenswerthen Idee hervorgegangen“ sei und daß Dasjenige, was dabei tadelnswerth erscheine, „nur zufällig hinzugekommen und nur einzelnen Theilnehmern zur Last fällt“. Auch den übrigen deutschen Regierungen gegenüber stellte der weimarische Minister Graf v. Edling mittelst Rundschreibens vom 19. December 1817 fest, „daß die Sache nicht so sei, wie man sie dargestellt“. Hierdurch ließ sich jedoch K. nicht beirren, Kundgebungen jener Art amtlich streng zu verfolgen. Die Tendenzen der reactionären Partei in Deutschland, seit dem Memoire Stourdza's zu einem Programm gegen die nationale freisinnige Richtung im deutschen Volke zusammengefaßt, hatten durch Fürst Metternich's Auftreten auf dem Aachener Congresse von 1818 ihre amtliche Weihe erhalten. Nach der Ausbeutung, welche die That Sand's durch die reactionäre Partei in jenem Sinne erfahren, unternahm Preußen die ersten Schritte zur Bekämpfung constitutioneller Anwandlungen in Süddeutschland. Als dann nach den Karlsbader Beschlüssen im preußischen Ministerium eine Meinungsverschiedenheit über jene Schritte entstand, war K. auf der siegreich bleibenden reactionären Seite. Bei dem nunmehrigen Unternehmen einer Verfolgung der als Führer und Vertreter der öffentlichen Meinung bekannten Personen bedurfte man eigen gearteter Beamten. Blinder Glaube an eine wirkliche Begründung der Aufgabe machte zwar schon sehr geeignet zu einer strengen Verfolgung, durch deren Ergebnisse die unterstellte Gefahr erst entdeckt werden sollte; nur ein ganz besonderer hinzukommender persönlicher Eifer und eine leidenschaftlich reactionäre Gesinnung vermögen aber erst ganz die Hartnäckigkeit zu erklären, mit welcher K. diese Aufgabe verfolgte und warum er bald die eigentliche Seele dieser Demagogenverfolgung wurde. Die schonungslose Behandlung angesehener Personen, wie E. M. Arndt, Follenius,

Görres, Jahn, v. Mühlenfels, Plöwe, Schleiermacher, F. G. und K. Th. Welcker, de Wette und Anderer steigerte den Haß gerade gegen Kamptz's Namen noch bedeutend, insbesondere wegen der fortgesetzten Hinwegsetzung der verfolgenden Behörden über die Gesetze und der moralisch verwerflichen Mittel zur künstlichen Schaffung von belastendem Beweismaterial. Bildete die Ministerialcommission als zweite Instanz die eigentliche Quelle dieser Verfolgungen in Preußen, so war K. die Seele dieser Commission. Ergab sich auch wenig oder nichts gegen die Beschuldigten, so war doch K. unermüdlich beflissen, durch die Presse auch die Bevölkerung vor den Gefahren zu schrecken, welche es abzuwenden gelte. Das gekennzeichnete Verfahren ist besonders veranschaulicht in den Schriften über die deshalbigen Erlebnisse Jahn's und K. Th. Welcker's. Was ersteren betrifft, so sollte hinsichtlich der bei ihm beschlagnahmten Briefe eines der demagogischen Umtriebe verdächtigen Gymnasiasten das Wichtigste die angebliche Billigung des K. angedrohten Meuchelmords sein. (H. Pröhle, Fr. L. Jahn's Leben, Berl. 1855, S. 392.) Nach v. Klüber und Welcker's „Wichtigen Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation" (Mannheim 1844) wurden aus sämmtlichen weggenommenen Papieren der Bonner Professoren Welcker, aus ihrer Familien- und freundschaftlichen Correspondenz, aus litterarischen Auszügen und Notizen, die sich in den Händen Kamptz's befanden, vor der Untersuchung gegen die Beschuldigten Auszüge dem Drucke übergeben. „Ohne noch die Eigenthümer irgend verhört oder um eine Anerkennung oder Erklärung über ihre Papiere befragt zu haben, wurden einzelne Stellen aus dem Zusammenhang gerissen, in Wort und Sinn vielfach verfälscht unter den in der königl. preußischen Staatszeitung mitgetheilten Hunderten angeblicher actenmäßiger Beweise bereits entdeckter hochverrätherischer Bestrebungen abgedruckt", ein Werk, welches Varnhagen lediglich K. zur Last legt. In dessen „Jahrbüchern der Gesetzgebung und Rechtspflege für die preußische Monarchie", Heft 32, erschien sogar ein Aufsatz Kamptz's über Hochverrath in der erklärten Absicht, den preußischen Richtern in jenen schwierigen Prozessen praktische Anweisungen zu geben. Diese gingen dahin, „daß auch durch bloße Theorien, die, wenn sie allmählich Wurzel faßten, die bestehende Verfassungs- oder Staatsform ganz oder theilweise ändern, untergraben oder auflösen könnten, wenn sie Anderen mitgetheilt und verbreitet und wenn sie öffentlich oder geheim ins Leben gerufen werden, Hochverrath begangen" werde und es sollte „auch ohne alle gewaltsame oder sonstige gesetzwidrige Handlung das Verbrechen des Hochverraths begangen werden können." Das Gegenstück hierzu war eine Beschwerde, welche der Professor K. Th. Welcker an den Justizminister v. Kircheisen in Berlin gegen K. richtete. Darin war ausgeführt, daß die Untersuchung gegen ihn „aus mehr als 20 Hauptgründen rechtlich unzuläßig und nichtig, dazu an sich so schwer verletzend und zum Theil nach harten Strafgesetzen verantwortlich für die Urheber der Verletzungen sei; es wären „rückwärts neue Gesetze, Gerichte, Prozeßformen, Theorien und neue Begriffe von Vergehen angewendet worden", man habe „überboten, was gewöhnlich über tumultuarisches Verfahren und Justizmord, über Cabinetsjustiz und napoleonische Specialgerichte geklagt wird." Was die Artikel der königl. preußischen Staatszeitung betrifft, in welchen K. vor den Gefahren jener Umtriebe bange zu machen suchte, so möge aus der langen Reihe derselben nur der in der Nummer vom 13. Juli 1819 erwähnt werden, in welchem er mittheilte, daß neue Maßregeln zur weiteren Ausmittelung neu entdeckter geheimer demagogischer Verbindungen durch erhaltene höchst wichtige und vollständige Beweise über das Dasein und die revolutionäre Tendenz derselben veranlaßt seien; man habe sogar den Entwurf einer republikanischen Verfassung Deutschlands in Beschlag genommen. Professor E. M. Arndt hat später in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben" (Berl

1847) S. 104 geklagt über „die öffentliche Ehrenschändung seines menschlichen und schriftstellerischen Charakters“ durch die preußische Staatszeitung, und Varnhagen bezeugt (in seinen Blättern aus der preußischen Geschichte) unterm 5. April 1820, man spreche mit Verachtung von der Staatszeitung, da in derselben die Regierung die schändlichsten Mittel entschuldige, in die Geheimnisse der Menschen eindringe, vertraute Briefe erbreche und durchwühle, sogar drucken lasse und dies Alles mit dem Zwecke des Staatswohls entschuldige; auch werde K. beschuldigt, die aus den Acten mitgetheilten Stellen nicht aufrichtig ausgezogen zu haben. Es ist sogar erwiesen, daß K. aus gründlich mißverstandenen, abgerissenen, vom König von Preußen herrührenden Worten in der bei Arndt beschlagnahmten Abschrift eines Gneisenau'schen Entwurfs zur Errichtung der Landwehr ableiten wollte, General Graf Gneisenau sei das Haupt der demagogischen Verschwörung. (Varnhagen v. Ense, Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. I, Not. vom 4. Februar 1820; Hagen, Geschichte der neuesten Zeit, Bd. I S. 214.) Varnhagen berichtet auch, es seien zahlreiche Geschichten und Lächerlichkeiten in Umlauf „von dem blinden Eifer, der ungeschickten Härte und der Verlegenheit der von Herrn v. K. aufgehetzten Polizei“; weiterhin schrieb er einen Aufsehen erregenden Aufsatz der Staatszeitung über die Umtriebe, den er als „einen der folgenschwersten Mißgriffe“ bezeichnete, am 19. Februar 1820 K. zu. Neben seiner Verfolgung der vermeintlichen Umtriebe zeichnete sich K. fortwährend durch eine seltene Gewandtheit im Verwaltungsfache sowie durch eisernen Fleiß aus, so daß er 1817 zum Wirklichen Geh. Oberregierungsrath und Director im Polizeiministerium, sowie zum Mitgliede des neu errichteten Staatsraths, ferner 1822, unter Beibehaltung dieser Stellen, zum ersten Director in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten ernannt wurde. In dieser Stellung ließ er sich die Unterdrückung aller freieren Regungen auf den Universitäten noch ganz besonders angelegen sein. Gerade aus diesen Kreisen lagen bereits die größten Beschwerden über K. vor. Der Kanzler v. Hardenberg, bei welchem sich schon Arndt beklagt hatte, daß die hohe Polizei bei Beschlagnahme der Papiere „mit Uebertretung des Gesetzes auf die schreiendste Weise das Recht über das Knie gebrochen“ habe, war nicht damit einverstanden, daß K. im Juni 1821 sogar eine Liste von Personen aufstellte, die, obwol nicht in Untersuchung gekommen, doch „sehr verdächtig“ geworden seien und daß er den Buchhändlern das Verbot zugehen ließ, irgend eines der Bücher, welche aus dem Verlage von Brockhaus in Leipzig hervorgehen würden, ohne vorherige besondere Censur zu verkaufen. Nachdem Hardenberg sich eingemischt, klagte K., nach Varnhagen's Zeugniß vom 10. Januar 1822, der Kanzler habe die Untersuchungen so gebrochen und mißleitet, daß die Sache sich in nichts aufgelöst habe. Darüber gerieth K. in Grimm und sagte, es sei in Berlin eine Lumpenwirthschaft; die Gefahr würde derselben noch über den Kopf wachsen und dann würde es mit allen Maßregeln zu spät sein. In Wahrheit waren jedoch schon vorher die Untersuchungen ohne Ergebniß geblieben, worüber K., wie Varnhagen unterm 21. April 1821 sagt, schon damals verzweifeln wollte. Als ein vom Präsidenten Harscher von Almendingen an K. gerichteter offener Brief über Justizpflege, Preßzwang, Constitution und Zeitgeist Aufsehen erregte, bekannte sich letzterer in seiner Antwort zu allgemeinem Erstaunen als einen Freund der Repräsentativverfassung. Kamptz's letzter größerer Verfolgungsact bestand darin, daß er am 16. Februar 1822 die polizeiliche Untersuchung der entdeckten geheimen Verbindungen der Freunde der Unzufriedenen in Polen einleitete, woran sich im Mai die Niedersetzung einer besonderen Commission, zugleich zur Untersuchung gegen den „Männerbund“ und den „Jünglingsbund“ schloß. Der Verfolgungssucht Kamptz's wurde jedoch endlich ein

Dämpfer aufgesetzt. Während Varnhagen noch unterm 23. April 1821 K. als eine Art von Minister ohne Portefeuille, aber mit größerem Gewichte als mancher der wirklichen Minister bezeichnet hatte, mußte sich letzterer im Juli 1822 gefallen lassen, daß der König befahl, es sollten in den Umtriebssachen keine neuen Verhaftungen mehr vorgenommen werden. Darüber war K. sehr aufgebracht gegen Hardenberg; eine Anerkennung gerade jener seiner Thätigkeit konnte er aber darin erlicken, daß er 1823 zum Commandeur (1834 Großkreuz) des österreichischen Leopoldordens ernannt wurde „wegen der ausgezeichneten Dienste, welche er der Sache der Ordnung und des guten Rechts in Deutschland geleistet“, wie Fürst Metternich ihm schrieb. Aus dem zweiten Theile der von letzterem hinterlassenen Memoiren geht hervor, wie geeignet er K. für sein System hielt und wie sehr er schon 1818 in der Unterredung mit dem König von Preußen in Teplitz Hardenberg als Hinderniß für jene Verfolgung von Umtrieben hielt. Ob K. eingesehen hat, daß er eigentlich nur den Interessen Oesterreichs diene, muß dahingestellt bleiben. Durch obige Art von Desavouirung seines Verhaltens sah er sich übrigens nicht veranlaßt, eine Berufung zu hoher Stelle nach Schwerin anzunehmen, und so nahm man bei der 1824 beschlossenen Revision der gesammten Gesetzgebung und Abfassung revidirter Gesetzbücher die Gelegenheit wahr, Kamptz's Hauptthätigkeit auf ein neues Feld zu leiten. Er wurde, unter Beibehaltung seines Directoriums im Unterrichtsministerium, mit dem Titel eines wirklichen Geh. Raths und dem Prädikate Excellenz zum Director im Justizministerium und zum Vorsitzenden der Justizabtheilung des Staatsraths ernannt. Von der Thätigkeit im Ministerium des Innern ward er zwar entbunden, doch wurde ihm eine besondere Mitwirkung bei der Mainzer Untersuchungscommission des deutschen Bundes wegen der demagogischen Umtriebe gelassen. 1824 ward K. Großcomthur (1827 Großkreuz) des kurhessischen Hausordens vom goldenen Löwen wegen Vermittelung einer Gelddifferenz zwischen den Höfen von Kassel und Strelitz. 1826 wurde er Großkreuz des Danebrogordens und sein Wappenschild mit der von ihm, dem Brauche gemäß, gewählten Devise „Regi et principio conservativo“ in der Ritterstube des Schlosses Frederiksborg aufgestellt. Das Großkreuz des russischen St. Annenordens erhielt er 1829 für Ausarbeitungen bezüglich der russischen Gesetzrevision. Die Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften wählte ihn 1829 zu ihrem Präsidenten. 1830, beim 300jährigen Jubiläum der Uebergabe der Augsburger Confession, wurde ihm von der juristischen Facultät in Berlin das Ehrendoctordiplom überreicht. Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Justizministers Grafen v. Danckelmann wurde K. zunächst die Verwaltung dieser Stelle übertragen, bis er am 9. Februar 1832 zum Wirklichen Geh. Staats- und Justizminister sowie zum Chef des neu errichteten Justizministeriums für die seit 1824 beschlossene Gesetzrevision des Provinzial- und statutarischen Rechts ernannt wurde. Zugleich wurde ihm die Ausarbeitung der neuen allgemeinen und provinziellen Gesetzbücher sowie das Justizwesen der Rheinprovinz als Specialdepartement (bis 1838) übertragen. 1834 erhielt er den preußischen rothen Adlerorden erster Klasse. In Hofangelegenheiten war K. 1823 wieder herangezogen und zwar zu der beim Hausminister Fürsten v. Wittgenstein stattgehabten Conferenz über die Zulässigkeit der ehelichen Verbindung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Elise Radziwil; sodann ward er im Frühjahre 1837 verwandt, indem er am Hofe zu Schwerin die Ansichten des Königs von Preußen über die Vermählung der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin mit dem Herzog von Orleans zu vertreten hatte. Aus Anlaß dieses Vorgangs entstand Kamptz's nur in 25 Exemplaren gedruckte Schrift „Casus in terminis“. Nach 50 arbeitsvollen Dienstjahren feierte er am 24. März 1840 sein Jubiläum, erhielt aus diesem Anlaß den

preußischen Schwarzen Adlerorden und wurde von beiden mecklenburgischen Großherzögen persönlich beglückwünscht. (Jahrbuch der preußischen Gesetzgebung, Bd. LV S. 375; Preußische Staatszeitung vom 28. März 1840.) Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg widmete ihm als Gratulationsschrift und zum Dank eine von Riedel verfaßte Denkschrift über die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das luxemburgische Haus. (Märk. Forsch. I. S. 4—6; VIII. S. 5, 8.) Die philosophische Facultät zu Greifswald ernannte ihn zum Ehrendoctor, Berlin verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht. Zum Jubiläum gratulirte ihm auch der Minister a. D. v. Schön in Königsberg. K. dankte dafür mittelst Briefes vom 30. März 1840, in welchem er verschiedene, auf seine eigene Amtsführung bezügliche Bemerkungen machte, z. B. die: jeder Jubilar habe Ursache, beschämt und betrübt auf den zurückgelegten Zeitraum zurückzublicken, er aber könne zufrieden in die amtliche Vergangenheit sehen, da er nie weder zur linken, noch zur rechten Seite, sondern zu einem conservativen Centrum gehört habe. v. Schön konnte es sich auf diese Provocation hin nicht versagen, in seiner Antwort vom 6. April 1840 anzüglich zu bemerken: „Man vergaß oft, den Verstand zuzuziehen und daraus entstanden arge Mißgriffe. Die jetzigen Wirren entstehen dadurch, daß die Völker Ideen wollen und die Gouvernements sich auf Verstandesbegriffe beschränken. Den Völkern ist mehr Verstand und den Gouvernements mehr Achtung gegen die Vernunft zu wünschen." Das war eine Charakteristik der Demagogenverfolgung von einem der angesehensten Zeitgenossen. Derselbe hat außerdem folgende Schilderung Kamptz's entworfen: „Der gebildetste unter allen Ministern war K., aber theils schlug ihn der Mecklenburger immer in den Nacken, theils gab er seine Meinung ebenso leicht auf als er sie hatte und sah dermaßen in die augenblickliche Zeit, daß er unfähig zum Handeln war und als eine traurige Erscheinung dastand. Aus Allem, was über K. seit 1813 zu meiner Kenntniß gekommen, hatte ich mir ein so schwarzes Bild von ihm gemacht, daß ich jedes Zusammentreffen mit ihm vermied und, wo es unvermeidlich war, zurückstoßend gegen ihn auftrat. K. ließ indessen nicht nach, mir nahe zu kommen und nahm jede Gelegenheit wahr, mir zu zeigen, daß er nicht Quelle oder Veranlassung der Gräuel sei, welche an den jungen Leuten wegen der sogenannten demagogischen Umtriebe verübt waren. Um in dieser Sache klar zu sehen, ließ ich K. reden und daraus ergab sich, daß er nur ein Werkzeug einer Partei gewesen, welche aus mecklenburgischen und märkischen Ultra-Aristokraten bestände und welche die in und durch den Krieg entstandenen Gedanken und die diese begleitende Aufregung fürchteten und schon im Kriege mehr als die Franzosen gefürchtet hatten. Diese Partei bildet eine Camarilla, welche den König gegen das Volk in Besorgniß erhielt und dem Staatskanzler wegen dessen Liberalität, so unklar und schwach sie war, entgegen war. K. stellte sich gegen mich als den dar, welcher die grausamen Maßregeln der Camarilla immer zu mildern bemüht gewesen wäre. Er war der Unterrichtetste von allen Ministern, er hatte Sinn für Wissenschaft, selbst im Staatswesen sah er klar, war aber durchaus charakterlos und als Mecklenburger neigte er sich instinktartig zum Ultrawesen hin. Wo seine Einsicht sich geltend machen konnte, da war sie klar, aber im öffentlichen Leben konnte sie niemals sich geltend machen, weil er charakterlos und weil er ein Mecklenburger war. Er war ein Gefäß, aus welchem zwar der durch Abstammung darin vorhandene Unrath ausgeschüttet war, auf dessen Boden aber mecklenburgische Vorurtheile kleben geblieben waren und welches Jeder, der Ansehen und Macht über ihn hatte, nach Gefallen benutzen konnte. Hätte K. in den Jahren um 1790 in Frankreich gelebt, so würde er ein Werkzeug der Jakobiner geworden sein. Obgleich moralisch nur plattes Werkzeug und durch seine geistige Gewandtheit interessant, und weil er der einzige Minister

war, welcher Wissenschaft ehrte, so antwortete ich ihm, so oft er an mich schrieb.“ An dieses erschöpfende Urtheil von zuständigster Seite ist noch zu reihen, daß Varnhagen (Preußische Blätter Bd. IV S. 124, vom 5. October 1826) sagt: „K. ist töppisch und tölpelhaft, er muß alle Formen verletzen“ und (S. 142): „ein Gewebe von offenbar Falschem, Entstelltem, Albernen und Ungeschickten“ wie in einem Artikel des „Hamburger Correspondenten“ könne nur von K. herrühren, „er ist darin wie er leibt und lebt.“ Freiherr v. Stein bezeichnete ihn als den „wahren Philister“. Günstige Urtheile über ihn sind nicht überliefert; doch soll K. Gutzkow geäußert haben, daß er K. zur Zeit jener Verfolgungen habe menschlich achten und schätzen gelernt. (Frankfurter Zeitung Nr. 345 von 1880.) Bei den Feierlichkeiten zur Beisetzung König Friedrich Wilhelms III. trug K. das preußische Reichsscepter. Ende 1840 beendete er die Bearbeitung obiger Gesetzentwürfe. Die Geschichte und das Ergebniß dieser Revision sind ausführlich enthalten in seiner „Actenmäßigen Darstellung der Prozeßrevision“ (Berl. 1842). Mit dem Ende seines 52. Dienstjahres wurde er mittelst huldvollen Cabinetsschreibens am 28. Februar 1842 mit Beibehaltung seines Sitzes im Staatsrathe und mit einer ausnahmsweise auf 8000 Thaler erhöhten Pension in den Ruhestand versetzt. König Friedrich Wilhelm IV. gedachte dabei seiner „dem königlichen Hause mit so vieler Treue und Hingebung, oft unter den schwierigsten Umständen geleisteten Dienste“ und behielt sich vor, „auch ferner von seinen reichen Kenntnissen und Erfahrungen Gebrauch zu machen“. Im J. 1848 sah man ihn, wie F. Lewald (Erinnerungen aus dem Jahre 1848, Bd. II, Braunschweig 1850) sagt, mit schwarz-roth-goldener Kokarde in Berlin herumgehen. Als er damals in der Presse wegen der Höhe seiner Pension und der Honorare für seine „Jahrbücher“ angegriffen wurde, wies er in der Vossischen Zeitung vom 9. Juli nach, daß er die 47,160 Thaler betragenden Honorare der Justizoffiziantenkasse zugewiesen habe. — Kamptz's Schriften, soweit sie nicht schon oben genannt wurden, sind: „De fundamento et limitibus obligationis liberorum ad facta parentum praestanda“ (Gött. 1790); „Repertorium der im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geltenden Verordnungen“ (Neustrelitz 1794); „Mecklenburgisches Reichscontingent und Römermonate“ (Neubrandenb. 1793); „Versuch einer Topographie der Residenzstadt Neu-Strelitz“ (Neubrandenb. 1793); „Abhandlung über die Schulzen-Lehen im Herzogthum Mecklenburg“ (Halle 1793); „Versuch über das longobardische Lehngesetz II. F. 45“ (Gött. 1794); „Worauf haftet die mecklenburgische Herzogswürde?“ (Neu-Strelitz 1796); „Mecklenburg-Strelitzer Staatskalender“ (Erl. 1796); „Einige Worte über die Gemeinsamkeit des Besteuerungsregals in Mecklenburg“ (Neu-Strelitz 1798); „Erörterungen der Verbindlichkeit eines weltlichen Reichsfürsten aus der Handlung seiner Vorfahren“ (Neu-Strelitz 1800); „Promemoria über den Lehns-Präclusivabschied nach mecklenburgischem Recht“ (1802); „Documenta inedita Megapolitana, coll. in Gustrow“ (1803—4); „Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht“, 6 Bde. (Schwerin und Leipzig 1795—1805); „Darstellung des Präsentationsrechts zum Reichskammergerichts-Assessorat“ (Gött. 1802); „Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg“, 2 Thle. (Schwerin 1805—6); „Litteratur des preußischen Rechts“ (Gießen 1807); „Die deutschen Roth- und Schwarz-Mäntler“ (Neubrandenb. 1814); „Beiträge zum Staats- und Völkerrecht I“ (Berl. 1815); „Ueber Transporte und Landesverweisungen“ (Berl. 1817); „Neue Litteratur des Völkerrechts“ (Berl. 1817); „Reminiscenzen bei Auflösung des Reichskammergerichts“ (Frankf. 1818); „Litteratur des märkischen Provinzialrechts“ (Berl. 1819); „Merkwürdige Urtheile neuerer französicher Juristen über Geschworenengerichte und französische Kriminaljustiz“ (Berl. 1819); „Völkerrechtliche Erörterungen des Rechts der europäischen Mächte, in die Ver-

fassung einzelner Staaten sich einzumischen“ (Berl. 1821); „Handbuch des mecklenburgischen Civilprozesses“ (Schwerin und Rostock 1824); „Beleuchtung der Einwendungen gegen den Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832“ (Berl. 1832); „Geschichte der Familie v. Kamptz. Als Manuscript gedruckt“ (Berl. 1843); „Ueber die Theilnahme an adlichen Klosterstellen, besonders in Mecklenburg“ (Berl. 1842); „Prüfung der landständischen Rechte der mecklenburgisch bürgerlichen Gutsbesitzer“ (4 Hefte Berl. 1844—45); „Das wahre Wort des Königs Friedrich Wilhelm III. gegen die Verdrehungen des Dr. Jacoby“ (Berl. 1845); „Ein völkerrechtliches Wort bei Ausweisung von Itzstein und Hecker aus Preußen“ (Berl. 1845); „Fragmente über das Besteuerungsrecht deutscher Landesherren“ (Berl. 1847); „Staatsrechtliche Bemerkungen über den königlich dänischen Offenen Brief vom 8. Juli 1846, die Erbfolge in dem Herzogthum betr.“ (Berl. 1847); Von den von v. K. redigirten Jahrbüchern der preußischen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft erschienen 66 Bände (Berl. 1812—45), von den Annalen der preußischen inneren Staatsverwaltung 23 Bände (Berl. 1817—39). In seinem Werke „Die deutsche constituirende Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. vor der Kritik des Staatsrechts“ (Berl. 1849) führte K. aus, daß „die Grundlagen und Hindernisse, an welchen die Erfüllung der Aufgabe der Nationalversammlung scheiterte, wesentlich in den Richtungen und Grundsätzen beruhte, welche im Vorparlament und 50er Ausschuß aufgestellt und in einem bedeutenden Theile der Nationalversammlung fortwährend geltend gemacht wurden“, ferner daß der Bundesbeschluß vom 7. April 1848 bezüglich der Wahlen zu jener Versammlung für die Regierungen keine verbindliche Kraft haben könne. Durch die Bestimmung wegen Wahl der Abgeordneten durch das Volk sei die Verfassung der deutschen Länder und Landstände verletzt, in die Rechte der Landesherrn eingegriffen, insbesondere die durch Bundesbeschluß vom 30. März 1848 beschlossene ständische Mitwirkung unbeachtet gelassen und dem dem preußischen vereinigten Landtag am 3. April 1848 gemachten Propositionsdecrete widersprochen; durch den Bundesbeschluß vom 7. April 1848 sei aber der vom 30. März nicht aufgehoben, da beide verschiedene Gegenstände beträfen; endlich wird nachzuweisen gesucht, daß die Bezeichnung der Versammlung als „constituirend“ nicht die Uebertragung einer „Constitutions-Autokratie“ enthalte, die Vereinbarung vielmehr als selbstverständlich vorausgesetzt sei, da die Landstände in allen deutschen Ländern von jeher wegen ihrer Theilnahme an der Bildung der Landesverfassung „constituirend“ genannt wären. K. starb zu Berlin am 3. Novbr. 1849, 80 Jahre alt, nach kurzer Krankheit, im Vollbesitz seiner geistigen Kraft und wurde zu Schöneberg im pommern'schen Kreise Satzig beigesetzt. Er war seit 1802 vermählt mit Hedwig Susanne Lucia v. Bülow, Tochter des Drosten Friedrich Christian v. Bülow auf Prützen, Hägerfeld, Mühlengeetz und Critzow. Er hinterließ zwei Söhne. Zwei Töchter waren vor ihm gestorben.

Nekrologe u. Biogr. in: Meusel's Gelehrtes Teutschland; Wahlkampf, Ansichten bei Auflös. d. Reichskammerger., I. S. 99; Reichskammergerichtliche Miscellen IV. S. 135; V. S. 297; IX. S. 482; Mecklenb. Gemeinnützige Blätter (1801) VI. S. 360; Hitzig's Gelehrtes Berlin, S. 129; Pütter, Selbstbiogr., III. S. 793 u. 806, Allgem. Deutsche Bibliothek, Bd. XLVII S. 313; Bd. LI S. 101; Nekrolog der Deutschen h. v. — Vgl. außer K.'s eigenem obigen Werk über seine Familie, D. G. J. v. Kamptz „Die Familie v. Kamptz“ (Schwerin 1871); Briefe des k. preuß. Staatsministers K. F. F. v. Nagler an einen Staatsbeamten (Leipz. 1869), Thl. II S. 92; Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön, Bd. III (Berl. 1876), S. 113—116; Deutsche Reform (Berl. Ztg.) Nr. 585 v. 1849. Wippermann.

Kämtz: Ludwig Friedrich K., geb. am 11. Januar 1801 zu Treptow an der Rega in Pommern, Doctor der Medicin und Philosophie, war folgeweise Privatdocent (1823) und Professor der Physik (außerordentlicher 1827, ordentlicher 1834) an der Universität Halle, dann (1842) ordentlicher Professor der Physik an der Universität Dorpat und russischer Staatsrath. Seine Arbeiten, welche meistens Gegenstände der Meteorologie betreffen, sind in Schweigger's Journal, in Poggendorff's Annalen und in dem Bulletin de l'Académie de St. Pétersbourg veröffentlicht. Sein „Lehrbuch der Meteorologie", 3 Bde., 1831—36, wird noch heute sehr geschätzt. Er starb zu St. Petersburg am 19. December 1867.

Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch. Lommel.

Kandler: Franz Sales K., geb. zu Klosterneuburg bei Wien am 23. Aug. 1792, war der Sohn eines Schullehrers, der ihn in der Musik unterrichtete und 1802 als Sängerknaben der Hofkapelle im k. k. Convicte unterbrachte. Nach Absolvirung der philosophischen und Rechtsstudien an der Wiener Universität lebte er vom Unterrichtertheilen und erhielt 1815 eine Anstellung beim Hofkriegsrathe in Wien. Da er der italienischen Sprache mächtig war, wurde er 1817 nach Venedig, 1821 nach Neapel und 1823 nach Mailand zur dort stationirten k. k. Armee versetzt. Im J. 1826 wurde er als Feldkriegsconcipist nach Wien zurückberufen, starb aber bereits am 26. September 1831 in Baden als eines der ersten Opfer der eben ausgebrochenen Cholera. K. besaß eine umfassende wissenschaftliche Bildung und tüchtige musikalische Kenntnisse. In der Theorie der Musik hatte ihn Albrechtsberger unterrichtet, wie ihn denn auch Salieri und Gyrowetz mit ihrem Rathe unterstützten. Bald jedoch gab er die Versuche in der Composition auf und widmete sich dem Studium der Geschichte der Musik. Der Aufenthalt in Italien und die Benutzung der dortigen musikalischen Archive begünstigten dieses Streben, und so entstanden mehrere werthvolle Aufsätze in musikalischen Zeitungen, welche Fétis im 4. Theil seiner Biographie universelle des Musiciens (Paris 1862 S. 473 ff.) verzeichnet. Selbständig veröffentlichte er: „Cenni storico-critici intorno alla vita ed alle opere del celebre compositore Giovanni Adolfo Hasse, detto il Sassòne" (Venedig 1820), wovon noch im nämlichen Jahre eine zweite Auflage erschien. Während seines Aufenthaltes in Venedig hatte K. die verfallene Ruhestätte Hasse's in der Kirche St. Marcuola aufgefunden und dieselbe 1820 mit einem Denkstein von weißem Marmor und einer Inschrift versehen. Er ward darauf zum Ehrenmitgliede der filarmonischen Gesellschaft in Bologna ernannt. In seiner letzten Zeit beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung der von Abbate Giust. Baini über Palestrina verfaßten Biographie, welche aber erst R. G. Kiesewetter mit einem Vorworte und gelegentlichen Anmerkungen aus Kandler's Nachlasse unter dem Titel herausgab: „Ueber das Leben und die Werke des heil. Pierluigi da Palestrina, genannt der Fürst der Musik. Nach den Memorie storico-critiche des Abbate G. Baini verfaßt und mit historisch-kritischen Zusätzen begleitet" (Leipzig 1834). Nach des tüchtigen Musikforschers Tode wurde noch folgendes Werk von ihm veröffentlicht: „Cenni storico-critici sulle vicende e lo stato attuale della musica in Italia", Venetia 1836. Dasselbe ist eine Uebersetzung mehrerer Artikel, welche theils in seinem Nachlasse gefunden, theils in der Musikzeitschrift Cäcilia (Mainz bei Schott) veröffentlicht worden waren.

Wurzbach, Biogr. Lex., 10. Thl. Fürstenau.

Kändler: Johann Joachim K., Bildhauer, geb. 1706 zu Seeligstedt bei Marienwerder, † 1775 zu Meißen. Er bildete sich auf der Akademie zu Dresden, insbesondere unter der Leitung Thomä's zum Künstler aus, wurde 1730 Hofbildhauer daselbst und um 1736 Modellmeister an der Porzellanmanufactur

zu Meißen, deren Blüthezeit er hauptsächlich mit heraufführen half. Zu einem großen Theil jener graziösen Rokokofigürchen und Gruppen, Vasen und Spiegelrahmen, welche den Ruf des vieux Saxe gründeten, lieferte er die Modelle. Verschiedene größere Werke, zu deren Ausführung in Porzellan K. die Modelle gefertigt, mißglückten beim Brennen; so ein kolossales Monument König August III., das in Dresden auf dem Jüdenhof am Neumarkt aufgestellt werden sollte. Ein kleines Modell dazu, ebenfalls in Porzellan, befindet sich neben anderen Arbeiten des begabten Künstlers in der königl. Porzellan- und Gefäßsammlung zu Dresden.

C. Clauß.

Kanka: Johann Nepomuk K., zu Prag geboren im J. 1744 und † 1798; 1768 Dr. jur. in Wien, 1778 Rath am Appellationsgerichte, 1783 am Landrechte in Prag, schrieb „Institutiones juris canonici ad ordinem decretalium“, Prag 1770, 4°.

v. Schulte.

Kanne: Joh. Arnold K., geb. zu Detmold im Mai 1773. K. gehört zu jener Gruppe von staatsmännischen Publicisten aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, welche, um Goedeke's Ausdruck zu acceptiren, „den Kampf ihrer Zeit dahin darstellen, daß sie sich das Princip absoluter Autorität in einer absoluten Kirche dachten.“ Seine Mitstreiter waren Männer wie Creuzer und Görres. Wie auf diese Weise sein Wirken nicht von der Geschichte seiner Zeit zu trennen ist, so kann man seine Thätigkeit andererseits auch schwer von seinem Leben, seinen äußeren Schicksalen loslösen. Es war ein abenteuerliches, zerfahrenes Dasein, welches dieser Mann führte, oder, besser gesagt: nicht führte — denn umhergeworfen von den Wogen des Geschicks, wurde sein Leben mehr von diesen bestimmt und geleitet, als umgekehrt. Er muß zu denjenigen Geistern deutscher Nation gerechnet werden, die, ausgerüstet mit hervorragenden Geistesgaben, dennoch unfähig waren, die Conflicte ihrer Zeit zu überwinden und an diesen schließlich zerschellten (Heinrich v. Kleist, Grabbe u. A.). Seine Biographie ist nichts als eine Kette von Kämpfen und Wandlungen in seinem Inneren, aber es fehlen die Ruhepunkte, die erlangte Harmonie, das endliche Resultat. Denn er, der anfangs von der Theologie, weil sie ihm nicht genügte, sich abwandte, sah zuletzt nur im streng dogmatisch Christlichen das alleinige Heil. Charakteristisch für seinen Lebenslauf sind die Gönner, denen er fast alle seine Errungenschaften verdanken sollte: nicht Charakter genug, sich selbst sein Lebensschiff zu zimmern, war er genöthigt, diese Arbeit Anderen zu überlassen. Wie den begabten Knaben ein Dorflehrer Namens Begemann und der Prediger Ludwig Passavant aus der Sphäre des unteren Bürgerthums hervorziehen mußten, um ihm Bildung und eine Carrière zu eröffnen, so waren in seinen gereifteren Jahren Jean Paul und Professor J. J. Wagner Stützen und Wegweiser seines Glücks. Erst verhalfen sie seinen censorisch beanstandeten „Ersten Urkunden der Geschichte oder Allgemeine Mythologie“ zu einem Verleger (Bayreuth 1808), dann kauften sie ihn gelegentlich aus österreichischem Kriegsdienste los und schufen ihm eine geordnete Stellung. Soldat war er mehrmals, in Oesterreich und Preußen, dann Privatlehrer und Gelehrter in Göttingen, Leipzig, Halle a. S., Berlin und Jena. 1809 gab man ihm eine Professur der Geschichte am Realinstitut zu Nürnberg; verheirathet, aber nicht glücklich, ward er 1817 Professor der Philologie am Gymnasium zu Nürnberg und 1819 der orientalischen Sprachen zu Erlangen. Er schrieb, außer unter dem eigenen Namen, unter dem Pseudonym von: Walter Bergius, Johannes Author, Anton von Preußen. Man sieht, welch' unruhiges Leben K. hinter sich hatte, als er am 17. December 1824 zu Erlangen starb. Die bedeutendsten seiner Schriften, welche man in Goedeke's Grundriß III. 86, 87 aufgezählt vorfindet, sind noch: „Neue Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer“, 1805; „Pantheum der ältesten Natur-

Philosophie, die Religion aller Völker“, 1811; „Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe“, 1815—22, und „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen“, 1816—17, welche beiden letzten Werke später (1824) noch eine Fortsetzung erfuhren. In der letzteren findet man auch seine bis 1817 reichende interessante Autobiographie.

Julius Riffert.

Kannegießer: Gottlieb Heinrich K., Arzt, den 22. Juli 1712 in Gotha geboren, hatte in Jena und Halle Medicin studirt und 1731 in Kiel das medicinische Examen bestanden. Schon ein Jahr darauf wurde er zum Amtsphysikus von Neumünster und Bornholm ernannt, 1733 wurde ihm die Erlaubniß, in Kiel akademische Vorlesungen zu halten, ertheilt, 1736 erlangte er daselbst die Doctorwürde und eine Stellung als Professor extraordinarius, 1743 wurde er zum Prof. ordinarius befördert und in diesem Amte ist er bis zu seinem am 26. August 1792 erfolgten Tode verblieben. — K. hat sich während seines Lebens eines großen Rufes als Arzt und Gelehrter erfreut; er ist mit akademischen Würden, mit bürgerlichen Ehrenämtern und anderen Auszeichnungen (1786 ernannte ihn der König von Dänemark zum Staatsrathe) überhäuft worden, sein Ruhm aber hat sein Leben nicht überdauert. — Mit seiner litterarischen Thätigkeit, welche sich jedoch fast nur auf Programme und andere akademische Gelegenheitsschriften beschränkte, hat er die meisten Zweige der Medicin (auch die Veterinärkunde) umfaßt, auf keinem derselben aber etwas Hervorragendes geleistet.

Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Biographie médicale V. 404. — Ueber sein Leben vgl. Boerner, Berühmte Aerzte ꝛc., I. 563.

A. Hirsch.

Kannegießer: Karl Friedrich Ludwig K., Dichter und Uebersetzer, wurde geboren am 9. Mai 1781 zu Wendemark bei Werben in der Altmark, wo sein Vater Prediger war, besuchte die Schulen zu Seehausen, Stendal und das graue Kloster in Berlin und 1802 die Universität Halle, um Theologie und Philosophie zu studiren, wurde aber schon damals von der Lectüre des Dante lebhaft angezogen, privatisirte eine Zeit lang (1806) in Weimar und Lauchstädt und wurde 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhause in Berlin, 1811 Prorector und 1814 Rector am Gymnasium zu Prenzlau, 1822 aber Director des reformirten oder Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau, zugleich auch Docent für die neuere Litteratur an der dortigen Universität; 1843 legte er das Rectorat nieder und lebte seitdem als Privatmann in Berlin, wo er den 14. September 1864 starb. K. gehört zu den Männern, welche durch sorgsame und sprachgewandte Uebersetzungen die bedeutendsten klassischen Dichter des Auslandes bei unserem Volke eingebürgert haben. Seine Hauptverdienste erwarb er sich um Dante, dessen göttliche Komödie er 1809—21 übersetzte und erklärte (neue Auflagen 1825 und 1832), und ebenso erschienen die lyrischen Gedichte im Vereine mit Karl Witte übersetzt und erklärt 1827. Doch wandte er sich auch anderen Völkern zu; so erschien schon 1807 und 1808 die Uebersetzung von Beaumont's und Fletcher's dramatischen Werken und in der Zwickauer Uebersetzungsfabrik Lord Byron's Gedichte, 1827, 4 Bdchn., später in Adrian's Ausgabe der sämmtlichen Werke Byron's gehört ihm der 11. Band 1830; ferner übersetzte er Chaucer's Erzählungen, W. Scott's poetische, aber auch mehrere prosaische Werke desselben; zehn Jahre in der Verbannung, von der Stael-Holstein, 1830; Konrad Wallenrod, von A. Mickiewicz, 1834; Francisca v. Rimini, Trauerspiel von Silvio Pellico, 1834; des Grafen Giacomo Leopardi Gesänge, 1837; Gedichte der Troubadours im Versmaß der Urschrift, 1852, 2. Ausg. 1855 u. A. — Auch altklassische Sachen übertrug er, z. B. Horaz, die Silven

des Statius, Stücke der Odyssee, Anakreon und Sappho u. a. m. Zahlreich sind auch die eigenen Dichtungen Kannegießer's, die jedoch auf keine höhere Bedeutung Anspruch machen können: „Dramatische Spiele“ erschienen schon 1810, darin ist „Adrast“, eins der ältesten Schicksalsdramen, freilich noch eine unreife Jugendarbeit; „Amor und Hymen, ein idyllisches Gedicht“, 1818; „Mirza, die Tochter Jephtha's, ein Trauerspiel“, 1818; „Gedichte“, 1824 und 1827; „Der arme Heinrich, Schauspiel“, 1836; „Terzinen“, 1842; „Isenbart, der erste Graf von Hohenzollern, Drama“, 1843; „Iphigenia in Delphi, Schauspiel“, mit einem Vorspiel: „Iphigenia's Heimfahrt“ und einem Nachspiel: „Iphigenia's Tod“, 1843; „Schauspiele für die Jugend.“ — Zu erwähnen sind ferner die zahlreich von ihm erschienenen Schulprogramme, welche Gegenstände philologischen, exegetischen und gemeinnützlichen Inhalts enthalten. Daraus hervorzuheben sind die Erklärungen zu Goethe'schen Gedichten, so zu Goethe's Harzreise im Winter 1820; zu dessen Zueignung, Programm von 1835. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten“, Breslau 1835. — K. verfaßte ferner eine „Italienische Grammatik mit Lesebuch“, Breslau 1836, gab „Entwürfe von Abhandlungen und Reden, zum Gebrauch für Lehrer und Schüler“, Breslau 1832, heraus, sodann mit J. G. G. Büsching das „Pantheon, Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“, 3 Bde., Leipzig 1810, und lieferte außerdem zahlreiche Beiträge für die verschiedensten Zeitschriften, z. B. für Seebode's Archiv für Philologie, zum schlesischen Musenalmanach, zu den schlesischen Provinzialblättern und den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nowack, Schles. Schriftsteller-Lexicon, 1836. H. Palm.

Kannenberg: Christoph v. K., geb. am 10. Januar 1615 als Sohn des kurbrandenburgischen Rittmeisters Christoph v. K. und der Elisabeth v. Bardewisch, trat 16 Jahre alt, in schwedische Dienste und war zuerst drei Jahre hindurch gemeiner Reiter. Nach einer längeren Gefangenschaft zu Regensburg zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus, wurde mehrere Male verwundet und avancirte bis zum Jahre 1638 zum Oberstlieutenant. Als Oberst eines Reiterregiments wohnte er dann im Verlauf des 30jährigen Krieges zahlreichen Gefechten und Schlachten bei, zeichnete sich besonders bei der Belagerung von Prag aus und erhielt nach Beendigung des Krieges am 7. Mai 1649 seine Dienstentlassung mit 1000 Thaler Wartegeld. Er dankte dann am 14. September 1650 seine Reiter ab und trat in kurbrandenburgische Dienste. Der große Kurfürst ernannte ihn am 13. August 1651 zum Generalmajor von der Cavallerie und als solcher machte K. die Schlacht bei Warschau mit, wobei er verwundet wurde. 1656 am 9. März zum Gouverneur von Minden ernannt, wurde er am 11. Juni 1657 Generallieutenant und am 17. Juli in Vertretung des Feldzeugmeisters v. Sparr Inspecteur über alle westfälischen Garnisonen. 1666 am 10. Februar ward er geheimer Kriegsrath und am 7. Mai Erbmarschall des Fürstenthums Minden. Als er im J. 1672 an der Spitze kurfürstlicher Truppen an den Rhein marschirte, erkrankte er schwer und starb am 10. Februar 1673. Bei seinem prachtvollen Leichenbegängniß in Minden befand sich der Kurfürst im Gefolge. — K. war seit dem 13. Januar 1652 mit Marie v. Bartensleben verheirathet.

(König,) Biograph. Lexikon, II. S. 248. Ernst Friedlaender.

Kanngießer: Peter Friedrich K., als Historiker und Dichter thätig, war geboren am 3. Mai 1774 in Glindenberg bei Magdeburg, besuchte von 1793—95 die Schulen zu Burg und Altenburg und studirte von 1795—99 in Halle, wo er auch am Waisenhause unterrichtete. Seit November 1799 als Lehrer bei der Schule in Bunzlau und seit 1805 als Professor am Magdalenum in Breslau für klassische Litteratur, sowie seit 1810 an der dortigen Kriegsschule

angestellt, habilitirte er sich 1814 als Docent an der Breslauer Universität und ward 1817 als Professor der Geschichte nach Greifswald berufen, wo er am 7. April 1833 verstarb. Während seines Aufenthaltes in Schlesien war er zuerst im Gebiete der epischen und lyrischen Poesie thätig und veröffentlichte in dieser Richtung unter Anderem seine Dichtung „Tataris, oder das befreiete Schlesien, in 18 Gesängen“, 1811, sowie zwei Bücher Oden, 1814. Auch war er bemüht, durch zahlreiche Beiträge für Zeitschriften und als Herausgeber periodischer Blätter, unter Anderem des Breslauer Tagebuchs, 1809, seine vielseitigen Kenntnisse in populärer Weise zu verbreiten. Seitdem er jedoch an der Universität lehrte, richtete er seine Aufmerksamkeit mehr auf das philologische Studium und ließ einen „Grundriß der Alterthumswissenschaft“, 1815, und eine litteraturgeschichtliche Abhandlung „Die komische Bühne von Athen“, 1817, sowie viele Beiträge zur Encyklopädie von Ersch und Gruber erscheinen. Nach seiner Uebersiedelung an die Universität Greifswald endlich wendete er seine Forschungen mit großem Eifer auf die pommersche Spezialgeschichte und Alterthumskunde. Außer einer Biographie des Dichters Kosegarten, 1819, und seinen „Mittheilungen aus Greifswald und Pommern“, 1821, welche die Wirksamkeit der Gesellschaft für pommersche Geschichte vorbereiten, begann er ein ausführliches Werk über pommersche Geschichte, von welchem jedoch nur der erste Theil, der die „Bekehrung Pommerns zum Christenthum bis zum Jahre 1129“ behandelt, 1824 erschienen ist. Die gründliche Forschung und edle Sprache, die uns aus dieser Arbeit entgegen leuchtet, läßt uns um so mehr bedauern, daß die Fortsetzung dieses großartigen Werkes durch seinen Tod (1833) unterbrochen wurde. Seine werthvollen Sammlungen gelangten an die Universität und bildeten den Anfang der noch jetzt bestehenden Sammlung vaterländischer Alterthümer.

Biederstedt, Nachr. v. leb. Schriftst. in Neuvorpommern, 1822, S. 61; Pyl, Greifswalder Sammlungen, 1869, S. 1—2; Menzel, Deutsche Dichtung, 1859, III. S. 419. Goedeke, Grundriß III. S. 128. Da Peter Friedrich K. häufig mit Karl Ludwig K. verwechselt wurde, so fehlt sein Name in der Mehrzahl der Litteraturgeschichten und Encyklopädien. Pyl.

Kanold: Johann K., Arzt, ist den 15. December 1679 in Breslau geboren. Er hatte in Halle Medicin studirt, sich hier vorzugsweise zu Stahl, dessen Lehre er auch bis zum letzten Augenblicke seines Lebens treu geblieben ist, hingezogen gefühlt und unter dem Präsidium dieses seines Lehrers im J. 1704 seine Inauguraldissertation „De abortu et foetu mortuo“ vertheidigt. Nach seiner Promotion kehrte er in die Heimath zurück, wo er als hochgeschätzter Arzt bis zu seinem am 15. November 1729 durch ein bösartiges Fieber herbeigeführten Tod gelebt hat. — Kanold's praktische Thätigkeit fällt in die Zeit der schweren Pestseuchen, von welchen die eine in den Jahren 1707 u. flg. vom Osten her einen großen Theil Deutschlands überzogen, die andere in den Jahren 1720—22 die südlichen Küstengebiete Frankreichs heimgesucht hatte. Dies Ereigniß fesselte das Interesse Kanold's in hervorragendem Grade; er hatte sich mit Aerzten in den von der Seuche ergriffen gewesenen Gegenden in schriftlichen Verkehr gesetzt, gab die Berichte derselben commentirt, bez. in deutscher Uebersetzung heraus, wandte seine Aufmerksamkeit aber auch anderen zur Zeit vorherrschenden Volkskrankheiten zu, zog über dieselben von zahlreichen Punkten Europa's Nachrichten ein, welche er in einer von ihm zum Theil für diesen Zweck begründeten Zeitschrift veröffentlichte, und so hat er sich um die wissenschaftliche Bearbeitung der bis dahin wenig berücksichtigten Epidemiographie ein großes Verdienst erworben. — Seine Mittheilungen über die genannten beiden Pestepidemieen sind in zwei Schriften: „Einiger Medicorum Sendschreiben von der Pest in Preußen 1708,

in Danzig 1709 . . grassireten Pest ꝛc." 1711 (1713) und „Einiger Marsilianischen Medicorum Sendschreiben von der Pest in Marsilien ꝛc." 1721 niedergelegt; ein größeres Werk über die Pest unter dem Titel „Annales de ortu, progressu et exitu magnae hominum pestilentiae ab anno 1701 ad annum 1716", welches er noch vor seinem Tode vollendet hatte, ist nicht in den Druck gekommen. — Von der von ihm begründeten, für die Seuchengeschichte jener Zeit wichtigen Zeitschrift „Sammlung von Natur- und Medicin-, wie auch dazu gehörigen Kunst- und Litteraturgeschichten ꝛc.", bei deren Redaction ihn Anfangs seine Collegen Kundmann, Klaunig und Buschwitz unterstützt hatten, sind in den Jahren 1717—1729 38 Versuche oder Theile mit 4 Supplementbänden erschienen; dieselbe ist nach seinem Tode von Büchner unter dem Titel „Miscellanea physico-medico-mathematica" fortgesetzt worden. — Von geringerer Bedeutung als die oben genannten litterarischen Leistungen Kanold's sind einige von ihm, als Mitglied der Leopoldinischen Akademie, in den Akten dieser gelehrten Gesellschaft mitgetheilte medicinische Beobachtungen und zwei Schriften über die Rinderpest: „Historische Relation von der Pestilentz des Hornviehes" ꝛc., 1713, und „Kurze Historie von der Seuche des Hornviehes von 1701—1717" ꝛc., 1720 (1721), in welchen er die Seuche für nicht-ansteckend erklärt. — Außerdem hat er „Untersuchungen des Tanhausischen Gesundheitsbrunnens" veröffentlicht und eine vermehrte Ausgabe von Jenckel's „Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum" besorgt.

Ueber sein Leben vgl. Medicorum Silesiacorum Satyrae Spec. II. p. 95 und Kestner, Med. Gelehrtenlexikon, Jena 1740 S. 439. A. Hirsch.

Kant: Immanuel K., geb. am 22. April 1724 in Königsberg i. Pr., † ebendaselbst am 12. Februar 1804, führte seine Abkunft auf Vorahnen zurück, welche aus Schottland eingewandert waren; sein Vater Johann Georg, welcher seinen Familiennamen noch „Cant" schrieb, übte in einem dem Mittelpunkte des Flußhandels nahe gelegenen Hause das Sattlergewerbe aus und hatte sich 1715 mit Anna Regina Reuter vermählt. Unter den elf aus dieser Ehe entsprossenen Kindern, von welchen zwei Knaben und vier Mädchen in sehr frühen Jahren starben, war Immanuel das vierte; sein jüngerer Bruder Johann Heinrich starb 1800 als Pfarrer in Rahden, seine jüngste Schwester, Frau Theuer überlebte ihn, zwei andere, welche an einfache Bürger in Königsberg verheirathet waren und eine unverheirathete gingen ihm im Tode voran. Im elterlichen Hause waltete der damals weit verbreitete Pietismus in milderer Form; insbesondere aber übte die Mutter, welcher Immanuel auch körperlich völlig ähnlich war, den bedeutendsten Einfluß auf ihn aus; er selbst bezeichnete sie als eine verständige, gut unterrichtete, edle und religiöse Frau und bewahrte ihr auch über ihren Tod hinaus, welcher im J. 1737 erfolgte, stets das achtungsvollste und dankbarste Andenken. Nachdem der Knabe den Elementarunterricht in der Hospitalschule empfangen hatte, berieth sich die Mutter über die weitere Heranbildung des Sohnes mit Franz Albert Schultz, welcher 1731 Pfarrer und im folgenden Jahre Professor der Theologie geworden war, und nach der Willensmeinung desselben trat nun der junge K. zu Michaelis 1732 in das Collegium Fridericianum ein, dessen Directorium der genannte Schultz im J. 1733 übernahm. Diese Studienanstalt (zugleich ein Pensionat) war durchgängig nach den Grundsätzen des Pietismus geleitet, so daß neben den Unterrichtsstunden von Schultz noch besondere Betstunden gehalten wurden. Die Einwirkung dieser Richtung auf den jugendlichen K. dürfte hauptsächlich in einer dem praktischen Christenthume zugewandten Gesinnung und überhaupt in sittlich-religiöser Kräftigung zu suchen sein; er sagte wenigstens selbst, daß er den äußerlichen Formen der Frömmelei keinen Geschmack

abgewinnen könne und vielleicht hängen hiermit seine noch viel später (1792) ausgesprochenen Ansichten über das Gebet und über den religiösen Gesang zusammen. Während der acht Jahre seines Aufenthaltes im Fridericianum, wo auch David Ruhnken zu seinen Mitschülern gehörte, wandte er sich mit Vorliebe den lateinischen Schriftstellern (besonders dem Lucretius) zu und erwarb sich auch die ihm bleibende Fertigkeit, ein richtiges und selbst schönes Latein zu schreiben. Im Herbste 1740 trat er an die Universität seiner Vaterstadt über, wo er sich als Studirender der Theologie immatriculirte, was jedoch nur als Erfüllung einer üblichen Form zu betrachten ist, indem die Studenten überhaupt eine der drei höheren Facultäten als Fachstudium zu bezeichnen pflegten. Thatsächlich hörte er zunächst nur in der philosophischen Facultät Vorlesungen aus dem Umkreise der Mathematik und der Philosophie, und es dürfte überflüssig sein, Untersuchungen über die Gründe anzustellen, aus welchen er sich von der Theologie abgewendet habe, sowie auch die Angabe, daß er bereits einige Male in Landkirchen gepredigt habe, geradezu unrichtig ist. Mochten etwa auch seine Eltern und vielleicht sodann Schultz ursprünglich an eine theologische Laufbahn des jungen Mannes gedacht haben, so war doch die geistige Richtung desselben bereits im ersten Universitätsjahre entschieden, uud zwar durch den mächtigen Einfluß, welchen die auf alle Theile der Philosophie, sowie auf Mathematik, Physik und Astronomie sich erstreckenden Vorlesungen des Martin Knutzen auf ihn ausübten. Dieser für seine Zeit bedeutende Mann, welcher, wie so manche Andere, den Gegensatz zwischen Wolffianismus und Pietismus aufzuheben sich bemühte und in den mathematischen Disciplinen Hervorragendes leistete, bewirkte bei K. den Uebergang von philologischen Studien zu Philosophie und Naturwissenschaft, und sowie in letzterer Richtung die gründliche Hinweisung auf Newton für den wissenschaftlichen Thätigkeitskreis Kant's bestimmend wurde, so wirkten auf denselben die philosophischen Fragen, welche damals mehrfach über Leibniz's prästabilirte Harmonie in Umlauf waren, gerade dadurch, daß Knutzen zu den Anhängern des sogen. „influxus physicus“ (d. h. zwischen Leib und Seele) gehörte; desgleichen war auch bezüglich des Christenthums die pietistische Auffassung Knutzen's von Einfluß auf K. selbst bis in desselben spätere Periode. Kurz K. war gegen Ende seiner Universitätsstudien völlig ein Halb-Wolffianer im Sinne Knutzen's. In den späteren Semestern (1743) hatte er auch fleißigst die Vorlesungen des oben genannten Fr. Alb. Schultz über Dogmatik gehört, und wenn er dies auch nur zu dem Zwecke that, encyklopädisch seine Kenntnisse zu erweitern, so empfing er doch auch hierbei den Gedankenkreis eines pietistischen Wolffianismus. Um des Gelderwerbes willen repetirte er mit vermöglichen Mitschülern diese dogmatischen Vorlesungen, sowie zuweilen auch einige andere, aber seit 1744 ließ er die theologische Litteratur bei Seite liegen, so daß er selbst noch in seiner viel späteren Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ (1793) sich auf einen im J. 1732 erschienenen Katechismus stützte. Im März 1746 starb sein Vater und so war er nun in erhöhtem Grade darauf angewiesen, selbständig für seinen Unterhalt zu sorgen. Daß er erfolglos sich um eine Lehrstelle an der lateinischen Schule im Kneiphofe beworben habe und ihm ein völlig Unbedeutender vorgezogen worden sei, gehört zu den mancherlei nicht hinreichend bewiesenen Angaben. Er nahm mehrere Hauslehrerstellen an und verweilte neun Jahre hindurch in dieser Thätigkeit, zuerst beim Pfarrer Andersch in der Nähe von Gumbinnen, dann im Hause Hülsen's in Arensdorf bei Mohrungen und schließlich beim Grafen Kayserling zu Rautenburg, welcher während des größeren Theiles des Jahres in Königsberg lebte; durch die geistvolle Gattin desselben wurde er in die höhere Gesellschaft eingeführt, woselbst er nicht nur seinen feinen Umgangston erwarb, sondern auch seinerseits bald die geistig belebende Seele

jener Kreise wurde. In den Anfang dieser Periode seines Lebens fällt auch das erste Erzeugniß seiner nachmals so reichen schriftstellerischen Thätigkeit, nämlich die „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ (1747), wobei wir ihn noch völlig in dem Gebiete der mathematischen Physik beschäftigt finden. Es steht nämlich diese Schrift in nahem Zusammenhange mit der Abhandlung des Daniel Bernoulli (Allg. D. Biogr. Bd. II, S. 480): „De vera notione virium vivarum“ (— nur durch die örtliche Lage Königsbergs und die Schwerfälligkeit des damaligen Buchhandels ist es zu erklären, daß K. die bereits 1743 erschienene Hauptschrift d'Alembert's „Traité de dynamique“ noch nicht kannte —) und betrifft somit einen in jener Zeit lebhaft geführten Streit zwischen Cartesianern und Leibnizianern über das sogen. Kräftemaß, indem erstere die Kraft als Produkt aus Masse und Geschwindigkeit ($M \times C$), letztere aber als Produkt aus Masse und dem Quadrate der Geschwindigkeit ($M \times C^2$) faßten. K. sucht zu vermitteln, insoferne der Standpunkt des Descartes berechtigt sei, wenn die Fortdauer der Bewegung auf äußerer Ursache beruht, d. h. wenn die Kraft todt ist, hingegen Leibniz's Ansicht zur Geltung komme, wenn es sich um ein inneres Streben des bewegten Körpers, wie z. B. beim Falle, d. h. um eine „lebendige Kraft“ handle. Daß er dabei mit Leibniz den Raum noch völlig objectiv als Anordnung des Nebeneinander nahm, versteht sich von selbst; aber bereits damals wies er auf die Möglichkeit einer anderartigen Welt hin, in welcher mehr als drei Dimensionen bestehen. Im J. 1754 erschienen in den Königsberger Nachrichten zwei Aufsätze Kant's, nämlich „Untersuchung der Frage, ob die Achsendrehung der Erde sich verändert habe“ und „Die Frage, ob die Erde veralte“, worin die von Späteren bestätigte Annahme entwickelt wird, daß die Rotationsgeschwindigkeit der Erde durch eine Einwirkung des beständigen Wechsels von Ebbe und Fluth allmählich verringert werden müsse.

Im Alter von 31 Jahren stehend, durfte sich nun K. wol für genügend vorbereitet halten, die akademische Laufbahn zu betreten. Am 12. Juni 1755 promovirte er mit einer Dissertation „De igne“, worin er auf Grund der Euler'schen Vibrationstheorie die Wärme als schwingende Bewegung einer elastischen, die Theilchen der Körper verbindenden Materie darlegte und so die Entstehung der flammenden Hitze zu erklären versuchte, und am 27. September desselben Jahres erfolgte seine Habilitation mittelst der Abhandlung „Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio“, welche mit dem später entwickelten Systeme durchaus nichts zu schaffen hat, sondern nur zu den zahlreichen damals üblichen Controversen über die sogen. drei Grundgesetze des Erkennens gehört; K. steht dabei noch auf Wolffischem Boden und sucht unter Bekämpfung des Crusius, De summis rationis principiis (Allg. D. Biogr. Bd. IV, S. 630), den Satz des zureichenden Grundes aus dem Satze des Widerspruches abzuleiten und faßt die Naturgesetze als lediglich objective, wendet sich aber bereits gegen die formelle Gültigkeit des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes. Mit dem Wintersemester 1755/56 begann er sofort seine Vorlesungen, welche zunächst nur die Gebiete der Mathematik, Physik und Geographie betrafen, seit 1758 aber sich auch auf die philosophischen Disciplinen erstreckten; dabei legte er Compendien Anderer zu Grunde, nämlich für Logik Meier und Baumeister, für Metaphysik Baumgarten, für Moral Baumeister, benutzte aber dieselben nur zur allgemeinen Uebersicht und Reihenfolge des zu behandelnden Stoffes, während er seine eigenen Ansichten auf einzelne Zettel geschrieben in die Vorlesung mitbrachte, um an dieselben, sich völlig gehen lassend, die Erörterung der besonderen Punkte anzuknüpfen. Bei solchem Verfahren ließ er die Feststellung der philosophischen Lehren erst allmählich vor den Augen der Zuhörer entstehen, indem er von einer absichtlich gewählten schiefen Formulirung zu immer genauerer Präcision

fortschritt, meistens dabei einen der Anwesenden fortwährend fixirend (bekannt ist die Anekdote, daß er einmal durch das Fehlen eines Knopfes am Rocke eines Zuhörers fast aus der Fassung gebracht wurde). Neben der Universitätsthätigkeit hielt er zuweilen auch Privatvorträge, z. B. einmal längere Zeit hindurch über Physik für eine Anzahl eben anwesender russischer Offiziere. Seine Vorlesungen hatten ebenso einen ungewöhnlich großen Erfolg, wie seine schriftstellerische Thätigkeit ihm die fortan steigende Anerkennung der Gelehrten verschaffte; zu den besuchtesten Vorträgen aber gehörten von Anfang an jene über Geographie, ein Gebiet, in welchem er, obwol er Zeit seines Lebens nur in Königsberg und dessen nächster Nähe verweilte, sich durch Karten und Städtepläne eine solche Einzelnkenntniß erworben hatte, daß er noch später mit Fremden, welche ihn besuchten, sich über deren Heimathsorte gerade so unterhalten konnte, wie wenn er persönlich dort gewesen wäre. Seit er den Lehrstuhl bestiegen, war er zugleich auch litterarisch äußerst thätig, und in ziemlich rascher Abfolge erschien eine Anzahl von Schriften, in welchen er jedoch vorerst seinen späteren grundsätzlichen Standpunkt noch immer nicht eingenommen hatte, daher man dieselben jetzt gemeiniglich als die vorkritischen Schriften bezeichnet. Noch im genannten Jahre 1755 verfaßte er unter anonymer Widmung an König Friedrich II. „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“, aber das Werk gelangte zunächst weder an seine königliche Adresse noch auch zur Buchhändlermesse, da während des Druckes desselben der Verleger fallirte und daher dessen ganzes Lager längere Zeit versiegelt blieb. In diesem stets denkwürdig bleibenden Buche erklärte K. die Entstehung der Weltkörper aus den Anziehungs= und Abstoßungskräften der Materie und stellte hiermit als der erste jene Theorie auf, welche nicht lange hernach (1761) durch Lambert's „Kosmologische Briefe“ und viel später (1796) von Laplace, „Exposition du système du monde“ näher ausgeführt, sowie nachmals durch Herschel's Entdeckungen vielfach bestätigt wurde. Unter Verzicht auf die Annahme eines unmittelbaren Schöpfungsactes sucht K. die teleologische Auffassung zu retten und (in einer an Descartes erinnernden Weise) die Wirkung der Naturgesetze mit dem Dasein eines Gottes zu vereinbaren, indem das Universum als geordnetes Ganzes nach denjenigen Gesetzen zweckmäßig arbeitet, welche Gott einmal in die Materie gelegt hat, so daß eben darum ein physiko=theologischer Beweis ermöglicht ist. Die Teleologie dürfe nicht auf Vernichtung der mechanischen Erklärung ausgehen, sondern müsse dieselbe ganz in sich aufnehmen; und in diesem die Gegensätze einigenden Sinne spricht K., während er es der Zukunft anheimgibt, ob etwa die Entstehung eines Krautes oder einer Raupe aus mechanischen Ursachen werde abgeleitet werden können, bereits für seine Zeit das bekannte Wort aus: „Gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen.“ Dabei kömmt er auch auf Gedanken über die Beschaffenheit der Bewohner anderer Planeten je nach Maßgabe ihrer Entfernung von der Sonne, und ebenso ausdrücklich läßt er schließlich die Möglichkeit des Daseins einer unräumlichen (d. h. Geister=) Welt offen. Wie sehr ihm aber dieses epochemachende Werk selbst am Herzen lag, ersehen wir daraus, daß er noch 1791 durch Dr. Gensichen einen Auszug aus demselben zur Sommer'schen Uebersetzung von Herschel's Abhandlung über den Bau des Himmels beifügen ließ, da der Leser gerne die theoretischen Gründe dessen sehen werde, was nach 36 Jahren aus Thatsachen geschlossen wurde. Gegen Ende des nämlichen Jahres 1755 (1. November) ereignete sich das Erdbeben, durch welches Lissabon zerstört wurde, und indem K. alle hierüber erschienenen Notizen sammelte, veröffentlichte er selbst „Geschichte und Naturbeschreibung des Erdbebens, welches 1755 einen großen Theil der Erde erschütterte“ (1756) und „Betrachtungen der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen“ (1756); er vertrat hierbei die Ansicht, daß diese Ereignisse

auf vulkanischen Vorgängen im Erd-Inneren beruhen und knüpfte gelegentlich die Mahnung an, daß der Mensch sich nicht für den Endzweck des ganzen Universums halten solle. Eine kleine Schrift „Neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde“ (1756) enthält bereits eine erste Andeutung des von uns jetzt sogenannten Dove'schen Drehungsgesetzes. Als im April 1756 der oben genannte Knutzen starb, bewarb sich K. um eine außerordentliche Professur, und da nach den bestehenden Vorschriften zum Antritte einer solchen Stelle eine besondere Disputation gefordert war, schrieb er zu diesem Behufe: „Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali, cuius specimen I. continet monadologiam physicam“ (1756), worin er auf Leibniz'schem Boden stehend die Raumerfüllung der Monaden durch eine dynamische Kraft, nämlich durch die Repulsion erklärt, in Folge deren dem Eindringen anderer Monaden in die Wirkungssphäre jeder einzelnen ein Widerstand geleistet wird; indem aber hierbei eben von der äußeren Natur der Monaden die Rede ist, wird ausdrücklich betont, daß diese Undurchdringlichkeit nur physischen Wesen (nicht etwa auch geistigen) zukomme. Der eigentliche Zweck aber dieser Schrift blieb unerfüllt, da nach Ansicht der Regierung die erledigte Professur unbesetzt bleiben sollte; und nicht besseren Erfolg hatte es, als K. bei dem erfolgten Tode Kypke's (December 1758) sich um den ordentlichen Lehrstuhl desselben bewarb; denn es wurde ihm damals Buck (s. Allg. D. Biogr. Bd. III, S. 494) vorgezogen, obwol er sich auch einer Empfehlung Seitens des Fr. Alb. Schultz zu erfreuen hatte, welcher ihn unter feierlicher Verpflichtung auf Stillschweigen zu einer Besprechung hatte rufen lassen. In der kleinen Schrift „Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe“ (1758) bekämpfte K. den damals üblichen Begriff der Trägheitskraft und wendete sich auch gegen Leibniz's Fassung des Gesetzes der Continuität; aber völlig in Leibniz'scher Anschauung bewegt sich der „Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus“ (1759). Seit 1760 fügte er seinen bisherigen Vorlesungen auch jene über Anthropologie und über natürliche Theologie hinzu und abwechselnd las er zuweilen auch über die Beweise für das Dasein Gottes oder über das Schöne und Erhabene; von 1762—64 befand sich Herder unter seinen Zuhörern und zur selben Zeit knüpfte sich auch ein lebhafter Verkehr mit Hamann an; überhaupt war sein Ruf als Lehrer bereits so befestigt und verbreitet, daß häufig auch reifere Männer, selbst aus entfernteren Orten der Umgegend, bei ihm hörten. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit trat er nunmehr näher an die eigentliche Philosophie heran. Zunächst erschien: „Falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren“ (1762), worin er zeigte, daß es ein widersprechendes Unternehmen sei, nach der ersten und einzigen Schlußfigur noch drei weitere aufzubauen und dabei die Schlußkraft der letzteren doch nur durch Zurückführung auf die erste zu erweisen. In der hierauf folgenden Schrift „Einzig möglicher Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ (1763) wendet er sich gegen den üblichen Rationalismus bereits mittelst des Hinweises darauf, daß durch einen Begriff nichts über die Existenz des betreffenden Gegenstandes ausgesagt werde, versucht aber doch einen neuen (später von ihm selbst preisgegebenen) Beweis, welcher darauf beruht, daß, da die Aufhebung aller Möglichkeit undenkbar sei, jedes Mögliche aber ein Nothwendiges zur Voraussetzung habe, schließlich ein schlechthin nothwendiges Wesen existiren müsse. Zu einer bedeutsamen Auseinandersetzung mit dem Dogmatismus der Wolffianer war er veranlaßt durch die von der Berliner Akademie für das Jahr 1763 gestellte Preisaufgabe: „Sind die metaphysischen Wissenschaften derselben Evidenz fähig wie die mathematischen?“ Die von K. eingereichte Bearbeitung, welche das Accessit erhielt, während Mendelssohn mit dem ersten Preise gekrönt wurde, führt den Titel „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theo-

logie und der Moral“ und bestreitet die bekanntlich von Wolff überall durchgeführte Anwendung der mathematischen Methode auf die Philosophie; denn die Mathematik verfahre mit Recht synthetisch, so daß die allgemeinsten Begriffe in ihr Voraussetzungen sind und im weiteren Verlaufe unerweisliche Sätze nicht zugelassen werden, die Metaphysik hingegen müsse analytisch mittelst Zergliederung der Erfahrung fortschreiten, um das Allgemeinste als Resultat zu erreichen, wobei aber vieles Unerweisliche mit unterlaufe, sowie besonders die Grundsätze der Moral schließlich nur auf ein Gefühlsurtheil gestützt seien. Nicht minder zeigt sich eine Entfremdung vom gewöhnlichen Rationalismus in dem gleichzeitigen „Versuch, den Begriff der negativen Größe in die Weltweisheit einzuführen“ (1763), worin K. einen äußerst tiefen Gedanken durchführte, welchen er jedoch später wieder bei Seite liegen ließ; es handelt sich nämlich dort um den Unterschied zwischen dem blos logischen Widerspruch und der realen Entgegensetzung, welche ebenso wenig wie in der Mathematik ein nicht seiendes, sondern stets in Beziehung auf ein anderes Reales ist, woraus sich zugleich ergibt, daß auch die logische Begründung verschieden ist von der realen Ursache. Als ihm 1764 die durch Bock's Tod (1762) erledigte Professur der Poesie angeboten wurde, lehnte er dieselbe im Hinblick auf die damit verbundenen Verpflichtungen ab; hingegen erhielt er 1766 (noch immer als Privatdocent) die Stelle eines Unterbibliothekars mit einem Gehalte von 62 Thalern, auch übernahm er gegen einen kleinen Entgelt die Aufsicht über die große Naturaliensammlung des Commerzienrathes Saturgus, welche Beschäftigung jedoch er bald wieder aufgab, während er die Bibliothekstelle bis 1772 behielt. In seinen philosophischen Anschauungen machte er in diesen Jahren abermals eine merkliche Wendung. Zunächst zeigen sich in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (1764) die auf Ansichten der Engländer beruhenden Vorläufer desjenigen, was später in der Kritik der Urtheilskraft seine nähere Ausführung fand. Außerdem erschienen „Räsonnement über den Abentheurer Komannicki“ (1764) und „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ (1764), welch' beide gleichsam eine Vorarbeit waren zu der ausführlicheren wichtigen Schrift „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik“ (1766). Der hierbei besprochene Geisterseher ist bekanntlich Swedenborg, dessen Auftreten der Alles prüfende K. nicht ohne Interesse verfolgt hatte (der auf 1758 datirte Brief Kant's an Fräulein v. Knobloch über Swedenborg's Zusammenkunft mit der Königin von Schweden, sowie betreffs des Brandes zu Stockholm ist nach Zimmermann's neuer Untersuchung höchst wahrscheinlich erst 1761 geschrieben). K. war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Metaphysik des Wolffischen Dogmatismus zu Träumen führe und somit, insoferne sie die Möglichkeit toller Hirngeburten construire, der wissenschaftlichen Berechtigung entbehre; während er selbst früher wiederholt auf die Möglichkeit einer Geisterwelt hingewiesen hatte (s. o.), sagt er jetzt, daß der Begriff eines den Gesetzen der Natur entrückten Geistes ein Traum sei, welcher zu folgender Erwägung führe: Wenn pneumatische Wesen die physische Undurchdringlichkeit nicht haben und somit auch in einem von Materie erfüllten Raume gegenwärtig sein können, so müssen wir Menschen entweder auf die Erfahrung eines solchen Wesens überhaupt verzichten, oder der Mensch muß zugleich physisch und pneumatisch sein; letzteres wäre nachgewiesen, wenn es wirklich „Seher“ gebe. Und indem nun Swedenborg als ein solcher gelten sollte, unterzog K. die Schriften desselben (besonders „Arcana coelestia“) einer näheren Prüfung, wendete sich aber mit Unwillen davon ab, da er sich von der Fruchtlosigkeit der Erwartung überzeugt hatte, seinen Vernunfttraum durch Erfahrung bestätigt zu sehen, und so wies er mit elegantem Humor nach, daß Swedenborg's Eingebungen nur Produkte einer kranken Intelligenz seien. Von der Metaphysik aber sagt er sich los, während

er, wie er sich ausdrückt, doch noch „in dieselbe verliebt“ ist, und er verzichtet nun auf alle Fragen, für welche in der Erfahrung nichts gegeben ist, sowie er insbesondere auch die Moral von der Metaphysik lostrennt, indem erstere unabhängig von allen theoretischen Ueberzeugungen eine selbständige Befriedigung des Gemüthes gewährt. Hatten sich so allmählich im Geiste Kant's schon mancherlei wichtige Fäden geschürzt, so bleibt sehr beachtenswerth, daß er noch in der Schrift „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum“ (1768) ebenso wie früher eine objective Realität des Raumes annimmt.

„Seit etwa einem Jahre“ — schreibt K. am 2. September 1770 an Lambert — „bin ich zu demjenigen Begriffe gekommen, welchen ich nicht besorge jemals ändern, wol aber erweitern zu dürfen und wodurch alle Art metaphysischer Quästionen nach ganz sicheren und leichten Kriterien geprüft und entschieden werden kann.“ Gewiß mit Recht entnehmen wir uns hieraus einerseits, daß K. im J. 1769, also 45 Jahre alt, mit seiner prinzipiellen Anschauung in der Hauptsache ins Reine gekommen war und andererseits, daß auf dem Wege zu diesem Ergebnisse mancherlei in seinem Geiste vorgegangen sein mag, wovon uns ja auch seine bisher erwähnten Schriften Zeugniß geben. Er arbeitete überhaupt stets rastlos prüfend und fand so tiefere Schwierigkeiten auch da, wo die meisten unbedacht vorübergehen; nicht in raschem Ansturme kühner Genialität schrieb er, sondern langsam Schritt für Schritt Boden suchend und weiter bauend, so daß sich uns die Vergleichung mit jenen übergenialen Leuten aufdrängt, welche z. B. im Alter von 25 Jahren Systeme des transscendentalen Idealismus oder dgl. in die Welt schleuderten. Eine tiefgehende Bewegung der Philosophie war um jene Zeit in den Sand des halb-wolffianischen Eklekticismus verlaufen und zugleich war ein zweifacher Wellenschlag von Newton und Locke her über Holland und die Schweiz nach Preußen gedrungeu, woselbst Mitglieder der Berliner Akademie den Kampf gegen die Leibniz-Wolff'schen Grundsätze aufnahmen. Durch Newton war eine objective Giltigkeit unserer Verstandesbegriffe festgestellt, und Locke hatte die Frage in Fluß gebracht, wie unsere sinnliche Erfahrung wissenschaftlich brauchbar gemacht werden könne. und in letzterer Beziehung hatte David Hume die Berechtigung der Causalitätsschlüsse bestritten. Und wenn nun K. später (1783, in den Prolegomena) selbst sagt: „David Hume war derjenige, welcher mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab; ich war weit entfernt, ihm in Ansehung seiner Folgerungen Gehör zu geben“, womit ein anderweitiger Ausspruch Kant's zusammentrifft, „Hume habe wol einen Funken geschlagen. aber kein Licht angezündet“, so werden wir dabei gewiß mit Recht einerseits an die oben erwähnte Entfremdung von der „geliebten“ Metaphysik denken, zumal da es höchst wahrscheinlich ist, daß K. erst 1765 Kenntniß von Hume's Ansichten nahm (obwol die Sulzer'sche Uebersetzung bereits 1755 erschienen war; übrigens kannte K. von Hume nicht den Treatise, sondern nur die Essays, d. h. besonders den zweiten Theil Enquiry concerning the human understanding). Aber andererseits kann der Grund, aus welchem K. die Folgerungen Hume's ablehnte, sicher nur darin liegen, daß durch dessen Verneinung aller Möglichkeit einer über die äußere Erfahrung hinausgehenden Erkenntniß ein Standpunkt eingenommen war, welcher über das Ziel hinausschießt, insoferne es überhaupt keine apriorischen Urtheile, welche von Gegenständen gelten, geben solle und somit auch eine „reine Naturwissenschaft“ als unmöglich abgewiesen war. Dies nämlich war der Punkt, bezüglich dessen der durch Newton geschulte und gründlichst prüfende K. sich bemühen mußte, zu einer beruhigenden Klarheit zu gelangen; und daß ihm dies nach 1766 allmählich endlich gelungen sei, ist wol in der erwähnten Stelle des Briefes an Lambert

ausgesprochen. Eine äußere Veranlassung bot nun die Gelegenheit, den gewonnenen Standpunkt darzulegen. Es war im Herbst 1769 an K. aus Erlangen auf Anregung des Markgrafen Alexander eine Anfrage betreffs Uebernahme einer ordentlichen Professur ergangen und gleichzeitig das Nämliche von Jena aus geschehen, beides aber lehnte er dankend ab, da sich ihm jetzt in Königsberg, welches er ungern verlassen hätte, durch den Tod des Mathematikers Langenhausen eine Aussicht eröffnet hatte; und wirklich wurde, indem an die Stelle desselben der oben genannte Logiker Buck kam, die hierdurch erledigte Professur am 31. März 1770 an K. mit einem Gehalte von 400 Thalern übertragen. Zum Antritte aber des Ordinariates war eine lateinische Dissertation gefordert und so veröffentlichte K. am 20. August 1770 die Schrift „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“, welche als die erste Fassung des neuen Gedankens und somit gleichsam als ein präformirter Entwurf der späteren Kritik der reinen Vernunft zu bezeichnen ist. K. bestreitet jetzt allerdings die Leibniz-Wolff'sche Unterscheidung zwischen verworrenen und deutlichen Vorstellungen, aber indem er hierfür den Gegensatz zwischen Receptivität und Spontaneität einführt, wendet er sich mittelst der letzteren wieder einem Rationalismus zu, welcher auf gewissen im Menschengeiste ursprünglich liegenden Gesetzen weiter baut und zu reinen Vernunfterkenntnissen betreffs der sinnlichen und der intelligiblen Welt führt; in ersterer Beziehung nimmt er nun den (im Vergleiche mit den früheren Schriften) entscheidenden Standpunkt ein, daß Raum und Zeit als Anschauungsformen lediglich subjectiv sind und bezüglich der intellectuellen Erkenntniß führt er hier noch (im Unterschiede gegen spätere Schriften) das gesammte Ansichseiende auf eine letzte Einheit aller Substanzen zurück. Während der folgenden 11 Jahre veröffentlichte er nur eine kleine Schrift „Von den verschiedenen Racen der Menschen“ (1775, umgearbeitet wieder gedruckt in Engel's „Philosoph für die Welt“, Bd. II, 1777), worin wir dem Gedanken begegnen, daß dereinst durch die Naturforschung gar manche „Art“ zu einer „Race“ herabsinken könne. Aber um so Wichtigeres ging während dieser längeren äußeren Pause in der inneren Geisteswerkstätte Kant's vor sich. Langsam, aber rastlos prüfend gelangte er jetzt zu demjenigen, was er in seinen bekannten Hauptwerken niederlegte; seine eigene That ist der „Kriticismus“, welcher nunmehr über allen früheren Eindrücken und Einwirkungen ihm erwuchs und, wie er selbst sagt, die richtige Mitte zwischen Wolff's Dogmatismus und Hume's Skepticismus enthalten sollte. Unabläßig war er bemüht, den Kern der genannten lateinischen Dissertation weiter zu entwickeln, worüber wir in seinen Briefen einige, aber leider nur zu wenige Andeutungen finden. Bereits 1771 beabsichtigte er, die „Grenzen zwischen Sinnlichkeit und Vernunft“ festzustellen, und nachdem der Mediciner Marcus Herz (s. Allg. D. Biogr. Bd. XII, S. 261) als Erläuterung jener Dissertation „Betrachtungen aus der speculativen Weltweisheit“ (1771) veröffentlicht hatte, antwortete ihm K. brieflich (Februar 1772), er könne in vollständiger Ausführung seiner Gedanken eine „Kritik der reinen Vernunft“ vorlegen. In einer Anzahl von Entwürfen muß er von dieser Zeit an allmählich die grundsätzliche Anschauung gewonnen haben, daß seitens der theoretischen Vernunft, welche auf das Gebiet der Erscheinung angewiesen ist, das „Ding an sich“ unerkennbar bleibt und daß die Verbindung mit dem Uebersinnlichen lediglich an das sittliche Wollen zu knüpfen ist, wonach die Giltigkeit der Ideen für die praktische Vernunft vorbehalten bleibt, deren Ziel ihm durch Hume nunmehr gleichfalls gefährdet erschien; d. h. der entscheidende Primat der praktischen Vernunft über die reine Vernunft stellte sich ihm damals immer fester und fester. Wiederholt kam er brieflich noch 1777 und 1778 auf den Plan seines Werkes als einen immer noch nicht vollendeten zurück, bis er schließlich „im Fluge“ das Ganze

in 4—5 Monaten zusammenstellte, was nur erklärlich ist, wenn er sich auf verschiedene schriftlich niedergelegte Anläufe ordnend stützen konnte. So erschien (im 57. Lebensjahre Kant's) 1781 die „Kritik der reinen Vernunft“ mit einer vom 29. März datirten Dedication an Freiherrn v. Zedlitz, welcher ihm drei Jahre vorher vergeblich einen Ruf nach Halle angeboten hatte. Der Kern des Werkes charakterisirt sich füglich am besten durch zwei Aussprüche, welche K. in der Vorrede zur zweiten Auflage desselben niederlegte; der eine betrifft die dem Verdienste des Copernicus analoge Umkehrung des Standpunktes, nämlich bisher wol habe man angenommen, daß alle unsere Erkenntniß sich nach den Gegenständen richten müsse, nun aber solle man es einmal versuchen, anzunehmen, daß die Gegenstände sich nach unserer Erkenntniß richten müssen, d. h. daß von denselben nicht als von „Dingen an sich“, sondern nur als von „Erscheinungen für uns“ die Rede ist, und somit deren Auffassung nur die Folge der Formen und Gesetze unserer subjectiven Erkenntnißthätigkeit ist; der andere lautet kurz wörtlich: „ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen“. K. war der Ueberzeugung, daß der Mensch durch die Gesetze seiner Vorstellungsweise das Gebiet der Erscheinungswelt bestimmt und in den Gesetzen seines Handelns die Spur einer idealen Grundlage des Seins findet; in ersterer Beziehung aber war er sich bewußt, eine richtige Mittelstellung einzunehmen, indem er den Rationalisten zeigte, daß das Erkennen seinen Stoff nur aus der Erfahrung entnehmen könne, und hinwiederum den Empiristen und Skeptikern, daß die Erfahrung nur nach den Gesetzen unserer geistigen Thätigkeit zu Stande komme. Es kann hier nicht näher dargelegt werden, wie er in einem ersten Hauptabschnitte des Werkes auf Grundlage der lediglich subjectiven reinen Anschauungsformen Raum und Zeit die Möglichkeit einer reinen Mathematik bejaht und ebenso in einem zweiten auf Grundlage der im Urtheile waltenden reinen Verstandesformen, d. h. der Kategorien, durch welche Ordnung in die Erscheinung gebracht wird, die Möglichkeit einer reinen Naturwissenschaft bejaht, hingegen in einem dritten Abschnitte die Berechtigung der gesammten Wolff'schen Metaphysik nach ihren drei Theilen (Psychologie, Kosmologie, Theologie) mittelst des Nachweises verneint, daß in diesen drei Disciplinen jedes Beweisverfahren vergeblich und täuschend ist, wonach dieselben wol geforderte, aber unmögliche Wissenschaften sind, um sodann schließlich in einem vierten Abschnitte darzuthun, daß diese betreffenden Ideen der Vernunft, wenn nicht constitutive, doch regulative Prinzipien sind, durch welche wir über die Bedingtheit der Erscheinung hinaus zum Unbedingten streben, so daß es sich hierbei um Aufgaben, d. h. um etwas, was geschehen soll, handelt und somit der Fingerzeig zum Uebergange in die praktische Vernunft gegeben ist. So war die erste Hauptschrift der später häufigst sogen. „Transscendental-Philosophie“ (den Ausdruck „transscendental“ entlehnte der Mathematiker K. von den sogen. transscendentalen Gleichungen) dem Publikum vorgelegt, doch war die Wirkung derselben nicht sofort eine so wuchtige, wie man hätte erwarten sollen, und K. trug sich daher 1782 mit dem Gedanken, einen populären Auszug der Kritik der reinen Vernunft zu schreiben. Der einzige Garve hatte über dieselbe eine ausführliche Recension verfaßt, welche jedoch durch Feder in verstümmelter Gestalt in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1782 zum Abdruck kam (s. Allg. D. Biogr. Bd. VIII, S. 386, wozu jedoch beizufügen ist, daß jene Recension später vollständig in Nicolai's Allg. deutscher Bibliothek 1784 erschienen ist); auch Herder äußerte sich brieflich mißgünstig, indem er noch auf dem Boden der früher in Kant's Vorlesungen empfangenen Eindrücke stand und in die neue Grundanschauung sich nicht zu finden vermochte. So sah sich K. veranlaßt, seine „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“ (1783) zu veröffentlichen, worin er gegen

die Recensenten sich vertheidigend, die Gliederung und den Zusammenhang der einzelnen Untersuchungen deutlicher feststellte und auch manche Punkte, z. B. die Subjectivität des Raumes und der Zeit näher begründete (daß diese Schrift auf einer zweifachen Bearbeitung beruhe, dürfte kaum anzunehmen sein). Indem sodann auch Kant's Amtsgenosse Joh. Schulze unter Zustimmung desselben „Erläuterungen über des Herrn Professor Kant Kritik der reinen Vernunft" (1784) herausgegeben hatte und im deutschen Merkur K. L. Reinhold's „Briefe über die Kantische Philosophie" (1785) erschienen waren, lenkte sich in erhöhtem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf die epochemachende Neuerung, welche nun vielfach besprochen wurde, zumal da seit 1785 die von dem Philologen Schütz und dem Juristen Hufeland herausgegebene „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" förmlich als Organ des Kantianismus wirkte. K. selbst veröffentlichte in dieser Zeit mehrere kleinere Abhandlungen, nämlich „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung" (beides in der Berliner Monatsschrift 1784), sowie ebendaselbst 1785: „Ueber die Vulkane im Monde" und „Bestimmung des Begriffes einer Menschenrace" und „Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdruckes", in welch letzterer Schrift er als der erste gegenüber dem romanistischen sachenrechtlichen Begriffe eines litterarischen Eigenthumes sich auf den Standpunkt eines Personenrechtes stellte und somit dasjenige zu Grunde legte, was heutzutage allgemein als Autorrecht bezeichnet wird. Daneben schrieb er in die genannte Litteraturzeitung (1785) eine Recension über Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, worin er die mystische Ineinsbildung von Natur und Freiheit entschieden verwarf, und zur selben Zeit erschien „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (1785), ein erster Entwurf einer Entwickelung der praktischen Vernunft. Auch hegte er die Absicht, sich bezüglich der Begründung des Daseins Gottes mit Mendelssohn's „Morgenstunden" ausführlicher auseinanderzusetzen, doch beschränkte er sich zuletzt auf zwei kleinere Aufsätze, deren einer „Was heißt sich im Denken orientiren?" (Berl. Monatsschr. 1786) geradezu polemisch ist, aber auch Ergänzungen findet durch den zweiten „Einige Bemerkungen zu Jakob's Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden" (1786). Ferner veröffentlichte er „Muthmaßlicher Anfang des Menschengeschlechtes" (Berl. Monatsschr. 1786), d. h. eine moralisirende Umschreibung der mosaischen Ueberlieferung, und „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (1786), worin er entwickelte, wie nach seiner Ansicht mittelst einer mathematischen Bewegungslehre an dem Faden der zwölf Kategorien Ordnung in den Complex der äußeren Natur gebracht werde. In diesem Jahre 1786 war er Rector der Universität und hatte als solcher bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. den Huldigungsact zu leiten; auch wurde er im gleichen Jahre (nach Mendelssohn's Tod) zum Mitgliede der Berliner Akademie gewählt (dieselbe Ehre erwies ihm später, 1794, die Akademie zu St. Petersburg und 1798 jene zu Siena). Um diese Zeit veranlaßte ihn sein Verleger zur Bearbeitung einer nothwendig gewordenen neuen Auflage der „Kritik der reinen Vernunft", welche 1787 erschien (alle späteren Auflagen sind unveränderte Abdrücke dieser zweiten); es kann nicht geleugnet werden, daß mit dieser Umarbeitung, welche theils in Erläuterungen, theils in Abwehr verschiedener Angriffe zu Tage tritt, sich die grundsätzlichen Schwierigkeiten des Kantischen Systems häufen, denn wenn wir auch nicht mit Michelet oder insbesondere mit Schopenhauer geradezu einen Abfall vom ursprünglichen Idealismus der ersten Auflage erblicken wollen, so geben uns dennoch die Bemerkungen, mit welchen sich K. gegen eine Verwechslung seines Standpunktes mit jenem Berkeley's verwahrt, manches zu bedenken, und es muß zugestanden werden, daß er jetzt im Hinblicke auf das Sittengesetz mit größerer Bestimmtheit die Existenz der Dinge

an sich und die Existenz des Ich betonte. Bereits auch im folgenden Jahre erschien sein zweites Hauptwerk, nämlich die „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788). Schon seit längerer Zeit ja war bei K. allmählich die Ueberzeugung festgewurzelt, daß der praktischen Vernunft ein Primat vor der theoretischen zukomme, und so fand er in ersterer das Ansichsein als ein gegebenes, welches im Sittengesetz (Imperativ) unbedingt spricht und auf Autonomie der Vernunft beruhend objectiv allgemein gilt. Und da das höchste Gut des Menschen nur als Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit gedacht werden könne, die Behauptung aber, daß letztere aus ersterer folge, nur dann falsch sei, wenn die jetzige diesseitige Existenzweise als die einzige gelte, so müsse sich der Mensch auch als Glied der intelligiblen Welt denken und es seien hiermit Gott, Freiheit und Unsterblichkeit die höchsten Postulate der praktischen Vernunft; d. h. was in der Kritik der reinen Vernunft nur als problematisch und möglich gegolten, wird hier assertorisch und wirklich, so daß an Stelle der dort abgewiesenen Beweise für das Dasein Gottes hier der moralische Beweis tritt und hiermit die Religion, in welcher die Sittengesetze als göttliche Gebote gelten, zur Moral in das Abhängigkeitsverhältniß eines abgeleiteten Momentes kömmt (Ethiko-Theologie). Nachdem K. in gleichem Jahre durch die Schrift „Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie“ (im Deutschen Merkur, 1788) vorgearbeitet hatte, gab er die volle Durchführung der Ergebnisse seiner betreffenden Untersuchungen in der „Kritik der Urtheilskraft“ (1790, 2. Aufl. 1793). Hier nämlich sollte die Kluft zwischen reiner Vernunft und praktischer Vernunft schließlich überbrückt werden, denn wenn erstere gesetzgebend für die Natur und letztere gesetzgebend für das Freiheitsgebiet wirke, stehe über beiden vermittelnd die Urtheilskraft, durch welche das Besondere als unter dem Allgemeinen enthalten gedacht wird, was eben in der Auffassung des Zweckes und der Zweckmäßigkeit geschehe. So werde die Gesetzmäßigkeit der Formen der Natur mit den auf Freiheitsgesetzen beruhenden Zwecken übereinstimmen, so daß theoretische und praktische Vernunft zusammengeführt seien. Die Durchführung nun des Zweckbegriffes gibt K. in sichtlichem Anschlusse an Baumgarten (s. Allg. d. Biogr. Bd. II, S. 158) nach zwei Seiten. Insoferne nämlich der Zweck unmittelbar in der sinnlichen Apprehension erfaßt werde, stelle sich das Gefühl einer Lust ein, und der betreffende Gegenstand heiße entweder schön oder erhaben (in der Erörterung dieser beiden ästhetischen Begriffe tritt die Einwirkung der Ansichten der Engländer deutlich zu Tage), in der künstlerischen Herstellung aber der beiden walte jedenfalls eine freie und zugleich regelmäßige Bewegung, so daß im schaffenden Genie der Dualismus in letzter Instanz überwunden sei. Insoferne aber die Vorstellung der Zweckmäßigkeit aus objectiven Gründen erfolge, werde die teleologische Urtheilskraft in ihrem Streben, Alles den Endursachen unterzuordnen, zu einem Oberhaupte im Reiche der Zwecke geleitet, und eine Ethiko-Theologie bilde den Schlußstein des Systems.

Hatte auf solche Weise K. in seinem 66. Lebensjahre stehend durch die dritte seiner drei Kritiken den Ring des speculativen Systems geschlossen, so war um diese Zeit bereits auch das Ansehen seiner Philosophie über ganz Deutschland verbreitet, und aus vielen Orten reisten begeisterte Anhänger seiner Lehre nach Königsberg, um den verehrten Mann kennen zu lernen und zu hören; unter diesen trat ihm der aus Jena kommende J. Benj. Erhard (s. Allg. d. Biogr. Bd. VI, S. 200) auch persönlich näher, aus Würzburg war Reuß vom dortigen Fürstbischof eigens nach Königsberg geschickt worden, aus Erlangen traf Mehmel ein, aus Berlin Kiesewetter und aus Wien der Graf Purgstall; auch die Regierung bezeugte ihre Werthschätzung für K., indem sie demselben eine besondere Gehaltserhöhung von 220 Thalern zuwies. Schriftstellerisch blieb er noch immer

thätig, indem er theils gelegentlich verschiedene Probleme aufgriff, theils einzelne Materien seiner Philosophie ausführlicher darlegte. Durch einen Angriff Eberhard's in Halle (s. Allg. d. Biogr. Bd. V, S. 570), welcher im „Philosophischen Magazin" den Beweis versuchte, daß K. im Vergleiche mit Wolff eigentlich nichts neues lehre, war die Veranlassung gegeben zu der Schrift „Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll" (1790), worin sich K. im Eifer der Abwehr sogar zu einiger Heftigkeit hinreißen ließ. Zu Borowski's „Cagliostro" (1790) lieferte er einen Beitrag „Ueber Schwärmerei und Mittel dagegen"; auch bearbeitete er die von der Königsberger Akademie für das Jahr 1791 gestellte Preisaufgabe „Welches sind die wirklichen Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz?", reichte aber sein Manuscript, in welchem er mit berechtigtem Selbstgefühle auf seine eigenen Leistungen blicken durfte, nicht ein (es wurde erst 1802 von Rink herausgegeben). Zur gleichen Zeit behandelte er die Frage über die Herkunft des Bösen in der kleinen Schrift „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" (Berl. Monatsschr. 1791), worauf als Darlegung seiner positiven Ansicht folgte „Vom radikalen Bösen" (ebenda 1792); diese letztere Abhandlung aber nahm er als ersten Abschnitt wieder auf in „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793), worin er grundsätzlich eine moralisirende Umschreibung der christlichen Religionslehre gab. Bei diesen Schriften nun mußte auch K. es erfahren, welch bedeutsamer Umschwung in Preußen seit dem Tode Friedrichs d. Gr. (1786) allmählich eingetreten war. Bereits zur selben Zeit, als unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. auf Anstiften des Ministers Wöllner das bekannte Religionsedict erlassen wurde (Juli 1788), hatte der einflußreiche Woltersdorf, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, beim Könige beantragt, daß dem K. das Schreiben verboten werde, und nachdem im März 1792 ein neues Censuredict ergangen war, verweigerten die Berliner Censoren das Imprimatur für die Fortsetzung der Schrift „Vom radikalen Bösen". Da aber die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in Königsberg erscheinen sollte, wandte sich K. an die theologische Facultät, welche denn auch die Approbation ertheilte. Darauf empfing K. eine vom 1. October datirte und von Wöllner gegengezeichnete Cabinetsordre, welche folgende Worte enthielt: „Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Euere Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht. Wir haben uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Euere Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen des ehesten Euere gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." Zugleich mußten sämmtliche Lehrer der theologischen und der philosophischen Facultät einen Revers unterschreiben, nicht über Kantische Religionsphilosophie zu lesen. (Es wird auch erzählt, daß ungefähr um jene Zeit auf dem Reichstage zu Regensburg von Hessen-Kassel der erfolglose Antrag eingebracht worden sei, gegen die Kantische Philosophie von Reichs wegen einzuschreiten, s. Bernhard, Franz Ludwig v. Erthal, Fürstbischof von Bamberg, 1852, S. 140, woselbst wir jedoch jeden Quellennachweis vermissen.) K. seinerseits wies in der ihm auferlegten Verantwortung mit würde-

vollster Ruhe die gegen ihn gerichteten Vorwürfe zurück und schloß mit den Worten: „Ich halte, um auch dem mindesten Verdachte vorzubeugen, für das Sicherste, hiermit als Eurer königlichen Majestät getreuester Unterthan feierlichst zu erklären, daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowol in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde", bei welcher Erklärung er an die Möglichkeit des Todes des Königs dachte, nach dessen Eintritt er der Unterthan einer anderen Majestät sein werde; darum hat er auch alsbald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. in der Vorrede zum „Streit der Facultäten" jene Cabinetsordre nebst dem ganzen Texte seiner Verantwortung veröffentlicht. Tief gedrückt aber fühlte sich K. über die Maßregelung, welche ihn getroffen und mit ärgerlichem Bedauern, eine seiner liebsten Vorlesungen unterlassen zu müssen, beschränkte er sich seit dem Sommer 1795 auf Logik und Metaphysik. Hingegen seine litterarische Thätigkeit verblieb noch ungebrochen; in jene Jahre nämlich fallen „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" (Berl. Monatsschr. 1793), wobei er besonders auf das Staatsrecht blickt, in welchem allerdings eine theoretische Forderung auf Freiheit, Gleichheit und Gemeinwohl ziele, aber doch jene Bethätigung dieser Grundsätze, welche zu Widersetzung führt, unter allen Umständen, d. h. auch bei widerrechtlichen Handlungen eines Regenten, das höchste Verbrechen sei; ferner lieferte er in J. Sig. Beck's „Erläuternden Auszug aus den kritischen Schriften Kant's" (2. Thl. 1794, s. Allg. d. Biogr. Bd. II, S. 214) einen Aufsatz „Ueber Philosophie überhaupt", welcher die wechselseitige Stellung der drei Kritiken näher darlegt; sodann erschien „Das Ende aller Dinge" (Berl. Monatsschrift 1794), wobei die bezüglichen religiösen Ansichten ihre moralische Verwerthung fanden. Auch griff er noch einmal auf seine früheren physikalischen Arbeiten zurück in der interessanten Schrift „Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung" (ebenda 1794), worin nicht nur der später bestätigte Satz ausgesprochen ist, daß der Schwerpunkt des Mondes innerhalb der uns abgewandten Hälfte desselben liege, sondern auch gezeigt wird, daß der Mond keinenfalls als beleuchtet die Witterung beeinflussen könne, sondern möglicherweise nur als Körper (wie bei Ebbe und Fluth), daß aber auch dieser Einfluß bisher noch nicht nachgewiesen sei. Dann folgte „Zum ewigen Frieden" (1795), in welcher Schrift er einerseits eine Anzahl von Bestimmungen vorschlägt, durch welche in Zukunft jedem Kriege vorgebaut werden soll, und andererseits auf Grundlage einer überall einzuführenden republikanischen Staatsform eine allgemeine Staatenconföderation als Uebergang zum Weltstaate bespricht. Hierauf gab er zu Sömmering's Werk „Ueber das Organ der Seele" (1796) einen Beitrag, welcher die Function des in der Gehirnhöhle befindlichen Wassers erörtert; und gleichzeitig verfaßte er einen kleinen Aufsatz „Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites" (Berl. Monatsschr. 1796), nämlich betreffs der rationalen algebraischen Verhältnisse des rechtwinkligen Dreiecks, sowie „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie" (ebenda 1796), eine reizend geschriebene Ablehnung der Art und Weise Jacobi's, und „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie" (ebenda 1796) als launige Abwehr eines heftigen Angriffes, welchen der Frankfurter J. G. Schlosser gegen die Kantische Philosophie gerichtet hatte. Nachdem K. in eben diesem Jahre von Chr. W. Hufeland die berühmte Schrift „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (s. Allg. d. Biogr. Bd. XIII, S. 289) zugeschickt erhalten hatte, verfaßte er sofort im Anschlusse an dieselbe die Abhandlung „Ueber die Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden", welche zunächst in Hufe-

land's „Journal für praktische Heilkunde" (1797) mit Anmerkungen Hufeland's erschien (daraus besonders abgedruckt 1799), sodann aber von K. dem „Streit der Facultäten" als dritter Abschnitt einverleibt wurde. Gleichzeitig erschienen „Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre" (1797) und „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre" (1797), welche zusammen auch den gemeinschaftlichen Titel „Metaphysik der Sitten in zwei Theilen" tragen; die Rechtslehre, welche vielleicht unter den Leistungen Kant's als die schwächste bezeichnet werden darf, bewegt sich grundsätzlich auf dem Boden der naturrechtlichen Litteratur des vorigen Jahrhunderts und unterscheidet sich von derselben wol nur durch ein Uebermaß des Kantischen Formalismus; die Tugendlehre gibt eine nähere Ausführung des sittlichen Imperativs und seines Verhältnisses zu dem Gebiete der sinnlichen Neigungen. Hiermit hängt zusammen die kleine Schrift „Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen" (1797), worin allerdings bezüglich der Nothlüge sich eine nahezu übermenschliche Erhabenheit zu einer unmenschlichen Rücksichtslosigkeit verirrt. Von Ostern 1797 an stellte K. seine Vorlesungen gänzlich ein, und im Juni d. J. begab sich zu seiner Wohnung ein festlicher Zug der Studirenden, deren Sprecher ihm für seine bisherige segensreichste Lehrthätigkeit dankte und das freudige Bekenntniß hinzufügte, daß er, wenn auch nicht mehr unmittelbar wirkend, die höchste Zierde der Universität bleibe. Als nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. November 1797) durch den Thronfolger sofort das Religionsedict aufgehoben wurde, fühlte der 73jährige Mann das Bedürfniß, aus dem in letzter Zeit auf ihm lastenden Drucke auch litterarisch frei aufzuathmen und verfaßte sonach mit einer nahezu jugendlichen Schriftstellerkraft das Werkchen „Der Streit der Facultäten" (1798, dem Göttinger Stäudlin gewidmet), worin sich als Grundton hindurchzieht, daß die philosophische Facultät, welche als die untere bezeichnet wird und in allen Vorleseverzeichnissen an letzter Stelle steht, dennoch ihrem Wesen nach eigentlich die erste ist und als geistige Pulsader aller Universitäten wirkt. Dabei setzt er sich mit der positiven Theologie überhaupt auseinander und bespricht auch die mystische Seite der Religion, wozu ihm durch eine Hallenser Doctordissertation („De similitudine inter Mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam, auctore C. A. Willmans", 1797) besondere Veranlassung gegeben war; die juristische Facultät führt ihn zur Erörterung der Frage, ob die Menschheit stets zum Besseren fortschreite und bezüglich der medicinischen Facultät findet er die Verbindung des Physischen und des Moralischen in obiger „Macht des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden". Außer einer kleinen Schrift „Ueber die Buchmacherei, zwei Briefe an Fr. Nicolai" (1798), worin der Adressat sowol wegen Beurtheilung einer nachgelassenen Abhandlung Justus Möser's als auch wegen seiner Spottschrift „Sempronius Gundibert" humorvollen Tadel erfährt, veröffentlichte K. noch „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (1798), ein Werk, welches eine staunenswerthe Fülle von Erfahrungsblicken in jene geheimen Fäden enthält, welche bei den menschlichen Handlungen mitspielen. Seit 1798 begann die Altersschwäche sich fühlbar zu machen, so daß er fortan sein Haus nie mehr verließ; das Letzte, was er in den Druck gab, war jene denkwürdige Erklärung gegen Fichte, welchen er seinerseits selbst früher (1792) in das Publikum eingeführt hatte, da er den Namen des Verfassers der „Kritik aller Offenbarung" bekannt machte, während er jetzt (Allg. Litt.-Zeitung 1799, Nr. 109) denselben als einen seiner tölpischen Freunde bezeichnete, dessen Wissenschaftslehre ein gänzlich unhaltbares System sei (diese niederschlagende Beurtheilung fiel zeitlich mit den Maßregeln zusammen, welche die kursächsische Regierung gegen Fichte ergriffen hatte, s. Allg. d. Biogr. Bd. VI, S. 763 f.). Aber an der von den Kantianern sogen. metakritischen Invasion, d. h. an den Schriften Hamann's

und Herder's, welche in dem Titel „Metakritik" zusammentrafen (erstere nur handschriftlich in Freundeskreisen umlaufend, letztere gedruckt 1799, s. Allg. d. Biogr., Bd. XII, S. 97) ging er theilnahmlos vorüber. Im J. 1800 beauftragte er befreundete Schüler mit Herausgabe seiner Collegienhefte, und so erschienen noch bei seinen Lebzeiten die Vorlesungen über Logik, über physische Geographie und über Pädagogik; er selbst arbeitete noch, soweit es sein Zustand erlaubte, an einem „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe", worin wol sicher keine neuen Anschauungen, sondern nur eine wiederholende Zusammenfassung des Ganzen niedergelegt war (übrigens soll dieses handschriftliche Werk, welches als verschwunden galt, wieder gefunden worden sein). Indem er 1802 das Gedächtniß verlor, hatte er von nun an die Leiden des allmählichen Marasmus voll auszuschöpfen, wenn auch durch seine verwittwete Schwester ihm die liebevollste Pflege zu Theil wurde; im October 1803 trat eine Schwächung der Sehkraft ein und seit dem folgenden December war seine Sprache unverständlich, vom 3. Februar 1804 an nahm er keine Nahrung mehr zu sich, am 9. verlor er das Bewußtsein und am 12. Februar Vormittags entschlief er. Die feierliche Beisetzung der gänzlich vertrockneten Leiche fand am 28. Februar im Professorengewölbe der Domkirche statt. Ein Denkmal in der sogen. Stoa Kantiana wurde im J. 1810 eingeweiht, und in jüngster Zeit wurde eine Transferirung der Gebeine vorgenommen, worüber s. F. Bessel Hagen, Die Grabstätte Imm. Kant's mit besonderer Rücksicht auf die Ausgrabung und Wiederbestattung seiner Gebeine im J. 1880 (Altpreußische Monatsschrift, Neue Folge, Bd. XVII, Heft 8). Am 19. Juni 1881 wurde die von der Kant-Gesellschaft gestiftete Kapelle, in welcher die Reste desselben jetzt ruhen, eingeweiht.

Der Körperbau Kant's war zart und klein, die Knochen schwach und das Muskelfleisch abgemagert; unter einer ungewöhnlich hohen Stirn glänzten lebhafte Augen und um den Mund schwebte ein leiser Anflug gemüthlichen Humores. Sein äußeres Leben wickelte sich in pünktlichster Gesetzmäßigkeit ab, welche selbst an rigorosen Pedantismus streifte. Täglich, Sommer wie Winter, stand er um 5 Uhr auf, zwischen 7 und 9 Uhr fielen die Vorlesungen, hierauf folgte Arbeit bis zur Essenszeit, welche er in der Regel länger, nämlich von 1—4 Uhr ausdehnte, indem er einige (mindestens drei bis fünf) Tischgenossen zu sich bat, mit welchen er gerne ausführlichere Gespräche pflegte, sei es über Tages- und Stadtneuigkeiten oder über litterarische Erscheinungen. Nach Tisch folgte auf eine Stunde ein Spaziergang, welcher täglich den nämlichen Weg beschrieb, bis ihm dies durch die ihn ebenso pünktlich erwartenden Bettler verleidet wurde. Heimgekehrt gab er sich seinen Meditationen hin, welche er auf einzelnen Denkzetteln kurz fixirte; um 9, längstens 10 Uhr ging er zu Bett. Schon seit 1774 hatte er einen Amanuensis an Wasianski, an dessen Stelle, nachdem K. 1783 sich ein Haus gekauft hatte, 1784 Jachmann trat; 1794 aber übernahm Wasianski die gesammte Fürsorge für das Hauswesen, dessen Tischgenossen außer diesen beiden meistens die Professoren Rink, J. G. Hasse (s. Allg. d. Biogr. Bd. X, S. 758) und Kraus (dieser aber zog sich später zurück), sowie der Rentier Green waren. Die Ferien brachte K. öfters in dem eine Meile entfernten Dorfe Moditten bei dem Förster Wobser zu, übrigens besuchte er außerhalb Königsbergs nur die Städte Insterburg und Pillau. — Sein Charakter, in Folge dessen er allgemein nicht nur verehrt, sondern auch geliebt wurde, zeigte die vollste anspruchlose Gediegenheit und schlichte Biederkeit, sowie feingebildetste Humanität; er war sanft wohlwollend, wahrhaft kindlich bescheiden, zuverlässigst aufrichtig und wahrheitsliebend, dabei unerschöpflich heiter und nicht ohne Begabung zu Humor und Witz (nicht aber zur Satire). Auch als Schriftsteller war er stets lauter und ehrlich, er wollte nie überraschen, sondern nur überzeugen, er verschmähte rhetorischen Glanz und hielt es für eine litterarische Sünde, durch Geist-

reichheit bestechen zu wollen; geradsinnig, wie er war, schrieb er stets in ebenmäßiger Ordnung, so daß wie in einem harmonisch gegliederten Baue der Leser bald orientirt ist; zuweilen ist sein Stil etwas breit oder leidet auch an Einschachtlung mehrerer Sätze, aber stets bleibt er ein wahrlich liebenswürdiger Autor, dessen erste Schriften ebensosehr bereits männliche Reife zeigen, wie die letzten noch immer jugendliche Munterkeit aufweisen. — Der Inhalt aber seiner Werke brachte eine ebenso tiefgreifende als weitverbreitete Umwälzung hervor; denn es war fortan nicht mehr möglich, die Fragen über die Berechtigung und über die Tragweite der Erkenntnißthätigkeit zu umgehen, und folglich mußte in theoretischer Beziehung der aufklärerische Dogmatismus seine Geltung verlieren; auch konnte andererseits bezüglich des sittlichen Wollens die Annahme eines moralischen Gefühls nicht mehr genügen, sondern es war durch die neue Wendung (gleichviel ob anfechtbar oder nicht) auf einen letzten Grund aller Idealität hingewiesen; nicht minder hatte das Kunstgebiet eine speculative Vertiefung gefunden, deren nächste Wirkungen bei Schiller ihren Ausdruck erhielten. Daß der Kantianismus einige Zeit hindurch an unseren meisten Universitäten seine Vertreter hatte und überhaupt über ganz Deutschland sich verbreitete, ist bekannt: desgleichen aber auch, daß er außerhalb Deutschlands in den Niederlanden, in England, Frankreich und Italien sich begeisterte Anhänger erwarb. K. zeichnete der Philosophie auf ein Jahrhundert ihre Wege vor, und mit innerer folgerichtiger Nothwendigkeit entwickelten sich aus seiner Grundlegung die nach ihm auftretenden Systeme, daher er einerseits für alle künftige Zeit in der Geschichte der Philosophie zu den allerhervorragendsten Heroen gehören wird, aber andererseits die jetzt oft betonte Frage, ob wir nicht heutzutage lediglich zu K. zurückkehren sollen, kaum bejaht werden dürfte, woferne wir nicht den ganzen seit ihm abgelaufenen Weg ein zweites Mal zurücklegen wollen.

Ausgaben der Werke K.'s veranstalteten Rosenkranz und Schubert (1838 bis 1840), gleichzeitig Hartenstein (1838 f.), wovon die 2. Auflage (1867 ff.) sich streng an die chronologische Reihe hält, sodann Kirchmann (1868 f.); jüngst kam durch Vaihinger neu hinzu „Ein bisher unbekannter Aufsatz K.'s über die Freiheit" (1880) und „Briefe aus dem Kant-Kreise" (1880) und durch Benno Erdmann „Nachträge zu K.'s Kritik d. r. Vern., aus K.'s Nachlaß" (1881). — Ueber das Leben K.'s s. Fr. W. Schubert im 11. Theile (Abthlg. 2) der genannten Gesammtausgabe, woselbst auch über die älteren Biographien genauest berichtet ist; ergänzend kam hinzu Rud. Reicke, „Kantiana, Beiträge zu K.'s Leben u. Schriften" (1860), sowie von demselben jetzt die Herausgabe der gesammten Kant-Correspondenz zu erwarten sein soll; manche Berichtigung betreffs der früheren Lebensperiode K.'s brachten Benno Erdmann, „Martin Knutzen u. s. Zeit" (1876), S. 133 ff., sowie Arnoldt, „K.'s Jugend und die ersten fünf Jahre seiner Privatdocentur" (1882). — Ueber K.'s Philosophie s. die bekannten Geschichtswerke v. J. E. Erdmann und Ed. Zeller; außerdem: H. Cohen, „K.'s Theorie d. Erfahrung" (1871) und „Die syst. Begriffe in K.'s vorkritischen Schriften" (1873) und „K.'s Ethik" (1877); Witte, „Beiträge z. Verständnisse K.'s" (1874); Paulsen, „Entwicklungsgesch. d. Kant'schen Erkenntnißtheorie" (1875) und „Was uns K. sein kann" (1880, Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil.); A. Riehl, „Der philos. Kriticismus" (1876); Windelband in d. Vierteljahrsschrift 1877, S. 224 ff.; Benno Erdmann, „K.'s Kriticismus" (1878); Volkelt, „K.'s Erkenntnißtheorie" (1879) und „Die geschichtl. Wirkungen der Kritik d. reinen Vernunft" (in „Gegenwart", 1881, Nr. 18); M. Runze, „K.'s Bedeutung" (1881); Herm. Wolff, „Speculation u. Philosophie", 1. Bd. (1878); Vaihinger, „Commentar zu K.'s Kritik der reinen Vernunft" (1881 begonnen); Edm. Pfleiderer, „Kant'scher Kriticismus" (1881); Zöllner, „Ueber d. Natur der Kometen" (1874, Schlußabschnitt);

Fr. Schultze, „Kant u. Darwin“ (1875); Konr. Dietrich, „K. u. Newton“ (1876) und „K. u. Rousseau“ (1878); Meydenhauer, „K. oder Laplace“ (1880); Rob. Zimmermann, „K. u. d. Spiritismus“ (1879 Wiener Akademie); Aug. Oncken, „Ad. Smith u. K.“ (1877). Im Allgemeinen auch K. Biedermann, „Deutschland im 18. Jahrh.“, Bd. II, Abthl. 2, Thl. 3, S. 865 ff.

Prantl.

Kantzow: Thomas K., geb. um 1505, Geistlicher der caminer Diöcese und pommer'scher Chronist. Von seinen Eltern, seiner Jugend und seinem Bildungsgang ist nur bekannt, daß er aus Stralsund stammte und, nach einer Eintragung in der Rostocker Universitätsmatrikel, wahrscheinlich 1525 dort studirte. Im J. 1528 erscheint er als Secretär der beiden Herzoge Barnim XI. und Georg I. von Pommern, deren Wohlwollen er sich bald in solchem Grade zu erwerben wußte, daß dieselben seine Thätigkeit durch Präbenden und Vicarien an verschiedenen Kirchen belohnten. Als Herzog Barnim 1532 mit seinem jungen Neffen Philipp I., des verstorbenen Georg Sohn, das Land theilte, folgte K. dem letzteren nach Wolgast und zeigte von da an, ohne daß eine bestimmte Ursache bekannt ist, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Regierung des Landes Stettin. Im J. 1538 begab er sich nach Wittenberg, um unter Melanchthon's Anweisung, der damals gerade Rector war, weitere Studien zu treiben; doch scheint er in freundlichem Verkehr mit der Heimath geblieben zu sein. Leider sollte er dieselbe, an deren Geschichte er die besten Kräfte seines Lebens gewendet hatte, nur als ein Sterbender wieder betreten; in Wittenberg befiel ihn eine Krankheit, man wollte ihn nach Hause bringen, doch starb er unterwegs am 25. September 1542 in Stettin, der Stadt, wo er 14 Jahre zuvor seine geschäftliche Thätigkeit begonnen hatte. Er wurde in der Marienkirche daselbst begraben. — Seit K. in wolgastischem Dienst war, also von 1532 an, hatte er, unterstützt von geschichtskundigen Freunden wie Nic. v. Klempzen (s. d.) und anderen, die Muße seines Amtes zum Sammeln historischer Nachrichten über Pommern benutzt, wobei seine Stellung zur herzoglichen Kanzlei es ihm leicht machte, aus der reinsten Quelle, den Archiven, zu schöpfen. Auch der wissenschaftliche Aufschwung des Zeitalters begünstigte ihn, so daß er über den engeren Kreis seines Vorgängers auf diesem Gebiet, des Reformators Joh. Bugenhagen (s. d.), weit hinausgehen konnte und in der That immer einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur einnehmen wird als einer der besten Chronikanten des 16. Jahrhunderts. Als es an die Verarbeitung des gesammelten Stoffes ging, verfaßte K. zuerst seine „Niederdeutsche Chronik“, deren Titel: „Fragmenta der pomerischen geschichte“ ꝛc. zwar alt, aber mißverständlich ist. Diese erste deutsche Chronik von Pommern reicht vom Anfang der pommerschen Geschichte bis zum Jahre 1536 und erzählt in einfacher, loser, oft redseliger Weise mit der Frische des Originals. Als jedoch in Folge der Reformation und mit dem Eindringen des Hochdeutschen die Ansprüche sich steigerten, fühlte auch K. den Drang, sein Werk zu vervollständigen. Er that dies, indem er noch vor der Wittenberger Reise, also vor dem Sommer 1538, jenes Erstlingswerk zu einer ausführlicheren „Hochdeutschen Chronik“ umschmolz, die aber nur bis zum Tode Herzogs Bogislav X. († 1523) reicht. Die früher als eine einzige Masse bestehende Erzählung ist in der Hochdeutschen Chronik in 11 Bücher vertheilt, in denen der Verfasser klar, übersichtlich und kurz, doch nicht ohne die nöthige Würze erzählt, dabei oft den ächten Ton antiker Commentarien treffend. Trotz der größeren Ausführlichkeit, wodurch diese Arbeit vor der Niederdeutschen Chronik sich auszeichnet, verschweigt der Verfasser doch hier klüglich manches aus der Zeitgeschichte, was an maßgebender Stelle Anstoß erregen konnte. Eine zweite Bearbeitung dieser Hochdeutschen Chronik hat K. aller Wahrscheinlichkeit nach während seines Aufent-

haltes in Wittenberg 1538—1542 verfaßt. Sie ist in einer schätzbaren, obgleich den Ansprüchen an die Herstellung eines ächten Textes nicht genügenden Abschrift des 18. Jahrhunderts erhalten. Aus Wittenberg stammen auch Kantzow's letzte geschichtliche Arbeiten, welche fragmentarisch geblieben sind. Die sogenannte Kantzow'sche „Pomerania, Ursprunck, Aldtheitt und Geschicht der Volcker und Lande Pommern" ꝛc. ist eine jener Umschmelzungen der ächten Chroniken eines Geschichtschreibers, deren es in den Litteraturen alter und neuer Zeit auf dem Gebiete der Poesie und der Geschichte viele gibt. Die Frage nach dem oder den Compilatoren derselben ist nicht entschieden. Ueber die Originalhandschriften der Kantzow'schen Chroniken und deren Geschichte, sowie über die vorhandenen Abschriften, Ausgaben und Bearbeitungen vgl. Böhmer, Th. Kantzow's Chronik von Pommern, Stettin 1835. v. Bülow.

Kanzler: oberdeutscher gewerbsmäßiger Sänger, ohne größere Bedeutung; wie es scheint ein Landsmann, Zeit- und Gesinnungsgenosse des Schulmeisters von Eßlingen. Der größte Theil seiner Dichtung sind Sprüche über moralische, aber auch über gelehrte Gegenstände. Die Mahnungen zur Freigebigkeit und zum wahren Adel, die Angriffe auf andere Sänger, die Klagen über schlechte Rathgeber nehmen weiten Raum ein und bekunden den Stand des Dichters. Seine Lieder behandeln fast alle dasselbe Thema: erst Betrachtung über die Jahreszeit, dann Preis der Frauen, die immer die höchste Lust gewähren; es sind Gesellschaftslieder ohne individuellen Gehalt. In der Form sind zwei sehr künstlich: Schlagreime wie bei Konrad von Würzburg und Durchführung desselben Reimes durch die ganze Strophe, 20 mal.

Von der Hagen, Minnesinger, IV. 701—705. Bartsch, Liederdichter,[2] S. LXVII. W. Wilmanns.

Kapf: Georg Friedrich K., Kreiskalkulator bei der Kriegs- und Domainen-Kammer in Breslau, bekannt als Mineralog. Geboren zu Wittichen in Baden am 15. Mai 1759, entstammte K. einer Bergmannsfamilie des Blaufarbenwerkes Wittichen, wo sein Vater in fürstenberg'schen Diensten stand und widmete sich, den Familientraditionen folgend, gleichfalls dem Bergfache. Nach dem Besuche der Universitäten Tübingen und Straßburg von 1776—1778 erhielt K. eine erste Anstellung 1781 als Bergschreiber in seinem Geburtsorte. Poetisch angelegt trat er zuerst mit einem Versuche: „Gedichte eines Bergmanns" 1782, vor die Oeffentlichkeit. Er ließ bald mehrere Fachschriften: „Verzeichniß der im Fürstenthum Fürstenberg vorkommenden Mineralien" und „Zwei Briefe über den Fürstenbergischen Bergbau" in Klipstein's Mineral. Briefwechsel Bd. II, 1782 folgen. Bedeutender ist eine weitere Schrift: „Beyträge zur Geschichte des fürstenbergischen Bergbaues im Kinzinger Thale", welche 1785 erschien. Inzwischen begab sich K. 1784 dem Drange nach Erweiterung seiner Thätigkeit folgend, auf eine wissenschaftliche Reise nach Sachsen, zugleich mit der Absicht, eine entsprechendere Stellung zu gewinnen. Versuche, die er deshalb in Zellerfeld und Cassel machte, schlugen fehl und dadurch stark bedrängt trat er aus Verzweiflung als gemeiner Musketier zu Wesel in den Kriegsdienst ein. Aus dieser Zwangslage befreite ihn jedoch schon nach ¾ Jahren 1786 der preußische Minister v. Heinitz, indem er ihm seinen Kenntnissen entsprechend bei der königl. Bergwerksadministration in Berlin eine Beschäftigung gab. K. wurde dann 1787 als Bergschreiber in Friedberg angestellt und kam später nach Auerbach und 1788 als Registrator und Kanzleidirector an das Oberbergamt nach Breslau. In dieser Stellung konnte er sich jedoch mit den übrigen Beamten nicht vertragen. Man beschuldigte ihn der Neigung zum Trunke und großer Anmaßung. K. suchte deshalb 1793 als Kreiskalkulator bei der Kriegs- und Domainenkammer in Breslau

einen andern Berufskreis auf, ohne daß es ihm auch in dieser neuen Stellung gelang, seine verworrenen Familienverhältnisse glücklicher zu gestalten. Schon am 19. Januar 1797 erlag er einer tödtlichen Krankheit. Während seines Breslauer Aufenthaltes hatte er sich dem Studium der schlesischen Mineralien zugewendet und publicirte seit 1787 mehrere kleine mineralogische Abhandlungen in den schlesischen Provinzialblättern. Eine größere Ausarbeitung: „Beschreibung des Kobaltbergbaus und Blaufarbenwerks zu Auerbach“, dann „Kurze Nachricht über die schwäbischen Blaufarbenwerke bei Wittichen, Alzirsbach und Gwichenbach“, erschien 1789 im bergmännischen Journal. Weiter veröffentlichte K.: „Erste Linie einer Gebirgslehre von Schlesien und Glatz“, sowie: „Project, wie man Schlesien in mineralogischer Hinsicht mit Vortheil näher kennen lernen könnte“, in den schlesischen Provinzialblättern. Am bedeutendsten unter seinen Schriften ist das 1792 erschienene Werk: „Beyträge zur Geschichte des Kobaltbergbaus und der Blaufarbenwerke“ und „Skizze aus der Geschichte des schlesischen Mineralreichs“ (Goth. gel. Zeitung, 1797). Beschäftigt mit einer großen Arbeit, der Uebersetzung von Hisinger's wichtigem Werke: „Schwedische Minerographie“ (Stockholm 1790), wozu ihm Hisinger selbst die Probestücke der Mineralien zugeschickt hatte, ereilte ihn vor deren Vollendung ein frühzeitiger Tod.

Poggendorff, Bd. I, 1223. Moll's Jahrb. d. Berg- und Hüttenk., Bd. I, 411. Gümbel.

Kapff: Sixt Jacob v. K. geb. am 28. Decbr. 1735 in Plüderhausen (Schorndorf, Würt.), † 18. Novbr. 1821 in Tübingen, angesehener Jurist, Sohn des Pfarrers Joh. Melchior K., Pfarrers in Plüderhausen und der Euphrosine Katharine geb. Cotta, studirte in Tübingen Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, bestand 1757 mit großem Erfolg das juridische Examen, erhielt durch seine Abhandlung „De regali marmoris jure“ die venia legendi; seine Vorlesungen, die er als Privatdocent hielt, wurden gern gehört, 1761 wurde er zum außerordentlichen Professor, August 1767 zum ordentlichen Professor der Rechtsgelehrsamkeit ernannt. Mehrere ehrenvolle Anträge in ausländische Dienste zu treten, lehnte er ab, 1806 wurde er zum Director des königlichen Obertribunals ernannt, dasselbe trat an die Stelle des früheren Hofgerichtes, dem er schon seit 1757 als Advocat, seit 1765 als Beisitzer und Vorsteher angehörte. Bei der Verlegung des Obertribunals von Tübingen nach Stuttgart Ende 1817 wurde er auf die ehrenvollste Weise in den Ruhestand versetzt, wie ihm denn im Verlaufe seiner langjährigen verdienstvollen Thätigkeit die verschiedensten Beweise fürstlichen Wohlwollens zu Theil geworden waren. Noch 3 Jahre genoß er in seltener Körperkraft seine Ruhe, 1821 starb er eines sanften Todes. Juli 1768 hatte er Elisabeth geb. Dann geheirathet; ein einziger Sohn Sixt Jakob Friedrich, geb. am 28. Juli 1769 entsproßte der Ehe, aber schon am 24. Sept. 1789 wurde der hoffnungsvolle Jüngling den Eltern durch die Auszehrung entrissen. K. war ein ebenso tüchtiger akademischer Lehrer als praktischer Jurist, seine schriftstellerische Thätigkeit war eine nicht unbedeutende, ein größeres Werk von ihm ist mir nicht bekannt; meistens sind es kürzere Abhandlungen und Dissertationen, z. B. „De transactione imperata“, Tüb. 1761; „Untersuchung über die Frage ob der Torf zu den Regalien gehöre“, Tüb. 1767; „De fundamento communionis bonorum conjugalis germanicae“, Tüb. 1789.

Theod. Schott.

Kapff: Sixt Karl K., geb. 22. Octbr. 1805 zu Güglingen O./A. Brackenheim (Würtemberg), † am 1. Septbr. 1879 in Stuttgart, von 1850 an bis zu seinem Tode einer der bedeutendsten und einflußreichsten evangelischen Geistlichen. Er stammte von der seit mehreren Jahrhunderten in Würtemberg ansässigen Familie von Kapff, deren jetzt zerstörtes Stammhaus bei Alsdorf im Oberamt

Gaildorf liegt, und deren ältestes urkundlich erwähntes Glied Peter von Kapff zwischen 1431 und 1481 lebte. Nachkommen derselben wanderten nach Bremen und Danzig aus, die würtembergischen Linien stammen alle von dem 1693 gestorbenen Sixt von K., Pfarrer in Urbach ab und ist aus denselben eine große Zahl von tüchtigen, zum Theil bedeutenden Beamten und Geistlichen hervorgegangen. — Seine Eltern Karl Friedrich K., gestorben als Decan in Tuttlingen und Sophie g. Landolt von Neuveville (Kanton Bern) sowie ein angeborener tiefer religiöser Trieb bestimmten ihn schon in frühester Jugend zum Geistlichen, welchen Beruf er stets neben dem eines Jugenderziehers als den höchsten und seligsten auffaßte und pries. Sein Bildungsgang war der gewöhnliche der würtembergischen Theologen, er bestand das Landexamen, wurde Zögling des niederen Seminars in Maulbronn und dann des theologischen Seminars in Tübingen (1823—1828). Man kann sagen, daß seine theologische und religiöse Entwickelung schon damals eine in sich abgeschlossene und fertige war, sie hat sich später wohl erweitert und vertieft, in ihren Grundanschauungen änderte sich jedoch nichts. Eine ernste religiöse Natur mit einem starken Zug nach der ewigen Heimath hatte er das entschiedene Streben, ein Leben nach dem Worte Gottes zu führen, die fortwährende Gemeinschaft mit seinem Heiland war seiner Seele das erste und nothwendigste Bedürfniß, daher ein ungemein häufiges Beten, das ihm, wie er selbst es schildert, ein seliges Bewußtsein des innern Friedens und geistige Erhebung brachte. Mit großer Energie wachte er über sein Leben, daß er seinen Weg unsträflich wandle, und wie er mit ungemeiner Consequenz seinen Körper abhärtete, so daß die tüchtige Gesundheit desselben der größten Arbeitslast bis in ein hohes Alter hinauf gewachsen war, so trug auch sein beharrlicher Fleiß dazu bei, dem gut aber nicht hervorragend Begabten eine Fülle von Kenntnissen verschiedenster Art zuzuführen, seine rastlose Thätigkeit und Regsamkeit endlich machte ihn schon sehr frühe einflußreich in verschiedenen Kreisen. In theologischer Hinsicht stand er auf entschieden biblisch-orthodoxem Standpunkte, der Supranaturalismus der Tübinger Storrschen Schule durchdrungen von würtembergischem Pietismus sammt dessen chiliastistischen Anschauungen bildete den Inhalt seiner theologischen Anschauung. Schleiermacher übte wenig Einfluß auf ihn aus, zu der Hegel'schen Philosophie und der neuen Tübinger Schule (von Baur und Strauß) stellte er sich von Anfang an in bestimmten Gegensatz. Seine Hauptstärke lag indessen nicht in wissenschaftlicher Thätigkeit (bezeichnend ist übrigens, daß seine einzige wissenschaftliche Arbeit eine Abhandlung über den St. Simonismus ist. Tübinger Zeitschrift für Theologie, 1832), sondern in der Praxis; seine eigenthümliche Begabung für die Gründung, Belebung und Leitung für Vereine zeigte sich schon im Seminar und auf der Universität. Als Prediger bekam er bald einen ziemlichen Ruf, hielt auf Verlangen seiner Studiengenossen die Abschiedspredigt. Vom October 1828 bis April 1829 war er Vicar bei seinem Vater, machte auch sein philophisches Doctorexamen, dann nahm er die Stelle eines Religionslehrers an dem damals von Fellenberg geleiteten stark besuchten Institute Hofwyl (Kanton Bern) an und blieb trotz mancher Differenzen, in welche er wegen seiner streng religiösen Anschauung mit Fellenberg kam, von ihm geachtet, von den Zöglingen geliebt, bis Mai 1830 dort, worauf er bis Februar 1833 Repetent in Tübingen wurde. Die aus würtembergischen Pietisten bestehende separirte Gemeinde Kornthal wählte ihn zu ihrem Geistlichen. Bis Frühjahr 1843 blieb er dort, dann trat er als Dekan in Münsingen wieder in den vaterländischen Kirchendienst zurück, welche Stelle er Ende Juli 1847 mit der Dekanatsstelle in Herrenberg vertauschte. Durch sein Dringen auf lebendiges positives Christenthum, durch seine Bekämpfung des Hegelianismus und Rationalismus genoß er unter den kirchlich gesinnten Kreisen Würtembergs schon

damals eines großen Ansehens, wie er auch zum Zusammengehen der pietistischen Gemeinschaften mit der Landeskirche wesentlich beitrug und im Verein mit seinen Freunden L. und W. Hofacker, Knapp, Barth u. a. die pietistische Richtung in der Geistlichkeit Würtembergs eifrig beförderte; 1848 wurde er von seinen Freunden im Wahlkreis Herrenberg, Horb, Nagold zum Abgeordneten in die Nationalversammlung nach Frankfurt vorgeschlagen, erlag aber gegen den demokratischen Candidaten, dagegen wurde er 1849 in die constituirende württemb. Landesversammlung, 1850 wieder in den Landtag vom Bezirk Leonberg gewählt. Die Unerschrockenheit, mit welcher er seine Ansichten ohne Ansehen der Person vortrug, zog ihm damals und später Feindschaft und Spott nur allzu reichlich zu. 17. December 1850 wurde er Prälat und Generalsuperintendent von Reutlingen, zugleich Mitglied des Consistoriums und seit März 1851 des Studienraths; 11. Mai 1852 Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, bis zu seinem Tode ist er in dieser, der ersten geistlichen Stelle des Landes geblieben, der höchstangesehene, darum auch der am meisten gekannte, angefeindete und verleumdete Prediger und Seelsorger des evangelischen Würtembergs. Seine Predigten, ohne oratorischen Schwung, ruhig, beinahe im Conversationston vorgetragen, etwas trocken und oft apologetisch gehalten, aber die Liebe, die er zu Christo und zur Menschheit hatte, immer bezeugend, zogen Tausende Jahre lang an; als Seelsorger war er unermüdlich thätig, der Helfer in unzähligen Nöthen, der Vertrauensmann der verschiedensten Stände und Personen — wie viele Steuerdefraudationen sind durch ihn der Staatskasse zugesandt worden! Er war Mitglied von einer Menge von religiösen Vereinen und wohlthätigen Anstalten; lange Jahre stand er an der Spitze des würtembergischen Comités für die Basler Mission, war im Ausschuß des evangelischen Kirchentages und des Congresses für innere Mission, Mitglied der würtembergischen Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, Mitbegründer des Diakonissenhauses in Stuttgart ꝛc. Den Unterricht der Jugend, zu welcher sein kindliches Gemüth immer Zuneigung hatte, blieb er auch noch in späteren Jahren treu und gab seit 1851 Religionsunterricht am Gymnasium. Kirchenrechtliche Fragen und Verfassungsangelegenheiten lagen ihm, der das persönliche Christenleben mehr in den Vordergrund stellte, ferner, doch war er 1870, 1872 und 1874 Delegirter bei den Eisenacher Conferenzen, ebenso war er für die Einführung des Instituts der Pfarrgemeinderäthe 1851, der Diöcesansynoden und der Landessynode 1869 thätig, der letzteren gehörte er 1869—1874 und 1875 als Mitglied an. Freimüthig gegen Jedermann, machte er aus seiner politischen Gesinnung, die eine entschieden nationale war, kein Hehl. Diese ungemeine Vielseitigkeit und großartige Thätigkeit, getragen von einer originellen Persönlichkeit (sein Gesicht zeigte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon I.) machten ihn in den weitesten Kreisen bekannt, und ebenso einflußreich als geschmäht und angegriffen. Oft mißbraucht und getäuscht, wurde er doch in seinem Optimismus nicht irre und wenn seine Vielgeschäftigkeit ihn mehrfach zu Tactlosigkeiten und Mißgriffen führte, so war er doch gegen seine Schwächen und Fehler nicht blind. Mit Würden und Ehren aller Art war er bedacht, 1855 hatte ihm die theologische Facultät zu Göttingen den Doctortitel verliehen; aber seine letzten Lebensjahre trübten schwere persönliche Angriffe, 1878 ergriff ihn ein Leberleiden, Carlsbad gewährte einige Linderung, Sommer 1879 erkrankte er wieder daran und nach kurzem Krankenlager starb er am 1. Septbr., eine unzählbare Menge geleitete ihn zu Grabe: eine ächt süddeutsche originelle Persönlichkeit war mit ihm geschieden. — Trotz seiner vielen Aemter und einer außerordentlich großen Correspondenz entfaltete K. eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit, besonders im erbaulichen und praktisch-theologischen Gebiete: seine Gebet- und Predigtbücher („Gebetbuch“, 1. Aufl. 1835; „Communionbuch“, 1. Aufl. 1840; „Passions-, Oster- und Bußtags-Predigten“, 1842; „83 Predigten über die alten Evangelien“,

1857; „Weg zum Himmel in 81 Predigten“, 1864; „Gewünschtes und Geschmähtes“, 1859 ꝛc.) erschienen in vielen Auflagen und sind in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Eine Reise durch die Schweiz, welche er mit den Zöglingen von Hofwyl machte, beschrieb er unter dem Titel „Eine Schweizerreise“, 1843; eine einfache Schilderung des Erlebten und Gesehenen mit steter Hervorhebung der Größe und Güte Gottes, die in seinen Werken sich kundgebe. Sein Aufenthalt in Kornthal veranlaßte ihn Entstehung, Einrichtungen und Bestand seiner dortigen Gemeinde in klarer und genauer Schrift zu schildern: „Die würtemberg. Gemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf“, 1839. Für die Versammlung der evangelischen Allianz in Paris 1855 stellte er populär und einfach, freilich auch mannigfach einseitig ein Bild des religiösen Zustandes in Deutschland nach seinen Licht- und Schattenseiten zusammen, 1856 als Buch erschienen; endlich sind noch zu nennen: „Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel“. Gekrönte Preisschrift vom Centralausschuß für die innere Mission herausgegeben 1851, sowie: „Das Hazardspiel und die Nothwendigkeit seiner Aufhebung“ — ein Mahnruf, welchen er immer wieder aufs Neue erhob — und seine „Warnung eines Jugendfreundes“, 1841. Am 19. Febr. 1833 hatte er sich mit Marie Kapff, einer Verwandtin, verheirathet. 1871 starb dieselbe; 6 Kinder, 2 Söhne und 4 Töchter überlebten die Eltern. Der älteste Sohn Karl K. (Dekan in Balingen) hat seinem Vater ein schönes Denkmal kindlicher Pietät gesetzt in: „Lebensbild von Sixt Karl von Kapff“, Stuttgart 1881, werthvoll durch die vielen Auszüge aus den Tagebüchern, welche K. höchst ausführlich von 1823 bis 1833 führte, und worin er besonders seine religiösen Stimmungen genau schildert. Weiter wurden benutzt die Nekrologe in den verschiedenen Kirchenzeitungen, Herzog, Realencyclopädie und die Reden bei seiner Beerdigung. Theodor Schott.

Käpler: Melchior Christian K., Forstmann, geb. am 18. Febr. 1712 in Ufhoven (bei Langensalza in Thüringen), † am 2. Febr. 1793 zu Ostheim vor der Rhön (Sachsen-Eisenach). K. gehört, wie Johann Gottlieb Beckmann, welchen er in seinen Schriften mehrfach bekämpfte, zum alten zünftigen Jägerthum. 57 Jahre lang diente er dem Hause Weimar-Eisenach und zwar in nur wenigen Forstrevieren, welche er aber auch um so gründlicher kennen lernte. Ueber seine Jugendzeit ist nur bekannt, was er in einer seiner Schriften selbst sagt, „inmaßen ich weder auf Schulen noch Universitäten gewesen ꝛc.“ Nur die Natur war ihm von jeher Lehrerin, und suchte er mit beharrlichem Fleiß in deren Geheimnisse einzudringen. 1735 trat er als Hofjäger in die Dienste des Herzogs von Eisenach und zwar in Eisenach selbst, 1736 wurde er Forstbedienter in Kreuzburg und im Herbst 1737 kam er nach Ostheim vor der Rhön. Hier wurde er 1759 zum Oberförster und 1775 zum Wildmeister ernannt. Die ihm anvertrauten Waldungen scheint er (nach einer Andeutung in Hartig's Journal) durch rege Betriebsamkeit in Flor gebracht und sowohl hierdurch, wie durch seine Tüchtigkeit als Jäger, die Gunst seines Landesherrn erlangt zu haben. K. veröffentlichte außerdem auch einige Schriften, als: „Gründliche Anleitung zu mehrerer Erkenntniß und Verbesserung des Forstwesens, aus vieljähriger Aufmerksamkeit und Erfahrung in Absicht des gemeinen Nutzens herausgegeben“ (1764; 2. vermehrte Auflage 1776); „Ueberzeugender Beweiß bei welcher Abholzungszeit die Laubholz-Stöcke am besten wieder ausschlagen, nebst einer Erläuterung ob im Winter die Wachsthumssäfte in Laubhölzern gerinnen und im Sommer darinnen circuliren ꝛc.“ (1771); „Gutachten wie bei dem An-, Fort- und Ausgang eines Kiefernwaldes zu verfahren ꝛc.“ (1772); „Das Allernothwendigste bei denen nothwendigen Jäger-Geschäften, nebst einigen Betrachtungen und Liedern ꝛc.“ (1775); „Das ganz unumstößliche Naturzeugniß der besten Abholzungszeit beweiset hierinnen gegen

alle gemachte Einwendungen M. Ch. K. (1775), eine hauptsächlich gegen den Oberförster Kluge gerichtete Polemik; „Erläuterung einiger Sätze über die Beckmannischen Schriften von der Holzsaat“ (1779; 2. Auflage mit neuem Titel 1798). Aus allen diesen Kundgebungen — mit Ausnahme der „Anleitung“ (325 Seiten ohne Register) kleinen Broschüren — spricht der Empiriker. K. schrieb, als Feind der Stubenhocker und der Nachbeter solcher Sätze, die von Jenen ohne Kenntniß des Waldes aufgestellt wurden, nur über das, was er selbst gesehen, selbst beobachtet und erfahren hatte, verfiel aber dabei in den Grundfehler (der meisten Empiriker), seine örtlichen Erfahrungen zu generalisiren. Das praktische Arbeitsfeld Käpler's war der Mittel- und Niederwald (Eiche, Buche, Birke, Aspe). Hieraus erklärt sich, daß er in vielen forstwirthschaftlichen Fragen anderer Meinung war, als Beckmann, welcher im Nadelholz (Tangelholz) wirthschaftete. — Seine der verwittweten Frau Herzogin Anna Amalie zu Sachsen gewidmete „Anleitung“ enthält Forstbotanik, Waldbau, Forstbenutzung und Forstschutz, aber nichts über Taxation, weil diese für junge Anfänger, für welche er hauptsächlich geschrieben habe, noch zu schwierig sei. Der Verfasser giebt im ersten Theil für jede Hauptholzart, welche er kennen gelernt hat, eine Beschreibung, worauf Bemerkungen über die beste Saatzeit, die hauptsächlichen technischen Fehler und Krankheiten nebst Erklärungen (?) der vermeintlichen Ursachen derselben ꝛc. folgen. Am ausführlichsten wird die Eiche abgehandelt. Der 2. Theil handelt von der besten Zeit zum Holzfällen, den Regeln und Mißbräuchen hierbei, dem Holzverkauf und der Schlagräumung. Dann folgen die Nebennutzungen (Streusammeln, Waldweide, Gräserei), welche ungünstig beurtheilt und nur in bedingter Weise (an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten) für zuläßig erachtet werden. Von besonderem Interesse war für K. die Frage, ob im Niederwald der Saft- oder der Winterhieb den Vorzug verdiene, worüber er überdies noch die zwei bereits im Vorstehenden genannten Broschüren schrieb. Im Gegensatz zu der damals landläufigen Ansicht erklärt K. als die beste Hiebszeit für das Brennholz den frühzeitigen Safthieb (von Mitte März bis Ende April), welcher in der That noch heutzutage — namentlich für die Rothbuche — dem Herbsthiebe fast allgemein vorgezogen wird. Allerdings würden die Gründe, mit welchen K. seine Ansicht belegt, vor dem Richterstuhl der heutigen Kritik nicht mehr bestehen können. Nur für das Bau- und Nutzholz läßt er dem hergebrachten Winterhieb sein Recht. In seiner Schrift über den Kiefernwald betont er den nachtheiligen Einfluß dürrer Witterung auf das Aufgehen der Saaten und empfiehlt die Rinnensaat, deren Bedeckung mit Moos und hierauf Erde, das spätere Ausschneideln der Kiefern gleich nach Michaeli, aber nicht mit der Axt, sondern mit der Säge und ohne Belassung von Aststümpfen („Stützeln“). Das in dieser Hinsicht Gesagte ist heute noch richtig. Es folgt eine Berechnung über den dereinstigen Ertrag des gesäeten Kiefernwaldes und eine Ermunterung zu solchen Anlagen an wüsten Bergen. Seine Hauptdifferenzpunkte mit Beckmann sind — von der Hiebszeit abgesehen — die Oberholzfrage und dessen Forsteinrichtungsmethode. Während Beckmann lehrt: „Wer in einem Walde zugleich Ober- und Unterholz ziehen will, der handelt sehr verkehrt“, eifert K. für das Belassen von Heegreisern auf den Schlägen und empfiehlt zur „Behölzerung zumal Birken und Aspen (Wildäsung im Winter!). Die Beckmann'sche „Holztheilung“ will ihm gar nicht in den Kopf. Die Taxation der Wälder dürfe sich nur auf die Ackerzahl stützen! K. vertritt also die „Flächentheilung“, aus welcher sich die späteren Flächenfachwerke herausgebildet haben, auf Grund Grund vorausgegangener Vermessung, Ausscheidung von 3 Standortsbonitäten (gut, mittelmäßig, schlecht) ꝛc.; mehr wie Andeutungen giebt er aber in dieser Beziehung nicht, auch ihm scheint diese Frucht etwas zu hoch gehängt zu haben.

In der Schrift endlich, betitelt: „Das Allernothwendigste ꝛc." tritt uns K. als ein gläubiger Christ und Versmacher entgegen. Der Grundgedanke dieses durchaus in Reimen verfaßten Werkchens (88 Seiten) ist: alle Geschäfte mit Gott zu beginnen. Es enthält daher fromme Lieder für alle Tageszeiten und Gebete für alle einzelnen Forst- und Jagdgeschäfte, zum Theil höchst origineller Art, im Style der damaligen Zeit.

Hartig, Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, I. Band, 1806, Nr. 38. S. 589. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 547. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc., II. S. 91 u. f. Privatmittheilung. R. Heß.

Käpler: Wilhelm Heinrich K., Sohn Melchior Christians, ebenfalls Forstmann, geb. 1740 zu Ostheim v. d. Rhön, † am 11. Januar 1805 ebendaselbst. Nachdem er den ersten Schulunterricht genossen hatte, wurde er von seinem Vater im praktischen Forstwesen herangebildet und in die Mysterien der Jagdkunst eingeweiht. Hierauf bereiste er, behufs weiterer praktischer Ausbildung und Erweiterung seiner Kenntnisse, im 18. Lebensjahre die Forsten Thüringens, den Westerwald, Würtemberg, die Schweiz, den Elsaß und andere forstlich interessante Gegenden. Von einer guten Grundlage unterstützt und mit einem hellen Verstande ausgestattet, gewann er durch diese Reisen und den Aufenthalt in einigen wegen ihrer kostbaren Jagden damals berühmten Residenzen an Wissen und Erfahrung, wie er in seinem späteren Wirkungskreis bethätigte. 1764 wurde er vom Herzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach seinem Vater als Assistent beigegeben und ihm die Nachfolge im Dienste zugesichert. 1769 wurde er Oberförster, 1779 Wildmeister in Ostheim (entweder neben oder unter seinem Vater), 1804 sogar Forstmeister. Er trat in Bezug auf Wirthschaft und Schriftstellerei ganz in die Fußtapfen seines um die dortigen Waldungen verdienten Vaters. Eifrig und unermüdlich im Dienste, war sein Streben unablässig auf Verbesserung des Zustandes der ihm anvertrauten Forsten gerichtet. Wie sehr der Herzog dies anerkannte, davon geben wiederholte Gehaltszulagen und Belobungsschreiben Zeugniß. K. machte sogar schon allerlei Versuche im Forstculturwesen. Er legte eine Plantage mit exotischen Hölzern an, beschäftigte sich namentlich mit dem Anbau der damals so hoch gepriesenen Akazie, säete und pflanzte neben vielen einheimischen Holzgewächsen auch Lärchen, kurz er ließ fast nichts unversucht, was in das Gebiet der Holzzucht einschlägt. Auch er war, wie sein Vater, ein Anhänger des Ueberhaltens von Laßreisern (36—40 Stück pro Acker) in den Laubholzschlägen und ein energischer Vertheidiger des Safthiebes im Niederwald. Um dessen Zweckmäßigkeit durch das Experiment zu beweisen, richtete er 12 kleine, deutlich abgegrenzte Stockschläge ein, von welchen in jedem Monat einer gehauen werden sollte, allein schon nach Führung des ersten Hiebes (im Winter) raffte ihn eine Lungenentzündung hinweg, so daß er seinen Versuch nicht mehr zu Ende führen konnte. K. hatte daneben fast ununterbrochen Forstlehrlinge neben sich und empfing häufig den Besuch auswärtiger Forstmännner von Ansehen (u. A. auch Laurop), welche den Ort seiner Wirksamkeit nie ohne Anerkennung verließen. Der Drang, seinen Erfahrungen einen Ausdruck zu geben, verbunden mit dem Studium der damaligen forstlichen Litteratur, wozu er, ungeachtet seiner forstpraktischen Amtsführung, noch Zeit zu finden wußte, führte ihn im reiferen Lebensalter noch zur Schriftstellerei. Seine ersten Abhandlungen lieferte er in das Stuttgarter Forst-Magazin. Später ging er zu selbständigen Werken über: „Kleiner Forstkatechismus für junge Anfänger im Forstwesen" (1785, 2. vermehrte und verbesserte Auflage 1789); „Die nöthigsten Vorkenntnisse der Forst- und Jagdwissenschaft, für angehende Forstschüler, welche ihre Zeit auf Instituten mit Nutzen zubringen wollen" (1803); „Holzcultur durch

Erfahrung erprobt, nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer, nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den Safthieb der Laubhölzer" (1803); 2. Bändchen hierzu unter dem Titel: „Die Holzcultur d. E. e., oder die Vortheile des Schlagholzbetriebs verglichen mit dem Hochwaldsbetrieb als Resultat vieljähriger Erfahrungen bei dem Ostheimer und Melperser Revier" (1805); „Der Safthieb nach seinen Wirkungen betrachtet" (1804). Der Inhalt aller dieser Schriften war ausschließlich das Ergebniß eigener Erfahrungen, welche zwar als häufig irrig oder wenigstens einseitig nicht ohne Anfeindungen bleiben konnten, ihm aber doch die Aufnahme in mehrere gelehrte Gesellschaften (1799 in die Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen, 1801 in die mineralogische Gesellschaft zu Jena) verschafften. Ein Blick in seine Schriften verschafft die Ueberzeugung, daß er sich, wol in Folge besserer Schulbildung ꝛc., in litteris auf einem etwas höheren Standpunkt befindet, als sein Vater Melchior Christian. Die Irrthümer mehren sich jedoch in dem Maße, als der Verfasser in das forstbotanische Gebiet geräth. So soll sich z. B. nach ihm die keimende Eichel oberirdisch (?) in zwei Stücke theilen; die im Herbste gesäete Buchecker soll zum Theil schon im Herbste aufgehen; die junge Rothbuche könne den Schatten nicht vertragen (?); der Epheu soll das einzige wintergrüne Laubholz sein (?); die Weißbuche, Aspe und Salweide sollen Holzarten mit Zwitterblüthen sein (?) u. dgl. m. In der Hochwaldwirthschaft war K. offenbar weniger zu Hause, als in den Ausschlagholzbetrieben. Wohlthuend ist es, in seinen Schriften zu lesen, daß er — obschon selbst Empiriker und zur Jägerzunft gehörig — doch nicht die Jagd, sondern das Forstwesen als Hauptgeschäft des Jägers bezeichnet und gegen diejenigen eifert, welche lehren, daß Bücherjäger nichts taugen. Er empfiehlt vielmehr den Jägerlehrlingen und angehenden Jägern, anstatt ihre beste Zeit als Jagdlaquaien mit Tellern und Servietten oder mit Jagdgehen zu verbringen, lieber ein gutes forstliches Buch (seinen Forstkatechismus) mit in den Wald zu nehmen und hieraus, natürlich unter fortwährend offenem Blick für den Wald, zu lernen. Er betont außerdem in seinem „Forstkatechismus" die Wichtigkeit des Studiums der Geometrie für junge Forstmänner als unentbehrlicher Grundlage zur Ausführung von Taxationen der Wälder.

G. L. Hartig, Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung, 1806. I. Bd. S. 588. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 92, Bemerkg. 29 u. S. 335, Bemerkg. 37. R. Heß.

Kapp: Johann Erhard K., war geboren zu Oberkotzau in Franken, studirte Philosophie und Theologie, promovirte zum Doctor der Philosophie und wurde als ordentlicher Professor der Beredtsamkeit an der Leipziger Universität angestellt. Als solcher hat er sich aber auch um die historische Theologie vielfache Verdienste erworben, indem er theils die Geschichte des christlichen Alterthums, theils und vorzugsweise die Reformationsgeschichte durch seine Forschungen und durch Sammlung und Herausgabe von Urkunden zur Reformationsgeschichte beleuchtete, theils an litterar-historischen Unternehmungen sich betheiligte. Er begann 1720 und 1721 mit Schriften, die sich auf den Ablaßhandel bezogen: „Diss. hist. de nonnullis indulgentiarum quaestoribus saeculi 15 et 16.", Lpz. 1720. 4°.; „Schauplatz des Tezelischen Ablaßkrames und des dawider streitenden Lutheri", 1720. 8°.; „Sammlung einiger zum päpstlichen Ablaß überhaupt, sonderheit aber zu den — — zwischen Mart. Luther und Joh. Tetzel hievon geführten Streitigkeiten gehörigen Streitschriften mit Einleitung und Anmerkungen versehen", Lpz. 1721. 8°.; „Kleine Nachlese einiger größtentheils noch ungedruckter, und sonderlich zur Erläuterung der Reformationsgeschichte nützlicher Urkunden", 4 Bände. 8°. Lpz. 1727—33. Im J. 1747 erschien von ihm eine

Abhandlung zur christlichen Archäologie und zur Erklärung altchristlicher Denkmäler: „Prolusio, utrum signum palmae tumulis christianorum adjectum certum martyrii sit signum nec ne?“, 4⁰. In die Geschichte der Universitäten schlägt ein seine Dissertation vom J. 1735: „De origine Doctorum theologiae et Magistrorum artium horumque dignitate“. Nachdem Valentin Ernst Löscher 1749 gestorben war, übernahm K. die Redaction der von dem Genannten begründeten ersten theologischen Zeitschrift Deutschlands: „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“, und führte die Zeitschrift von 1749 bis zu seinem Tode, 1756 fort. K. war ein Gelehrter von Gründlichkeit und unparteiischer ächt wissenschaftlicher Forschung. G. Lechler.

Kapp: Johann K., geb. am 12. Decbr. 1739 zu Oberkotzau bei Hof im Voigtland, absolvirte das Gymnasium in Hof unter Rektor Longolius 1758 und studirte in Leipzig unter Crusius, J. A. Ernesti, Gellert und Semler vier Jahre, 1762 in Erlangen; 1764 wurde er in Hof als Lehrer, 1775 als Conrektor am Gymnasium angestellt, 1777 hochfürstlich brandenburgischer Schloßprediger und Professor der Gottesgelahrtheit und Geschichte am Collegium Christian-Ernestinum zu Bayreuth, seit 1784 zugleich Consistorialrath und 1790 bis 1792 Assistenzrath im theologischen, philologischen und historischen Fach bei dem Curatorium der Universität Erlangen. Mit Verlegung des Consistoriums nach Ansbach 1799 als Consistorialrath und Stiftsprediger dorthin versetzt, wurde er 1801 als Superintendent nach Bayreuth zurückberufen und starb als Kreiskirchenrath am 18. August 1817. Außer einer Reihe pädagogischer, historischer und theologischer Gelegenheitsschriften und Aufsätze machte er sich verdient durch Herausgabe des Julius Obsequens de prodigiis, Hof 1772; seine Ausgabe bezeichnet durch Textverbesserungen und in der Erklärung einen Fortschritt den Ausgaben des Scheffer und Oudendorp gegenüber. Ein Jahr darauf gab er mit G. Chr. Harles Cornelius Nepos heraus unter dem Titel: „Corn. Nep. Vitae exc. imp. cum animadv. A. van Staveren, Harlesii et Kappii“, Erl. 1773. Seine Hauptleistung war die Ausgabe des „Valerius Maximus“, Leipzig 1782. Außerdem erschien eine Ausgabe des „Pomponius Mela“, Hof 1774; ed. alt. ibid. 1781 und der Germania des Tacitus „cum selectis observationibus hucusque anecdotis P. D. Longolii“, Leipzig 1788.

S. A. Meyer, Biogr. u. litter. Nachrichten von den Schriftstellern, die gegenwärtig in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth leben, Erlangen 1782, S. 156 ff.; Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, Bd. V, S. 11 ff. mit der dort angeführten biographischen und bibliographischen Litteratur über Kapp. Iwan Müller.

Kapp: Johann Christian K., geb. am 18. Juli 1764 zu Kirchleuß im Kulmbachischen, auf dem Collegium Christian-Ernestinum zu Bayreuth unter der Leitung seines Vaterbruders Johann Kapp (s. d. vor. Art.) gebildet, studirte 1783—86 in Erlangen unter Harles, Pfeiffer, Breyer und Meusel neben Theologie die Humaniora; 1788 Tertius, 1791 Conrector am Gymnasium zu Hof, starb er am 7. April 1793. Zu der zweiten Ausgabe seines Onkels von Pomponius Mela verfertigte er den geographischen Index und zu dessen Ausgabe des Valerius Maximus die bibliographische Einleitung. Selbständig edirte er neben kleineren Abhandlungen vorwiegend philologischen Inhalts, „Cl. Rutilii Namatiani itinerarium sive de reditu“, Erlangae 1786, „Minucii Felicis Octavius“, Plaviae 1794, „Aristotelis de mundo“, Altenburgi 1792.

S. Fikenscher, Gel. Fürst. Baireut, Bd. V, S. 20 ff.

Iwan Müller.

Kappenberg: Gottfried v. K., Sohn des Grafen Gottfried von K., aus einem angesehenen westfälischen Geschlechte, über dessen Ursprung keine sicheren

Nachrichten vorliegen, und der Beatrix, einer Enkelin des schwäbischen Herzogs Otto von Schweinfurt (geb. 1097), vermählte sich mit Jutta, einer Tochter des Grafen Friedrich des Streitbaren von Arnsberg (vgl. diesen Artikel), dessen Bruder Graf Heinrich die Wittwe von Gottfrieds Vater geheirathet hatte. Hingerissen von der Begeisterung, welche der Stifter des Prämonstratenserordens Norbert damals, namentlich unter dem Adel Norddeutschlands, entzündet, faßte K. den Entschluß, den weltlichen Stand zu verlassen. Auch seine Gemahlin Jutta (sie wurde später Aebtissin von Herford) und sein jüngerer Bruder, Graf Otto, gaben den Widerstand, welchen sie anfangs seinem Vorhaben entgegensetzten, bald auf und widmeten sich gleichfalls dem klösterlichen Leben. Die Burg K. nebst vier dazu gehörigen Höfen wurde in ein Prämonstratenserkloster verwandelt, welches 1122 Bischof Dietrich von Münster einweihte. Umsonst versuchte Kappenberg's Schwiegervater auf alle Weise dieses zu verhindern: Kaiser Heinrich V. bestätigte 1123 die Stiftung, und Graf Friedrich starb bereits 1124. Aus ihren Gütern dotirten die Brüder von K. zu gleicher Zeit ein Kloster zu Varlar (Varler bei Coesfeld) und eins zu Elofstat oder Elvestadt (Ilbenstadt in der Wetterau); das letztere wurde 1123 durch Erzbischof Adalbert von Mainz bestätigt. Im J. 1125 reiste K. mit seinem Bruder nach Premontre, dem Stammkloster des Ordens in der Diözese Laon, wo beide die Akolythenweihe empfingen; nach Verlauf eines Jahres berief ihn Norbert, der inzwischen (seit Juli 1126) zum Erzbischof von Magdeburg gewählt war, hierhin, entließ ihn aber bald, da sein Gesundheitszustand ein ungünstiger wurde, nach dem Kloster Ilbenstadt. Dort starb K. am 13. Jan. 1127. Nach dem letzten Wunsche des Sterbenden führte Graf Otto die Gebeine desselben später (1149) nach Kappenberg über; freilich mußte er, um den Widerstand der Mönche von Ilbenstadt zu brechen, einen Theil hier zurücklassen. Otto, welcher auch die Stiftung des Klosters auf dem Wirberg (in Oberhessen) veranlaßt hatte (Glaser im Programm des Gymnasiums zu Gießen 1856), blieb auch nach dem Tode des Bruders unermüdlich thätig für die Ausbreitung des Ordens; er wurde 1155 der dritte Propst des Klosters Kappenberg und blieb dies bis zu seinem Tode (1171 oder 1172). — Die Biographie Gottfrieds schrieb zwischen 1150 und 1157 ein Mönch aus Kappenberg (abgedruckt Monum. Germ. Hist. Script. XII S. 513—530), die Gründung des Klosters erzählt auch die Vita Norberti, die zwischen 1157 und 1161 veröffentlicht ist (a. a. O. S. 688 ff.). Außerdem vgl. Geisberg, Leben des Grafen G. v. C. in Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde XII. Crecelius.

Kappenstein: Franz K., berühmter Jesuit, geb. 1668 in Siegen, † am 20. Novbr. 1727 zu Neuß. Nach Vollendung seiner Studien docirte er an verschiedenen Orten Philosophie und wirkte dann im Jülich'schen einige Zeit mit Eifer an der Bekehrung der Protestanten. Hierauf leitete er das Jesuiten-Colleg zu Köln, Neuß und Xanten. Er hinterließ den Ruf eines treuen Ordensgliedes und nicht unbedeutenden Gelehrten. Seine wenigen theils lateinisch theils deutsch geschriebenen Schriften s. Jos. Hartzheim, Bibl. Colon., Col., 1747. p. 84. Cuno.

Kapsberger: Johannes Hieronymus K., ein Mann nicht ohne mehrseitige wissenschaftliche Bildung, berühmter Virtuose auf der Theorbe und der Laute, der Guitarre und der Trompete, aber auch der richtige großprahlerische Charlatan, welcher sich unter der Aegide seines Adelswappens und durch dreistes, selbstbewußtes Auftreten an die Großen drängte, und alles daran setzte, um als Factotum der Musik obenan zu sitzen. So leitet Ambros in dem 4. Bande seiner Geschichte der Musik (Leipzig 1878) Seite 126 den Abschnitt über den monodischen Stil in Rom ein. K. war noch im 16. Jahrhundert

geboren, hielt sich um 1604 in Venedig auf und gab dort sein erstes Werk: „Libro primo d'intavolatura di Chitarrone“ heraus. Bald darauf treffen wir ihn in Rom und hier gewann er die Neigung, ja die Bewunderung des gelehrten Athanasius Kircher, dem er sowohl bei seinen Arbeiten zur Hand ging, als sich auch sonst unentbehrlich zu machen wußte. Durch dessen Empfehlung und Fürsprache gewann er nach und nach immer mehr Einfluß auf die Musikverhältnisse in Rom und suchte ihn bis auf die Aufführungen in St. Peter auszudehnen. Als thätiger Mann componirte er in jeder Gattung Musik und war stets bereit, jeder speculativen Anforderung zu genügen. So fügte er sich in jede Art Stil, wie er eben verlangt wurde, und machte sich dadurch überall nützlich und beliebt, so daß er der Mann des Tages war. Für den Papst schrieb er Messen alla Palestrina, für die Bühne im neuen recitirenden Stile, für Instrumente Modestücke. Schließlich ging er aber zu weit und wollte durch seine Kirchenstücke die von Palestrina aus dem Repertoir der Sixtinischen Kapelle verdrängen, und da er sich nicht scheute Palestrina selbst in jeglicher Weise herabzusetzen, so vereinigten sich seine Neider und Feinde, obenan der Schriftsteller Giov. Batt. Doni, und stürzten ihn. Er verschwand von der Oeffentlichkeit und man weiß nicht wohin er sich wendete, noch wo und wann er gestorben ist. Sein letztes Werk erschien in Rom 1632 und kann man dieses Jahr als das letzte seiner öffentlichen Wirksamkeit ansehen. Eine Analyse seiner Werke mit zahlreichen Musikbeispielen giebt Ambros in dem oben citirten 4. Bande und das Verzeichniß der Druckwerke giebt Fétis in der Biographie universelle Band 4. Es umfaßt 32 Sammlungen aller Arten von Musik. Athan. Kircher und G. B. Doni haben in ihren Werken des Kapsberger's oft gedacht, der eine wohlwollend, der andere in scharfer Satyre. Schon Leo Allacci gab ein Verzeichniß der Drucke Kapsberger's und bildet dies die Grundlage obigen Verzeichnisses, denn die heutigen öffentlichen Bibliotheken besitzen nur Weniges von ihm.

Rob. Eitner.

Karajan: Georg Johann von K., Fabrikbesitzer und Großhändler, geb. 1743 zu Kozani bei Kailár in Macedonien, † zu Wien am 2. Juni 1813. Daß schon die Vorfahren Georgs, gleich ihm griechischen Stammes und griechisch-orientalischen Religionsbekenntnisses, in jener Gegend heimisch waren, darf unter anderem aus der Thatsache erschlossen werden, daß unweit Kailár ein Ort Karayán existirt und das ganze von hier bis an den Ostrovosee reichende Thalgebiet den Namen Karayán-Ovasí (-Ebene) führt (s. H. Kiepert's „Carte de la Turquie et de la Thessalie“, Berlin 1880). Gegen Ende der 50er Jahre reiste K. nach Wien und trat bei einem griechischen Handelsmann in die Lehre, welcher, sofort die ungewöhnlichen Fähigkeiten des Jünglings erkennend, ihn allseitig ausbilden ließ und späterhin mit dem Verkauf der auf die Leipziger Messen gesandten Waaren, insbesondere Türkischgarnes und anderer aus der Türkei bezogenen Fabrikate betraute. Die glänzenden Erfolge, welche K. auf den Leipziger Märkten erzielte und die stets sich steigernden Bestellungen auf türkische Baumwollwaaren reiften in dem scharfblickenden und unternehmungslustigen jungen Manne sehr bald den Gedanken, diese Artikel, statt sie mit vielen Kosten aus weiter Ferne zu beschaffen, in Sachsen selbst anzufertigen. Schon im J. 1767 läßt er sich in Chemnitz nieder und errichtet hier die erste Fabrik für Türkischgarn, wenige Jahre später im Verein mit seinem jüngeren Bruder Theodor, den er aus der Heimath zu sich berief, eine zweite und dritte für Zitz- und Kattunweberei, geraume Zeit vor der Anlage der Wöhler'schen Spinnerei (1799), von der gemeiniglich Chemnitzens Aufschwung zur Fabrikstadt datirt wird (so neuerdings Reinhard Zöllner, „Die Anfänge der Chemnitzer Industrie“ in den Mitth. des Vereins für Chemn. Geschichte I,

Chemnitz 1876). In Würdigung dieser hervorragenden Verdienste um die Industrie und den Handel sowie um die Hebung des Wohlstandes im Churfürstenthum Sachsen wurden die Gebrüder Georg und Theodor K. von dem deutschen Reichsvicar Churfürsten Friedrich August Herzog von Sachsen mit Diplom d. d. Dresden 1. Juni 1792 „sammt ihren ehelichen Leibeserben und derenselben Erbenserben .... in des heiligen Römischen Reichs Adelstand“ erhoben. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts überließ Georg Johann die in voller Blüthe stehenden Fabriken seinen Brüdern Theodor und dem zuletzt aus Kozani in Sachsen eingewanderten Johann. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens etablirte er sich nach Erwerbung der österreichischen Staatsbürgerschaft in Wien als Großhändler und vermählte sich hier, nachdem seine erste Ehe (mit Peristera geborenen Oekonomos, † 2. Febr. 1799) kinderlos geblieben war, 1801 mit der 18jährigen Griechin Zoë Domnando aus Konstantinopel (geb. 1783, † 1863), deren Familie Ende des 18. Jahrhunderts mit vielen andern wegen der Verfolgungen durch die Türken nach Triest geflüchtet war. Dieser Ehe entsprossen sechs Kinder, von denen nur drei, Katharina († 1814), Demeter († 1852, 45jährig als österreichischer Husarenoberst) und der jüngste, Theodor Georg (s. u.) den Vater überlebten. K. beschloß sein reich bewegtes Dasein nach kurzer Krankheit (Pneumonie) als 70jähriger Greis, hoch geachtet ob seines ehrenhaften Charakters, seines ausgebreiteten industriellen und kaufmännischen Wissens und seines regen Wohlthätigkeitssinnes.

Nach Urkunden im Besitze der Familie v. K. und nach mündlichen Mittheilungen der Wittwe Zoë von Karajan. Max v. Karajan.

Karajan: Theodor Georg Ritter von K., altdeutscher Philolog und Geschichtsforscher, Sohn des vorgenannten Georg Johann v. K. Er wurde am 22. Januar 1810 in Wien geboren und am 30. Januar nach griechisch-orientalischem Ritus getauft. Kaum 3½ Jahre alt, verlor er den Vater, an dessen mannhafte Erscheinung er sich trotzdem noch in späten Tagen zu erinnern wußte. Den ersten Unterricht genoß der bei all' seiner geistigen Beweglichkeit gutmüthige und leicht zu lenkende Knabe an der von der griechischen Gemeinde erhaltenen Schule, deren Einrichtung und Leitung in jener Zeit nahezu alles zu wünschen übrig ließen. Vom Herbste 1820 bis Sommer 1826 besuchte er das damals sechsclassige Gymnasium und hier war es neben den alten Sprachen die Geschichte, welche sein Interesse derartig fesselte, daß er schon im Alter von 14 Jahren eifrig bemüht war, sein historisches Wissen aus Specialwerken zu bereichern. Daneben wurde er in modernen Sprachen und, mit weitester Interpretation der Bestimmung des väterlichen Testamentes, daß bei Erziehung der Kinder „keine Kosten zu sparen“ seien, in allen möglichen Künsten und technischen Fertigkeiten, so z. B. auch im Glasblasen, Holz- und Metalldrehen u. a. m. unterwiesen, wodurch sich die K. in seltenem Grade eigene manuelle Geschicklichkeit erklärt. Nachdem er 1826—1828 die beiden „philosophischen Jahrgänge“ vollendet hatte, welche nach dem Lehrplane jener Zeit für die drei höheren Facultäten vorbereiteten, verließ er durch einen theilweisen Mißerfolg beim Schlußexamen in der Physik eingeschüchtert und verletzt, wol auch auf Andrängen einiger Verwandten, welche raschen Eintritt in die Beamtenlaufbahn empfahlen, die Universität. Die deutsche Philologie und Geschichtsforschung haben dies, wie die Folge lehrte, gewiß nicht zu bedauern; denn vor die Wahl einer Facultät gestellt, hätte K. bei dem damaligen Stande des Universitätsunterrichtes, welcher weder zu philologischer noch historischer Durchbildung Anleitung bot, und bei seiner geringen Neigung zur Jurisprudenz sich eigenen Aeußerungen zufolge für die Medicin entschieden, so schweren Kampf ihn auch das Aufgeben der seit der Gymnasialzeit unausgesetzt und immer eindringlicher betriebenen historischen Studien ge-

kostet haben würde. Am 9. Mai 1829 trat der bereits der Wissenschaft geweihte Jüngling in den Staatsdienst, unbedachtem Rathe allzu vertrauensvoll sich fügend, beim k. k. Hofkriegsrath (jetzt Kriegsministerium), wo er als Praktikant anfänglich im Expedite, nach Jahresfrist im Marinedepartement beschäftigt ward. Daß er in dieser seinen Fähigkeiten durchaus nicht entsprechenden Stellung, in welcher er über drei Jahre aushalten mußte, sich wahrhaft unglücklich fühlte, begreift sich und hat er später wiederholt versichert. 1832 fand er endlich eine seinen Kenntnissen und Neigungen besser zusagende Wirksamkeit, indem er am 19. Juli d. J. als Registraturpraktikant an das Archiv der k. k. allgemeinen Hofkammer (jetzt Finanzministerium) versetzt wurde, dessen Director (seit 1833) der Dichter Grillparzer, Karajan's Werth alsbald erkennend, ihn nach Kräften förderte und ihm zeitlebens freundlich gesinnt blieb. Das J. 1832 wurde indeß noch in anderer Richtung bedeutungsvoll für ihn durch seine Vermählung mit der Bürgerstochter Juliane Voggenhuber aus Timmelkam (bei Vöklabruck) in Oberösterreich (am 9. Septbr. 1832). Denn sie, ein Musterbild von Herzensgüte, dabei von klarem Blick und edlem offenem Wesen, die ihm die Lieb' und Treue heute übers Grab bewahrt, verstand es, ihm eine glückliche Häuslichkeit zu schaffen und dieses neidenswerthe Gut dauernd zu erhalten. Am Hofkammer-Archiv blieb K., nachdem er am 18. Juni 1836 zum Registraturaccessisten ernannt worden, bis gegen Ende Februars 1841. Während dieses Zeitraums (seit 1833), in den auch seine ersten Publicationen fallen, entwickelte K. eine minder kräftigen Naturen verwehrte rastlose Arbeitsamkeit, indem er nicht nur alle von den Amtsgeschäften freie Tageszeit seinen Studien widmete, sondern Jahre hindurch schon um die dritte Morgenstunde über Handschriften und Büchern saß. Gleich bei den ersten historischen und literaturgeschichtlichen Versuchen hatte er sich von der Nothwendigkeit einer soliden Kenntniß der mittelhochdeutschen Sprache überzeugt und sich deshalb an das Studium der Grimm'schen Grammatik gemacht, das aber, ohne jegliche Anleitung unternommen, trotz ernstesten Bemühens nur langsam fortschritt. Hochwillkommen mußte es ihm daher erscheinen, daß Karl August Hahn aus Heidelberg, der nachmalige Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Prager und Wiener Universität, welcher 1838 mehrere Monate Studien halber in Wien weilte, ihn auf Ersuchen in das Altdeutsche einführte. Der persönliche Verkehr mit den Hauptvertretern der jugendfrisch emporwachsenden deutschen Alterthumsforschung, der sich immer lebhafter und inniger gestaltete, bot erneute Anregung und steigerte die Schaffenslust. Bereits 1834 lernte er Moriz Haupt kennen, welcher die Eltern auf einer Erholungsreise nach Wien begleitete, Mitte Juli 1838 durch Ferdinand Wolf's Vermittelung Ludwig Uhland, der, um die Hofbibliothek zu benutzen, mehrmonatlichen Aufenthalt in Wien genommen hatte, im Sommer 1839 in Berlin den Meister der Kritik, Karl Lachmann, der nach diesem ihm „unvergeßlichen“ Besuche K. wegen der aus reicherer Kenntniß heimischer Quellen geschöpften historischen Erläuterungen zum Ulrich von Lichtenstein auf dem Titel seiner Ausgabe (Berlin 1841) als Arbeitsgenossen nannte, endlich im Herbst 1841 Jacob und Wilhelm Grimm, die im März dieses Jahres von Cassel nach der Hauptstadt Preußens übersiedelt waren. In den Anfang der 40er Jahre fällt auch die Bekanntschaft mit Joh. Andr. Schmeller und dem Geschichtsforscher Joh. Friedr. Boehmer, sowie mit dem feinsinnigen Buchhändler S. Hirzel in Leipzig, die Karajan's Arbeiten mit warmem Interesse verfolgten und ihm aufrichtig zugethan blieben.

Eine seinem wissenschaftlichen Bedürfnisse völlig entsprechende Stellung ward K. erst an der kaiserlichen Hofbibliothek, in deren Dienst er, nachdem frühere Versuche dahin zu gelangen erfolglos gewesen, auf warme Empfehlung Grillparzer's, durch Stellentausch mit dem I. Bibliotheks-Amanuensis am

25. Febr. 1841 trat. Hier, im anregendsten Verkehr mit Stephan Endlicher und Ferdinand Wolf, später mit Franz Miklosich u. A., inmitten eines reichen Schatzes von Büchern und Handschriften, die ihm zu freiester Benutzung standen, sah er sich am Ziele seiner Wünsche, zumal die zeitlich enger begrenzten Amtspflichten zu litterarischer Arbeit mehr Muße boten. In rascher Folge veröffentlichte er nun neben kleineren Aufsätzen eine ansehnliche Reihe von Ausgaben deutscher Sprachdenkmale, welche als tüchtige, von umfassender Gelehrsamkeit zeugende Leistungen sich des Beifalls der Fachgenossen zu erfreuen hatten und zahlreiche wissenschaftliche Körperschaften des In- und Auslandes veranlaßten, K. in den Kreis ihrer Mitglieder aufzunehmen; so bereits 1840 die „deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer“ in Leipzig, 1844 die „Société des antiquaires de Normandie“ in Caen, 1845 die „Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde“ zu Leyden u. a. m. Am 1. Febr. 1848 erfolgte die Wahl zum wirklichen Mitgliede der im Vorjahre gegründeten „kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien“, in deren Geschichte ihm, der „mit allem ausgerüstet war, was den Beruf zum Akademiker kennzeichnet“ und insbesondere „die lebendige Neigung zu gesellschaftlichem Betriebe der Wissenschaft in sich trug“, ein „Ehrenplatz“ gebührt (Vahlen). An der Hofbibliothek mittlerweile zum 4. und 3. Scriptor vorgerückt, entsendete ihn im Mai 1848 das Vertrauen seiner Mitbürger in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M., wo er dem rechten Centrum (Partei Gagern) angehörte und bis September blieb, ohne jedoch als Politiker hervorzutreten. Kaum nach Wien zurückgekehrt, wurde ihm von der höchsten Unterrichtsbehörde die an der reformirten philosophischen Facultät der Wiener Universität errichtete ordentliche Lehrkanzel der deutschen Sprache und Litteratur angetragen, welche Aufforderung er indeß aus übergroßer Bescheidenheit, wol auch aus Scheu, die gewohnte bibliothekarische Thätigkeit mit der ihm fremden eines akademischen Lehrers zu vertauschen, dankend ablehnte. Erst als dieser Ruf im J. 1849 vom damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun wiederholt worden war und der auf Karajan's Anrathen ernannte Prof. Wilhelm Wackernagel in Basel die gegebene Zusage hinterher wieder zurückgezogen hatte, erklärte sich K. zur Uebernahme der Professur bereit und trat am 11. Januar 1850 in den Kreis der Universitätslehrer, indem er gleichzeitig die Stelle an der kaiserlichen Hofbibliothek niederlegte, um sich mit ungetheiltem Eifer dem neuen Berufe widmen zu können. Kurz darnach ward er auch zum Mitgliede der Prüfungscommission für Candidaten des Gymnasiallehramtes ernannt. Sofort nach den ersten Vorlesungen überzeugte er sich, wie ungerechtfertigt die Bedenken waren, welche ihn früher von der lehramtlichen Wirksamkeit zurückgehalten hatten. Denn mußten allerdings das in Karajan's Natur liegende Bedürfniß sich über Gegenstände seines wissenschaftlichen Interesses Anderen gegenüber auszusprechen, sowie die ungewöhnliche Gabe lichtvoller und anziehender Darstellung ihn zum Lehrer prädestinirt erscheinen lassen, so hob doch erst der thatsächliche Erfolg seiner Vorträge, die stetig anwachsende Zahl von Zuhörern, welche mit Begeisterung seinen Worten lauschten (s. A. Jeitteles' Charakteristik der Lehrmethode Karajan's), das Selbstvertrauen und ließ ihn das Lehren nicht etwa als eine Last (nach Vahlens nicht zutreffender Vermuthung), sondern wie er selbst wiederholt versicherte, als eine angenehme Pflicht empfinden. Nachdem er — vom Sommer 1850 an — drei Semester (über mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik, über Hartmann's „Heinrich“ und „Gregorius“, zuletzt über Walther v. d. Vogelweide) gelesen hatte, ward durch einen während der Herbstferien ergangenen Erlaß des Ministers Grafen Thun, welcher der Wahl eines Professors nichtkatholischer Confession zum Decan der philosophischen Facultät die Bestätigung versagte und zurückgreifend auf alte

Satzungen der Wiener Universität, Akatholiken den Zutritt zu den akademischen Ehrenämtern principiell verwehrte, seiner Thätigkeit an der Hochschule unerwartet rasch ein Ziel gesetzt. Traf nämlich auch K. jene Entscheidung nicht direct, so erachtete er sich doch dadurch mit in seinem Rechte verletzt und legte, wiewol mit schwerem Herzen, „in ehrenfester Gesinnung seine Stelle nieder, da es ihm unwürdig schien, daß er wegen seiner griechischen Confession von den akademischen Ehrenämtern ausgeschlossen bleiben sollte“ (Dümmler). Vom Tage seiner Enthebung (9. Octbr. 1851) lebte K. über zwei Jahre als Privatmann, bei voller Muße nicht nur selbst um so rühriger producirend, sondern auch stets freudig bereit, die wissenschaftlichen Arbeiten Anderer nach Kräften zu fördern, wie die schönen Worte Otto Jahn's (Vorrede zur Mozartbiographie, II. Aufl., S. XIX) bezeugen, der sich im Sommer 1852 musikgeschichtlicher Studien halber in Wien aufhielt und von da ab K. innig befreundet war. Jenem Triennium gehören einige auch um der Forschungsmethode willen als vortrefflich anerkannte Leistungen an, die nebst vielen Ehrenmitglieds- und Mitgliedsdiplomen gelehrter Corporationen, am 24. Juli 1854 das eines philosophischen Ehrendoctors der Universität Kiel (auf K. Müllenhoff's Antrag) einbrachten und die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin auf J. Grimm's Vorschlag bestimmten, K. am 16. Juni 1853 zum correspondirenden Mitgliede zu ernennen. Daneben entwickelte er in der Wiener Akademie, welche ihn am 28. Juli 1851 zum Vicepräsidenten (Präsidenten der historisch-philosophischen Classe) gewählt hatte, auch eine erfolgreiche administrative Thätigkeit, welche von den Akademikern durch viermalige Wiederwahl nach je dreijähriger Functionsdauer und endlich im J. 1866 durch die Wahl zum Präsidenten der Gesammtakademie glänzend anerkannt wurde. Seit 1850 war er zudem Berichterstatter der Commission zur Leitung der Herausgabe der „Acta conciliorum saeculi XV“, seit 1851 auch der Commission zur Herausgabe österreichischer Geschichtsquellen, welche Referate er jedoch 1869 niederlegte, während er das Januar 1864 ihm übertragene Amt eines Mitgliedes der „Commission zur Herausgabe österreichischer Weisthümer“ bis an sein Ende führte. Ueberdies fungirte er von 1854 durch fünf Jahre als Präsident des Wiener Alterthumsvereins. Hatte er 1850 die Stellung an der Hofbibliothek ungern und nur deshalb aufgegeben, weil er den Pflichten dieses Amtes neben der Professur nicht völlig genügen zu können glaubte, so leistete er dem von maßgebender Seite ausgegangenen Antrage, als I. Scriptor mit Custostitel an diese Anstalt zurückzukehren, am 11. Jan. 1854 um so freudiger Folge, als er ausersehen war, die lange geplante Katalogisirung aller abendländischen Codices der Hofbibliothek zur Ausführung zu bringen. „Die Natur des Unternehmens erforderte das Zusammenwirken vieler Arbeiter, aber K. war die Seele des Ganzen und es war sein Stolz, daß es gedieh der Wissenschaft zum Nutzen und der kaiserlichen Hofbibliothek nicht minder als der kaiserlichen Akademie zur Ehre“ (Vahlen), welch' letztere die Kosten der Herausgabe dieses Katalogs übernommen hatte. Das großartige und mühevolle Werk schritt wider Erwarten rasch vorwärts, so daß 1864 der I. und 1873 bereits der VI. Band, — der letzte, dessen Drucklegung noch K. selbst besorgte — ausgegeben werden konnte. Den zahlreichen Besuchern der Bibliothek und auswärtigen Benutzern gegenüber erwies sich K. „als den gefälligsten und zuvorkommendsten Förderer aller Anliegen und Wünsche“ (Dümmler). Nachdem er am 27. Juli 1857 wirklicher (V.) Custos geworden, rückte er allmälig zum II. Custos (11. Decbr. 1867) vor und erhielt am 16. Mai 1871 den Titel und Charakter eines Regierungsrathes. An sonstigen Auszeichnungen seines wissenschaftlichen und amtlichen Wirkens hat es K. auch in den letzten 15 Jahren nicht gefehlt. Diese schienen ihm jedoch darum nur wirklichen Werth zu haben, weil sie von ihm

nicht gesucht und noch weniger erbeten waren; so die Wahl zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften (9. Juli 1859), die Ernennung zum correspondirenden (17. Decbr. 1859) und zum Ehrenmitgliede (7. Decbr. 1867) der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen u. a. m., endlich die Verleihung des Ritterkreuzes des kaiserl. königl. Franz-Joseph-Ordens (1853), des Commandeurkreuzes des kaiserl. mexikanischen Guadaloupe-Ordens (1865), die Berufung in das österreichische Herrenhaus (1. April 1867), die Verleihung des Ritterkreuzes des kaiserl. königl. Leopold-Ordens (1869) und die hieran sich knüpfende Erhebung in den erblichen Ritterstand (11. Juli 1869).

Die litterarische Thätigkeit Karajan's seit 1855 bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte und der Specialgeschichte Wiens. Diese Studien, schon Mitte der 30er Jahre im Verein mit Wiener Gelehrten wie J. Chmel, J. Feil, J. B. Kaltenbäck, J. Scheiger, J. E. Schlager u. A. quellenmäßig betrieben, sodann seit Anfang der 40er Jahre in der von K. mitbegründeten „Dienstagsgesellschaft", welche auch Nichtösterreichern (E. Dümmler, K. Hopf, M. Büdinger, Th. Sickel, W. Wattenbach u. A.) gastliche Aufnahme gewährte, hochgehalten und gepflegt („Quellen und Forschungen" 1849, „Sylvesterspenden", seit 1851) hat K. nie ganz ruhen lassen, wie die zahlreichen historischen Nachweisungen selbst in seinen rein philologischen Arbeiten bezeugen. Für jene beiden Gebiete hauptsächlich sammelte er im Laufe von mehr denn 4 Decennien eine der reichhaltigsten und erlesensten Bibliotheken, welche ebenso wie eine umfassende Collection von Wiener Plänen, Ansichten und Detailaufnahmen, da Versuche sie beisammenzuhalten scheiterten, dem Schicksale ähnlicher Sammlungen verfiel (vgl. Auctions-Verzeichniß I, Leipzig 1875, List & Francke; II, Wien 1879, Kubasta & Voigt; III, Wien 1881, C. J. Wawra). K. erlag einem Leberleiden, gegen das er schon 1856 eine Brunnenkur in Marienbad mit gutem Erfolge gebraucht hatte, das aber später immer gefahrdrohender sich entwickelte, am 28. April 1873 halb 12 Uhr Nachts zu Wien, tief betrauert nicht nur von den Seinen sondern von Allen, denen es gegönnt war, den krystallhellen, jeglichem Scheine abholden Charakter, die niemals durch Nebenrücksichten beirrte Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit, den für alles Schöne und Edle begeisterten Sinn dieses Mannes und sein weiches, stets zu milderem Urtheil geneigtes Gemüth kennen zu lernen, das, auch Humor und Scherz gerne sich hingebend, absichtlich zu verletzen außer Stande war. Sein feines Empfinden bekundete sich auch in der Liebe zur Musik und fast schwärmerischer Verehrung ihrer großen Meister. Von politischer wie religiöser Unduldsamkeit gleich weit entfernt, dachte und fühlte er, trotzdem er den Stempel griechischer Gesichtsbildung unverkennbar trug, doch echt deutsch und sah in dem Zusammengehen mit Deutschland die sicherste Gewähr für die Wohlfahrt Oesterreichs. Er ruht in der Familiengruft zu Mauer (bei Wien), wo er, seit 1847 im selbsterbauten Landhause, mit den Seinen die Sommer verbracht hatte.

Wie K. im Kampfe gegen Hemmnisse aller Art, die seinen Bildungsgang bedrohten, sich ungewöhnlich rasch zu einer scharf ausgeprägten Individualität entwickelt hatte und, frühzeitig auf sich gestellt, was er ward, wesentlich durch sich selbst geworden ist, so tragen auch seine wissenschaftlichen Arbeiten insgesammt den Typus einer selbständigen Natur. Mit kleinen theils historischen theils topographischen Aufsätzen (in der „Wiener Ztschft. f. Kunst, Litteratur, Theater und Mode", 1833 und in den „Oesterr. Blättern f. Litteratur, Kunst und Kritik", 1835) eine nahezu vierzig Jahre umfassende schriftstellerische Wirksamkeit beginnend, zieht er zuerst durch die „Beiträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter" (1838), zu denen er durch eine

Handschrift des kaiserl. königl. Hofkammerarchives war angeregt worden, die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich. Seitdem fast ausschließlich philologischer Forschung zugewandt, liefert er in dem Zeitraum von 1839—1849 eine ansehnliche Reihe sorgfältiger, mit reichen historischen und litterargeschichtlichen Beigaben versehener Editionen bis dahin unbekannter deutscher Dichtungen des 12. bis 16. Jahrhunderts, welche mit Ausnahme des Gedichtes „Von den siben slâfaeren“ (1839) und des in der „Frühlingsgabe für Freunde älterer Litteratur“ (1839) Gebotenen, dann von „Michael Behaim's Buch von den Wienern 1462—1465“ (1843), der „Deutschen Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts“ (1846) und der „Zehn Gedichte Michael Behaim's zur Geschichte Oesterreichs“ (in dem Sammelwerke: „Quellen und Forschungen zur vaterländ. Gesch., Litt. u. K.“, 1849) in Haupt's Ztschft. f. d. A. I, II, IV—VI (Leipzig 1841—1848) veröffentlicht wurden; so des Bruchstückes eines niederl. Gedichtes „Karl“, des „Buches der Rügen“, des sogen. „Seifried Helbling“ u. a. m. Ein Theil der Publicationen der ersten 50er Jahre ist der kritischen Quellenforschung zugewandt, die, auf dem Grenzgebiete philologischer und historischer Wissenschaft liegend, in beide Nachbarmarken übergreift. Dahin gehören: die werthvolle Untersuchung: „Zur Geschichte des Concils von Lyon 1245“ im I. Bde. der „Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissensch.“ (Wien 1850), welche durch scharfsinnige Auslegung eines allegorischen lateinischen Gedichtes des 13. Jahrhunderts neue Thatsachen über die Vorgänge bei dieser Kirchenversammlung erschloß, die kleine Abhandlung hinter W. Wattenbach's Ausgabe der „Passio sanctorum quatuor coronatorum“ (1853) und vor allem das „Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg“ (1852), dessen als mustergiltig anerkannte Edition in den einleitenden Erörterungen (S. I—LXII) eine Fülle interessanter historischer und sprachgeschichtlicher Details zu Tage förderte. Neben diesen Arbeiten brachte die erste Hälfte der 50er Jahre, die früchtereichste Periode in Karajan's Gelehrtenleben, auch eine Reihe werthvoller philologischer und litterargeschichtlicher Forschungen, von denen der akademische Vortrag über Walther von der Vogelweide (1851), der Deutungsversuch einer längst bekannten, aber unerklärten Inschrift auf einem Goldblättchen (1854) und die umfassende Untersuchung über den österreichischen Spruchdichter Heinrich den Teichner (1855) besonders hervorzuheben sind. Im letzten Drittheil seines Lebens aber zieht sich K. immer mehr auf jenes Arbeitsfeld zurück, welches er schon im Beginne seiner Gelehrtenlaufbahn mit Erfolg betreten hatte, auf das der vaterländischen Geschichte und speciell der Geschichte Wiens. Nur zweimal in diesem Zeitraum tritt er, durch neue Funde hiezu veranlaßt, mit germanistischen Untersuchungen hervor, so 1858 mit der Abhandlung über einen Hundesegen aus dem 9. Jahrhundert und einen Spruch zur Beschwörung von Schlangen, 1870 mit den durch Handschriftenfragmente („noch im Spätherbste seines Lebens“) veranlaßten kritischen Beiträgen zu Seifried Helbling und Ottaker von Steiermark, welchen Dichtern er schon ein Vierteljahrhundert früher eingehende Studien gewidmet hatte. Die Stellung Karajan's in der Akademie mag immerhin den äußeren Anstoß gegeben haben, daß die Jahre von 1855 ab vorwiegend geschichtliche Publicationen brachten. Als Referent der historischen und der Concilien-Commission hatte er die Jahresberichte über die Arbeiten dieser Commissionen zu erstatten, welche Relationen (1851—1868) „nach Anlage und Ausführung selbst geschichtlichen Werth beanspruchen“ und den Eindruck hervorrufen, „daß hier ein Mann an seiner Stelle stand, der mit umfassendem Wissen auf diesem Gebiete das warme Interesse an der erfreulichen Entwickelung vaterländischer Geschichtsforschung verband“. Eine der wichtigsten Publicationen der historischen Commission, die Fontes rerum Austriacarum eröffnete K., „indem er in würdigster Weise (1855) den ersten Band der österreichischen Geschichtsquellen, Schriftwerke des 15. und

16. Jahrhunderts, selbst herausgab". Andererseits fand er als Vicepräsident und Präsident in den feierlichen Jahressitzungen (am 30. Mai) häufig Gelegenheit, theils neue, werthvolle Beiträge zur Würdigung österreichischer Regenten, zumal der von ihm hochverehrten Maria Theresia und Joseph II. zu bieten, theils, fußend auf seinen anderwärts niedergelegten urkundlichen Untersuchungen, in engem Rahmen zusammengefaßte Bilder litterargeschichtlich bemerkenswerther Persönlichkeiten zu entwerfen, wie von Heinrich dem Teichner (1854), von Abraham a Sancta Clara (1866). Völlig der Wiener Localgeschichte gehören an die Festrede über die Geschichte der Wiener Universitäts-Aula (1857), gehalten zur Feier der Uebergabe dieses Gebäudes an die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, und die auf mehrjährigen Studien ruhende eingehende Forschung über die alte Kaiserburg zu Wien vor 1500 (1863). Die 1867 erschienene, mit mühsamstem Fleiße gearbeitete Monographie über den vielgenannten, aber weniger gekannten Augustinermönch Abraham a Sancta Clara, die, wie K. in der Vorrede selbst erklärt, nur eine treue Schilderung der Persönlichkeit Abraham's und die Richtigstellung seines Lebenslaufes nach Zeit und Ort bieten wollte, war die letzte umfassendere Veröffentlichung Karajan's. Eine Biographie des österreichischen Staats- und Conferenzministers Karl Grafen v. Zinzendorf und Pottendorf (1739—1813) auf Grund der noch unbenutzten inhaltreichen Tagebücher, die ihn seit 1871 fast ausschließlich beschäftigt hatte und für welche die Vorarbeiten abgeschlossen waren, als er Anfangs November 1872 schwer erkrankte, blieb leider unausgeführt, ebenso wie die auf J. Fr. Böhmer's Wunsch einst begonnene kritische Ausgabe der Reimchronik Ottokars, eine philologisch-historische Untersuchung über österreichische Ortsnamen und eine illustrirte Häuserchronik von Altwien, für welch' letztere umfangreiche handschriftliche Collectaneen sich im Nachlasse vorfanden. Bei allen Arbeiten Karajan's, bei den rein geschichtlichen ebenso wie bei den philologischen, ist es neben dem allgemeinen historischen Trieb das lebendige Heimathsgefühl des Oesterreichers und häufig auch das localpatriotische Interesse des geborenen Wieners, das auf die Wahl der Untersuchungsgegenstände nicht nur sondern auch auf die Durchführung der Untersuchungen selbst bestimmend einwirkte. Pflegte er es doch als eine „Ehrenpflicht österreichischer Gelehrter anzusehen", vor allem der Erforschung der vaterländischen Geschichte und Culturentwicklung ihre Kräfte zu weihen, und hat er selbst, um von seinen rein geschichtlichen Leistungen abzusehen, sich mit Vorliebe denjenigen österreichischen Dichtungswerken zugewendet, die für die Aufhellung historischer und socialer Verhältnisse Werth und Bedeutung hatten. Wie nun aber bei seinen vielfachen Bemühungen um die heimischen Dichter des Mittelalters historische Motive wirksam und leitend waren, so erhielten andererseits seine historischen Arbeiten durch die solide Anwendung philologischer Methode festen Rückhalt und vertrauenerweckende Sicherheit. „Denn was ihn auszeichnete", sagt Vahlen S. 212 ff., „und was alle seine Leistungen gewinnbringend und fördernd gemacht hat, war die Gewissenhaftigkeit des in der Zucht der Wahrheit aufgewachsenen Mannes. Entfernt von dem Dünkel, der, die eigenen Kräfte überschätzend, leichten Wurfs Erfolge zu erringen und blinkenden Schein für Weisheit zu verkaufen meint, war er stets gewillt, das ihm zu Theil gewordene Maß von Kraft ganz und ehrlich einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel nach Möglichkeit zu erreichen, überzeugt, daß die Wissenschaft Pflichten auferlegt und nur der ihr wahrhaft dient, der ihrem Gebot sich willig unterwirft."

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Karajan's ist bisher nirgend veröffentlicht, auch da nicht, wo man dies nach feststehendem Brauch erwarten sollte, in einem Anhange zum akademischen Nekrolog. Die im Almanach der

Akademie 1851 S. 225—227 gebotene, 29 Nummern zählende Liste umfaßt nur die bis 1850 publicirten Arbeiten, es fehlen die beiden Aufsätze in Haupt's Ztschft. VI. (1848): „Der Ehrenbrief Jacob Püterich's von Reicherzhausen" (S. 31—59) und „Ritter Radibolt" (S. 59—62), ferner die als Manuscript gedruckte, für Vorlesungen bestimmte Ausgabe von Hartmann's v. Aue „Der arme Heinrich" (1850). Hiezu kommen (seit 1851), außer den oben erwähnten Jahresberichten der akademischen Commissionen und sonstigen Akademieberichten, folgende sämmtlich in Wien verlegte Publicationen: „Capiniana Strenae, die Erbhuldigung 1520", „Der Landtag zu Bruck 1519. Aus der Handschrift M. Capini's herausgegeben" („Sylvesterspende") — „Fastnachtpredigt von Dr. Schwarmen zu Hummelshagen" ꝛc. (s. d. Art. M. Haupt XI. S. 79) — „Ueber zwei Gedichte Walthers v. d. Vogelweide" in den Sitzungsb. d. kaiserl. Akademie VII. Bd. S. 359—382 — (1852) „Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg aus dem 8. bis 13. Jahrhundert. Mit Erläuterungen." Großfol. — „Ueber eine neue Handschrift (die Stockholmer) der Reimchronik Ottakers von Horneck", Sitzungsber. VIII. S. 482 ff. — „Jos. B. Heyrenbach's Anmerkungen über die Tabula Peutingeriana" (Sylvesterspende.) — (1853) „Passio sanctorum quatuor coronatorum, aus einer Handschrift der herzogl. Biblioth. in Gotha mitgetheilt von W. Wattenbach. Mit einem Nachwort von Th. v. K." (S. 127—137). Sitzungsber. X. — (1854) „Ueber zwei Bruchstücke eines deutschen Gedichtes aus dem 13. Jahrhundert" (aus Wilhelm von Brabant des Rudolf von Ems) in den Sitzungsber. XII, S. 91—108 und 493 ff. — „Ueber eine bisher unerklärte (gothische) Inschrift", ebenda XIII. S. 211—232 — „Heinrich der Teichner. Ein Vortrag" im Almanach d. kaiserl. Akad. IV, S. 113—130. — (1855) „Kleine Quellen zur Geschichte Oesterreichs: Johannes Tichtel's Tagebuch 1477—1495. Sigmunds von Herberstein Selbstbiographie 1486—1553. Johannes Cuspinian's Tagebuch 1502—1527 und Georg Kirchmair's Denkwürdigkeiten 1519—1533" im I. Bande der akademischen „Fontes rerum Austriacarum", I. Abth. „Scriptores". — „Ueber Heinrich den Teichner" im VI. Bde. der „Denkschriften der Akad. Phil.-hist. Classe" S. 85—174. — (1857) „Festrede bei der feierlichen Uebernahme des ehemaligen Universitätsgebäudes durch die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, gehalten am 29. Octbr. 1857" (Ueber die Geschichte dieses Gebäudes und die Universitätsreformen unter Maria Theresia und Joseph II.). — „Zwei bisher unbekannte Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit. Mit 1 Tafel". Sitzber. XXV, S. 308—325. — (1858) „Kaiser Maximilians I. geheimes Jagdbuch" und „Von den Zeichen des Hirsches", herausgegeben v. K. 12⁰. — (1859) „Maria Theresia und Graf Sylva Tarouca. Ein Vortrag. Mit einem Anhange ungedruckter Briefe der Kaiserin und des Grafen", Almanach IX, S. 1—43 und 84 S. Anhang. — „Kleine Quellen zur Geschichte Oesterreichs", I. Heft (Sylvesterspende). — (1861) „Joseph Haydn in London 1791 und 1792." — „Aus Metastasio's Hofleben. Ein Vortrag". Almanach XI, S. 85—112. — (1863) „Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem Jahre 1500. Nach den Aufnahmen des kaiserl. königl. Burghauptmannes Ludwig Montoyer mit geschichtl. Erläuterungen von Th. G. v. K." im VI. Bd. der „Berichte und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines", 152 S. 4⁰. — „Ueber den Leumund der Oesterreicher, Böhmen und Ungarn in den heimischen Quellen des Mittelalters", Almanach XIII, S. 9—28. — (1864—1873). „Tabulae codicum mss. praeter graecos et orientales in bibl. Palat. Vindob. asservatorum", voll. I—VI. — (1865) „Maria Theresia und Joseph II. während der Mitregentschaft. Ein Vortrag", Almanach XV, S. 99—137. — (1866) „Ueber eine Lebensgeschichte P. Abrahams a Sancta Clara. Ein Vortrag", Almanach XVI, S. 101—115. — „Jacob Sturm's Ehrenkranz der Stadt Wien 1659". Neu herausgegeben von

K. — (1867) „Abraham a Sancta Clara", 1 Bd. 8°. — (1868) „Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck", Almanach XVIII, S. 101—156. — „Procession, so die Hispanier am 15. August 1554 bei den Barfussern zu Wien gehalten haben, s. l. 1554" (Sylvesterspende). — (1870) „Zu Seifried Helbling und Ottaker von Steiermark", Sitzber. LXV, S. 377—390 und 565—576.

Die Nekrologe in den Wiener Blättern „N. Fr. Presse" v. 30. April, „Deutsche Zeitung" v. 30. April, „Neue illustrirte Zeitung" v. 11. Mai, ferner in der „Allgem. Zeitung", Beilage v. 4. Mai 1873 und in „Unsere Zeit" X (1874) I, S. 791 ff. sind ungenau und dürftiger als die Artikel in den Conversationslexicis von Brockhaus, Meyer, Pierer und in Wurzbach's „Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich". Reicheres Detail bieten E. Dümmler „Nat. Zeitung" v. 7. Mai, Adalb. Jeitteles „Wiener Presse" vom 15. Mai 1873, A. Mayer „Blätter des Vereins für Landesk. v. Niederösterr." Jahrg. 1873, S. 88—93 u. C. v. Prantl, Sitzber. der Münch. Akad. 1874 II, S. 170—174. Eingehende Würdigung Karajan's als Gelehrten lieferten R. Heinzel in der „Wiener Abendpost" v. 5. Juni 1873 und besonders J. Vahlen im Almanach der Wiener Akademie XXIV (1874), S. 195—213.

Max R. v. Karajan.

Karaiczay: Andreas Graf K. de Wallje-Szaka, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber eines Chevauxlegers- und 2. Inhaber des Kronprinz Ferdinand-Kürassier-Regiments, geb. am 30. Novbr. 1744 zu Kostainitza in der kroatisch-slavonischen Militärgrenze, † zu Wiener Neustadt am 23. März 1808, aus altadeliger ungarischer Familie, 1775 in den Freiherren-, 1798 in den Grafenstand erhoben. Trat gegen das Ende des siebenjährigen Krieges als Fähnrich in ein Freicorps, erlangte seine Ausbildung in der ungar. Nobelgarde und war im Chevauxlegers-Regiment Levenehr bis zum Obersten vorgerückt, als der Türkenkrieg ihm Gelegenheit bot, seine militärischen Tugenden auch auf dem Schlachtfelde rühmlichst zu bethätigen. Am 19. April 1789 schlug er bei Walesaka (Valea seaca) und Faraoni mit 6 Eskadronen, 6 Compagnien und 4 Kanonen ein türkisches Corps von 5000 Reitern und nahm hierauf an den Gefechten bei Chotim, an der Belagerung dieser Festung, sowie an den Schlachten bei Fokschan (am 1. August) und Martinestje (am 22. Septbr. 1789) den thätigsten Antheil, durch welche glänzenden Waffenthaten er sich den Militär-Maria-Theresien-Orden, die Beförderung zum Generalmajor und die auszeichnende Anerkennung der verbündeten Kaiserin Katharina von Rußland erwarb. Im Kriege der ersten Coalition gegen Frankreich befand sich K. bei der Armee am Rhein, wo er im Feldzuge 1794 in den Gefechten bei Schwegenheim, Schifferstadt, Kaiserslautern, Frankenthal, Mannheim, Weingarten, Epstein und Hochspeier seinen alten Ruf bewährte. Wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand versetzt, lebte er zurückgezogen in Lemberg und Pest, bis er 1799 auf besondere Bitte Suworow's, der schon im Türkenkriege seine Fähigkeiten erkannt hatte, zur Armee in Italien berufen ward. Für die Verdienste, die er sich in den Schlachten an der Trebbia (17. bis 19. Juni), Novi (15. August 1799) und bei der Belagerung von Alessandria und Bosco erworben, wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Nach dem Abmarsche der Russen in die Schweiz bestand er noch mehrere glückliche Gefechte gegen die Franzosen und erhielt im December das Commando über die wichtige Festung Cuneo, wurde aber schon im Frühjahr 1800 auf den Vorschlag des Feldzeugmeisters Kray zur Armee in Deutschland übersetzt, bei welcher er während der Schlacht bei Engen (3. Mai) eintraf und sogleich die Aufgabe erhielt, die weichende Reiterei zu sammeln und wieder vorzuführen. Bei dieser Gelegenheit schwer verwundet, zog er sich bald vom Dienste zurück und erlag 1808 seinen schmerzhaften Leiden. — Unerschrockenheit, Gleichmuth, ein

sicherer Blick und schnelle Auffassung zeichneten ihn als Führer aus und erwarben ihm das blinde Vertrauen der Truppe. Andererseits zog er sich durch seine Strenge gegen höhere Officiere, seine Redlichkeit und Geradheit, ohne Schonung persönlicher Verhältnisse, manche Feinde zu, welche die Verleihung des ihm wiederholt zugedachten Wirkungskreises zu vereiteln wußten.

Hirtenfeld, Der Mil. Maria-Theresia-Orden und seine Mitglieder, Wien 1857; Rittersberg, Biogr. der ausgezeichnetsten verstorbenen und lebenden Feldherren der k. k. österr. Armee, aus der Epoche 1788—1821. Verglichen und berichtigt nach den authentischen Quellen des k. k. Kriegs-Archivs.

K. A.

Karben: Victor v. K., geb. 1422, † am 2. Febr. 1515. Er war als Jude geboren, trat im 50. Jahre zum Christenthum über, wurde Priester in Köln, verblieb aber in ziemlich drückender Armuth (Chmel, Urkunden Maximilians, 1845, S. 503); man hat deshalb kein Recht ihn für gewinnsüchtig und unwahr zu erklären und seiner Taufe sowie der Art seiner Schriftstellerei schlechte Motive unterzuschieben. Sein Hauptwerk „De vita et moribus Judaeorum“, 1504, das 1509 sehr vermehrt unter dem Titel „Opus aureum“ erschien und sehr mit Unrecht ihm abgesprochen worden ist, richtet sich gegen die Juden, rechnet ihnen das Festhalten an ihrem Glauben als Verbrechen an, bezichtigt sie unwürdiger Schmähungen und Verhöhnungen der Christen, giebt ihnen lächerliche Gebräuche, unmenschliches Verfahren gegen die von ihrem Glauben Abgefallenen schuld und erklärt als Hauptursache ihrer Hartnäckigkeit den Talmud. Wegen dieser Anschauungen erschien K. den Kölner Gegnern der Juden in ihrem Kampfe gegen deren Bücher als der geeignete Mann; von dem Erzbischof Uriel von Mainz wurde er neben Reuchlin und Pfefferkorn als Mitglied der Commission zur Untersuchung der hebräischen Bücher verlangt. Sein Gutachten über diese Bücher wurde dann wirklich vom Kaiser gefordert, hat sich aber nicht erhalten, da es von Pfefferkorn, der die übrigen mittheilte, propter prolixitatem ausgelassen worden ist. Wir wissen nur, daß es die Bücher für verderblich und die Vernichtung derselben für dringend nothwendig erklärte. Durch diese freilich nicht sehr ehrenvolle Betheiligung am Vorspiel des Reuchlin'schen Streits besitzt K. eine gewisse Bedeutung.

Vgl. Geiger, Reuchlin, S. 208 ff. passim. Ludwig Geiger.

Kärcher: Ernst Friedrich K., Director des Lyceums zu Karlsruhe, Philologe und Schulmann, geb. zu Ichenheim bei Kehl am 4. August 1789, † zu Karlsruhe am 12. April 1855. Auf dem Pädagogium zu Durlach und dem Lyceum zu Karlsruhe wohl vorbereitet, bezog K. 1807 die Universität Heidelberg, mit der Absicht, sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Unter dem Einfluß von Creuzer und Böckh wandte er sich indeß bald mit großem Eifer dem Studium der klassischen Sprachen und Litteratur zu, ohne doch der Theologie untreu zu werden, da ihm, nach den damals bestehenden Bestimmungen, nur die Absolvirung des für die Candidaten des Predigtamtes vorgeschriebenen Examens die Aussicht auf ein Lehramt eröffnete. Nachdem er dieses Examen im Herbst 1810 bestanden hatte, trat er als Hauslehrer in die Familie des westfälischen Gesandten Girard in Stuttgart ein, wo er nicht allein Gelegenheit fand, sich im Französischen eine bei Deutschen seltene Vollkommenheit zu erwerben, sondern auch durch den bekannten Lexikographen Abbé Mozin zur Mitarbeit an dessen großem Wörterbuch herangezogen wurde. Nachdem K. zwei Jahre lang in dieser Stellung zu Stuttgart thätig gewesen war, wurde er als Lehrer an die Pagerie nach Karlsruhe berufen und 1815 zum ersten Lehrer am Pädagogium in Durlach ernannt. Von da kam er 1820 an das Lyceum nach Karlsruhe, wo er fortan 35 Jahre lang, bis zu seinem Tode als Lehrer wirkte, 18 Jahre lang die Direction der wichtigen Gelehrtenschule führte. Er galt als ein sehr

anregender Lehrer und war als Director mit Erfolg bestrebt, Humanität und straffe Schulzucht in harmonischer Weise zur Geltung zu bringen. Sein Einfluß erstreckte sich seit 1837 über die Mauern der eigenen Anstalt hinaus auf das ganze Land, da er von da an dem Oberstudienrath angehörte. In dieser Eigenschaft war er rastlos für eine zeitgemäße Umgestaltung und Fortbildung des Gelehrtenschulwesens thätig. Die Aufnahme des Turnunterrichtes in den Lehrplan und die eingehendere Berücksichtigung des Zeichnen- und Gesangunterrichtes ist wesentlich Kärcher's Verdienst. Litterarisch war er hauptsächlich auf lexikographischem Felde thätig. Sein etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache, welches den vielverbreiteten Scheller in mehr als einer Hinsicht übertraf, erlebte drei Auflagen und wurde in deutschen und ausländischen Schulen eingeführt, ins Französische, Holländische und Englische übersetzt. 1826 vollendete er das von Ruhkopf begonnene lateinisch-deutsche Wörterbuch in alphabetischer Ordnung und bearbeitete den deutsch-lateinischen Theil nach Scheller-Lünemann. Die zweite Auflage des Werkes (1840) kann als eine ganz neue und K. allein zugehörende Arbeit betrachtet werden. Für den Schulgebrauch bearbeitete er Handausgaben sowohl des etymologischen als des alphabetischen Wörterbuches. Von seinen vielen in Programmbeilagen und Zeitschriften zerstreuten Arbeiten soll hier nur auf die Abhandlung in Schneidewins Philologus (1853 und 54) hingewiesen werden, in welcher er den Nachweis liefert, daß Cato's Carmen de moribus in Versen geschrieben sei, eine Ansicht, welcher A. Böckh in einem in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrage wenigstens bezüglich aller wesentlichen Ausführungen seinen Beifall schenkte. — Im dienstlichen wie im Privatverkehr werden K. Gewandtheit, Thatkraft und gewinnende Liebenswürdigkeit nachgerühmt.

Gockel, E. F. Kärcher, Karlsruhe 1837. — v. Weech, Badische Biographien I, 444 ff. von Th. Löhlein.

v. Weech.

Karchne: Simon K. (auch Karche, Kaerchne angeführt), geb. am 22. Oct. 1649 zu Vippach im Herzogth. Krain, Jesuit, Professor der Theologie und des canonischen Rechts, zuletzt Kanzler der Universität Graz, wo er am 11. Decbr. 1722 starb. Er schrieb: „Diss. jur. theol. de jure et justitia etc.“, 1714. 4; „De actibus humanis cum suis principiis potioribus moralis theologiae materiis applicatae“, 1716. 4; „Tract. canonisticus in librum IV. decret.“, 1713 (alle in Augsburg erschienen) u. a., sämmtlich moralistischer Natur, eine Menge rechtlicher Fragen, das Eigenthum, die Ehe u. dgl. betreffend, vom Standpunkte des Rechts und des Beichtstuhls behandelnd.

De Backer, Bibl. V. 384, meine Gesch. III. 1. S. 157.

v. Schulte.

Karg: Georg K. (Parsimonius), lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 1512 zu Heroldingen im Oettingen'schen, † am 29. Nov. 1576 als General-Superintendent in Ansbach. — Er war der Sohn eines Bauern, studirte 1532 zu Wittenberg und wurde 1537 daselbst Magister, kam aber als „junger unerfahrener Mensch“ wegen unbefugten Predigens und wiedertäuferischer Irrlehren 1538 in Untersuchung und Haft. Weil er Belehrung annahm, wurde er auf der Theologen Verwendung freigelassen und 1539 auf Luther's Empfehlung als Pfarrer und Superintendent nach Oettingen berufen. Von da durch den schmalkaldischen Krieg vertrieben, fand er Aufnahme bei dem Markgrafen von Brandenburg, wurde 1547 zum Pfarrer in Schwabach, 1556 zum General-Superintendenten in Ansbach ernannt und nahm Theil an verschiedenen theologischen Verhandlungen, z. B. 1551 an einer Berathung über Beschickung des Tridentiner Concils, 1557 am Frankfurter Convent und Wormser Colloquium, wo er in der vierten Sitzung im Namen der evangelischen Colloquenten gegen

die Aufstellung des consensus patrum als Entscheidungsgrund protestirt. Wegen seiner philippistischen Abendmahlslehre bekam er 1557 Streit mit dem Stiftsdecan Tettelbach. Noch mehr Aufsehen aber erregten einige 1563 von ihm publicirte Thesen „über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott“, worin er die damals aus Anlaß des Osiandrischen Streites in der lutherischen Kirche neuaufgekommene Lehre von der obedientia activa d. h. von der stellvertretenden und genugthuenden Bedeutung des von Christo geleisteten Gesetzesgehorsams bestritt. Zunächst war es der Ansbachische Prediger Peter Kezmann, der ihn deshalb angriff; dann dessen Nachfolger Konrad Limmer; aber auch auswärtige Theologen wie Johann Brenz, Luc. Osiander, Marbach, Heßhus, der Wittenberger Paul Eber u. A. griffen in den Streit ein. Weil K. gegenüber einer Wittenberger Deputation halsstarrig an seiner Lehre festhielt, wurde er auf den Rath des Kurfürsten von Sachsen und des Markgrafen Johann von Brandenburg von seiner Stelle suspendirt und nach Wittenberg geschickt, um sich mit den dortigen Theologen zu besprechen. Diese ermahnten ihn, er solle sich ungewöhnlicher und neuer Reden enthalten. Er verstand sich denn auch schließlich den 10. Aug. 1570 zu einem, in ehrenvoller Form abgefaßten Widerruf (abgedr. in Unschuld. Nachr. 1719. S. 769), wiederholte diesen den 31. Octbr. vor einer Synode in Ansbach, wurde darauf den 6. Novbr. von Jacob Andreä wieder als General-Superintendent eingesetzt und blieb bis zu seinem Tode unangefochten. Erst die Concordienformel des Jahres 1577 kam noch einmal auf den Streitpunkt zurück, ohne jedoch Karg's Namen zu nennen. — Ein von K. verfaßter Katechismus („Quaestiones catecheticae oder kurze Summe christlicher Lehre &c.“, 1564) blieb in mehrfachen Ueberarbeitungen bis ins neunzehnte Jahrhundert in der Ansbach'schen Kirche in Gebrauch.

Siehe die Litteratur der Geschichte des protest. Lehrbegriffs, bes. Walch, Religionsstr. der luther. K. I, 171; IV, 360 ff.; Schröckh, K. G. V, 358; Döllinger, Reformation III, 656 und Anhang S. 15; Frank, Gesch. d. prot. Theol. I, 158 ff.; Plitt in der Theol. Realencycl. 2. A. VII, 522.

Wagenmann.

Karg: Johannes K., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 1525 zu Augsburg, † am 24. Decbr. 1588 zu Hirschau im Herzogthum Württemberg. — Er besuchte in seiner Jugend die Stadtschule zu Augsburg unter dem Humanisten Sixtus Betulejus, studirte in Tübingen (1538) und Wittenberg (1540 ff.), wo er Luther und Melanchthon hörte, ging 1546 nach Luther's Tod in seine Heimath zurück, wurde Diakonus zu Augsburg, mußte 1548 wegen Verwerfung des Interims die Stadt verlassen, ging nach Basel, kehrte 1550 nach Augsburg zurück, wo er sich verheirathet und eine Schule errichtet. Bald aber muß er zum zweiten Mal weichen, irrt monatelang mit Frau und Kind im Elend umher, findet ein Asyl im Herzogthum Württemberg, wird 1552 Diakonus in Tübingen, 1556 Stadtpfarrer und Specialsuperintendent in Blaubeuren, 1558 in Canstatt, 1559 Hofprediger in Stuttgart, 1560 Abt zu Hirschau, wo er bis zu seinem Tod als Prediger an der Gemeinde und Lehrer an der Klosterschule wirkt, allgemein geachtet wegen seiner „eruditio, constantia, humanitas, pietatis studium“. Berühmter als durch eine gedruckte Predigt, „von der wahren Gegenwart Christi im Abendmahl“ (Tübingen 1561. 4.) ist er geworden durch seine Beschreibung der in der Hirschauer Klosterkirche abgemalten biblischen Historien, die nebst anderen handschriftlichen Collectaneen von ihm (bes. zur Geschichte Hirschau's und Württembergs) theils auf der Wolfenbütteler theils auf der Stuttgarter Bibliothek (Hist. A. Nr. 198) sich befindet. Auszüge daraus hat Lessing herausgegeben in seinen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur, 1772; vgl. Werke V, 242 ff., Ausgabe von 1855.

Vgl. Crusius, Ann. Suev. III, 60, 595; Freher, Theatrum erud.; Serpilius, Epit. th.; Fischlin, Mem. Theol. Wirt. I, 87 ff.; Adami, Vitae theol.; Jöcher II, 2050; Steck, Kl. Hirschau, S. 21; Moser, Bibl. scr. de rebus Suevicis S. 35. Wagenmann.

Karg: Johann Friedrich Ignaz K. Freiherr von Bebenburg, (diese Vornamen stehen auf den Titeln der Schriften), geb. 1647 in Bamberg, † am 30. Novbr. (nach dem Grabmonument, nach andern am 31. Decbr.) 1719 in Bonn, machte seine Studien in Rom, Paris, Prag, Bamberg und Würzburg, Geheimrath des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg Peter Philipp von Dernbach, hierauf des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, geistlicher Rathsdirector desselben, 1683 Dechant von Unserer Lieben Frauen in München, vom Kaiser Leopold I. mit einer Gesandtschaft beim Papst Innocenz XI. betraut; er setzte durch seine Bemühungen 1688 als Legat die Wahl des Prinzen Joseph Clemens von Baiern zum Erzbischof von Köln durch, in Folge dessen dieser ihn zum Kanzler und Staatsminister machte. Während er in einer zu Rom 1728. 4. von neuem sub auspiciis Bened. XIII. aufgelegten Schrift „Erotemata mixtimque problemata juris can. et civ. illustria una cum XIII. dissertationibus ad utrumque jus proemalibus“ für die weitestgehenden Befugnisse der Päpste eintritt, hat seine Schrift „Pax religiosa seu de exemtionibus et subjectionibus religiosorum opusc.“, Würzb. 1680, trotz der Schutzschrift „Fecialis pacis rel.“ cet., Bamb. 1683, Ven. (Bonn) 1778 sich mit Decret vom 21. April 1690 die Censur der Indexcongregation zugezogen. „Friedreiche Gedanken über die Religions-Vereinigung in Teutschland aus dem Wort Gottes, Conciliis, Patribus, Kirchen-Historie zusammengetragen“, Würzb. 1679. „Diss. theol. ad constitut. Greg. P. de immunitate locali ecclesiarum seu de jure sacri asyli“, Köln 1690. „Isagoge parascevattica succinctam meditandi methodum utriusque testamenti, conc. Trident. et status ecclesiast. notitiam continens ad usum conferentiarum cleri Bamberg. et Herpibol.“, Würzb. 1683. „Diss. sopra i concilii Romani di Giov. VIII.“, Rom 1686.

Hartzheim, Bibl. Colon. 170, 344 (Grabschrift). Praef. der Schrift De jure asyli. Jäck, Pantheon Sp. 539, 2124. Kobolt S. 364.

v. Schulte.

Kargel: Sixt K. oder Kargl, nennt sich im J. 1586 einen „fürstlich bischoflichen Straßburgischen Lautenisten“. Bereits im J. 1569 trat er durch ein in Mainz erscheinendes Werk auf, welches sich mit der Verbesserung der Cithara, der späteren Guitarre beschäftigte; er gab ihr die Stimmung: h G d g d e und fügte der Abhandlung einige Tonstücke bei, wie Passomezzi, Padoanis u. A. Eine spätere Ausgabe erschien in Augsburg 1575. Praetorius erwähnt seiner im 2. Bande seines Syntagma (1619) Seite 55 und nennt ihn einen geborenen Straßburger. Der Buch- und Notendrucker Petrus Phalese in Löwen gab im J. 1571 ein Sammelwerk Lautenstücke heraus, auf dessen Titel neben Melchior Newsidler auch Sixt „Kargl“ genannt wird und giebt uns dies den lebhaftesten Beweis, in welchem Ansehen zu der Zeit K. in ganz Europa stand. Die königl. Bibliothek in Berlin besitzt mehrere Lautenwerke von ihm und ist dem von 1586 auch das Portrait beigegeben.

Rob. Eitner.

Karl (Martell) ist eine „überwältigende“ Persönlichkeit des Mittelalters. Als Neugründer des fränkischen Reiches, als Begründer der karolingischen Dynastie und Politik ist er recht eigentlich der Vorgänger seiner Söhne und besonders seines Enkels Karls des Großen.

K., der Sohn Pippins des Mittlern, etwa 688 n. Chr. von einer zweiten Gemahlin desselben, Chalpaida, geboren, einer vornehmen und schönen Frau, er-

hielt von seinem Pathen, dem Erzbischof Rigobert von Rheims, jenen echt deutschen Namen. Die Beinamen Tudites, Martellus (Hammer), jetzt so eingebürgert, empfing er erst in späteren Jahrhunderten, nicht mit Unrecht, da er mit wuchtigen Schlägen die Reichsfeinde niedergeschmettert und das lockere Reich zusammengeschweißt hat. Als Jüngling war er schön und körperlich rüstig. Früh vermählt, wol erst mit Chrotrudis, und nach deren Tod 725 mit Swanehilde aus Baiern, hatte er von der ersteren 2 Söhne, Karlmann und Pippin, der eine lange vor, der andere kurz nach dem Tode des Großvaters geboren, von der zweiten Grifo. Von andern, wahrscheinlich unehelichen Söhnen werden Hieronymus, Remedius, Bischof von Rouens, erwähnt, vielleicht auch Bernhard, der Vater von Adalhard und Wala. Ein Bruder, jedenfalls ein naher Verwandter, war Childebrand, der mit seinem Sohne Nivelung zusammen der Urheber seiner Hausgeschichte wurde. — Von Charakter war K. durchgreifend und rücksichtslos, selbst gegen Nahestehende und gegen die Kirche, besonders in Fällen des Staatswohls, voll nationalen Sinnes, richtigen politischen Instinkts, kriegerischen Geschicks und bei aller Kühnheit vorsichtig.

Sein erstes Auftreten bezweckte das bedrohte Lebenswerk seines Vaters und das eigne Leben gegen die Nachstellungen seiner Familie und der neustrischen Gegner zu retten. Dem Vater waren 2 Söhne erster Ehe im Tode vorangegangen. Von den Enkeln hatte sterbend er einem, Theudoald, das Majordomusamt übertragen. Seine Frau Plektrudis hatte die Verwegenheit inmitten lauernder Feinde des In- und Auslandes Regentschaft und Vormundschaft auf ihre Schultern zu nehmen. K., durch Person und Anhang gefährlich, wird von ihr gefangen gehalten, entflieht aber, um im drohendsten Augenblick als Retter der Haus-, Stammes- und nationalen Interessen zu erscheinen; denn die neustrische Nationalpartei, durch die unwürdige Neuerung der Herrschaft eines Kindes und Weibes von feindlichem Stamme zum Aufstand gestachelt, siegt im Walde von Cuise (cotia silva) s. ö. von Compiègne, über die austrasischen Anhänger in Neustrien, jagt Theudoald in die Flucht und setzt sich wieder einen eignen neustrischen Majordomus, Raganfred, ein (715). Dieser aber verschmäht es nicht, Bündnisse mit den Reichsfeinden zu schließen. Die Sachsen verheeren den rheinischen Gau der Hattuarier; der heidnische Friesenfürst Ratbod, der als Lohn das seit 689 an die Franken verlorene Westfriesland, d. h. fast die gesammte Küstengegend des heutigen Belgiens und der Niederlande zurückgewinnt, rückt zu Schiff bis nach Köln, dem Sitz der Plektrudis, vor (716). In Verbindung damit stehen 2 wiederholte Feldzüge der Neustrier an die Maas und bis nach Köln unter Raganfred und dem neuen König Chilperich II. (Daniel), den sich jener zur Deckung aus dem Kloster geholt hat. Im Süden suchen die Bischöfe Savaricus und sein Nachfolger Hainmar von Auxerre durch Eroberung der Nachbargaue sich eine selbständige Herrschaft zu gründen. Das zwiespältige Pippinidenhaus vermag dem vereinten Andrange nicht zu widerstehen. K., von Ratbod geschlagen, flieht, um sich wahrscheinlich inmitten seiner Stammgebiete in der Eifelgegend Kräfte und Anhänger zu sammeln. Plektrud wird zur Auslieferung ihrer Schätze und zur Anerkennung Chilperichs gezwungen. Dem Siege Ratbods folgt in Friesland die heidnische Reaction. Das junge Christenthum wird unterdrückt, die Bekehrer verjagt und die Kirchen zerstört. In dieser Zeit der Gefahr macht sich K. durch einen glücklichen Ueberfall auf das sich zurückziehende neustrische Heer bei Amblève, südlich von Lüttich, Luft (716) und vermehrt die Zahl seiner Anhänger, z. B. durch den Bischof von Verdun. Nach beiderseitiger Rüstung und vergeblichen Friedensvorschlägen von Karls Seite, schreitet dieser zum Angriff gegen Neustrien vor. Der Sieg bei Vincy (bei Cambrai, am 21. März 717) entscheidet. Die Gegner werden bis nach Paris verfolgt. Mächtige Bischöfe müssen Farbe bekennen.

So wird Rigobert von Rheims, sein Pathe, der ihm die Thore nicht öffnen wollte, durch den kriegerischen Laienbischof Milo ersetzt. In Köln zwingt K. durch einen Aufstand Plektrud zur Auslieferung seines Familienerbes. Gegen Chilperich deckt er sich durch Einsetzung eines merowingischen Gegenkönigs unbekannter Abstammung, Chlotars IV. (717 719).

So gefestigt, schreitet er zum Angriff auswärtiger Feinde und entfremdeter Reichstheile. Ein Verwüstungszug bis an die Weser bestraft die Sachsen für den Einfall in den Hattuariergau (718). Dazu befreit ihn der Tod von seinem Gegner Ratbod (719), nach dem ein friedlicher Nachfolger regiert.

Inzwischen haben sich die Neustrier mit Herzog Eudo von Aquitanien verbündet und durch Anerkennung seiner Unabhängigkeit vom Frankenreich einen großen Reichstheil ihren partikularen Interessen geopfert. Der Sieg Karls bei Soissons (719) aber zwingt Raganfred zur Flucht nach Angers, wo er später belagert wird und darnach vielleicht gegen Gewährung dieser Grafschaft seinen Frieden mit dem Sieger macht. Eudo und Chilperich werden bis gegen Orleans verfolgt, der letztere ausgeliefert, aber, da glücklicherweise inzwischen Chlotar gestorben ist, wahrscheinlich als alleiniger König anerkannt; doch macht er durch seinen Tod Theuderich IV. (720—37) Platz, der, obwol minderjährig, aus seinem Erziehungsaufenthalt Kloster Chelles geholt wird. Neustrien und Austrasien sind nun wieder vereint unter einem König und Majordomus. Eine Sonderung in der Stellung beider Länder wird geflissentlich vermieden.

Die nächsten 20 Jahre liegt K. ruhelos kriegerischen Unternehmungen ob, die meistens der Wiedergewinnung entfremdeter Reichstheile gelten. Jahre der Ruhe werden in den Annalen besonders verzeichnet. In die weittragendsten Kämpfe verwickelt ihn Aquitanien. Durch den Frieden mit Karl und ein Bündniß mit dem arabischen Grenzfeldherrn gestärkt, faßt Herzog Eudo nach 10 Jahren den Entschluß, das Bündniß mit K. zu brechen. Eine zweimalige Verwüstung seines Landes ist seine Strafe (731). Statt der gehofften Hülfe von den Arabern zieht ein Aufstand seines Schwiegersohnes die Araber gerade als Feinde in das Land, bringt Eudo in doppelte Verlegenheit, K. aber in die Lage, sich Ruhm und die Oberherrschaft über Aquitanien zu erwerben. Der spanische Statthalter Abderaman siegt nämlich mit großem Heere über Eudo und dringt unter Einäscherung von Städten und Kirchen bis in die Nähe von Tours vor. Da ruft Eudo seinen Besieger um Hülfe. Dieser kommt wahrscheinlich mit dem Heerbann des ganzen merowingischen Reiches, von einem spanischen Annalisten als Heer von „Europäern“ bezeichnet, vereint sich mit seinem früheren Gegner, nimmt nordöstlich von Poitiers beim Flecken Cenon (Arr. Châtellerault) eine Defensivstellung. Sieben Tage beobachten sich die Feinde. An einem Octobersonnabend (732) beginnt die Schlacht. Die Angriffe der Araber prallen an der „unbeweglichen Mauer“ der Austrasier ab. Abderaman fällt. Groß ist der Verlust der Araber, klein der der Franken. Am andern Morgen finden die Sieger das Lager verlassen und voll Beute. Der Sieg rettet Germanen- und Christenthum in Europa; er ist eine Art Wiederholung der Schlacht auf den katalaunischen Feldern. Die Franken waren der letzte Wall vor muhammedanischer Ueberschwemmung. Weder Britten noch Langobarden wären widerstandsfähig gewesen. Fünfzig Jahre früher waren es auch nicht die Franken. Die dauernde Rettung ist freilich wol den Stammes- und Religionszwisten der Araber in Spanien und Afrika und der dadurch veränderten militärischen Lage und Organisation zu verdanken. Die Angabe von einer Verfolgung der Feinde und Belagerung Narbonnes beruht auf Irrthum. Auf dem Rückwege nimmt der Sieger den Bischof Eucharius von Orleans, der einem gefährlichen kriegerischen Geschlecht angehört und mit Savaricus von Auxerre verwandt ist, wol als politischen Parteigänger gefangen und

führt ihn mit sich nach Köln. Auch von anderen Störenfrieden hatte ihn theils der Tod, theils sein Arm befreit. Seine Erkrankung (723) gab vielleicht das Signal zu einem Aufstande seiner Stiefneffen, zweier Söhne Drogo's und seines Gegners Raganfred. Der eine Neffe ward gefangen, der andere starb (723). Raganfred aber, der, wie oben erwähnt, gezüchtigt, aber auch versöhnt ward, starb 731. Ein anderer Neffe Hugo, geistlichen Standes, ward um so reicher für seine Treue belohnt; er erhielt die Bisthümer Rouen, Paris, Bayeux und die Klöster Wandrille und Jumièges.

Nach Eudo's Tod (735), der sich bis dahin still verhalten hatte, dringt K. sofort im Einverständniß mit seinen Großen bis an die Garonne und besetzt da Bordeaux und alle übrigen Städte und Burgen des südwestlichen Aquitaniens. Doch machen Eudo's Söhne, Hatto und Chunold, einen Kampf nöthig (736). Der erstere wird gefangen, der andere erhält gegen ein Treuversprechen die Regierung unter fränkischer Oberhoheit; doch bleibt das Verhältniß ein lockeres. Bei der Reichstheilung von 741 wird Aquitanien nicht genannt. Zur völligen Unterwerfung bedarf es noch schwerer Kämpfe unter Pippin und Karl dem Großen.

Die Araber werden auch Veranlassung zur endgültigen Unterwerfung Burgunds, das durch seine Zersplitterung in kleine geistliche und weltliche Herrschaften jene eher herbeizulocken, als abzuhalten im Stande war. Schon 733 trifft K. energische Maßregeln zur Sicherung des Landes, setzt erprobte Männer als Beamte ein; dasselbe thut er in Lyon, mit dem er einen Vertrag schließt, und wendet sich dann im Vertrauen auf die Sicherung des Landes gegen nördliche Feinde. Die Araber aber bedrohen unter dem neuen Statthalter von Narbonne Jussef-ibn-Abderaman die Provence (735), besetzen Arles im Einvernehmen mit den Bewohnern und brandschatzen das Land 4 Jahre lang. Da rückt K. nach der Unterwerfung der Söhne Eudo's mit einem Heere gegen Arles, sichert sich jedoch erst den Rücken, indem er die Bewohner von Lyon, sowie die Vornehmen und Beamten des Landes bis Marseille hin den Eid der Vasallentreue schwören läßt und setzt in dem wiedergewonnenen Arles seine Beamten ein (736). Möglicherweise ist dieser Zug aber mit dem ersterwähnten identisch. Ein neuer Einfall der Araber und die Wegnahme der Stadt und Burg Avignon mit Hülfe einheimischer Verräther, besonders eines Herzogs Maurontus, rufen K. wieder herbei. Eben war Theuderich IV. gestorben (737). Durch diesen Todesfall vielleicht vorläufig verhindert, sendet der Majordomus Childebrand, den er mit Besitz bei Autun belehnt hatte, mit einem Heere voraus, das in aller Eile bis Avignon vorrückt, Stadt und Umgegend einnimmt und die Belagerung der Festung beginnt. Nach dem Eintreffen Karls wird der Sturm mit Hülfe von Belagerungsmaschinen unternommen. Er gelingt: denn K. erscheint im Festungskrieg ebenso wie in der Feldschlacht bewandert. Die Besatzung, wol die arabische, wird niedergemetzelt, dann geht es über den Rhonefluß bis Narbonne, um hier die Quelle der Angriffe zu verstopfen. Auch hier findet eine kreisförmige Einschließung am Audeflusse statt. Ein arabisches Entsatzheer findet den Zugang von der Flußseite her versperrt, dringt daher von Süden her heran. Mit Zurücklassung eines Beobachtungscorps vor Narbonne eilt K. ihm entgegen. An der Mündung des Flüßchens Berre in den Küstensumpf Sijean ($3^1/_2$ Meilen südwestlich von Narbonne) bei einem alten Palaste Athaulfs schlägt er die Feinde so, daß die Flüchtigen in den Gewässern durch eigenes Drängen und feindliche Geschosse haufenweise den Tod finden (737). Mit großer Beute zurückkehrend, durchzieht er verwüstend ganz Gothien, die Mauern fester Städte wie Nimes, Bezières u. a. m. schleifend, wol um den Feinden keine festen Stützpunkte zu lassen und die christlich-gothische Bevölkerung für den Verrath zu züchtigen. In Nimes

wurde dabei das großartige römische Amphitheater zerstört. Die Belagerung von Narbonne aber gab er aus uns unbekannten Gründen auf; das Beobachtungsheer, das wol nur noch den Rückzug decken sollte, ward nach Vollendung desselben auch zurückgezogen. Die schließliche Unterwerfung ganz Septimaniens, wie Narbonnes erfolgt erst unter König Pippin (752, 759). Ein neuer Einfall der Araber in die Provence wird mit langobardischer Hülfe zurückgewiesen (738 oder 739). Vielleicht hängt mit diesem Angriff eine zweite Erhebung des Herzogs Maurontus zusammen, die wiederum Childebrand und K. herbeizieht (739). Bis an die Meeresküste dringen sie vor. Der flüchtige Maurontus rettet sich in unzugängliche Felsenfestungen. Kein Widerstand erhebt sich weiter. Völlig zuverlässig erscheint aber das Land noch nicht. Nach der Rückkehr erkrankt K. zu Verberie an der Oise.

Wie er hier im Süden die muhammedanischen Glaubensfeinde in Schranken hält, so im Norden die heidnischen, die Friesen und Sachsen. Diese überwindet er mehrmals (720, 722?, 724, 738); das letzte Mal setzt er bei der Lippemündung über den Rhein und macht einen Theil der Sachsen tributpflichtig. Bei den Friesen lebte der Nachfolger Ratbod's, Aldgisl mit den Franken in Frieden. Das verlorene Westfriesland wurde wieder fränkisch. Wilbrord, der Friesenapostel, den K. 722 wahrscheinlich im Bisthum Utrecht bestätigt hat, wirkte daselbst, auch drei Jahre gemeinsam mit Bonifatius, unter Karls Schutz mit großem Erfolg an der Bekehrung des Volkes. Eine letzte Empörung desselben unter einem Herzog Bobo (733, 734) wird gedämpft, der Führer getödtet, die Heidentempel mit Feuer zerstört, das Land so gründlich beruhigt, daß erst 782 wieder Aufstände entstehen. Heidnische Gebräuche zu üben verbot K. bei schwerer Strafe.

Trotz Willkür betreffs Kirchenstellen und Kirchenbesitz war er doch dem christlichen Glauben und seinen Glaubensboten nicht feindlich gesinnt. Willibrord in Echternach und Utrecht, Pirmin in Reichenau, Verdun, sein Lieblingskloster St. Denys, wo seine Söhne erzogen wurden und das er sich zur Grabstätte wählte, erhielten Beweise seiner Gunst. Bonifaz empfängt von ihm auf Bitten Gregors II., der seine religiöse Gesinnung rühmt, einen Schutzbrief für sich und die Seinen. Ausdrücklich schreibt B. diesem Schutze die Möglichkeit zu, seine Gemeinden, Geistliche, Mönche lenken und vertheidigen und den Götzendienst ausrotten zu können. Durch seine Hülfe gelingt die Bekehrung der Hessen und Thüringer, verbreiten sich Kloster- und Kirchenbauten. Nicht ohne seine Zustimmung kann Bonifaz seine bischöflichen und erzbischöflichen Vollmachten empfangen und ausgeübt haben. In den alten Reichstheilen hat K. freilich das verfallene kirchliche Leben nicht gerade verbessert. Das geschah erst unter seinen Söhnen. Aber er hat den Verfall auch nicht zuerst und allein verschuldet. Die verwilderte, verweltlichte Geistlichkeit mit Herrschaftsgelüsten und Ausnützung des Kirchenguts zu persönlichen Zwecken fand er bereits vor. Sinn für kirchliche Verbesserung und geistliches Zusammenwirken war auch vor ihm nicht da; denn 60—70 Jahre war nach Bonifaz keine Synode in Gallien mehr abgehalten worden, d. h. also schon seit fast dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts nicht mehr. K. hat die vorgefundenen Zustände nur energisch ausgenützt, geistliche Gegner ohne Rücksicht auf kirchliche Rechte und Gesetze abgesetzt, gefangen, ihrer Besitzungen beraubt, diese an Parteigänger, Verwandte und Getreue vergabt, oft 2 bis 3 Bisthümer oder Klöster einem zugewandt, wie dem Milo von Rheims und seinem Neffen Hugo, mitunter Leuten von recht weltlicher und kriegerischer Gesinnung; aber auch mit Verwandten und Freunden, wenn sie hinderlich wurden, machte er nicht viel Umstände, wie mit Rigobert von Rheims, mit Wido von S. Wandrille, den er einer Verschwörung wegen hinrichten ließ.

Willkürliche Behandlung der Geistlichen und Benutzung der Kirchengüter zu persönlichen, zu staatlichen und militärischen Zwecken steht also fest. Planmäßige Säcularisation aber und Begründung eines militärischen Seniorats ist nicht nachweisbar. Das Gedächtniß für das, was er dem christlichen Glauben leistete, war rasch erloschen, und der Geistlichkeit der nächstfolgenden Jahrhunderte nur die Erinnerung an die Bedrückung der Kirche geblieben, die sie der Sagenbildung gemäß an einen geeigneten Namen knüpfte. So entstand die Legende von seinen Höllenqualen und den Zeichen göttlichen Zornes bei der Oeffnung seines Grabes. Glaubwürdige zeitgenössische Zeugen, wie Bonifaz, Gregor II. und III. haben kein Wort des Tadels für ihn.

Im Gegentheil, Gregor III., durch den Langobardenkönig Liutprand bedrängt, wendet sich mit mehrfachen Briefen und Gesandtschaften (739, 740) an ihn um Hülfe, bis dahin „unerhört", schickt ihm die goldenen Schlüssel zum Grabe Petri, des Apostels Fesseln und andere Geschenke, um ihm den Schutz der römischen Kirche und der Stadt Rom zu übertragen mit dem Anerbieten, daß er sich von Byzanz lossagen wolle. K. war nur nicht in der Lage zu helfen; denn Liutprand, mit ihm befreundet, hatte einst seinen Sohn Pippin durch das Symbol des Haarabschneidens adoptirt, ihm auf seine Bitten durch einen Einfall in die Provence gegen die Südfrankreich und Oberitalien gleichmäßig bedrohenden Araber Luft gemacht und war überhaupt eine in Charakter, Streben und Erfolg ihm congeniale Persönlichkeit. K. beschränkte sich daher auf Geschenke, freundlichen Empfang der Gesandten, Vermittelungsversuche, scheint aber weiteres Vorgehen im Einvernehmen mit seinem Volk abgelehnt zu haben. Sein Tod schnitt alle Verhandlungen ab. Aber auch hier bahnt die fränkische Machtentfaltung durch ihn bereits das Schutzverhältniß zwischen der karolingischen Dynastie und der römischen Kirche an, das unter Pippin sich weiter entwickelt, unter seinem Enkel Karl seinen großartigen Ausdruck erhält.

K., schon früher mehrfach erkrankt, erliegt endlich am 22. Octbr. 741 zu Kiersy an der Oise einem Fieber, nachdem er die Kirche von St. Denys noch reichlich beschenkt hatte, wo er seine Ruhestätte fand. Seit Theuderichs Tod 737 hatte er ohne König regiert. Die Urkunden aber wurden nach dem Tode des Merovinger-Königs berechnet. Der Papst beehrte ihn mit dem Titel „subregulus", „Unterkönig"; er selbst begnügte sich bescheiden und vorsichtig mit der Bezeichnung „Durchlauchtiger Mann" und „Majordomus". Aber wie ein König theilte er sein Reich unter seine Söhne. Der ältere, Karlmann, erhielt die rein germanischen Gebiete Austrasien, Alemannien, Thüringen, der jüngere, Pippin, die galloromanischen: Neustrien, Burgund und die Provence. Pippin besetzte sofort unter Begleitung seines erfahrenen Oheims Childebrand das unsichere burgundische Erbtheil. Baiern, das K. mehrmals (725, 728), ebenso wie den Herzog Lanfrid von Alemannien (725, 730) bekämpft hatte, und wo Bonifaz unter dem neuen Herzog Odilo seine kirchliche Organisation mit der Einrichtung von 4 Bisthümern begonnen hatte (739), blieb in nur äußerlicher und widerwilliger Unterordnung. Alemannien aber war seit dem Tode Lanfrids (730) offenbar in größerer Abhängigkeit, vielleicht ganz ohne Herzöge. Beide Länder tragen auch in ihren Gesetzbüchern Spuren oberherrlicher Einwirkung. Trotzdem ward Baiern so wenig wie Aquitanien wegen dieser losen Verbindung in die Erbtheilung mit aufgenommen. Schließlich entgingen beide Länder der einmal angebahnten Einverleibung nicht. Die verhängnißvollen Mängel der alternden Dynastie, Familienzwiste infolge von Reichstheilungen, hat auch die werdende nicht von sich abgehalten, aber für den Anfang glücklich überwunden. Grifo, der Lieblingssohn zweiter Ehe, erhielt unter dem Einflusse seiner Mutter Swanahilde, die vielleicht bei der Gelegenheit ihrem Gemahl in Paris Schwierigkeiten

bereitete, einen Länderantheil von Neustrien, Austrien und Burgund mitten im Reich, aber gegen den Wunsch der Franken. Das ward nach dem Tode Karls Signal zu einem Bruderkriege.

So hatte K. den Grund zur Hausmacht, zur Reichseinheit- und größe, zur Ausbreitung und zum Schutz der christlichen Kirche gelegt. Den Söhnen und dem Enkel war es vorbehalten, das Gewonnene zu behaupten, das Angefangene zu beenden, das Versäumte nachzuholen.

Vgl. Ed. Cauer († 1881), De Karolo Martello, Diss., Berlin 1846. — G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte III, S. 8—31. — Th. Breysig († Mai 1881), Jahrb. des fränk. Reichs 714—41. Die Zeit Karl Martells, Leipz. 1869. — G. Richter, Annalen des fränk. Reichs, Halle 1873. S. 182—201. — Engelbert Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. Nach J. F. Böhmer. Innsbruck 1880. H. Hahn.

Karl I. der Große, fränkischer König und römischer Kaiser, † am 28. Januar 814. Karl (d. h. der Mann), der Enkel Karls des Hammers, von welchem er den Namen erbte, wurde als der ältere Sohn Pippins (des Kleinen) und seiner Gemahlin Bertha oder Bertrada, der Tochter des Grafen Charibert von Laon, im J. 742, wahrscheinlich am 2. April, geboren. Wenn es auch unbekannt ist, auf welcher der königlichen Pfalzen er das Licht der Welt erblickt haben mag, so steht es dagegen fest, daß er dem echt deutschen Stamme der Ripuarier oder Rheinfranken angehörte, der unter der Führung seiner Vorfahren an die Spitze des gesammten Frankenreiches getreten war. In die Kindheit Karls und seines um mehrere Jahre jüngeren Bruders Karlmann fiel die förmliche Erhebung seiner Eltern zur Königswürde, die sie thatsächlich längst besessen hatten (November 751), und nicht lange darnach (im December 753) wurde K. dem Papste Stephan III., der als ein Schutzflehender zu seinem Vater kam, zur Begrüßung und zum Geleite entgegengesandt, um dann in Ponthion dem feierlichen Empfange desselben beizuwohnen. Frühzeitig berührte ihn so der Glanz des römischen Hohenpriesterthums und um so tiefer mußte dieser Eindruck haften, als am 28. Juli 754 in der Kirche des Klosters St. Denis bei Paris Pippin und Bertrada nicht blos selbst vor dem Altare die Salbung von päpstlicher Hand empfingen, sondern mit ihnen auch ihre beiden jugendlichen Söhne. Durch die Weihe der Kirche wurde bei dieser Gelegenheit ihr Erbrecht geheiligt, denn Ausschließung aus derselben drohte jedem Franken, der davon abzuweichen wagen würde.

Wenn auch an dem Hofe Pippins, dessen Familienkreis noch durch eine Tochter Gisla erweitert wurde, die geistige Bildung auf dem Wege mündlicher Unterweisung nicht gänzlich fehlte — Karls Vetter, Adalhard, der spätere Abt von Corbie, wird als sein Mitschüler genannt —, so ging freilich körperliche Uebung jener vor und nach fränkischer Sitte Rosse tummeln und die Waffen führen erschien als Hauptsache. Dem entsprach es dann auch, daß in dem neunjährigen Kriege, welchen Pippin gegen den aufsässigen Herzog Waifar von Aquitanien (Guienne) zu bestehen hatte, K. zum ersten Male den Vater im Frühlinge 761 begleitete und mit ihm an der Eroberung von Clermont-Ferrand, das den Flammen überliefert wurde, und anderer Festen in der Auvergne und Limousin theilnahm. 762 gingen sogar beide Söhne mit, und vor ihren Augen wurde das abtrünnige Bourges, eine der größeren Städte, durch Kriegsmaschinen zur Ergebung gezwungen. Die Uebertragung einiger Grafschaften an K. und Karlmann im J. 763 spricht für ihre wachsende Selbständigkeit. Wenige Jahre später — eben war der aquitanische Krieg glücklich zu Ende geführt — und Pippin wurde durch schweres Siechthum veranlaßt, schon im Voraus eine Reichstheilung festzusetzen, durch welche er K. als den älteren nicht wenig bevorzugte,

denn Karlmann empfing nur Burgund, die Provence, Gothien, Elsaß und Schwaben, K. das übrige, während Aquitanien ein gemeinsamer Besitz bleiben sollte. Als einige Tage darauf, am 24. September 768, Pippin gestorben war, gelangten seine letztwilligen Verfügungen zur vollen Ausführung; am 9. October wurde zu Noyon K., zu Soissons Karlmann auf den Thron gesetzt und gesalbt. Bertrada überlebte ihren Gatten noch um 15 Jahre.

Tiefer Haß, dessen Wurzeln uns verborgen bleiben, trennte schon in der Kindheit die königlichen Brüder. Aufhetzungen in der Umgebung des schwächeren, Nachstellungen von dieser Seite soll K. mit Gelassenheit hingenommen haben und der Friede blieb jedenfalls äußerlich erhalten. Für die erste Heerfahrt, welche K. schon im Frühjahr 769 gegen Aquitanien unternehmen mußte, weil Hunald, der Vater des ermordeten Waifar, früher zum Mönche geschoren, sich neuerdings gegen ihn erhoben hatte, verweigerte Karlmann bei einer Zusammenkunft die Mitwirkung. K. zog allein über Angoulême an die Dordogne, wo er die Feste Fronsac anlegte und von dort weiter über die Garonne. Lupus, der Herzog der Wasconen, durch seine Annäherung erschreckt, lieferte den zu ihm geflohenen Hunald nebst Gemahlin aus, womit dieser Versuch der Erhebung im Keime erstickt war, doch blieb Aquitanien ein schwieriger Besitz. Wie hier der Friede nach kurzer Störung wiederhergestellt wurde, so schien er auch eben damals nach allen anderen Seiten hin vollkommen gesichert. Pippins Wittwe, Bertrada, reiste, nachdem sie mit Karlmann in Selz zusammengetroffen war, als Vermittlerin durch Baiern nach Italien: auf ihren Antrieb gab der Langobardenkönig Desiderius dem Papste (Stephan IV.) mehrere Städte zurück, die ihm schon Pippin zugesprochen und sie bewog ihn, seine Tochter (Berterad) ihrem Sohne K. zur Gemahlin mitzugeben. Dieser Ehe stand nicht im Wege, daß K. schon bei Lebzeiten des Vaters mit einer edlen Fränkin Himiltrud in vertrauter Verbindung gelebt und mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. In die Verständigung wurde auch der andere Schwiegersohn des Desiderius, der Baiernherzog Tassilo, mit einbegriffen, obgleich er schon seit 7 Jahren in offener Auflehnung gegen die fränkische Oberhoheit verharrte.

Rasch genug erfolgte ein Umschwung, als am 4. December 771, bevor die Spannung zu offenem Kriege geführt hatte, in der Pfalz Samoussi bei Reims Karlmann durch eine Krankheit hingerafft wurde. Sogleich begab sich eine Anzahl der mächtigsten Großen seines Reichstheiles, wie der Bischof Wilchar von Sitten, der Abt Folrad von St. Denis, einer der in die karolingische Politik am Tiefsten eingeweihten Staatsmänner, die Grafen Warin und Adalhard zu K. nach Corbeny, und unter ihrer Mitwirkung wurde er daselbst zum Herrscher über das gesammte Frankenreich gesalbt. Wenn hierbei das Erbrecht der beiden unmündigen Söhne Karlmanns nicht zur Geltung kam, so war dies eine Ausschließung, für welche es keineswegs an Beispielen aus früherer Zeit mangelte. Karlmanns Wittwe, Gerberga, obgleich von ihrem Schwager in keiner Weise bedroht, traute ihm dennoch feindliche Absichten zu und floh vor ihm mit ihren Kindern, von einigen ihrer Großen begleitet, unter denen Autchar die erste Stelle einnahm, nach Italien. In dem nämlichen Jahre hatte bereits der König seine Gemahlin aus nicht näher bekannten Gründen verstoßen und ihrem Vater Desiderius, schwanger wie es heißt, zurückgeschickt, zu dem auch Gerberga sich wendete. Mag die von der Mutter gestiftete Verbindung ihm vielleicht von Anfang an zuwider gewesen sein, so war doch diese Scheidung ohne ihre Schuld eine ungesetzliche, welche die Mißbilligung streng gesinnter Männer hervorrufen mußte. Nicht viel später vermählte sich K. wieder mit der schönen und sittsamen, damals erst 13jährigen Hildegard, einer Enkelin des Alamannenherzogs Gotfrid, vielleicht auch deshalb,

um in dem neu erworbenen Schwabenlande die fränkische Herrschaft noch mehr zu befestigen.

Mit dem Ausgange des Jahres 771, mit der Erwerbung der Gesammtherrschaft, beginnt eigentlich erst Karls selbständige Regierung und eine erstaunliche Fülle von Thaten, eine wie mit Nothwendigkeit aus der anderen entspringend, drängt sich in dem nächsten Menschenalter zusammen. Jetzt konnte er erst daran denken weiter zu führen, was sein Vater begonnen hatte. Zu der Erbschaft desselben gehörte das Verhältniß zu Italien, welches schon bei jener Salbung durch Stephan ausdrücklich auf ihn und seinen Bruder übertragen worden, indem sie beide zum Patricius von Rom ernannt, dadurch eine Schirmherrschaft über die römische Kirche empfangen hatten. Auf den Papst Stephan, welcher sich zuletzt mit den Langobarden verständigt, folgte 772 Hadrian, von Anfang an den Franken zugeneigt. Als daher Desiderius von ihm forderte, er solle gleich ihm die Söhne Karlmanns als Frankenkönige anerkennen und sie sogar als solche salben, wies er dies Ansinnen entschieden zurück. Mit einem starken Heere setzte sich der König gegen Rom in Bewegung, Hadrian aber rief im Frühlinge 773 in seiner Bedrängniß Karls Hilfe an, an die auch langobardische Flüchtlinge sich wendeten. Ein folgenschwerer Entschluß wurde von dem Frankenkönige gefordert in einem Augenblicke, in welchem bereits der Sachsenkrieg eröffnet war. Als sein Vater einst 18 Jahre früher zum ersten Male gegen die Langobarden zog, hatte ein Theil der fränkischen Großen diesem Bruche mit bisherigen Freunden heftig widerstrebt: wenn auch jetzt, wo die Vernichtung des Langobardenreiches die unausbleibliche Folge sein mußte, von einem solchen Widerspruche nichts verlautet, so versuchte K. trotzdem dem Zusammenstoße noch auszuweichen, indem er Desiderius Frieden anbot gegen die Zurückgabe der dem Papste entrissenen Städte und gegen Zahlung von 14 000 Goldschillingen. Erst als dies abgelehnt worden, berief er die Heerversammlung nach Genf und ließ dort von den Franken den Beschluß zum Kriege genehmigen.

Während ein Theil der Truppen unter der Führung seines Oheims Bernhard über den großen St. Bernhard vorrückte, überschritt er selbst den Mont Cenis und versuchte dort an den von Desiderius besetzten Klausen diesen noch einmal durch Unterhandlungen zu gewinnen. Der königlichen Schaar aber gelang es inzwischen die Langobarden zu umgehen, so daß sie ohne Schwertstreich nach Pavia zurückweichen mußten. Bald sah sich Desiderius in seiner Hauptstadt von den Franken belagert, sein Sohn Adelchis zog sich zuerst nach Verona zurück. Hier ergaben sich dem Sieger die Wittwe Karlmanns mit seinen Söhnen.

Die lange Dauer der Einschließung Pavia's (bis Mitte Juni 774) gewährte K. Zeit zu Ostern den Papst in Rom zu besuchen, um sich als Patricius der Stadt zu zeigen und sein Verhältniß zu ihm zu regeln, denn der Anschluß der Spoletiner an Rom unter ihrem Herzoge Hildebrand und anderer Orte, wie Osimo's und Ancona's, mußte ihm bedenklich erscheinen. Mit denselben Ehren von dem Papste begrüßt, wie einst die Statthalter der griechischen Kaiser, feierte er mit ihm in großer Pracht das Osterfest und bestätigte die Schenkung seines Vaters an die römische Kirche. Wenn auch die Wünsche Hadrian's und die Verheißungen der Urkunde viel weiter reichten — gerade in dieser Zeit entstand die merkwürdige Schenkung Constantins an den Papst Silvester, in der zum ersten Male das Phantasiegebilde eines selbständigen Kirchenstaates auftauchte —, so hatte K. doch keine Neigung ihm thatsächlich mehr zu gewähren als das sogen. Exarchat und die Pentapolis. Als der König von Rom nach Pavia zurückkehrte, ergab sich dies und die übrigen langobardischen Städte folgten nach: Desiderius selbst mit Frau und Tochter, seine Königsburg und sein königlicher Schatz fielen in die Hände des Siegers. Adelchis, der Sohn und Mitregent des

Königs, des Volkes letzter Hort, entwich nach Konstantinopel, Desiderius selbst verscholl als Mönch in dem Kloster Corbie. K. nahm die Huldigung des ganzen Reiches entgegen, von dem nur Benevent und Spoleto noch fehlte, er nannte sich in seinen Urkunden fortan König der Franken und Langobarden und so bestand unter ihm gleichsam das langobardische Reich fort, indem er blos die Königsburg mit Franken besetzte, viele der alten Herzoge aber in ihren Aemtern beließ. Reichte zunächst seine Macht nur bis Tuscien, so fügte er doch schon 776 Spoleto hinzu, das er dem Papste nicht überlassen wollte.

Von Konstantinopel aus, woselbst Adelchis die Würde eines Patricius erhalten hatte, wurde mit griechischer Unterstützung eine nationale Erhebung vorbereitet, an der besonders auch Desiderius' Schwiegersohn, der Herzog Arichis von Benevent, sich betheiligen sollte. Nur in Friaul kam sie durch den von K. selbst zum Herzog bestellten Langobarden Hrodgaud zum Ausbruche. Mit blitzartiger Schnelligkeit eilte der König mitten im Winter (Anfang 776) mit einer auserlesenen Schaar über die Alpen; Hrodgaud war bereits im Kampfe gefallen, Cividale, Treviso und andere Städte wurden erobert. Die Aufständischen verloren ihre Güter und mußten selbst in die Verbannung gehen, wenn sie nicht wie der edle Ajo sogar zu den Avaren flüchteten. In mehrere oberitalische Städte wurden Grafen mit fränkischen Besatzungen eingesetzt.

Nach diesem raschen Zuge fand K. erst im J. 781 bei einem dritten längeren Aufenthalte jenseit der Alpen Muße sich eingehender mit den Verhältnissen Italiens zu beschäftigen, die allmählich eine gründlichere Umwandlung erfuhren. Bis auf Spoleto, wo der Papst seine oberherrlichen Rechte nicht durchsetzen konnte, wurde die herzogliche Gewalt überall beseitigt und das ganze Land in Grafschaften getheilt, die K. großentheils Franken übergab. Unter ihnen standen als Verwalter der königlichen Besitzungen die Gastalden. Das Lehnswesen, wie es sich bereits vollständig ausgebildet hatte, die fränkische Kriegs- und Gerichtsverfassung mit ihren Schöffen wurde eingeführt. Wenn auch die langobardischen Gesetze, wie sie von Rothari bis auf Aistulf aufgezeichnet worden, in Kraft blieben, so wurde doch übrigens die fränkische Gesetzgebung ohne Zuziehung der Langobarden einfach auf Italien ausgedehnt und manche besonderen Gesetze für dies Land hinzugefügt. Erst unter den italischen Unterkönigen findet wieder eine Mitwirkung des Reichstags (meist in Pavia) bei der Gesetzgebung statt. Der Antheil des Volkes fällt fort: neben den Richtern, d. h. den höheren Beamten, erscheinen Bischöfe, Aebte und Kronvassallen.

Ein wichtiger Schritt für die Ordnung des Landes lag nun darin, daß K. bei Gelegenheit der Osterfeier in Rom seine beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig von dem Papste zu Königen von Italien und Aquitanien salben ließ. Pippin, der ursprünglich Karlmann hieß, wurde damals von Hadrian erst getauft. Vermochte auch der Knabe keineswegs selbst zu regieren, sondern statt seiner der Abt Adalhard, Karls Vetter, und andere seiner Begleiter, so wuchs er doch in dem ihm bestimmten Lande auf und leichter konnte unter einem besonderen Haupte das in Lage und Volksart abgesonderte Italien sich in die neue Ordnung der Dinge fügen. Aehnliche Vortheile brachte die Erhebung des noch jüngeren Ludwig für Aquitanien mit sich; auch dort, in einer unzuverlässigen, wankelmüthigen Bevölkerung hatte K. schon 778 meist fränkische Grafen eingesetzt und die Bischöfe und Aebte durch Schenkungen gewonnen.

Der römische Aufenthalt führte auch zu einem Abkommen mit dem Papste, in welchem dieser den Dukat von Rom, das Exarchat mit Ravenna, die Pentapolis (d. h. den Küstenstrich an der Adria bis Ancona) behielt, ferner Capua mit campanischen Städten, die Sabina und einen kleinen Theil des langobardischen Tusciens nebst einzelnen Gütern in Unteritalien, dazu einen Zins aus

den fränkischen Landschaften Spoleto und Tuscien. Weitergehende Wünsche wurden nicht erfüllt, auf Corsika verzichtete später Leo III. Mit dem griechischen Reiche, welches außer Sicilien auch den Süden der Halbinsel mit Neapel und Gaeta und im Norden Venedig behalten, wurde durch Verlobung von Karls ältester Tochter Hrotrud mit dem jungen Kaiser Constantin VI. ein gutes Einvernehmen angebahnt. Zwischen diesen Mächten war als letzter Rest des langobardischen Reiches das Herzogthum Benevent übrig geblieben, dessen Herzog Arichis eine völlig selbständige Stellung einnahm. Auf einem vierten italienischen Zuge im Winter 786 zu 787 bedrohte ihn K. mit einem Angriffe, den er nicht in dem festen Salerno abzuwarten wagte, vielmehr bot er dem nahenden Könige in Capua Unterwerfung an, und ein Tribut von jährlich 7000 Schillingen bekräftigte die Schwüre der Treue, sowie 13 Geiseln, darunter des Herzogs Sohn Grimoald. So war hier zwar ein Abschluß erreicht, doch blieb Benevent stets von schwankendem Gehorsam, zumal da sehr bald wieder ein Bruch mit den Griechen eintrat, die ihre alten Ansprüche niemals ganz aufgaben, nach wiederholten Angriffen verpflichtete sich Grimoald II. schließlich 812 zum Tribute.

Während die Franken den Langobarden politisch und kriegerisch überlegen waren, an geistiger Bildung unstreitig hinter ihnen noch zurückstanden, so erscheinen sie dagegen als die fortgeschritteneren gegenüber dem letzten deutschen Stamme, der hartnäckig dem Christenthume wie auch ihrer Herrschaft trotzte, den Sachsen. Dieses an Zahl und Kraft ihnen wenig nachstehende Volk füllte die weite Ebene von der Elbmündung hinweg über die Weser, beinahe bis zum Rhein, im Süden fast bis zur Sieg, bis zur Vereinigung der Fulda und Werra, bis zur Unstrut und Saale und reichte auch auf das rechte Elbufer hinüber bis zur Eider. Von einem kleinen nordelbischen Volke ausgehend, das nach seinem kurzen Schwerte, dem Sahs, sich also benannte, hatte dieser Name viele ältere berühmtere verschlungen, wie die Angrivarier und Cherusker, die Chauken und Brukterer, die Barden und Angeln, und Theile von Hessen und zumal von Thüringen waren ihm zum Raube geworden. Kühne Seefahrer und gefürchtete Seeräuber auf leichten Fahrzeugen an den gallischen und brittischen Küsten schwärmend, hatten die Sachsen die Insel Britannien endlich ganz für sich gewonnen, während ein anderer Theil mit ihren alten Nachbarn, den Langobarden, bis in die Poebene vordrang, aber die große Menge des Volkes blieb ruhig in den alten Sitzen, nicht von Königen beherrscht, sondern selbständig in den einzelnen Gauen unter erwählten Fürsten ohne ein gemeinsames Band. Fast unberührt von dem Christenglauben beteten sie zu Wotan Donar Saxnôt und ihren Genossen. Die Todesstrafe wendeten sie, der kühnste und rauheste unter den deutschen Stämmen, in sehr ausgedehntem Maße an, sogar für den, der eine Frau von höherem Geburtsstande heirathete. Denn streng geschieden waren die Stände und den Adel, der vielfach über grundsässige Freie und Hörige erbliche Herrschaft übte, hob das sechsfache Wergeld der Freien hoch über diese empor, während Freie und Liten (oder Freigelassene) einander näher standen. Nur innerhalb der einzelnen Landestheile oder Stämme, in welche das Ganze zerfiel, Westfalen, Engern, Ostfalen (Osterleute), Nordalbingier (Nordleute) scheint man sich wol zu gemeinsamer Kriegsführung unter Herzogen geeinigt zu haben. Daß das halbe Jahrtausend seit Tacitus in der altgermanischen Verfassung der Sachsen keinen wesentlichen Wandel hervorgebracht hatte, ist ein deutlicher Beweis, wie sehr es fremder Einwirkung bedurfte, um die Germanen auf eine höhere Kulturstufe zu heben, aber sie theilten mit jenen ihren Vorfahren auch die hohe Schätzung weiblicher Keuschheit, die unerbittliche Strenge gegen Gefallene.

Obgleich von den den Sachsen in mancher Beziehung ähnlichen Friesen ein großer Theil bereits von Karls Vorgängern unterjocht worden, wurden von ihnen

gegen die Sachsen nur unbedeutende Grenzfehden geführt, die nie über Weser und Ocker oder über den Schwabengau hinausgingen und lediglich kleine Theile des Volkes zu vorübergehender Abhängigkeit zwangen. Bei dem Mangel fester Naturgrenzen und dem räuberischen Charakter des Volkes mußte der Krieg stets aufs Neue entbrennen und auch eine gesicherte Bekehrung der anstoßenden deutschen Stämme ließ sich kaum ohne die der Sachsen denken. Schon auf dem Maifelde des Jahres 772 wurde ein neuer Grenzkrieg gegen diese lästigen Nachbarn in Angriff genommen. Am linken Ufer der Diemel ward von den Franken die wichtige Eresburg (an der Stelle des heutigen Stadtbergen) im Gebiete der Engern zerstört, von dort drang das Heer 6 Stunden weiter in den Bergwald Osning und vernichtete ein berühmtes heidnisches Heiligthum, die sogen. Irminsäule, einen dem Gotte Donar geweihten Baumstamm von gewaltiger Größe, in dessen Umgebung Bauanlagen mit einem Tempelschatze von Gold und Silber reiche Beute gewährten. Von weiteren Eroberungen war noch keine Rede, nur 12 Geiseln wurden mitgenommen. Karls längere Abwesenheit in Italien ermuthigte in der ersten Hälfte des Jahres 774 die Engern zu einem Rachezuge nach Hessen, auf dem sie die Kirche zu Fritzlar bedrohten, während westfälische Schaaren die zu Deventer an der Yssel niederbrannten. So suchte man in feindlichem Gegensatze des Glaubens vor Allem gegenseitig die Heiligthümer heim.

Nachdem schon im September 774 mehrere fränkische Abtheilungen zu Streifzügen entsandt worden, wurde auf der Reichsversammlung zu Düren im folgenden Sommer der Beschluß gefaßt, mit ganzer Macht Sachsen anzugreifen und es vollständig zu unterjochen. Eine Schaar von Priestern und Aebten folgte dem Heere, um sofort an die Bekehrung der Unterworfenen Hand anzulegen. Nachdem der König den Rhein überschritten, Siegburg und das von den Sachsen zerstörte Eresburg durch Besatzungen gedeckt hatte, erzwang er bei Höxter am Brunsberge den Uebergang über die Weser durch ein siegreiches Treffen. Als er dann bis zur Ocker vordrang, unterwarfen sich die Ostfalen unter Hassio und leisteten den Eid der Treue und nicht minder auf dem Rückwege von dort im Bukkigau die Engern unter Bruno. Dieser rasche und leichte Erfolg ohne Blutvergießen erklärt sich zum Theil sicher dadurch, daß K., der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, vor Allem den Adel zu gewinnen, den Fürsten gegenüber weder Versprechungen noch Geschenke sparte. Er erreichte seinen Zweck so gut, daß sowol Hassio wie Bruno nicht wieder am Kampfe theilnahmen. Ein hartnäckigerer Geist lebte in den Westfalen, die wahrscheinlich schon damals von Widukind geführt wurden; die bei Lübbeke am linken Weserufer zurückgebliebenen königlichen Truppen überfielen sie Nachts und brachten ihnen nicht unerheblichen Verlust bei, den der König rasch genug rächte, um sodann auch von ihnen Treuschwur und Geiseln zu empfangen. Diese wurden an einzelne Grafen übergeben oder namentlich auch fernerhin zur christlichen Erziehung in fränkische Klöster vertheilt.

Karls zweiter italienischer Zug im J. 776 bewog die Sachsen zu neuer Erhebung, die sich zunächst gegen die Stützen der fränkischen Herrschaft im eigenen Lande richtete; die Eresburg wurde mit den Waffen genommen, bei der Siegburg erlitten sie durch einen Ausfall der Belagerten eine empfindliche Niederlage. Kaum heimgekehrt, brach K. im Sommer von Worms aus in ihr Land; durch Verschanzungen nicht aufgehalten, gelangte er bis zu den Quellen der Lippe, woselbst sächsische Männer, um Verzeihung für den Aufstand zu erlangen, in großer Zahl ihm ihr Land übergaben und mit der Treue zugleich Annahme des Christenthums gelobten. Die hergestellte Eresburg und eine neue Feste an der unteren Lippe, die Karlsburg, sicherten die Unterwerfung des Volkes. Als K. dann im folgenden Jahre 777 zum ersten Male auf westfälischer Erde zu Paderborn das

Maifeld abhielt, schien aller Widerstand gebrochen: willfährig erschienen vor dem Könige Adliche, Freie und Liten in Schaaren und ließen die Taufe über sich ergehen. Nur unter der Bedingung wurde dem Adel Verzeihung gewährt, daß derselbe eidlich geloben mußte, bei erneutem Treubruche die Freiheit und sein Gut verwirkt zu haben. Nicht alle aber waren gekommen: Widukind, der Herzog der Westfalen mit seinen nächsten Genossen, der die Rache der Franken am meisten zu fürchten hatte, weilte seiner Zeit harrend bei dem Dänenkönige Sigifrid.

Gerade auf dem Reichstage zu Paderborn erreichte den König eine Botschaft aus dem fernen Spanien. Solaiman el Arabi, der Statthalter von Barcelona und Gerona, der gleich anderen muhamedanischen Befehlshabern sich der Herrschaft des Ommejaden Abderrhaman nicht fügen wollte, rief den Beistand des mächtigen Frankenkönigs an. So fand dieser im J. 778 willkommene Gelegenheit die Feinde, die erst sein Vater vom gallischen Boden völlig verdrängt hatte, durch ihre Spaltung begünstigt, in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Der Feldzug begann sehr glänzend: der König eroberte das zu Asturien gehörige Pampeluna, die Hauptstadt der christlichen Basken, deren Mauern er schleifen ließ, er drang glücklich bis zum Ebro vor, vermochte aber das feste Saragossa nicht zu nehmen, so daß der beste Erfolg des Zuges in einigen Geiseln und in näherer Kenntniß der spanischen Verhältnisse bestand. Auf dem Rückwege durch die Pyrenäen aber traf das fränkische Heer schweres Unheil. Die Basken, ein leichtfüßiges Bergvolk, hatten der einen Abtheilung, welche die Nachhut bildete, in dem Thale Roncevaux einen Hinterhalt gelegt und brachten ihr am 15. August durch plötzlichen Ueberfall eine empfindliche Niederlage bei, indem sie zugleich das Gepäck plünderten. Unter den Gefallenen befand sich Eggihard, der Truchseß, Anselm, der Pfalzgraf und Ruotland, der Graf der brittischen Mark, der durch die Sage so erstaunliche Berühmtheit erlangt hat.

Die Kunde dieses unverhofften Mißgeschickes ermunterte die Sachsen zu einem Rache- und Plünderungszuge, auf welchem sie nach Zerstörung der Karlsburg bis nach Deutz und bis zur Moselmündung sich ausbreiteten und ihre Wuth allenthalben, besonders wieder an den Kirchen ausließen. Dem verhaßten Kloster Fulda vermochten sie indessen nichts anzuhaben und schon an der Eder ereilte sie das fränkisch-alamannische Aufgebot. Der König selbst schlug 779 die Westfalen bei Bocholt und nahm an der Weser die Wiederunterwerfung der Abgefallenen entgegen. 780 hielt er bei den Quellen der Lippe die Reichsversammlung ab und theilte nunmehr das ganze Land in Missionsbezirke. Bei Ohrum an der Ocker, wo er sodann Halt machte, fanden sich viele Edlinge aus dem Bardengaue und aus Nordalbingien auf sein Geheiß bei ihm ein, um die Taufe zu empfangen. Durch Nordthüringen rückte K. über die bisherigen Grenzen hinausschreitend bis an den Elbstrom (in der Gegend von Wolmirstedt), und die Slaven jenseit desselben verpflichteten sich jede Gebietsverletzung zu vermeiden. Mit zahlreichen Geiseln kehrte der König heim und nachdem das folgende Jahr völlig friedlich verlaufen, wurde im Juli 782 bei Lippspringe eine Reichsversammlung abgehalten, auf welcher von den Häuptern des besiegten Volkes fast nur Widukind fehlte. So sicher schien der Gehorsam, daß K., indem er das ganze Land nach fränkischer Weise einrichtete, sächsische Edlinge zu Grafen setzte. Eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen wurden hier oder wenig später für das neu eroberte Gebiet erlassen, die hauptsächlich Förderung und Verbreitung des Christenthums bezweckend, der Starrheit des sächsischen Charakters gemäß wahrhaft mit Blut geschrieben waren. Todesstrafe stand auf Beraubung oder Anzündung einer christlichen Kirche, auf Fleischgenuß während der 40tägigen Fasten, auf den Mord eines Priesters, auf Verbrennung der Leichen und heidnische Bestattung, auf die Weigerung sich taufen zu lassen, auf Menschenopfer, auf Ver-

schwörung mit Heiden gegen Christen, auf Empörung, Mädchenraub 2c., doch sollte dem das Leben geschenkt werden, der heimlich begangene todeswürdige Verbrechen dem Priester beichtete und Buße thäte. Die Gotteshäuser, aufs reichlichste ausgestattet, erhielten das Asylrecht in weitem Maße und alle Sachsen sollten ihnen von ihrem Vermögen und ihrer Arbeit den Zehnten darbringen. Allgemeine Volksversammlungen durften nur auf Berufung von Königsboten zusammentreten. Mancherlei andere kirchliche Verordnungen schlossen sich an, wie das Gebot der Kindertaufe im ersten Lebensjahre, Einschärfung der Sonntagsfeier 2c.

Der Reichstag zu Lippspringe und die an ihn sich anlehnenden fränkischen Gesetze hatten es den Sachsen zum vollen Bewußtsein gebracht, daß ihre nationale Selbständigkeit gebrochen und zernichtet sei. Die Stellung des mächtigen Adels mußte trotz aller klugen Schonung und Bevorzugung einzelner sich verschlechtert haben, vor Allem die drückende Last der Zehnten, die den Neubekehrten zugemuthet wurde, dünkte allen unerträglich. Kaum hatte K. den Rücken gekehrt, so tauchte aus der Verborgenheit Widukind auf und schaarte alle Unzufriedenen um sich. Ein ostfränkisches Heer, welches von den Sachsen verstärkt gegen die slavischen Sorben an der Saale ziehen sollte, sah sich durch die Nachricht von einem Aufstande veranlaßt umzuwenden und am Weserufer bei Hausberge unweit der Höhenkette, die den Namen Süntel führt, einen Angriff zu versuchen, aber so übereilt und ohne Ordnung erfolgte dieser, daß die Führer, der Kämmerer Adalgis, der Marschalk Gailo, der Pfalzgraf Worad fielen und nur ein geringer Rest zum Grafen Theoderich sich rettete. Wie einst nach der Hermannsschlacht die römischen Sachwalter als Werkzeuge der Fremdherrschaft von den Cheruskern vorzugsweise verfolgt wurden, so warf sich die Wuth der Sachsen jetzt am meisten auf die christlichen Glaubensboten, von denen manche den Märtyrertod erdulden mußten. Für den Aufstand wie für diese Verfolgungen aber nahm K. blutige Rache: zu Verden an der Aller ließ er an einem Tage 4500 Geiseln, die ihm als Theilnehmer der letzten Erhebung von dem sächsischen Adel selbst ausgeliefert worden, mit dem Schwerte enthaupten. Er vollzog dies grause Gericht gegen die sächsischen Freiheitskämpfer auf Grund der für Treubruch angedrohten Todesstrafe, andere Uebelthäter führte er gefangen mit sich fort.

Der sächsische Trotz aber war hierdurch nicht gebeugt, vielmehr aufs Aeußerste gereizt und gerade in dem folgenden Jahre 783 fanden die einzigen größeren Schlachten dieses Krieges statt. Die Seele des Widerstandes war Widukind. Ehe die Sachsen sich noch ganz gesammelt hatten, wurden sie zuerst bei Detmold von K. selbst überfallen und mit starkem Verluste geschlagen — er hatte kurz zuvor seine geliebte Gemahlin Hildegard beigesetzt —, dann, nachdem die beiden großen Heere völlig beisammen waren, kämpften sie mit demselben Erfolge in einer großen Schlacht an dem Flüßchen Hase, vielleicht in der Nähe von Osnabrück, zu der K. von Paderborn aufgebrochen war. Ueber die Weser zog der König hierauf verwüstend bis zur Elbe. Im folgenden Jahre, in welchem er von Weihnachten bis Juni bei der Eresburg verweilte und dieselbe wiederherstellte, suchte er, von seinem ältesten Sohne Karl unterstützt, die noch immer unruhigen Westfalen heim, sowie die Nordthüringer bis zur Elbe, ja er ließ sogar, um neue Bewegungen nieder zu halten, das Heer in Eresburg und der Umgegend überwintern, von wo manche Streifzüge unternommen wurden. Im Juni fand wieder ein Reichstag auf sächsischem Boden zu Paderborn statt, ein Zug von dort aus an die untere Weser und Elbe vollendete die Sicherung des Nordostens. Als K. dort im Bardengau vernahm, daß Widukind und Abbio, ein anderer vornehmer Sachse, jenseit der Elbe sich aufhielten, forderte er sie durch sächsische Abgeordnete zur Unterwerfung auf und ließ ihnen nebst Geiseln zu ihrer Sicher-

heit Straflosigkeit für alles Frühere versprechen. In der That erschienen beide Männer im königlichen Hoflager zu Attigny mit ihren Genossen und bei der Taufe übernahm der König selbst für Widukind Pathenstelle und machte ihm reiche Pathengeschenke. Dieser, überzeugt, daß jeder fernere Widerstand gegen die fränkische Uebermacht nur dem eigenen Volke verderblich sein müßte, blieb fortan ein eifriger Christ und zu Enger bei Herford, das er gestiftet hatte, fanden seine Gebeine Ruhe. Mag auch die Sage manches von dem gewaltigsten Vorkämpfer der sächsischen Freiheit zu melden wissen, die geschichtliche Ueberlieferung in ihrer Dürftigkeit vermag ihm ebenso wenig wie Adelchis gerecht zu werden. Ganz Sachsen war nunmehr unterjocht und ein auf Karls Wunsch vom Papste angeordnetes kirchliches Dankfest brachte dies freudige Ereigniß zu allgemeiner Anerkennung.

Die Jahre des Friedens, die nach dieser Seite hin jetzt eintraten, benutzte K., außer unbedeutenden Kriegen gegen die Bretagne und Benevent, dazu, um endlich das schwankende Verhältniß Baierns in ein festes und klares umzuwandeln. Tassilo, der Sohn Oatilos, durch seine Mutter Hiltrud ein Vetter Karls und mit ihm fast gleichaltrig, war als Kind zur Nachfolge berufen worden und hatte Baiern als ein fränkisches Lehen erhalten. Herangewachsen mußte er 757 diese Verpflichtung auf dem Reichstage zu Compiègne in der feierlichsten Weise Pippin und seinen Söhnen gegenüber erneuern, aber schon 763 brach er sie im aquitanischen Kriege, indem er eigenmächtig das königliche Feldlager verließ. In der nun folgenden Zeit der Selbständigkeit vermählte sich Tassilo mit Liutbirg, der Tochter des Königs Desiderius, und entwickelte im Innern wie nach Außen eine rege Thätigkeit. In jener Hinsicht gab er Zeugniß von seinem kirchlichen Eifer durch Berufung von Synoden und durch Stiftung von Klöstern, wie die von Kremsmünster und Innichen, in dieser aber erweiterte er seine Macht, indem er 772 das vorher schon halb abhängige slavische Alpenland Kärnthen mit Waffengewalt vollends unterwarf und auch die Kirche daselbst fest begründete. Da geschah es im J. 781, daß der Herzog, nachdem in Rom K. mit Hadrian sich verständigt hatte, durch eine päpstliche und königliche Gesandtschaft zugleich an seine Pflicht gemahnt, der Ladung nach Worms nicht widerstreben konnte und sich dort nochmals als Vassallen bekannte.

Bald aber trat von Neuem eine Spannung ein — bei Botzen kämpften schon 784 Baiern und Franken mit einander — und zumal Liutbirg soll seit dem Sturze ihres Vaters stets die feindseligsten Gesinnungen gegen dessen Besieger gehegt haben. Der Papst, durch bairische Gesandte 787 um seine Vermittelung angegangen, bedrohte Tassilo mit seinem Bannfluche, wenn er die den Franken geschworenen Eide nicht halten wolle. Unmittelbar darauf wurde im Sommer von Worms aus der Krieg gegen den Baiernherzog mit gewaltiger Macht ins Werk gerichtet, indem von drei Seiten Heere in sein Land einrücken sollten. Tassilo aber zum Widerstande noch nicht hinlänglich gerüstet und entschlossen, von manchen seiner Edelinge und von der hohen Geistlichkeit, die sich durch den Papst bestimmen ließ, im Stiche gelassen, zog es vor das Aeußerste zu vermeiden, auf dem Lechfelde am 3. October abermals die fränkische Oberhoheit anzuerkennen und zur Sicherung dessen seinen Sohn Theodo nebst 12 anderen Männern als Geiseln zu stellen. Das ganze bairische Volk leistete den Franken den Eid der Treue. Bald genug erhoben sich neue Anklagen, welche den König veranlaßten den Herzog im Anfang des Sommers zur Verantwortung nach Ingelheim vorzuladen. Neben manchen Aeußerungen unzufriedener Gesinnung wurde ihm namentlich ein geheimes Bündniß mit den heidnischen Avaren Schuld gegeben. Ein Gericht der Großen, an dem die Baiern selbst theilnahmen, verurtheilte ihn zum Tode, theils aus diesem Grunde, theils sehr unbilliger Weise weil er vor 25 Jahren das Heer Pippins verlassen hatte. Indem ihm K. das Leben schenkte, mußte

Tassilo sich doch zum Mönche scheeren lassen und endete als solcher später in Lorsch. Zuvor verzichtete er auf all' sein Recht und Eigen nochmals (794) und gewährte und empfing Verzeihung. Auch sein Weib, seine Söhne und Töchter traten gezwungen sämmtlich in das Kloster. Solchen Ausgang nahm nach mehr denn 200jähriger Herrschaft das ruhmvolle Haus der Agilolfinger. Die Avaren, welche zu spät mit zwei Heeren in die Mark Friaul und in Baiern eingefallen waren, wurden überall, namentlich auf dem Ypsfelde an der Donau, mit Verlust zurückgeschlagen. Baiern erhielt nebst dem dazu gehörigen Kärnthen keinen eigenen Herzog wieder, doch wurde dem schwäbischen Grafen Gerold, dem Bruder der Königin Hildegard, eine Oberleitung übertragen, die sich sowol auf die Anführung des Aufgebotes als auch auf das Gericht bezog, und für Ordnung und Recht im Lande sorgen sollte. Ihm folgte Karls Seneschalk Audulf später in der gleichen Stellung nach.

Durch die Bezwingung Sachsens und Baierns waren auf der einen Seite die Slaven, auf der anderen die Avaren unmittelbare Nachbarn des fränkischen Reiches geworden, barbarische Völker, nicht gewohnt sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten. Schon im J. 789, während in Sachsen die tiefste Ruhe herrschte, ging K. über die Elbe, auch von Sachsen und Friesen unterstützt, um den verbündeten Stamm der Abodriten (im heutigen Mecklenburg) gegen die weiter südwärts wohnenden Wilzen, eines der tapfersten Slavenvölker, zu schützen. Bis zur Peene drang er vor und nahm die Unterwerfung des Königs Dragowit entgegen, dem er das eroberte Land anvertraute.

Jetzt aber schlug auch die letzte Stunde des avarischen Reiches, dieses alten Erbfeindes aller christlichen Staaten in der Runde. Grenzstreitigkeiten, vielleicht über Kärnthen, gaben den nächsten Anlaß zum Kriege. Das einst so gefürchtete türkische Reitervolk der Avaren, an Raubgier, Wildheit und Beweglichkeit den Hunen vergleichbar, weiland eine Geißel zumal des byzantinischen Reiches, war im Besitze der erbeuteten Reichthümer längst verweichlicht, durch Zwietracht geschwächt und auch durch die Bulgaren von hinten eingeengt. Als daher K. am 5. September 791 in eigener Person von der Enns, dem Grenzflusse aus, gegen sie vorrückte an der Spitze eines gewaltigen Heeres aus allen Theilen seines Reiches, das an beiden Ufern der Donau und auf dem Strome selbst sich fortbewegte, unter Mitwirkung Pippins von Italien her, der schon am 23. August den ersten Sieg über sie davontrug, vermochten die Verschanzungen am Kamp und am Wienerwalde ihn nicht zu hemmen und auf einem Zuge nahm er die ganze Strecke bis zur Raab in Besitz. Die Widerstandskraft der Avaren, die keine Schlacht gegen den König wagten, war nicht entfernt mit der zähen Ausdauer der Sachsen zu vergleichen. Diese benutzten denn auch in der That den Krieg gegen die Avaren, mit denen sie sogar durch Boten in Verbindung traten, zu einer weit verbreiteten Erhebung im J. 792, die sich besonders auch gegen das aufgedrungene Christenthum richtete. Nachdem Graf Theoderich, der gegen jene ziehen sollte, an der Weser dem Aufstande zum Opfer gefallen, unternahm K. 794 und 795 Heerfahrten gegen das treulose Volk, die erste mit seinem Sohne Karl bis in die Gegend von Paderborn, die andere bis zur unteren Elbe, von wo zahlreiche Geiseln ihm folgen mußten.

In dem Lager an der Elbe stellte sich zuerst ein avarischer Häuptling, Tudun genannt, der Bekehrung und Gehorsam anbot. Der Krieg, der durch mehrere Jahre unterbrochen war, entbrannte von Neuem, indem der tapfere Herzog Erich von Friaul, ein Straßburger, im Anfange des Winters 795 in das Herz des feindlichen Reiches zwischen Donau und Theiß vordrang, wo die Königsburg sich befand, die als Ring von den Franken bezeichnet wird. Sie wurde von meilenlangen kreisförmigen Verschanzungen umschlossen, aus Stämmen gebildet, deren 20 Fuß breite Zwischenräume mit Steinen oder Lehm ausgefüllt und oben mit Rasen bedeckt waren.

Unermeßliche Schätze, aus der Beute von Jahrhunderten und zumal aus byzantinischen Tributen aufgespeichert, fielen den glücklichen Siegern zu und schon zu Anfang des Jahres 796 konnte K. sie mit vollen Händen an den Papst, an die Kirchen seines Reiches, an geistliche und weltliche Große und selbst an fremde Herrscher spenden. Die Avaren, die ihre Oberhäupter, den Khakhan (d. i. Khan der Khane) und den Jugur, ermordet hatten, unterwarfen sich ohne weitere Gegenwehr und im Juni bereits hob der König den Tudun selbst aus der Taufe, der mit zahlreichem Gefolge ihm den Treueid leistete. In lang herabwallenden, mit bunten Bändern durchflochtenen Haaren stellten sie sich dar. Während im folgenden Herbste K. quer durch Sachsen in den Wigmodigau zwischen Elbe und Weser vorrückte und große Schaaren der Bevölkerung fortschleppte, drang sein Sohn Pippin mit einem zweiten Heere in das avarische Gebiet ein, woselbst der neu bestellte Khakhan mit den übrigen Häuptlingen (den sogen. Tarkanen) ihm huldigte. Auch er gelangte bis zu jenem Ringe, dessen gewaltige Werke zerstört wurden. Reiche Schätze und viele Gefangene folgten ihm. Das Land am Plattensee bis zur Donau und den Einmündungen der Drau und Sau in dieselbe übertrug er mit seinen theils avarischen, theils slavischen Einwohnern zur Bekehrung der Salzburger Kirche. Einzelne Aufstände, die auch hier nicht ganz ausblieben, wurden rasch niedergeschlagen, doch kostete einer derselben am 1. September 799 dem hochverdienten Grafen Gerold durch einen Pfeil das Leben, etwa zur selben Zeit, da Erich vor Tersatto (bei Fiume) fiel und noch 802 wurden vor Güns zwei bairische Grafen im Kampfe erschlagen. Allein im J. 803 war alles vollendet, als K. im August zu Regensburg die Verhältnisse an der Donau endgiltig regelte. Neben dem schon früher erworbenen Kärnthen bildeten nun im Südosten Pannonien und die Ostmark die Vormauern des Frankenreiches, aus denen die geringen Ueberbleibsel der avarischen Nation rasch genug verschwanden, so daß der deutsche Ansiedler nur noch auf slavische Bewohner stieß. Zwischen Steinamanger und Heimburg saß noch ein Rest von ihnen, dessen christlich gewordene Beherrscher, Theodor und Abraham heißen die letzten, den stolzen Titel eines Khakhan weiter führten, der Osten ihres ehemaligen Reiches fiel den Bulgaren zu.

In kirchlicher Hinsicht übernahm Salzburg die Leitung, dessen Bischof Arno, einer der ausgezeichnetsten und thätigsten Staatsmänner Karls, im Hinblick auf die große Erweiterung seines Gebietes schon 798, in demselben Jahre, in welchem die Mission in Pannonien begann, sein Bisthum zur Metropole Baierns erhöht gesehen hatte. Den Markgrafen von Friaul fielen die Halbinsel Istrien und die Kroaten im nördlichen Dalmatien zu. Eine Folge des avarischen Krieges war es auch, daß die slavischen Häuptlinge von Mähren dem Frankenkönige huldigten, daß auch Böhmen durch zwei Feldzüge in den Jahren 805 und 806, von denen den ersteren der jüngere Karl unternahm, wenigstens theilweise zur Unterwerfung genöthigt wurde, doch blieben dies mehr Aufgaben für die Zukunft. Daneben fanden noch einige weitere Kämpfe gegen Sorben und Linonen statt.

Gleichzeitig mit dem avarischen hatte endlich auch der sächsische Krieg in vereinzelten gewaltsamen Zuckungen seinen Abschluß erreicht. Nach gewaltigen Verwüstungen des Landes unterwarfen sich im Sommer 797 in der Landschaft Hadeln an der Elbmündung, von wo nach der Sage des Volkes einst der sächsische Name ausgegangen sein soll, die Sachsen und Friesen abermals dem harten Sieger und stellten die verlangten Geiseln. Ein in dem Herbste desselben Jahres zu Aachen erlassenes Gesetz brachte eine Milderung der bisherigen Strenge, indem es für eine Reihe sonst todeswürdiger Vergehungen die große Bannbuße von 60 Schillingen nach fränkischem Rechte einführte. Auch behielt sich der König vor, sächsische dem Tode verfallene Uebelthäter nur durch Verbannung und Ansiedelung außerhalb Sachsens zu bestrafen. Dennoch war auch jetzt der Wider-

stand noch keineswegs ganz gebrochen. 797—98 überwinterte ein fränkisches Heer im Sachsenlande mit Herstelle an der Weser als Mittelpunkt, die Nordleute erschlugen im folgenden Frühjahr sogar Königsboten, die unter ihnen Recht sprachen und erlitten durch die mit den Franken verbündeten Abodriten unter ihrem Könige Thrasko eine blutige Niederlage bei Bornhöved. Wie es schon einmal im J. 795 geschehen war, so wurden auch jetzt nicht blos einzelne Geiseln fortgeführt, sondern ein nach Tausenden zählender Theil der Bevölkerung gezwungen sich an anderen Orten des Frankenreiches niederzulassen. Aehnliches wiederholte sich 799 und in dem größten Maßstabe 804, in welchem aus dem Wigmodigau und Nordalbingien ungefähr 10,000 Menschen beiderlei Geschlechts fortgeschleppt wurden. Dies Jahr darf als das letzte des ganzen Krieges betrachtet werden, den man nur aus Mißverständniß durch einen förmlichen Frieden zu Salz hat enden lassen, da den Erhebungen aufsässiger Unterthanen gegenüber von einem Friedensschlusse im eigentlichen Sinne überhaupt nicht die Rede sein konnte.

In die letzten Kriegsjahre fällt auch die Aufzeichnung des sächsischen Volksrechtes, in welchem nur wenige Verfügungen in Betreff der Kirchen und des Christenthums sich vorfinden. Das friesische und das thüringische Volksrecht schlossen sich daran an. Zahlreiche Franken ließen sich jetzt in dem entvölkerten Lande nieder, um die Lücken auszufüllen, die der Krieg gerissen hatte, und wurden mit Grundstücken als Lehen ausgestattet, indem sie so zur Befestigung des Christenthums und der Frankenherrschaft dienten. Nach der vollständigen Unterwerfung (d. h. nicht vor 804) wurde auch der Anfang einer Eintheilung von ganz Sachsen in Bisthümer gemacht, deren noch nicht fest abgegrenzte Sprengel sich meist der älteren politischen Gliederung des Landes anschlossen, doch fehlte es noch sehr an größeren Orten, wie sie zu Bischofssitzen erforderlich waren. Die neugegründeten sächsischen Bisthümer, von denen Münster und Bremen nach Friesland hinüberreichten, wurden unter Köln und Mainz vertheilt, so daß diesem Paderborn und Verden, hernach unter Ludwig dem Frommen Hildesheim und Halberstadt zufielen, jenem dagegen Münster, Minden, Osnabrück, Bremen. Indem dazu noch das friesische Bisthum Utrecht und Lüttich traten, wurde Köln zu einer selbständigen Metropole neben Mainz und Trier erhoben und Karls Erzkaplan Hildebald führt (seit 799 etwa) den Titel eines Erzbischofs. Um die durch Waffengewalt erzwungene Bekehrung der Sachsen erwarben sich nach dem Abte Sturmi von Fulda, aus dessen Kloster die älteste Formel für die Abschwörung des Heidenthums stammt, die größten Verdienste der Northumbrier Willehad, erster Bischof zu Bremen, der Friese Liudger, Bischof von Münster und Stifter des Klosters Werden.

Ebenso wie die Sachsen mußten die Saracenen im nördlichen Spanien allmählich den fränkischen Waffen unterliegen und es wurde wenigstens ein nicht unerheblicher Anfang zur Wiedereroberung der spanischen Halbinsel gemacht. Im J. 785 beugte sich die Stadt Gerona, der andere nachfolgten, der fränkischen Botmäßigkeit, einige Jahre später unternahm der junge König Ludwig einen Zug über die Pyrenäen; 803 fiel nach zweijähriger Belagerung das mächtige Barcellona nebst dem Statthalter Zeid in seine Hände, 811 Tortosa und bis zum Ebro, den die Streifschaaren öfter überschritten, dehnte sich die spanische Mark. Gleichzeitig erweiterte das christliche Königreich Asturien (mit Cantabrien und Gallicien) unter dem tapferen Alonso II., der in Oviedo seinen Sitz hatte, seine Grenzen und erkannte die fränkische Oberhoheit an, wie er denn namentlich im J. 798 Karl Siegeszeichen sandte. Diese Kämpfe gegen die spanischen Mohamedaner gaben, so wenig K. selbst daran Antheil nahm, später Anlaß zu der Sage von seinem Kreuzzuge, die schon am Ende des 10. Jahrhunderts auftaucht.

So glänzend uns alle diese Erwerbungen erscheinen mögen, durch welche nunmehr ein gewaltiger Wille die Lande vom Ebro bis zur Eider, vom Atlantischen Meere bis zur Adria, von der Nordsee bis nach Benevent umspannte, so fehlte es dennoch nicht ganz an schwachen, verwundbaren Stellen und zwar da vorzüglich, wo eine Seemacht sich dem Landheere hätte zugesellen sollen. Ein nicht geringer Theil Italiens blieb stets in den Händen der Griechen, trotz einer blutigen Niederlage derselben im J. 788, und auch den Gehorsam von Benevent machten sie unsicher. Die Eroberung Venedigs durch Pippin im J. 809—810 und der freiwillige Anschluß der dalmatinischen Städte hatte gegenüber der Ueberlegenheit jener zur See keinen Bestand. Schon wagten sich die spanischen Mauren über die Balearen bis nach Corsika, wo der Marschalk Burchard ihnen im J. 807 ein glückliches Treffen lieferte, und nach Sardinien, ja daß sie 813 gleichzeitig Civitavecchia und Nizza heimsuchten, mußte großen Schrecken verbreiten. Aber viel frecher noch war das Auftreten des kleinen Dänenkönigs Godofrid, des Nachfolgers Sigifrids, der, seit der Eroberung Nordalbingiens ein Nachbar der Franken, mit dem von ihm erbauten Danewirk an der Eider seine Grenze gegen sie zu decken suchte. Mit den Wilzen und anderen slavischen Stämmen verbündet, unterwarf er nicht blos 808 einen großen Theil der Abodriten, er unternahm 810 mit 200 Fahrzeugen sogar eine Landung an der friesischen Küste und zwang durch drei siegreiche Gefechte die Friesen ihm Tribut zu zahlen. Bis nach Aachen an den kaiserlichen Hof prahlte er vordringen und mit K. selbst sich messen zu wollen. Als dieser trotz seines Alters eilends über den Rhein bis an den Zusammenfluß von Aller und Weser ihm entgegenzog, fiel Godofrid, von einem seiner Trabanten ermordet und sein Neffe und Nachfolger Hemming machte bald Frieden mit den Franken, der im J. 811 durch je 12 Männer feierlich beschworen wurde. An eine Bekehrung der wilden Nordmänner von Hamburg aus soll bereits K. gedacht haben.

Die Plünderungen, welche die fränkischen Küsten bis hierher schon erfahren hatten, bewogen K. in seinen späteren Jahren zu Maßregeln der Vorkehr. Auf allen größeren Flüssen, die sich in die Nordsee, den Atlantischen Ocean und das Mittelmeer ergossen, sollten Flotten unterhalten werden und namentlich an ihren Mündungen Wachtposten in Verbindung mit den Schiffen Angriffe abwehren. Im Frühjahr 800 besuchte K. selbst die Somme und untere Seine, um den Schiffsbau zu betreiben, 811 begab er sich zu dem nämlichen Zwecke nach Boulogne und Gent, während er seinem Sohne Ludwig gleichzeitig die Fürsorge für Rhone und Garonne übertragen hatte. Daß alle diese Einrichtungen sich bald als ungenügend erweisen würden, um das Reich vor schwerem Schaden durch diese rastlosen, leicht beweglichen Feinde zu bewahren, konnte man damals noch nicht ahnen.

Ungleich besser als zur See deckte das Frankenreich seine Blößen zu Lande durch die Gründung von Marken, welche recht eigentlich erst eine Schöpfung Karls d. Gr. waren. Sie bestanden aus einem vorläufig besetzten Feindeslande, das mit einer oder mehreren Grenzgrafschaften verbunden unter den Befehl eines Markgrafen gestellt wurde. In diesen Bezirken gab es eine Reihe von Burgen, wie z. B. Itzehoe und Büchen oder Halle, mit stehenden Besatzungen aus fränkischen Kriegern, die nur die Wacht gegen den benachbarten Feind zu versehen hatten. Insonderheit lag dem Markgrafen ob die Aufsicht über die zinspflichtigen Völker zu führen und die Grenzen des Reiches zu schützen, aber auch dem Handel Sicherheit zu gewähren. Folgende Marken scheinen in dieser Zeit entstanden zu sein: im Südosten Kärnthen, die pannonische und die Ostmark, der Anfang des späteren Oesterreich, im Osten die böhmische Mark auf dem bairischen Nordgau, im Nordosten die Sorbenmark an der Saale, im Norden die dänische

Mark von der Elbe bis zur Eider, im Nordwesten die brittische Mark zum Schutze der Küsten, endlich im Südwesten gegen die Saracenen die spanische Mark. So stießen die Unzufriedenen im fränkischen Reiche, die sich nach auswärtigem Beistande umsahen, jetzt nirgends mehr auf Stamm- oder Glaubensgenossen, in den Marken aber lagen wichtige Keime späterer Bildungen verborgen.

Das Verhältniß des Frankenkönigs zum römischen Papste, welches Pippin eingeleitet hatte, gedieh unter K. zu einem Abschlusse, der in der bisherigen Entwickelung schon längst vorgezeichnet war. Gerade zu Weihnachten des Jahres 795 starb Papst Hadrian, von K. wie ein Blutsfreund innig betrauert und durch eine schöne Grabschrift geehrt; sein Nachfolger Leo III. übersandte sogleich die Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus nebst dem Banner der Stadt Rom an K., gelobte ihm Treue und forderte ihn auf durch Gesandte von den Römern die Huldigung in Empfang zu nehmen. So wurde von dem neuen Papste, der sich wenig sicher fühlen mochte, der König, obgleich nur Patricius, bereits wie der wirkliche Landesherr betrachtet. Mit gutem Grunde, denn schon 799 wurde Leo, als er am 25. April vom Lateran zur Laurentiuskirche ritt, von seinen Feinden unter dem römischen Adel, den Verwandten seines Vorgängers, die eine Reihe, wie es scheint, nicht unbegründeter Anklagen gegen ihn erhoben hatten, auf offener Straße überfallen. Unter argen Mißhandlungen — sogar des Augenlichtes und der Zunge suchte man ihn zu berauben — ließ man den Papst halbtodt auf der Straße liegen. Bald darauf gelang es ihm jedoch aus der Stadt zu entkommen und unter dem Schutze des Herzogs Winigis von Spoleto die Reise in das Frankenreich anzutreten, wo man wähnte, daß er nach den ihm zugefügten Verstümmelungen nur durch ein Wunder Gesicht und Sprache wiedererlangt habe. Auf einem sächsischen Zuge begriffen, inmitten seines Heerlagers zu Paderborn, empfing K. den flüchtigen Nachfolger Petri, den er ehrenvoll hierher hatte geleiten lassen. Durch fränkische Große wurde Leo im Herbste desselben Jahres nach Rom zurückgeführt und wieder eingesetzt, über seine Gegner eine Untersuchung verhängt. Ein Jahr später zog der König selbst nach Rom, wo er am 24. November in der Peterskirche seinen Einzug hielt; mit seinen Bischöfen saß er über den Papst zu Gericht, dessen Feinde ihre Anschuldigungen nicht beweisen konnten. Durch einen freiwilligen Reinigungseid widerlegte dieselben darauf Leo, die Häupter der Gegenpartei aber später zum Tode verurtheilt, wurden auf des Papstes Fürbitte nur verbannt.

Als K. inzwischen am Weihnachtsfeste im Gewande des römischen Patricius die Peterskirche zur Meßfeier besuchte und sich betend vor dem Altare neigte, setzte ihm Leo III. eine goldene Krone auf das Haupt und salbte ihn, während die Kirche von dem jubelnden Zurufe der zahlreichen Menge wiederhallte: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiser der Römer Karolus Augustus“. Der Papst warf sich dem neuen Kaiser zu Füßen, um ihm zu huldigen, wie seine Vorgänger einst den oströmischen Herrschern zu Konstantinopel huldigten. Durch die Art der Ausführung wurde K. überrascht und befremdet, vielleicht weil er nicht aus päpstlicher Hand die Krone empfangen, sondern sie selbst ergreifen wollte, die Sache selbst mußte längst vorbereitet sein, ja sie war wahrscheinlich auf einer Versammlung der fränkischen Großen in Rom ausdrücklich beschlossen worden.

Nicht blos um eine Herstellung des gesonderten weströmischen Kaiserthums handelte es sich, die Kaiserkrone sollte überhaupt wieder für Rom gewonnen werden, weil in Konstantinopel ein Weib, Irene, nach Verdrängung ihres Sohnes unwürdig den kaiserlichen Namen führte. Die Rücksicht auf die von dort zu erwartenden Schwierigkeiten mochte Karls Bedenken erregt haben: der abenteuerliche Plan einer Vermählung zwischen ihm und Irene tauchte auf, erwies sich

aber als unausführbar. Die Kaiserin wurde bald darauf durch eine Verschwörung gestürzt, die dem Schatzmeister Nicephorus den Thron gewährte. Eifrig bemühte sich K. nun um die formelle Anerkennung des griechischen Hofes, von dem er brüderliche Gleichberechtigung heischte. Krieg und Unterhandlungen wechselten zu diesem Zwecke, K. scheute sich nicht den hochmüthigen Griechen 812 das schwere Opfer zu bringen, daß er ihnen Venedig und die dalmatinischen Städte zurückgab, auf denen ihre Herrschaft in der Adria ruhte, nur um des ersehnten Titels Basileus theilhaftig zu werden, wie er auch auf weitere Eroberungen im Süden verzichtete. Die urkundliche Anerkennung des westlichen Imperiums von dieser Seite erlebte erst sein Sohn.

Gleichzeitig mit diesen Berührungen, die stets von gegenseitigem Mißtrauen und nationaler Abneigung Kunde gaben, entwickelten sich freundlichere mit dem östlichen Nachbar des Griechenreiches, dem bis nach Indien gebietenden Chalifen Harun Arraschid in Bagdad, mit dessen Glaubensgenossen man in Spanien fortwährend zu thun hatte. Seit dem Jahre 797, in welches die erste fränkische Gesandtschaft nach dem Morgenlande fällt, wechselten mehrere Sendungen, die unter anderen kostbaren Geschenken 801 dem Kaiser einen Elephanten, 807 ein Lustgezelt, Räucherwerk und eine kunstvolle Uhr überbrachten, während von der anderen Seite Jagdhunde am höchsten geschätzt wurden. Aber nicht blos jene Gaben widmete Harun dem mächtigen Frankenherrscher, dessen Freundschaft er der aller anderen Fürsten vorgezogen haben soll, sondern er übertrug ihm sogar das Eigenthum an den heiligen Stätten zu Jerusalem, dessen Patriarchen ebenfalls mit dem Kaiser in Verkehr getreten waren und von ihm, dem sie die Schlüssel zum heiligen Grabe anvertraut hatten, mit Almosen unterstützt wurden. Auch von Ibrahim, der im heutigen Tunis regierte, empfing im J. 801 K. Geschenke, darunter einen afrikanischen Löwen.

Von den Herrschern der brittischen Inselreiche, deren Unterthanen in großer Zahl nach dem Festlande zu pilgern pflegten, bewiesen die kleinen irischen Könige K. die größte Ergebenheit und ehrten ihn wie ihren Oberherrn, mit den englischen stand er, abgesehen von einer vorübergehenden Spannung mit Offa von Mercien, auf freundschaftlichem Fuße und in regen einflußreichen Beziehungen, wie denn unter Anderem im J. 808 der vertriebene König Eardulf von Northumbrien zu ihm seine Zuflucht nahm und durch seine und des Papstes Unterstützung in sein Reich zurückkehrte. Auch Ecgbert v. Wessex soll sich längere Zeit bei ihm aufgehalten haben.

Die außerordentliche Machtstellung, welche K. einnahm, erhellt nicht blos aus den glänzenden Erfolgen, die seine Waffen nach außen davontrugen, sondern vor Allem auch daraus, daß innere Empörungen, wie sie unter seinen Vorgängern und Nachfolgern so überaus häufig waren, unter ihm fast gänzlich fehlten. Daß er den trotzigen Sinn der Franken und der übrigen Deutschen unter seinen Willen gebeugt, bewunderte sein Enkel Nithard an ihm am allermeisten. Die Verschwörung des thüringischen Grafen Hardrat, der mit anderen ostfränkischen Großen verbunden den König gefangen nehmen und ermorden wollte, um sodann das fränkische Joch abzuschütteln, wurde rasch entdeckt und auf einem Wormser Reichstage des Jahres 786 traf, nachdem nur drei der Theilnehmer mit den Waffen gefallen waren, die übrigen Verbannung, zum Theil durch Blendung verschärft. Ein zweiter Anschlag ähnlicher Art ging im Sommer 792 von Pippin dem Buckligen, Karls ältestem unehelichen Sohne, aus, der sich in Regensburg mit einigen vornehmen Franken zu seinem und seiner Söhne Sturze verbunden hatte. Während die Genossen der Todesstrafe verfielen, theils durch das Schwert, theils durch den Galgen, durfte Pippin, zum Mönche geschoren, in dem Kloster Prüm den Rest seines Lebens vertrauern, Fardulf aber, ein verbannter Lango-

barde, der den Plan der Verschwörer belauscht und enthüllt hatte, wurde zum Danke mit der Abtei St. Denis belohnt. Von diesen beiden Mordanschlägen heißt es, daß dazu Karls zweite Gemahlin Fastrada, die Tochter des ostfränkischen Grafen Radulf, den Anlaß gegeben hätte, indem sie durch ihre Grausamkeit auch den König zu ungewohnter Härte getrieben habe.

Wenden wir uns näher den inneren Verhältnissen zu, so blieb Karls Reich und Königthum, auch nachdem es durch die Kaiserkrone eine höhere Weihe empfangen, wesentlich ein fränkisches. Fränkische Grafen geboten in Italien, Aquitanien, Sachsen und wurden mit großen Lehen in den eroberten Landen ausgestattet, während viele Sachsen und Langobarden in die Verbannung gehen mußten, Franken bildeten überall die zuverlässigsten Stützen seiner Herrschaft. Im fränkischen Lande weilte daher auch der König am liebsten, wenn nicht Feldzüge ihn in andere Gegenden führten. Hatte aber sein Vater Pippin, hierin dem Beispiele der Merowinger folgend, sich am meisten in den Pfalzen des mehr romanischen Neustriens aufgehalten, so bevorzugte K. sichtlich Rheinfranken, die Wiege seines Geschlechtes. Nicht St. Denis, wo seine Eltern ruhten, sondern die Arnulfskirche zu Metz, wo er die Königin Hildegard beisetzen ließ, wollte er zur Grabstätte seines Hauses bestimmen. Nicht selten hielt er Hof zu Herstal an der Maas, zu Diedenhofen und Worms, gern verweilte er in den von ihm erbauten Pfalzen von Ingelheim und Nimwegen, aber sein Lieblingssitz vor Allem wurde Aachen mit seinen warmen Bädern und den wildreichen Hagen ringsum. In dieser Stadt, die man wol als den Mittelpunkt seines Reiches betrachten darf, verlebte er seit 795 meist die Wintermonate, feierte er Weihnachten und Ostern. Hier erhob sich die vielbewunderte Marienkirche, ein Rundbau nach dem Muster von S. Vitale in Ravenna, mit antiken Marmorsäulen aus Rom und Ravenna geziert, hier im unmittelbaren Anschlusse daran, durch einen Säulengang mit ihr verbunden, die kaiserliche Pfalz mit einem ehernen Adler auf ihrem First, vor welcher auf freiem Platze das aus Ravenna entführte Reiterstandbild des großen Ostgothenkönigs Dietrich von Bern prangte.

Dem fränkischen Herkommen entsprach die für uns befremdliche Thatsache, daß K. das gewaltige Reich, wie er es einst mit seinem Bruder getheilt hatte, so auch wieder unter seine drei Söhne ehelicher Abkunft theilen wollte. Die Uebertragung von Unterkönigreichen an Pippin und Ludwig, die jüngeren Söhne, sollte diese früh in ihren künftigen Herrschaften heimisch, ihren Unterthanen vertraut machen, aber auch Karl, der älteste, dem der Vater 790 die Grafschaft Maine übertrug, war 800 schon gekrönt worden. Die im J. 806 für die Zukunft festgestellte Reichstheilung, welche drei von einander unabhängige, nur auf gegenseitigen Beistand angewiesene Mächte geschaffen haben würde, wurde durch den frühen Tod Pippins und Karls in den Jahren 810 und 811 hinfällig, doch ließ der Kaiser jenem 812 seinen einzigen Sohn Bernhard als König von Italien folgen. Nicht Karls Wille, sondern eine höhere Fügung bewirkte daher, daß sein jüngster und untüchtigster Sohn Ludwig das Reich ungetheilt erben konnte; indem er diesen schon 813 aus eigener Machtvollkommenheit zum Kaiser machte, bewies er dadurch, daß die Kaiserwürde ohne besondere päpstliche Verleihung ganz gleich der Königswürde sich vererben sollte, denn Ludwig mußte selbst die Krone vom Altare nehmen.

Die Verwaltung des Reiches blieb, nachdem K. auch die bairischen Herzoge beseitigt hatte, ohne weitere Zwischenstufen überall wie seit Alters den Grafen als Gauvorstehern anvertraut. Allzu mächtig aber war ihre Stellung als die königlicher Statthalter und groß die Versuchung, ärmere Freie durch rücksichtslose Handhabung der Gerichtstage, des Aufgebotes zum Kriege und anderer öffentlicher Lasten von ihrem Eigen zu verdrängen und in Abhängigkeit zu bringen. Eine Erleichterung der Gemeinfreien lag darin, daß (seit etwa 770

bis 780) zu den gebotenen, d. h. außerordentlichen Gerichten nicht mehr die ganze Gemeinde berufen wurde, sondern nur die aus ihr bestellten Schöffen, je sieben rechtskundige Männer, die das Urtheil zu finden hatten. Anders in den echten (ungebotenen) Dingen, zu welchen seit K. die Gemeinde dreimal alljährlich unbewaffnet und unter Obdach zusammentreten sollte. Eine überaus drückende Last war die allgemeine Wehrpflicht, zumal bei der erweiterten Ausdehnung des Reiches; denn jeder Freie mußte sich auf ein halbes Jahr im Felde selbst ausrüsten und bekleiden und auf drei Monate sich verköstigen. Bei Angriffskriegen wurde daher statt des allgemeinen Aufgebotes mehrfach ein näherer wechselnder Maßstab nach dem Vermögen angelegt und bei entfernteren Kriegsschauplätzen nur ein Theil der Pflichtigen ausgehoben.

Neben der Ueberwachung, welche die Bischöfe über die hohen weltlichen Beamten üben sollten, schuf K. noch zur Vertretung seiner Person ein besonderes Organ in den sogen. Königsboten oder königlichen Gewaltboten, die früher mehr vereinzelt auftretend seit dem J. 802 zu einer regelmäßigen Einrichtung werden. Theils aus Bischöfen und Aebten, theils aus Grafen oder Hofbeamten hervorgehend, bereisten diese als Stellvertreter des Kaisers zu je zwei alle Gaue des in bestimmte Sprengel getheilten Reiches, sie beriefen Land- und Gerichtstage, verwalteten die königlichen Güter und nahmen die Klagen des Volkes selbst entgegen, um allem Unrecht zu steuern, den Kirchen und Armen, den Wittwen und Waisen nach Gottes Willen Recht zu schaffen. Auf dem Reichstage erstatteten sie dann den Bericht über ihre Wirksamkeit und brachten an den Kaiser, was sie selbst nicht hatten schlichten können. Nicht mit Unrecht lebte der Name Karls als eines Schützers der Gerechtigkeit fast sprichwörtlich bei der Nachwelt fort, dennoch kehren schon unter ihm die Klagen über die Bestechlichkeit der Richter und das Uebergewicht der Mächtigen nur zu oft wieder.

Auf den Reichstagen, von denen die größeren als sogen. Maifeld verbunden mit der Heerschau im Anfange des Sommers stattfanden, übten die Großen geistlichen und weltlichen Standes einen starken Einfluß. Von diesen Versammlungen ging eine der glänzendsten Seiten von Karls Thätigkeit, die gesetzgeberische, aus, welche bei weitem reicher als in den Kriegsjahren in dem letzten friedlichen Abschnitte seines Lebens hervortritt, da die Kaiserwürde neue und höhere Aufgaben stellte. Den einzelnen Volksrechten gegenüber, die für alle Angehörigen eines Stammes in jedem Theile des Reiches persönliche Geltung behaupteten, entwickelte sich in den königlichen Capitularien ein für alle Lande giltiges Reichsrecht. Karls Gesetzgebung, die über das geistliche wie das weltliche Gebiet sich gleichmäßig erstreckte, schloß sich mit Schonung überall an das Bestehende an; sie behielt die Gottesurtheile für das geistliche Gerichtsverfahren bei und wagte selbst das Fehderecht nicht ohne Weiteres zu beseitigen. Zu ihren wichtigsten Zielpunkten gehörte der Schutz des gemeinen Mannes gegen die schon erwähnten Bedrückungen und scharfe Ueberwachung des Lehnswesens, aus welchem sich allzuleicht ein der Krone gefährlicher Dienstadel entwickeln konnte. Jeder Lehnseid sollte die Verpflichtung zu besonderer Treue gegen den König als obersten Lehnsherrn in sich schließen, jeder Inhaber eines Lehen auch zum königlichen Heerdienste verbunden sein. Im Uebrigen wurden wiederholt (786, 802, 806, 812) sämmtliche Unterthanen durch einen Treueid gebunden, auch in Bezug auf die Bestimmungen über die Nachfolge.

Von großer Bedeutung ist unter Karls Anordnungen die vom J. 812 über die Bewirthschaftung der Krongüter durch die königlichen Amtleute und deren Untergebene, welche sich so sehr auf das Einzelne erstreckt, daß selbst der Hausrath der herrschaftlichen Wohnungen, der Bestand an Geflügel auf den Höfen, die Obstarten, Küchengewächse und Blumen des Gartens aufgezählt, die Arbeiten

der hörigen Frauen und die erforderlichen Handwerker bestimmt werden. Ueber alle diese Dinge, ferner über die Vertheilung der Erträge, je nachdem sie dem Bedarfe des Hofes oder der Gutsverwaltung dienten, oder zu anderweitiger Verwendung übrig blieben, verlangte der Kaiser eine genaue Buchführung und Rechnungslegung. Wenn er auch hierin seiner Zeit vorausschreitend kaum nachgeahmt wurde, so gab er im Uebrigen durch seine wirthschaftlichen Einrichtungen doch ein vielfach wiederkehrendes Muster für die großen Grundherrschaften, namentlich die Abteien. Auch eine vollständige Verzeichnung aller dieser unter seiner Regierung ansehnlich vermehrten Krongüter wurde angeordnet, deren Ertrag für den Unterhalt des Hofes und Staates unentbehrlich war, da zwar mannigfache Naturalleistungen, aber allgemeine Steuern in unserem Sinne nicht erhoben wurden und die Jahresgeschenke der vornehmen Franken an den König für diese nur einen dürftigen Ersatz gewährten. Durch Begünstigung der Waldrodungen, durch Kolonien in den neugewonnenen Grenzlanden suchte K. Anbau und Bevölkerung des Landes zu heben. Nur angedeutet sei hier, daß er ein gleiches Normalgewicht einführte, streng auf die Ausprägung vollwichtiger Münze hielt und deshalb die Zahl der Münzstätten verminderte. Die Silberwährung wurde zu alleiniger Geltung eingeführt. Nur die üblichen Zölle sollten an Flußübergängen auf Brücken oder zu Schiffe erhoben werden. Handelsleute wurden unter den besonderen Schutz des Königs gestellt. Die Erweiterung des Reiches rief nach allen Seiten hin einen regeren Verkehr hervor und namentlich an den königlichen Pfalzen als Mittelpunkten der Verwaltung entwickelte sich ein lebhafter Markt.

Als Regent wie als Gesetzgeber trat K., schon bevor er die Kaiserkrone empfangen hatte, im vollen Einvernehmen mit dem römischen Bischofe an die Spitze auch der kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches und er vorzüglich förderte jene Vermischung von Staat und Kirche, die sich in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation fortgesetzt hat. Dem Kaiser lag die Pflicht ob, der Kirche nach außen Schutz zu verleihen gegen alle feindlichen Angriffe und sie nach innen im Bekenntnisse des katholischen Glaubens zu bewahren, der Papst in seiner rein priesterlichen Stellung sollte nur über die geistliche Seite der Kirche durch Aufrechthaltung ihrer Satzungen wachen und durch sein Gebet die Waffen des Kaisers unterstützen. Ein Concil zu Mainz nannte im J. 813 in einem amtlichen Schreiben K. geradezu den frommen Regenten der heiligen Kirche. Der König verfügte durchaus nach eigenem Ermessen über die Besetzung aller Bisthümer und Abteien. Die Begründung der sächsischen Kirche, die Eintheilung ihrer Sprengel ging ohne alles Zuthun von Rom lediglich von ihm aus. Er berief die Synoden — fünf gleichzeitig für verschiedene Reichstheile noch 813 — und legte ihnen Gegenstände zur Berathung vor, ihre Beschlüsse wurden von ihm bestätigt. Die unter Beistimmung päpstlicher Legaten auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa (787) zu Gunsten der Bilderverehrung gefaßten Schlüsse ließ K. auf der Reichsversammlung zu Frankfurt — der ersten an diesem Orte — 794 von der Geistlichkeit seines Reiches und Brittanniens als ketzerisch verdammen, das nicänische Concil für ungiltig erklären. In den unter seinem Namen schon vorher von Alkuin verfaßten karolinischen Büchern wurde diese Auffassung in heftiger Sprache dogmatisch begründet, ja es wurde dem Papste sogar zugemuthet die griechische Kaiserin mit ihrem Sohne und ihren Geistlichen zu bannen, ohne daß er geradezu zu widersprechen wagte.

Wenn hier politische Nebenabsichten mitwirkten, um Karls kirchlichen Eifer zu befeuern, so gilt dies nicht von seinem Kampfe gegen die an den alten Arrianismus erinnernde adoptianische Ketzerei in Spanien, die von dem Erzbischofe Elipantus von Toledo ausgehend, vorzüglich durch den Beitritt des sehr

geachteten Bischofs Felix von Urgel in der spanischen Mark größere Verbreitung erlangte. Nach ihrer Ansicht sollte Christus als Mensch nur Adoptivsohn Gottes sein. Zu Regensburg und zu Rom sowie abermals auf der Frankfurter Versammlung im J. 794 verdammt, wurde der Bischof Felix endlich auf einer Aachener Synode 799 durch eine Disputation mit Alkuin persönlich zum Widerrufe gedrängt und fortan, um einen Rückfall zu verhüten, zu Lyon in Gefangenschaft gehalten, der Adoptianismus aber durch eine Mission ausgerottet. Während K. hier im vollen Einvernehmen mit den Päpsten handelte, ließ er durch die Aachener Synode im November 809 die Lehre vom Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und vom Sohne im Gegensatze zu den Griechen genehmigen und einen entsprechenden Zusatz in das Glaubenssymbol einschalten. Zwar jene Lehre, nicht aber diese Einschaltung wurde von Leo III. gebilligt, dennoch beides von der fränkischen Kirche festgehalten. Die Befestigung der hierarchischen Ordnung, wie namentlich Bonifatius sie einst begründet hatte, wurde von K. erst wahrhaft vollendet durch die Annahme des damals bestehenden kanonischen Rechts zu voller Geltung im fränkischen Reiche: das von Dionysius dem Kleinen angelegte Rechtsbuch hatte schon 774 Hadrian dem Könige überreicht.

Weitergehend in seinen Entwürfen für die Kirche, deren Anspruch auf den Zehnten des Einkommens aller Gläubigen er zum Staatsgesetze erhob, brauchte K. sich nicht mehr blos mit Herstellung der Kirchenzucht zu beschäftigen, wie es einst Pippin und Karlmann gethan hatten, sondern er konnte auch an die Ausbildung der Geistlichkeit zu wissenschaftlichen Kenntnissen denken. Dieses Ziel verfolgte er vorzüglich seit dem Jahre 782, in welchem er die Ueberlegenheit der Italiener in geistiger Bildung kennen gelernt hatte, durch seine Gesetzgebung mit größtem Eifer. Im J. 789 namentlich befahl er, daß in allen Bischofssitzen und Klöstern des Reiches Schulen für Knaben errichtet würden, in denen sie die Anfangsgründe des Wissens lernen sollten, daß aber Abschriften der heiligen Bücher nur von gelernten Schreibern gemacht werden dürften. Wenn hierbei jedenfalls an Ausbildung für den geistlichen Stand zu denken ist, so fordert dagegen ein späteres Gesetz von 802 ganz allgemein, daß jeder zur Erlernung des Lesens seine Söhne in die Schule schicken solle.

An seinem Hofe versammelte K. eine Anzahl der gelehrtesten Männer aus allen Theilen des Frankenreiches, wie aus der Fremde, aus Italien, England und Irland als Lehrer. Sie bildeten die Hofschule, in welcher der König und seine Familie und mit ihnen so manche begabte Söhne vornehmer Geschlechter selbst Schüler wurden, um sich in den sieben freien Künsten unterweisen zu lassen. Italienische Grammatiker eröffneten diesen Unterricht, Petrus von Pisa und Paulinus, der spätere Patriarch von Aquileja, neben ihnen der verbannte Paulus Diakonus, einst ein politischer Gegner, den Karls Größe und Großmuth zur Liebe und Bewunderung für ihn fortriß. Weitaus die größte Wirksamkeit entwickelte hier der Northumbrier Alkuin oder Albinus, seit 782 im fränkischen Reiche, das er vorübergehend noch einmal (789—793) verließ, um sodann als Abt des Martinsklosters von Tours (seit 796) sein Leben daselbst im J. 804 zu beschließen. Neben ihm ist sodann noch der Gothe Theodulf aus Spanien, Bischof von Orleans, zu nennen und der Ire Dungal, der in dem Kloster St. Denis lebte. Ein zwangloser Verkehr herrschte zwischen diesen Männern und dem Königshause, dadurch erleichtert und gewürzt, daß sich die Mitglieder der Hofschule traulich mit Beinamen klassischen oder biblischen Ursprunges zu nennen pflegten. So hieß K. in ihrem Munde gewöhnlich David, bisweilen Salomo, Alkuin Flaccus, Rikulf von Mainz Damontas, Angilbert Homer, Einhard Beseleel rc. Diese beiden, des Königs Lieblinge, jener als Staatsmann, der andere als Künstler namhaft, gehörten zu den Zöglingen der Hofschule aus dem Laienstande.

Diese ganze Bildung, die nach Karls Meinung keineswegs blos für Geistliche, sondern auch für Laien bestimmt war, hatte ein vorwiegend theologisches Gepräge, denn in die Geheimnisse der heiligen Schrift einzudringen erschien doch als ihr Zielpunkt. Die grammatischen Studien bildeten dazu die Vorstufe. Sehr eifrig wurde jedoch auch die lateinische Kunstdichtung gepflegt: poetische Scherze, namentlich Räthselfragen, machten viel Glück bei Hofe. Schon Paulus und Petrus versuchten sich in solchen Wettkämpfen, dieser im Namen des Königs, Alkuin hatte von Vergilius, den er später als Heiden verachtete, genug gelernt, um als Dichter zu glänzen, Theodulf, der gewandteste unter diesen Versemachern, nahm sogar den leichtfertigen Ovid in Schutz und zum Vorbilde, jüngere wie Moduin (Naso), der spätere Bischof von Autun, eiferten ihnen mit Erfolg nach. Auf die Verbesserung der in den Zeiten der Merowinger arg verwilderten lateinischen Sprache, auf Genauigkeit der Abschriften, zumal in der Rechtschreibung, wurde besonderer Eifer gerichtet, eine neue Blüthe der Geschichtschreibung ging daraus hervor und die Abfassung von Briefen und Urkunden wurde nach reineren Mustern verbessert, doch erst unter Ludwig gründlich umgestaltet. Einen sehr lebhaften Antheil gewannen neben der Rechenkunst dem Könige namentlich astronomische Untersuchungen ab, über welche er wol Alkuin oder den Iren Dungal zu Rathe zog. Ueber dogmatische Streitfragen, wie die oben schon berührten, arbeiteten in seinem Auftrage Alkuin, Theodulf, Paulinus und andere gelehrte Männer, die Verbesserung des biblischen Textes beschäftigte ihn bis in die letzten Tage seines Lebens. Von den Kirchenvätern liebte er besonders den heil. Augustinus. Die Klosterschule zu Tours unter Alkuin's Leitung, die zu Fulda unter der seines Schülers Hraban und bald auch Reichenau u. A. breiteten das Licht der Wissenschaft weiter über alle Reichstheile aus.

Von den zahlreichen Gesetzen Karls, die sich auf das kirchliche Leben beziehen und sich meist auf den gegebenen Grundlagen bewegen, ist noch hervorzuheben, daß nach dem umfassenden Rundschreiben vom J. 789, in welchem er den eifrigen jüdischen König Josias als sein Vorbild hinstellte, der römische Kirchengesang, wie es schon König Pippin gewollt hatte, statt des gallikanischen eingeführt werden sollte. Aus Rom erhielt K. zu diesem Zwecke Sangmeister, und Metz zumal wurde die hohe Schule des Gregorianischen Kirchengesanges.

Als seine wichtigste Aufgabe betrachtete es der König, und in gesteigertem Maße der Kaiser, in seinem Reiche das Bild eines christlichen Staates nach allen Seiten hin zu verwirklichen. So enthielt der Huldigungseid, welchen die Königsboten im J. 802 sämmtlichen Unterthanen vom zwölften Lebensjahre an von Neuem abnehmen mußten, höhere und größere Pflichten als die bisher geleisteten Schwüre, begründet auf christliche Ermahnungen. Eine allgemeine Untersuchung des Bildungsstandes der Geistlichen und Laien durch das ganze Reich schloß sich an eine Versammlung hervorragender Würdenträger schon im November 801 an. War früher nur den Priestern auferlegt worden, sich über ihre Bekanntschaft mit den kirchlichen Formeln auszuweisen, zu deren voller Heilskraft die lateinische Sprache für unerläßlich galt, so wurde seit dem J. 801 jedes christliche Gemeindeglied zum Auswendiglernen des Vaterunsers und des Glaubens sogar zwangsweise angehalten und nur unter dieser Voraussetzung als Taufpathe zugelassen. Mit noch größerer Strenge wurden später die, welche dieser Forderung nicht genügten, mit Schlägen und Hunger bedroht, aber die Forderung blieb undurchführbar.

Die Muttersprache behauptete ihr Recht fast nur in der Beichte, für welche deutsche Muster schriftlich aufgezeichnet wurden. Für die Predigt ließ K. eine Mustersammlung älterer lateinischer Homilien durch Paulus Diakonus zusammenstellen. Nach den Beschlüssen der zu Reims, Mainz und Tours versammelten Synoden von 813 sollten die Bischöfe allsonntäglich durch verdeutschte Predigten

oder durch solche in der romanischen Sprache das Volk erbauen. Die Uebersetzung des Katechismus und anderer Glaubensstücke in die deutsche Zunge, sowie des Evangeliums Matthäi, schüchterne und zum Theil stümperhafte Versuche, gehen mittelbar wenigstens auf die von K. gegebenen Anregungen zurück. Seine Liebe für die Muttersprache, ein seltenes Lob für einen Deutschen, bewies er nicht blos durch Uebertragung der Wind- und Monatsnamen in dieselbe, er machte auch den Versuch eine deutsche Sprachlehre zu entwerfen und ließ die alten Heldenlieder, die von den Thaten halbgöttlicher Ahnen handelten, niederschreiben, doch schon sein mönchischer Sohn Ludwig betrachtete diesen kostbaren Schatz mit Widerwillen.

Von den Bauwerken Karls ließ sein Nachahmer Friedrich I. nach manchen Zerstörungen die Pfalzen zu Nimwegen und Ingelheim wiederherstellen. Die letztere nebst der dazu gehörigen Kirche war mit Wandgemälden verziert, von denen die einen die Geschichte des alten und neuen Bundes, die anderen die weltliche Geschichte von Ninus und Cyrus bis auf den Helden K. herab darstellten. Ein vielbewundertes Vorbild bot die Aachener Marienkirche, das Werk des Meisters Odo; nach ihrem Muster baute Theodulf eine Kirche zu Germigny, Ludwig der Fromme zu Diedenhofen, Karl der Kahle zu Compiègne. In St. Denis ließ der Abt Fardulf für den König eine Pfalz erbauen, die mit den Bildern der sieben freien Künste geschmückt war. Klöster nach dem Beispiele seiner Eltern, denen Prüm den Ursprung verdankte, wurden von K. nicht gestiftet, aber viele verfallene Kirchen wiederhergestellt. Zu seinen großartigsten Bauten gehörte eine feste Brücke über den Rhein von 500 Schritt Länge bei Mainz, die nach zehnjähriger Arbeit vollendet in einer einzigen Mainacht des Jahres 813 abbrannte, der unter dem Wasser befindliche Theil ihrer gewaltigen Eichenpfeiler hat bis zum J. 1881 der Vergänglichkeit getrotzt. Ein bewundernswerther Gedanke war es, Altmühl und Regnitz, und dadurch Rhein und Donau mittelst eines schiffbaren Kanales zu verbinden, aber das im J. 793 begonnene, durch Regengüsse und Dammbruch gehemmte Werk gelangte nicht zur Vollendung.

In dem Hause der Merowinger hatte neben anderen wilden Trieben einst ungezügelte Sinnlichkeit ihr Recht behauptet und sie zu Grunde gerichtet; von diesem verderblichen Hange blieben ihre Nachfolger keineswegs ganz frei und K. selbst, der nach jenen seine Zwillingssöhne Lothar und Ludwig nannte, gab hierin kein gutes Beispiel. Nach seiner frühen Verbindung mit Himiltrud, deren Frucht später die Hand gegen den eigenen Vater erhob und nach der ganz unrechtmäßigen Verstoßung der langobardischen Königstochter lebte er in glücklicher Ehe mit Hildegard, die ihm vier Söhne und sechs Töchter gebar, dann 783 erst 26 Jahre alt dahinstarb. Noch in ihrem Todesjahre heirathete er die böse Fastrada, die als Mutter von zwei Töchtern schon 794 ihr Leben endete und zu Mainz begraben wurde. Von seiner vierten Gemahlin, der Schwäbin Liudgard, einer großen Gönnerin der Hofgelehrten, die bereits nach etwa vierjähriger Ehe im J. 800 starb, wurden ihm keine Kinder geboren. Wie ihm schon früher in der Zeit Fastrada's eine Nebenfrau noch eine Tochter geboren hatte, so hatte er nach Liutgard's Tode noch vier Kebsweiber, darunter eine Sächsin Gerswinda, die ihn noch mit zwei Töchtern und drei Söhnen beschenkten, von denen der jüngste, Theoderich, 807 geboren wurde. Von diesen 18 Kindern starben drei ganz jung, die anderen wuchsen empor. Wenn auch Niemand gegen den mächtigen Kaiser ein Wort des Tadels deshalb laut werden zu lassen wagte, so fürchteten, wie uns später das Gesicht des Mönches Wettin zeigt, fromm gesinnte Männer doch, daß diese Ausschweifungen im Jenseits nicht ungestraft bleiben könnten.

Eine innige Liebe für die Familie wird K. nachgerühmt, mit großer Ehrerbietung begegnete er seiner Mutter bis an ihr Ende, mit Zärtlichkeit seiner

Schwester Gisla, der Aebtissin von Chelles, nur den einzigen Bruder hatte er gehaßt. Vortrefflich sorgte er für die Erziehung aller seiner Kinder: mit willigem Verständniß nahmen sie an den Studien Theil, denen der Vater so eifrig oblag. Während die Söhne dann den Körper für Jagd und Krieg stählen und üben mußten, lernten die Töchter mit Spindel und Nadel umgehen, aber das edle Waidwerk blieb auch ihnen keineswegs fremd und sie wußten ihre Rosse wohl zu tummeln. Frühzeitig mußten die Söhne in den Krieg selbst ziehen und fast noch Knaben die Waffen im Ernste führen. Mit den jüngeren Kindern des Kaisers wurden nach dem frühen Tode des Königs Pippin von Italien dessen Hinterbliebene erzogen.

K. liebte seine Kinder so zärtlich, daß er zu Hause nur in ihrer Gesellschaft speisen wollte und auf der Reise sowol Söhne wie Töchter ihn zu Rosse begleiten mußten. Trotz ihrer von den Hofdichtern vielgepriesenen Schönheit aber blieben nach seinem Willen die Töchter sämmtlich unvermählt, da er keine von ihnen missen mochte. Die Verlobung Hrotrud's mit dem griechischen Kaiser Constantin wurde allerdings ohne seine Schuld rückgängig gemacht, aber Bertha's Hand verweigerte er dem Könige Offa von Mercien, der sie für seinen Sohn begehrte. Diese, vielleicht doch auch durch politische Rücksichten beeinflußte selbstsüchtige Liebe trug üble Früchte, denn an die Stelle öffentlicher und ehrenvoller Verbindungen traten heimliche und ungeregelte, die K. zuließ, weil die Natur ihre Rechte forderte. So gebar jene Hrotrud dem Grafen Rorico von Maine einen Sohn Ludwig, nachmals Abt von St. Denis, und Bertha schloß einen Herzensbund mit Angilbert, dem sie zwei Söhne schenkte. Einhard dagegen ist nur durch eine anmuthige Sage zum Schwiegersohne Karls gemacht worden. Wenn nur einer Nichte des Kaisers, Gundrada, nachgerühmt wird, daß sie allein unter den Jungfrauen am Hofe allen Versuchungen widerstanden habe, so beweist dies, wie großes Aergerniß die übrigen gaben, das Ludwig bei seinem Regierungsantritte sofort abzustellen suchte. Von den kaiserlichen Töchtern kennen wir sonst Theodrada als Aebtissin von Argenteuil, Ruothilde als Aebtissin von Fara; von den unehelichen Söhnen spielte Drogo als Bischof von Metz nachmals eine große Rolle, Hugo als Abt von St. Quentin, Lobbes und St. Bertin. Der Tod der beiden älteren Söhne sowie seiner Tochter Hrotrud († 810) entlockte dem greisen Vater heiße Thränen.

K. besaß ein offenes Herz für Freundschaft und beharrende Treue. Zu seinen Vertrautesten gehörte ohne Zweifel Angilbert, der die reiche Abtei St. Riquier als Pfründe erhielt, ohne deshalb der Welt zu entsagen. Seine wiederholten Sendungen an den Papst zeigen ihn uns eingeweiht in des Königs geheimste Pläne. Einhard tritt mehr in Karls späteren Lebensjahren, sowie unter seinem Nachfolger hervor und stand dem Alter nach wol den Söhnen näher als dem Vater. Arn, ein geborener Baier, aber stark verwickelt in den Untergang der bairischen Selbständigkeit, Abt von St. Amand und Erzbischof von Salzburg, wirkte fast mehr in politischen als kirchlichen Geschäften. Wer möchte bezweifeln, daß Alkuin, dem ein freies Wort vollkommen gestattet war, nicht durch wahre Freundschaft mit seinem königlichen Schüler verbunden gewesen wäre? Von den Hofbeamten standen Angilram von Metz, der Erzkaplan und nach dessen Tode sein Nachfolger Hildibald von Köln dem Könige besonders nahe, nicht minder gewiß der Kämmerer Meginfrid, der Seneschalk Audulf, der Notar Erchambold, Gerold, der Bruder der Königin Hildegard ꝛc. Gegen Fremde übte K. eine großartige Gastfreundschaft, so daß sie durch ihre Menge für Land und Pfalz oft zur wahren Last zu werden drohten. Die zahlreichen Angeln und Schotten namentlich, reiselustige Pilger, wurden von den Franken bisweilen mit Mißgunst betrachtet und zumal die letzteren stießen durch manche Absonderlichkeiten an.

Der König war von kräftigem und breitem Körperbau, so groß, daß er

sieben seiner eigenen Füße maß, von rundlichem Kopfe, sehr großen und blitzenden Augen, einer ziemlich stattlichen Nase, ergrauendem Haare und einem offenen und heiteren Antlitze. Wie sich ihm der Geringste im Volke mit Vertrauen nahte, so wußte sein Blick, wo er zürnte, auch den Vornehmsten einzuschüchtern. Seine Erscheinung war eine überaus würdevolle und nur wenig störte es das Ebenmaß der Glieder, daß sein Nacken etwas kurz und stark, sein Bauch ziemlich dick war. Er trat fest und mit männlicher Haltung auf, seine Stimme entsprach nicht ganz dem Eindrucke seines Aeußeren. Er erfreute sich fast durchaus einer festen Gesundheit, nur in seinen vier letzten Lebensjahren wurde er vom Fieber heimgesucht und zuletzt hinkte er auf einem Beine, da er auch nur ungern ärztlichen Rathschlägen Gehör gab. Sehr eifrig lag er nach fränkischer Sitte der Jagd ob — bald in den Ardennen (der Eifel), bald im Wasgau — und zeigte sich gern als gewandter Reiter. Mit seinen Söhnen und vielen Freunden badete er oft in Aachen.

Sein Anzug war der fränkische seiner Väter: ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, ein Wamms mit seidenen Streifen und Hosen, scharlachene Binden um die Beine und Schuhe, dazu im Winter ein Rock von Seehunds- oder Zobelpelz, endlich vervollständigte seine Kleidung ein meergrüner Mantel und ein Schwert mit goldenem oder silbernem Knauf und Gehänge. Bei festlichen Gelegenheiten war das letztere mit Edelsteinen verziert, desgleichen seine Schuhe, er trug dann ein golddurchwirktes Gewand, einen Mantel mit goldenem Haken und eine Stirnbinde aus Gold und Edelsteinen; römische Tracht legte er nur zweimal in Rom selbst an, wie er auch an den Seinen fremdländischen Putz nicht liebte. In Speise und Trank war er mäßig, namentlich verabscheute er an sich und anderen die Trunkenheit. Er gab nur selten große Gastereien, doch geschah es an den hauptsächlichen Kirchenfesten. Seine tägliche Mahlzeit bestand aus vier Gängen, zu denen regelmäßig sein Lieblingsgericht, ein Braten, hinzukommen mußte, den die Jäger ihm am Spieße hereintrugen. Bei dem Mahle trank er vielleicht dreimal und ließ sich gern etwas vorlesen, zumal aus der Geschichte der Vorfahren oder aus einem Kirchenvater. Zum Nachtisch nahm er Obst, wozu er noch einmal trank, und ruhte dann entkleidet 2—3 Stunden, um die oft durch Aufstehen unterbrochene Nachtruhe zu ergänzen. Während des Anziehens empfing er den Besuch von Freunden, ja sogar Streitsachen, die der Pfalzgraf ihm zur Entscheidung vorbehalten mußte und viele andere Geschäfte fanden alsdann ihre Erledigung.

K. verstand es in der Muttersprache sich nicht blos deutlich, sondern mit überströmender Beredtsamkeit auszudrücken. Der lateinischen Rede war er vollkommen mächtig, von der griechischen hatte er nur schwache Kunde. Seinen unersättlichen Eifer für die Studien berührten wir schon, noch in seinen späteren Jahren versuchte er sogar zu schreiben und hielt sich Wachstafeln in seinem Bette zur Hand, um schlaflose Stunden der Nacht damit auszufüllen, freilich ohne rechten Erfolg. Dem christlichen Glauben, dessen Förderung und Verbreitung Karls Gesetzgebung auf so vielen Wegen versuchte, war er von ganzem Herzen zugethan und mit andächtigem Eifer wohnte er den täglichen Gottesdiensten bei, wenn ihm auch die Erfüllung des Fastengebotes bisweilen schwer fiel. Er wollte, daß alles, was in der Kirche geschah, mit größter Ordnung und Würde geschähe, wie er auch auf die äußere gediegene Ausstattung hohen Werth legte. Fehlerfrei sollte namentlich gelesen und gesungen werden. Unwürdige Geistliche, solche die der nöthigen Bildung entbehrten, in Laienkleidung umherliefen und auf die Jagd gingen, bedrohte er mit großer Strenge. Mancherlei Aberglauben des Volkes bekämpfte er durch seine Gesetze.

Sehr eifrig zeigte sich K. in der Spendung von Almosen, nicht blos im eigenen Lande, sondern auch an die bedrängten Christen in Jerusalem, Alexan-

drien und Kairawan. Seine überseeischen Verbindungen verfolgten gerade mit den Zweck, jenen Hilfe leisten zu können. Eine Art allgemeiner Armensorge wurde neben der kirchlichen Hilfe eingeführt. Unter den von ihm beschenkten Kirchen empfing die römische der Gaben reichste Fülle. Ein großer Theil der avarischen Kriegsbeute fiel im J. 796 ihr und anderen Gotteshäusern zu. Für die Erhaltung der kirchlichen Bauwerke durch die Bischöfe oder Lehnsleute sorgte eine ganze Reihe gesetzlicher Verfügungen.

Bereits im J. 811 setzte K. unter urkundlicher Bezeugung eine Theilung seines Schatzes fest, von dem er zwei volle Drittel den bischöflichen Kirchen seines Reiches bestimmte, mit den 21 Metropolen (unter ihnen Rom) an der Spitze. Von dem anderen Drittel sollte der vierte Theil den ersten zwei Dritteln zugelegt, die anderen drei Theile den Kindern, der Dienerschaft der Pfalz und den Armen zu gute kommen. Ein zu Gunsten der Töchter und unehelichen Kinder beabsichtigter letzter Wille gelangte nicht mehr zur Ausführung. Die Einsetzung Ludwigs zum Kaiser auf einer sehr zahlreich besuchten Reichsversammlung im September 813 sicherte die Nachfolge und die Zukunft. K. begnügte sich die Bastarde seiner brüderlichen Liebe zu empfehlen. Indem hier die Beschlüsse von fünf in verschiedenen Reichstheilen versammelten Kirchentagen, soweit sie gesetzliche Geltung erlangen sollten, zusammengefaßt wurden, legte der Kaiser darin gleichsam die Summe seiner Fürsorge für das Reich Gottes auf Erden nieder.

Bei jener Erhöhung Ludwigs war es nicht auf einen wirklichen Antheil an der Regierung für ihn abgesehen, denn er wurde aus der Reichsversammlung wieder nach Aquitanien entlassen, während K. in Aachen zurückblieb. Leidend schon seit dem vorhergehenden Herbste, begann er im Laufe des Winters ernstlicher zu kränkeln. Als auch das Fasten dem Fiebernden keine Erleichterung gewährte, rüstete er sich zum Scheiden, indem er am siebenten Tage seiner Krankheit aus der Hand Hildibald's das heilige Abendmahl genoß. An demselben Tage, den 28. Januar 814 um 9 Uhr Morgens, verschied er, 72 Jahre alt. Da er selbst über seine Ruhestätte nichts verfügt hatte, so hielt man für das angemessenste, ihn in der von ihm selbst gestifteten Aachener Marienkirche beizusetzen, als dem bleibendsten Denkmale seiner Regierung. Dies geschah unter unsäglichen Wehklagen des Volkes noch an dem nämlichen Tage. Die Sage läßt ihn sitzend bestattet werden, zurückgelehnt auf dem Throne in vollem kaiserlichen Ornate, das goldene Schwert an der Seite, das Evangelienbuch auf den Knieen. So fast unverändert soll ihn noch im J. 1000 Otto III. getroffen haben, als er aus begeisterter Verehrung seine Gruft öffnen ließ. Eine abermalige feierliche Beisetzung seiner Gebeine erfolgte unter Friedrich I., dem Nacheiferer seiner Thaten, der auch im J. 1165 die Heiligsprechung Karls durch den Gegenpapst Paschalis bewirkte, doch erkannte nachmals die gesammte Kirche dieselbe an. Seine Verehrung knüpfte sich vorzüglich an seinen Lieblingssitz Aachen, wie die Heinrichs II. an Bamberg. Ein Schrein der Marienkirche bewahrt daselbst noch jetzt seine Gebeine und der Stuhl Karls des Großen erinnert an alle die deutschen Könige, die auf ihm thronend dem größten ihrer Vorgänger keineswegs gleichkommen konnten.

Fragen wir nach dem, was von den Thaten des gewaltigen Herrschers, den schon die Mitwelt einstimmig den Großen nannte, für die Nachwelt geblieben ist, so dürfte man besonders drei Seiten seiner Thätigkeit hervorheben. Für uns Deutsche liegt es am nächsten ihm dafür zu danken, daß er durch sein unüberwindliches Schwert zum ersten Male alle Stämme unseres Volkes zu einem Staatsganzen verbunden, daß er die Baiern ihres Herzogs beraubt, die Starrheit der Sachsen und Friesen unter das fränkische Joch gebeugt hat. Aber nicht nur zu einem Staate, sondern auch zu einer Kirche wurden sie durch ihn geeinigt. Schon 70—80 Jahre nach seinem Tode will daher ein sächsischer Dichter K. den

alten Aposteln begeistert anreihen, nach deren Vorbild er als Bekehrer die Sachsen zu den himmlischen Pforten eingeführt habe. Tief haftete unter ihnen, den Besiegten, sein einst so verhaßter Name: er erschien ihnen als Quell alles Rechtes und Gesetzes.

Wenn diese Verschmelzung der nord- und der süddeutschen Stämme bis auf die Gegenwart herab und hoffentlich noch für eine ferne Zukunft ihre Wirkungen fühlbar macht, so gilt dies nicht minder von der Wiedergeburt der wissenschaftlichen Studien, die ganz und gar dem Antriebe wie dem Beispiele Karls verdankt wird, dem es gelang die rechten Männer als Werkzeuge an sich zu ziehen. Die grundlegende Bedeutung dieser Wiederherstellung für Frankreich und Deutschland bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung: das spätere Mittelalter läßt daher durch K. den Sitz der Studien von Rom nach Paris verlegt werden: er steht an der Spitze all unserer gelehrten litterarischen Bildung, wie auch der Litteratur in der von ihm so warm geliebten Muttersprache.

Ein drittes ist die Erwerbung des Kaiserthums nebst der demselben vorausgehenden Eroberung Italiens. Auf K., der allerdings in dieser Hinsicht nur der Vollender des von seinem Vater begonnenen Werkes war, geht demnach jene erst in unseren Tagen völlig gelöste, in so vielem Betrachte verhängnißvolle Verkoppelung Deutschlands und Italiens mit all ihrem Segen und Unsegen zurück. Seine Kaiserkrone schwebte mit verlockendem Glanze als Leitstern den deutschen Königen vieler Jahrhunderte vor und führte sie zur Herstellung des heiligen römischen Reiches wieder und immer wieder über die Alpen. Leuchtet doch ein letzter Abglanz dieser Krone noch bis in unsere Tage hinein.

Wenn auch Karls Reich in der Entwickelung des Abendlandes nur einen Durchgangspunkt bezeichnet und seine Herrschaft nicht in vollem Umfange sich behaupten konnte, so hat er als der Fortsetzer dessen, was einst die germanischen Volkskönige der Wanderung angestrebt, die Merowinger vorbereitet hatten, in der That Germanen und Romanen zu einem Ganzen verbunden und die weitere Entwickelung dieser Völker in ihrer steten Wechselwirkung trägt das Mal jener ehemaligen Vereinigung an sich. Nicht minder hat er zuerst die Deutschen zu den Slaven in ein festes Verhältniß gesetzt, die Ueberlegenheit jener als des an geistiger Begabung und Kultur höher stehenden Volkes über die nahe verwandten Nachbarn im Osten, wenigstens in den Umrissen, begründet, deren weitere Ausfüllung den Nachfolgern überlassen blieb. Für den tiefen Eindruck, den seine Persönlichkeit auch in dieser Richtung zurückließ, zeugt das aus seinem Namen abgeleitete slavische Wort für König: Kral.

Geister von so ursprünglicher Schaffenskraft wie der Karls pflegen ihrer Zeit weit vorauszueilen. So stellt denn sein Reich und die Herrschaft der Karolinger überhaupt uns eine Stufe dar, von welcher die nächstfolgenden Jahrhunderte erheblich herabsanken. Sehr bald verlor sich wieder der fruchtbare Gedanke einer allgemeinen Volks- und Laienbildung gegenüber der einseitig geistlichen, nur spärlich gediehen die Keime deutschen Schriftthums, nicht lange verharrten die römischen Päpste in der heilsamen Abhängigkeit und Unterordnung, in welche Karls starke Hand sie versetzt hatte, und ihre Stärkung bedeutete eine unheilvolle Schwächung des Staates. Der feste Mittelpunkt, den K. dem gewaltigen Bau in Aachen gegeben hatte, verschwand und seine Nachfolger gingen auf die Wanderschaft. Die Einrichtung der Königsboten verfiel und der Adel schädigte immer ungestrafter die Freiheit des kleinen Mannes. Die unter K. so überaus thätige, alle Kreise des Lebens in einschneidender Weise berührende Gesetzgebung ließ bald erheblich nach und auf dem unklaren und schwankenden Grunde des bloßen Gewohnheitsrechtes konnten sich manche neue Bildungen erheben, welche das feste Gefüge des Reiches lockerten und seinen Bestand minderten. Wie sehr K. selbst bemüht gewesen war, das durch ihn Ge-

schaffene auch der Nachwelt zu sichern, geht daraus hervor, daß er die Gesetze und Beschlüsse der Reichstage an mehreren Orten sorgfältig aufzubewahren befahl, daß er ferner die Schreiben der Päpste an ihn und seine unmittelbaren Vorgänger in dem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit in ein Buch (codex Carolinus) zusammenfassen ließ. —

Unter den Quellen für die Geschichte Karls d. Gr., die immerhin erheblich reichlicher fließen als für seine unmittelbaren Vorgänger, nimmt einerseits Einhard's Vita Karoli Magni die erste Stelle ein, die nach dem Vorbilde von Sueton's Kaiserbiographien mit genauer Kenntniß namentlich der späteren Lebenszeit des Kaisers verfaßt, ein mit liebevoller Treue gezeichnetes Bild desselben entwirft, andererseits die von namenlosen Verfassern herrührenden Annalen, von denen die größten nach dem Kloster Lorsch benannt werden. Daß ihre Abfassung vom Hofe her angeregt worden, möchte ich trotz der Einwendungen v. Sybels (Histor. Zeitschr. 43) festhalten. Sehr wichtig sind von anderen Geschichtswerken die Papstleben. Ein zwar von der Sage ein wenig berührtes, in den Grundzügen jedoch echtes Bild Karls gewährt unter seinem Urenkel Karl III. der Mönch von St. Gallen. Von den Capitularien ist eine neue kritisch berichtigte Ausgabe von Boretius soeben erschienen. Wir besitzen noch eine nicht geringe Zahl von Urkunden des großen Kaisers, über welche am eingehendsten Theodor Sickel handelt (die Urkunden der Karolinger I, II, Wien 1867—68), nicht minder haben sich viele Briefe aus seiner Zeit erhalten, unter denen die seines Vertrauten Alkuin den größten Raum einnehmen (s. Jaffé, Monumenta Carolina und Alcuiniana, Berolini 1867, 1873). Zum Theil aus diesen, noch mehr aber aus den Gedichten dieser Zeit lernen wir das Treiben und den Geschmack der Hofschule kennen, wie denn die letzteren überhaupt (kürzlich von mir neu herausgegeben als Poetae latini aevi Carolini I) uns am treuesten den gesammten Kulturzustand dieses Kreises wiederspiegeln.

Unter den neueren Hilfsmitteln für die Erforschung dieser Zeit nimmt jetzt den ersten Platz ein: Böhmer-Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den ersten Karolingern, Innsbruck 1880—82. Eine kritische, nicht immer erschöpfende Darstellung begann Sigurd Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, Bd. I. 768—788, Berlin 1866; ohne gelehrtes Beiwerk handeln über ihn Kaufmann, Deutsche Gesch. bis auf Karl d. Gr. II, Leipz. 1881, Arnold, Deutsche Gesch. II, 1, Gotha 1881. Von allgemeineren Werken ist zu berücksichtigen: Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, III. u. IV. Inama-Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte, Leipz. 1879. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I. Ebert, Geschichte der Litteratur des Mittelalters II; für die Sagengeschichte: Gaston Paris, Histoire poét. de Charlemagne, 1865. Sehr zahlreich ist die monographische Litteratur, darunter: von Richthofen, Zur Lex Saxonum, 1868. Boretius, Die Capitularien im Langobardenreiche, Halle 1864; Beiträge zur Capitularienkritik, Leipz. 1874. F. v. Wyß, Karl d. Gr. als Gesetzgeber, Zürich 1869. Büdinger, Oesterreichische Geschichte I, Leipz. 1858. Riezler, Gesch. Baierns I, Gotha 1878. Harnack, Das karolingische und das byzantinische Reich, Gött. 1880. Leist, Die litterar. Bewegung des Bilderstreites, Magdeb. 1871. Größler, Die Ausrottung des Adoptianismus im Reiche Karls d. Gr., Eisleben 1879. Arbeiten von S. Abel, F. Hirsch, Kentzler, Pauli, Simson, Soetbeer in den Forsch. zur deutschen Geschichte I, IV, VI, XI—XIII. Floß, Die Aachener Heiligthümer, Bonn 1855 ꝛc.

Dümmler.

Karl II., der Kahle, König der Westfranken, römischer Kaiser, geb. am 13. Juni 823 in Frankfurt a/M., † am 6. October 877, Sohn Kaiser Ludwig des Frommen und der Welfin Judith. Judiths Streben, K. trotz der Verfügung ihres Gemahls über das Reich zu Gunsten der Söhne erster Ehe

Herrschaft über möglichst viel Land und Leute zu verschaffen, trug wesentlich zum Verfall des Frankenreichs bei. Verschleuderte Kron- und Kirchengüter sollten dem Knaben Freunde schaffen. Seinetwegen förderte Judith die steigende Macht des übermüthigen und herrschsüchtigen Bernhard von Septimanien, was ihr die schlimmste Nachrede zuzog. Gleichzeitig mit Bernhards Erhebung zum Kämmerer im August 829, erhielt K. die mütterliche Heimath, Alemannien mit Churwalchen und burgundischen Gebieten, wahrscheinlich in der romanischen Schweiz, als Herzogthum. Obwol Lothar, schon Mitregent des Vaters, die Verleihung im Voraus genehmigt hatte, wurde sie 830 ein Hauptgrund zur Empörung der drei älteren Söhne gegen Ludwig. Durch eine Reaction des germanischen Elements wieder hergestellt, verlieh der Kaiser im Oktober 832 seinem Lieblinge zu Jouac auf Pippins Kosten das Königreich Aquitanien, hoffte es wol noch durch Verständigung mit Lothar, die Judith immer wieder betrieb, zu erweitern. Aber nach Ludwigs und Karls Gefangennahme auf dem Lügenfelde am 30. Juni 833 fielen Karls Gebiete an seine Stiefbrüder. Von Soissons ins Kloster Prüm in strengen Gewahrsam gebracht, scheint K. dann zu St. Denis die Gefangenschaft des Vaters getheilt zu haben. Der durch Lothars Uebermuth herbeigeführte Umschwung befreite sie Anfang 834. Während in der nächsten Zeit Alemannien der Kern eines bis Rheims, Mâcon und ans Mittelmeer sich erstreckenden Reiches für K. bilden sollte, wurden ihm gegen Ende 837 auf dem Reichstag zu Aachen mit Zustimmung Pippins und Ludwigs des Deutschen, deren Interesse besser entsprechend, die Länder von Friesland über Mastricht, Toul, Auxerre, Sens, Melun, Chartres, Paris bis zum Kanal und zur Nordsee verliehen, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen der beste Theil des Reiches. Die Großen desselben huldigten dem Knaben. Mitte September zu Quierzy an der Oise wehrhaft gemacht, erhielt er das Herzogthum Maine und die Küstenlande zwischen Loire und Seine und nahm dort persönlich die Huldigung entgegen. Nach Pippins Tod am 13. December wurde K. auf dem Reichstage zu Worms im Juni 839 Aquitanien übertragen, aber erst 864 brachte er Pippins gleichnamigen Sohn für immer in seine Gewalt. Gemäß einer von Judith mit Lothar getroffenen Verständigung sollten Maas, Saone, Rhone bis zum Genfer See die Ostgrenze von Karls Reich bilden, nur Baiern Ludwig dem Deutschen bleiben, aber Lothar hoffte nach dem Tode Ludwigs des Frommen, mit Hülfe Pippins II. auch Gebiete Karls an sich reißen zu können. Nur durch den im Frühjahr 840 zu Attigny geschlossenen, 842 durch die berühmten Eide zu Straßburg bekräftigten Bund mit seinem Stiefbruder Ludwig und durch die Ergebenheit weniger Treuer, wie des Geschichtschreibers Nithard, errang K. den Sieg bei Fontenoy und im Vertrag von Verdun im ersten Drittel des August 843 den Besitz des Westfrankenreichs, d. h. des größten Theiles von Frankreich mit der spanischen Mark. Die als vielhundertjährige Grenze des deutschen Reiches (seit 879) zu berücksichtigende Ostgrenze lief von der unteren Schelde oberhalb Cambray den Kohlenwald entlang, dann östlich bis in die Nähe der Maas, die Argonnen entlang, erreichte dann die Saone und damit das spätere Reich Burgund. Bei Châlon gehörte noch ein kleines Gebiet auf dem rechten Saoneufer zum Westfrankenreich, dann wandte sich dessen Ostgrenze südlich Mâcon den Auvergne, Velay und Gévandan begrenzenden Gebirgen zu und zog nördlich von Nimes rhoneabwärts bis zur westlichen Mündung. Selbst durch eine besondere Krönung für Aquitanien (848) zu Limoges, dann dessen Verleihung an seine Söhne, zunächst 855 den jüngeren Sohn Karl, konnte der Vertreter der noch lange halbgermanischen Karolinger die ganz überwiegend romanischen Aquitanier nicht an sich fesseln, die größten Theils keltischen Bretonen waren thatsächlich unabhängig, zeitweise Herren der an die Bretagne grenzenden Gebiete, 863—74 sogar des Landes zwischen May-

enne und Sarthe. Beide unterstützten häufig die Raubzüge der Normannen von den Flußmündungen aus, während Sarazenen die Länder am Mittelmeer heimsuchten, da sich der Heerbann trotz der namentlich 864 auf dem Reichstag zu Pistres unweit Pont de l'Arche gemachten Versuche nicht wieder beleben ließ. K., schon vom Zeitgenossen Hucbald von S. Amand in einem Gedicht zum Preise der Kahlen als calvus bezeichnet, war unter seinen wechselvollen Geschicken ein schwankender, launenhafter Charakter geworden. Von der Mutter hatte er reiche Gaben und geistige Interessen geerbt. Walafried Strabo war sein Lehrer, ein Scotus Erigena zierte seine Hofschule —, aber auch Hang und Geschick zur Intrigue. Gleich dem Vater gab er sich bald dem Einfluß der durch Hinkmar, Erzbischof von Rheims, thatkräftig geführten Geistlichkeit, bald dem von Frauen und Günstlingen hin. Lange kämpften die Verwandten Irmintruds, der Nichte des mächtigen Grafen Adalhard, mit der sich K. am 13. December 842 zu Quierzy vermählt hatte, mit den Brüdern seiner kurz darauf gestorbenen Mutter, Graf Konrad von Paris und Auxerre, und Rudolf, Laienabt von S. Riquier und Jumièges bei Rouen, Graf eines Gaues an der Küste, um den höchsten Einfluß auf die Geschicke des Reiches. Wie seinem Vater, fehlte es K. an Entschlossenheit in der Gefahr, er zeigte bald schmähliche Schwäche, bald willkürliche Härte. Der dringende Wunsch der meisten vielfach in mehreren karolingischen Reichen begüterten weltlichen und geistlichen Großen war ein durch gemeinsame Versammlungen der Fürsten und Großen, sogenannte Frankentage, befestigtes Bündniß gegen äußere und innere Feinde, aber es fehlte meist an dem nothwendigen Vertrauen zwischen den karolingischen Herrschern und blieb daher fast immer bei gemeinsamen Drohungen und Mahnungen. Hatte auf dem Frankentag zu Meersen bei Mastricht 847 Ludwig den Vermittler zwischen Kaiser Lothar und Karl gespielt, so glaubte er wenige Jahre später, daß K. die Bedingungen ihres Bündnisses nicht halte, und sandte 854 den Aquitaniern auf ihren Wunsch seinen gleichnamigen Sohn als König, der freilich nach geringen Erfolgen heimkehrte, gewann dann Ende 858 fast ohne Schwertstreich einen großen Theil des westfränkischen Reiches. Unter solchen Verhältnissen entwickelte sich im Westfrankenreich noch rascher als in den übrigen die Macht der Lehensträger, als welche sich bald auch alle Beamten der karolingischen Staatsordnung ansahen. K. war es, der auf jenem Frankentag aussprach, jeder Freie solle ihn oder einen seiner Getreuen zum Lehnsherrn wählen und sei, außer bei allgemeinem Aufgebot gegen einen Einfall, mit seinem Herrn zu ziehen verpflichtet. Die durch den Verfall des Heerbanns steigende Abhängigkeit von dem Aufgebot der Lehnsmannen zwang zu immer umfassenderer Verschleuderung der Krongüter und machte es unmöglich, die auf dem Frankentag zu Juditz bei Diedenhofen 844 mit einigen Beschränkungen versprochene Beseitigung der Laienäbte und der Verleihung von Kirchengütern an Laien durchzuführen. In seiner Besorgniß vor Ludwig, gegen den Kaiser Lothar und seinen gleichnamigen Sohn sich als unzuverlässige Verbündete erwiesen, schloß K. am 11. October 856 mit den gegen ihn Verschworenen zu Chartres einen förmlichen Frieden. Sie durften sich verbinden und widersetzen, wenn er sie in ihren Gütern und Rechten bedrohte. Seinen Anhängern schwor K. am 1. März 857 zu S. Quentin, er wolle die Treue und Hülfe seiner Vassallen verdienen. Die Haltung Hinkmars und seiner Suffragane, die frühe Entlassung des deutschen Heeres und die Rückkehr der Söhne Konrads von Paris, Graf Konrad und Abt Hugo von S. Germain in Auxerre, zur Sache Karls zwangen Ludwig im Januar 859 zur Räumung des Westfrankenreiches. K. verband sich mit Lothar II. und dessen Bruder Karl von Provence, erkannte auf der aus den drei Reichen beschickten Synode von Savonnières bei Toul im Juni im Urtheil der Bischöfe Gottes Stimme und

gestand ihnen das Absetzungsrecht zu. Trotz dieser Demüthigung mußte er Ludwigs Anhängern im Frieden zu Coblenz am 7. Juni 860 volle Amnestie, Rückgabe aller nicht von Karl geschenkten Allodien zugestehen und versprechen, hinsichtlich ihrer Lehen Ludwigs Vermittelung anzunehmen. Einzelnen Empörern gewährte er noch mehr. Die dem Emporkömmling Robert dem Tapferen, Sohn des eingewanderten Sachsen Witichin und Stammvater der Capetinger zugestandenen Gebiete bildeten, nach Roberts Fall bei Brisserthe unweit Angers im Herbst 866 meist dem Abt Hugo verliehen, größtentheils die Grundlage der schon Karls Enkel, Karl dem Einfältigen, verderblichen capetingischen Macht. Judiths Gier nach immer weiteren Gebieten für ihren Sohn, war auf Karl vererbt, so wenig er das eigene Reich gegen äußere Feinde und Empörung zu schützen vermochte. Er hatte noch bei Lebzeiten des eben erst verbündeten Karl von Provence im Herbst 861 dessen Reich zu erobern gesucht. Dann nutzte er die Verstoßung Thietberga's durch Lothar II. und dessen von der Kirche verworfene Ehe mit Waldrada zu großen Gebietserwerbungen aus. Nach einigen Versuchen zur Verständigung mit Ludwig dem Deutschen über eine Theilung des fränkischen Mittelreichs bemächtigte er sich, als Lothar 869 gestorben war, während einer Krankheit Ludwig des Deutschen sofort seines Reiches und ließ sich zu Metz am 9. September krönen. Nicht das Eintreten Papst Hadrians II. für den allein noch lebenden Sohn Kaiser Lothars, Kaiser Ludwig II., sondern der theilweise Abfall der Bewohner Lothringen's, wie man den nördlichen Theil jener Gebiete bald zu nennen begann und das Bewußtsein der ostfränkischen Ueberlegenheit bewogen K. schließlich, am 8. August 870 in den Theilungsvertrag zu Meersen zu willigen. Derselbe ist trotz nur neunjährigen Bestandes merkwürdig, weil die Grenzlinie im wesentlichen der deutsch-französischen Sprachgrenze entsprach. Die Maas bis Lüttich hinauf, die Ourthe bis zur Quelle mit Ausschluß der Grafschaft Condroz, die Mosel von unterhalb Remich bis oberhalb Toul, ausschließlich der Gegend von Diedenhofen und Metz, die Westgrenze des Gaues Bassigny an der Marne, die obere Saone, der Gau Waraschken und der Neufchateler und untere Genfersee wurden die Grenze gegen das Ostfrankenreich, Vienne der südlichste Grenzgau gegen das italienische Ludwigs II. Vienne fiel nach tapferem Widerstand am Ende des Jahres. Karls Söhne, Ludwig der Stammler, dem 856 Neustrien, d. h. das Land zwischen Seine und Loire, als Königreich bestimmt worden war, und Karl von Aquitanien hatten sich Anfang 862 empört, sich aber bald unterwerfen müssen. Als Karl nach längerem Siechthum 866 gestorben war, sandte der Vater Ludwig 867 als dessen Nachfolger nach Aquitanien und ließ ihn 870 zu Rheims, nachdem er eine wider Karls Willen heimgeführte Gattin verstoßen und eine dessen Wunsch entsprechende Ehe geschlossen hatte, als künftigen Westfrankenkönig anerkennen. Ein anderer Sohn Karlmann sollte gleich seinem 865 gestorbenen Bruder Lothar in reichen Abteien Ersatz für den versagten Antheil am Reich finden. Durchaus ungeistlich gerichtet, empörte er sich im Herbste 870, ohne mehr als eine Steigerung des unausrottbaren Raubwesens zu erreichen. Papst Hadrian, der schon früher für den unter Hinkmars Leitung abgesetzten Bischof Rothad von Soissons eingetreten war, nahm sich auch eines anderen Rheimser Suffragans, Hinkmars gleichnamigen Neffen, Bischof von Laon, an, der Anfang 871 die Theilnahme an der Excommunication Karlmanns verweigerte, ebenso des Prinzen selbst. K. hatte mehrfach die von Hinkmar eifrig vertretenen Rechte der gallikanischen Kirche der Kurie preisgegeben und hatte mit seinem Klerus die Prädestinationslehre des Sachsen Gottschalk unterdrückt. Aber die jetzigen päpstlichen Ansprüche ließ er 872 entschieden zurückweisen. Karlmann hatte sich unterwerfen müssen, wurde 873 des geistlichen Charakters entkleidet und ge-

blendet. Er entkam aus dem Kloster Corbie zu Ludwig dem Deutschen. Denn statt an Befestigung der durch die kriegerische Tüchtigkeit Robert des Tapferen und des Abtes Hugo, durch Hinkmars klugen Rath in mancher Beziehung gebesserten inneren Zustände zu arbeiten, lockte K. die Normannen durch schmähliche Tributzahlungen zu immer häufigeren Einfällen. Der geringe Ertrag der hohen Normannensteuern beweist die Machtlosigkeit der Krone und die Erschöpfung des Landes; die dem königlichen Ansehen gefährlichen, 864 auf dem Reichstag zu Pistres vergeblich verbotenen Burgen mehrten sich rasch, denn nur Befestigungen boten noch Sicherheit. Auch hinsichtlich der Erbschaft des söhnelosen Ludwig II. betrieb K. die Verständigung mit seinem Stiefbruder nicht ernstlich. Alle Einsichtigen, auch Hinkmar, der eifrige Förderer der Pläne auf Lothringen, erkannten das Thörichte der unersättlichen, nur mit Hülfe Papst Johanns VIII. zu befriedigenden Ländergier. Nur Boso, aus einem lothringischen Geschlecht, dessen Schwester Richilde K. unmittelbar nach Irmintruds Tod, im Herbst 869 geheirathet hatte, den er zum Grafen von Vienne und Hauptrathgeber Ludwig des Stammlers im aquitanischen Königreich gemacht, und der die königliche Gunst voll Habgier und Bestechlichkeit mißbrauchte, unterstützte seine italienische Politik. K. eilte auf die Kunde vom Tode Ludwig II. über die Alpen, urkundete schon am 25. Septbr. 875 als König von Italien. Karl von Schwaben, nachmals Kaiser Karl III., war zu unfähig, dem Oheim Italien erfolgreich streitig zu machen. Dessen thatkräftigen Bruder Karlmann von Baiern bewog K. durch trügerische Anerbietungen zum Waffenstillstand, und konnte am Weihnachtsfest aus Johanns VIII. Händen in S. Peter die Kaiserkrone empfangen. Indessen aber rückte Ludwig der Deutsche fast ohne Widerstand ins westfränkische Reich ein. Aehnlich, wie einst 858, versicherte er, nun Alles verbessern und gutmachen zu wollen, was K. an Ungerechtigkeiten verschuldet oder zugelassen und der Kirche und ihren Dienern Schutz und gebührende Ehre gewähren zu wollen. Während viele Große, auch Bischöfe, dem Ostfrankenkönig zufielen, hielt Hinkmar trotz seiner Verstimmung über K. den Kahlen, der durch Anerkennung des Erzbischofs Ansegis von Sens als apostolischen Vicar für Gallien und Germanien die Rechte von Rheims und der westfränkischen Kirche opferte, die meisten Suffragane bei der Treue gegen K. fest. Ludwig, der nur größere Rücksicht auf seine Ansprüche an die Erbschaft Kaiser Ludwigs erzwingen wollte, zog sich schon im Januar 876 zurück. Sein Tod am 28. August war ein neuer Glücksfall für K., stachelte ihn aber nur zu dem Versuche an, Lothringen wieder zu gewinnen, vielleicht sogar die Gaue von Speier, Worms und Mainz zu erobern. Aber er wurde am 8. October bei Andernach von Ludwig dem Jüngeren, der seinem Vater in Franken und Sachsen gefolgt war, entscheidend geschlagen. Durch die Widonen von Spoleto und andere Feinde hart bedrängt rief der Papst seinen Kaiser immer aufs neue zu Hülfe. K. kaufte 877 wieder die Normannen durch einen für die Kräfte der Westfranken sehr schweren Tribut ab und machte den widerwilligen Großen auf dem Reichstag zu Quierzy im Juni große Zugeständnisse. Dieselben sind vielfach als allgemeine Anerkennung der Erblichkeit der Lehen aufgefaßt worden, diese wurde jedoch nur bedingt und theilweise zugestanden. Wenn ein an Karls Römerzug betheiligter Graf einen kleinen Sohn hinterlassen, sollte Ludwig der Stammler, als Vertreter des Kaisers, ihm das Grafenamt anvertrauen, das Gleiche hinsichtlich aller kaiserlichen Vasallen beobachtet werden. Bischöfe, Aebte, Grafen und sonstige Getreue sollen ihren Vassallen gegenüber ebenso verfahren. Auch Getreue, die nach Karls Tode aus Liebe zu Gott oder um für sein Seelenheil zu beten, der Welt entsagen, sollen ihre Lehen einem Sohne oder Verwandten übertragen dürfen. Immerhin standen diese Bestimmungen in schroffem Widerspruch zu seinem Verfahren nach

dem Tode Robert des Tapfern und des um K. hochverdienten Grafen Ramnulf von Poitou gegen deren Söhne, wo er keinen Anspruch auf Erblichkeit der Lehen anerkannt hatte. Kaum war K. mit geringer Mannschaft über die Alpen gezogen, so brachte ihn der Anmarsch Karlmanns von Baiern in harte Bedrängniß und er vernahm die Schreckenskunde, daß sein noch vor kurzem zum Statthalter Italiens ernannter Schwager Boso, der neustrische Markgraf Abt Hugo und die beiden Markgrafen Bernhard von Auvergne und von Gothien, sich empört hätten. Schon im Vorjahr schwer krank, wurde K. fiebernd über den Montcenis geschafft und starb zu Brios, einem Weiler des Arcthales in den Armen Richildens. Wegen der rasch eintretenden Verwesung wurden seine Ueberreste im nahen Kloster Nantua, erst nach einiger Zeit, wie es K. gewünscht, im Kloster S. Denis beigesetzt. K. hinterließ trotz seiner großen Begabung und der ihm oft zu Theil gewordenen Gunst des Glückes dem einzigen überlebenden Sohn Ludwig dem Stammler das Westfrankenreich im Aufruhr und den Krieg mit den ostfränkischen Stammesvettern. Die Volksfreiheit war großentheils geschwunden, der Wohlstand zerrüttet, ein großer Theil des Reiches die Beute nordischer Barbaren.

Voss, De Carolo calv. Diss., Halae 1844. Von Darstellungen der Zeit namentlich Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen von Simson, Jahrbücher der deutschen Geschichte, Lpzg. 1876. Geschichte des ostfränkischen Reiches von Dümmler, Berlin 1862 u. 1865. Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern von v. Kalckstein. v. Noorden, Hinkmar, Erzbischof von Rheims, Bonn 1863. v. Kalckstein.

Karl III. — der Beiname „der Dicke“ findet sich erst beim sächsischen Annalisten um die Mitte des 12. Jahrhunderts — der jüngste Sohn Ludwig des Deutschen, wurde 839 geboren und 862 mit Richardis, der Tochter des im Elsaß reich begüterten Grafen Erchangar, vermählt. Nach dem Theilungsentwurfe von 865 sollte ihm Alamannien und Churwalchen zufallen; seine Namenszeile wird jetzt Diplomen seines Vaters für diese Gegenden eingefügt, seit diesem Jahre nennen ihn auch St. Galler Urkunden als Grafen des Breisgaues. 869 übertrug ihm sein Vater, als er erkrankt zurückbleiben mußte, „Gott den Ausgang der Sache empfehlend“, die Führung des Heeres, das er selbst befehligen wollte; dieses drang in Mähren bis zur Befestigung vor, in die Rastislav sich zurückgezogen hatte; die Umgegend wurde verwüstet, was sich fand, geplündert; K. traf mit Karlmann, der mit Feuer und Schwert im Reiche Suatopluks gehaust hatte, zusammen und die Brüder „beglückwünschten sich über den von Gott verliehenen Sieg“. Zwei Jahre später empörte sich K. mit seinem Bruder Ludwig (III.), da es hieß, ihr Vater beabsichtige ihnen einen Theil des (865) zugesicherten Erbes zu nehmen und dadurch das Theilreich ihres ältesten Bruders Karlmann zu vergrößern; sie sammelten ein bedeutendes Heer und besetzten den Speyrer Gau; nach längerer Unterhandlung kam ein Waffenstillstand, unter erneuerter Schwierigkeit in Gernsheim ein Ausgleich zu Stande: es gelang dem Vater, „durch sanften Zuspruch und Verheißung von Lehen sie einigermaßen zu beschwichtigen“. Die Einlösung dieser Zusicherungen brachte endlich eine förmliche Aussöhnung. Auf das Gerücht vom Tode Kaiser Ludwigs II. von Italien beeilte sich auch der deutsche König, gleich seinem ländergierigen Stiefbruder, Karl dem Kahlen, einen Theil des vermeintlich herrenlos gewordenen Reiches zu erhaschen; er entsandte seinen jüngsten Sohn über den Jura, um das von Lothar II. 859 an Ludwig II. abgetretene Stück von Burgund in Besitz zu nehmen; doch jenes Gerücht erwies sich als falsch, der Versuch des raschen Zugreifens als verfrüht. Der Familienhader um das zu erwartende Erbe war nur nothdürftig beigelegt; auf der Reichsversammlung

von Forchheim (Mitte Fasten 872) wurde auf Grundlage der Reichstheilung von 865 und mit Einbeziehung des erst später erworbenen lothringischen Gebietes jedem der Söhne sein Antheil in bestimmter Umgrenzung angewiesen; die jüngeren Söhne, Ludwig und Karl, schwuren ihrem Vater, so lange er lebe, die Treue zu wahren. Der Schwur war kein ehrlicher, die beiden Brüder planten, während Karlmann durch die Kämpfe mit Mähren in der Ostmark ferngehalten wurde, ihren Vater 873 zu Frankfurt zu entthronen und in Haft zu nehmen. Da trat ein „Wunder" dazwischen, Karl wurde, „vom bösen Geiste besessen", am 26. Jänner in der Kirche von furchtbaren Krämpfen befallen; zum Bewußtsein zurückgekehrt, gestand er mit lauter Stimme, daß er so oft der dämonischen Macht anheimgefallen sei, als er sich gegen seinen Vater verschworen habe. Dieser verzieh ihm und ordnete an, daß er unter dem Geleite von Bischöfen und anderen Getreuen heilige Stätten besuche, um vom Teufel befreit und gesundem Verstande zurückgegeben zu werden. Damit war Karls Widersetzlichkeit gebrochen, er war fortan ein gehorsamer Sohn. 874 ging er als Gesandter seines Vaters zu seinem Oheim Karl dem Kahlen. Im nächsten Jahre führte er im Auftrag des Vaters ein Heer gegen ihn, als er auf die Nachricht vom Tode Ludwigs II. nach Italien geeilt war, um das Reich und die Kaiserkrone dem deutschen Königshause vorweg zu nehmen. „Karlchen" (Karlito), wie die Italiener den deutschen Prinzen zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Oheim nannten, war diesem nicht gewachsen; statt von Mailand gegen den Feind vor Pavia zu ziehen, marschirte er mit seinen zuchtlosen Schaaren, wol größtentheils lombardischen Parteigängern, denen sich auch der Markgraf Berengar von Friaul angeschlossen hatte, in die Gegend von Bergamo und Brescia, um hier plündern zu lassen; als der westfränkische König davon hörte, brach er von Pavia auf und trieb die Horden vor sich her gegen Verona und Mantua. „Karlchen" entkam nach Baiern — er hatte die erste Probe seiner vollständigen militärischen Unfähigkeit abgelegt. — Am 28. August 876 starb Ludwig der Deutsche. Am 8. October jagte Ludwig III. Karl den Kahlen bei Andernach in die Flucht, wenige Tage darauf hatte sein Bruder K. III. mit ihm eine Besprechung in Koblenz, die wol einer Verständigung über die Reichstheilung galt. Diese fand im November bei einer Zusammenkunft der drei Brüder im Rieß statt. K. erhielt Alamannien, Churwalchen und wahrscheinlich auch das Elsaß. Im folgenden Jahre wurde auch noch Lothringen gleichmäßig getheilt; doch schon 878 trat Karlmann das ihm zugefallene Stück wieder an Ludwig ab, der dann im Mai die Hälfte desselben an Karl überließ. Unheilbarer Krankheit verfallen, war Karlmann aus Italien zurückgekehrt. Papst Johann VIII. bat immer dringender um Hülfe gegen seine Bedränger, die Herzoge von Spoleto und Tuscien; ohne Unterstützung gelassen, verbündete er sich mit Herzog Boso von Vienne, dem späteren König von Burgund, den er an Kindesstatt annahm und dem er die Kaiserkrone aufs Haupt setzen wollte. Um Italien seinem Hause zu retten, überließ Karlmann 879 die Regierung Italiens und damit die Anwartschaft auf die Kaiserkrone seinem Bruder Karl. Im Herbst trat dieser die schon für den Mai geplante Romfahrt an. Zu Orbe traf er mit den westfränkischen Königen zusammen und zog dann über den St. Bernhard. Am 26. October 879 betrat er den Boden Italiens und nahm es ohne Widerstand in Besitz. Schon am 23. November wird in den Urkunden das italienische Regierungsjahr gezählt. Wahrscheinlich zu Beginn des Jahres 880 nahm Karl auf dem Reichstage in Ravenna, zu dem auch der Papst erschienen war, die Huldigung und den Treueid der versammelten Bischöfe und Großen entgegen. Schon im Mai war er wieder auf der Heimfahrt; Mitte Juni traf er mit den westfränkischen Königen in Gondreville zusammen und schloß sich im

Herbst seiner Zusage gemäß der Heerfahrt gegen Boso von Vienne an. Während der Belagerung dieser Stadt brach er aber plötzlich ohne Wissen seiner Verbündeten Nachts auf, verbrannte sein Lager und zog mit den Seinen nach Italien. Ueber Pavia, Piacenza, Reggio gelangte er nach Rom und empfing hier Mitte Februar in der Peterskirche aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone. Hatte der Papst vom neuen Schirmherrn der Kirche kräftige Hülfe erwartet, so sah er sich gar bald arg enttäuscht. Schon am 29. März richtete er ein Schreiben an ihn und bat, geängstigt durch die Sarazenen, der römischen Kirche das versprochene Heer mit einem kriegskundigen Führer bald zu senden; in einem anderen Schreiben fordert er gemäß ihrer Verabredung Geltendmachung seiner Rechte auf das Land des h. Petrus. Der Kaiser führte aber ein förmliches Stillleben; im October urkundet er zu Bodman am Bodensee. Mit einer annalistischen Notiz: „Und er zog zum dritten Mal nach Italien“, sind die Quellennachrichten über dieses Jahr erschöpft. In Italien weilte er auch den Winter über. Im Februar 882 hielt er wieder einen Reichstag in Ravenna, zu dem auch der Papst sich einfand, und bedachte die Kirchen mit erweiterten Vorrechten. Um diese Zeit traf ihn die Nachricht, daß sein Bruder Ludwig (III.) am 20. Januar in Frankfurt gestorben sei. Damit war das ganze ostfränkische Reich unter Karls Scepter wieder vereinigt, denn dem kinderlos verstorbenen Ludwig war, als Karlmann am 22. September 880 seinem Siechthum erlag und keine erbberechtigten Nachkommen hinterließ, Baiern als Erbe zugefallen.

Der Kaiser brach sogleich von Italien auf. Er zog zunächst nach Baiern, um hier die Huldigung entgegenzunehmen, und dann nach Worms, um die Großen aus dem Reiche seines Bruders Ludwig zu empfangen. In Worms berieth man über die Vertreibung der Normannen, die ihre Verwüstungszüge immer weiter ausdehnend, eben Aachen, Trier und Köln verbrannt hatten. Alle deutschen Stämme wurden aufgeboten; es war ein ungeheures, kampfbegieriges, und „wenn es einen tüchtigen Führer gehabt hätte, furchtbares Heer“. K. übernahm selbst den Oberbefehl. Ein Versuch der bei Andernach über den Rhein gegangenen Vortruppen, der Baiern unter Arnolf und der Franken unter Graf Heinrich, die Feinde zu überrumpeln, mißglückte. Es gelang, die Normannen zu Elsloo an der Maas einzuschließen. Zwölf Tage währte die Belagerung. Am 21. Juli tobte ein gräuliches Ungewitter, ein Theil der Mauer der belagerten Stadt stürzte ein — die Normannen schienen verloren. Da schloß der Kaiser plötzlich einen schmählichen Frieden. Die Räuber wurden um mehr als 2000 Pfund Gold und Silber, welche den vor ihnen geflüchteten Kirchenschätzen entnommen wurden, abgekauft gegen das eidliche Versprechen, bei Lebzeiten des Kaisers nicht mehr im Reiche zu plündern; der Normannenkönig Gotfried ließ sich taufen und erhielt vom Kaiser, seinem Pathen, die Grafschaften und Lehen Rorichs in Friesland. „Zwei fröhliche Tage brachte man dort zu“, meldet der officiöse Geschichtsschreiber. Doch ein anderer Bericht spiegelt den ganzen Grimm über die widerfahrene Schmach, der sich steigerte, als auch die verrätherische Niedermetzlung von Franken, die nach dem Abschluß des Friedens ins Normannenlager gekommen waren, ungeahndet blieb. Offen beschuldigte man den Erzkanzler Liutward und andere Räthe der Bestechung, des Verraths. „Das Heer“, berichtet ein Annalist, „war gar sehr betrübt, einen solchen Fürsten zu haben, der die Feinde begünstigte und ihm den Sieg über den Feind entriß und nur zu bestürzt kehrten sie heim“. Die nächste Zeit brachte wieder nur thatenloses Herumziehen, rastloses Tagen auf Reichsversammlungen. Nachdem der Kaiser in Koblenz das Heer entlassen hatte, ging er über Mainz und Tribur nach Worms, wo auf dem Reichstag (1. November) „wenig nützliches beschlossen wurde“, während die Normannen Deventer einäscherten. Durch

Schwaben zog er dann langsam nach Baiern, von da, obwol zwischen dem thüringischen Herzog Boppo und dem fränkischen Grafen Egino eine blutige Fehde ausgebrochen war, die mit Boppo's Niederlage endete, im Frühjahr 883 nach Italien, da Papst Johann VIII. ermordet und sein Nachfolger, der Bischof Marinus von Cärä, nicht auf ganz gesetzmäßige Weise erhoben worden war. In Verona berathschlagte er über die Lage des Reiches, in Mantua bestätigte er auf Grundlage der Urkunde Lothars I. Venedig die Besitzungen, in Nonantula traf er mit dem Papste zusammen, der ehrenvolle Aufnahme fand. Hier wurde auch Graf Wido von Tuscien hochverrätherischer Verbindung mit den Griechen angeklagt und in Haft genommen, er entkam und verbündete sich mit den Sarazenen; Berengar von Friaul wurde mit der Execution beauftragt, eine unter seinen Truppen ausgebrochene Seuche nöthigte ihn aber bald zur Rückkehr. Der Kaiser blieb bis zum Winter in Oberitalien. Unterdeß waren die im Vorjahr abgekauften Normannen den Rhein heraufgefahren, hatten die kaum aufgebauten Orte angezündet und geplündert; auf eigene Hilfe angewiesen, hatte ihnen Erzbischof Liutbert von Mainz eine Schlappe beigebracht, Graf Heinrich eine Schaar, die gegen Prüm vordringen wollte, aufgerieben. Ueber St. Gallen, wo er die Wahl eines neuen Abtes genehmigte, kehrte K. nach Deutschland zurück. Zu Lichtmeß 884 hielt er einen Reichstag in Kolmar; es wurden die Baiern gegen Wido, andere Streitkräfte gegen die Normannen aufgeboten; es gelang Graf Heinrich, dieselben aus Duisburg zu vertreiben. Nochmal wurden vom Reichstag in Worms (Mitte Mai) Truppen gegen diese gefährlichen Feinde entsandt. Durch Baiern zog der Kaiser in die Ostmark, die eben der Schauplatz verheerender Kämpfe der Söhne der Markgrafen Wilhelm und Engilschalk gegen den noch von Ludwig dem Deutschen bestellten Grafen Aribo gewesen, wie Kärnthen und Pannonien, als Arnolf, der spätere König, die Prätendenten in Schutz genommen hatte, durch Suatopluk von Mähren, Aribo's Bundesgenossen, furchtbar verwüstet worden war, ohne daß der Kaiser sich bemüßigt gesehen hätte, einzugreifen und die Ruhe herzustellen. Zu Königstetten am Tulnfluß erschien von ihm jetzt Suatopluk, um, wie dald darauf Brazlawo, der das Gebiet zwischen Drau und Save innehatte, einen wohlfeilen Lehenseid zu leisten mit der eidlichen Versicherung, das Reich bei des Kaisers Lebzeiten nicht anzugreifen. K. zog durch Kärnthen nach Italien und weilte bis April 885 in Pavia. Hier fand am 7. Jänner ein Reichstag statt, auf dem Wido sich von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen reinigte und wieder in Gnaden aufgenommen wurde. Deutschland war seinem Schicksal überlassen; es war den einzelnen anheimgestellt, sich der Einfälle der Normannen zu erwehren, wie die Friesen unter Führung des Erzbischofs Rimbert von Bremen im Winter 884 ein Dänenheer vernichteten, Erzbischof Liutbert und Graf Heinrich andere Schaaren im Haspengau unschädlich machten. Am 12. December 884 war der junge König von Westfrancien, Karlmann, gestorben. Von der westfränkischen Linie lebte nur noch ein fünfjähriger Knabe Karl, welcher sich später den Namen des Einfältigen erwarb. Das Westreich, längst die auserlesene Beute der Normannen, war eben furchtbarer bedroht als je; die einzige Rettung schien in der Vereinigung der Macht beider Reiche in einer Hand zu liegen. So wurde beschlossen, Karl die westfränkische Krone anzubieten, und Graf Theoderich nach Italien abgeordnet, um ihn nach Francien zu rufen. Dieser Einladung folgend, eilte der Kaiser ins Westreich; zu Ponthion empfing er im Juni 885 die Huldigung der Großen. Er kehrte in sein Stammreich zurück und hinterließ nur den Lothringern und Westfranken den Befehl, gegen die in Löwen gelagerten Normannen zu marschiren; die Heerfahrt mißglückte gänzlich, das Aufgebot, ohne tüchtigen Führer, mußte sich mit Schimpf und Schande zurückziehen. Da-

gegen wurde ein gefährlicher Feind, der Normannenkönig Gotfried, wenn auch durch Verrath, beseitigt. Mit seinem Schwager Hugo, dem wüsten außerehelichen Sohn Lothars II., der eine Empörung gegen den Kaiser im Schilde führte, verbündet, hatte Gotfried, durch Zuzug seiner Landsleute verstärkt und zum Losschlagen bereit, an diesen das Ansinnen gestellt, ihm für weitere Treue Koblenz, Andernach und andere weinreiche Krongüter abzutreten, da es in den ihm angewiesenen Landen an Wein fehle. Die Gesandten wurden mit hinhaltendem Bescheid entlassen, Gotfried von Graf Heinrich, der als kaiserlicher Bevollmächtigter unter dem Schein friedlicher Unterhandlungen zu ihm gekommen war, niedergestoßen; Hugo wurde geblendet und in Prüm zum Mönch geschoren. Der Kaiser blieb indeß unthätig in Deutschland. Zu Frankfurt pflog er mit den Seinen Berathungen und ordnete Gesandte an Papst Hadrian III. ab, um ihn nach Francien einzuladen; man erzählte sich, daß er einige Bischöfe absetzen und seinem außerehelichen Sohne Bernhard, einem unmündigen Knaben, mit Hülfe des Papstes die Nachfolge sichern wollte; Hadrian leistete dem Rufe zwar Folge, starb aber auf der Reise in Nonantula. Ueber Mainz begab sich K. nach Worms, um mit Bischöfen und Grafen Westfranciens, dem durch die Festsetzung der Normannen in Rouen große Gefahr drohte, zu berathen, und dann nach Baiern. Auf die Nachricht, daß die Römer eigenmächtig mit Mißachtung der kaiserlichen Rechte den neuen Papst Stephan V. erhoben hätten, sandte er den Erzkanzler Liutward nach Rom mit dem Auftrag, den Gewählten abzusetzen. Doch Stephan erwies die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und lud den Kaiser nach Italien ein. Der Einladung folgend, wol in der Hoffnung den Papst für seine Pläne zu gewinnen, brach K. zu Beginn 886 nochmal nach Italien auf. Am Palmsonntage fand zu Pavia eine große Schlägerei zwischen den Bürgern und seinem Gefolge statt, während der Kaiser im nahen Olonna war. Nach Ostern hielt er noch einen Reichstag in Pavia. Unterdeß litt das Reich von den Normannen große Noth; seit November 885 wurde Paris belagert, die Scharen der Freibeuter streiften bis Rheims. Bischof Gauzlin, der tapfere Vertheidiger von Paris, entsandte Graf Herkenger nach Deutschland, um Hülfe zu bringen; Graf Heinrich rückte zwar vor Paris, er vermochte aber die Stadt nicht zu entsetzen und zog wieder heim. Die Noth stieg; da schlich sich Graf Odo durch, um bei den deutschen Reichsfürsten (nach Abbo allerdings bei K.) Hülfe zu suchen; sie sollten dem Kaiser melden, daß die Stadt verloren sei, wenn man ihr nicht bald Rettung brächte. Diese Nachrichten rüttelten K. endlich aus seiner Unthätigkeit auf. Er verließ Italien, ohne den Papst gesehen zu haben; von Stephan hatte er auch kaum Förderung seiner Pläne zu erwarten, suchte dieser doch auf des Kaisers ohnmächtigen Schutz verzichtend, gegen die Sarazenen Hülfe in Konstantinopel und adoptirte Wido von Spoleto, den mächtigsten Fürsten Italiens, an Kindesstatt.

K. nahm den Rückweg über Burgund. Im Juli hielt er Berathungen in Metz und rückte gegen die Normannen. Von Quiercy schickte er den kampferprobten Grafen Heinrich mit einem Heerhaufen voraus, um der bedrängten Stadt raschere Hülfe zu bringen. Als dieser am 28. August bei einer Recognoscirung erschlagen worden war, entschloß er sich endlich mit seinem gewaltigen Heere selbst vor Paris zu ziehen. „Doch weil der Führer gefallen war, verbrachte er nichts Nützliches“; „nichts geschah, was der kaiserlichen Majestät würdig war.“ Seine Annäherung bewog zwar die Normannen auf das linke Seineufer zurückzugehen; er schlug am Fuß des Montmartre sein Lager auf, verstärkte die Besatzung und ließ das Heer über den Fluß setzen. Bald aber begannen, „da der Winter vor der Thüre stand“, Unterhandlungen, die zu einem schmachvollen

Abschluß führten. Der Abzug der Normannen — „ein erbärmlicher Entschluß“ — wurde erkauft und ihnen dafür Burgund als Beute preisgegeben.

K. eilte in sein Stammreich zurück. Im Elsaß befiel ihn eine schwere Krankheit, die ihn einige Zeit ans Lager fesselte. Er erholte sich wieder und ging nach Bodman, wo er sich „wegen seines Kopfleidens“ einer Operation unterzog. Nach Ostern 887 wohnte er einem Reichstage in Waiblingen bei; es wurde der Streit zwischen dem Markgrafen Berengar von Friaul und dem Erzkanzler Liutward zum Austrag gebracht, der dadurch veranlaßt worden war, daß ein Neffe Liutwards eine Nichte Berengars aus einem Nonnenkloster in Brescia geraubt und dieser dafür Liutwards Bischofssitz Vercelli geplündert hatte. Bald darauf nahm der Kaiser zu Kirchen am Rhein den unmündigen Ludwig (d. Blinden), dessen Vater Boso die Unabhängigkeit seiner Herrschaft bis zu seinem Tod behauptet hatte, an Kindesstatt an. Man erinnerte sich wol auch der Normannen, aber es geschah nichts, als daß dem Bischof Askrich von Paris, da die Freibeuter wieder vor Paris lagerten, die im Vorjahr zugesagte Abkaufssumme von 700 Pfund Silber übergeben wurde; die Normannen zogen nach Empfang des Tributs allerdings aus der Nähe von Paris ab, aber nur um bis Troyes und Rheims zu plündern. In Kirchen gelang es endlich auch Karls verhaßten Günstling Liutward, von dem man sagte, daß er mächtiger sei als der Kaiser und von allen mehr geehrt und gefürchtet werde als dieser selbst, zu stürzen; ein Schwabe geringer Herkunft, war er seit 878 Erzkanzler und dann Erzkaplan, seit 880 Bischof von Vercelli. Man zieh ihn der Habgier, des Nepotismus und sogar der Ketzerei und des Ehebruchs mit der Kaiserin; er wurde seiner Würden entsetzt und schimpflich vom Hofe vertrieben. Das Erzkanzleramt wurde Liutbert von Mainz übertragen. In Liutwards Sturz wurde auch die Kaiserin verwickelt; sie erbot sich vor dem Reichstag zur Reinigung von der Anklage des Ehebruchs und zum Erweis unverletzter Jungfräulichkeit, als der Kaiser erklärte, mit ihr nie ehelichen Verkehr gehabt zu haben, zum Gottesurtheil; die Ehe ward gelöst, Richgard zog sich in das von ihr gestiftete Kloster in Andlau zurück. Mochte K. die ihm aufgezwungene Maßregel gegen Liutward auch bald bereuen, so rächte sich dieser doch; er ging zu Arnolf, um ihn zur Entthronung seines Oheims aufzustacheln. Während des Kaisers Krankheit sich verschlimmerte und dessen Geistesschwäche immer mehr hervortrat, gewann auch der Abfall unter den deutschen Stämmen immer größere Kreise. Sie luden, als er nach längerem Aufenthalt zu Lustenau am Rhein nach Frankfurt gekommen war, Arnolf ein und wählten ihn zu ihrem Herrn. K. zog sich um Martini nach Tribur zurück und berief einen allgemeinen Reichstag. Aber schon rückte Arnolf mit einem bedeutenden Heere heran. K. dachte zwar an Widerstand, aber selbst die Schwaben, bisher die festeste Stütze seiner Regierung, fielen von ihm ab, selbst seine Diener liefen ins andere Lager über; dorthin führte andere die angedrohte Entziehung der Lehen. Von allen verlassen, unschlüssig und rathlos, körperlich und geistig gebrochen, erbat sich der Kaiser nach einem vergeblichen Vermittelungsversuche durch Erzbischof Liutbert nur einige Güter in Schwaben zu seinem Unterhalt und verzichtete auf die Herrschaft. Noch im November hatte sich die unblutige Umwälzung vollzogen; schon am 27. d. M. urkundet König Arnolf in Frankfurt. Das Karolingerreich, unter dem unfähigsten der deutschen Karolinger zum letzten Mal im alten Umfang vereinigt, zerfiel, an seine Stelle traten nationale Königreiche. K. überlebte seine Absetzung nicht lange, er starb am 13. Jan. 888 zu Neidingen an der Donau und wurde in Reichenau beigesetzt.

Hauptquelle für die Geschichte Karls III. die Annales Fuldenses, seit 882 bis 887 in doppelter Bearbeitung, der offiziösen (pars V) und einer oppositionellen (pars IV); werthvolle Nachrichten in den westfränkischen Reichsannalen (Ann.

Hincmari, Vedastini), bei Regino u. A. Vorzügliche Darstellung in Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs; Specialdiplomatik in der Monographie: Die Urkunden Karls III. von E. Mühlbacher (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 92, 331—516), dazu Böhmer, Regesta imperii, I.: Die Regesten der Karolinger, neu bearbeitet von E. Mühlbacher.

Mühlbacher.

Karl, Herzog von Niederlothringen, geb. 953 (Ende März?), Sohn des Westfrankenkönigs Ludwig IV. und der Gerberga, Schwester Otto d. Gr., verlor bald nach der Taufe seinen Zwillingsbruder Heinrich. Die nur auf ihn zu beziehende Datirung zweier Urkunden vom 27. April 953 und 2. März 954 aus dem Gau von Mâcon Karolo rege zwingt zu der Annahme, daß ihm der Vater das westfränkische Burgund als Königreich bestimmte. Nach Ludwigs Tode (10. Septbr. 954) konnte jedoch die Lage der karolingischen Krone, welcher Hugo der Große, der Vater Hugo Capets weit überlegen war, eine Theilung des Reiches nicht gerathen erscheinen lassen, zumal Hugo nun auch das Herzogthum Burgund erhielt. K. erschien im Frühjahr 965 in Flandern, das ihn vielleicht entschädigen sollte, Ende Mai auf dem glänzenden Hoftage Otto des Großen zu Köln mit der Mutter und dem Bruder König Lothar. Er unterschrieb 968 eine Urkunde Gerberga's, welche seine Vermählung mit Adelheid, der Tochter Heriberts III. von Troyes noch vorbereitet haben mag, um auch durch diese Verbindung das Haus Vermandois von Hugo Capet abzuziehen. K. nahm im April 976 an dem vergeblichen Versuch der Hennegauer Reginar und Lambert zur Wiedereroberung der väterlichen Besitzungen Theil. Denn er wurde durch die Spannung mit Lothars Gemahlin Emma, Tochter der Kaiserin Adelheid, die er sogar des Ehebruchs mit Bischof Adalbero von Laon beschuldigte, der Heimath entfremdet. Als Otto II., der Neffe seiner Mutter K. 977 Niederlothringen, die Wiege der Karolinger, anbot, huldigte er ihm und übernahm die Grenzwacht des deutschen Reiches gegen den eigenen Bruder, welcher die karolingischen Ansprüche auf Lothringen erneuerte. K. verlobte seine noch im Kindesalter stehende Tochter Gerberga mit dem Hennegauer Lambert, der um die Zeit von Karls Belehnung sein Erbe zurückerhielt. Als Lothar 978 Aachen überfiel, weckte Bischof Theoderich von Metz, wol mit dem Kaiser einverstanden, Karl Hoffnungen auf die westfränkische Krone, aber nur kurze Zeit scheint er sich während Otto's Rachezug mit List der einzigen starken Feste der Karolinger Laon bemächtigt zu haben. Zum Schutz gegen Lothar während einer Vakanz des Bisthums Ende 979 nach Cambray berufen, trat K. dort gewaltthätig und herrschsüchtig auf. Nur S. Gudula in Brüssel hatte seine Freigebigkeit zu loben. Er söhnte sich Anfang 984 nach Otto's II. Tode mit Lothar aus, welcher die beanspruchte Vormundschaft über Otto III. zur Herstellung der karolingischen Oberhoheit in Lothringen benutzen wollte, während K. nach dem Tode Friedrichs von Oberlothringen dies zu gewinnen hoffte und Theoderich von Metz bedrängte. Nach Lothars Tode (2. März 986) verdrängte K. Königin Emma aus der Regentschaft, indem er Ludwig V. den Ehebruch seiner Mutter mit Adalbero von Laon glaubwürdig machte und reizte ihn gegen Erzbischof Adalbero von Rheims auf, der Karls Plänen zur Schädigung Otto's III. entgegengetreten war. Schon hatte Adalbero Rheims verlassen, da gewann Hugo Capet maßgebenden Einfluß auf den jungen Westfrankenkönig. Erzbischof Adalbero scheint Karls Verständigung mit Ottos III. Mutter Theophano zu Ingelheim bewirkt zu haben, auch erfolgte am 18. Mai 987 bei dem Friedensschluß Otto's III. mit Ludwig V. eine äußerliche Versöhnung mit Königin Emma. Ludwigs V. kinderloser Tod am 21. Mai gab K. unbezweifelten Anspruch auf die Wahl zum Westfrankenkönig. Aber Erzbischof Adalbero wies seine Annäherungsversuche

zurück, zumal K. sich von seinen wilden kirchenfeindlichen Genossen nicht trennen wollte noch konnte. Auf sein Betreiben wurde K. als Lehnsmann eines fremden Herrschers und Gemahl der Tochter eines Vasallen Hugo's (Heribert III.) seines Erbrechts von vielen Großen für verlustig erklärt, Hugo gewählt und am 3. Juli zu Rheims gekrönt. Wohl noch vor Mitte Juli überfiel K. im Einverständniß mit unzufriedenen Bewohnern, namentlich insgeheim mit dem Priester Arnulf, natürlichem Sohn Lothars, Laon. Mehr leidenschaftlich als klug behandelte er die gefangenen Feinde, Königin Emma und Bischof Adalbero, sehr hart. Als Hugo Laon belagerte, forderte Kaiserin Theophano Einstellung der Belagerung, wogegen K. Geiseln stellen, Emma und Adalbero freilassen solle. K. traf gute Vertheidigungsmaßregeln, zerstörte Hugo's festes Lager und Belagerungswerkzeuge, worauf Hugo abzog und mit Theophano verhandelte. Eine Waffenruhe kam zu Stande. Erzbischof Adalbero und sein kluger Rathgeber Gerbert verhielten sich dem Prätendenten gegenüber nicht mehr ganz ablehnend. Adalbero ermöglichte durch geheuchelte Annäherung an den allzu arglosen Herzog seine nächtliche Flucht, Emma wurde als Tochter der mächtigen Kaiserin Adelheid endlich freigelassen. Wahrscheinlich wieder vergeblich belagert, bedrängte K. Rheims, bis ihm Arnulf, von Hugo und seinem zum Mitkönig erhobenen Sohn Robert nach Adalbero's Tode (23. Jan. 988) zum Erzbischof der wichtigen Stadt ernannt, Rheims, vermuthlich Anfang 989, überliefern ließ. Anfangs scheinbar ein Gefangener, führte Arnulf bald Kriegerschaaren gegen Hugo, ohne daß es zur Schlacht kam. Die karolingisch Gesinnten mehrten sich auch in Aquitanien zusehends. Obwol Graf Odo von Chartres durch Gebietsabtretungen von Hugo Capet gewonnen wurde, schloß sich für kurze Zeit auch Gerbert dem Prätendenten an. Adalbero von Laon versprach, Arnulf mit Hugo Capet auszusöhnen und zwischen K. und Hugo, der geneigt war, ihm seinen damaligen Besitz zu Lehen zu geben, Frieden zu vermitteln. Er durfte nicht nur zurückkehren, sondern stieg immer höher in Karls Gunst, dem er mit den heiligsten Eiden Treue gegen Jedermann schwur, nur um ihn und Arnulf gegen Ostern 991, wahrscheinlich in der Nacht zum 30. März zu überfallen und in den Hauptthurm von Laon zu werfen. Hugo brachte beide zuerst nach Senlis, dann mit Karls Gemahlin und seinen Töchtern Gerberga und Adelheid nach Orleans ins Gefängniß, wo K. bald gestorben zu sein scheint. Auch Karls ältester Sohn Ludwig theilte wohl sein Schicksal, während der zweijährige Karl gerettet worden war. Ein Großer unweit Limoges nannte sie noch 1009 neben Robert Könige. Karls Sohn Otto starb im Beginne des 11. Jahrhunderts kinderlos im Besitz des väterlichen Herzogthums. Von allen diesen letzten legitimen Karolingern ist das Todesjahr unbekannt oder zweifelhaft, das große Geschlecht endete in Vergessenheit.

A. Bernard, Un roi inconnu de la race carolingienne, Paris 1859, aus Mémoires de la société des antiquaires de France XXII und Les derniers Carolingiens, Lyon 1867, 8⁰. v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern, Bd. I. Leipzig 1877.

v. Kalckstein.

Karl IV., römischer Kaiser und König von Böhmen, geb. am 14. Mai 1316, † am 29. Novbr. 1378. — K. oder wie er ursprünglich bis zu seiner Firmung hieß, Wenzel, war der älteste Sohn des Königs Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg und der Elisabeth, Schwester des böhmischen Königs Wenzel III., des letzten der Premysliden. Da zwischen seinen Eltern ein vollständiges Zerwürfniß eintrat, ließ ihn sein Vater, ein Verehrer Frankreichs und seiner Sitten, als Knaben von 7 Jahren an den Hof des dortigen Königs Karl des Schönen bringen, der mit einer Schwester Johanns vermählt war. Nach=

dem er sieben Jahre sich dort aufgehalten hatte, übertrug ihm sein Vater im Sommer 1331 die Verwaltung und Vertheidigung des Reiches, das derselbe in wenigen Monaten in Oberitalien gegründet hatte und das sich von der Grenze Tirols bis über die Sesia und bis Lucca ausdehnte. Allein bald vereinigten sich die mächtigsten Signori Oberitaliens und das republikanische Florenz zum Sturze der luxemburgischen Herrschaft. Trotz des Sieges, den K. am 25. Nov. 1332 bei S. Felice im Modenesischen erfocht, mußte sich König Johann im Sommer 1333 aus Italien zurückziehen. Um Neujahr 1334 wurde K. zum Markgrafen von Mähren ernannt und außerdem überließ ihm sein Vater, der meist im Luxemburgischen und in Frankreich verweilte, wiederholt und seit dem Jahre 1342 bleibend die Verwaltung Böhmens, das sich unter seiner umsichtigen Pflege bald aus seinem bisherigen Verfalle erholte. Anfangs 1336 übernahm K. für seinen vierzehnjährigen Bruder Johann Heinrich und dessen Gemahlin Margaretha (Maultasch) die Regierung Tirols, das er glücklich gegen die Angriffe der verbündeten Baiern und Oesterreicher behauptete und im Sommer 1337 auch noch durch die Eroberung von Feltre und Belluno vergrößerte. Doch rief gerade Karls strenge Beaufsichtigung der Finanzverwaltung und die Bevorzugung der Böhmen die Unzufriedenheit der tirolischen Adeligen hervor, so daß diese im Einverständniß mit Margaretha am 2. Novbr. 1341 den Herzog Johann aus dem Lande jagten. Da Margaretha nun (10. Febr. 1342) den ältesten Sohn Ludwigs des Baiern, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg heirathete, so mußten nothwendig die Luxemburger mit den Wittelsbachern verfeindet werden. Bald verband sich König Johann mit dem Papste Clemens VI., der einst am französischen Hofe Karls Lehrer gewesen war, zum Sturze des Kaisers, an dessen Stelle Karl von Mähren gewählt werden sollte. Doch mußte K., der sich im April 1346 selbst mit seinem Vater nach Avignon begab, für den Fall seiner Erhebung auf den deutschen Thron dem Papste so ausgedehnte Zugeständnisse machen, wie sie noch nie ein römischer König bewilligt hatte. Namentlich mußte er auf alle Rechte des Reiches im Kirchenstaate und in der Grafschaft Venaissin wie auf die Königreiche Sicilien, Sardinien und Corsica, über welche die Kirche die Lehenshoheit in Anspruch nahm, verzichten und geloben, das päpstliche Gebiet nur zum Zwecke der Erlangung der Kaiserkrone zu betreten und nach der Krönung sobald als möglich, Rom noch am nämlichen Tage, zu verlassen. Während K. auf diese Weise alle Rechte aufgab, die der römische König als Schirmvogt geübt hatte, mußte er trotzdem die Pflichten dieser Vogtei übernehmen und versprechen, die Kirche bei Vertheidigung ihrer Besitzungen nach Kräften zu unterstützen. Weiter sollte K. alle Urtheile und Handlungen, die Ludwig der Baier als Kaiser oder in Italien auch als König erlassen oder vorgenommen hatte, für ungültig erklären und annulliren und die Verwaltung Italiens erst dann übernehmen, wenn er vom Papste bestätigt wäre. Damit gab er indirect zu, daß der von den Kurfürsten gewählte König der päpstlichen Bestätigung bedürfe und daß dem Papste während der Erledigung der Kaiserwürde die Verwaltung des Kaiserreichs und das Recht zustehe, für Italien einen Reichsvicar zu ernennen. Endlich mußte er sich herbeilassen, den Papst in allen Streitigkeiten des Reiches mit Frankreich als Schiedsrichter anzuerkennen. Nach der Aufforderung des Papstes an die Kurfürsten, denen ausdrücklich Karl von Mähren als der von der Kirche für tauglich erkannte Candidat bezeichnet wurde, ward dieser am 11. Juli 1346 zu Rense durch die Mehrheit der Kurfürsten, die drei rheinischen Erzbischöfe, den Herzog von Sachsen-Wittenberg und seinen Vater, zum römischen Könige gewählt. Indessen wurde K. Anfangs fast nur von seinen Wählern und deren Vassallen wie von einigen Bischöfen als König anerkannt. Die an

deren Fürsten und alle Reichsstädte von einiger Bedeutung standen auf der Seite des gebannten Ludwig von Baiern. K. machte zunächst auch gar keinen Versuch, die Herrschaft über Deutschland zu gewinnen, sondern begab sich mit seinem Vater nach Frankreich, um dem dortigen König gegen die Engländer Beistand zu leisten. Nicht in Aachen sondern in der kölnischen Stadt Bonn empfing er am 26. Novbr. 1346 die Königskrone. Ende 1346 konnte er aus seinem Stammlande Luxemburg nur verkleidet durch Süddeutschland nach Böhmen gelangen, dessen Regierung ihm durch den Tod seines Vaters bei Crecy zugefallen war. Auch ein Versuch, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit Hülfe der oberitalischen Herren und der Bischöfe und Adligen Tirols, welche auch mit dem Regimente der Luxemburger schon unzufrieden waren, dieses Land wieder zu entreißen, mißlang. Erst im September 1347 beschloß K. den Kaiser Ludwig in Baiern direct anzugreifen. Da änderte der plötzliche Tod Ludwigs am 11. Octbr. 1347 alle Verhältnisse. In wenigen Monaten huldigten die meisten Fürsten, Großen und Städte Deutschlands, manche allerdings nur gegen bedeutende Geldsummen oder sonstige Begünstigungen, K. als König. Nur die Wittelsbacher und deren nächste Freunde setzten den Widerstand noch fort und stellten nach einander mehrere Gegenkönige, zuletzt den tapfern Günther von Schwarzburg auf. Doch ließen sich alle zum Rücktritte bewegen. Mit dem Frieden von Eltvil (26. Mai 1349), welcher die Abdankung Günthers, und den Verträgen von Bautzen (14. Febr. 1350), die einen definitiven Frieden mit den Luxemburgern herbeiführten, war der Kampf um das Reich entschieden. Deutschland hatte wieder, was es seit einem vollen Menschenalter entbehrt hatte, einen allgemein anerkannten König, der auch mit der Kirche auf gutem Fuße stand. Es fragte sich nun, welche politische Richtung K. einschlagen, ob er noch versuchen würde, Deutschland in monarchischem Sinne umzugestalten, oder ob er die Verhältnisse, wie sie sich seit einem Jahrhundert entwickelt hatten, die territoriale Zersplitterung des Reiches und die beinahe vollständige Unabhängigkeit des Fürsten anerkennen würde. Dafür mußte die Individualität des neuen Herrschers in erster Linie bestimmend werden. K. war jedenfalls ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten. Mit vorzüglichen Anlagen begabt, hatte er als Knabe am französischen Hofe eine gute Erziehung erhalten, so daß er französisch, italienisch, deutsch und lateinisch, später auch böhmisch gewandt sprach und schrieb und sogar gelehrte, namentlich auch theologische Kenntnisse besaß. Auch als Schriftsteller ist er aufgetreten; über seine Jugendentwicklung bis zu seiner Erhebung auf den deutschen Thron hat er werthvolle Memoiren verfaßt. Zugleich war in der harten Schule des Lebens sein Charakter gestählt, sein Geist mit Ernst und Pflichtbewußtsein erfüllt worden. In der Verwaltung Böhmens, die er als Jüngling von 17 Jahren statt seines abenteuernden Vaters übernahm, hatte er sich als einen tüchtigen Regenten bewiesen, der es verstand, auch in die verwirrtesten Verhältnisse Ordnung zu bringen und besonders die Finanzen in gutem Zustande zu erhalten. Allein wenn auch ein sehr verständiger war K. doch kein genialer Mann, der etwa im Stande gewesen wäre, die Entwicklung eines Reiches in ganz neue Bahnen zu lenken. Er war eine durchaus nüchterne, allen abenteuerlichen Plänen und ungewissen Zielen abgeneigte Natur. Er hat daher auch als deutscher König die Einschränkung der fürstlichen, besonders der kurfürstlichen Macht, woran seit mehr als einem Jahrhundert alle seine Vorgänger gescheitert waren und die jedenfalls nur durch harte Kämpfe und revolutionäre Mittel zu erreichen gewesen wäre, nicht mehr angestrebt. Er erkannte die Zustände an, wie sie sich bis auf seine Zeit entwickelt hatten, und suchte nur auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse, durch diplomatische Mittel zu operiren und durch gesetzliche Verfügungen im Reiche

eine gewisse äußerliche Ordnung zu schaffen. Es zeigte sich dies namentlich bei der sogenannten goldenen Bulle, dem wichtigen Reichsgesetze, welches hauptsächlich die Königswahl und die sonstige Stellung der Kurfürsten regelte und auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz am 10. Januar und am 25. Decbr. 1356 publicirt worden ist. Durch dieselbe wurde die Stellung, welche die sieben Kurfürsten im Laufe des letzten Jahrhunderts errungen hatten, vollständig gewahrt und denselben eine Reihe von Vorrechten, die sie meist allerdings schon früher erworben hatten, wie das Berg- und Münzregal, der Besitz der Zölle und Mauthen und das jus de non evocando et de non appellando in feierlicher Weise garantirt, die Entwickelung der Landeshoheit wenigstens in den Kurfürstenthümern vollendet und gesetzlich anerkannt. Doch wurden auch mehrere bisher zweifelhafte Fragen normirt und durch die Einführung des Grundsatzes, daß der von der Majorität Gewählte als rechtmäßiger König zu betrachten sei, künftigen Thronkämpfen vorgebeugt und die Einmischung des Papstes beseitigt, der bisher bei streitigen Königswahlen für sich das Recht der Entscheidung in Anspruch genommen hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde übrigens dem Könige von Böhmen, der bisher den letzten Rang unter den Kurfürsten eingenommen hatte, die erste Stelle unter den weltlichen Kurfürsten eingeräumt. Bedeutende Verdienste erwarb sich K. durch seine Bemühungen, der Unsicherheit und den Fehden besonders in den nicht einheitlich organisirten Theilen Deutschlands zu steuern, theils durch Errichtung von Landfriedensbündnissen, theils durch Begünstigung solcher, die ohne seine Einwirkung, hervorgerufen durch das Bedürfniß der Zeit, zu Stande gekommen waren. Ganz vermochte K. freilich Kriege zwischen einzelnen Reichsständen nicht zu verhindern, ja er suchte nicht einmal das Princip der Selbsthülfe als unzuläßig hinzustellen. Aber im Ganzen erfreute sich Deutschland unter K. einer Ruhe, wie es sie seit langem nicht gekannt hatte, und in wichtigen Fragen wußte er sein Ansehen doch zu wahren. Seinen ehrgeizigen Schwiegersohn Rudolf IV. von Oesterreich nöthigte er von den Bestrebungen, sich vom Reiche so gut wie unabhängig zu stellen, abzulassen; dessen Bundesgenossen, den Grafen von Württemberg, warf er an der Spitze eines Reichsaufgebotes in wenigen Tagen nieder. Dieselbe nüchterne Auffassung, dieselbe bereitwillige Anerkennung der bestehenden Verhältnisse, aber auch dieselbe diplomatische Gewandtheit, welche K. als deutscher König an den Tag legte, zeigte er auch als Herr der mit Deutschland verbundenen Reiche Italien und Arelat. Zweimal, 1354 und 1368, ist er nach Italien gezogen, das erste Mal, um sich in Mailand (6. Januar 1355) zum Könige, in Rom (5. April) zum Kaiser krönen zu lassen, das zweite Mal, um die Stellung des Papstes zu sichern, den er zur Rückkehr aus Avignon nach Rom bewog, und den gewaltthätigen Barnabò Visconti von Mailand zu bändigen. Er hat es nicht mehr versucht, die Herrschaft der Signori in Oberitalien oder die Autonomie der Städte Tusciens zu vernichten, was ein ganz unmögliches Unternehmen gewesen wäre. Aber er setzte es durch, daß ganz Reichsitalien seine Oberherrschaft wieder anerkannte. Die Herren leisteten ihm die Huldigung und theilweise auch Heeresfolge, die Städte, selbst das mächtige Florenz, zahlten ihm regelmäßig bedeutende Steuern, ja leisteten ihm theilweise sogar Ersatz für frühere Rückstände. Was seit Otto IV. kein Kaiser mehr erreicht hatte, das hat K. durchgesetzt und zwar nicht durch blutige Kämpfe, sondern fast ausschließlich durch diplomatische Gewandtheit. Auch dem Papste gegenüber nahm er, obwohl er als „Pfaffenkönig“ auf den Thron gekommen war, eine durchaus selbständige Stellung ein. Trotz seiner Religiosität hat er sich nie als Werkzeug desselben gebrauchen lassen. Geringer waren Karls Erfolge in Arelat, wo aber die Oberhoheit des deutschen Königs nie eine gesicherte

gewesen und das mit Ausnahme der östlichen Theile dem Reiche schon längst entfremdet und theils unter die Herrschaft Frankreichs oder des Papstes gekommen, theils factisch unabhängig geworden war. Karls Reise nach Arles und seine Krönung zum Könige (4. Juni 1365) konnten daher zunächst nur eine formelle Bedeutung haben. Doch suchte er wenigstens die Gebiete des Grafen von Savoyen in eine enge Verbindung zu Deutschland zu bringen und es hätte immerhin wenigstens der Osten Burgunds noch von Deutschland behauptet werden können, wäre nicht unter Karls Nachfolgern die Macht des deutschen Reiches in vollständigen Verfall gerathen. Wenn Kaiser Maximilian I. daher doch nicht ganz mit Recht K. „des heiligen römischen Reiches Erztiefvater" genannt hat, so hat er ihn um so treffender als „Böhmens Vater" bezeichnet. Denn für Böhmen hat K. außerordentlich viel gethan. Ruhe und Ordnung wurden hergestellt, der Landfriede durch das Verbot aller Fehden und strenge Bestrafung der Friedensstörer und Raubritter kräftig aufrecht erhalten, die Gesetzgebung wenigstens im Einzelnen verbessert, namentlich die Gottesurtheile abgeschafft, wenn auch K. seinen Plan, ein ganz neues Gesetzbuch, die sog. Majestas Carolina, einzuführen, in Folge des Widerstandes des Adels fallen lassen mußte. Auch Ackerbau, Weinbau, Obstbaumzucht, Fischerei, Handel und Gewerbe wurden in jeder Weise gefördert. Besonders folgenreich für die Zukunft war die Gründung der Universität Prag (1348), der ersten diesseits der Alpen außerhalb Frankreichs. Auch die Künste, die Baukunst, Malerei, Bildhauerei und Erzgießerei wurden begünstigt und zu hoher Blüthe geführt, vorzüglich in Folge des Strebens Karls, Böhmen eine würdige Hauptstadt zu geben. Trotz der vielen und theilweise großartigen Bauten und Stiftungen waren die Finanzen Karls in bester Ordnung, weil er auf geregelte Verwaltung sah und unnöthige Auslagen vermied. Er war daher immer in der Lage, für große Zwecke auch große Summen zu verwenden. Sein Hauptziel war die Vergrößerung der böhmischen Hausmacht und er hat in dieser Beziehung nicht durch Gewalt, die er nur im äußersten Falle anwendete, wol aber durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, Heirathen, Erbverträge, nicht am wenigsten aber durch Geld große Erfolge erzielt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der französischen Prinzessin Blanca, bewarb er sich 1349 um Anna, Tochter des Rheinpfalzgrafen Rudolf, welcher für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommen mit Tod abginge, dieser Tochter alle seine Länder vermachte. Die Hoffnung, auf diese Weise einen Theil der pfälzischen Besitzungen für Böhmen zu gewinnen, schlug zwar fehl, da Anna (2. Febr. 1353) noch vor ihrem Vater kinderlos starb. Aber durch die Benutzung der Geldnoth der pfälzischen Wittelsbacher erwarb K. einen großen Theil der sogenannten Oberpfalz, so daß die böhmische Herrschaft bis vor die Thore von Nürnberg und bis in die Nähe von Regensburg ausgedehnt wurde. Zugleich verwerthete K. seinen Wittwerstand in gewinnbringender Weise, indem er noch 1353 Anna, die einzige Tochter des Herzogs Heinrich von Jauer und Nichte des kinderlosen Herzogs Bolko von Schweidnitz heirathete. Nach Bolko's Tode 1368 fielen beide Herzogthümer, die einzigen in Schlesien, die bisher noch nicht unter der böhmischen Lehenshoheit standen, unmittelbar an den König von Böhmen. Die benachbarte Lausitz, welche 1360 von den Markgrafen von Brandenburg an Meißen verpfändet worden war, löste K. 1364 an sich und gewann sie dann 1367 durch Kauf dauernd für Böhmen. Die wichtigste Erwerbung aber, die K. machte, war die Mark Brandenburg, die ihm durch geschickte Benutzung der Zwistigkeiten unter den Wittelsbachern gelang. Nachdem die Markgrafen Ludwig der Römer und Otto im Jahre 1368 ihr Land dem Kaiser und dessen Erben als Königen von Böhmen vermacht hatten, wurde nach Ludwigs Tode Otto im J. 1373 gezwungen, noch bei Leb-

zeiten gegen eine Entschädigung von 500 000 Goldgulden auf die Mark zu verzichten. Außerdem kaufte K. in verschiedenen Gegenden Deutschlands, besonders aber in Franken und Sachsen kleinere Besitzungen oder bewog wenigstens deren Herren, ihre Gebiete von ihm als Könige von Böhmen zu Lehen zu nehmen. Auf diese Weise, theils durch directe Vergrößerung der böhmischen Besitzungen, theils durch Ausdehnung der Lehenshoheit des böhmischen Königs über immer weitere Gebiete wäre es vielleicht im Laufe der Zeit auch noch möglich gewesen, alle Territorialgewalten zu völliger Ohnmacht herabzudrücken und die politische Einigung Deutschlands herzustellen, besonders da K. 1376 durch große Geldsummen auch die Wahl seines ältesten Sohnes Wenzel zum römischen Könige durchsetzte, so daß die Macht Böhmens nicht in Gegensatz zu Deutschland treten konnte. Allein K. untergrub schließlich selbst das mit so vieler Mühe errichtete Gebäude der böhmischen Macht, indem er aus blinder Vaterliebe kurz vor seinem Tode seine Länder unter seine Söhne theilte und seinem zweiten Sohne Sigismund, dem Bräutigam der ältesten Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Mark Brandenburg, seinem jüngsten, Johann, einen Theil der Lausitz übertrug. Auch war es von den unheilvollsten Folgen für Deutschland, daß er, um die Wittelsbacher für die Abtretung Brandenburgs zu entschädigen, und die für die Wahl Wenzels nothwendigen Geldmittel aufzubringen, von den Reichsstädten hohe außerordentliche Steuern erhob und mehrere derselben verpfändete. Denn dies veranlaßte 1376 die Gründung des schwäbischen Städtebundes und rief einen schroffen Gegensatz zwischen den Fürsten und Reichsstädten hervor, der sich über ein Jahrhundert lang nicht mehr beseitigen ließ und ein allgemeines Zusammenwirken aller Stände für allgemeine Reichszwecke fast unmöglich machte.

Fr. M. Pelzel, Geschichte Kaiser Karls des Vierten, Königs in Böhmen. 2 Theile, Dresden 1783. K. Palm, Italienische Ereignisse in den ersten Jahren Karls IV. (Diss.), Göttingen 1873. H. Friedjung, K. Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit, Wien 1876. Die Regesten des Kaiserreichs unter K. Karl IV. Aus dem Nachlasse Joh. Fr. Böhmers herausgegeben und ergänzt von A. Huber, Innsbruck 1877. Werunsky, Der erste Römerzug K. Karls IV. (1354—1355), Innsbruck 1878. Werunsky, Geschichte K. Karls IV. und seiner Zeit (in vier Bänden) 1. Bd. (1316 bis 1346), Innsbruck 1880. J. Matthes, Der zweite Römerzug K. Karls IV. (1368—69), (Diss.), Halle a. S., 1880. St. Stoy, Die polit. Beziehungen zwischen Kaiser u. Papst 1360—64 (Diss.), Leipz. 1881.

Huber.

Karl V., deutscher Kaiser, geb. am 24. Februar 1500 im Prinzenhof in Gent. Er war das zweite Kind, der erste Sohn seiner Eltern, des habsburgischen Erzherzogs Philipp des Schönen, des Herrn der Niederlande und seiner Frau, der spanischen Prinzessin Johanna (Juana la loca). Erzherzog Philipp, der Sohn Kaiser Maximilians I., hatte schon bei Lebzeiten des Vaters von seiner burgundischen Mutter Maria die burgundischen Niederlande geerbt; er hatte im October 1496 die zweite Tochter der katholischen Könige, Ferdinands und Isabella's, geheirathet. Hieraus erwuchs im Spätsommer 1500 dem niederländischen Herrscherpaar ein Erbanspruch auf Castilien und eventuell auch auf Aragon. Der spanische Erbprinz Juan, der 1497 Philipps Schwester Margaretha geehelicht, war bald nach der Hochzeit gestorben; die älteste Schwester Isabella, die zweimal nach Portugal geheirathet hatte, und ihr Sohn Miguel hatten dann das nächste Anrecht auf die spanische Succession gehabt, aber beide starben 1500; und somit traten Johanna und ihr Sohn K. damals schon in die Stelle der spanischen Thronerben ein. Der Knabe war in Gent am 7. März getauft, er hatte den Titel eines Herzogs von Luxemburg empfangen. Schon im Januar 1501 wurde er Ritter des Goldenen Vließes. Im December 1501 gingen die

Eltern nach Spanien, wo ihnen am 10. März 1503 Karls Bruder, Erzherzog Ferdinand, geboren wurde (vgl. Allg. d. Biogr. Bd. VI S. 632 ff.); sie nahmen damals die Erbhuldigung der Cortes entgegen und kehrten dann nach Hause zurück (1503).

1504 starb Königin Isabella. Die Krone Castiliens fiel nun an Johanna, mit ihr mußte das habsburgische Regiment in Spanien Fuß fassen. Philipps Ehrgeiz streckte sofort die Hand nach Spanien aus. Aber Isabella hatte vor ihrem Tode verfügt, wenn ihre Tochter Johanna an der Führung der Regierung verhindert sein sollte (es lagen schon Anzeichen ihrer Geisteskrankheit damals vor), dann sollte König Ferdinand der Katholische für sie die Regentschaft übernehmen. Philipp protestirte. Hin und her wurde gestritten. Schließlich aber machten sich Philipp und Johanna nach Spanien auf den Weg, 1506; Ferdinand mußte sich ihnen fügen; er ging nach Aragon und Neapel, in der Hoffnung, daß Philipps Walten bald Unruhen in Castilien erzeugen würde, die seine Rückkehr ermöglichen könnten. Plötzlich starb Philipp in Burgos am 25. September 1506. Nun kehrte Ferdinand wirklich zurück und nahm die Zügel auch der Castilischen Regierung, als Vormund seiner kranken Tochter und seines unmündigen Enkels, wieder in die Hand.

1506 hatte Philipp seinen Sohn K. der Obhut des Fürsten Karl von Chimay übergeben, während der jüngere Sohn Ferdinand seit seiner Geburt in Spanien erzogen wurde. In Spanien blieb damals auch Königin Johanna, die Sorge um den ältesten Sohn den Niederländern überlassend. Und als Landesherr der Niederlande trat K. schon 1506 und 1507 nach des Vaters Tode auf. Die Generalstaaten hatten den Großvater Maximilian gebeten, für ihn die Regentschaft und Vormundschaft zu führen; aber Max hatte beides auf seine verwittwete Tochter Margaretha, Karls Tante, übertragen; sie führte die Regierung in den Niederlanden genau im Geiste und in den Traditionen ihres Vaters. Unter Niederländern als Niederländer wuchs der Knabe K. damals heran. Er war anfangs ein schwächliches Kind, oft von Krankheiten geplagt. Auch als er durch eifrige Leibesübungen, durch Reiten und Jagen und ritterliche Spiele, seine Körperkräfte allmählich etwas gestärkt, war und blieb er noch Anfällen ernsthafter Leiden ausgesetzt. Der Heranwachsende konnte keinenfalls für schön gelten: etwas unter Mittelgröße war seine Figur, blaß und hager sein Antlitz, hellblond fast röthlich sein Haar, seine Haltung gebeugt; er hatte ein hervortretendes Kinn, große hängende Lippen, stechende Augen; er war eine leicht reizbare Natur — scheinbar kalt und apathisch, verbarg er doch unter ruhigem Aeußern tiefe und heftige Leidenschaften; er war rachsüchtig und hart. Schon von dem Jüngling hieß es, er werde niemals eine Beleidigung vergessen. 1509 resignirte Chimay auf seinen Posten. Da wurde sein Hofmeister und Mentor Wilhelm von Croy, Herzog von Chièvres, ein ritterlicher Lebemann von gefälligen Formen, der auch von Politik und Staatsgeschäften soviel verstand, daß er sich geeignete Werkzeuge auszusuchen und beizuordnen wußte. Chièvres gewann bald auf den fürstlichen Jüngling maßgebenden Einfluß. Als Lehrer hatte K. zuerst den Spanier Juan de Vera, dann einen Niederländer Louis Vacca gehabt; 1507 wählte die Regentin Margaretha ihm den Löwener Theologen Hadrian zum wissenschaftlichen Erzieher (vgl. Allg. d. Biogr. Bd. X S. 302 ff.). Es war ein frommer und gelehrter, aber etwas pedantischer Mann. Große Erfolge des Unterrichtes wurden auch nicht erzielt; K. lernte nur sehr wenig lateinisch und spanisch; er sprach nur wenige Worte deutsch, nicht einmal im Vlämischen wußte er sich gewandt auszudrücken. Dagegen erfüllte Hadrian seines Zöglings Seele mit lauterer und starker Frömmigkeit. Wenn in K. schon von der Mutter her die Anlagen eines religiösen Eifers vorhanden waren, so entwickelte der Einfluß des Lehrers die-

selben zu mächtiger Höhe und nachhaltiger Bedeutung. Des jugendlichen Fürsten Geist empfing schon früh eine gewisse kirchliche Richtung, welche in seinem ganzen Leben eine der wichtigsten Charaktereigenschaften des Kaisers geblieben.

Schon am 5. Januar 1515 wurde K. auf Wunsch der niederländischen Generalstaaten großjährig erklärt; es geschah dies, um äußerlich die Niederlande als eine selbständige Macht von der Gesammtpolitik Kaiser Maximilians losgelöst erscheinen zu lassen. Sowol mit Frankreich als mit England standen die Niederländer seitdem auf friedlichem und freundlichem Fuß: ja der junge Herr der Niederlande wurde sogar mit einer französischen Prinzessin damals verlobt. K. nahm in den einzelnen Theilen der Niederlande die Huldigung entgegen. Seine Regierung stand unter dem Einfluß von Chièvres, der damals die Erzherzogin Margarethe in den Hintergrund drängte. Neben Chièvres arbeiteten der Piemontese Gattinara, der Kanzler Sauvage, Graf Heinrich von Nassau u. A.

Am 23. Januar 1516 starb Karls mütterlicher Großvater Ferdinand der Katholische in Madrigalejo. Der Tod erweiterte dem Enkel die Aussichten der Zukunft. Zwar hatte Ferdinand Jahre lang an der Absicht festgehalten, eine Theilung der Ländermassen unter die habsburgischen Prinzen, Karl und Ferdinand, seine beiden Enkel herbeizuführen; er hatte K. sich als den Nachfolger seines väterlichen Großvaters Maximilian gedacht, als den dereinstigen Herrn von Oesterreich und den Niederlanden; ihm sollten dann auch die habsburgischen Anrechte und Anwartschaften auf Böhmen und Ungarn, welche Maximilian noch einmal 1515 gesichert hatte, zufallen. Dagegen wünschte König Ferdinand seinem jüngeren Enkel Mailand und Neapel zu geben, ihm die Verwaltung Spaniens zu übertragen und durch seine Verbindung mit einer französischen Prinzessin den langdauernden Zwist mit Frankreich aus der Welt zu schaffen. Maximilians Gedanken waren allerdings ganz andere gewesen; er hatte die Gesammtmasse des habsburgischen und des spanischen Erbes an K. bringen wollen und Ferdinand höchstens mit einer untergeordneten Stellung zu apanagiren gemeint. Das Weltreich, von dem der alte Kaiser Zeit seines Lebens geträumt, sollte der Enkel verwirklichen. Es gelang seinen Agenten, auf dem Todtenbett König Ferdinand für diese Combination zu bekehren. Ueberwältigend war seit Franz I. Regierungsantritt, 1515, Frankreichs Machtaufschwung erschienen. Der Vertreter der Niederlande in Spanien, den man 1515 zu Ferdinand geschickt hatte, Karls Lehrer Hadrian, gewann den sterbenden König für die Wünsche der Habsburger. Vor seinem Tode stieß Ferdinand noch sein Testament, das er 1512 in Burgos gemacht hatte, wieder um. Somit wurde 1516 K. Herr in Aragon und hatte auf die Verwaltung Castiliens in Vertretung seiner kranken Mutter die nächsten Rechte. Hadrian hatte von K. die Vollmacht mitgebracht, eventuell über Spanien die Regentschaft anzutreten. Vor seinem Tode hatte König Ferdinand noch den alten Cardinal Ximenez zum Regenten bestellt. Nun übernahmen Hadrian und Ximenez gemeinsam diese Verwaltung. Ximenez erwarb sich damals um Karls Zukunft große Verdienste; er trat mit Entschiedenheit dafür ein, daß ihm die Krone gebührte und nicht etwa dem jüngeren Ferdinand, für den sich in Spanien selbst eine zahlreiche Partei aussprach. K. selbst hatte schon am 14. März 1516 den Titel „König“ zu führen begonnen, ohne Rücksicht darauf, daß seiner Mutter ausschließlich bei ihren Lebzeiten dieser Titel zustand; er hatte auch sofort seine Absicht angekündigt, persönlich nach Spanien zu kommen. Den Besitz der Niederlande zu sichern, schloß er 1516 sowol mit England als mit Frankreich Friedens- und Freundschaftsverträge; ja in Cambray sagten sich, unter Dazwischenkunft des Kaisers Maximilian, K. und Franz am 11. März 1517 in allen Dingen gegenseitige Unterstützung und Förderung zu. Darauf nahm K. am 16. Juni 1517 von den Generalstaaten in Gent Abschied. Die nieder-

ländische Regierung übertrug er seiner Tante, der Erzherzogin Margaretha. Aber erst am 8. September ging er in See und erst am 19. September landete er in Asturien. Die Welt wußte damals noch nicht viel von dem jungen Fürsten zu rühmen. Zwar betonten französische Diplomaten seinen Fleiß im Lesen von Berichten und Depeschen; Andere aber urtheilten „dieser neue König gilt für nichts“ oder „er ist nicht der Mann viel von sich reden zu machen“. Die Spanier bemerkten, daß er von den niederländischen Großen allzusehr abhängig, daß er noch nicht einmal spanisch zu sprechen gelernt habe. K. galt damals als unbedeutend, phlegmatisch, träge, lenksam, von ehrgeizigen und habgierigen Menschen abhängig.

Mit großem Undank lohnte er Ximenez. Unterwegs auf der Reise, um den neuen König zu begrüßen, traf ihn ein kühles Schreiben Karls, durch das er ihm das Ende seiner Statthalterschaft notificirte. Ximenez wurde krank und wenige Tage nachher starb er (8. November). K. stattete seiner geisteskranken Mutter in Tordesillas einen Besuch ab. Dann begegnete ihm in Mojados sein Bruder Ferdinand, den er damals zuerst sah. Gemeinsam gingen die Brüder nach Valladolid, im December versammelten sich dort die Cortes. Es hatte sich sofort ein Anstand erhoben, den man zu beseitigen sich beeilen mußte. K. zeichnete schon als König. Die streng gesetzlichen Spanier verlangten, daß er nur als Regent für seine kranke Mutter in ihrem Namen die Regierung führe. Nach einigem Streite einigte man sich dahin, daß die Regierung auf den Namen Beider lauten sollte: „Johanna und Karl“ — so wurden alle Aktenstücke unterzeichnet. Ferner, die Herrschaft des Niederländers in Spanien wurde als ausländisches Regiment empfunden. Die Niederländer, die mit K. gekommen, rissen die Geschäfte an sich, sie bemächtigten sich der einflußreichen und einträglichen Posten; Aemter und Pensionen und Pfründen und Bisthümer regnete es auf diese ausländische Schaar. Die Ritterorden wurden mit Niederländern erfüllt; Chièvres vergab die fettesten Stellen an seine Verwandten und seine Clienten; das Erzbisthum Toledo verschenkte er einem blutjungen, unwissenden und ungeistlichen Vetter. Dabei wurden aber an die Leistungsfähigkeit des Landes die höchsten Ansprüche gemacht. Gegen diese Eingriffe der Niederländer erhoben sich vielfache Beschwerden; so protestirte in den Cortesverhandlungen der Abgeordnete für Burgos gegen den Vorsitz eines Niederländers in spanischer Versammlung; und alle Versuche, den Oppositionsredner einzuschüchtern, schlugen fehl. Man setzte es durch, daß K., wie ungern und zaudernd auch immer, den Eid auf die hergebrachten Gesetze von Castilien ablegte; dann huldigten ihm die Cortes von Castilien, Leon, Granada am 7. Februar 1518; von da ab erst war er nach dem Landesrechte König Karl I. Er reiste dann nach Aragon; unterwegs trennte er sich in Aranda von seinem Bruder Ferdinand, den er in die Niederlande schickte; es schien nöthig ihn aus dem Gesichtskreis der Spanier zu entfernen. Im Mai fanden in Saragossa Cortesverhandlungen statt; erst nach vielen Debatten erhielt K. in Aragon die Anerkennung als König, am 29. Juli, auch hier erst nachdem er die Landesgesetze (fueros) beschworen. Aus Aragon begab K. sich nach Catalonien; am 16. April 1519 empfing er in Barcellona die Huldigung des Landes. Es war gelungen, überall auch reichliche Steuerzahlungen bewilligt zu erhalten. In Saragossa war der Kanzler Sauvage gestorben; K. hatte an seine Stelle jenen Gattinara erhoben, dessen kühne und geschickte Hand in der Führung der diplomatischen Aufgaben sehr bald sich bemerkbar machte. Während des spanischen Aufenthaltes starb der alte Kaiser Maximilian in Wels in Oesterreich am 12. Januar 1519. Derselbe hatte noch vor seinem Tode, 1517 und 1518, sich mit dem größten Eifer bemüht, K. auch die Nachfolge im Kaiserthum zu sichern. Aber ehe die Sache noch ganz gesichert, war Max

gestorben. Es begann ein sehr lebhaftes und sehr verwickeltes Intriguenspiel. Neben K. trat als Rivale vor Allem auch Franz I. von Frankreich in die Schranken. Große Interessen standen für die beiden Bewerber auf dem Spiele; alle Welt wurde aufs Lebhafteste erregt; gewaltige Summen wurden von beiden Seiten zur Bestechung der deutschen Kurfürsten verschwendet; alle Mittel der Diplomatie wurden in Bewegung gesetzt, sei es um zu gewinnen, sei es um abzuschrecken. Auch König Heinrich VIII. von England hatte einmal den Einfall Kaiser werden zu wollen. In Deutschland sprach Manches für die Erhebung des Sachsen Friedrich; selbst der Brandenburger Joachim hatte vorübergehend einige Chancen. Eine für K. bedenkliche Candidatur war die von den Niederländern aufgebrachte Idee, den Erzherzog Ferdinand zu empfehlen. Aber mit großem Nachdruck verbot K. es (5. März 1519), daß der Bruder ihm noch Schwierigkeiten bereitete, — er wollte Alles an Alles gesetzt haben; er gab die bündigsten Befehle für seine eigene Erhebung alles zu wagen. Wenn man von der Wahl Karls oder Franz' eine zu große Machtanhäufung fürchtete, so lag doch die Wahl eines Dritten nahe; es scheint Papst Leo X. derartigen Gedanken Raum gegeben zu haben. Aber er blieb doch nicht fest bei dem Vorsatze; er verhieß sowol Franz als K. seine Hülfe, und schließlich trat die päpstliche Diplomatie ebenfalls für K. ein. Am 28. Juni 1519 wurde der junge Habsburger, der König von Spanien und Neapel, K. zum Kaiser in Frankfurt gewählt; seine Agenten hatten für die künftige Regierung Versprechungen ablegen müssen, — danach fragte man nicht viel; in der Praxis meinte man von den Banden der Wahlcapitulation sich leicht frei machen zu können. Es war nicht ohne Einfluß auf das Resultat, daß die Habsburger die öffentliche Meinung in Deutschland für K. gewonnen; die Ritterschaft und die Humanisten lärmten und demonstrirten zu seinen Gunsten; sie gaben aus, daß man von ihm eine Stärkung der Kaisergewalt, eine nationale Regierung erwarten dürfte. Wer sich übrigens den Verlauf der Wahlangelegenheit objectiv vergegenwärtigt, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß doch die habsburgische Diplomatie den anderen Mächten sich sehr überlegen gezeigt. Man wird nicht sagen können, ob Chièvres oder Gattinara dies Verdienst gebührt, jedenfalls hatte der junge K. noch nicht persönlich die diplomatische Action geleitet; er war damals noch nicht selbstthätig oder selbstherrschend.

Die erste Nachricht der Wahl erhielt er Anfangs Juli. Dann überbrachte ihm Pfalzgraf Friedrich Ende November in Molin del Rey die offiziellen Aktenstücke; — es schien nöthig, daß K. sofort nach Deutschland sich aufmachte. Er hinterließ freilich Spanien schon von bedenklichen Symptomen der Unzufriedenheit erfüllt. Er erzwang vor der Abreise noch eine außerordentliche Geldbewilligung von den widerwilligen Cortes. Daß Spanien für Karls Kaiserthum und Universalmonarchie die materiellen Mittel schaffen und liefern sollte, war eine Zumuthung, die großen Unwillen bei vielen Spaniern hervorrief. Einzelne energische Männer traten zusammen; sie gaben die Losung aus, man solle den König bitten in Spanien zu bleiben und nach den Wünschen der spanischen Cortes Spanien zu regieren. K. aber bestand auf seinem Beschlusse. Trotz des Protestes einzelner Städte trieb er das bewilligte Geld ein. Als man sah, man werde seine Abreise nicht verhindern, verlangte man, daß den Städten in der Landesverwaltung eine mitwirkende Stimme ertheilt würde. K. schob anfangs seine Antwort hinaus: erst im Begriff abzureisen lehnte er jene Bitte ab, indem er mahnte ruhig zu bleiben. Und als Regenten setzte er in Spanien einen Niederländer ein, jenen Hadrian, der auf spanischem Boden Bischof geworden, an die Spitze der Inquisition getreten und vom Papste mit dem Cardinalshute geziert war.

Am 20. Mai 1520 schiffte K. sich in La Coruna ein; am 25. landete er in Dover an der englischen Küste. Nach einigen Festlichkeiten, in denen er sich mit Heinrich VIII. vergnügte, kam er am 1. Juni nach Vlissingen. Er versammelte die Generalstaaten der Niederlande um sich, die ihm in der That für seine deutschen Zwecke reichliche Summen bewilligten. Im Juli empfing er in Calais den Besuch des englischen Königs; enger knüpften sich die Beziehungen der kaiserlichen und der englischen Politik. Im Herbst wendete er seine Schritte ins deutsche Reich. Am 22. October kam er nach Aachen. Dort wurde er feierlich und festlich in hergebrachter Weise zum Kaiser gekrönt und gesalbt. Zahlreich waren die deutschen Fürsten zur Stelle, ihren Kaiser zu begrüßen. Von Aachen zog K. über Köln, dann rheinaufwärts durch die Pfalz nach Worms. Hier eröffnete er am 28. Januar 1521 den zahlreich besuchten Reichstag. Auf dem Reichstag in Worms berührte der junge Herrscher zum ersten Male die Angelegenheiten und Interessen des deutschen Reiches und der deutschen Nation.

Hier hatte K. zunächst Besitz zu ergreifen von der Regierung des deutschen Reiches; die Form war hier zu finden für die Ausübung der kaiserlichen Gewalt und die Mitwirkung der Fürsten. Vorsichtig und behutsam und rücksichtsvoll behandelte er die vorgefundenen Personen und Zustände. Das Reichsregiment der Reichsstände, um das Kaiser Max mit seinen Gegnern so hartnäckig gestritten, war K. nicht im Stande ganz zur Seite zu lassen; aber er gestaltete es so, daß es nicht eine den Kaiser in der Verwaltung controlirende und hemmende Behörde, sondern nur eine den Kaiser während seiner bevorstehenden Abwesenheit vertretende Behörde wurde, und auf die Zusammensetzung desselben wahrte er sich seinen Einfluß. Gewiß hatte K. sich in Worms nicht einer festen und sicheren Regierungsgewalt über Deutschland bemächtigt; aber er hatte doch jeden Zusammenstoß mit den Fürsten des Reiches und jeden Conflict mit den heftig und unruhig und neuerungslustig wogenden Massen vermieden. Wenn Ritter und Humanisten von einer Revolution unter Führung des Kaisers geschwärmt, so hatte K. jede Anlehnung und jeden Schritt nach dieser Seite hin unterlassen. In der kirchlichen Angelegenheit war die Aufregung der Deutschen eine besonders große, tiefgreifende, nachhaltige. Zu der schon lange vorhandenen antipäpstlichen Strömung, zu der schon einige Zeit wirksamen humanistischen Bestrebung war durch Luther das neue Moment eines neuen Kirchenprincipes getreten, das aus den innersten religiösen Regungen eines religiös fühlenden Menschen entsprungen. Das offizielle Kirchenregiment hatte Luthers Lehre damals schon verworfen und ihn selbst schon mit dem Banne belegt. Es handelte sich in Worms darum, daß das Reich entweder von der Idee der lutherischen Reformation sich lossagen oder vielleicht zu ihr sich bekennen wollte. Der Kaiser hatte schon in der religiösen Frage seine Partei ergriffen: er stand fest und unbeirrt auf dem Boden der Kirche des Mittelalters, folgte den Entscheidungen und Anordnungen ihrer Behörden. So hatte er in den Niederlanden das Verbot lutherischer Schriften schon bestätigt; soweit sein Einfluß reichte, wurden dieselben vernichtet. Er war also in Worms bereit Roms Wünsche zu erfüllen. Aber auch K. und die spanischen Geistlichen, die seine Seele beherrschten oder beeinflußten, verlangten nach einer Reformation der Kirche, allerdings einer Reinigung und Besserung der Kirche nur nach den Grundsätzen und Ansichten des Mittelalters. Einer derselben, des Kaisers Beichtvater Glapion, der unter des Erasmus Einwirkungen stand, wagte in Worms den Versuch, Luther für die Aufgabe der katholischen Reformation als Mitarbeiter zu gewinnen. Als die erste Aussicht schon eines solchen Versuches zerrann, brachte die kaiserliche Regierung wenigstens das zu Stande, daß die Führer der allgemeinen Revolution, Hutten und Sickingen, die der kirchlichen Frage sich bemächtigt und den Ruf nach der Kirchenreformation im Sinne Luthers

auf ihre Fahne geschrieben hatten, sich von gewaltsamem Vorgehen zurückscheuchen ließen und zum Schutze Luthers nicht gewaltsam, wie sie gedroht, in die Verhandlungen des Reichstages eingriffen.

Des Papstes Vertreter, Aleander, verlangte einfach Anerkennung und Ausführung der päpstlichen Bannbulle wider Luther. K., der persönlich in Worms an der Führung der Geschäfte Theil nahm und besonders in den kirchlichen Fragen das lebhafteste Interesse an den Tag legte, wäre nicht abgeneigt gewesen nach Aleander's Wunsch zu verfahren. Aber seine Räthe empfahlen „Temporisiren", „Politisiren". Chièvres sowol als Gattinara wollten die Deutschen nicht vor den Kopf stoßen; die „Beschwerden" Deutschlands gegen das päpstliche Kirchenregiment, die man 1521 noch lebhafter vorbrachte als man sie schon 1518 geltend gemacht hatte, hielten sie für begründet. Das Verlangen nach einem „Concile" zur Beilegung der kirchlichen Wirren, zur Anbahnung der Reformation hielt besonders Gattinara für berechtigt. Der Reichstag entschied sich zuletzt dafür, daß, ehe er Luther's Verdammung beipflichten könnte, er Luther selbst gehört haben müßte. Luther wurde nach Worms citirt; am 17. und 18. April 1521 erschien er vor dem Reichstage, sich zu seinen Schriften mit Begeisterung zu bekennen und den ihm zugemutheten Widerruf derselben zurückzuweisen. Schon am folgenden Tage legte K. den Reichsständen den von ihm selbst verfaßten Entwurf eines Decretes gegen Luther vor. Es kamen auch damals in Rom die diplomatischen Verhandlungen über eine politische Allianz zwischen Kaiser und Papst zum Abschluß; damit war der entschiedenste Gegensatz des Kaisers gegen die lutherische Reformation und gegen Luther selbst eine fertige Thatsache. Am 25. Mai wurde das Reichsgesetz gegen Luther angenommen und verkündigt, das auf den 8. Mai zurückdatirt wurde, auf den Tag, an dem in Rom jene Allianz unterzeichnet war. Die persönliche Sicherheit Luther's wurde nicht verletzt; man ließ ihn unangefochten ziehen, obwol K. vielfach aufgefordert war, Luther der ihm gebührenden Strafe als Ketzer nicht zu entziehen.

Der Reichstag, der sich hierin dem Willen des Kaisers angeschlossen, hatte auch in der auswärtigen Politik sich dem Kaiser gefügt; er hatte in dem ausbrechenden Kriege mit Frankreich auf des Kaisers Seite sich gestellt. So konnte K. mit Befriedigung am 31. Mai aus Worm scheiden; er verließ Deutschland, da ihn aufs dringendste die Lage Spaniens abrief.

Während des Reichstages war die territoriale Auseinandersetzung mit dem Bruder erfolgt. Am 21. April 1521 trat K. an Ferdinand die habsburgischen Besitzungen in Deutschland (Oesterreich, Tirol und Vorderösterreich) ab. Kurz vor dem Schluß des Reichstages war Chièvres in Worms gestorben (28. Mai), der bisher an der Spitze der Politik gestanden. In seine Stellung trat der Kanzler Gattinara, durch volles Verständniß und hohes Selbstgefühl der Politik Chièvres eher überlegen als ihm nachstehend.

Die Abreise Karls nach Spanien verzog sich noch eine Weile, weil bald aus Spanien günstigere Nachrichten einliefen und weil das Vorgehen der Franzosen schleunige Gegenmaßregeln in den Niederlanden heischte. Sowol an der Seite Navarra's als an der niederländischen Grenze begann Frankreich den Streit; dort unterstützte es Henri d'Albret, hier half es Robert de la Marck. In dem Herzog Karl von Geldern fand Franz einen stets rührigen Genossen gegen die Herrschaft der Habsburger. Aber auch in Italien ging der Krieg über Mailand, das seit 1515 die Franzosen occupirt hatten, wieder an. K. hatte auf allen Seiten Glück; Tournay wurde genommen, das kaiserlich-päpstliche Heer drang siegreich nach Mailand vor. Die Generalstaaten hatten in Gent im Juli Hülfsmittel reichlich bewilligt. Aus England kam Wolsey zu K. nach Brügge und schloß am 14. August den kaiserlich-englischen Bündnißvertrag;

dann begannen in Calais eingehende diplomatische Erörterungen über alle zwischen K. und Franz schwebenden Differenzen; es sah so aus, als ob England einen Schiedsspruch zwischen den Gegnern thun würde. Das Ergebniß war die Erneuerung des kaiserlich-englischen Bundes zum Angriff auf Frankreich, und Papst Leo X. trat am 24. November diesem Bunde bei. Im Frühjahr 1522 rüstete K. sich zur Heimkehr nach Spanien. Wieder übertrug er die niederländische Regentschaft an die Erzherzogin Margaretha; dann schiffte er sich am 27. Mai in Calais ein. In Dover empfing ihn Wolsey. Glänzende Feste veranstaltete König Heinrich zu Ehren seines kaiserlichen Gastes. Dann setzte K. am 6. Juli seine Fahrt fort und landete am 16. Juli in Santander.

Die pyrenäische Halbinsel hatte während der zweijährigen Entfernung des Kaisers eine stürmische Periode durchlebt. Die niederländische Herrschaft und die Steuern, die K. in Spanien eintrieb, die Nichtachtung der Landeswünsche hatten, wie vorhin schon gesagt, das Land unzufrieden gemacht. Nach Karls Abreise führte die Unzufriedenheit zum Aufstande. Der von K. eingesetzte Statthalter, Cardinal Hadrian, verschlimmerte durch sein ungeschicktes Auftreten noch die schon schlimme Lage. Bald gab es in Toledo einen Aufstand, und eine Stadt nach der anderen in Castilien, Segovia, Zamora, Burgos, Avila, Madrid schloß sich Toledo's Vorgang an. Daß die königlichen Truppen Medina del Campo in Brand gesteckt, entfachte das Feuer des Aufstandes noch hitziger. Die Aufständigen kamen nach Tordesillas, holten dort die kranke Königin Johanna hervor; sie behaupteten, sie sei gesund, ihr würden sie als Königin gehorchen. Das Mittel half ihnen nichts, zu deutlich war der Zustand Johanna's; es gelang nicht ihr irgendwelche Erklärung gegen ihren Sohn abzupressen. Ein Ausschuß der Vertreter der Gemeinden von Castilien trat zusammen und nahm die Leitung in seine Hand. Hadrian fand keinen Gehorsam mehr. Gerade inmitten dieser Unruhen faßte Karls Regierung den folgenschweren Beschluß, die Spanier anders zu behandeln als bisher. Einst hatten die katholischen Könige den Landesadel gebändigt, indem sie sich auf den Bürgerstand, die Städte des Landes, gestützt; jetzt war der Adel schon an den Dienst der Krone gewöhnt; die einzelnen Adligen hingen materiell als Mitglieder der Ritterorden, deren Leitung die Krone an sich gerissen, von dem guten Willen des Königs ab. Jetzt galt es die Städte in ähnlicher Weise unter das Joch der Krone zu beugen, und der dienstgewohnte und diensteifrige Adel sollte das Werkzeug sein die Städte zu zwingen. Es war ein großer Erfolg, daß es gelang den Adel von der Theilnahme am städtischen Aufstand zurückzuhalten. Der Adel schlug sich auf Seite der Krone. Man schonte und befriedigte die Gelüste des Adels, indem man am 9. September 1520 dem pedantischen und ungeschickten Regenten Hadrian zwei Mitregenten beigab, zwei hervorragende Führer des castilischen Adels, den Großconnetable von Castilien Don Iñigo Fernandez de Velasco und den Großadmiral von Castilien, Don Fedrique Henriquez. Auch suchte man zu begütigen und zu beschwichtigen und durch kleine Concessionen den Aufstand zu spalten. Allmählich sammelten sich wieder die Anhänger des Königs. Schon Anfangs December kamen sie nach Tordesillas und stellten dort die alte Ordnung wieder her. Es begannen Verhandlungen zwischen den Parteien; schließlich aber griffen die Adelsherren doch zum Schwert. Bei Villalar wurden die Aufständigen völlig aufgerieben (24. April 1521). Erbarmungslos wurde jeglicher Rest von Opposition im Lande erstickt, mit den schwersten Strafen wurden die Schuldigen verfolgt. Eine Amnestie wurde zwar verkündigt, aber der Ausnahmen waren so viele, daß von den wirklich Betheiligten kaum einer davon kam. Auch in Valencia wurde 1522 eine verwandte Bewegung niedergeschlagen; ebenso siegreich war der Versuch französischer Einmischung zurückgeworfen.

1522 war dem Kaiser das Glück zu Theil geworden, daß nach Leo X. Tode sein Lehrer Hadrian zum Papste gewählt worden. Als K. kam, machte sich der bisherige Statthalter von Spanien auf den Weg nach Rom, entschlossen als Papst den ihm bekannten universalen Gedanken seines kaiserlichen Schülers zu secundiren.

Als K. im Juli 1522 den Boden Spaniens wieder betrat, durfte er sich sagen, daß die beiden gleichzeitig sein Regiment bedrohenden Bewegungen, die deutsche und die spanische, von seiner Staatskunst so geschickt und so glücklich behandelt worden, daß die gefährlichste Krisis überwunden zu sein schien. In den späteren Aufzeichnungen, die er über sein Leben selbst gemacht, treten uns 1521 die Unruhen der „Communidades“ von Castilien und die religiösen Bewegungen in Deutschland, die Luther hervorgerufen, wie zwei parallele, verwandte, ähnlich geartete Ereignisse entgegen. Auch an dem spanischen Aufstande hatten sich viele niedere Geistliche betheiligt; es war die Reaction gegen die straffe Disciplinirung und strenge Zucht, unter welche die Regierung im Einvernehmen mit dem Papstthum den spanischen Klerus gezwungen. Durch den Sieg der Krone über den Aufstand war Richtung und Charakter der bisherigen spanischen Kirchenleitung und Kirchenpolitik aufs neue befestigt und bestätigt.

Ueberhaupt lebte von 1522 ab K. sich in immer nähere und festere Beziehungen zum spanischen Volke hinein. Die Cortes bestanden noch fort, aber sie wurden immer abhängiger von dem Willen der Regierung. Es kam dahin, daß die Deputirten der Städte von dem Könige geradezu ernannt wurden; Bitten und Wünsche trugen sie wol noch vor, ernstlicher Widerspruch aber war von ihnen nicht mehr zu befürchten. Der Absolutismus der Krone war eine vollendete Thatsache. Der Adel wetteiferte um die Ehre der Krone zu dienen; huldvoll geruhte K. die Dienste des Adels entgegenzunehmen. Spanien und die Spanier waren willfährige Werkzeuge und Diener der kaiserlichen Politik. Während seines zweiten Aufenthaltes in Spanien, der von 1522—1529 dauerte, legte die Regierung Karls allmählich den Charakter der Fremdherrschaft ab. Bald kam K. in wirklich herzliche Beziehungen zum spanischen Volk. Die glänzende Rolle, die Spaniens Macht in Europa spielte, die Siege, die man erfocht, die Beute, die man eroberte, die Reichthümer, die aus Amerika zuflossen, alle diese Dinge gewannen Auge und Herz dem Herrscher, unter dessen Führung man allen diesen Ruhm sich erwarb. Und die Kriegslust des Spaniers, die auf der pyrenäischen Halbinsel kein Object mehr hatte, ergoß sich mit Leidenschaft und Eifer nach Außen gegen die Widersacher des Kaisers. Daß K. in der großen religiösen Angelegenheit, welche die Welt spaltete, zu der Art und Weise spanischer Religiosität sich bekannte, ebnete mehr und mehr die Schwierigkeiten seiner Stellung. In Spanien verlangte das Volk nach Kampf und Krieg wider die Feinde des Glaubens; zum Kreuzzug gegen die Ketzer waren die Spanier bereit, sie drängten dahin den Sinn ihres Herrschers, der selbst im eigenen Herzen ähnlichen Fanatismus barg. So vollzog sich die Verschmelzung von König und Volk sehr leicht, schon in wenigen Jahren waren der Niederländer K. und das spanische Volk zu engster Eintracht und Einheit zusammengewachsen.

Allerdings war der Zweiundzwanzigjährige noch nicht der Kaiser, der in der späteren Erinnerung der Menschen fortlebt, der Selbstherrscher eisernen Willens, der kühle und rücksichtslose Gebieter über ganz Europa; so gewaltig war damals sein Wesen noch nicht. Aber nachdem er seine erste Probe in Deutschland abgelegt, war er doch ein Anderer geworden als der unbedeutende Jüngling, der 1517 die Abneigung der Spanier wachgerufen hatte. K. hatte schon angefangen an der Politik seiner Regierung selbst mitzuarbeiten; er las die einlaufenden Papiere, er besprach sich mit seinen Ministern eifrig und angestrengt und ausdauernd, er zeigte auch schon eigene Meinungen, wenn er auch schließlich von

der erfahreneren Ansicht seiner Räthe sich leiten ließ. Er war auch ausgewachsen, er war noch immer nicht schön, aber leicht und behend in seinen Manieren; er liebte Bewegung und Jagd; den Freuden der Tafel war er bis zur Unmäßigkeit ergeben. Dagegen wurde 1521 von ihm gerühmt, daß er sinnlichen Zerstreuungen und Vergnügungen nicht nachginge. Erst im 22. Jahre auf der Durchreise durch die Niederlande fing er an Geschmack am Verkehr mit Weibern zu finden; aus einer flüchtigen Liebesverbindung des damaligen Augenblickes entstammte ihm eine Tochter, die später so berühmt gewordene Margaretha. In Spanien heirathete er, dem dringenden Wunsche der Nation nachgebend, seine portugiesische Base Isabella. Am 11. März 1526 fand die Hochzeit in Sevilla statt. Das Verhältniß der Gatten war ein herzliches und inniges. Höchstens bei längerer Trennung — die Kaiserin Isabella pflegte bei Karls Reisen stets in Spanien zurückzubleiben — knüpfte er mit anderen Damen vorübergehende Liebesverhältnisse an. Wie anders ist das Bild des Privatlebens dieses Kaisers, wenn man es mit der Liederlichkeit Franz I. von Frankreich oder dem seltsamen Gebahren Heinrichs VIII. von England vergleicht!

Immer arbeitsamer und selbständiger wurde K. in den verwickelten Geschäften seines großen Reiches. Wol darf man sagen, so lange Gattinara lebte, war Gattinara der Leiter, der eigentliche Kopf der kaiserlichen Staatskunst; aber K. nahm doch Theil an der Führung der Geschäfte, er conferirte mit seinem Kanzler und seinen Ministern, er studirte die Lage Europas — er lernte, um später ganz selbständig die Weltangelegenheiten in seiner Hand zu halten.

Wir sahen, Karls Herrschaft erstreckte sich über Spanien und seine transatlantischen Colonien, über Neapel und Sicilien, über die Niederlande; als Kaiser von Deutschland war er die höchste weltliche Autorität des Abendlandes; die einzelnen Territorialstaaten des Deutschen Reiches und die einzelnen Particularfürstenthümer Italiens waren fast alle seiner Lehnshoheit untergeordnet. Eine Reihe verschieden gearteter nationaler Ländergruppen umschloß das Ganze seines Reiches. An verschiedenen Stellen beruhte seine Regierung auf verschiedenen Grundlagen und Rechtstiteln; und ganz verschiedene Principien und Interessen galten für ihn in den verschiedenen Theilen seines Reiches. Es war fast eine übermenschliche Anforderung, daß ein einzelner Mann gleichzeitig diese verschiedenen Nationen und Länder regieren sollte. Deshalb hatte K. 1521 einen Theil seines Erbes, die österreichischen Besitzungen mit ihren östlichen Anhängen für seinen Bruder ausgeschieden; aber die allgemeine Richtung wollte K. auch dem Reiche Ferdinands geben: Ferdinand hatte in den europäischen Fragen sich vollständig dem kaiserlichen Bruder unterzuordnen oder anzuschließen. Die deutsche Kaiserwürde verlieh K. zunächst keine factische Macht, sie war gleichsam ein Ehrentitel; sie begründete gewissermaßen den Rechtsanspruch auf die universale Herrschaft der Welt. Der Kern seiner politischen Macht war Spanien, und in zweiter Reihe könnte man auch die Niederlande so nennen. An diesen beiden Stellen führte K. die Zügel der Regierung selbst; hier war es nöthig, den Gang der Dinge wenigstens oft selbst zu controliren. Dagegen blieb er den inneren Vorgängen innerhalb Deutschlands lange Zeit fern. Für das Deutsche Reich hatte er 1521 schon Ferdinand als seinen Stellvertreter bezeichnet; durch ihn gab er seinen Willen Jahre hindurch den Deutschen kund. Lange Zeit erfolgte eine Einwirkung Karls auf Deutschland nur stoßweise; er selbst erschien nur bei besonderem Anlaß nach langen Zwischenräumen innerhalb der Deutschen. Die von K. eingesetzten Localverwaltungen empfingen von ihm stets die Direction, die allgemeine Weisung ihrer politischen Haltung; in den Details waren sie doch ziemlich unabhängig und selbständig.

Es gibt der historischen Forschung über diese Epoche einen großen Reiz, der

Wechselwirkung zwischen den Principien der Universalpolitik des Kaisers und den localen Tendenzen und Anschauungen seiner Regierungsorgane in den einzelnen Ländern nachzugehen. Hier muß jedoch dieser Weg uns versagt bleiben. Ueberhaupt kann es nicht die Aufgabe dieses biographischen Artikels sein sollen, die Geschichte der einzelnen, Karls Regimente unterstehenden Länder oder Ländergruppen auch nur in ihren wichtigsten Momenten zu vergegenwärtigen. Alles, was der Specialgeschichte der einzelnen Länder angehört, muß hier unberührt bleiben. An dieser Stelle beschränkt sich vielmehr unser Thema auf ein doppeltes: 1) es wird die Richtung wenigstens umzeichnet werden müssen, in der die Regierung Karls V. in den einzelnen Ländern sich bewegt hat und 2) einiges Licht über den persönlichen Antheil des Kaisers an den Geschicken und Thaten seiner Regierungspolitik zu verbreiten, werden wir nicht ablehnen können.

Den Gegensatz und die Feindschaft gegen Frankreich hatte K. von seinen Vorfahren ererbt; hart stießen seine und der Franzosen Interessen gegeneinander. Seit 1521 hatte er mit geringen Pausen fast die ganze Regierungszeit wider Frankreich zu kämpfen. An der niederländisch-französischen und an der spanisch-französischen Grenze wurde der Krieg geführt; aber auch Italien gab, da es das Object beiderseitigen Begehrens war, den Schauplatz des Krieges ab. K. persönlich hatte 1523 die Kriegführung in Navarra geleitet; 1524 sollte ein größerer Schlag in Frankreich geführt werden durch englische Invasion und gleichzeitig durch Einmarsch eines kaiserlichen Heeres von der Lombardei; man hatte die Mitwirkung des französischen Connetable, des Herzogs von Bourbon gewonnen. Franz machte 1525 eine Diversion in die Lombardei; die Schlacht bei Pavia am 24. Febr. 1525 brach die Blüthe des französischen Heeres und lieferte Franz in die Gefangenschaft des Kaisers. K. nahm scheinbar mit Gleichmuth, ohne Ueberhebung die Nachricht solcher Erfolge entgegen. Auch nutzte er den Sieg nicht bis zum äußersten aus. Der gefangene König Franz wurde nach Spanien gebracht und sofort mit ihm Friedensverhandlungen eröffnet; sie führten am 14. Januar 1526 zum Abschluß des Madrider Friedens. Hier entsagte Franz allen Ansprüchen auf Neapel und Mailand, entließ die niederländischen Gebiete (Artois und Flandern) aus französischer Lehnshoheit, versprach die Uebergabe des Herzogthums Burgund an Karl, und stellte Geiseln für die Erfüllung der Verpflichtungen; Franz hatte auch zugesagt, Karls älteste Schwester, die verwittwete Königin Leonor von Portugal, zu heirathen. Franz hatte diese Concessionen nur bewilligt mit der Mentalreservation, sie nicht zu halten, sobald er erst freigelassen wäre — und alle persönlichen Betheuerungen auf Ehrenwort und dergl. waren nichts als Schein und Trug. In der That, kaum war er nach Frankreich zurückgekehrt, so wurde es klar, daß er nicht daran dachte, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Feierlich sprach er dies am 22. Juni aus; ihn hatte der Papst des geleisteten Eides entbunden. Es war nicht mehr Papst Hadrian VI., des Kaisers ehemaliger Lehrer. Allerdings hatte auch Hadrian sich lange gesträubt, im französisch-kaiserlichen Streite einfach an des Kaisers Seite zu streiten; erst im August 1523 hatte er sich dem Kaiser angeschlossen. Dann aber war er am 14. Septbr. gestorben. Und sein Nachfolger auf Petri Stuhl, Giulio de Medici, Papst Clemens VII., hatte von Anfang an sich zweideutig und schwankend gezeigt; sein Gedanke war ein national-italienischer, der das Wachsthum der spanischen Herrschaft über Italien durch Begünstigung der Franzosen einzudämmen versuchte. Jetzt nach der Niederlage der Franzosen that Clemens alles, Franz zu neuem Kriege zu ermuthigen. Dabei trat auch England auf die Seite der Franzosen hinüber; die Liga von Cognac, an der Frankreich, England, Mailand, Venedig und Florenz Theil

hatten, erstrebte die Beseitigung der Spanier aus Italien. Schützend hielt Clemens seine Hand über ihrem Beginnen.

Bei den ersten diplomatischen Erörterungen, welche die Verbündeten mit K. begannen, ließ K. seiner heftigen Entrüstung gegen den meineidigen Franzosenkönig freien Lauf (September 1526, in Granada). In Italien wurden die Gegner sofort damals handgemein. Karls Heere waren von Glück begünstigt; sie nahmen Mailand ein; in Rom selbst gab es Unruhen und Aufstände, durch die dem wetterwendischen, hinterlistigen Papste manche Unbequemlichkeit auferlegt wurde; ja zuletzt erstürmte Bourbons Heer die ewige Stadt Rom, am 6. Mai 1527 und plünderte und brandschatzte sie gründlich. Clemens war in der Engelsburg eingeschlossen, gleichsam ein Gefangener der kaiserlichen Soldaten. Diese Nachrichten kamen nach Spanien, als dort gerade Freudenfeste wegen der Geburt des Prinzen Philipp (geb. am 21. Mai 1527) stattfanden. K. ließ sofort die Feste unterbrechen; er legte Trauerkleidung an, dem hl. Vater seine Sympathie zu bezeugen. Aber daß er dem unzuverlässigen Papste eine Züchtigung zugedacht hatte, ist nichtsdestoweniger sicher: nur durfte dies nicht zu dauernder Spaltung zwischen Kaiser und Papst hinführen. Karls Wunsch war vielmehr, den Papst stets auf seiner Seite zu haben, zum Alliirten seiner politischen und kirchenpolitischen Entwürfe ihn, wenn nöthig, gewaltsam an sich heranzuziehen. Unter ziemlich günstigen Bedingungen wollte man dem Papste seine persönliche Freiheit zurückgeben; darüber hatte man sich am 26. November geeinigt, aber ehe die Einigung ausgeführt wurde, entwich Clemens am 9. December aus Rom. Mit Frankreich und England waren die diplomatischen Schachzüge das ganze Jahr 1527 hindurch fortgesetzt; endlich am 22. Januar 1528 überbrachten die Waffenherolde von Frankreich und England dem Kaiser die offizielle Herausforderung zum Kriege. K. stellte die Bemerkung entgegen, daß er schon im September 1526 Franz vorgeworfen, die persönlichen Pflichten eines ehrenhaften Edelmanns verletzt zu haben. Sein Gesandter in Frankreich, Granvelle, mußte dies am 28. März direct Franz ins Gesicht sagen. Darauf antwortete Franz am 8. Juni durch formelle Herausforderung Karls zum Zweikampf. In Spanien waren die Ansichten sehr getheilt, ob K. den Zweikampf annehmen sollte oder nicht; man führte Karls Stellung als Souverain gegen die vorgeschlagene Erledigung politischer Differenzen ins Feld; andere betonten, Franz als notorisch eidbrüchig könne die Ehre des Zweikampfes für sich nicht fordern. K. antwortete mit einer Gegenforderung auf bestimmte Zeit und an einen bestimmten Ort. Aber sein Herold wurde von den Franzosen aufgehalten; auch duldete Franz nicht den Vortrag des betreffenden Actenstückes; dies seltsame Intermezzo einer Herausforderung zum Zweikampf verlief im Sande, nachdem es die persönlichen Ehrgefühle der Herrscher ins Spiel gezogen und viel Staub aufgewirbelt hatte. Inzwischen war 1528 der Angriff der Franzosen unter Lautrec gegen Neapel erfolgt; die kaiserlichen Generale, obwol unter sich uneinig, wehrten ihn ab. Der Feldzug von 1529 wurde in der Lombardei geführt, in ihm erfochten die Kaiserlichen allmählig das Uebergewicht. Unter Karls Führung stellte sich damals Andrea Doria, das Haupt des genuesischen Freistaates. Papst Clemens hatte sich in Viterbo am 21. Juni 1528 dem Kaiser gefügt; dann aber hatte er noch einmal geschwankt; schließlich aber kam es doch zur kaiserlich-päpstlichen Allianz, in Barcellona am 29. Juni 1529: die Ordnung der italienischen Zustände nahmen sie gemeinsam in die Hand; Clemens hoffte ganz besonders von K. die Herstellung der mediceischen Herrschaft in Florenz. Bald folgte der französische Friede. Die Regentin der Niederlande, Margaretha, hatte schon 1528 einen Waffenstillstand mit England geschlossen; sie verhandelte in persönlicher Conferenz zu Cambray mit der Mutter des französischen Königs, der

Herzogin Luise. K. verzichtete auf die Rückgabe des Herzogthums Burgund, aber in allen anderen Punkten verlangte er Erneuerung des Madrider Friedens. Darauf hin einigte man sich am 3. August 1529. Bald nachher heirathete Franz wirklich die Schwester des Kaisers, Leonor, die portugiesische Königswittwe. K. wollte damals persönlich auf italienischem Boden erscheinen und als sieggekrönten Herrn der Welt damals sich zeigen. Spaniens Verwaltung übertrug K. seiner Kaiserin, die er zurückließ. Von Barcellona aus ging er am 27. Juli in See; Doria mit seiner Flotte holte ihn selbst ab; die Blüthe des spanischen Adels begleitete den Kaiser; seine höchsten Minister waren mit ihm, — denn nicht allein prunkvoller Schaustellung, sondern auch durchgreifender Erledigung wichtiger Aufgaben sollte diese Kaiserreise dienen. Am 7. August landete die Flotte in Savona; am 12. zog K. in Genua ein. Aus ganz Italien strömten Politiker und Edelleute zur Begrüßung des Kaisers zusammen. Wohl riefen damals den Kaiser die Nachrichten über Soliman's Angriff auf Ungarn und Oesterreich zur Hülfe; wohl hätte er gerne ohne weiteres sich in den Türkenkrieg gestürzt; aber dringender war doch für den Augenblick noch die Schlichtung der italischen Fragen. Am 5. November kam K. nach Bologna, wo seit dem 24. October Papst Clemens und das Cardinalcollegium seiner harrten: hier sollte die Eintracht und das Zusammenwirken von Kaiser und Papst fundamentirt werden. Alle, die hier persönlich mit K. zu thun hatten, staunten über den 29jährigen Fürsten; er war politisch völlig reif; er verkehrte ungezwungen und vertraulich direct mit dem heiligen Vater; und dieser, der selbst als einer der gewandtesten, verschlagensten und durchtriebensten Diplomaten seines Jahrhunderts galt, fand in dem jungen Manne seinen überlegenen Meister. Wohl vorbereitet und unterrichtet über alle Personen und Verhältnisse, die sein Interesse berührten, trat K. in die Besprechungen ein; geschickt und thätig führte er selbst die politische Discussion; er legte dem Papste die Politik auf, die er selbst ausgewählt und sich vorgesetzt hatte. Die Verhandlungen hatten bis zum 23. December die Ordnung der italienischen Verhältnisse erzielt. Mailand wurde seinem früheren Besitzer Sforza zurückgegeben, aber spanische Garnisonen blieben als Wächter im Lande. Ein Defensivbündniß zur Vertheidigung des Status quo vereinigte die einzelnen italischen Länder. Zur gewaltsamen Unterwerfung von Florenz unter die Medicis, deren Repräsentant Alessandro mit Karls unehelichem Töchterchen Margaretha verlobt wurde, versprach K. dem Papste seine Beihülfe. Und in der That haben kaiserliche Soldaten im Laufe des J. 1530 die Medicis nach Florenz mit Gewalt wieder zurückgebracht. Das wichtigste war, daß über die Behandlung der deutschen Kirchenfrage eine Einigung erreicht wurde; sogar das Concil, gegen das er bisher sich gesträubt, versprach Clemens mündlich in Bologna sich gefallen zu lassen.

Am 24. Febr. 1530 geschah die feierliche Krönung zum römischen Kaiser durch die Hand des Papstes, am 22. März verabschiedeten sich die Häupter der Christenheit von einander. Ueber Mantua, Ala, Trident, Brixen zog K. nach Innsbruck; hier traf er am 4. Mai mit seinem Bruder Ferdinand zusammen. Hier aber erlitt er auch den Verlust seines Kanzlers Gattinara, welchen Clemens soeben zum Cardinal promovirt hatte. K. behielt jetzt persönlich die oberste Leitung seiner Geschäfte und seiner Politik; zu Staatssecretären machte er damals Granvelle und Cobos (vgl. Bd. IX. S. 580 ff.), indem er die laufenden Angelegenheiten unter sie vertheilte; sie waren seine nächsten, vertrautesten, eingeweihtesten und einflußreichsten Gehülfen. Am 6. Juni brach K. mit Ferdinand auf nach Deutschland; nach 9jähriger Zurückhaltung wollte er jetzt mit entschiedenem Griff auch Deutschlands Zustände in die Lage einrenken, die seinem Geiste und seiner Auffassung entsprach.

Zwar hatten in Worms 1521 Kaiser und Reichstag die lutherische Kirchenreformation verworfen und verboten, aber an seinem sächsischen Kurfürsten fand Luther einen Beschützer; und von Sachsen aus verbreitete sich in zunehmendem Tempo sein Anhang durch eine stets wachsende Zahl deutscher Länder. Möglich war diese offenbare Mißachtung des Wormser Reichsgesetzes nur deshalb, weil K. fern von Deutschland weilte und weil das Reichsregiment, das aus Deutschlands Fürsten sich gebildet, sehr bald getheilter Ansicht war. Schon auf dem Nürnberger Reichstag von 1522/23 erhob sich der Ruf nach einer kirchlichen Reformation und das Verlangen nach einem Concile; und in beiden Richtungen wurde für den Inhalt der Forderungen die lutherische Auffassung immer maßgebender. Auch das Reichsregiment gerieth immer mehr unter den Einfluß der populären Strömung. Allerdings entzogen sich dem Regimente seine Stützen. Bei dem Ritteraufstand von 1522 hatte es sich höchst zweideutig benommen; in fürstlichen Kreisen wurde man daher dem Regimente sehr abgeneigt. Die Städte verletzte es in ihren Handelsinteressen; sie beschwerten sich darüber beim Kaiser. So ließ K. 1524 durch seinen Minister Hannart das Regiment aus dem Sattel heben; es geschah eine Veränderung, welche des Erzherzogs Ferdinand Stellung zur maßgebenden im Regiment machte. Der Nürnberger Reichstag von 1524 ergriff noch weit offener Partei für die Sache der lutherischen Reformation; er verlangte noch vor dem Zusammentritt des allgemeinen Conciles eine Versammlung in Deutschland; sei es Synode oder Reichstag. K. verbot sofort (Juli 1524) die Ausführung des Reichstagsbeschlusses; aber die Forderung des allgemeinen Conciles nahm auch er, unter Gattinara's Einfluß, in das Programm seiner Politik auf. Freilich hinderten ihn dann die oben schon besprochenen italienischen Wirren der nächsten Zeit an der Ausführung dieses Programmes. Unterdessen ergriffen in Deutschland die Territorialobrigkeiten in der Kirchenfrage Partei, eine jede nach ihrem Verständniß und ihrem Belieben. Es kam auch dahin, daß gleichgesinnte oder benachbarte Territorialgewalten über eine gemeinsame Haltung sich verständigten, gegenseitig sich Schutz und Förderung zusagten. Die gewaltige revolutionäre Bewegung der unteren Volksklassen in Süd- und Mitteldeutschland, die wir den Bauernkrieg zu nennen pflegen, diente, da der Aufstand nicht zu seinem Ziele gelangte, zur Befestigung der bisher vorwaltenden Richtung der Entwickelung: er bestärkte Ansehen und Stellung der Territorialherrscher, er legte die Nothwendigkeit denselben nahe, auch die kirchlichen Ordnungen in ihren Gebieten zu consolidiren. Diejenigen deutschen Fürsten, welche dem Lutherthum bisher erfolgreich Widerstand geleistet — Erzherzog Ferdinand, die Baiern, Herzog Georg von Sachsen, Herzog Heinrich von Braunschweig u. A. — glaubten durch Bekämpfung des Lutherthums die Wiederkehr der Unruhen verhindern zu sollen; sie reichten gerne 1526 dem Kaiser die Hand, wenn er die Ausführung des Reichsgesetzes von 1521 fordern würde. Und K. hatte 1526 in diesem Sinne kräftig einzugreifen verheißen. Da aber hemmte des Papstes politische Gegnerschaft den Arm des Kaisers. Der Speierer Reichstag von 1526, der anfangs die Krisis der Reformation zu bringen geschienen, faßte mit Zustimmung des Kaisers einen ganz anders lautenden Beschluß (am 27. August 1526), durch welchen in der kirchlichen Frage jedem Territorium die zu wählende Haltung freigestellt wurde. Die rein territoriale Ausgestaltung des kirchlichen Wesens, unter maßgebender Leitung der Territorialobrigkeiten, empfing damit im Rechte des deutschen Reiches festen Boden und grundsätzliche Anerkennung. Es war eine Concession, die natürlich K. nur für den Augenblick, nur für eine bald vorübergehende Dauer zugestanden hatte. Und in Deutschland selbst hatte der Gegensatz der kirchlichen Einrichtungen, die theologische und litterarische Befehdung der verschiedenen kirchlichen Richtungen unter-

einander an mehreren Stellen eine Spannung, eine feindliche Haltung unter den Territorien herbeigeführt; es wäre beinahe schon 1528 zu einem Religionskriege unter Deutschen gekommen. K. ließ damals durch einen rührigen Agenten, den Propst Balthasar Merklin von Waldkirchen, Mahnungen zu gut katholischer Haltung ausgehen. Erzherzog Ferdinand war eifrig für Aufnahme einer katholischen Actionspolitik. Dem Reichstage in Speier schlug man 1529 Aufhebung der Concession von 1526 vor; man setzte ein neues Gesetz durch, das überall die alte Kirche neben den neuen Einrichtungen in die Reichsterritorien zurückführte und wo das Wormser Edict bisher ausgeführt war, dasselbe auch fernerhin in Wirksamkeit ließ. Eine Minderheit von Fürsten und Städten protestirte am 19. April 1529; aber die Mehrheit blieb bei ihrem Beschlusse. Das Reich war offenkundig in einen katholischen und einen protestantischen Theil auseinandergefallen; die Protestanten waren sogar als diejenigen, die sich gegen ein Reichsgesetz aufgelehnt, von der Strafe des Kaisers bedroht. Gegen sie war die verbündete Action von Kaiser und Papst gerichtet.

Zahlreich und glänzend besucht war der Reichstag, der im Juni 1530 in Augsburg die Ankunft seines Kaisers erwartete. Am 15. Juni zog K. in die Stadt ein, empfangen und geleitet von den Fürsten Deutschlands. Wohl ordnete er die Dinge so, daß die protestantischen Theologen, die mit ihren Fürsten gekommen, nicht während des Reichstages öffentlich predigen konnten, doch brachte er es nicht dahin, daß am 16. die protestantischen Fürsten an der Frohnleichnamsprocession Theil nahmen. Am 20. wurde der Reichstag eröffnet. Am 25. trugen die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß vor, um zu erweisen, daß ihre Theologie die alte echte Lehre der christlichen Kirche enthalte. K. nahm sowol in deutscher als lateinischer Sprache die protestantische Schrift entgegen, theilte sie dann den katholischen Theologen zur Widerlegung mit. Es fehlte in Augsburg nicht an privaten Versuchen, die Gegensätze auszugleichen: die kaiserlichen Secretäre Valdez und Schepper wurden vorgeschickt; andererseits näherte Melanchthon sich dem päpstlichen Legaten Campeggi; auf beiden Seiten gab es versöhnlich gesinnte Leute. Aber die privaten Versuche hatten nicht den erstrebten Erfolg. Nach dem Vortrage der katholischen Widerlegungsschrift (3. August) wurden Ausschüsse mit Auffindung eines Ausgleiches beauftragt; in manchen rein dogmatischen Fragen kam man sich sehr nahe; aber in allem, was die Praxis betraf, scheiterte der mittlere Weg. Darüber waren alle Seiten einig, daß die Berufung eines allgemeinen Conciles eine absolute Nothwendigkeit geworden; nur verlangten die Protestanten einstweilen bis zum Spruche dieses Conciles im Besitze ihrer kirchlichen Einrichtungen belassen zu werden, — diesem Anspruch trat K. schroff ablehnend entgegen. Am 22. September theilte er den Ständen den vorläufigen Entwurf des Reichsabschiedes mit, durch welchen er den Protestanten Bedenkzeit bis zum 15. April gewährte, ob sie sich bis zur Entscheidung des Conciles den bisherigen Ordnungen der Kirche fügen wollten; er drohte eventuell mit Zwang. Ohne Zaudern erklärten die Protestanten, diesen Abschied nicht annehmen zu können. Die protestantische Replik auf die katholische Widerlegung ihres Bekenntnisses wies K. zurück. Noch acht Wochen blieb trotz der Spaltung der Reichstag versammelt; die kaiserlichen Minister boten alles auf, einzelne Stände zu bearbeiten, um die zum Kaiser haltende Mehrheit zu vergrößern. Es handelte sich noch um die Türkenhülfe. Einen großen Angriff Suleiman's hatte man 1529 vor Wien zurückgeschlagen; es drohte damals ein neuer Ueberfall. Die Protestanten bestanden darauf, nur bei Zusicherung des Friedens in der religiösen Frage Türkenhülfe leisten zu können.

Am 19. November 1530 verkündigte K. den Reichstagsabschied noch in schärferer Fassung, als er im September angekündigt hatte. Auf das Wormser

Edict zurückgreifend, wurden viele Irrlehren der Protestanten ausdrücklich verworfen; die frühere Jurisdiction der kirchlichen Organe und der Besitz der Kirche wurden auch in protestantischen Ländern als hergestellt erklärt, und das Reichskammergericht auf den Abschied verpflichtet; ja die eventuelle Weigerung der Protestanten, sich zu unterwerfen, wurde mit Strafe bedroht. Im Hintergrunde wurde eventuell ein Krieg des Kaisers gegen die Protestanten angezeigt; wenn auch der definitive Entschluß zum Schlagen auf das Frühjahr 1531 vertagt wurde. Gleichzeitig hielt aber K. an der Absicht des Conciles fest und arbeitete ununterbrochen bei dem Papste an der Verwirklichung dieses Projectes.

K. verließ Augsburg am 24. November; am 17. December kam er mit Ferdinand in Köln an. Dort wählten die Kurfürsten, mit Ausnahme des protestantischen Sachsen, am 5. Januar 1531 auf Karls Wunsch seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige, d. h. bei Lebzeiten des Kaisers zu seinem Gehülfen und Vertreter, nach seinem Tode zu seinem Nachfolger. Am 11. Jan. 1531 wurde Ferdinand schon in Aachen gekrönt. In derselben Zeit aber hatten auch die Protestanten eine defensive Organisation uuter sich getroffen; sie kamen in Schmalkalden zusammen und verabredeten ein Vertheidigungsbündniß, zunächst für die unfehlbar jetzt am Reichskammergericht seitens der kirchlichen Organe drohenden Processe, sodann aber auch zur Abwehr jeglichen thatsächlichen Versuches, Kammergerichtsurtheile mit Waffengewalt ausführen zu wollen. Noch während K. in Köln war, hatten sie die Absicht ihres Widerstandes ihm angezeigt: sie setzten sich in Positur, auf jede Weise den Besitzstand wider Kaiser und Reich zu vertheidigen.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Protestanten ihre Auffassung und ihren Willen thatsächlich durchsetzten. In den Verhandlungen mit Rom und den europäischen Mächten wurde es bald klar, daß das Concil einstweilen nicht zu Stande kommen sollte. Auf der anderen Seite wurden seit dem Frühjahr 1531 Verhandlungen mit den Protestanten durch verschiedene Zwischenpersonen gepflogen, bis zum Concile ihnen einiges einzuräumen oder nachzulassen. K. wollte erst eine Grundlage der Verständigung gesichert haben, ehe er aufs neue einen Reichstag berief.

1531 blieb er in den Niederlanden. Die bewährte Regentin Margaretha war am 30. Nov. 1530 gestorben. Der Kaiser hatte nun für seine Vertretung in den Niederlanden sein Auge auf seine jüngere verwittwete Schwester Maria geworfen, die nach dem Tode ihres Mannes bei Mohacs (1526) in Zurückgezogenheit gelebt; sie gehorchte dem Befehle des Bruders, sie übernahm das verantwortungsvolle Amt, — eine kluge, gewandte, politisch wirksame Dame. Im März 1531 langte die 26jährige Wittwe in den Niederlanden an. Mehrmals versammelte K. 1531 die Generalstaaten, welche mit Freude die neue Regentin willkommen hießen; am 5. Juli führte K. sie in den Kreis der Stände ein; am 27. September übertrug K. ihr die Verwaltung; im October wurde die neue, sehr zweckmäßig durchdachte Organisation der niederländischen Verwaltung und Verfassung fertig. Damals erregte das Auftreten seines Schwagers, des verjagten dänischen Königs Christian II., einige Unbequemlichkeiten. Unter dem Schutze der Niederlande lebte derselbe; aber mehrmals unternahm er Züge, welche den Frieden gefährdeten; ja 1531 hatte er Unruhen sogar in Holland hervorgerufen; man war froh, als man ihn im October 1531 abziehen sah und als man hörte, daß er seinen dänischen Unterthanen in die Hände gefallen. Erst nachdem alle Bedenklichkeit vorüber, brach K. am 17. Jan. 1532 auf, um in Deutschland den neuen Reichstag zu halten.

Im April begannen die Berathungen in Regensburg. Die protestantischen Fürsten hatten Gesandte dorthin geschickt; die Verhandlung über den Religions-

frieden wurde mit ihnen nicht am Reichstage selbst, sondern nebenher geführt, in Schweinfurt, dann in Nürnberg. Der im April erfolgte Anmarsch der Türken schuf die Nothlage, die zum Abschluß drängte; es galt, alle Theile des Reiches gegen die Türken ins Feld zu stellen; die Protestanten aber verlangten vorherige Versicherung ihrer Lage gegen jede katholische Bedrohung. Die Noth der Zeit erzwang die Nachgiebigkeit des Kaisers. Der Versuch religiösen Ausgleiches wurde zur Seite geschoben, es wurde vielmehr allgemeiner Friedstand allen Parteien auferlegt bis zu dem in Aussicht genommenen Concile, und ganz besonders gewährte K., daß alle Religionsprocesse am Kammergericht eingestellt werden sollten. Daraufhin einigte man sich am 23. Juli in Nürnberg. Die Protestanten hatten sich dabei gefallen lassen müssen, daß nicht unbegrenzt allen Protestanten, sondern nur Sachsen und seinem Anhang der Friede zuerkannt wurde. —

Das Ergebniß proclamirte der Kaiser durch einen Erlaß vom 3. August 1532. Der Reichstagsabschied vom 27. Juli enthielt nur die wiederholte Versprechung des Conciles und die Hülse des Reiches zum Türkenkrieg. Auf diesem Regensburger Reichstag wurde übrigens auch das neue Strafrecht fertig und publicirt, an welchem deutsche Juristen und deutsche Politiker seit fast zwei Jahrzehnten gearbeitet hatten; es trägt den Namen des Kaisers Karl, der an seinem Inhalt kaum irgendwelchen Theil hatte oder kaum irgendwelches Interesse gezeigt hatte.

Das Unternehmen gegen die Türken befehligte K. selbst; aus den Niederlanden, aus Spanien, aus Italien waren Hülfstruppen herbeigezogen; das Deutsche Reich stellte ein stattliches Heer ins Feld (September 1532). Aber Suleiman hatte sich auf die Kunde des kaiserlichen Anmarsches zurückgezogen; es kam nicht zu einer großen Entscheidung. K. war nicht dazu zu bewegen, daß er selbst noch weiter nach Ungarn zog; er war mit der Verscheuchung der Türken zufrieden. Am 4. October trat er die Reise nach Italien an. Er hatte noch einmal mit Papst Clemens eine Zusammenkunft in Bologna (December); vergebens drängte er hier zur wirklichen Eröffnung des Conciles; Clemens tergiversirte und wußte unter scheinbarer Nachgiebigkeit sich aller ernstlichen Verpflichtung zu entziehen. Im Verhalten des Papstes, sowie in vielen anderen Vorfällen zeigte sich dem Kaiser eine neue Erhebung der französischen Politik gegen seine herrschende Stellung an. Mochte auch K. versuchen, Italien gegen französische Angriffe durch eine Liga aller kleineren italischen Staaten, wie sie am 24. Febr. 1533 in Bologna abgeschlossen wurde, zu schützen; der Papst neigte doch immer stärker zu König Franz hin. Nachdem K. den Boden Italiens in Genua am 9. April 1533 verlassen, traf Clemens in Marseille mit dem Franzosenkönig während des October und November 1533 zusammen; es drohten ernstliche Störungen des europäischen Friedens. Die Franzosen reichten der Offensive der Türken gerne die Hand; auf der anderen Seite unterstützten sie die Opposition und Erhebung der Protestanten; und der nächste Bundesgenosse dieser Franzosen war der heilige Vater in Rom. In Deutschland hatten sich sofort 1533 Differenzen über die Auslegung des Religionsfriedens gezeigt; eine streng und eifrig katholische Tendenz am Reichskammergerichte ließ trotz des kaiserlichen Edictes vom 3. August 1532 Processe zu. Die Protestanten lehnten schließlich die Competenz des Gerichtes ab (30. Jan. 1534).

Zu gleicher Zeit aber erhob sich Württemberg gegen das habsburgische Regiment, unterstützt durch den Einfall des kriegslustigen Landgrafen Philipp von Hessen, vertrauend auf französische Hülfe. Man erpreßte von K. und von Ferdinand die Rückkehr des vertriebenen Herzogs Ulrich in sein Land; selbst der

Protestantisirung Württembergs mußten sie zusehen; ja im nächsten Jahre 1535 ließ Ferdinand die Erstreckung des Schmalkaldener Bündnisses auf weitere Genossen und die Ausdehnung der Gültigkeit des Religionsfriedens ohne Einrede geschehen.

K. verlebte das J. 1534 in Spanien; sowol in Aragon als in Castilien hielt er Versammlungen der Cortes ab; er bereitete damals den Kriegszug gegen Tunis vor. Dort hatte sich Chairredin Barbarossa als Vorposten der großen Osmanenmacht festgesetzt, und beunruhigte mit unablässigen Streifzügen die Mittelmeerländer, Sicilien, Italien, Spanien. Es war für K. eine politische und religiöse Pflicht, den bedrängten Christen Hülfe zu bringen, die stets drohende Gefahr dort zu beseitigen. K. hatte größere Streitkräfte zusammengebracht; aus Italien und aus Portugal, vom Papste sowol als aus Venedig, Genua, Florenz und den spanischen Besitzungen Neapel und Sicilien waren Hülfsgeschwader gekommen. Begleitet von vielen spanischen Großen, von seinem Schwager, dem Infanten Luis von Portugal, und von Andrea Doria, brach K. am 30. Mai 1535 von Barcellona auf; am 15. Juni landete man an der Küste von Tunis. Persönlich führte K. den Oberbefehl; aber unter seiner Leitung befehligten sowol der junge Ferrante Gonzaga, als der Marques del Vasto, die beiden rivalisirenden Generäle aus spanisch-italischer Kriegsschule. Hartnäckig war dort der Kampf; am 14. Juli wurde Goletta mit Sturm eingenommen; am 20. schlugen die kaiserlichen Soldaten, obwol in der Minderzahl, in offenem Felde die Feinde; gleichzeitig war in Tunis ein Aufstand der gefangenen Christensklaven ausgebrochen. Endlich am 21. Juli zog K. als Sieger in Tunis ein. Doria verfolgte den flüchtigen Barbarossa; K. setzte den früheren Häuptling Muley-Hassam wieder in Tunis ein, und legte ihm eine Reihe schwerwiegender Bedingungen auf. Der afrikanische Kriegszug umgab des Kaisers Person mit dem Glanze eines siegreichen Kreuzfahrers; in der That hatte er seine persönliche Kriegstüchtigkeit dort in hellstem Lichte gezeigt. Die Fortsetzung des Unternehmens nach Algier verschob er aber auf spätere Zeit. Am 16. August stach er von Bona aus in See, landete am 22. in Trapani und ging über Palermo (12. September) und Messina (21. October) nach Neapel (25. November). Dort begrüßten ihn Italiens Fürsten; er vollzog dort die Hochzeit seiner Tochter Margarethe mit Alessandro de Medici (29. Febr. 1536). K. begab sich hierauf selbst nach Rom, den neuen Papst Paul III. (Farnese) persönlich zu begrüßen. Am 5. April zog K. in Rom ein; er feierte dort Ostern gemeinsam mit dem Papste: einträchtig schienen die Häupter der Christenheit die Regierung der Welt miteinander führen zu wollen. Der Papstes Wunsch ging damals auf eine fürstliche Ausstattung seines Sohnes Pier Luigi Farnese und dessen Familie; über Novara oder Montferrat oder Siena oder Parma wurde verhandelt; der Ehrgeiz der Farneses schien sich sogar bis nach Mailand erheben zu wollen. Einstweilen machte Paul seinen Sohn zum Gonfaloniere des Kirchenstaates und zum Herzog von Castro, indem weiteres noch vorbehalten blieb. Inzwischen war durch Sforza's im October 1535 erfolgten Tod Mailands Besitz erledigt. Seit 1529 schwebten die Verhandlungen zwischen K. und König Franz über eine etwaige Entschädigung der Franzosen in Italien: jetzt trat sofort Franz mit der Forderung Mailands hervor. K. machte Miene, einem jüngeren Sohne Franz' vielleicht das Herzogthum zu bewilligen; aber Franz verlangte es seinem zweiten Sohne Heinrich verliehen zu sehen. Darüber entzweite man sich aufs neue. K. machte dem lange angehäuften Groll in einer langen Rede vor dem Collegium der Cardinäle am 17. April Luft; in maßloser Leidenschaft erging er sich über seinen alten Rivalen. Und wieder ging, wie 1528, von persönlicher Herausforderung die Rede. K. bewog übrigens in Rom

den Papst wirklich zur Berufung des Conciles; unter Mitwirkung der kaiserlichen Minister wurde die Bulle abgefaßt, welche am 2. Juni 1536 auf den Mai 1537 nach Mantua das allgemeine Concil ansagte.

K. war von dem festen Entschlusse beseelt, mit allen Mitteln und Kräften den Krieg gegen Frankreich wieder aufzunehmen. Aus Italien, Spanien, Deutschland sammelte er in Oberitalien seine Schaaren, deren Führung er am 23. Juni 1536 in die Hand nahm. Durch Piemont drang er in die Provence ein, während gleichzeitig von den Niederlanden aus seine Generale in die Pikardie einfielen. Aber Montmorency vertheidigte den Süden Frankreichs mit großer Umsicht und Vorsicht; K. drang bis Aix vor; aber da die Franzosen die Schlacht mieden, sah er sich doch zum Rückzug vor dem Winter genöthigt. K. eilte dann im November nach Spanien zurück, finanzielle und militärische Rüstungen eifrig zu betreiben. In Frankreich wagte es König Franz, seinem angeblichen Vasallen K. die französischen Lehen absprechen zu lassen, — eine lächerliche, aber unverschämte Demonstration. Der Feldzug von 1537 brachte den Franzosen neue militärische Vortheile sowol an der niederländischen als an der piemontesischen Seite; Piemont gelang es den Franzosen fast ganz zu behaupten. Da schloß die Regentin Maria in Bomy durch Vermittelung ihrer Schwester, der französischen Königin Leonor, am 30. Juli 1537 für die Niederlande Waffenstillstand; für Italien wurde Waffenruhe in Monzon am 16. November 1537 verabredet. Papst Paul hatte unabläßig zum Frieden geredet und ermahnt. Beide Theile acceptirten seine Vermittelung. Eifrig wurde im Winter 1537 auf 38 über ein friedliches Verhältniß verhandelt. K. kam am 9. Mai 1538 nach Villafranca bei Nizza; der Papst befand sich in Nizza; König Franz schlug in Villanuova sein Quartier auf. Die Verhandlungen ergaben die größten Schwierigkeiten für einen Friedensschluß, obwol K. zu großen Concessionen an die Franzosen bereit war. Besonders die Mailänder Frage bot unübersteigliche Hindernisse einer Versöhnung der Rivalen. Schließlich schien die einzig mögliche Auskunft die zu sein, daß man auf Erledigung der schwebenden Fragen verzichtete und nichts weiter verabredete als untereinander Frieden zu erhalten. Am 18. Juni 1538 schlossen die beiden Gegner in Nizza einen 10jährigen Waffenstillstand auf Grund ihres damaligen Länderbesitzes ab: man würde gemeinsam die allgemeinen Fragen der Christenheit, Abwehr des Türken und Schlichtung der kirchlichen Wirren, zu lösen versuchen und vielleicht durch Heirathsbündnisse unter den regierenden Häusern für den zukünftigen Frieden eine neue Grundlage ausfindig machen. Am 20. Juni fuhren dann Kaiser und Papst miteinander nach Genua. Der Herzog von Florenz, Alessandro, war ermordet; in Florenz bestätigte K. Cosimo Medici als Herrscher, während er die Hand der sehr jugendlichen Wittwe Margarethe dem Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, zusagte. Bei Nizza hatten sich K. und Franz nicht persönlich gesehen; nur hatte die Königin Leonor zwei Mal ihren Bruder in Villafranca besucht. Es war aber auch eine persönliche Begegnung der Herrscher verabredet. Dieselbe fand bei Karls Rückreise nach Spanien statt, in Aigues-Mortes, 14.—16. Juli 1538. Mit scheinbarer Herzlichkeit und lebhaftem Eifer betheuerten sich die beiden Fürsten ihre freundschaftlichen Absichten gegeneinander. Ihre Minister blieben noch längere Zeit im Verkehr miteinander über die Mittel das Einvernehmen zwischen ihnen dauernd zu machen.

Damals war des Kaisers Sinn auf die mit erneuerten Kräften fortzusetzende Bekämpfung des Islam gerichtet. Angelockt durch die französischen Erbietungen, hatte der Türke neue Angriffe gemacht; er fiel Italien an, er überzog die venetianischen Besitzungen im Mittelmeer. Zur Abwehr der Türken hatte Kaiser K. schon am 8. Febr. 1538 mit Venedig und dem Papste eine besondere Liga ge-

schlossen; sodann bemühte K. sich, von Spanien größere Mittel zu erhalten. In Toledo verhandelte er mit den castilischen Cortes über neue umfassendere Bewilligungen, vom 1. Novbr. 1538 bis 1. Febr. 1539; er begegnete der unüberwindlichen Opposition des Adels gegen neue Steuern; seitdem berief die spanische Regierung nur die Städte zu den Cortessitzungen, mit denen es leichter war, zum Ziele zu kommen. Ein weit schwererer Schlag traf damals den Kaiser. Nach kurzer Krankheit, in Folge eines zu früh eingetretenen Wochenbettes, starb am 1. Mai 1539 seine Kaiserin Isabella, die treue und hingebende Gefährtin seiner Sorgen und seiner Mühen. Aufs tiefste beugte den Kaiser dieser Verlust; von Weltschmerz ergriffen, sprach er schon damals von seinem Eintritt in ein Kloster; schwere Melancholie hat ihn seitdem nur für kurze schnell vorübergehende Momente verlassen; er war seit 1539 ein finsterer, melancholischer, in sich verschlossener, nur seinen Regierungsaufgaben und seinen religiösen Gefühlen und Aufgaben lebender Mann. Jede Andeutung einer neuen Heirath, mit der die Franzosen nach sehr kurzer Frist ihm schon kamen, wies er zurück; nur kurze Pausen gleichsam neu auflebender Impulse unterbrachen sein Einsiedlerleben.

In den Niederlanden hatten die Kriegsereignisse von 1537 noch weitere Folgen. An manchen Stellen war man schon über die vielen Auflagen und Ansprüche unmuthig; 1537 hatte Gent es gewagt, der von der Königin Maria geforderten größeren Steuerauflage zu widersprechen. Und die Opposition Gents nahm 1538 und 39 immer weitere Dimensionen an; die Gefahr lag nahe, daß eine allgemeine Bewegung gegen K. zum Ausbruche kommen würde. K. entschloß sich daher, so schnell als möglich den widerwilligen Unterthanen persönlich entgegenzutreten; ja er entschied sich kühnen Muthes, mitten durch Frankreich hindurch im Winter die Reise zu machen. Bereitwillig kam Franz den Wünschen des Kaisers entgegen. Nachdem K. in Spanien die Verwaltung zwei vertrauten Männern, dem Erzbischof von Toledo, Cardinal Tavera, und seinem Staatssecretär Cobos, übertragen, machte er sich schon im November 1539 auf den Weg; in Frankreich wurde er glänzend empfangen; sein Einzug in Paris am 1. Januar 1540 glich einem Triumphzuge; darauf gab Franz seinem Gaste das Geleit bis Saint-Quentin, wo sie sich am 20. Jan. trennten. Am 14. Febr. 1540 erschien K. in Gent, ein furchtbares Strafgericht über die Empörung zu halten; er sprach es selbst aus, „noch lange sollte man an seinen Strafact denken, an dem die anderen Städte und Gemeinden sich ein warnendes Beispiel nehmen könnten“. Eine Reihe von Todesurtheilen wurde vollstreckt, die Stadt mußte eine Buße zahlen, eine Citadelle wurde dort erbaut für eine kaiserliche Garnison; die Strafe der Genter Opposition sollte der von K. längst in Angriff genommenen Centralisation der niederländischen Verwaltung Vorschub leisten.

Auch eine andere Schwierigkeit für Karls niederländische Stellung war damals dem Punkte nahegekommen, zur Operation reif zu werden. Der hartnäckigste Gegner burgundischer und habsburgischer Herrschaft war immer Herzog Karl von Geldern geblieben; mehrfach hatte man mit ihm über den Besitz von Friesland, Overyssel, Gröningen und Utrecht zu kämpfen gehabt; man hatte 1528 einmal geglaubt, durch den Vertrag von Gorinchem den Heimfall Gelderns an Brabant (d. h. also an den Kaiser) gesichert zu haben; aber Herzog Karl hatte später Schritte gethan, eine Auslieferung Gelderns an Frankreich einzuleiten; nach dem Wunsche seiner Landstände schloß er zuletzt den Vertrag, durch welchen der junge Erbherzog Wilhelm von Jülich und Cleve als Nachfolger in Geldern aufgestellt wurde (27. Januar 1538); bald nachher starb er, 30. Juni 1538. Nun huldigte man in Geldern dem jungen cleveschen Prinzen. Aber die niederländische Regierung erhob Einsprache. Es spann sich an dieser Stelle

ein Conflikt an, der weitere Dimensionen anzunehmen bestimmt war. Die Geldernschen Stände erklärten sich für den Clever. In Gent erschien derselbe vor dem Kaiser. Nicht sofort griff K. zur Gewalt; er wollte nicht Anlaß zur französischen Einmischung und zu neuen europäischen Kriegsstürmen seinerseits geben; er unterhandelte damals sogar über eine Abfindung der französischen Begehrlichkeit, die er aus Rücksicht auf den Frieden der Christenheit bewilligen zu wollen schien. K. eröffnete damals unter gewissen Voraussetzungen und Vorbehalten den Franzosen die Aussicht einer freiwilligen Abtretung der Niederlande; es war König Franz, der im Hinblick auf jene Vorbehalte sich mit dem Angebote nicht befriedigt erklärte. So band K. damals das Schicksal Mailands schon an Spanien, indem er im Geheimen seinen Sohn damit belehnte; das künftige Schicksal der Niederlande behielt er späterer Entschließung vor. Damals begnügte er sich auch, der cleveschen Besitzergreifung von Geldern sein besseres Recht auf dies Land entgegenzusetzen, er machte sich anheischig, dem deutschen Reichstage die Rechtsfrage zu unterbreiten. 1540 hielt er seine Action zurück, um nicht das Bündniß seiner Gegner allzuschwer anschwellen zu lassen; er ging darauf aus, der etwaigen Vereinigung seiner Gegner vorzubeugen, sie nach und nach, einen jeden einzeln zu seiner Zeit, zu bezwingen.

Auch der Schlichtung der kirchlichen Wirren in Deutschland wendete K. damals seine Thätigkeit zu. Wir sahen, in die Ausdehnung und Befestigung des Protestantismus in den deutschen Ländern hatte die kaiserliche Staatskunst 1535 sich fügen müssen; ja als 1536 der Krieg mit dem Franzosenkönige aufs neue ausbrach, mußte K. den Frieden in Deutschland zu erhalten sich ernstlich angelegen sein lassen. Damals war er in der Lage, den Deutschen das Concil anzukündigen, dessen Zusammentritt in den nächsten Jahren die Kriegswirren dann doch wieder verhindert haben; um die Hülfe der Deutschen gegen Frankreich zu erhalten, kam K. den Protestanten mit friedlichen Erklärungen sehr weit entgegen, er sicherte ihre Stellung vor jeder Gewaltthat, er verhieß alle Religionsprocesse am Kammergericht definitiv einstellen zu lassen. Zugleich mit den päpstlichen Nuntien, van der Vorst und Morone, schickte er seinen Vicekanzler Held nach Deutschland, über das beabsichtigte Concil und seine friedlichen Absichten die Protestanten zu unterrichten. Aber die Stellung der Protestanten war nun doch schon eine solche geworden, daß sie den Besuch des vom Papste angebotenen Conciles ihrerseits abzulehnen wagten. Dies erklärten sie Held, als er in Schmalkalden mit ihnen verhandelte (Februar 1537). Der Vertreter des Kaisers entwickelte den Protestanten mit Nachdruck die rechtliche Lage der deutschen Verhältnisse; er wollte die Thätigkeit des Reichsgerichts nicht weiter einschränken, als 1532 ihnen zugesagt war; er wies auf die nothwendige Grenze der kaiserlichen Nachgiebigkeit hin. Der Versuch der Annäherung endete mit zunehmender Entfremdung der Gegensätze. Es ist möglich, daß die Persönlichkeit des kaiserlichen Unterhändlers zu dem Ergebniß wesentlich mitgewirkt hat. Held gehörte zu den eifrig katholischen Staatsmännern der kaiserlichen Regierung, die um jeden Preis und auf jede Weise die Protestanten zu bekämpfen trachteten (vgl. Allg. d. Biogr. Bd. XI. S. 682). Held bemühte darauf sich, das Werkzeug zur Bekämpfung der Protestanten für die kaiserliche Politik zuzurüsten; ihm gelang es, was schon 1531 vom Kaiser einmal erstrebt war, die eifrig katholischen Fürsten in Deutschland zu einem Bündniß zusammenzuschließen: in Nürnberg brachte er am 12. Juni 1538 die katholische Liga zu Stande; es war seine Absicht, alle einzelnen katholisch gebliebenen Fürsten und Städte zu einem gemeinsamen Handeln wider die Schmalkaldener Bundesgenossen zu verbinden; zugleich aber sollten die von der kaiserlichen Politik für nothwendig gehaltenen Maßregeln einer innerkirchlichen katholischen Reformation durch diese

Liga gefördert werden. In derselben Zeit aber (Sommer 1538), in welcher Held als Karls Bevollmächtigter in Deutschland die katholische Action vorzubereiten schien, verabredete der Kaiser mit dem Franzosenkönige und mit dem Papste in Nizza und in Aigues-Mortes, den Weg gütlicher Verhandlungen mit den Protestanten zu betreten, um durch gegenseitige Verständigung die kirchlichen Wirren zu schlichten oder beizulegen. Wir bemerken hier zwei neben einander hergehende Strömungen und Richtungen in der Haltung des Kaisers gegenüber den deutschen Protestanten. Die eine drängte auf, sei es directe oder indirecte, offene oder verdeckte Befehdung der Protestanten; sie war, wenn die anderen Mittel sich nutzlos erwiesen, zur Anwendung von Gewalt, ja zum offenen Religionskrieg zu schreiten geneigt und bereit. Die andere wollte den Weg der Güte, der Verhandlung, der Ueberredung vorziehen: indem sie die politischen Ziele des Kaisers, die Errichtung einer europäischen Herrschaft für den Kaiser vorwiegend betonte, war sie eventuell zu kleinen Zugeständnissen und Einräumungen an die Protestanten bereit, wenn sie damit die kirchlichen Zwistigkeiten, die Hemmnisse einer Zusammenfassung aller deutschen Kräfte für den Dienst der kaiserlichen Politik, aus der Welt schaffen konnte. Der Unterschied der beiden Ansichten betraf nicht das Endziel, wol aber die Wege zu dem Endziel; es war eine Differenz politischer Methode. Die erste Ansicht hatte keinen schneidigeren Vertreter im damaligen Augenblicke, als jenen Vicekanzler Held; der zweiten neigte damals vor allen Granvelle zu; aber auch die Geschwister des Kaisers, Maria in den Niederlanden und Ferdinand in Oesterreich, schienen mehr und mehr für sie sich gewinnen zu lassen. K. persönlich nahm inmitten dieser theils übereinstimmenden, theils abweichenden Ansichten seiner Räthe und Minister seine Stellung; er gab beiden Richtungen Gelegenheit, ihre Wirksamkeit zu zeigen und zu erproben; er mischte die Action seiner Regierung aus beiden Verfahren: kühl und vorurtheilslos schlug er in jedem Augenblick und für jeden Einzelfall gerade den Weg ein, der ihm gerade für den Augenblick der aussichtsvollere zu sein schien. Als Held 1539 zu ihm nach Spanien kam, ratificirte K. das von Held geschlossene katholische Bündniß (Toledo, 10. März 1539); in Rom ließ er wiederholt den Versuch machen, den Papst zum Beitritt und zur Beisteuer für die katholischen Bundeszwecke zu bewegen; K. behielt die eventuelle Waffe der Action in dem katholischen Bund gern in der Hand. Andererseits aber geschahen auch die annähernden Schritte der Verhandlung mit den protestantischen Gegnern, wie Granvelle sie angerathen hatte. K. beauftragte sogar mit diesen Verhandlungen zwei seiner Diplomaten, ebensowol Held, als einen Gesinnungsgenossen Granvelle's, den Bischof Johann Weze von Lund. Als Vermittler bediente man sich der Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz in den Verhandlungen, die im Februar 1539 in Frankfurt geführt wurden. Als Vertreter des Papstes war Cardinal Aleander zugegen. Das Ergebniß entsprach (19. April 1539) vollständig weder den Erwartungen der einen noch der anderen Seite: für 15 Monate wurde allen Protestanten Rechtssicherheit gewährt; weder der Nürnberger noch der Schmalkaldener Bund sollten neue Mitglieder aufnehmen dürfen; es wurde ferner eine theologische Ausgleichsverhandlung in Aussicht genommen, deren Resultate einem deutschen Reichstage vorzulegen sein würden. Von päpstlicher Seite protestirte man gegen so weitgehende Zugeständnisse; eine besondere Botschaft entwickelte in Spanien dem Kaiser die Gegengründe des Papstes und klagte den Bischof von Lund strafbarer Pflichtverletzung an. Aber K. hielt es für nöthig, wenn er auch formell die Bestätigung der Vereinbarung nicht aussprach, auf dem Boden der Frankfurter Verständigung einstweilen zu verbleiben, bis sein persönliches Eingreifen in Deutschland vielleicht eine bessere Wendung hervorgerufen: er rüstete sich für einen Reichstag

und für gütliche Verhandlung mit den Protestanten. Die Vorstellungen Held's und der Vertreter des Papstes (Farnese, Cervino, Morone) wurden durch den Einfluß Granvelle's damals überholt; auch Ferdinand trat in den Conferenzen, zu denen er in die Niederlande gekommen, auf diese Seite.

Während K. noch in den Niederlanden verweilte, leitete Ferdinand die Verhandlungen der deutschen Reichsstände in Hagenau (Juni 1540). Entgegen den päpstlichen Bemühungen wurden wirklich die einleitenden Maßregeln zu einem Religionsgespräch zwischen deutschen Vertretern der beiden Religionsparteien hier beschlossen. Dies Gespräch wurde nach Worms für den October anberaumt. K. schickte zu demselben seinen Minister Granvelle, der Ende November die Leitung der Disputationen übernahm, unterstützt von Held's Nachfolger, dem neuen Vicekanzler Naves, der zu seiner, nicht zu Held's Fahne schwor. Die päpstlichen Nuntien Morone und Campeggi boten alles auf, ein sachliches Ergebniß der Discussion zu verhindern oder zu erschweren. Wochenlang dauerte der Streit über die Formalien; erst am 14. Januar 1541 begann die sachliche Discussion zwischen Eck und Melanchthon. Aber schon am 19. brach Granvelle das Gespräch ab, indem er seine Fortsetzung auf den bevorstehenden Regensburger Reichstag verlegte. Freilich nicht ohne positive Früchte ging man in Worms auseinander. Es war ein großer Sieg der diplomatischer Kunst Granvelle's, daß er den Sinn des hessischen Landgrafen Philipp auf die kaiserliche Seite gewendet und dadurch das Zusammengehen des Schmalkaldener Bundes mit der französischen Politik und mit dem Herzog von Cleve in der geldrischen Frage verhindert hatte. In Worms hatten auch gemäßigte Vertreter der beiden Religionsparteien privatim sich genähert und eine private Verständigung über die schwebenden Controversen angebahnt, Bucer von protestantischer und Gropper von katholischer Seite: durch einen jüngeren Secretär, Veltwyck, hatte Granvelle solches ermöglicht. Eine Basis des Ausgleiches und der Verständigung war damit gelegt.

Als Legat kam jetzt Cardinal Contarini, von dessen milder Persönlichkeit und vermittelnder Theologie das beste für die Versöhnung der Gegensätze zu hoffen; und wenn er auch nicht mit ganz unbeschränkter Vollmacht erschien, so war ihm doch für die theologische Erörterung ein sehr weiter Spielraum geöffnet. Der Kaiser langte selbst am 23. Febr. 1541 in Regensburg an; am 5. April eröffnete er den denkwürdigen Reichstag. Die Stände überließen ihm selbst die Auswahl derjenigen Theologen, welche das Religionsgespräch fortführen sollten. Diese Commission verhandelte vom 27. April bis 25. Mai über eine theologische Vorlage, die ihren Ursprung jenen Wormser Privatgesprächen zwischen Bucer und Gropper verdankte, die von den katholischen Theologen in Regensburg im wesentlichen gebilligt und sogar von Contarini als empfehlenswerth angesehen wurde. Es gelang in der That eine Einigung in einzelnen dogmatischen Controversen, die zu den erheblichsten gezählt wurden; aber in einigen anderen Fragen, vornehmlich in solchen, die aus dem Gegensatze der Grundauffassungen über die Kirche die praktischen Folgerungen aussprachen, scheiterte der Versuch des theologischen Ausgleiches. Es kam dazu, daß sowol Luther als der Papst auch die schon vereinbarten Formeln verwarfen. Auch der Vorschlag, daß man den Parteien in Deutschland die Annahme der vereinbarten Sätze gestatten möchte, fiel ebensowol durch das Verbot des Papstes als durch die Opposition der Baiern zu Boden. Politische Gegnerschaften von den verschiedensten Seiten und persönliche Zwistigkeiten hatten zu dem negativen Ausgang der mit so großen Hoffnungen begonnenen Verhandlungen mitgewirkt. Die äußeren Verhältnisse aber drängten wiederum dem Kaiser ein augenblickliches Auskunftsmittel auf. Die Türkengefahr war im Wachsen; es drohte ein

neuer Krieg mit Frankreich. So enthielt der Reichstagsabschied vom 29. Juli 1541 die Erneuerung des Religionsfriedens von 1532, die wiederholte Zusage eines Conciles, entweder eines allgemeinen oder eines deutschen, auch die Ankündigung von Reformmaßregeln innerhalb des katholisch gebliebenen deutschen Clerus. Der Reichstag hatte Türkenhülfe bewilligt; dagegen waren die Ansprüche Cleve's auf Geldern abgewiesen, das bessere Recht des Kaisers war durchgedrungen. Den Protestanten hatte der Kaiser neben dem offiziellen Abschied noch eine besondere Declaration gegeben, ihre Besorgnisse zu zerstreuen, ihren Sinn zu beruhigen; mit Hessen und mit Brandenburg hatte K. noch besondere Verträge abgeschlossen, welche jene Fürsten an seine kaiserliche Gnade noch enger fesselten. Andererseits aber hatte er auch das katholische Separatbündniß ausdrücklich bestätigt und seine Ausdehnung ins Auge gefaßt. Die Alternative seiner politischen Haltung hatte K. noch nicht definitiv entschieden; unter dem Zwange des Augenblickes blieb die zukünftige Politik noch immer eine doppelseitige; es war immer noch nicht mehr als eine Auskunft für den Augenblick getroffen.

Am 29. Juli brach K. von Regensburg auf; durch Baiern und Tirol eilte er nach Italien. In Lucca traf er mit Papst Paul III. zusammen; vom 12. bis 19. Septbr. Dann begab er sich von Spezzia aus zur See nach Majorka. Hier erwarteten ihn (13. Octbr.) die versammelten Flotten und Truppen, mit denen er einen Kriegszug nach Algier zu unternehmen beabsichtigte. Am 20. landete man vor Algier. Regen und Sturm störten den glücklichen Fortgang des Unternehmens. Ein Ausfall der Mauren rief unter dem kaiserlichen Heere Verwirrung hervor; nur die persönliche Ausdauer und Tapferkeit des Kaisers rettete das Heer. Ungern mußte K. sich zuletzt zum Rückzug entschließen. Nur mit Mühe brachte er den größten Theil seiner Soldaten nach Hause. Er schiffte sich am 1. November ein; erst am 1. December landete er glücklich in Cartagena. Die nächste Zeit blieb er in Spanien, immer häufiger und immer heftiger von seinen gichtischen Leiden heimgesucht.

Zwischen K. und Franz schwebten schon 1541 peinliche Erörterungen; in der Lombardei waren im Juli 1541 zwei französische Agenten erschlagen; und man gab dem Kaiser die Schuld an diesem Morde. Nach Karls Unglück in Algier eilte Franz zum neuen Krieg. Ohne vorhergehende Erklärung brach er im Sommer 1542 in die Niederlande, in Geldern, in Perpignan ein in Erwartung auch einer directen türkischen Hülfsflotte. Aber die Vertheidigung der kaiserlichen Generale war an allen Punkten von Erfolg begleitet; überall wurden die Franzosen zurückgewiesen. Mittlerweile hatte Papst Paul das lang besprochene Concil nach Trient einberufen und mahnte die beiden Gegner zum Frieden. K. fand sich hierdurch höchlichst beleidigt; er verlangte daß der Papst offen für ihn gegen Franz Partei ergreife. Aber dazu war Paul nicht zu bewegen. Dagegen gewann K. im Februar 1543 aufs neue die englische Allianz gegen die Franzosen. Immer dringender rief ihn damals die Nothwendigkeit nach Deutschland zurück. Schon 1541 waren die türkischen Heere im Vorgehen; der Reichskrieg von 1542 hatte kaum irgend welche Frucht. Und in Deutschland selbst wuchsen die Forderungen der Protestanten in demselben Maße als die Zahl und Bedeutung ihrer Partei zunahm; sie verweigerten auf dem Reichstag in Nürnberg 1543 die Türkenhülfe ferner zu leisten, wenn K. ihnen nicht vorher ihre rechtliche Lage gegenüber dem Kammergerichte gesichert. So entschloß sich K. 1543 zu einem neuen Unternehmen; er kam mit der Absicht, diesmal der ihn bedrängenden Noth ein Ende zu machen und den militärischen Waffengang mit seinen Gegnern diesmal zu wagen.

Seinen Sohn Philipp ließ er als Statthalter in Spanien, berathen von Cobos, verheirathet mit einer portugiesischen Prinzessin. Am 1. Mai bestieg er in Barcellona sein Schiff; widrige Winde hielten ihn noch einige Tage zurück; am 17. Mai ging er in See; am 25. war er in Genua. Am 21. Juni traf er mit Papst Paul in Busseto zusammen. Aber K. brachte es auch persönlich nicht dahin, daß Paul sich offen gegen den Franzosenkönig als den Friedensbrecher und Türkengenossen erklärte; unübersteiglich schienen die Hindernisse einer kaiserlich-päpstlichen Allianz, da ja K. die päpstliche Forderung, seinem Enkel Ottavio das Herzogthum Mailand zu verleihen, nicht gewährte, obwol er einer sonstigen territorialen Ausstattung der Familie Farnese sich nicht abgeneigt zeigte. Am 25. Juni trat K. die Reise nach Deutschland an, über Innsbruck, Ulm, Speyer (25. Juli). Hier hatte er mit den Gesandten der protestantischen Fürsten eine scharfe Auseinandersetzung: er bedrohte jetzt alle, die als Alliirte der Türken anzusehen, den Franzosen und den Herzog von Cleve. Gegen den letztern richtete sich zunächst sein Kriegseifer. An die Spitze seines Heeres stellte er Gonzaga. Von schnellem und durchschlagendem Glück war diesmal der Kriegszug gekrönt. Schon am 7. Septbr. lag der junge Clever Herzog in Venlo als Bittender vor den Füßen des Kaisers. Natürlich mußte er auf Geldern verzichten; er mußte zu vollem und unbedingtem Gehorsam vor dem Kaiser und der katholischen Kirche sich verpflichten. Weder französische noch protestantische Hülfe war dem Clever zu Theil geworden. K. selbst erzählte später, damals habe er den definitiven Entschluß bei sich gefaßt, auch die führenden protestantischen Fürsten mit Krieg zu überziehen und auf diese Weise die deutsche Kirchenspaltung zu bezwingen. Ohne Pause wandte sich K. damals gegen Frankreich. Eifrig und kühn verfolgte er die Absicht, entscheidende Siege zu erfechten; er bot alles auf, Franz zu einer Schlacht zu zwingen; aber Franz zog sich vor dem kaiserlichen Heere zurück. Den Winter verbrachte K. in den Niederlanden, beschäftigt mit Rüstungen für den nächsten Feldzug; dann begab er sich zum Reichstag nach Speyer. Unterwegs bestärkte er in Köln die katholisch gesinnte Opposition zum ausdauernden Widerstande gegen die Protestantisirungsversuche des Erzbischofs Hermann von Wied. Unterwegs wies er den Vermittelungsversuch, den Kardinal Farnese im Namen seines päpstlichen Großvaters ihm in Kreuznach überbrachte, mit sehr schroffen Worten zurück. Am 30. Jan. war K. in Speier. Sehr langsam versammelten sich dort die Fürsten des Reiches. Aber überraschend war die Leichtigkeit, mit der K. vom Reichstage eine Kriegserklärung gegen die Franzosen erzielte; nicht einmal französische Gesandte wollte man hier zulassen. In der Religionsfrage war K. zu zeitweiser Nachgiebigkeit von vornherein bereit; er begegnete freilich dabei dem heftigsten Widerspruch der Katholiken. Er beschwichtigte zunächst die katholische Aufregung über jene Regensburger „Declaration“, indem er verhieß, sie nächstens zu widerrufen, indem er seinen katholischen Eifer aufs feierlichste betheuerte. So kam der Reichstagsabschied am 10. Juni 1544 zu Stande, der für den Augenblick den Protestanten volle Bewegungsfreiheit einräumte, Rechtsgleichheit, „Reformation“, „Concil“ und dergleichen ihnen zusagte, aber alles definitiv zu regeln erst dem künftigen Reichstag vorbehielt. K. verlangte damals in den französischen Krieg sich zu stürzen. An der Spitze seines Heeres drang er über Metz und Luxemburg bis nach Saint-Dizier vor. Bald erzwang er die Capitulation dieser Festung; er siegte in kleineren Treffen, aber die Franzosen ließen sich zur großen Schlacht doch nicht zwingen. Schließlich fiel Soissons in kaiserliche Hände. Die kriegerischen Unternehmungen waren von diplomatischen Versuchen schon längst begleitet. England leistete nicht das, was es für die gemeinsame Action zugesagt hatte, — und gerade die Rücksicht auf die Speierer Bedingungen stimmte den Kaiser friedlich. Schon am 18. Septbr. schlossen in

Crépy Gonzaga und Granvelle mit den französischen Ministern den eventuellen Frieden ab. Gegenseitige Rückgabe aller occupirten Länder, Unterstützung der kaiserlichen Politik zum Concil und zum Protestantenkrieg durch die Franzosen waren die Bedingungen des Friedens. K. verhieß aber auch entweder Mailand oder die Niederlande dem Rivalen zu cediren — er behielt sich die Entscheidung der Alternative noch vor. Maßvoll in der Benutzung seines Sieges kam K. im wesentlichen auf den Inhalt der früheren Verträge zurück. Um so sicherer erwartete er Hülfe oder wenigstens stillsitzende Neutralität von den Franzosen, während er zur entscheidenden Action gegen die Protestanten sich erhob.

Papst Paul hatte dem Kaiser die heftigsten Klagen gegen den Speierer Abschied vortragen lassen; er berief nach dem Friedensschluß von Crépy nun definitiv das allgemeine Concil nach Trient; er suchte auch eine Annäherung an den Kaiser zu gewinnen, deren Grundlage die Dotation der Familie Farnese bilden würde. Zu dem Zwecke schickte er seinen Enkel noch einmal zu K.; sie sprachen im Mai 1545 in Worms mit einander. Der Reichstag tagte schon seit März unter Ferdinands Leitung. Aber auch die Ankunft des Kaisers (16. Mai) förderte die Debatten nicht. Unversöhnlich schien der Gegensatz der Parteien; und daß der Kaiser in den Niederlanden mit Edicten gegen den Protestantismus wiederholt eingeschritten, daß er die schroffen dogmatischen Erklärungen der Löwener Theologen gebilligt, daß er dem Concil in Trient seine Förderung zugesagt, verschärfte den Gegensatz am Reichstage. Der Braunschweiger Streithandel (die Protestanten hatten den katholischen Herzog Heinrich vertrieben) schien des Kaisers Intervention zu fordern. Kardinal Farnese hatte endlich die wirkliche Sachlage in Deutschland richtig erkannt. Aus Rom bot man dem Kaiser finanzielle und materielle Hülfe, wenn er jetzt den Religionskrieg wagen wollte. Darauf machte die Verständigung zwischen Kaiser und Papst weitere Fortschritte: das gemeinsame Kriegsunternehmen wurde für das nächste Jahr beschlossen. So entließ K. am 4. August den Reichstag, die Erledigung der schwebenden Fragen auf die nächste Versammlung in Regensburg vertagend; auch ein neues Religionsgespräch wurde angesagt, das diesmal nicht ernstlich gemeint, nur zu einem Scheinwerk bestimmt war. Auf der Rückreise vom Reichstage sprach K. in Köln noch im August dem Erzbischof in ernsten, strafenden und drohenden Worten sein Mißfallen über dessen Reformationswerk aus. Den Herbst und Winter hielt sich K. in den Niederlanden auf. Von der Pflicht, entweder die Niederlande oder Mailand an den Herzog von Orleans abtreten zu müssen, befreite ihn der plötzliche Tod dieses jungen Fürsten. So blieb wiederum die definitive Versöhnung mit Frankreich in der Schwebe. Einstweilen aber war Frankreich noch durch den englischen Krieg beschäftigt. Mit den Türken hatte man einen Waffenstillstand geschlossen. Die Verhandlung mit dem Papste rückte immer entschiedener vorwärts. Es war gelungen, die protestantischen Fürsten bis dahin über die Absichten des Kaisers im ungewissen zu erhalten. In Mastricht erschienen vor ihm (19. Febr. 1546) protestantische Gesandte, die zu Gunsten des Kölner Erzbischofs intervenirten. K. fand sie mit allgemeinen Redensarten ab. Und in Speier beruhigte er dann ebenfalls den Hessen und Pfälzer ohne große Schwierigkeit. Seit dem December tagte in Trient das Concil. Seit 27. Jan. discutirten die beiderseitigen Theologen in Regensburg miteinander; resultatlos zogen Ende März die protestantischen Vertreter sich von dem Wortgefechte zurück. Schon am 10. April traf K. in Regensburg ein; es war kein protestantischer Fürst zugegen. Ende Mai erst langte Ferdinand an. Eine Anzahl katholischer Personen fand sich allmälig zusammen. Zu dem bevorstehenden Kriege versicherte sich K. der Hülfe Baierns, er gewann auch einige junge aber ehrgeizige protestantische Fürsten für seinen Kriegsdienst. Am 5. Juni begann die officielle Reichstagsverhandlung, die sehr bald aus anderer Tonart klang als die früheren Berathungen von 1541 und

1544. Die Katholiken verwiesen den religiösen Ausgleich an das gleichzeitig tagende Concil. Die Hauptsache war hier die Kriegsrüstung. Die Allianz mit dem Papste wurde jetzt endlich ratificirt. Truppen wurden geworben und disponirt, Hülfskräfte von allen Seiten herangezogen. Der Vorwand zum Bruche wurde von K. so gewählt, daß die kirchliche Frage nicht berührt, sondern nur der Ungehorsam der Reichsfürsten gegen das Reichshaupt als Motiv ausgegeben wurde. Zwar waren schließlich die Protestanten unruhig geworden; sie fragten am 10. Juni, was die Rüstungen bedeuteten. K. antwortete ausweichend; er bemühte sich den Städten vor allem die Versicherung zu geben, daß er nichts gegen die protestantische Religion beabsichtigte. Die Schreiben und Manifeste der Schmalkaldener erzielten aber zuletzt nur die Achtserklärung gegen Hessen und Sachsen (20. Juli).

Den Krieg selbst hatten die Protestanten damals schon eröffnet. Der Augsburger Truppenführer Schärtlin hatte schon Ende Juni einen Zug nach Tirol unternommen, um die Vereinigung des aus Italien heranziehenden Heerestheiles mit dem deutschen Heere des Kaisers zu durchkreuzen; aber nach den ersten Erfolgen glückte die Besetzung von Innsbruck nicht. Schärtlin wurde zurückgerufen und hatte sich mit dem Schmalkaldener Hauptheer zu vereinigen. Diese erste Gefahr der kaiserlichen Stellung war vorüber gegangen. K. zog am 3. August von Regensburg weg und nahm bei Landshut Stellung. Dort stießen am 13. Juli die italischen Truppen zu ihm, er zog dann den Gegnern entgegen auf Ingolstadt hin. Es kam dort am 31. August zu einer gewaltigen Kanonade, aber nicht zu offener Feldschlacht. K. bewies hier großen persönlichen Muth und entschlossene Zähigkeit; er setzte sich persönlich großen Gefahren aus, voll Vertrauen in Gottes Beistand, dessen Sache er in diesem Kriege allein zu vertheidigen wiederholt erklärte. Die Protestanten aber griffen das befestigte Lager der Kaiserlichen nicht an, sondern marschirten nach einigem Zögern auf Donauwörth, wo sie sich verschanzten. K. wartete, bis am 15. September das niederländische Heer unter Graf Büren glücklich trotz vieler Schwierigkeiten die Vereinigung mit dem Hauptheer vollzogen. Dann unterwarf er Neuburg und manövrirte geschickt und vorsichtig, nach und nach die herrschenden Punkte in seine Hand zu bringen. Die Gegner bei Donauwörth offen anzugreifen, schien nicht rathsam. Dann standen sich bei Nördlingen beide Heere gegenüber, aber die erwartete Feldschlacht wurde doch nicht geliefert. Darauf setzte K. seine Bewegung fort; noch einmal drohte bei Giengen der Zusammenstoß. Aber trotz alles Kriegseifers der Kaiserlichen, trotz verschiedener Versuche, die sie wagten, entzogen die Protestanten sich der Hauptschlacht. Der Feldzug zog sich in die Länge. Schon rief Papst Paul sein Hülfscorps ab; schon wirkte der rauhe Herbst störend auf das kaiserliche Heer ein. Aber K. war fest in seinem Willen nicht zu weichen, sondern das Auseinandergehen der Schmalkaldener abzuwarten. Da kam am 8. Novbr. ihm die Kunde, daß Herzog Moritz im Rücken der protestantischen Heere ins Kurfürstenthum Sachsen eingefallen. Die Stimmung der Schmalkaldener wurde seitdem friedlich; einen Annäherungsversuch des Landgrafen wies K. zurück, indem er nur mit denjenigen verhandeln zu wollen erklärte, die sich vorher ihm unterworfen. Was K. erwartet, trat am 22. November ein. Da löste sich das Heer der Gegner auf; die Fürsten zogen heim, ihren heimischen Besitz zu vertheidigen. Den Abziehenden konnte K. nicht vielen Schaden zufügen; aber er vollzog jetzt ohne Pause die Unterwerfung Süddeutschlands. Durch Drohungen und Verhandlungen, vornämlich durch die große Geschicklichkeit und Gewandtheit Granvelle's, beugte er die einzelnen Städte und Fürsten zu demüthigem Gehorsam; in Einzelverträgen legte er im Laufe des Winters den einzelnen seinen Willen auf. Herzog Alba mit seinen Truppen half überall

13*

wo es noth that Granvelle's Diplomatie kräftig und wirkungsvoll nach. Jede Fürbitte für Sachsen und Hessen begegnete schrofffter Zurückweisung.

Inzwischen hatte der sächsische Kurfürst seine Stellung im eigenen Lande neu gewonnen und befestigt; ja er bemühte sich Unruhen in Böhmen zu erregen. Es ergab sich bald, daß die Schmalkaldener im Norden neue Kräfte gesammelt hatten und daß ein neuer Feldzug gegen sie zur Vollendung der kaiserlichen Siege nothwendig geworden. Trotz seiner körperlichen Leiden zog K. persönlich noch einmal ins Feld; mußte er sich auch in einer Sänfte tragen lassen, so war es doch sein Geist, dem die Führung des Unternehmens gebührte. Anfangs April stießen König Ferdinand und Herzog Moritz zu ihm. Ueber Eger geschah der Einmarsch in Sachsen, Alba mit der Vorhut voran. Am 24. April 1547 fiel bei Mühlberg die Entscheidung. K. feierte den Sieg durch den Ausruf: „ich kam, ich sah — und Gott hat gesiegt!" Der Kurfürst selbst fiel in die Gefangenschaft des Kaisers; er mußte sich den Vertrag vom 19. Mai auferlegen lassen, durch welchen er die Kurwürde verlor und nur einen kleinen Theil seines bisherigen Besitzes behielt. Jetzt eilten alle feindlichen oder schwankenden Territorien, ihren Frieden mit K. zu schließen. Von Widerstand konnte nicht wol die Rede mehr sein. Der sächsische Kurfürst blieb Gefangener des Kaisers. Und Landgraf Philipp konnte demselben Schicksal nicht mehr entgehen. Für ihn verhandelten der brandenburger Kurfürst und Herzog Moritz, den der Kaiser am 4. Juni zum Kurfürsten von Sachsen erhoben, über die Bedingungen seiner Unterwerfung. K. behielt sich dabei das Recht vor, den Landgrafen für einige Zeit als seinen Gefangenen zu behalten; nur die immerwährende Haft war ausgeschlossen. Aber die beiden Unterhändler glaubten dem Landgrafen überhaupt Freiheit seiner Person zusichern zu dürfen. Darauf kam Philipp am 19. Juni nach Halle und unterwarf sich dem Kaiser. Nachher ließ K. den Landgrafen in Haft nehmen, trotz Philipps heftigster Entrüstung und Klagen über Wortbruch, trotz der Fürbitten der arglosen Unterhändler. Dieser Fang des Landgrafen, bei dem zwar von Seiten des Kaisers ganz correct, ohne alle List verfahren worden, bei dem aber der Landgraf ohne seine Einwilligung, scheinbar sogar gegen die getroffene Abmachung zur Gefangenschaft gelangt war, diente dazu das Andenken Karls im deutschen Volke verhaßt zu machen. Der Sinn der Deutschen erfüllte sich mit sittlicher Entrüstung über die Behandlung, welcher man hochangesehene Fürsten des deutschen Reiches unterworfen. Die Reaction gegen die Siege des Kaisers begann unmittelbar nach diesen Ereignissen, wenn auch zunächst officiell die Gewaltherrschaft des Kaisers über Reich und Reichstag gerade damals erst ihren Anfang nahm.

Des Kaisers Sieg über die deutschen Protestanten war von Zerwürfnissen mit seinem Verbündeten, dem Papste, begleitet. Nach dem Abschlusse jenes Bündnisses hatte Papst Paul die Fürstenthümer Parma und Piacenza, über deren Rechtslage zwischen Reich und Papstthum schon lange Zweifel bestanden, im August 1545 seinem Sohne Pier Luigi verliehen; der Kaiser hatte dies geschehen lassen. Pier Luigi aber knüpfte bald neue Intriguen nach der französischen Seite an. Mit dem Fortgange der Debatten und Arbeiten auf dem Concile in Trient, mit dem Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Deutschland ergaben sich schon 1546 neue und bald auch tiefer greifende Verstimmungen zwischen Kaiser und Papst. Im October 1546 rief der Papst das Hülfsheer aus Deutschland fort; K. klagte heftig im Winter 1546 auf 1547 über die Nichterfüllung der vertragsmäßig ihm gewordenen Zusagen. Im März 1547 verlegte auf des Papstes Verlangen das Concil sich von Trient nach Bologna; der Kaiser protestirte gegen die Verlegung, und die Concilsarbeiten standen still. In Genua und in Neapel waren Unruhen ausgebrochen, welche die herrschende Stellung der

kaiserlichen Politik über Italien bedrohten. Entgegen allen diesen Complotten faßte der kaiserliche Statthalter in Mailand Gonzaga 1547 die Absicht, die kaiserliche Macht in Italien auszudehnen und zu verstärken. Während zwischen Kaiser und Papst sehr lebhaft über einen Ausgleich der conciliaren Zwistigkeiten und einen Weg zur Beilegung der deutschen Kirchenspaltung noch verhandelt wurde, veranlaßte Gonzaga einen Aufstand in Piacenza (10. Septbr.); man hatte das Leben des päpstlichen Sohnes zwar schonen wollen, aber das Gefühl der Rache war in den Aufständigen selbst stärker als die Einwirkung der kaiserlichen Politik. Pier Luigi wurde erschlagen. Piacenza fiel in des Kaisers Besitz; aber gegen Parma mißlang ein Handstreich. Jetzt kam auch des Kaisers Behauptung zum Vorschein, daß Parma und Piacenza zum Reiche gehörten, daß er sie festzuhalten beabsichtigte; er bot den Farneses eine Entschädigung; aber nach ihren Begriffen war sie nicht groß genug. Diese privaten Zerwürfnisse zwischen der päpstlichen Familie und dem Kaiser gaben das vornehmlichste Hinderniß einer definitiven Ordnung der allgemeinen Verhältnisse nach dem Willen des Kaisers ab.

K. war von Halle über Naumburg, Bamberg, Nürnberg nach Augsburg gegangen, wo er am 1. September den Reichstag eröffnete. Hier sollte die religiöse Spaltung beigelegt und überhaupt den deutschen Dingen eine neue Ordnung gesetzt werden. Zunächst gelang es wirklich, den Beschluß der Unterwerfung aller Deutschen unter das Concil durchzusetzen. Durch Cardinal Madruzzi von Trient ließ K. dies in Rom vortragen mit der Aufforderung, die Arbeiten des Conciles ohne Weitläufigkeiten in Trient aufnehmen zu lassen. Aber Papst Paul ging nicht darauf ein, sondern wollte erst die Ansicht der in Bologna weilenden Geistlichen einholen. Als Madruzzi diesen Bescheid nach Augsburg brachte (5. Januar 1548), entschloß K. sich beim Reichstage einige Uebergangsbestimmungen anzuregen, die bis zur definitiven conciliaren Entscheidung den Protestanten die Rückkehr zur katholischen Kirche erleichtern sollten. Gleichzeitig ließ er übrigens in Bologna sowohl (16. Jan.) als in Rom (23. Jan.) förmlichen Protest gegen etwaige in Bologna beabsichtigte conciliare Handlungen einlegen. Jener Absicht zeitweiliger, den Kern des Dogma nicht berührender Concessionen war der Papst nicht entgegen gewesen; er hatte bisher nur seine autoritative Mitwirkung bei ihrer Einführung für nothwendig erklärt. Aber auch ohne eine solche wagte K. den Abschluß der Angelegenheit anzuordnen; er wollte so schnell als möglich zum Ziele kommen. Er hatte drei sehr gemäßigte Theologen, Pflug, Helding und Agricola mit der Abfassung des Religionsedictes betraut; schon am 15. Mai billigte der Reichstag die von ihnen ausgearbeitete Vorlage. Der Inhalt dieses sog. Interim, das bis zu den Concilentscheidungen gelten sollte, trug im wesentlichen katholische Dogmatik vor, indem es in einigen Streitfragen der Ausdrucksweise der Protestanten sich anzunähern versuchte und indem es in einzelnen Punkten äußerlicher Art einige Einräumungen gewährte, z. B. den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe unter gewissen Einschränkungen und Erläuterungen. Dies kaiserliche Religionsgesetz sollten alle bisherigen protestantischen Länder annehmen; die bisher katholisch gebliebenen wurden von ihm nicht betroffen. Zugleich aber erging auch ein anderes Mandat des Kaisers, das eine Reformation des Clerus und der Sitten des Clerus anordnete und auferlegte. Auch die Reorganisation des Kammergerichts geschah nach Karls Wünschen; eine größere Geldbewilligung kam zu Stande; ein „Vorrath" zum Unterhalt eines Heeres wurde gesammelt. Weitere Gedanken regte die kaiserliche Staatskunst an; es galt einen Bund zu schaffen zur Ausführung der Kammergerichtsurtheile unter Leitung des Kaisers, an welchem alle Territorien Theil zu nehmen hätten, durch welchen in die Hand des Kaisers die Verfügung über die realen Macht=

mittel gelegt wurde. K. hielt seine Truppen fortwährend jetzt im Reiche, entgegen den Bedingungen seiner Wahlcapitulation; es wurde aber jeder Kriegsdienst bei auswärtigen Fürsten jetzt den Deutschen untersagt. Mit den Hausbesitzungen des Kaisers, mit den Niederlanden schloß man einen Vertrag ab, 26. Juni 1548, der denselben den Schutz des Reiches für alle Fälle sicherte, der aber die Niederlande sonst von der Unterordnung unter das deutsche Reich und seine Gesetze ausschloß. Zur Regelung dieser Verhältnisse war Königin Maria nach Augsburg gekommen; auch Ferdinand war zugegen. Man entschied, daß die Niederlande an Karls Sohn, den Prinzen Philipp vererbt würden; die Hand seiner Tochter Maria aber gab K. an Ferdinands ältesten Sohn, den Erzherzog Maximilian, ohne daß eine territoriale Mitgift dem jungen Paare verheißen wurde. Eine weitere Entscheidung über die Zukunft des Kaiserthums, das nach Karl zunächst ja an Ferdinand überzugehen hatte, auch nach Ferdinands Abgang wurde damals noch vertagt. Dagegen wurde Ferdinand die Aussicht Würtemberg, das er schon bis 1534 in der Hand gehabt, annectiren zu dürfen, eröffnet: ein Proceß gegen Herzog Ulrich wurde in Augsburg deshalb begonnen. Am 30. Juni schloß der Reichstag.

In der nächsten Zeit war des Kaisers Politik mit der Durchführung der Augsburger Ordnungen beschäftigt. Eine Reihe der größeren Reichsstädte wurde gezwungen, ihre städtische Verfassung nach dem Befehle des Kaisers zu ändern, das Interim als Kirchenordnung zu verkünden. Der Papst hatte sich nicht weigern können, zur Ausführung des Interim mitzuwirken; er gab am 31. August 1548 einigen Bischöfen die Vollmacht, den Rücktritt reuiger Ketzer in die katholische Kirche durch die Concessionen des Interim zu erleichtern; aber er ließ dabei Vorbehalte hinzufügen, welche die ganze Sache in der Praxis illusorisch zu machen drohten. Im März 1549 kam auf Karls Wunsch sein Sohn Philipp aus Spanien herbei und traf mit dem Vater in den Niederlanden zusammen. K. richtete dort die „Pragmatik“ auf, ein Gesetz, das in allen Theilen der Niederlande die gleiche Erbfolge festsetzte und so das Zusammenbleiben dieser verschiedenen Staaten verfügte. K. brachte auch die allgemeine Anerkennung Philipps als seines Nachfolgers zu Stande. Sehr strenge Gesetze gegen den Protestantismus ließ er 1550 hier ausgehen, welche die frühere Gesetzgebung noch um ein beträchtliches verschärften. Er reiste im Sommer 1550 rheinaufwärts nach Süddeutschland, langte am 10. Juli in Augsburg an, wo am 26. Juli die Verhandlungen des deutschen Reichstages begannen. Es handelte sich zunächst darum, den hartnäckigen Widerstand einiger Reichsstädte gegen das Interim zu brechen; besonders Bremen und Magdeburg beharrten auf ihrem Widerstande. Außerdem hatten einige norddeutsche Fürsten (Preußen, Mecklenburg, Hans von Cüstrin) sich schon zusammengethan, die Freiheit ihres protestantischen Bekenntnisses zu vertheidigen. Auch in anderen Theilen des Reiches gährte der Unmuth der Protestanten unter der Decke äußerer Gefügigkeit unter Karls Regiment, das 1548 sich zwangsweise Gehorsam verschafft hatte. Besprechungen und Erwägungen einer neuen Erhebung gegen die Gewaltherrschaft Karls, sei es unter Anlehnung an England oder an Frankreich, waren schon an vielen Stellen vorgenommen. Einstweilen freilich ging K. noch seinen eigenen Weg weiter, als ob keine ernste Gefahr ihn bedrohte. Die Theilnahme Deutschlands an dem Concile, das der neue Papst, Julius III. (seit 7. Febr. 1550 Papst) wieder nach Trient zusammenzuberufen eingewilligt hatte, wurde förmlich beschlossen; und sogar die Deputation protestantischer Vertreter wurde damals ernstlich in Aussicht genommen. Auch die gewaltsame Unterwerfung der norddeutschen Opposition unter den Willen des Kaisers wurde vom Reichstag gutgeheißen; es wurde ein Heer zu diesem Zweck bestimmt und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen der Oberbefehl

übertragen. K. verlangte ferner während der Zusammenkunft mit Ferdinand in Augsburg die Successionsfrage zu regeln. Prinz Philipp von Spanien hatte den Anspruch erhoben, nach Ferdinands Tode Kaiser zu werden; es handelte sich um Ferdinands Zustimmung zur vorläufigen Vornahme dieser Wahl. Ferdinand, der augenscheinlich bisher auf die Nachfolge seines eigenen Sohnes Maximilian gehofft hatte, leistete Anfangs großen Widerstand, ja er ließ zu seiner Hülfe sich den Sohn selbst, der damals die Statthalterschaft in Spanien seit Philipps Reise führte, aus Spanien kommen; es gab herben Zusammenstoß zwischen den Brüdern K. und Ferdinand. Daß der letztere vom deutschen Reichstage eine ansehnliche Hülfe gegen den Türken in Anspruch nahm, erzürnte den Kaiser aufs heftigste. Die Schwester, Königin Maria hatte die schwere Aufgabe zwischen den Brüdern zu vermitteln. Auch nach dem Schluß des Reichstages (16. Febr. 1551) dauerte die Discussion in der habsburgischen Familie fort. Endlich zwang K. dem Bruder und Neffen seinen Willen auf; am 9. März 1551 kam die Vereinbarung zu Stande, daß im Kaiserthum auf Ferdinand Philipp, auf Philipp Max folgen und daß die nöthigen Wahlakte sofort von den Kurfürsten vorgenommen werden sollten. Philipp verhieß, als Kaiser dereinst die deutschen Geschäfte Maximilian zu überlassen, wie er auch während Ferdinands Kaiserthum sich nicht in die deutschen Angelegenheiten einmischen würde. Ferdinand verpflichtete sich, als Kaiser den König von Spanien zum Vertreter des Reiches in Italien machen zu wollen: in dieser Form dachte man das Zusammenwirken der habsburgischen Familienglieder für die universale Beherrschung Europa's dauernd gesichert zu haben. Es war eine Täuschung. Bruder und Neffe hatten sich dem Kaiser scheinbar gefügt; aber es war nicht zu erwarten, daß sie wirklich an die Ausführung dieses Projektes thätige Hand anlegen würden. Die Unterhandlung mit den einzelnen Kurfürsten verlief im Sommer 1551 resultatlos; einer nach dem andern machte Ausflüchte und entzog sich der Uebernahme einer Verpflichtung. Die Persönlichkeit Philipps hatte ihn außerordentlich unbeliebt gemacht; man fürchtete ein spanisches Regiment über Deutschland, von dem man gar nichts wissen wollte. Im Sommer 1551 gab es in Italien neue Verwickelungen, aus denen ein französischer Krieg gegen den Kaiser sehr schnell hervorzugehen drohte. Papst Julius nahm den Farneses das Fürstenthum Parma; sie aber wehrten sich, durch französische Hülfe gedeckt, während K. auf Seite des Papstes gegen Ottavio Farnese sich stellte. Schon am 26. Sept. 1551 aber erklärten die Franzosen direct dem Kaiser den Krieg. Und diese neuen Kriegsstürme mußten auch bald die im Herbst 1551 eben neu aufgenommenen Arbeiten des Conciles in Trient unterbrechen und stören. Das Auftreten der Protestanten in Trient war nichts als eine Demonstration, — zu ernstlicher Discussion kam es nicht. Das Concil lief im Mai 1552 auseinander.

Jene Versuche Karls, seiner 1548 siegreichen Politik für längere Zeit Bestand und Fortdauer zu sichern, indem er den Umfang seiner Macht auf seinen Sohn zu übertragen suchte, — insbesondere sein „spanisches Successionsproject“ erschütterten den Boden, auf dem seine Macht beruhte; die Protestanten fanden die Gelegenheit zu einer neuen Erhebung günstig; der Sultan und die Franzosen mischten mit neuen Angriffen sich ein. Die diplomatische Kunst des Kurfürsten Moritz verband die einzelnen Elemente der Opposition zu gemeinsamem Unternehmen; das hat die Katastrophe der Kaisermacht Karls herbeigeführt.

Der Artikel „Moritz von Sachsen“ wird die einzelnen Schritte und Handlungen aufzuzeichnen haben, in denen sich der Aufstand von 1552 vorbereitete und entwickelte. Wohl sahen die Minister des Kaisers das drohende Unwetter aufsteigen; wohl überlegten sie Maßregeln vorbeugender und vergeltender Natur. Aber Moritz verfuhr so geschickt und so behutsam, daß es nicht gelang ihm zu-

vorzukommen oder ihn festzuhalten; er überholte und überlistete die langsam zum Entschluß gelangende Weise des Kaisers. K. hatte von Augsburg sich nach Innsbruck begeben (2. Novbr. 1551), um der Entwickelung der Dinge in Italien und am Concile nahe zu sein. Dort traf ihn der Aufstand, der Mittel directer Vertheidigung fast entblößt. Nach mehrfachen diplomatischen Finten und Ausflüchten hatte Moritz die Maske fallen lassen und marschirte mit anwachsenden Schaaren dem Kaiser auf den Leib. Plötzlich stand er am 1. April vor Augsburg. K. blieb nichts übrig, als sich persönlich vor dem Anmarsch der Protestanten in Sicherheit zu bringen. Am 6. April versuchte er noch an den Protestanten vorbei in die Niederlande zu entweichen; aber als er erfuhr, daß sie schon zu nahe wären, kehrte er nach Innsbruck zurück. Gleichzeitig secundirte der französische Einfall ins Elsaß und in die lothringischen Bisthümer dem protestantischen Aufstand. Ganz Deutschland gerieth in Bewegung und Unruhe. Zwar war Moritz bereit mit Ferdinand zu verhandeln; am 18. April trafen die beiden in Linz zusammen. Moritz formulirte seine Forderungen; aber er wollte nicht ohne seine Verbündeten abschließen. So verabredete man eine neue Zusammenkunft aller Parteien auf den 26. Mai in Passau; aber einen Waffenstillstand bewilligte einstweilen Moritz noch nicht. Ja, Moritz hing dem Gedanken an, in der Zwischenzeit bis zum Friedenscongreß K. persönlich gefangen zu nehmen. Ueber Füssen brach er nach Tirol auf; er erstürmte am 19. Mai die Ehrenberger Klause. Auf diese Nachricht hin floh K. noch spät Abends von Innsbruck. Als Moritz am 20. Mai dort eintraf, fand er den Kaiser nicht mehr; auch die eilig unternommene Verfolgung holte den Vorsprung nicht mehr ein. K. gelangte nach Villach in Kärnthen, während Ferdinand sich nach Passau auf den Weg machte. In Innsbruck plünderten die protestantischen Soldaten das Schloß und die Umgebung; sie zogen bald aus freien Stücken ab, da sie nicht im Stande, Tirol zu behaupten. Die Mittel zur Rache an Moritz besaß K. nicht. Wohl hatte er den gefangenen sächsischen Kurfürsten freigelassen, eventuell ihn gegen Moritz zu benutzen; aber es war eine zu spät ergriffene Maßregel. Ungern und widerwillig mußte K. sich von der Passauer Versammlung die Bedingungen einer neuen Ordnung der deutschen Verhältnisse am 2. August 1552 auferlegen lassen, die seinem Wesen und Willen aufs entschiedenste mißfielen. Die Freilassung der beiden gefangenen Fürsten und eine allgemeine Amnestie waren selbstverständlich; die Beilegung der kirchlichen Spaltung wurde auf einen deutschen Reichstag verwiesen; bis zu seinem Spruche aber sollten die Protestanten ganz unbedingter Religionsfreiheit genießen. Auch sollte ein Regierungscollegium, nur aus Deutschen gebildet, die Verwaltung Deutschlands führen. K. begab sich im August in die Niederlande, um von dort aus den Versuch energischer Abwehr der Franzosen zu erneuern.

Von dem jähen Sturz aus weltbeherrschender Höhe vermochte sich K. nicht mehr aufzurichten. Er war an Körper und Geist wie gebrochen. Die Leiden und Krankheiten, die ihn von Jugend auf geplagt, hatten zugenommen; die Gichtanfälle, die ihn seit 1528 peinigten, wiederholten sich immer stärker; Asthma und Hämorrhoidalbeschwerden und bisweilen auch die französische Krankheit rieben ihn mehr und mehr auf. Daß er trotz aller Leiden sich nicht an eine verständige und nüchterne Lebensart gewöhnt, verschlimmerte seinen Zustand; seine Aerzte waren oft über die Ausschweifungen, denen er sich im Genuß der Tafelfreuden hingab, in Verzweiflung. In seinem fünfzigsten Lebensjahre war er den Menschen schon als ein Greis erschienen, dem man nur noch eine kurze Lebensdauer prophezeite. Auch sein Charakter schien sich zum schlimmeren gewandelt zu haben. Seine Heftigkeit und Reizbarkeit, die Fehler, die auch dem Manne in seinen besten Jahren angehaftet, waren gewaltig gesteigert. Sein

Herrschergefühl schien in Hochmuth und Selbstverblendung ausgeartet; seine Zähigkeit und Ausdauer schien Eigensinn geworden. Gutem Rath war er früher sehr zugänglich gewesen. Immer pflegte der Beichtvater auf seinen Sinn einzuwirken; so lange Pedro de Soto dies Amt bekleidete, war er auch in der Politik von mächtigem Einfluß. Granvelle und Alba hatten Jahre lang mündlich dem Kaiser zu seinem Vortheil ihre Rathschläge gespendet; auch auf das Wort seiner Schwester Maria hatte K. meistens gehört. Ein großer Verlust war es, daß am 27. August 1550 während des Reichstages in Augsburg ihm Granvelle gestorben. Wol trat dessen Sohn, Anton Granvelle in seine Stelle ein; aber er ersetzte nicht den Vater. Man kann es sich nicht verbergen, daß die Sicherheit in der Behandlung der Personen und Verhältnisse, durch welche man die größten Triumphe erzielt hatte, der kaiserlichen Regierung seitdem abging. K. selbst wollte mit dem Detail der Geschäfte immer weniger befaßt werden; oft stockte die Erledigung wichtiger Fragen, die kaiserlichen Minister waren oft rathlos und unwillig über den Gang der Dinge, den sie nicht ändern oder bessern konnten. Seit dem Mai 1552 war alles dies noch übler geworden: im innersten Lebenskern war der Kaiser durch jene Maistürme getroffen, auf den Tod war damals sein Geist verwundet.

Zunächst führte er persönlich noch einmal das Heer, das in Lothringen die Franzosen schlagen sollte; er belagerte Metz (seit 19. Octbr.). Sein damals geübtes Verhalten zu Markgraf Albrecht Alcibiades (vgl. I, 252) erregte großen Unwillen in Deutschland. Zuerst hatte K. die Verträge, die jener von den fränkischen Bischöfen erpreßt, cassirt; dann aber hatte er ihn in seinen Dienst genommen gegen die Franzosen unter Aufhebung jener Cassation und mit Beseitigung der fränkischen Verträge. Aber den Franzosen konnte er doch nicht viel anhaben. Die Belagerung von Metz mußte er am 1. Jan. 1553 aufheben. Im Herbst 1552 hatten die Türken wiederum Ungarn überzogen. In Italien hatten Karls Generale kein Glück. Verschiedenes ging hier an die Franzosen verloren. Und die Vertreter des Kaisers in Italien haderten eifrig untereinander; es fehlte die Hand des Herrn, die sie alle gebändigt. Der Feldzug von 1553 brachte dem Kaiser in den Niederlanden einige kleinere Erfolge und Gewinne. In Deutschland setzte der Krieg, mit dem Albrecht Alcibiades seine Gegner 1553 überzog, noch einmal alles in Unruhe. Zwar wurde Albrecht besiegt; aber im Kampf gegen ihn fiel Kurfürst Moritz, der im Einvernehmen mit Ferdinand für die Aufrechterhaltung der Ordnungen von 1552 und den Schutz des Friedens eingetreten war. In Deutschland machte sich mehr und mehr das Bedürfniß nach Frieden und Ruhe geltend. Und der Kaiser war es mehr und mehr zufrieden, Deutschland sich selber zu überlassen; er verzichtete jetzt selbst auf die Ausführung seines „spanischen Successionsprojectes"; er wollte jeder Einmischung in deutsche Dinge sich enthalten; er übertrug Ferdinand alles was Deutschland anging, die Entscheidung sowohl als die Verantwortung für seine Entscheidungen. Seit 1553 hatte K. — so darf man sagen — nichts mehr mit Deutschland zu thun. Ferdinand leitete 1555 als römischer König den Reichstag in Augsburg; sein Werk war der Religionsfriede, der dort am 25. Septbr. 1555 zu Stande kam, — der endgültige Abschluß aller der Verhandlungen und Schwankungen, welche fast fünf und dreißig Jahre deutscher Geschichte ausmachen.

Die Gedanken des alternden Kaisers hatten plötzlich im J. 1553 eine neue Richtung empfangen. Nach dem Tode des protestantisch gesinnten englischen Königs Edward VI. (6. Juli 1553) bestieg die katholische Maria Tudor den Thron, die von Anfang an kaiserlichen Rath und Schutz nachsuchte. Sofort erfaßte K. die Absicht, seinen Sohn mit ihr zu verheirathen; es sollte damit die

katholische Zukunft Englands gesichert, Philipps Weltstellung erhöht und die Zukunft der Niederlande unter spanischem Scepter befestigt werden. Philipp war zur Ehe bereit. Sehr schnell erledigte sich die Sache. Schon im Juli 1554 kam er aus Spanien, die englische Ehe abzuschließen. Damals übertrug ihm der Vater schon die Herrschaft über Mailand und Neapel. K. selbst sehnte sich immer dringender nach Ruhe und Freiheit von der Last der Geschäfte. Jene theilweise Entbürdung des Kaisers hatte in der Praxis manche Unbequemlichkeit zur Folge; so trat K. an seinen Sohn auch seine anderen Kronen ab. Am 25. Oct. 1555 entsagte K. der niederländischen Herrschaft, am 16. Jan. 1556 setzte er dem Sohne auch die Kronen Spaniens aufs Haupt. Nur auf die dringenden Vorstellungen Ferdinands verschob K. seine Abdankung von der Kaiserkrone; aber nur, indem er seinen Willen nochmals aussprach alle Regierungshandlungen Ferdinand zu überlassen, gewährte er den Aufschub. Erst im März 1558 erschienen seine Bevollmächtigten auf dem Kurfürstentag in Frankfurt und übertrugen formell die Kaiserkrone dem Bruder.

Mit immer steigender Sehnsucht hatte K. die letzten Jahre nach Ruhe des Körpers und des Geistes verlangt. Wenn er schon in früherer Zeit wiederholt geäußert, er hoffe sein Leben in der Stille eines Klosters, fern von dem Treiben dieser sündigen Welt zu beschließen, so erfaßte ihn seit der Katastrophe von 1552 dieser Gedanke mit immer zwingenderer Macht; er verlangte auch aus dem feuchten und kühlen Norden hinwegzukommen und sich in das wärmere und reinere Klima der pyrenäischen Halbinsel zurückzuziehen. Schon 1554 hatte er sich den Ruhesitz auserkoren, das Hieronymitenkloster San Yuste, gelegen an den südlichen Abhängen der Bergkette, welche Estremadura durchschneidet, von Kastanienwäldern umgeben, geschützt gegen alle rauhen Winde, ein Paar Meilen von der Stadt Plasencia entfernt. Neben dem Kloster hatte K. für sich und seine Umgebung ein einfaches Haus errichten lassen.

Am 30. August 1556 verabschiedete K. sich von seinem Sohne; nach Spanien begleiteten ihn seine verwittweten Schwestern Maria und Leonor. Am 14. Septbr. schiffte K. sich in Vliessingen ein; widrige Winde hielten die Abfahrt noch einige Tage auf; erst am 17. stach man in See, am 28. landete man in Laredo an der castilischen Küste. Noch eine Weile hatte er das weltliche Leben zu ertragen; erst am 3. Febr. 1557 war alles soweit, daß er in San Yuste einziehen konnte.

Sein Leben war nicht ganz auf klösterlichen Fuß gerichtet; er hatte eine zahlreiche Dienerschaft; er behielt seine gastronomischen Gewohnheiten bei, er empfing oft Besuch von Freunden und Großen des Landes; er lebte in religiösen Andachtsübungen; Messe und Predigt besuchte er regelmäßig; er verharrte stundenlang in andächtiger Sammlung. Seine Begleiter pflegten ihm vorzulesen aus historischen und aus erbaulichen Büchern. Auch beschäftigte er sich mit mechanischen Arbeiten; an beweglichen Figuren, an Uhren hatte er große Freude. Man hat lange die falsche Vorstellung gehabt, daß K. im Kloster allen weltlichen Interessen abgestorben gewesen. Das ist nicht richtig. K. unterhielt vielmehr mit seinem Sohne lebhaften Briefwechsel über die wichtigeren politischen Fragen; er ertheilte einige Male in finanziellen Dingen guten Rath. Einige Male intervenirte er aus eigenem Willen in schwierige Verhältnisse, z. B. behufs der Sicherung des eventuellen Erbrechtes in Portugal für seinen Enkel, behufs der Annexion des französischen Navarra. Zuletzt flammte sein kirchlicher Fanatismus noch einmal glühend empor. Plötzlich wurde ihm kund, daß der Protestantismus selbst nach Spanien seine Arme ausgestreckt. Lutherische Gemeinden waren in Sevilla und Valladolid entdeckt worden. Da bat er flehentlich die spanische Regierung, die Ketzer mit Stumpf und Stil aus-

zurotten; er ließ im Sommer 1558 die Scheiterhaufen anzünden, auf denen die Inquisition ihre Opfer verbrannte. Er selbst bekannte kurz vor seinem Tode seine Reue, daß er 1521 Luther das Geleit gehalten statt sich kurzweg zu entschließen, den Ketzer verbrennen zu lassen.

Man hat oft erzählt, K. habe bei lebendigem Leibe seine Exequien gefeiert; er habe sich dabei selbst schon in den Sarg gelegt und durch dies Experiment seine letzte Krankheit sich zugezogen. Für eine einfachere Version — daß er lebend sich eine Todtenmesse habe halten lassen — kann man den Bericht eines Mönches anführen, der dabei gewesen zu sein behauptet. Doch fällt gegen die Annahme der Erzählung der Umstand schwer ins Gewicht, daß gerade aus jenen Tagen, in denen die Geschichte passirt sein soll, viele Schreiben aus der Umgebung des Kaisers erhalten sind, die nicht nur nichts davon wissen sondern gar keinen Raum für diese Feier offen lassen. Die Phantasie eines Mönches dürfte immerhin für fähig gelten, nach einem Zwischenraum von 20 Jahren eine derartige erbauliche Anekdote zu erfinden.

Mitte August 1558 ergriff den alten Mann zum letzten Male seine Gicht. Die Krankheit steigerte sich im September. Am 19. erhielt er die letzte Oelung; er war auf den Tod vorbereitet. Man hörte ihn sagen: „Herr, in Deine Hände habe ich Deine Kirche empfohlen". Am 21. September umstanden geistliche und weltliche Freunde sein Lager; mit der rechten Hand griff der Sterbende nach der brennenden Kerze, mit der linken führte er das Kruzifix an die Lippen, dasselbe, das einst auch den Todeskampf seiner Gattin begleitet — „Jesus" war das letzte Wort, das über seine Lippen kam. Interimistisch wurde seine Leiche unter dem Hauptaltar in San Yuste beigesetzt; später, 1574, ordnete König Philipp an, sie im Escurial zu begraben.

Aus seiner Ehe entsprossen 7 Kinder, von denen ihn 3 überlebten: 1) Philipp, geb. am 21. Mai 1527 in Valladolid, 2) Maria, geb. am 21. Juni 1528 in Madrid, die spätere Frau ihres Vetters Maximilian, des deutschen Kaisers, 3) Johanna, geb. am 23. Juni 1535 in Madrid, die 1553 den Infanten von Portugal geheirathet, 1554 aber als junge Wittwe heimgekehrt, 1554—1559 die Regierung Spaniens führte. Aus außerehelichen Verhältnissen stammen 2 Kinder, die sich in der Welt einen Namen gemacht: 1) Margarethe 1522, von der schon mehrmals oben die Rede, 2) Johann 1547 (vgl. XIV, 278).

Litterarische Notiz. Einen Abriß seiner Lebensgeschichte hat K. selbst verfaßt; als er 1550 den Rhein hinauffuhr, begann er ihn zu dictiren; während des Reichstages in Augsburg setzte er die Arbeit fort, unterstützt durch die Bemerkungen, die ihm die beiden Granvelle's machten. 1552 schickte er das bis dahin fertig gewordene Fragment nach Spanien an seinen Sohn Philipp. Dort ist das Manuscript verschwunden; es ist bis heute nicht wieder zum Vorschein gekommen; man hat lange sogar die Glaubwürdigkeit der Notizen über ein solches (verlorenes) Buch in Zweifel gezogen; endlich fand Kervyn de Lettenhove auf der Pariser Bibliothek eine portugiesische Uebersetzung von 1620; er gab in französischer Uebertragung das Werk heraus, weil er irrthümlich glaubte, das Original sei französisch geschrieben (es war spanisch) unter dem Titel Commentaires de Charles-Quint, Bruxelles 1862 (es erschienen auch deutsche, englische, spanische Uebersetzungen aus der französischen). Der Inhalt ist eine zusammengedrängte Uebersicht der Reisen und äußeren Thatsachen aus dem Leben des Kaisers, aber überall mit sehr charakteristischen, lehrreichen, oft die ganze Situation grell beleuchtenden Bemerkungen durchsetzt. — Reisejournale oder Tagebücher über das äußere Leben des Kaisers stellten Herbays 1514—1542 und Vandenesse bis 1551 zusammen (gedruckt in Collection des voyages des souverains des Pays-bas, publ. p. Gachard T. II, 1874). — In Spanien übte die Regierung dar-

auf Einfluß aus, daß die Thaten Karls historisch bearbeitet wurden: Mexia, Salazar, Santa Cruz, Sepulveda empfingen Anregungen, besonders des letzteren Werk ist wichtig (Opera 1780 in 4 vol. 4⁰). S. stand mit Giovio und mit Avila in Briefwechsel, erkundigte sich über Einzelheiten auch bei K. selbst. Avila, Commentarios de la guerra de Alemaña (1548) gab von dem schmalkaldischen Kriege eine Darstellung aus dem kaiserlichen Lager, Guillaume von Male (Malinaeus) überarbeitete das Werk in lateinischer Sprache. Avila ist besonders werthvoll. Die spanischen Nachrichten und einzelne Aktenstücke arbeitete nachher Sandoval, Vida y hechos del emperador Carlos V (1604, 2 Fol.) zusammen. An ihn schloß sich Vera y Figueroa 1633 an. — Unter den italienischen Historikern des 16. Jahrhunderts widmeten Giovio, Guicciardini, Adriani in ihren großen Werken der Regierung Karls besondere Aufmerksamkeit. Faleti und Godoi behandelten den schmalkald. Krieg. Guazzo, Historie di tutti i fatti degni di memoria nel mondo successi dal 1525 sino all'anno 1549 (1549). Lod. Guicciardini, Commentarii delle cose più memorabile 1529—1560 (1565). Ant. Doria, Compendio delle cose nel tempo di Carlo V (1571). Auch erschienen bald nach Karls Tode elegant geschriebene Biographien von Ulloa 1560, Dolce 1561, Sansovino, Il simolacro di Carlo V (1567). — In Deutschland ist in erster Linie Sleidanus, Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo quinto Caesare (1555) als Historiker Karls zu nennen, vom Standpunkt der protestantischen Gegner, aber mit dem Bemühen unparteiisch zu urtheilen. Die katholische Gegenschrift gegen Sleidanus von Surius, Commentarius brevis rerum in orbe gestarum 1500—1566 (1567) kommt kaum in Betracht. Auch Mameranus und Hortensius haben einzelne Abschnitte der deutschen Regierungsgeschichte behandelt. Eine traurige Anekdotensammlung lieferte Zenocarus a Schawenburg, De republica Caroli V (1559). — Im 17. Jahrhundert verdanken wir dem Eifer von Hortleder (Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen und dem Fortgang des deutschen Krieges, 1617) und von Seckendorf (Comment. historicus et apologeticus de Lutheranismo, 1692) die wichtigsten archivalischen Beiträge zur Regierungsgeschichte von Deutschland. Leti, Vita di Carlo V. (1700); Masenius, Historia Caroli V et Ferdinandi I (1709); Perizonius, Rerum gestarum ab ineunte seculo XVI ad Caroli V mortem commentarii (1710) und Robertson, History of the reign of Charles V (1769) waren zu ihrer Zeit viel gelesene und gepriesene Bücher. — Französische Autoren haben die Kriege zwischen K. und Franz oft behandelt: Varillas, Politique de la maison d'Autriche, 1658 und Histoire de François I. 1685; Gaillard, Hist. de François I, 1766 und Histoire des grandes querelles entre Fr. et Ch., 1777. — Eine sehr wichtige Aktensammlung hierüber ist Ribier, Lettres et memoires d'estat (1677, 2 vol. fol.), dazu Leglay, Negociations diplomatiques entre la France et l'Autriche, 1845. — Mignet, Rivalité de Charles V et François I (früher Aufsätze in Revue des deux mondes, 1854 ff., jetzt als Buch 1875 in 2 vol.). — Die Briefe und Aktenstücke Karls finden sich an verschiedenen Orten zerstreut; — in Simancas und Madrid, in Brüssel, Lille, Besançon, in Wien. Die wichtigsten Publicationen dieses Materiales sind die folgenden a) aus Brüssel: Lanz, Correspondenz Karls V., 1844 in 3 vol. und Lanz, Staatspapiere zur Geschichte Karls V., 1845; b) aus Besançon: Papiers d'etat du Cardinal de Granvelle, publiés sous la direction de Ch. Weiss, 1841 in 9 vol.; c) aus Wien: Bradford, Correspondence of the emperor Charles V, 1850. Monumenta Habsburgica: Aktenstücke und Briefe zur Gesch. Karls V. (1853). Bucholtz, Gesch. der Regierung Ferdinands I., 9 Bde., 1831/1838. — d) Aus Spanien veröffentlichte die Coleccion de documentos ineditos manche Beiträge, z. B. in Bd. 1. 2. 3. 7. 9. 14. 24. 38 ꝛc.

Auch Bergenroth, Calendar of State Papers I. II. (1862 und 1866), fortgesetzt von Gayangos brachte vieles werthvolle. Ferner Gachard, Correspondance de Charles V et d'Adrien VI. (1859). Heine, Briefe Karls V. und seines Beichtvaters 1530—1532 (1848). Heine-Döllinger, Documente zur Geschichte Karls V. und Philipps II. (1862). — Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555, hat einen Anhang von Akten aus dem Archive von Simancas (1865). Dazu kommt die aus den verschiedenen deutschen Archiven schöpfende Sammlung v. Druffels, Beiträge zur Reichsgeschichte 1545—1555 (1873 ff.). Das Quellenmaterial zur Geschichte einzelner Abschnitte ist kritisch geordnet in den Abhandlungen von G. Voigt, Geschichtschreibung über den Zug Karls V. gegen Tunis von 1535 (1872) und Geschichtschreibung über den schmalkaldischen Krieg (1874 — vgl. hierzu die kritischen Beiträge von Rud. Lorenz in einer Königsb. Diss. 1876 und einem Gumbinner Programm 1880). Daran schließen sich Schomburgk, Geschichtschreibung über den Zug Karls V. gegen Algier von 1541 (1875) und Rachel, Geschichtschreibung über den Krieg Karls gegen Afrika 1550 (1879). — Die Geschichte Spaniens zur Zeit Karls V. charakterisirte ganz vortrefflich Ranke, Fürsten und Völker I., 1827; ausführlicher ist die Erzählung von Lafuente, Historia general de España. XI u. XII, 1853. — Vgl. Höfler, Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Karls V. (I. II. 1876 u. 1878). Ueber den Aufstand der Communidades Ferrer del Rio, Historia del levantamiento de las Communidades (1850). Höfler, Aufstand der castilischen Städte gegen Karl V. (1876). — Karls Regierung der Niederlande behandelte Henne, Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique, 10 vol., 1858. Juste, Charles Quint et Marguerite d'Autriche, 1858. Vie de Marie de Hongrie, 1861. — Was Karls Verhältniß zu Italien angeht, so erfährt dasselbe durch die Relazionen der Venetianer die hellste Beleuchtung; auch giebt es eine reiche auf archivalische Studien gestützte monographische Litteratur, die hier aufzuzählen unmöglich; hier genüge der Hinweis auf de Leva, Storia documentata di Carlo V in correlazione all' Italia, bis jetzt 4 Bände, 1863—1881. — Karls Verhältniß zu Deutschland gelangt selbstverständlich in allen Reformationsgeschichten zur Darstellung (vgl. z. B. Planck 1781, Marheineke 1816, K. A. Menzel 1826), vor allen anderen gebührt hier der Vortritt Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bde. 1839—1847 (3. Aufl. 1852, 4. Aufl. in Sämmtl. Werken 1867), es ist heute noch immer das klassische, das maßgebende Werk über Karl V. — Als neuere Versuche einer zusammenfassenden Darstellung mögen noch genannt werden: Gachard, Artikel in Biographie nationale publiée par l'Académie de Belgique, Bd. III. 1872; — Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Gesch. der Reformationszeit, 1874, Gesch. der katholischen Reformation I (1880); — Janssen, Deutsche Geschichte seit dem Ausgange des Mittelalters, Bd. II u. III. 1879 u. 1881. Pastor, Kirchliche Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. (1879). Zuletzt sollen noch einige Monographien und Publicationen über einige besonders wichtige Verhältnisse oder Beziehungen der politischen Thätigkeit Karls V. aus der überreichen monographischen Litteratur erwähnt werden: Rösler, Kaiserwahl Karls V. (1868). Höfler, Karls V. Wahl (1873). Friedrich, Wormser Reichstag (1871). Förstemann, Neues Urkundenbuch (1842). Die Aufsätze von Waltz und Wyneken in Forschungen zur deutschen Geschichte, VIII u. X. (1868, 1870). Förstemann, Urkundenbuch zur Gesch. des Augsburger Reichstages (1833). Schirrmacher, Briefe und Akten zur Gesch. des Augsb. Reichstages (1876). Spieß, Geschichte des kaiserlichen neunjährigen Bundes 1535—1544 (1788). Maurenbrecher, Zwei Schreiben Karls V. von 1543 (Forschungen zur deutschen Geschichte III.

1863). Gachard, Trois années de l'histoire de Charles V 1543—1546 (1865). v. Druffel, Kaiser Karl V. und die römische Curie 1544—1546 (Münchener Akademie 1877, 1881). v. Druffel, Viglius Tagebuch vom schmalkald. Krieg (1879). Baumgarten, Zur Gesch. des schmalkald. Krieges (Histor. Zeitschrift Bd. 36, 1876). Lenz, Schlacht von Mühlberg (1879). J. Voigt, Fürstenbund gegen Karl V. (Histor. Taschenbuch für 1857). — Ueber die letzte Lebenszeit hatte der spanische Archivar Tomas Gonzalez die Aktenstücke zusammengestellt; aus seinem Manuscript stammen die Mittheilungen bei Stirling, The cloister life of the emperor Charles V, 1852; Pichot, Charles Quint, chronique de sa vie, 1854 und von Mignet, Charles Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste, 1854 — mit einer sehr fesselnden Charakteristik von Karls Persönlichkeit. — Auf eigenen Forschungen beruht die Publication von Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste. 2 vol. 1854 u. 1855. W. Maurenbrecher.

Karl VI., römisch-deutscher Kaiser. Der 1. October 1685, an welchem Tage dem Kaiser Leopold I. von seiner dritten Gemalin Eleonore von Pfalz-Neuburg ein zweiter Sohn geboren wurde, fiel in eine für das Haus Habsburg und seine Stammlande gewiß ruhmvolle Zeit. Denn in einer Reihe von Niederlagen verloren die Türken, von Wiens Mauern zurückgetrieben, den größten Theil Ungarns, wo sie so lange Zeit hindurch den Meister gespielt hatten. Mit immer steigender Unruhe sah jedoch König Ludwig XIV. von Frankreich diese Fortschritte der kaiserlichen Waffen. Lebhaft empfand er die Besorgniß, daß nach vollständiger Ueberwindung der Türken die Reihe auch an ihn kommen und der Kaiser, auf seine siegreichen Heere gestützt, die Herausgabe des so vielfach an Deutschland begangenen Raubes verlangen könnte. Durch Erneuerung des Krieges am Rheine suchte Ludwig XIV. den Kaiser zwischen zwei Feuer zu bringen, ihm weitere Fortschritte gegen die Pforte unmöglich zu machen und nicht nur für sich selbst und für Frankreich neue Vortheile zu erringen, sondern auch die Macht des Hauses Oesterreich empfindlich zu schwächen, um ihrer in dem Kampfe, der sich voraussichtlich in nicht fernliegender Zeit um die Erbfolge in Spanien entzünden mußte, um so leichter Herr werden zu können. Denn diese Angelegenheit war es, welche schon seit Jahrzehnten die zunächst betheiligten Höfe Europa's in höchster Spannung erhielt. Unter ihnen müssen außer dem von Madrid die von Versailles, München und Wien in erster Linie genannt werden. Auf die langdauernden, vielverschlungenen Verhandlungen, die während der letzten Decennien des 17. Jahrhunderts hierüber gepflogen wurden, kann hier selbstverständlich nicht einmal annähernd eingegangen werden. Solches ist auch um so weniger nöthig, als der österreichische Prinz, dessen zukünftiges Schicksal hiebei zunächst ins Spiel kam, selbst in den letzten Stadien jener Verhandlungen noch ein Knabe war, der an der Zustandebringung der Abmachungen, die entscheidend sein sollten für sein Los, auch nicht den geringsten Antheil nahm.

Mit Recht hatte Leopold I. nie daran gedacht, seinem ältesten Sohne Joseph außer der Nachfolge im römisch-deutschen Kaiserthume und im Besitze der österreichisch-ungarischen Länder auch noch den der spanischen Monarchie zuzuwenden, denn ganz abgesehen von der Schwierigkeit, ja der Unmöglichkeit, daß ein so unermeßliches Reich von einem Einzigen regiert werde, konnte man nicht zweifeln, daß die europäischen Mächte die Vereinigung einer so übergroßen Macht in einer und derselben Hand nie zugeben würden. Darum war man von Seite des Wiener Hofes und derjenigen, die in dieser Sache Hand in Hand mit ihm gingen, immer nur im Interesse des Erzherzogs Karl thätig. Ihn wollte man noch bei Lebzeiten Karls II. von Spanien nach Madrid senden, um durch seine persön-

liche Anwesenheit nicht nur den König, sondern auch das spanische Volk für ihn zu gewinnen und es daran zu gewöhnen, in dem österreichischen Prinzen den zukünftigen Nachfolger auf dem Throne Spaniens zu sehen.

Dieser Plan ging jedoch nicht in Erfüllung. Karl II. starb mit Hinterlassung eines Testamentes, in welchem er den zweitgebornen Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, zu seinem Erben erklärte. Der Letztere eilte nach Madrid und wurde, wenn auch in verschiedenen Theilen Spaniens, insbesondere in Catalonien lebhafte Sympathien für den deutschen Zweig des Hauses Habsburg und für die Nachfolge des Erzherzogs Karl auf dem spanischen Throne herrschten, doch in ganz Spanien widerstandslos als König anerkannt. Der Krieg brach aus und Philipp ging nach Italien, wo inzwischen Eugen von Savoyen den Kampf in einer für die österreichischen Waffen günstigen Weise begonnen hatte. Das deutsche Reich, mit Ausnahme der Kurfürsten von Baiern und von Köln, die Seemächte England und Holland, Portugal traten allmählich auf Oesterreichs Seite, während Frankreich außer Spanien und den zwei Kurfürsten aus dem wittelsbachischen Hause eigentlich Niemand für sich hatte, denn auch Victor Amadeus von Savoyen, der während der ersten Kriegsjahre für das Haus Bourbon stritt, verließ es wieder, weil er von Oesterreich für seine Unterstützung ausgiebiger bezahlt zu werden hoffte. Diese Alliirten aber, insbesondere die Seemächte und Portugal hielten es zur Erreichung der Hauptabsicht des Krieges für ganz unerläßlich, daß Erzherzog K. sich persönlich in Spanien einfinde, um auf dem Boden des Landes, um dessen Besitz es sich handelte, seinen Nebenbuhler zu bekämpfen.

Am 19. September 1703 verließ K., in Wien als König von Spanien ausgerufen und von den verbündeten Mächten als solcher anerkannt, seine Geburtsstadt. In Düsseldorf traf er mit Marlborough zusammen, und im Haag wurde er von dem Großpensionär Heinsius als König empfangen. Auf englischem Boden sowie in Lissabon, wo er am 4. März 1704 eintraf, geschah ein Gleiches.

Karls Ankunft in Lissabon beschleunigte wol die Eröffnung der Feindseligkeiten von Seite der Engländer und Portugiesen gegen die französich-spanischen Truppen. Aber der Krieg wurde in jener Gegend mit ebenso wenig Nachdruck als Erfolg geführt, und bei Karls Jugend und Unerfahrenheit änderte auch seine persönliche Anwesenheit im Heerlager hieran nichts. Voll Mißmuth hierüber ergriff K., nach Lissabon zurückgekehrt, sehr gern die Gelegenheit, die sich ihm darbot, eine Unternehmung auf Barcelona zu versuchen, das zwar gleichfalls unter König Philipps Botmäßigkeit stand, dessen lebhafte Sympathien für die Sache des Hauses Oesterreich aber allbekannt waren. Es wird behauptet, K. selbst sei es gewesen, der die Generale, welche einen bewaffneten Angriff auf Barcelona für unausführbar ansahen, dazu vermocht habe, denselben gleichwol ins Werk zu setzen. Das Unternehmen gelang, und nach fünfwöchentlicher Belagerung Barcelona's zog der junge König unter dem Zujauchzen der Bevölkerung in die Hauptstadt Cataloniens ein. Hier setzte er sich nun fest; durch das Versprechen, den Cataloniern die althergebrachten Rechte und Freiheiten ihrer Provinz, die Fueros unangetastet zu erhalten, gewann er sie vollends und sie blieben ihm von nun an mit einer Beständigkeit treu, welche die Anhänglichkeit der Castilianer an Philipp von Anjou noch verdunkelte. Zahlreiche Freicorps bildeten sich, welche Oesterreichs Banner durch Catalonien und Aragon trugen. Gerona, Tortosa, Lerida, Tarragona, Valencia und andere Städte öffneten Karls Truppen ihre Thore. Aber gerade diese Fortschritte spornten die Franzosen und Spanier zu verdoppelter Anstrengung an. Im April 1706 rückten sie vor Barcelona, diese Stadt zu belagern. Trotz der dringenden Vorstellungen seiner Umgebung

verließ K. die schwerbedrohte Stadt nicht. In und mit ihr ertrug er die äußerste Noth, die allmählich sich einstellte; durch seine Gegenwart und sein Beispiel feuerte er unablässig zum Widerstande an, und seine standhafte Ausdauer errang denn zuletzt auch den Sieg. Eine zahlreiche englische Flotte brachte den ersehnten Entsatz. Die britischen Landtruppen, die sie an Bord hatte, machten es möglich, die Offensive zu ergreifen, und gerade zwei Monate, nachdem die Franzosen und Spanier vor Barcelona erschienen waren, rückten die Engländer und Portugiesen, freilich nicht von Catalonien, sondern von Portugal kommend, in Madrid ein. Sich gleichfalls dorthin zu begeben, ging K. vorerst nach Saragossa, aber er verweilte daselbst zu lang, und durch die Niederlage, welche die Truppen seiner Verbündeten bei Almanza erlitten, trat neuerdings ein völliger Umschwung ein. Fast alle Städte, die bisher zu K. gehalten hatten, unter ihnen Saragossa und Valencia gingen verloren und K. sah seine Macht neuerdings auf Barcelona und das Fürstenthum Catalonien beschränkt. Aber er ließ darum doch den Muth nicht sinken, und die glanzvollen Siege, welche auf den anderen Schauplätzen des Krieges durch die Heere seines Bruders, des Kaisers Joseph I. und der ihm verbündeten Mächte erfochten worden waren, flößten ihm trotz der Unfälle in Spanien doch volle Zuversicht ein auf das schließliche Gelingen. Hiezu hielt er es jedoch für nöthig, daß endlich auch in Spanien der Krieg in einer ganz anderen Weise als bisher geführt, daß durch Hinübersendung einer beträchtlichen Anzahl kaiserlicher Truppen dem dortigen Heere ein fester und widerstandsfähiger Kern gegeben, daß endlich durch Einsetzung eines Oberfeldherrn eine einheitliche Leitung erzielt und den Streitigkeiten der Generale ein Ende gemacht werde. Lebhaft wünschte K. die Absendung Eugens nach Spanien, aber er war schließlich auch mit derjenigen des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg zufrieden.

Daß seine Sache bisher auf spanischem Boden keine günstige Wendung genommen hatte, daran war K. selbst nicht ganz ohne Schuld. Standhafte Ausdauer war bisher fast die einzige, freilich nicht gering anzuschlagende Eigenschaft gewesen, die ihm in dem Kampfe um die von ihm so sehnsüchtig erstrebte Krone Spaniens zu Gute kam; sonst hatte er sich seiner überaus schwierigen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. So wenig als er vermocht hatte, den seiner Sache so verderblichen Zwiespalt zwischen seinen Generalen zu schlichten, so unbefriedigend waren auch die Zustände an der kleinen Hofhaltung zu Barcelona. Mit dem Fürsten Anton Florian von Liechtenstein, welcher ihm als erster Rathgeber beigegeben war, lebte K. im Unfrieden, wozu freilich Liechtenstein selbst, der seine Stellung in Barcelona unrichtig auffaßte und der Sache des Hauses Oesterreich in Spanien weit mehr schadete als nützte, das Meiste beitrug. Aber auch dem Herzoge von Moles, welchen Kaiser Joseph I. als Botschafter zu seinem Bruder sandte, gelang es nicht, dessen Vertrauen zu erwerben. Denn es war Karls schwache Seite, glauben zu machen, daß er allein regiere und von Niemand sich leiten lasse. Aus diesem Grunde war er gegen Männer, deren hohe Stellung ihnen ein gewisses Anrecht auf Einfluß verlieh, von Anfang an zurückhaltend und mißtrauisch. Waren sie ihm noch überdies förmlich als Rathgeber zugewiesen und suchten sie etwa ihre Ansichten mit Eifer zur Geltung zu bringen, so war es um ihren Einfluß auf ihn vollends geschehen. Um so größer war der, welchen untergeordnete Individuen, insbesondere Spanier und Neapolitaner auf ihn gewannen. Die mehr Gott als einem Menschen zu bezeigende Verehrung, sagt ein Zeitgenosse hierüber, mit welcher die Spanier ihrem Könige begegneten, den sie nur knieend zu begrüßen wagten, war ganz nach Karls Sinne und ließ ihn die minder unterwürfige Verkehrsweise seiner deutschen Umgebung fast wie einen Mangel an schuldiger Ehrfurcht empfinden. Nur Einer aus ihrer

Reihe, der junge Graf Michael Althan wetteiferte glücklich mit den Spaniern und Neapolitanern, wozu freilich der Eindruck, welchen seine schöne und geistvolle Gemalin Maria Anna aus dem Hause Pignatelli auf K. hervorbrachte, wohl am meisten beitrug. Die Beziehungen, in denen K. zu ihr stand, bildeten übrigens kein Hinderniß, daß gerade zu jener Zeit die Frage seiner Verheiratung ernstlich ins Auge gefaßt wurde. Der Vorliebe der Kaiserin Amalie und den Rathschlägen eines der hervorragendsten Männer, welche damals am Wiener Hofe lebten, des Grafen Johann Wenzel Wratislaw, dem K. unbedingt vertraute, mag es zugeschrieben werden, daß seine Wahl auf die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel (Allg. d. Biogr. Bd. VI S. 11) fiel. Unwahrscheinlich ist es übrigens nicht, daß die Vergleichung der Bildnisse der verschiedenen für die Heirat in Vorschlag gebrachten Prinzessinnen entscheidend einwirkte auf Karls Entschluß, denn Elisabeths wunderbare Schönheit wird von denen, die ihrer damals ansichtig wurden, übereinstimmend in wahrhaft enthusiastischen Ausdrücken gepriesen. Ein verläßlicher Augenzeuge berichtet jedoch, daß K. sie niemals in ihrem vollen Glanze geschaut habe. Denn man hatte, nachdem Elisabeth zu Mataro auf spanischem Boden gelandet war, es versäumt, während der Nacht ihr Lager vor den an der Seeküste so ungemein zahlreichen Mücken ausreichend zu schützen. Von der langen Reise ermüdet, habe die junge Prinzessin fest geschlafen, sei aber bei ihrem Erwachen durch unzählige Beulen so verunstaltet gewesen, daß man sich, binnen wenig Stunden den Bräutigam erwartend, nicht anders als durch Anwendung einer sehr scharfen Säure zu helfen wußte. Dieselbe habe zwar die Geschwulst vertrieben, aber auch der früher so blendenden Reinheit und Glätte der Haut unwiederbringlich geschadet. Dennoch schrieb K. den Eltern seiner nunmehrigen Gemalin Briefe, in denen er seinem Entzücken über ihre „bewunderungswürdige“ Schönheit und ihre „übrigen, seltenen und vortrefflichen Qualitäten“ lebhaften Ausdruck verlieh. Auch seinem vertrauten Freunde Wratislaw gegenüber erklärte er, daß er „mit einer so vollkommenen Königin völlig vergnügt“ sei.

Aber freilich konnte auch Elisabeths Ankunft keine Aenderung in den so bedauerlichen Zuständen am Hofe von Barcelona hervorbringen. Obgleich ohne alle eigene Macht und lediglich auf den Beistand Anderer angewiesen, verstand es doch K., durch die ihn umgebenden schmeichlerischen Höflinge irregeleitet, nur wenig, seine Alliirten, von denen er doch ausschließlich abhing, in einer ihm günstigen Stimmung zu erhalten. Sogar seinem Bruder, dem Kaiser, und dem Wiener Hofe gegenüber war sein Verfahren durchaus kein verbindliches. Die Engländer erbitterte er durch die Weigerung, ihnen das durch ihre Truppen eroberte Minorca abzutreten, und obgleich ihm hiebei nicht ganz Unrecht gegeben werden darf, indem den Spaniern, deren Königskrone zu gewinnen er ja ausging, nichts verhaßter war als der Verlust eines spanischen Gebietstheiles an eine fremde Macht, so gereichten ihm doch die steten Mißhelligkeiten mit den Engländern nur zu empfindlichem Schaden. Und trotz der bedrängnißvollen Lage, in der er selbst sich befand, spannte K., auf die glorreichen Ergebnisse der Waffenthaten seiner Verbündeten auf den übrigen Kriegsschauplätzen sich stützend, sein Begehren immer höher. Nicht zufrieden mit dem Anerbieten Frankreichs, ihn als König der ganzen spanischen Monarchie anzuerkennen, verlangte er die Zurückstellung jener Theile der Cerdaña und Roussillons, welche im Pyrenäischen Frieden von Spanien an Frankreich abgetreten worden waren. Und als der Friedensschluß endlich an der unvernünftigen Forderung der Alliirten scheiterte, Ludwig XIV. solle, wenn Philipp in seinem Widerstande beharre, seine Streitkräfte mit denen der Verbündeten vereinigen, um seinen Enkel vom spanischen Throne zu stoßen, da herrschte hierüber nirgends größere Freude als an dem kleinen

Hofe von Barcelona. Gleichzeitig aber fanden Starhembergs angestrengte Bemühungen, der Kriegführung in Spanien eine bessere Wendung zu geben, an den Höflingen Karls wenn auch nicht offene, doch deshalb nicht minder gefährliche Gegner. Dringend verlangte Starhemberg, K. möge sich zum Heere begeben, und er empfing hierauf wirklich eine bejahende Antwort. Aber immer wußten die Günstlinge Karls, welche nicht mit Unrecht besorgten, derselbe könnte in solcher Weise ihrem Einflusse entzogen werden, die Ausführung dieses Vorsatzes wieder zu hintertreiben. Und schließlich stiegen auch die Geldverlegenheiten Karls immer höher und höher. Denn englischer Seits wurden alle Zuschüsse eingestellt, und auch in Wien hatte man zu solchen nur sehr wenig Lust, denn man beschuldigte K., daß er das, was man ihm zusende, nicht zur Bestreitung der Kriegsausgaben und zur Deckung der Staatsbedürfnisse verwende, sondern daß er es an seine unersättlichen Günstlinge verschenke. Aber zuletzt überwog bei dem Kaiser doch der Gedanke, daß nur das innigste Zusammenwirken mit seinem Bruder der Sache ihres Hauses förderlich sein könne. Er ließ daher nicht nur selbst ansehnliche Verstärkungen nach Catalonien abgehen, sondern er bestimmte auch die Seemächte zu ähnlichen Sendungen, insbesondere an Kriegsbedürfnissen und an Geld. Hiedurch sah sich endlich Starhemberg im Stande, den Feldzug des Jahres 1710 früher und mit reicheren Hülfsmitteln als bisher zu eröffnen. Ganz besonderen Werth aber legte er darauf, daß K. sich bei der Armee einfand. Bei Almenara lieferte Starhemberg dem Feinde ein glückliches Treffen, welches die unverzügliche Vorrückung nach Aragonien nach sich zog. Bei Saragossa wurden Philipps Truppen neuerdings und diesmal entscheidend geschlagen, und nun drangen die Engländer im Heere auf den Zug nach Madrid, während Starhemberg sich dagegen und für völlige Abschneidung aller Verbindungen Frankreichs mit Spanien aussprach. K. stimmte Starhemberg zu, und erst als er sich durch die Drohungen des englischen Generals Stanhope aufs Aeußerste gebracht sah, widersetzte er sich dem Zuge nach Madrid nicht länger. Aber er schrieb seiner Gemalin: „Wenn der Plan der Engländer gelingt, werden sie den Ruhm davon sich aneignen, und wenn er mißlingt, fällt alles Unglück auf mich allein.“ Auch nachdem man schon eine starke Wegstrecke in der Richtung auf Madrid zurückgelegt hatte, beharrte K. noch in seinem Widerwillen gegen die Ausführung dieses Projektes. Seine düstere Ahnung ging nur allzubald in Erfüllung. Am 28. September 1710 hielt er seinen feierlichen Einzug in Madrid, aber die Bevölkerung dieser Stadt, Karls Gegner zugethan, verschloß sich in ihre Häuser. Während K. unschlüssig in Madrid stand und sich vergebens bemühte die Castilier für sich zu gewinnen, wurde die hiedurch fruchtlos verlorene Zeit von den Franzosen und den Spaniern eifrigst benutzt. Ludwig XIV. sandte den Herzog von Vendome, um den Oberbefehl über das Heer Philipps, das sich von Tag zu Tag verstärkte, zu übernehmen. Bald nöthigte die Besorgniß, von Catalonien abgeschnitten zu werden, K. zum Rückzuge aus Madrid. Am 18. November verließ er unter schwacher Bedeckung sein Heer und eilte nach Barcelona. Starhemberg hoffte noch, sich in Toledo behaupten zu können, aber der Mangel, der in Folge der Abschneidung aller Zufuhr eintrat, vereitelte dieses Projekt und zwang ihn, sich der aragonischen Grenze zu nähern. Die Gefangennehmung Stanhope's und seiner Engländer zu Brihuega fügte ihm einen höchst empfindlichen Verlust bei, und wenn auch Starhemberg am 10. December 1710 die heftigen Angriffe Vendome's bei Villaviciosa mit unbeugsamer Standhaftigkeit abwies, so mußte er doch jetzt Castilien und bald darauf auch Aragon räumen. Am letzten December verließ er Saragossa und fünf Tage später traf er zu Balaguer ein, wo er seine Truppen in Cantonirungen verlegte. Als am 1. Februar 1711 auch Gerona sich den Franzosen ergab, da war die Macht Karls in Spanien wieder

in einen nicht viel größeren Umkreis eingeengt, als sie nach seiner ersten Festsetzung in Barcelona umfaßt hatte.

Auch jetzt ließ K. gerade so wie in den früheren Unglücksfällen, von denen er betroffen worden war, den Muth nicht sinken, sondern er legte in unzweideutigster Weise die Absicht an den Tag, standhaft auszuharren und das Aeußerste aufzubieten, um das Geschehene wieder wettzumachen und auch auf spanischem Boden neuerdings die Oberhand zu gewinnen. Der Kaiser sagte ihm hiezu nachdrückliche Unterstützung zu und auch die Seemächte erklärten sich bereit, noch fortan auf der bisher verfolgten Bahn zu verharren. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches den Bemühungen Karls, sich zum Könige von Spanien zu machen, einen wahrhaft vernichtenden Schlag versetzte. Nach zehntägiger Krankheit starb am Morgen des 17. April 1711 Kaiser Joseph I. an den Blattern, und seine Mutter Eleonora übernahm bis zum Eintreffen einer näheren Bestimmung von Seite Karls, des nunmehrigen Erben aller Kronen des Hauses Habsburg, die Regentschaft. An ihn selbst aber erging die dringendste Aufforderung, Spanien unverzüglich zu verlassen, sich nach Wien zu begeben und von seinen Erbländern Besitz zu ergreifen.

Schon in früheren Jahren hatte K. die Möglichkeit, daß sein älterer Bruder Joseph sterben, und da derselbe nur zwei Töchter besaß, er selbst zur Nachfolge in dem Besitze der österreichischen Länder berufen werden könnte, ins Auge gefaßt und diesen Fall in seiner vertrauten Correspondenz mit Wratislaw eingehend besprochen. Es sei kein Zweifel, hatte K. damals, im December 1706 gemeint, daß wenn die Vereinigung der österreichischen und der spanischen Länder unter seinem Scepter, obwol eifrigst zu erstreben, doch durchaus nicht zu erreichen sei, er auf Spanien verzichten und neben den österreichischen Ländern den Besitz der italienischen Provinzen festhalten sollte. Seither hatten aber der lange Aufenthalt in Spanien, der unausgesetzte, so hartnäckig geführte Kampf um dessen Krone, der glänzende Erfolg, der, wenn auch nicht in Spanien, so doch auf den anderen Kriegsschauplätzen von Karls Alliirten errungen worden, seine lebhafte Sympathie endlich für das Land und dessen Bewohner ihn dem Gedanken immer mehr und mehr entfremdet, daß doch noch ein Fall eintreten könnte, in welchem er, freilich nur um einen noch höheren Preis zu erlangen, sich zu einer Verzichtleistung auf die spanische Krone entschließen müßte. Jede derartige Zumuthung wies K. vielmehr weit von sich ab und er zeigte sich fest entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, um den ganzen Länderbesitz Karls V. unter seinem Scepter wieder zu vereinigen. „Es wäre nicht gut“, schrieb er in den letzten Tagen des Mai 1711 an Wratislaw, „nur an die Möglichkeit zu denken, daß Spanien von meinem Hause losgetrennt werden könnte.“ Aber er fügte doch auch einlenkend hinzu: „Sollte Gott es nachher so schicken, daß wir Spanien nicht zu behalten vermöchten, so wird dann an die weiteren Maßregeln zu denken sein.“ Und dem Gewichte der Gründe, welche seine persönliche Anwesenheit in Deutschland und Oesterreich verlangten, hat er sich schon von allem Anfange an nicht völlig verschlossen. Gleichwol bedurfte es noch sehr langer Zeit und unabläſſigen Drängens sowol von Wien aus als von Seite der Deutschen in seiner Umgebung, bis endlich K., seine Gemahlin Elisabeth als Regentin in Barcelona zurücklassend, am 27. September 1711 sich nach Italien einschiffte. Das Verbleiben der Königin sollte den Spaniern und insbesondere den Cataloniern ein unwiderleglicher Beweis sein, daß K. von nichts weiter entfernt sei als sie fallen zu lassen. Und hauptsächlich dachte er hiedurch die Seemächte von der Unwandelbarkeit seines Vorsatzes, festzuhalten an seinen Ansprüchen auf die Krone Spaniens, zu überzeugen und sie zu gleichem Vorgehen zu bewegen. Am 12. October, an dem-

selben Tage, an welchem K. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt wurde, stieg er zu Vado ans Land. Von Mailand aus that er neue Schritte, um England, wo gegen Ende des Jahres 1710 die Whigs von den Tories aus der Leitung der öffentlichen Geschäfte verdrängt worden waren, zu nachdrucksamer Fortführung des Krieges gegen Frankreich und Spanien zu vermögen. Aber noch ehe K. in diesem Sinne an die Königin Anna schrieb, waren schon, ohne daß er dies ahnte, die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich abgeschlossen worden. Ueber den eigentlichen Gegenstand des Streites, die Nachfolge auf dem spanischen Throne war freilich eine bestimmte Abmachung darin nicht enthalten. Dennoch konnte man über die Stellung, welche England in dieser Beziehung einnehmen werde, kaum mehr einem Zweifel sich hingeben. Um jedoch gar kein Mittel unversucht zu lassen, daß es auch in letzter Stunde noch vermocht werde, eine für ihn günstigere Bahn einzuschlagen, sandte K. den Prinzen Eugen nach London. Er selbst begab sich zur Kaiserkrönung nach Frankfurt, wohin ihn die Kurfürsten unter Hinweisung auf Karl V. beriefen, der in gleicher Lage Aehnliches gethan habe und aus Spanien unmittelbar nach Aachen gegangen sei. Ueberhaupt wurde der glorreiche Name dieses Kaisers damals mehr als vielleicht seit einem Jahrhunderte wieder genannt. Hoffnungsvolle Gemüther glaubten an die Rückkehr der Ruhmeszeit des großen Habsburgers; Karls Ohr aber schmeichelte jede Berufung auf seinen erlauchten Vorfahr, denn er erblickte darin einen Beweis für die Durchführbarkeit seines sehnlichen Wunsches, die deutsche Kaiserkrone, die österreichischen Erblande und die spanische Monarchie gleichzeitig zu besitzen. Das Scheitern der Mission Eugens nach England brachte ihm die erste Enttäuschung, dennoch hielt K. fest an dem Gedanken der Fortsetzung des Krieges. Aber in Folge der mehr als zweideutigen Haltung des Herzogs von Ormond, der die englischen Truppen in den Niederlanden commandirte, und der schließlichen Trennung derselben von dem Hauptheere konnte kein entscheidender Schlag gegen den Feind mehr geführt werden, ja mancher schon errungene Erfolg ging wieder verloren. Und als dem Kaiser in Folge dessen auch von Holland her dasjenige Wort entgegenschallte, das ihm am schmerzlichsten zu vernehmen war, die Hinweisung auf die Nothwendigkeit, dem Gedanken der Erwerbung der spanischen Krone zu entsagen, da fanden endlich auch die Vorstellungen Wratislaws Eingang bei ihm. Allein aus Karls ganzer Umgebung wagte Wratislaw ihm zu Gemüthe zu führen, daß es Unrecht sei, seine Erbländer zu Grunde zu richten, um der Verwirklichung eines Lieblingsplanes nachzujagen, der unter so gänzlich veränderten Verhältnissen unmöglich geworden sei. Aber weiter als zu dem Entschlusse, Catalonien zu räumen, konnte K. auch jetzt nicht gebracht werden. Noch einmal versuchte er, und zwar ohne einen anderen Verbündeten als das damals nur wenig kriegstüchtige deutsche Reich, das Glück der Waffen, aber dasselbe war ihm nicht günstig, und so mußte sich denn auch K., nachdem seine Alliirten schon im vergangenen Jahre zu Utrecht Frieden geschlossen hatten, hiezu gleichfalls bequemen. In Rastadt kam derselbe am 7. März 1714 für den Kaiser, in dem schweizerischen Baden aber am 8. September für das deutsche Reich zu Stande. Die Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel und die Plätze an der Küste Toscana's waren diejenigen Bestandtheile der spanischen Monarchie, die in den Besitz Karls gelangten. Vier Tage nach Abschluß des Friedens fiel auch Barcelona, zuletzt nur noch von den Catalanen heldenmüthig vertheidigt, vor der Uebermacht der Franzosen und Spanier. Furchtbar hausten die entmenschten Sieger in der eroberten Stadt und die Nachricht von ihrem grausamen Schicksale wurde von K. auf das Schmerzlichste empfunden. Damals soll er gesagt haben, bei seinem Tode werde man den Namen Barcelona in seinem Herzen eingegraben finden.

Dieses an und für sich gewiß berechtigte, ja edle Gefühl dankbarer Erinnerung des Kaisers an das, was ein Theil der Spanier, insbesondere die Catalanen für ihn geleistet, zog jedoch in seinem Einflusse auf die Handlungsweise Karls ungemein nachtheilige Folgen nach sich. Eine der wichtigsten bestand darin, daß man schon bei dem Friedensschlusse es versäumte, auf dem Austausche der bisher spanischen Niederlande gegen Baiern zu bestehen, wodurch das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland und dasjenige des deutschen Elementes in Oesterreich dauernd sichergestellt worden wäre. Aber die Spanier in der Umgebung des Kaisers drangen in ihn, sein Augenmerk auf nichts so sehr als darauf zu richten, möglichst viele Provinzen, welche vormals unter spanischem Scepter gestanden waren, nun unter dem seinen zu vereinigen. Denn hieraus mußten, da der Kaiser diese Provinzen in der vormaligen spanischen Weise fortzuregieren gedachte, viele und gut dotirte Stellen ihnen anheimfallen. Brachten sie doch K. dahin, eine neue, aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Behörde einzusetzen, die den Namen des spanischen Rathes erhielt, bei der das Spanische als Geschäftssprache eingeführt und der alles dem Hause Oesterreich verbliebene, vormals spanische Besitzthum in Italien untergeordnet wurde. Diese Maßregel war um so verkehrter, als jene Länder, insbesondere Mailand und Neapel sich hauptsächlich aus dem Grunde mit so großem Eifer dem deutschen Zweige des Hauses Oesterreich zugewendet hatten, um der ihnen verhaßten spanischen Regierung los zu werden. Jetzt sollten sie neuerdings unter eine solche, nur mit dem nichtsbedeutenden Unterschiede gestellt werden, daß dieselbe zu Wien und nicht zu Madrid ihren Sitz hatte. Man war daher in den italienischen Provinzen hierüber nicht weniger verstimmt, als die deutsch-österreichischen Länder sich durch die auffallende Bevorzugung der Spanier am Wiener Hofe verletzt fühlten. Dieselbe ging um so weiter, als K. ganz ungerechter Weise gerade den Deutschen das zur Last legte, was er als das Unglück seines Lebens betrachtete, den Verlust der spanischen Krone. Statt sich die unermeßlichen Opfer ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die österreichischen Erbländer gebracht hatten, um ihm die Krone Spaniens zu erkämpfen, fand er, daß zur Erreichung dieses Zieles noch zu wenig geschehen sei. Viel ausgiebiger hätte man ihn mit Geld und mit Truppen unterstützen sollen, auf daß er noch bei Lebzeiten seines Bruders den spanischen Thron hätte besteigen können; dann wären ihm nach Josephs Tode doch auch die Kaiserkrone und die österreichischen Erbländer zugefallen. Für das Scheitern dieses Lieblingswunsches war es K. auch kein Ersatz, daß ihm, als ihn im J. 1716 seine Parteinahme für Venedig gegen die Pforte mit der Letzteren in Krieg verwickelte, bei Peterwardein ein glänzender Sieg errungen und in Folge dessen Temeswar erobert wurde. Im nächsten Jahre aber schlug Eugen von Savoyen, welchem K. diese Waffenthaten verdankte, die Türken bei Belgrad aufs Haupt und nahm diese Festung, die so lange Zeit hindurch als die Hauptstütze der osmanischen Herrschaft im südöstlichen Europa gegolten hatte. Durch den am 20. Juli 1718 zu Passarowitz abgeschlossenen Frieden gelangten Temeswar mit dem Banate und Belgrad mit dem nördlichen Theile Serbiens, wie es factisch bereits geschehen war, auch völkerrechtlich in Karls Besitz. Und gleichzeitig kam ein Handelsvertrag mit der Türkei zu Stande, welcher Oesterreich sehr große Vortheile darbot.

Die Versuchung liegt nahe, über Karls Charakter ein härteres Urtheil zu fällen als derselbe wirklich verdient, wenn man sieht, wie Eugen trotz seiner Großthaten für Oesterreich von der spanischen Partei am Wiener Hofe und deren Genossen zum Gegenstande einer Intrigue gemacht werden konnte, die auf nichts Geringeres als den Sturz des Prinzen abzielte. K. war schwach genug, den Verleumdungen, die man wider Eugen vorbrachte, sein Ohr nicht völlig zu verschließen und zu gestatten, daß man ihm über die verbrecherischen Plane, die

man dem Prinzen andichtete, noch ferner berichte. Eugens unerschrockenem Auftreten gelang es jedoch, das so fein gesponnene Netz zu zerreißen, und K. zeigte sich eifrig bemüht, dem Prinzen die ihm gebührende Genugthuung zu Theil werden zu lassen. Ueber die Unlauterkeit der Beweggründe, durch welche seine Günstlinge zum Mißbrauche ihres Einflusses auf ihn angetrieben wurden, vermochte man ihm freilich niemals die Augen völlig zu öffnen. In den Verhandlungen, die in den Jahren 1718 und 1719 wegen Aufgebung der Ansprüche Karls auf die spanische Krone und über die Vertauschung Sardiniens gegen Sicilien stattfanden, sowie in den Vorkehrungen, welche nothwendig wurden, um sich der letzteren Insel durch die Gewalt der Waffen zu bemächtigen, spielten die Spanier am Wiener Hofe eine sehr hervorragende Rolle. In geringerem Grade machte ihr Einfluß bei den Maßregeln sich fühlbar, welche von Seite des Kaisers nach dem Scheitern des Planes, die Krone Spaniens zu erwerben, mit gleicher Ausschließlichkeit ergriffen wurden, um die Nachfolge in dem Besitze der österreichischen Länder zu ordnen. Eigenthümlich ist es, daß er den ersten und wichtigsten Schritt hiezu in einem Augenblicke that, in welchem ihm aus fast siebenjähriger Ehe noch keine Kinder geboren waren, und daß er schon zu einer Zeit, in der er weder Söhne noch Töchter besaß, eifrig darauf ausging, den letzteren vor denen seines Bruders Joseph und vor seinen eigenen Schwestern das Nachfolgerecht in der Herrschaft über die österreichischen Länder zu sichern.

Am 19. April 1713 wurde die pragmatische Sanction, dieses so berühmt gewordene Grundgesetz des Hauses Oesterreich, vom Kaiser den vornehmsten Würdenträgern seines Reiches zuerst bekannt gemacht. Es bestimmte, daß alle österreichischen Länder stets ungetheilt vereinigt bleiben, daß sie zunächst auf die männlichen Nachkommen des regierenden Kaisers, in deren Ermanglung aber auf dessen Töchter, und erst wenn auch keine solchen vorhanden wären, auf die Töchter des Kaisers Joseph I. und deren männliche und weibliche Nachkommenschaft, jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden sollten. Gerade drei Jahre nach Erlassung der pragmatischen Sanction, am 13. April 1716 wurde dem Kaiser ein Sohn geboren. Aber nach wenigen Monaten starb er, und da K. nur noch Töchter erhielt, so trat der Conflict der pragmatischen Sanction mit der Erbfolgeordnung seines Vaters Leopold ein, nach welcher bei dem Aussterben des Mannesstammes des habsburgischen Hauses zuerst dessen eigene, dann die Töchter seines älteren Sohnes Joseph und dann erst diejenigen Karls nachzufolgen hatten. Die Berechtigung des Letzteren, diese Anordnung zu ändern, ist wol nicht zu bestreiten, und obgleich er bis an sein Lebensende die Hoffnung nicht vollständig aufgab, es könne ihm noch ein Sohn geboren werden, so arbeitete er doch mit rastlosem Eifer daran, für den Fall, daß dies nicht geschehen sollte, seiner ältesten Tochter die unbestrittene Erbfolge in allen österreichischen Ländern zu sichern. Ohne Zweifel erzielte er hiedurch auch eine seinen Absichten ersprießliche Wirkung. Denn durch einen Zeitraum von fast dreißig Jahren gewöhnten sich seine Erbländer daran, dasjenige Gesetz, welches sie feierlich anerkannt hatten und das ihnen fortwährend als Grundlage ihres öffentlichen Rechtszustandes hingestellt wurde, auch als solche zu betrachten. Und ebenso blieben auch den fremden Mächten gegenüber die zahlreichen, freilich nicht selten allzu kostspieligen Opfer, welche der Kaiser darbrachte, um von ihnen die Anerkennung der pragmatischen Sanction zu erlangen, nicht ganz ohne günstigen Erfolg. Mit weit größerem Nachdrucke hätten nach Karls Tode die fremden Kronprätendenten aufzutreten vermocht, wenn sie nicht Jedermann als wortbrüchig erschienen wären, und wenn sie selbst mehr, als es wirklich der Fall war, an ihre eigene Berechtigung zu glauben vermocht hätten.

Aber nicht nur das, was ihm selbst und seinem Hause, auch das, was seinen Ländern zu Gute kommen sollte, faßte K. ins Auge und trachtete es zu fördern. So wie in den zu Passarowitz abgeschlossenen Verträgen die Vorbedingungen zu ausgiebiger Belebung eines gewinnbringenden Handels mit der Türkei geschaffen wurden, so ergriff K. zahlreiche andere Maßregeln zur Erreichung des gleichen Zieles. In Triest, das er selbst besuchte, und in Fiume wurden Schiffe gebaut und sonstige Vorkehrungen in Menge getroffen, den Handel dieser Seeplätze mehr und mehr zu entwickeln. So wie hier nach der Levante, so sollten von den niederländischen Städten aus neue Handelsverbindungen nach Ost- und Westindien angeknüpft werden; zu diesem Zwecke wurde in Ostende eine eigene Compagnie gegründet und vom Kaiser in jeder Weise angelegentlich unterstützt. Die Errichtung von Fabriken und die Förderung alles dessen, was Wohlstand zu schaffen und zu verbreiten versprach, begünstigte K. mit freigebiger Hand. Selbst gründlich unterrichtet, kannte er den engen Zusammenhang der geistigen und der materiellen Interessen eines Volkes. Die Bildung des Letzteren zu heben, ließ er in jeder Weise sich angelegen sein. Und wohl wissend, daß derselben nichts so sehr im Wege steht als klerikaler Obscurantismus, begünstigte ihn K. in gar keiner Weise. In den wieder auftauchenden Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten im deutschen Reiche verfuhr er mit Klugheit und Mäßigung. Auch in seinen eigenen Ländern, insbesondere in Ungarn zeigte er sich von jeglicher Bedrückung Andersgläubiger entfernt. So wie es schon im J. 1712 in Ungarn geschehen war, ließ er sich 1723 in Böhmen krönen. Durch vier Monate blieb er in diesem Lande und bemühte sich, dessen Bedürfnisse kennen zu lernen und sie zu befriedigen.

Von weniger günstigem Erfolge als diese Thätigkeit für das Wohl seiner Länder waren Karls Bestrebungen begleitet, insofern sie deren Stellung nach Außen hin betrafen. Jahrelang schleppte in Cambray der Congreß fruchtlos sich hin, der zusammengetreten war, um die verschiedenen Streitpunkte zwischen den europäischen Mächten zu schlichten. Da man mit den dortigen Verhandlungen nicht ans Ziel kam, wurden solche, und zwar zwischen dem Kaiser und Spanien allein angeknüpft. Für letzteres erschien im November 1724 der Freiherr v. Ripperda in Wien, und nun begann jene merkwürdige Negociation, in welcher noch einmal die Macht der deutschen und der spanischen Partei am Wiener Hofe sich maß. Man kann wol sagen, daß Alles, was gut österreichisch dachte, auf Seite der ersteren stand, Alles aber, was in kriechender Unterwürfigkeit der unseligen Vorliebe des Kaisers für spanisches Wesen schmeichelte oder andere selbstsüchtige Zwecke verfolgte, zu der letzteren hielt. Sie war es denn auch wirklich, welche für einige Zeit wenigstens die Oberhand erlangte, und zum ersten Male sehen wir die Frage der Verheiratung der Töchter des Kaisers sowie die pragmatische Sanction in den Kreis der Verhandlungen mit den fremden Mächten gezogen, in welchem sie von nun an den vordersten Platz einnahm. Jeden Augenblick wiederholte Ripperda, daß es seinem Hofe um nichts so sehr als um die Hand der Erzherzogin Maria Theresia für den Infanten Don Carlos zu thun sei. Aber er ließ sich, um desto sicherer an dieses Hauptziel seiner Bemühungen zu gelangen, doch herbei, einstweilen zum Abschlusse der schon in Verhandlung befindlichen drei Tractate zu schreiten. Am 30. April und am 1. Mai 1725 kamen sie zu Stande. Durch den ersten Vertrag garantirte der König von Spanien in feierlicher Weise die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Außerdem sollten die von beiden Monarchen ihren Unterthanen verliehenen Würden fortan in Kraft bleiben, eine Bestimmung, an welcher den spanischen Günstlingen des Kaisers sehr viel gelegen war, denn hiedurch wurde ja ihre ihm abgeschmeichelte Erhebung zu Granden von Spanien bestätigt.

Der zweite Tractat war ein Schutz- und Trutzbündniß, der dritte endlich ein Handelsvertrag. Nicht so sehr diesen Tractaten als dem vierten Vertrage, der zwischen dem Kaiser und Spanien am 29. August 1725 abgeschlossen wurde, lag eine gegenseitige Unaufrichtigkeit zu Grunde, und er trug daher den Keim des Zerfalles schon in sich. Die wichtigste Abmachung bestand darin, daß jeder der beiden Infanten aus der zweiten Ehe des Königs eine der drei Töchter des Kaisers, die damals am Leben waren, zur Gemalin erhalte. K. hoffte noch immer darauf, daß ihm ein Sohn geboren und dieser der alleinige Erbe seines gesammten Länderbesitzes sein werde, und da seine jüngste Tochter erst zwei Jahre zählte, konnte diese Hoffnung durchaus keine unbegründete genannt werden. Und auch für den Fall ihrer Nichterfüllung blieb ihm noch immer die freie Verfügung mit der Hand seiner ältesten Tochter, denn den Verpflichtungen, die er durch den Tractat einging, hätte er auch durch die Vermälung seiner beiden jüngeren Töchter mit den zwei spanischen Infanten vollständig genügt. Aber die Königin Elisabeth von Spanien, welche die Seele dieser Verhandlungen war, sah die Sache ganz anders an. Ihr war es um die Erwerbung der österreichischen Länder für ihre Söhne oder wenigstens für einen derselben zu thun. Und in Wien erhoben sich sogar Stimmen, welche andeuteten, daß die Königin zur Verwirklichung dieses Planes vielleicht sogar vor einem Verbrechen nicht zurückscheuen würde. Wenn ihr Sohn Carlos sich mit der Hand der zweitgebornen Erzherzogin begnügen müßte, so liege hierin eine nicht gering anzuschlagende Gefährdung des Lebens oder wenigstens der Gesundheit der ältesten Tochter des Kaisers.

Auf so schwankende Grundlagen gebaut, konnten die Verträge Karls mit Spanien nicht lange Zeit hindurch aufrecht erhalten werden. Als Elisabeth sich im Laufe der nächstfolgenden Jahre immer tiefer mit der Ueberzeugung durchdrang, es werde ihr nicht gelingen, die Hand der ältesten Tochter des Kaisers für Don Carlos zu erlangen, warf sie sich plötzlich nach der entgegengesetzten Seite, und Spanien schloß am 9. November 1729 mit England und Frankreich den Tractat von Sevilla, der den österreichischen Unterthanen alle ihnen durch die Wiener Verträge zugewendeten Begünstigungen entzog und den Kaiser zu völliger Aufhebung der Ostendischen Compagnie nöthigen sollte.

Mit Recht war K. über diesen Vertragsbruch erbittert, und er konnte sich außerdem die Gefahr nicht verhehlen, in die er sich durch die feindselige Haltung der mächtigsten Staaten Europa's versetzt sah. Nur Preußen, welches jedoch damals noch wenig mitzählte, und Rußland, dessen Hilfe schon wegen seiner großen Entfernung nicht sehr hoch anzuschlagen war, hielten zu ihm. Dennoch blieb K. standhaft, die umfassendsten Rüstungen unternahm er, und binnen kurzem befand sich ein starkes kaiserliches Heer kampfbereit in Italien. Aber es kam nicht zu offener Feindseligkeit, und zudem dauerte das gute Einvernehmen zwischen Karls Gegnern nicht lang. Die wachsende Mißhelligkeit zwischen ihnen bewog zuerst England, sich dem Kaiserhofe wieder zu nähern. Am 16. März 1731 schloß es mit ihm den zweiten Wiener Vertrag ab, in welchem K. sich zu gänzlicher Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft anheischig machte. England gewährleistete dagegen die pragmatische Sanction unter der Bedingung, daß die Erzherzogin, welche zur Erbfolge in den österreichischen Staaten berufen würde, weder einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch einem solchen vermält werde, dessen Macht das europäische Gleichgewicht gefährden könnte. So tief war der Eindruck, den der Abschluß dieses Vertrages, dem binnen kürzester Frist auch Holland beitrat, in Europa hervorbrachte, daß sogar Spanien, nachdem es noch einmal und neuerdings fruchtlos den Versuch gemacht hatte, eine der beiden noch am Leben befindlichen Erzherzoginnen — die jüngste, Amalie, war am

19. April 1730 gestorben — für Don Carlos als Gemalin zu erhalten, schließlich diesem Projecte entsagte und sich dem Wiener Vertrage ebenfalls anschloß.

So hatte denn K. seinen sehnsüchtigen Wunsch großentheils erreicht und die pragmatische Sanction war von allen hervorragenderen Mächten Europa's mit Ausnahme Frankreichs gewährleistet worden. Da trat ein Ereigniß ein, welches den Kaiser wieder um die Frucht all' der unermeßlichen Anstrengungen zu bringen drohte, die er zur Erreichung jenes Zweckes gemacht hatte. Am 1. Februar 1733 starb August II., König von Polen, Kurfürst von Sachsen, und es entspann sich um die Nachfolge auf dem polnischen Throne ein erbitterter Streit, in welchem K. nach einigem Schwanken für Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, Frankreich aber für Stanislaus Leßczynski, Schwiegervater König Ludwigs XV. Partei nahm. Der Krieg, der hierüber ausbrach, wurde von Seite Oesterreichs nicht glücklich geführt. Für so hoffnungslos hielten am Schlusse des Jahres 1734 gerade die Generale des Kaisers die militärische Lage desselben, daß sie es waren, welche am nachdrücklichsten dazu riethen, auch mit Darbringung sehr beträchtlicher Opfer Frieden zu schließen. In der Abtretung Neapels und Siciliens an Don Carlos hätten sie bestanden, aber K. war dieser Gedanke so verhaßt und er wurde in seiner Abneigung hiegegen von seinen spanischen Günstlingen so sehr bestärkt, daß er es vorzog, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Aber während des nächsten Feldzuges geschah nicht das Geringste, wodurch ihm Anspruch auf günstigere Friedensbedingungen zu Theil geworden wäre; er mußte sich vielmehr denjenigen fügen, welche seine Gegner ihm auferlegten. Am 3. October 1735 wurden zu Wien die Präliminarien unterzeichnet, in denen jetzt auch Frankreich die pragmatische Sanction garantirte und erklärte, keiner vom Kaiser beabsichtigten Vermälung seiner Töchter widerstreben zu wollen. Von der bei Oesterreich verbleibenden Lombardei gelangten die Districte von Novara und Vigevano an den König von Sardinien. Neapel und Sicilien fielen an Don Carlos, wofür dem Kaiser in den Herzogthümern Parma und Piacenza ein sehr ungenügender Ersatz zu Theil wurde.

Wenn etwas den Schmerz des Kaisers über diesen ungünstigen Friedensschluß zu mildern vermochte, so bestand es darin, daß er nun endlich die Frage der Vermälung seiner Tochter Maria Theresia in einer Weise ordnen konnte, die seinen eigenen Wünschen und wol in noch höherem Maße denen seiner Gemalin und der Hauptbetheiligten entsprach. Am 12. Februar 1736 fand die Trauung der Erzherzogin mit Franz von Lothringen statt, und als derselbe sich drei Monate später nach langem Zögern und schwerem Kampfe mit sich selbst endlich zu der im Friedensvertrage gleichfalls festgesetzten Vertauschung seines Stammlandes gegen Toscana entschloß, versicherte ihn K. seines ernstlichen Willens, daß beide Häuser, Habsburg und Lothringen, künftighin nur mehr ein einziges Haus bilden sollten, sowie seiner festen Absicht, die Hand seiner zweitgebornen Tochter Marianne keinem anderen Bewerber als dem Prinzen Karl, des Herzogs jüngerem Bruder zu Theil werden zu lassen.

Der flüchtige Sonnenblick, welchen die Vermälung seiner Tochter Maria Theresia auf die Lebenstage des Kaisers warf, erlosch jedoch bald wieder. Schon binnen Kurzem brach zwischen Rußland und der Türkei ein Krieg aus, und K. glaubte sich in Folge seines Bündnisses mit der ersteren Macht zur Hülfeleistung verpflichtet. Ja er ging darüber noch hinaus und trat, von der Erwartung verlockt, die soeben erlittenen Verluste nach einer anderen Seite hin wieder wettmachen zu können, mit einem ganzen Heere in den Kampf. Aber seine zuversichtliche Hoffnung auf einen baldigen und günstigen Ausgang des Krieges sollte gar bitter enttäuscht werden. Die Einnahme von Nisch, mit welcher der erste Feldzug eröffnet wurde, schien auch das einzige glückliche Ereigniß desselben zu bleiben.

Von nun an reichte ein Unglücksfall, ein Mißgriff der kaiserlichen Generale dem anderen die Hand. Noch schlechter ging es in den zwei folgenden Jahren. Das für uneinnehmbar gehaltene Orsowa ergab sich den Türken; am 23. Juli 1739 aber schlugen sie die kaiserliche Armee bei Krotzka und belagerten Belgrad. Trotz der Widerstandsfähigkeit dieses Platzes schloß Feldmarschall Graf Neipperg am 1. September einen übereilten Frieden, durch welchen mit Ausnahme von Temeswar Alles, was durch den Passarowitzer Vertrag gewonnen worden war, an die Pforte zurückfiel. Zu ihrer Sicherstellung räumte Neipperg den Janitscharen ein Thor von Belgrad ein und machte es dem Kaiser dadurch unmöglich, dem Friedenstractate die Ratification zu verweigern. Mit tiefstem Schmerze mußte K. sich in das Unvermeidliche fügen. „Dies Jahr nimmt", schrieb er am 30. September 1739 seinem vertrauten Rathgeber Bartenstein, „viele Jahre meines Lebens weg, an welchen jedoch nur wenig gelegen ist. Gottes Wille geschehe! Er gebe mir die Kraft es zu ertragen, damit ich dadurch meine großen Sünden abbüße, und wo ich gefehlt, es mir zur Besserung und Warnung dienen lasse."

Diese und ähnliche Worte, wie sie in den zahlreichen Aufzeichnungen des Kaisers häufig vorkommen, weisen darauf hin, daß er trotz seines steifen und abgemessenen Benehmens und der überaus hohen Meinung, die er von seiner Würde hegte, doch ein frommer, innerlich demuthsvoller Mensch war. Auch das Mißgeschick, welches er darin erblickten mußte, daß, so lang er lebte, Marie Theresia drei Töchter nacheinander und nicht den so sehnlichst erwarteten Thronerben gebar, verursachte ihm unendlichen Kummer. Durch den am 6. Juni 1740 ganz plötzlich erfolgten Tod seiner ältesten Enkelin, die er ungemein liebte, wurde K. noch tiefer gebeugt, ohne daß er viel darüber gesprochen oder es unterlassen hätte, seinen früheren Gewohnheiten nachzugehen. So verlebte er den Frühling des Jahres 1740 wieder in Laxenburg, den Hochsommer in seinem bevorzugten Lustschlosse Favorita, und in den ersten Tagen des October begab er sich nach Halbthurn, um sich dort mit seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, zu ergötzen. An einer Erkältung, die er sich hierbei zuzog, erkrankt, kehrte er früher, als er es beabsichtigt hatte, nach Wien zurück. Ein heftiges, sich oftmals wiederholendes Erbrechen, das ihn während der Reise befiel, erfüllte seine Umgebung mit einer Besorgniß, die nur zu bald gerechtfertigt wurde. Mit immer größerer Gewalt kehrte das Erbrechen zurück. Nachdem er seine letztwilligen Verfügungen getroffen und von seiner Umgebung den rührendsten Abschied genommen hatte, starb K. am 20. October 1740; er war erst vor wenig Tagen in sein 56. Lebensjahr getreten. Man hatte ein solches Ereigniß nicht erwartet, da er stets eine kräftige Gesundheit besessen hatte, und, wie seine Zeitgenossen behaupten, seine letzte Krankheit auch seine erste gewesen war. Der preußische Gesandte Borcke traf wol das Richtige, indem er von K. sagte: „Er hat all die Schmerzen seiner letzten Lebensjahre in sich selbst hinabgeschlungen, ohne sich jemals zu beklagen; sie aber brachen ihm das Herz."

Eine eigenthümliche Mischung sich widerstreitender Elemente macht sich in Karls Charakter bemerkbar. Während sein ernstes und zurückhaltendes Wesen ihm den Anschein von Hochmuth verlieh, legte er in näherem Verkehre und insbesondere gegen seine eigentliche Umgebung eine wahrhaft gewinnende Vertraulichkeit an den Tag, wie denn überhaupt Milde und Wohlwollen gegen Andere ein Hauptzug seines Charakters waren. Er besaß eine nicht gewöhnliche geistige Bildung und liebte die Wissenschaften und die Künste mehr als die meisten seiner Vorgänger. Wien verdankt ihm eine Reihe der schönsten Gebäude, und die kaiserliche Hofbibliothek nicht nur die prachtvollen Räumlichkeiten, in denen sie noch heut zu Tage untergebracht ist, sondern auch höchst ansehnliche Bereicherungen ihrer Schätze. Aber so wenig ihm auch ein verständiges Urtheil,

ja selbst ein gewisser Scharfsinn abzusprechen sind, so wenig kann man bestreiten, daß ihm jener Sinn für das Große, jener weit ausschauende Blick versagt war, dessen er in seiner Stellung so dringend bedurft hätte. Im Einzelnen unschlüssig und nur schwer zu einer Entscheidung zu bewegen, hielt er an derselben, wenn er sie einmal gefaßt hatte, mit zähester Ausdauer fest. Zur Ehre gereicht ihm, daß er in einer Zeit, in der es als Thorheit galt, gegebene Versprechungen zu erfüllen, denselben unerschütterlich treu blieb. Aber es war ein verhängnißvoller Fehler, der ihm zu empfindlichstem Nachtheile gereichte, daß er trotz täglicher Erfahrung des Gegentheils ein Gleiches auch bei Anderen voraussetzte. Durch schwerwiegende Opfer erkaufte er Zusagen von ihnen, die sie bei der ersten Gelegenheit brachen. Hiedurch aber gab er selbst nicht wenig Veranlassung zu der Bedrängniß, in welche nach seinem Tode seine Nachfolgerin in dem Besitze der österreichischen Länder gerieth. v. Arneth.

Karl VII., Deutscher Kaiser, Kurfürst von Baiern, geb. am 6. August 1697, † am 20. Januar 1745, war der erstgeborene Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern aus zweiter Ehe mit Therese Kunigunde, der Tochter des Polenkönigs Johannes Sobiesky. In die Jugendzeit Karl Alberts fällt der Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs, an welchem Max Emanuel als Bundesgenosse Ludwigs XIV. hervorragenden Antheil nahm. Nach glücklichen Anfängen erfolgte ein völliger Umschwung durch die Niederlage bei Höchstädt, und der Kurfürst sah sich genöthigt, sein Land den kaiserlichen Truppen zu überlassen. Das Wiener Cabinet enthüllte bald seine Absicht, das mit den Waffen eroberte Gebiet in eine österreichische Provinz zu verwandeln. Die Kurfürstin selbst leistete diesem Plane Vorschub, indem sie, die sich nach ihres Gatten Willen so lang als möglich als Regentin in Baiern hätte behaupten sollen, nach Venedig übersiedelte; als sie in ihr Land zurückkehren wollte, wurde ihr der Einlaß verweigert, wozu eine angeblich entdeckte Verbindung mit den Aufständischen als Vorwand diente. Auf kaiserlichen Befehl wurden nun die vier ältesten Söhne des Kurfürsten nach Klagenfurt abgeführt, wo sie wie Kriegsgefangene behandelt und bewacht wurden. Nachdem über Max Emanuel die Reichsacht ausgesprochen war, blieb den Kindern nur noch gestattet, sich Grafen von Wittelsbach zu nennen. Erst nach dem Tode Josephs I., des unversöhnlichsten Feindes des bairischen Hauses, gestaltete sich die Lage der Prinzen etwas günstiger. Sie wurden nach Graz gebracht, wo ihnen in der kaiserlichen Burg Wohnung, ja sogar ein eigener Hofstaat angewiesen wurde. Max Emanuel, der an der Spitze französischer Truppen in den Niederlanden kämpfte, betrachtete diesen Umschwung nur mit Mißtrauen, denn er fürchtete, man wolle die unerfahrenen Knaben ihren Eltern entfremden und den Absichten und Wünschen des habsburgischen Hofes gefügig machen. Kaiser Karl verlieh sogar dem Kurprinzen den Orden vom goldenen Vließ, und die Ueberreichung der Insignien wurde am 17. Febr. 1715 mit demonstrativen Festlichkeiten gefeiert. Bald darauf konnten nach erfolgtem Friedensschluß die Prinzen in ihr Vaterland zurückkehren. Noch im nämlichen Jahre wurde K. großjährig erklärt, nachdem er im großen Saale des Lustschlosses Schleißheim aus zahlreichen wissenschaftlichen Fächern eine öffentliche Prüfung „mit ungetheiltem Beifall aller zugegen gewesenen Individuen“ bestanden hatte. Er hatte in Graz den gewöhnlichen Jesuitenunterricht genossen und insbesondere für Sprachen ungewöhnliche Befähigung gezeigt. Er soll in den Jahren der Gefangenschaft von tiefer Schwermuth befangen gewesen sein, wie sie ihn am Abend des Lebens wieder heimsuchte. Auf Reisen nach Frankreich und Italien kam aber das Behagen an sinnlichem Lebensgenuß zum Durchbruch, sodaß sein Oheim, der Kurfürst von Köln, über den „violenten jungen Tollhans, der viel

Inclination für Weiber und Wein habe“, bittere Klage führte. Die Herzogin von Orleans schreibt (29. Mai 1718): „Die Prinzen von Baiern sollen gar nicht hübsch sein, aber viel Verstand haben; vatert’s sich bei ihnen, so werden sie den Grisetten brav nachlaufen.“ Als im Sommer 1717 eine kaiserliche Armee gegen die Türken zog, führte der Kurprinz eine bairische Division nach Ungarn und zeichnete sich, wie der große Schlachtenmeister Prinz Eugen dem Vater berichtete, bei der Eroberung Belgrads durch Unerschrockenheit und Umsicht rühmlich aus. Während seines kurzen Aufenthalts am Wiener Hofe gewann er durch bescheidenes und leutseliges Auftreten viele Freunde. Nach der Rückkehr an den Hof des Vaters lebte er sich jedoch nur allzu rasch in die hier herrschende Sitte ein; er huldigte mit Leidenschaft jeder Art höfischen Sports und war bald in eine „ernste“ Liaison mit einem Hoffräulein von Ingenheim verwickelt. Um die Ausführung des voreilig gegebenen Eheversprechens zu verhindern, beeilte sich der Vater, für seinen Sohn um die Hand der Erzherzogin Maria Amalia, der jüngeren Tochter Kaiser Josephs I., zu werben. Kaiser Karl willigte in die Verbindung, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Kurfürst und sein Sohn die zu Gunsten der ältesten Kaisertochter errichtete pragmatische Sanction anerkennen und auf jeden Anspruch auf österreichische Erbstaaten Verzicht leisten müßten. Am 25. Septbr. 1722 wurde der Heirathsvertrag abgeschlossen und die Vermählung mit großen Festlichkeiten in der Favorite zu Wien gefeiert. Max Emanuel hatte sich aber auf jenen Vergleich erst eingelassen, nachdem ihn sein Kanzler Unertl durch ein Gutachten beruhigt hatte, daß jene Verträge „nur die weiblichen österreichischen Jura betreffen thun und man sich hierin der recht nit begeben hat, die dem Churhaus Bayern in casum zustehen, da Oesterreich sine masculo decidiren sollte.“ Welche Bedeutung man auf bairischer Seite diesem Vorbehalt beimaß, wurde dem Wiener Cabinet erst enthüllt, als das von Unertl erwähnte Ereigniß wirklich eintrat. Das scheue, ernste Wesen der Kaisertochter, die den sprudelnden Esprit der nach französischem Vorbild eingerichteten Höfe nicht kannte, den größten Theil des Tages Andachtsübungen widmete und nur für einsames Jagdvergnügen Interesse zeigte, war nicht geeignet, den Gatten von seiner lockeren Lebensweise abzuziehen. Als er vollends den glänzenden französischen Hof kennen gelernt und nach des Vaters Tod (26. Febr. 1726) selbst die Regierung übernommen hatte, wetteiferte das Hoflager zu Nymphenburg und Schleißheim mit dem Palais Royal nicht nur an Prunk, sondern an Zügellosigkeit der Sitten. Dessen ungeachtet ist es ebenso ungerecht wie unrichtig, wenn Schlosser, Gfrörer und andere Historiker den Fürsten nur als Libertin und Verschwender schildern. Nicht nur durch zahlreiche Aussprüche von Zeitgenossen ist erwiesen, daß er vieler trefflicher Eigenschaften halber geschätzt und beliebt war, sondern auch tausende von eigenhändigen Signaten bezeugen, daß er selbständig und zwar mit seltenem Eifer und Thatendrang in den Verwaltungsorganismus eingriff. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte zeigte er löblichen Willen, in die zerüttete Finanzlage Baierns Ordnung zu bringen, allein leider nicht mit der nöthigen Ausdauer, so daß bald wieder nur noch da gespart wurde, wo es sich unter den obwaltenden Verhältnissen am wenigsten empfahl: im Militärwesen. Gerade damals hätte in Baiern nicht minder wie in Preußen der Staatsklugheit erstes Gesetz geboten, eine möglichst zahlreiche und kriegstüchtige Armee heranzubilden. Dagegen war die bairische Armee bei Ausbruch des Kriegs in kläglichem Zustand; daraus erklären sich hauptsächlich die Hülflosigkeit und die demüthigende Abhängigkeit des Kriegsherrn von fremder Gunst und Hülfe. Wer wie der Kurfürst die stattlichsten Reiche Europa’s zu gewinnen trachtete, hätte zu allen Stunden dieses Ziel des Ehrgeizes vor Augen behalten, den unumgänglich erforderlichen Vorbereitungen

alles Andere unterordnen müssen. Da war es am allerwenigsten am Platze, für Prunkbauten und Feste, Schauspiele und Wallfahrten sich einen Aufwand zu erlauben, der schon an und für sich zu den Einkünften in keinem Verhältniß stand. Mit geringerer Berechtigung dürfte gegen ihn der Vorwurf erhoben werden, er habe zweideutige Politik getrieben, denn es wurden ja überhaupt zu keiner Zeit mehr Verträge geschlossen und Verträge weniger beachtet, als im Jahrhundert der Cabinetskriege. So sieht man denn auch Kurfürst Karl Albert am 1. Septbr. 1726 mit dem Haus Oesterreich ein „unzertrennliches Freundschaftsbündniß" schließen, am 12. Novbr. 1727 den Allianzvertrag mit Frankreich, das mit Baiern auch nach dem Utrechter Friedensschluß in Fühlung geblieben war, erneuern. Die Beziehungen zum kaiserlichen Hause blieben anscheinend freundschaftlich; häufig wurden zwischen den Mitgliedern der beiden Höfe Besuche und Geschenke gewechselt, für das Project einer Vermählung des ältesten Sohnes Karl Alberts mit Maria Theresia fanden sich in München und Wien viele Freunde. Als aber Kaiser Karl VI. im Herbst des J. 1731 vom Reich die Sanction seiner Erbfolgeordnung forderte, erhob Baiern plötzlich Protest, und jetzt ließ K. dem allmächtigen Gebieter Frankreichs, dem Kardinal Fleury, im tiefsten Geheimniß durch Graf Törring eröffnen, daß er als „gerader Descendent und Erbe Ferdinandi Primi und seiner Gemahlin Anna" die Erbberechtigung der Erzherzogin Maria Theresia bestreite. Für den Fall des Aussterbens des männlichen Stammes der Habsburger sei durch das Testament Ferdinands I. die Nachfolge in den habsburgischen Landen dem bairischen Hause zugesichert. Dem Kardinal gereichte es zwar zu hoher Befriedigung, daß durch das Hülfegesuch Baierns das Schiedsrichteramt in der hochwichtigen Frage in seine Hände gelegt war, aber er trug Bedenken, positive Hülfeleistung in Aussicht zu stellen. Der Kurfürst möge warten, erwiderte er, „bis auf den Tag, da sich zwei Augen schließen". Die Zauderpolitik Fleury's hatte zur Folge, daß sich K. nochmals dem Kaiser näherte und zum Krieg mit der Pforte 1738 ein baierisches Hülfscorps zur Verfügung stellte, während er sich bei Ausbruch des polnischen Erbfolgekrieges unter allerlei Ausflüchten geweigert hatte, sein Reichscontingent gegen Frankreich marschiren zu lassen. Noch wurde zwischen den Höfen von München und Wien die Frage lebhaft erörtert, ob der Verzicht Karls und seiner Gemahlin nicht auch die älteren Rechte Baierns annullire, als — am 20. October 1740 — Kaiser Karl VI. starb. Nach einigem Sträuben verstand sich die österreichische Regierung zur Herausgabe des vielbesprochenen Testaments Ferdinands I. Es zeigte sich, daß nicht, wie man auf bairischer Seite vermuthet hatte, nach dem Aussterben der männlichen, sondern der ehelichen Leibeserben der Söhne Ferdinands den Nachkommen der Tochter, d. h. dem bairischen Haus die Nachfolge zustehen sollte, aber der gelehrte Kanzler des Kurfürsten, Unertl, erklärte, die Anwartschaft des bairischen Hauses sei auch nach obigem Wortlaut zu Recht bestehend. Zur Erläuterung und Ergänzung der Testamentsbestimmungen seien nothwendiger Weise auch die Ehepakten Herzog Albrechts V. und der Erzherzogin Anna heranzuziehen, und hier werde ausdrücklich nur von den „männlichen" Leibeserben gesprochen. Die Ansicht der Juristen über die Rechtsfrage, ob unter den gegebenen Verhältnissen dem Regredienterben oder der Erbtochter der Vorzug gebühre, war getheilt. In Wien selbst war man von der Unanfechtbarkeit des Erbrechts Maria Theresia's nicht so fest überzeugt, als man sich in officiellen Deductionen den Anschein gab. Mehrere Minister waren der Ansicht, daß Kurbaiern gerechte Ansprüche erhebe, oder daß man doch den nächsten Verwandten und unbequemen Nachbar aus Opportunitätsgründen durch eine Gebietsabtretung befriedigen müsse. Allein die junge Königin trat diesem Ansinnen ebenso entschieden entgegen, wie den

Forderungen, zu welchen sich das Berliner Kabinet berechtigt glaubte. In Volkskreisen hatte K. A. zahlreiche Anhänger. „Die Bevölkerung Wiens und des Landes“, berichtete der preußische Gesandte an seinen Hof, „spricht sich so offen und unverhohlen für Baiern aus, daß ohne Zweifel, wenn der Kurfürst an der Spitze von nur zwei Bataillons hieher käme, Alles ihm zufallen würde.“ Jetzt trat aber auch in Baiern zu Tage, wie armselig man sich auf die sehnlichst erwartete Katastrophe vorbereitet hatte. Der preußische Gesandte Klinggräff, der eine Annäherung Baierns an Preußen am Münchener Hofe erwirken sollte, entwirft von den baierischen Militärverhältnissen ein trübes Bild, ebenso wenig waren die Minister des Kurfürsten so schwierigen Aufgaben gewachsen, auch K. selbst besaß nicht jene Spannkraft, jene Schlagfertigkeit, die den preußischen König Wunder wirken ließen. K. verließ sich allzusehr auf die Hülfe Frankreichs und gerieth dadurch in eine schimpfliche Abhängigkeit vom Versailler Hofe, die selbst in jenen Tagen, da die Selbstachtung der Deutschen so tief gesunken war, unerträglich schien. Fleury setzte auch nach Karls VI. Tod das alte Ränkespiel fort: er versicherte Maria Theresia unwandelbarer Freundschaft und eröffnete ihrem Gegner, dem Kurfürsten, auf thatkräftige Unterstützung verlockende Aussicht. Rascher wurden Karls Absichten gefördert durch den Angriff König Friedrichs auf Oesterreich. Der große König wollte vor Allem verhindern, daß dem Gemahl der Maria Theresia die Kaiserkrone zufalle und die neue lothringische Dynastie das volle Erbe des habsburgischen Hauses antrete. Da aber der protestantische König selbst nicht darauf zählen konnte, die Stimmen der katholischen Kurfürsten zu gewinnen, war für den bairischen Kurfürsten einige Aussicht eröffnet, die Bewerbung des Großherzogs von Lothringen zu vereiteln und die Kaiserkrone an das Wittelsbachische Haus zu bringen. Der Kurfürst von Köln, Clemens August, war sein Bruder, und mit dem stammverwandten Hause von Kurpfalz war am 15. Mai 1724 ein Allianz- und Erbvertrag geschlossen worden. Dagegen wollte freilich der Kurfürst von Sachsen selbst als Bewerber auftreten und suchte insgeheim an den außerdeutschen Höfen für dieses Project Freunde zu gewinnen. Auch Georg II., König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover, konnte sein Interesse nur dadurch gewahrt glauben, daß kein mit Frankreich verbündetes Haus zur ersten Würde im deutschen Reiche gelange. Die Kurfürsten von Mainz und Trier hatten sich schon durch Verträge mit Karl VI. ausdrücklich verpflichtet, für den Gemahl der kaiserlichen Erbtochter zu stimmen. Unmittelbar nach Eröffnung des Wahltags zu Frankfurt hatte es also den Anschein, Großherzog Franz werde die Mehrheit der Wahlstimmen erlangen, aber diese Hoffnungen begannen sofort zu schwinden, als König Friedrich den glänzenden Sieg bei Mollwitz erfocht. Unter dem Eindruck dieser alle Welt überraschenden, betäubenden Nachricht gewannen auch am Hofe Ludwigs XV. die Chauvinisten, die Fleury's Zauderpolitik als schmachvoll für die französische Nationalehre verlästerten, die Oberhand; jetzt konnten Graf Belleisle und seine Freunde vor dem schwankenden König die Macht Oesterreichs als so geschwächt darstellen, daß Frankreich sich nur in Waffen zu erheben brauche, um dem alten Widersacher der Bourbons den Gnadenstoß zu geben. Dagegen drohe Gefahr, daß der Großherzog von Lothringen, sobald er zu Macht und Ansehen gelange, erneuten Anspruch auf seine Stammlande erheben werde; um der Integrität Frankreichs willen sei demnach geboten, daß die Kaiserkrone einem andern, am besten wol dem bairischen Hause zugewendet werde. Mit feurigem Eifer war Belleisle thätig, dieses Programm zu verwirklichen. Seinen Geschenken, Drohungen und Versprechungen gelang es auch rasch, die Freunde des Großherzogs in Anhänger des bairischen Candidaten zu verwandeln. Im Mai 1741 begab sich Belleisle an das Hoflager Karls nach

Nymphenburg, um mit dem Kurfürsten und seinen Räthen die von Frankreich und Baiern gemeinsam zu eröffnenden Kriegsoperationen zu berathen; der angebliche Nymphenburger Vertrag vom 18. Mai 1741 aber, wonach sich K. zu den schimpflichsten Zugeständnissen an die Krone Frankreich verpflichtet hätte, ist nur ein Machwerk seiner Gegner. Aus den zwischen dem französischen Cabinet, Belleisle und dem Kurfürsten gewechselten Briefen erhellt, daß noch im Mai, ja im Juni 1741 Fleury keineswegs gesonnen war, zur Unterstützung des Kurfürsten in einen Krieg mit Oesterreich einzutreten; erst im Juli erfolgte ein factischer Umschwung dieser dilatorischen Politik, und es wurden nun allerdings Verträge mit Baiern abgeschlossen, die jedoch jene in dem gefälschten Tractat aufgeführten Bedingungen nicht enthalten. Inzwischen war auch zwischen Preußen und Baiern ein Bündniß zu Stande gekommen. König Friedrich mahnte unablässig den Kurfürsten, er möge in die wehrlos preisgegebenen österreichischen Lande einmarschiren. Am 31. Juli 1741 wurde endlich mit der Wegnahme Passau's der Feldzug eröffnet. Nach dem Eintreffen der französischen Hülfstruppen zog K. stromabwärts an der Donau weiter. Die Franzosen trugen zwar baierische Kokarden an den Hüten, allein ihre Generale waren keineswegs gesonnen oder angewiesen, sich dem Commando des zum französischen Generallieutenant ernannten deutschen Fürsten unbedingt zu fügen. Schon schwärmten die leichten Reiter des bairisch-französischen Heeres um die Wälle der Hauptstadt, als plötzlich die Richtung gegen Wien aufgegeben und die Straße nach Böhmen eingeschlagen wurde. König Friedrich spricht in seiner Geschichte der schlesischen Kriege über diesen Streich seines Bundesgenossen, der alles spätere Unheil verschuldet habe, den schärfsten Tadel aus, allein aus der Correspondenz Belleisle's mit K. läßt sich ersehen, daß das französische Cabinet den Vormarsch gegen Wien geradezu verbot und die französischen Offiziere angewiesen waren, dem Kurfürsten nur nach Böhmen zu folgen, andernfalls den Rückweg anzutreten. K. selbst äußert später: „Die Franzosen wollten es immer mit der Gais halten und dem Kohl nicht wehe thun lassen, sie wollten selbst nicht, daß ich Herr von Wien werde, ihr Prinzip war, den Einen durch den Andern zu schwächen, um schließlich die Theilung des Löwen vornehmen zu lassen.“ Am 25. Novbr. 1741 wurde Prag durch einen nächtlichen Sturm eingenommen, am 29. Dec. huldigten vierhundert Reichsstände dem „rechtmäßigen Erben Karls VI.“ als König von Böhmen. Diese glücklichen Erfolge und König Friedrichs mächtiger Einfluß ebneten auch den Boden in Frankfurt. Am 24. Januar 1742 wurde K. von den Vertretern sämmtlicher Kurfürsten — das für diesmal ausgeschlossene Böhmen ausgenommen — einstimmig gewählt, nicht ohne sich neue Beschränkungen der kaiserlichen Machtbefugnisse gefallen lassen zu müssen. „In der Wahlstadt kündeten bei Tag Glockengeläute und Kanonendonner und Nachts emporrauschende Lustfeuer, daß ein neuer Kaiser erkoren sei, berufen, wie der Titel prahlte, das weltliche Schwert der ganzen Christenheit zu führen, aber nicht befugt, den Geringsten aus deutschen Landen außer seinem eigenen Gebiet zu Schutz und Rettung aufzurufen, ein Oberhaupt, das von der ganzen glänzenden Versammlung um ihn her die „allerunterthänigsten“ Complimente erwarten, aber auf Niemands Treue zählen durfte“. Am 12. Febr. 1742 wurde K. in Frankfurt gekrönt — am nämlichen Tage hielt der ungarische Reitergeneral Menzel mit seinen gefürchteten Schaaren Einzug in der bairischen Hauptstadt. Denn mit überraschender Schnelligkeit war auf die glänzende Krönungsfeier in Prag, die als Peripetie im Drama des österreichischen Erbfolgekriegs gelten kann, ein fast von Niemand erwarteter Aufschwung Oesterreichs erfolgt. Khevenhiller spielte den Krieg nach Baiern, und bald war das ganze Land eine Beute der schonungslos sengenden und brennenden Panduren. Kurz vorher schien Oesterreich die wehrlose Beute der ringsum

gelagerten Feinde zu sein; jetzt konnte Maria Theresia mit den englischen Diplomaten darüber verhandeln, ob man nicht Elsaß und Lothringen dem sogenannten Kaiser als Ersatz für sein Baiern geben sollte. Die Lage des Kaisers, der sich, da ihm der Weg in die Erblande abgeschnitten war, in Frankfurt aufhalten mußte, war eine verzweifelte. „Meine Krönung ist gestern vor sich gegangen“, so schildert er in einem Briefe an Graf Törring seine Stimmung, „mit einer Pracht und einem Jubel ohne Gleichen, aber ich sah mich zu gleicher Zeit von Stein- und Gichtschmerzen angefallen, — krank, ohne Land, ohne Geld, kann ich mich wahrlich mit Job, dem Mann der Schmerzen, vergleichen, und kann nur auf Gott meine Hoffnung bauen, auf ihn, der dieses Unheil zuließ, auf ihn, der uns auch wieder Rettung senden kann.“ Um die zur Rettung nöthigen Vorkehrungen zu treffen, fehlte es K. an Selbstvertrauen und Schlagfertigkeit. Die scharfblickende Schwester Friedrichs, Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, urtheilt über ihn: „Er hätte ein besseres Schicksal verdient. Er war sanft, menschlich, leutselig und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen; von ihm konnte man sagen: auf einer zweiten Rangstufe würde er geglänzt haben, während er auf der ersten im Dunkel blieb. Sein Ehrgeiz war kühner als sein Genius. Wol war er ein Mann von hohem Geist, aber Geist allein macht den Mann nicht groß; seine Lage reichte über seine Sphäre und unglücklicher Weise hatte er Niemand um sich, der seine fehlenden Talente ersetzt hätte.“ Frankreich hatte den Gefügigen auf den Thron erhoben, aber ihm zu wirklicher kaiserlicher Macht zu verhelfen, lag nicht im französischen Interesse, also auch nicht in der Absicht des Cabinets Fleury. Es stellte an Geld und Truppen nur immer soviel zur Verfügung, als gerade nöthig war, um den Widerstand gegen Oesterreich zu nähren, aber nicht genug, um zum Sieg zu verhelfen. Auch die Erwartung, daß ihm nach Erhebung zur Kaiserwürde von Seite der Reichsfürsten namhafte Subsidien zugewendet würden, verwirklichte sich nicht. Zwar schien sich eine Besserung seiner Lage anzubahnen, als sein Bundesgenosse Friedrich den glänzenden Sieg bei Czaslau (17. März 1742) erfocht, aber der Friedensschluß von Breslau belehrte, daß der König von Preußen nur reale Politik im eigenen Interesse zu treiben gedenke. Friedrich bot nur noch seinen Beistand zur Vermittelung mit dem Wiener Hofe an, rieth aber ohne Umschweife, alle antipragmatischen Ansprüche fallen zu lassen. Die Aussicht, Böhmen behaupten zu können, war ja fast gänzlich geschwunden, seit die Franzosen auf den Besitz von Prag beschränkt waren und auch die Behauptung dieses Platzes immer schwieriger wurde. Belleisle selbst hatte schon hinter dem Rücken des Kaisers Verbindung mit dem Wiener Hofe angeknüpft, die übrigen französischen Befehlshaber waren weder Befehlen noch Bitten des Kaisers zugänglich. K. war deßhalb gar nicht abgeneigt, sein Bündniß mit Frankreich zu lösen, glaubte jedoch noch entsprechenden Ersatz für die Herausgabe Böhmens fordern zu dürfen, damit er die kaiserliche Würde auch würdig behaupten könne. Es war aber gerade dem allzeit lärmenden Cabinet von St. James in Wahrheit gar nicht darum zu thun, einen billigen Friedensschluß zwischen K. und Maria Theresia zu vermitteln; der Kaiser sollte nur mit Frankreich entzweit werden, damit diese Macht gänzlich isolirt wäre. Deßhalb verlangte man im Haag, wo die Mediationsverhandlungen geführt wurden, nicht blos Verzicht auf Böhmen, ohne die Herausgabe Baierns garantiren zu wollen, sondern K. sollte seine eigenen Truppen zur pragmatischen Armee stoßen lassen, um seine bisherigen Verbündeten, die Franzosen, zurückzutreiben. Solchen Vorschlag konnte K. nur mit Entrüstung von sich weisen. Da in Folge des lächerlichen Zwistes der Marschälle Maillebois und Broglie auch die letzten Anstrengungen, Prag zu entsetzen, scheiterten, sah sich Belleisle gezwungen, die Stadt aufzugeben, und zog

sich noch rechtzeitig und glücklich aus dem gefährlichen Netz. K. wollte jetzt auch auf die ungünstigsten Bedingungen eingehen und nur auf der Forderung der Räumung Baierns bestehen, „um doch nicht ganz wie ein Bettler auf fremde Unterstützung angewiesen zu sein“. Auch dieses Angebot wurde abgelehnt. Aus so verzweifelter Lage sah sich aber K. plötzlich durch glückliche militärische Erfolge befreit. An Stelle Törring's war Graf Friedrich von Seckendorff mit dem Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen betraut worden; er wußte seine Operationen mit dem Kriegsplan des Marschall Moritz von Sachsen geschickt in Einklang zu bringen und es gelang, Baiern zu räumen. Am 19. April 1743 konnte K. in München einziehen. Es war aber nur ein kurzes Aufflackern des Kriegsglückes. Schon nach wenigen Wochen mußte K. die Residenz verlassen, mußte wieder in Frankfurt das Brot der Verbannung essen. Der Herzog von Noailles prahlt in seinen Memoiren, er allein habe K. mit Geld unterstützt, weil er Mitleid mit einem deutschen Kaiser fühlte, der ohne ihn hätte Hungers sterben müssen. Am 7. Mai 1743 wurde Seckendorff bei Simbach aufs Haupt geschlagen. Er mußte im Kloster Niederschönfeld einen Vertrag mit Khevenhiller eingehen, der wieder ganz Baiern an die Oesterreicher auslieferte, und, auf neutralen Boden festgebannt, mit dem letzten Rest der kaiserlichen Truppen unthätiger Zeuge einer unbarmherzigen Ausplünderung Baierns bleiben. Am 27. Juni 1743 erlitten auch die Franzosen unter Noailles bei Dettingen eine entscheidende Niederlage, die Lage des Kaisers war mißlicher denn je, die Zügel des Reichs entglitten völlig seinen Händen. Schon wurde in den noch immer fortdauernden Verhandlungen betont, daß K. auch die letzte, ohnehin so bedeutungslose Errungenschaft glücklicherer Tage, den Kaisertitel, aufgeben müsse: da brachte gerade diese Ueberhebung der Sieger dem Besiegten noch einmal Rettung. König Friedrich konnte sich nicht verhehlen, daß er, wenn erst einmal dem mit Frankreich verbündeten Kaiser das Schwert völlig aus der Hand entrungen wäre, vom schwer beleidigten Stolz und vom persönlichen Haß der Königin von Ungarn für sich selbst das Schlimmste zu befürchten habe. Für den Eroberer Schlesiens war es ein Gebot der Nothwehr, daß ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Kaiser und seiner siegreichen Gegnerin hergestellt werde. Auf Betreiben Friedrichs wurde demnach zwischen dem Kaiser, Preußen, Frankreich, Kurpfalz und Hessen am 22. Mai 1744 ein Unionstractat abgeschlossen, der Aufrechthaltung der bisherigen Verfassung des römischen Reichs, Vertheidigung der kaiserlichen Stellung Karls und Befreiung Baierns bezweckte. Ueberdies verbürgten sich die vereinigten Mächte gegenseitig ihren Besitzstand und luden alle anderen deutschen Fürsten ein, dem Bündniß beizutreten. Hiermit trat auch der Krieg in eine neue Phase. Sowohl Ludwig XV. als Friedrich II. traten selbst an die Spitze ihrer Heere, jener rückte in die Niederlande, dieser in Böhmen ein. Die günstigen Erfolge, die hier Dank dem Genie des Königs und der Disciplin seines Heeres errungen wurden, boten auch dem combinirten bairisch-französischen Heer wirksamste Unterstützung, sodaß überraschend schnell die Räumung Baierns durchgeführt werden konnte. Am 23. Oct. 1744 kehrte der Kaiser unter dem Geläut aller Glocken und dem Jubelruf des Volks in seine Hauptstadt zurück, aber nur um darin zu sterben. Schon die nächsten Wochen brachten glückliche Scharmützel der Oesterreicher an den Landesgrenzen; bald nach Neujahr 1745 beherrschten sie schon wieder die Oberpfalz und das ganze Donaugebiet. Nur noch Amberg vertheidigte sich hartnäckig gegen feindliche Uebermacht, auf eine Aufforderung zur Uebergabe wurde erwidert, die Stadt werde dem Kaiser treu bleiben bis zum Untergang — da traf die erschütternde Kunde vom Tode des Kaisers ein. K. hatte schon seit längerer Zeit in Folge eines Geschwürs am Herzen unsäglich gelitten, — die Nachrichten

über die letzten Unfälle beschleunigten das Ende. — „Er wäre eines bessern Schicksals werth gewesen". Diesem Urtheil der Markgräfin Wilhelmine darf sich auch der unbefangene Historiker anschließen. K. hatte sich um der Erhöhung seines Hauses willen auf falsche Bahnen verirrt. Die schweren Schicksalsschläge, die in Folge seiner blinden Vertrauensseligkeit in guten, seiner Verzagtheit in schlimmen Tagen sein gesalbtes Haupt trafen, waren eine verdiente Strafe. Frankreich wollte ja nur — der Herzog von Noailles macht daraus kein Hehl — das „Phantom" eines Kaisers auf den Thron setzen; der dahin Berufene selbst besaß nicht, wie sein größerer Zeitgenosse die Kraft, das einmal Errungene im Sturm der Gefahren zu behaupten. Allein man wird auch nicht ausschließlich der „hohlen Ehrsucht des Wittelsbachers" alle Schuld aufbürden dürfen; die verbündeten Gegner, die durch unbillige Forderungen immer wieder Versöhnung und Vergleich hinderten, haben nicht minder das schwere Ungemach, das der Erbfolgekrieg über die deutschen Lande brachte, zu verantworten.

J. J. Moser, Staatshistorie Teutschlands unter Karl VII., 1748. — Lipowsky, Lebens- und Regierungsgeschichte des Churfürsten von Bayern, Karl Albert, nachmaligen Kaisers Karl VII., 1830. — Arneth, Geschichte Maria Theresia's, 1863. — Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII., 1877. Heigel.

Karl Wilhelm, Fürst von Anhalt-Zerbst, der dritte Sohn des Fürsten Johann und seiner Gemahlin Sophie Auguste von Holstein-Gottorp, ward am 26. Octbr. 1652 geboren und erhielt eine gute Erziehung, die er durch weite Reisen vollendete. Nach dem bereits 1667 erfolgten Tode seines Vaters stand er mit seinen Geschwistern unter der Vormundschaft seiner Mutter, sowie des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt und des Fürsten Johann Georg II. von Dessau. Nicht nur die ganze Zeit seiner Unmündigkeit, sondern auch die ersten Jahre seiner Regierung, die er 1674 antrat, waren durch Religionsdifferenzen mit der Stadt Zerbst getrübt, die schon während der Regierung seines Vaters geherrscht und nur mühsam und unzulänglich bisher ihre Beilegung gefunden hatten. Erst 1679 gelang es diese Streitigkeiten unter Gewährleistung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und des Herzogs von Braunschweig durch einen Vergleich mit dem Magistrate unterm 27. September endgültig dahin zu beseitigen, daß die St. Nikolaikirche den Reformirten gänzlich überlassen ward und der Fürst sich verpflichtete, eine neue lutherische Kirche noch zu bauen, zu deren Baukosten der reformirte Theil des Magistrats sich bereit erklärte eine bedeutende Summe herzugeben, sowie den Mitgebrauch der Glocken der reformirten Nicolaikirche beim Gottesdienst in der neuen Kirche zu gestatten. Es begann denn auch der Bau dieser neuen Kirche zu St. Trinitatis 1683 und ward 1696 vollendet. K. W. führte die Regierung des Landes mit anerkennenswerthem Eifer und gelang es ihm, 1676 mit seinen drei Brüdern bezüglich der von seinem Vater schon geplanten Einführung des Erstgeburtsrechts sowie der den erstern zu gewährenden Abfindungen im Frieden sich zu einigen, wonach er alleiniger Besitzer des Landes verblieb. Seine Mutter, die Fürstin Sophie Auguste, bezog 1677 das ihr zum Wittwensitze bestimmte Coswig, wo sie das vorhandene ansehnliche Schloß erbaute und 1680 starb. Ein Vertrag, den K. W. 1681 mit seinen Vettern schloß, regelte die Verhältnisse des in Zerbst bestehenden Gesammtgymnasiums, sowie die Vertheilung der von Fürst Wolfgang gestifteten Stipendien nach Maßgabe des Glaubensbekenntnisses. In demselben Jahre begann auch der Fürst den Neubau des Residenzschlosses in Zerbst, dessen größter Theil bis zum Jahre 1696 so weit vollendet ward, daß es von der fürstlichen Familie bezogen werden konnte. Aber nicht nur Kirchen- und Prachtbauten entstanden unter Fürst K. W., sondern auch

manche Schulbauten verdanken ihm ihr Entstehen, so 1691 in Coswig und 1701 das neue Haus der Jungfernschule zu St. Bartholomäi. Verschiedene Streitigkeiten, so im Inlande mit der Komthurei Buro wegen der Theilnahme derselben an den Landeslasten und im Auslande mit der Krone Dänemark wegen seiner Ansprüche an die Herrschaft Jever störten ihn in seinen Bestrebungen für das Wohl seiner Unterthanen, doch gelang ihm die Beseitigung der Differenzen, wenn er auch die mit Dänemark nicht ohne bedeutende Opfer an Land und Geld ermöglichen konnte. K. W. war ein thätiger Fürst, dem Kirche und Schule und überhaupt das Wohl seiner Unterthanen sehr am Herzen lagen, wie manche guten Einrichtungen und Verordnungen beweisen. Er starb, nachdem er noch kurze Zeit das Seniorat des anhaltischen Gesammthauses verwaltet, am 8. November 1718. Von seiner Gemahlin Sophie von Sachsen hinterließ er nur eine Tochter Auguste, die mit dem Herzoge Friedrich von Sachsen-Gotha vermählt war und seinen Nachfolger Johann August (s. d.), mit dessen kinderlosem 1742 erfolgtem Tode die Hauptlinie des Rudolfinischen Fürstenhauses in Zerbst erlosch.

Siebigk.

Karl Georg Lebrecht, Fürst von Anhalt-Cöthen, ward als der älteste Sohn des Fürsten August Ludwig und dessen zweiter Gemahlin Christiane Johanne Emilie, einer Reichsgräfin von Promnitz am 15. Aug. 1730 geboren. Nachdem er eine gute Erziehung erhalten, trat er 1750 in dänische Kriegsdienste, die er jedoch schon 1751 auf den Wunsch seines Vaters mit den preußischen vertauschte. Nach dem am 6. August 1755 erfolgten Tode seines Vaters übernahm er die Regierung des Fürstenthums, hatte aber zunächst eine schwere Zeit durchzumachen, denn sein Land litt furchtbar durch Aushebungen, Lieferungen, Durchmärsche und Contributionen während des bald beginnenden siebenjährigen Krieges und nur wenig vermochte er diese Drangsale zu erleichtern. Desto mehr war er aber nach beendigtem Kriege bemüht, die Spuren desselben zu verwischen und seinen Unterthanen wieder aufzuhelfen. Er hob nach Kräften den Ackerbau und die Viehzucht, ermunterte zum Anbau von Kümmel, Anis, Hanf, Flachs, Krapp und anderen derartigen Kräutern durch dafür ausgesetzte Preise und zog Kolonisten in sein Land durch unentgeldliche Ueberlassung von Grund und Boden und Baumaterialien. Auch machte er den Anfang mit der Umwandlung der Handdienste in eine Geldabgabe. Kirche und Schule waren Gegenstand der Sorgfalt des Fürsten; er ging seinen Unterthanen, bei denen in Kirche und Verkehr eine strenge Scheidung der beiden protestantischen Glaubensbekenntnisse noch stattfand, mit dem Beispiel religiöser Duldung voran und machte namentlich bei Besetzung von Stellen keinen Unterschied in dieser Hinsicht. Von ihm datiren verschiedene neue Dorfkirchen und mehrfach erleichternde Verordnungen bezüglich des lutherischen Gottesdienstes. Er gewährte auch 1787 die Mittel zur Erweiterung der lutherischen Schule in seiner Residenz und sorgte für die Landschulen, deren er viele neue baute, durch Errichtung eines Schullehrerseminars, 1784. Obwol die Abgaben nicht drückend waren, wurden sie doch von ihm noch verringert. Die Justizpflege, welche er in einem nicht befriedigenden Zustande vorfand, suchte er thunlichst zu verbessern. Nützliche polizeiliche und andere Verordnungen und Einrichtungen verdankt ihm das Land mehrfach, so gründete er eine Brandkasse für Stadt und Land, 1784 ein Armen- und Arbeitshaus, ein Waisenhaus 2c. Mit seiner Ritterschaft gerieth er in unerquickliche Differenzen wegen der Vertheilung der Lasten des siebenjährigen Krieges, wodurch ein langwieriger Proceß beim Reichskammergericht entstand. Möglich, daß dies den Grund gab zu dem bei ihm hervortretenden Bestreben, möglichst viele Rittergüter durch Ankauf in seine Hände zu bringen, ein Verfahren, womit ihm Fürst Leopold von Dessau in seinem Lande vorangegangen war.

Das Seniorat des fürstlich anhaltischen Gesammthauses führte er von 1765 bis 1789 mit regem Eifer. K. war ein religiöser, mildthätiger Herr und trotz einer gewissen Prachtliebe ein guter Haushalter, dem es gelang, mit Unterstützung tüchtiger Beamten die Finanzen, welcher er ziemlich zerrüttet vorfand, während seiner Regierung in einen blühenden Zustand zu versetzen. Ein leidenschaftlicher Soldatenfreund, war er eifrigst bemüht, sich möglichst ausgebreitete militärische Kenntnisse zu erwerben und wohnte in preußischem Dienste dem bairischen Erbfolgekriege und dem Feldzuge 1787 nach Holland bei, trat dann beim Ausbruche des österreichisch-türkischen Krieges 1788 als Feldmarschallieutenant in österreichische Dienste, erlag aber bereits am 17. Octbr. 1789 zu Semlin den klimatischen Einflüssen. Von seiner Gemahlin Luise Charlotte Friederike von Holstein-Glücksburg hinterließ er drei Söhne, August Christian Friedrich, † kinderlos 1811 und Karl Ludwig, † 1793, welche gleich ihrem Vater an dem Türkenkriege Theil nahmen, sowie Ludwig, † 1801, mit dessen gleichnamigem Sohne, der 1818 unvermählt starb, die directe plötzkauische Linie erlosch.

Siebigk.

Karl I. der Kriegerische, Markgraf von Baden. Als ältester Sohn des Markgrafen Jakob I. von Baden von Katharina von Lothringen 1427 geboren, zeichnete K. sich in früher Jugend durch Gewandtheit in allen ritterlichen Künsten aus und glänzte auf den Turnieren; Tapferkeit und Kriegslust blieben seine Begleiterinnen im ganzen Leben. 1445 verwandte er gleich dem Kurfürsten Ludwig IV. von der Pfalz und dem Herzoge von Württemberg sich für Wiederherstellung des Friedens im Elsaß und zog 1446 mit Kaiser Friedrich III. gegen die Eidgenossen. 1447 heirathete er in Pforzheim (nach dem 26. Juni) des Kaisers Schwester Katharina, die Tochter des Herzogs Ernst des Eisernen von Oesterreich, die ihm 30,000 Dukaten zubrachte, seine zärtliche Gattin und die treue Mutter von drei Söhnen und drei Töchtern wurde. 1449 protestirte K. gegen die etwaige Thronbesteigung Friedrichs I. (des Siegreichen) an Stelle von Kurfürst Philipp in der Pfalz und im gleichen Jahre zog er mit einer ansehnlichen Reiterschaar dem Grafen Ulrich V. von Württemberg, der ihn angerufen hatte, gegen die Reichsstädte in Schwaben zu Hülfe. 1450 stritt er gegen einige Ritter in der Ortenau, besonders die von Schauenburg, und nahm im Vereine mit Hans v. Eberstein am 22. November die Schauenburg durch Verrath; aber mit Hülfe des K. feindlich gesinnten Pfälzer Kurfürsten Friedrich eroberten die drei Schauenburger am 24. Juli 1454 ihr Schloß wieder. Der Streit mit den Schauenburgern dauerte fort und brach 1460 wegen der Schlösser Schauenburg und Bernbach in hellen Flammen aus. K. belagerte das Schloß des Herrn v. Fleckenstein, Sulz (zwischen Weißenburg und Hagenau), und nahm es nach einer Woche ein. Als drei Wochen später die Brüder Karls, Bischof Georg von Metz und der Domcapitular Marcus, von der Wallfahrt nach Einsiedeln heimritten, nahmen Georg, Reinhard und Friedrich von Schauenburg sie zu Isenburg (bei Ruffach) gefangen und setzten sie auf diesem Schlosse fest. K. belagerte nun mit dem österreichischen Landvogte im Sundgau, Peter von Mörsperg, zwölf Tage lang die Isenburg; die erbosten Schauenburger drohten die Prinzen an die Mauern zu hängen, damit die ersten Kugeln sie träfen. Schließlich gelang es dem Pfälzer Kurfürsten und dem Bischofe Johann von Basel am 8. August den Streit beizulegen; jeder der Prinzen mußte 8000 Gulden zahlen, hierfür erhielten sie die Hälfte des Schlosses Isenburg. Aus Schauenburg, welches Schloß K. ebenfalls eingenommen hatte, vertrieb der Pfälzer Kurfürst seine Besatzung und gab es den Rittern wieder. Der Streit mit den Ortenauer Rittern glomm, wenn auch verdeckt, noch lange Jahre weiter fort. 1452 unterstützte K. die Grafen von Lützelstein in ihrer Fehde gegen Friedrich von der Pfalz; diesen erkannte er

nicht als Kurfürsten an; es drohte Krieg zwischen ihnen, bis sie sich in Neuenburg 1455 versöhnten, ohne aber innerlich Freunde zu werden. 1452 versuchte der ungarische Reichsverweser Johann Hunyad den jungen König Ladislaus V. aus der Gewalt Kaiser Friedrichs III., der ihn unter nichtigen Vorwänden beständig zurückhielt, zu befreien und fiel, da er kein Gehör bei Friedrich fand, verheerend in Oesterreich ein. Der Kaiser rief seinen Schwager K. zu Hülfe, dieser eilte nach Oesterreich und vermittelte zu Wienerisch-Neustadt. Ladislaus ging nach Ungarn und sein Großenkel, Graf Ulrich Cilly, wurde Obervormund.

Am 14. October 1453 succedirte K. seinem Vater als „Markgraf von Baden und Hochberg" in der oberen Mark Baden, in Spanheim, Hochberg, Mahlberg, Lahr und Höhingen, und schon 1454 und 1455 erhielt er durch Verzicht seiner Brüder Bernhard II. und Georg das Durlacher Land, von Bernhard auch Pforzheim zur einstweiligen Regierung und durch dessen Tod 1458 definitiv. So besaß er das ganze Gebiet des Vaters. Kaiser Friedrich III. war K. vom ersten Tage seiner Regierung an gewogen; er erlaubte ihm 1453 zu Neuenstatt die Auslösung des Schlosses Ortenberg und der Städte in der Ortenau, Offenburg, Gengenbach und Zell vom Bisthume Straßburg, 1456 sprach er ihm ebenda Schloß Schauenburg zu. Ferner übergab er 1454 seinem und seines Bruders Bernhard Schutze die Reichsstadt Eßlingen, mit der K. in eine Einung auf 60 Jahre trat, wie er mit der Reichsstadt Weil 1455 ein Bündniß auf drei Jahre schloß. K. empfing wiederholt kaiserliche Privilegien; so sollte keiner seiner Landesangehörigen und Schutzbefohlenen vor ein fremdes Gericht geladen werden, so lange nicht dem fremden Kläger Gerechtigkeit verweigert würde; so sollten sie Alle von den westphälischen Fehmgerichten befreit sein rc.

Im September 1454 erschien K. auf dem Frankfurter Reichstage, den der Kaiser der Türken halber berufen hatte und auf dem der Barfüßermönch Johann Capistrano solch großen Eindruck auf Fürsten und Volk machte. Der Kurfürst von der Pfalz belieh K. am 28. October 1455 mit Graben und Stein und der Bischof von Basel 1456 und 1462 mit dem halben Wildbanne in Sulzburg, dem Dorfe Oos und dem Schenkenamte des Bisthums; 1459, 1461 und 1465 erhielt er die Speierer Lehen. 1459 war er als kaiserlicher Gesandter auf der Versammlung in Mantua, wo ihm Papst Pius II. die kaiserlichen Privilegien bestätigte; Pius und der Kaiser betrogen ja gemeinsam Deutschland um seine kirchlichen Rechte. 1456 übergab K. die Kirche zu Nimburg dem Orden der Eremiten des heiligen Antonius, um ein Kloster zu errichten, und 1457 überließ er tauschweise das Dorf Ottenbrunn gegen einige Dörfer und Gerechtsame dem Kloster Hirsau; am 29. November 1459 gestattete der Papst die Umwandlung der Pfarrkirche St. Michael zu Pforzheim in eine Stiftskirche mit 21 Kapellaneien. K. kaufte 1455 Theile des Dorfs Königsschaffhausen, 1457 das halbe Dorf Schellbronn, 1460 das Dorf Gündlingen, 1461 das Dorf Bickensohl, 1468 ein Drittel des Dorfs Weiler und gab 1458 das Schloß Heidweiler gegen die Dörfer Ballrechten und Dottingen hin. 1457 schloß er mit Straßburg ein fünfjähriges Bündniß gegen Jedermann außer Kurmainz und Kurpfalz, aber am 13. März 1458 verabredete er in Speier mit Kurfürst Dietrich von Mainz, Ludwig von Pfalz-Zweibrücken, Albrecht VI. von Oesterreich, Albrecht von Brandenburg, Otto und Stephan von der Pfalz, Ulrich dem Vielgeliebten und Eberhard im Barte von Württemberg u. A. ein Bündniß gegen Friedrich I. von der Pfalz, welches jetzt noch nicht zu Stande kam; statt dessen schloß er mit Ludwig von Pfalz-Zweibrücken ein Bündniß auf zehn Jahre. 1457 gerieth er in Grenzstreitigkeiten mit Ulrich dem Vielgeliebten, fiel in Württemberg ein, doch auf Anstiften Albrechts von Brandenburg versöhnten sich beide in Maulbronn und schlossen 1460 ein Bündniß gegen gemeinschaftliche Feinde. Im December 1460 schloß

K. mit Friedrich I. von der Pfalz, dem Bischofe Ruprecht von Straßburg, Albrecht von Oesterreich, Basel, Straßburg, einigen Städten im Breisgau und im Elsaß ein Bündniß gegen das unbefugte Uebergreifen der westphälischen Fehme und schützte dagegen das ihm anvertraute Eßlingen. Als 1459 die streitige Erzbischofswahl in Mainz erfolgt war, trat K. auf die Seite des Candidaten Diether von Isenburg, während sein alter Feind, Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz, für Adolph von Nassau eintrat; auch Papst und Kaiser waren für Diether. Ein barbarischer Krieg entbrannte; verheerend zogen die beiderseitigen Schaaren durch die Pfalz, Baiern, Elsaß, am Rheine und an der schwäbischen Grenze einher, bis der Sieg des Pfälzer Kurfürsten bei Pfeddersheim am 4. Juli 1460 gegen Diether entschied. Diether suchte die Vermittlung Karls, der sich eben mit Friedrich von der Pfalz ausgesöhnt hatte, bei diesem nach und Friedrich willigte gegen große Vortheile ein; K. vermittelte auch die Aussöhnung Friedrichs mit Ulrich von Württemberg in Bruchsal, hingegen gelang es ihm nicht, den Kurfürsten in Baden mit Ludwig von Pfalz-Veldenz und Leiningen auszusöhnen. Am 18. Juli 1460 schlossen Friedrich und Diether zu Worms Friede, Diether wurde Kurfürst. Als Friedrich einen neuen Feldzug gegen Ludwig von Veldenz antrat, vermittelte K. glücklich am 23. Juni 1461, und am 30. Juni d. J. schlossen Beide und Leiningen in Baden Frieden. Am 18. Juli d. J. wurde K. neben Albrecht von Brandenburg und Ulrich V. von Württemberg vom Kaiser in Graz zum Oberfeldherrn gegen den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut ernannt, nahm aber an diesem Kriege keinen Antheil. Als hingegen der Papst den Kurfürsten Diether von Mainz, weil er seine enormen Eingriffe und Brandschatzungen nicht lautlos hinnahm, absetzte (21. August 1461) und der von Pius II. gegängelte Kaiser dem Banne die Reichsacht zugesellte, trat K. auf die Seite des von Pius ernannten neuen Kurfürsten Adolph, während Diether sich in die Arme des Pfälzers Friedrich I. warf. Mit K. ergriffen seine Brüder Johann von Trier und Georg von Metz die Partei Adolphs, der K. Algesheim, Gaubeckelnheim, Drommersheim, Ockenheim, Windesheim, Kembden, tausend Gulden vom Zolle zu Ehrenfels &c. verpfändete. Auf dem Oppenheimer Congresse bemühte K. sich am 12. November vergebens, Frieden zwischen Adolph und Diether zu ermöglichen. Der Kaiser übertrug ihm und den Württemberger Grafen den Reichskrieg gegen Friedrich I. als den Beschützer Diether's und befahl 1462 den Landständen im Elsaß und den Städten in der Ortenau K. anstatt Friedrichs als Landvogt anzuerkennen. Nachdem Ulrich V. in der Pfalz eingefallen war, erhob sich K., sandte Adolph Ende 1461 Hülfstruppen und unterstützte Ulrich; der Kurfürst forderte vergebens die Abberufung dieser Mannschaften und fiel nun mit Johann von Eberstein und Otto von Baiern im Februar 1462 plündernd und verheerend im Badischen ein. K. schickte ihm seinen Fehdebrief; Friedrich verbrannte drei Dörfer bei Pforzheim und warf sich im März auf das Remchinger Thal. In seiner Bedrängniß schloß K. ein engeres Bündniß mit dem Bischofe Johann von Speier, dem Pfalzgrafen Ludwig von Zweibrücken und Ulrich V. gegen Friedrich I. und Diether. K. ging über den Rhein, verheerte Friedrichs Besitzungen im Elsaß und verbrannte und plünderte bis Mai 17 Dörfer in der Pfalz. Dabei verhandelten Friedrich I. und K. noch immer; ersterer erinnerte K. an die ihm wegen einiger Schlösser aufliegende Lehenspflicht und K. berief sich auf Kaiser und Papst. Als sich das vielleicht von Friedrich absichtlich ausgesprengte Gerücht verbreitete, er sei dem Herzoge von Baiern zu Hülfe geeilt, hielt K. diesen Augenblick für besonders günstig zum Gewaltstreiche, obgleich ihn des Kaisers Hauptmann, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, und seine übrigen Alliirten vor Uebereilung warnten. Sein Bruder, Bischof Georg, stieß bei Pforzheim zu ihm; die Alliirten zählten

6000 Fußsoldaten und 800 Reiter, denen Adolph von Nassau noch 3000 Mann zu Fuß und 400 Reiter anschloß. Vor Allem galt es Heidelberg; man wollte dort am Schlosse die Weinreben ausreißen und band den Pferden Aeste an die Schweife, um die Kornfelder desto ärger zu verheeren. Im Vorüberziehen, dachten die Alliirten, wollten sie das feste Heidelsheim nehmen und sich so den Rücken decken, aber der „böse Fritz", der Kurfürst, lag in Heidelsheim. Der Ort widerstand den 27. und 28. Juni, die Alliirten gaben die Belagerung auf und zogen weiter, den Zuzug des Veldenzer Pfalzgrafen Ludwig erwartend. Da sie keinen Widerstand fanden, schwoll ihnen der Kamm; der Bischof von Speier meinte, das ganze Land sei wehrlos, und die Alliirten trennten sich. Das Fußvolk, also der weit größere Theil, blieb in einer Wagenburg bei St. Leon; die Reiterei aber unter K., seinem Metzer Bruder und Ulrich V. drang verheerend in der Pfalz am 29. Juni vor. Der „böse Fritz" verließ hierauf heimlich Heidelsheim, sammelte in Leimen 2000 Mann zu Fuß und 800 Reiter, worunter der ganze pfälzische Adel war, zog unterwegs noch Truppen unter Kurfürst Diether an sich und trat bei Seckenheim K., Georg und Ulrich entgegen. So fanden diese sich zum Entscheidungskampfe gezwungen und nach blutigem Ringen siegte der Pfälzer am 30. Juni; mit K. wurden 101 geworbene Söldner, sein Metzer Bruder und Ulrich der Vielgeliebte gefangen, im Ganzen 400 Reiter. K. und der Bischof von Metz waren schwer verwundet und blieben erst in der Stadt Heidelberg in ärztlicher Pflege, während das ganze Fußvolk bei St. Leon sich auflöste; dann kam Georg nach Eicholsheim, K. gleich Ulrich auf das Heidelberger Schloß. K. wurde als rebellischer Lehensmann am härtesten behandelt; im Winter lag er Wochen lang im Stock geschlossen in ungeheiztem Saale; lange hielt Friedrich I. ihn in Ketten, dann erleichterte er seine Gefangenschaft, während er Georg und Ulrich gegen hohes Lösegeld freigab. Vergebens verwandten sich für Karls Freigabe Kaiser, Papst und Fürsten. Besonders auf die Bemühungen seines Bruders Georg hin kam der Markgraf endlich los; er mußte sehr harte Bedingungen am 20. April 1463 in Heidelberg unterschreiben und im Augustinerkloster am 21. April öffentlich beschwören, worauf er unter Trompetenschall der Haft entlassen wurde. K. mußte dem Kurfürsten seinen Antheil an der vorderen Grafschaft Spanheim mit allem Zugehör abtreten, wobei er sich das Recht der Auslösung um 45,000 Gulden wahrte, mußte Besigheim und Beinheim, die Dörfer Loechickheim, Wahlheim und Freudenthal unter Wahrung des Auslösungsrechts um 35,000 Gulden hergeben, dem Bündnisse mit dem Bischofe von Speier und mit Württemberg entsagen, wodurch der Plan, seinen Sohn mit der Tochter Ulrichs V. zu vermählen, zusammenbrach; er mußte versprechen, für seine und der Seinigen Auslösung 20,000 Gulden in zwei Zielen zu zahlen, verzichtete auf sein Recht auf Heidelsheim und auf Eppingen's Auslösung, versprach den Kurfürsten im Laufe eines Jahres mit Kaiser und Papst auszusöhnen, den Streit zwischen Diether und Adolph beizulegen und nie mehr Friedrich feindlich entgegen zu treten; gelänge ihm die Versöhnung nicht, so sollte er Friedrich 30,000 Gulden zahlen; K. mußte ferner Pforzheim selbst als Mannlehen vom Kurfürsten nehmen und sollte es nur gegen 40,000 Gulden lösen können; er mußte dem Jagd- und Fischereirecht zwischen Germersheim, Selz und den Rheinauen, sowie seinen Rechten auf das Schloß Neubamberg und Schloß wie Thal Nanstul entsagen, Friedrich gestatten, daß er Gräfenthan und den Antheil an Altleiningen ablöse, und gestand ihm das Geleitsrecht von Pforzheim nach Bretten, dieser ihm das umgekehrte zu; endlich mußte K. geloben, den Rittern von Schauenburg, Hohenstein, Windeck, Bach u. A. gerecht zu werden und in seinen Streitigkeiten mit Georg und Bernhard von Bach vor Friedrich Recht zu nehmen. Sobald K. aus der Haft in sein Land zurückgekehrt war, begann er sein Versöhnungs-

werk. Er schickte seine Gemahlin und Gesandte an den Kaiser, seinen Bruder Marcus an den Papst und ihm gelang sowol die Aussöhnung von Kaiser und Papst mit Friedrich von der Pfalz wie der Abschluß des Friedens zwischen Adolph und Diether. Für K. freilich hatten Kaiser und Papst nichts gethan, nachdem er zu seinem und seines Landes schwerem Schaden ihnen so sehr zu Willen gewesen war. Adolph von Nassau verschrieb ihm für die in seinem Interesse erlittenen Schäden 30,000 Gulden, deren Zahlung Kurpfalz übernahm. Der Kaiser übergab ihm als Entschädigung für seine Verluste 1463 die Hälfte der badischen Judensteuer, was freilich ein elendes Pflaster für solche Wunden war. 1463 schloß K. einen Burgfrieden mit Graf Jakob von Mörs und der Stadt Straßburg, und um seinen schweren Verpflichtungen gegen Kurpfalz nachzukommen, machte er bei Straßburg ein Anlehen, wofür er seine Hälfte der Herrschaften Lahr und Mahlberg zu Pfand gab. 1465 kaufte er von den Pfalzgrafen von Tübingen die Dörfer Nimburg und Bottingen, verpfändete hingegen 1469 Kurpfalz die untere Grafschaft Spanheim. 1464 schloß er mit Eberhard im Barte von Würtemberg ein Bündniß auf drei Jahre. Dann aber kam er mit Württemberg in Streit. Eberhard im Barte belastete badische Unterthanen in seinem Gebiete mit einer außerordentlichen Steuer und damit Ulrich V. ihm im Kampfe nicht beistehen könne, hetzte K. ihm Eßlingen auf den Leib, welche Stadt ohnehin Grund der Beschwerde zur Genüge hatte. Karls Bruder, der Kurfürst von Trier, aber vermittelte am 17. October 1469 den Frieden zu Bretten; Eßlingen erkaufte die Steuerfreiheit für seine in Württemberg belegenen Güter; so lange die badische Schirmvogtei währte, erhielt Ulrich V. die Hälfte des 400 Gulden betragenden Schutzgeldes und nahm dafür die Stadt auch in seinen Schutz. 1470 fielen K. und die Edlen von Staufenberg in Württemberg ein, verbrannten mehrere Dörfer, bald aber legte sich der Streit bei. 1465 bat die Partei in Lüttich, welche seinen Bruder Marcus zum Mainburn erwählte, K. um Hülfe gegen den Bischof Ludwig (von Bourbon) und den Herzog Philipp von Burgund; K. ging mit Marcus nach Lüttich, zog hier am 1. August ein, während Graf Hugo von Montfort als Statthalter in Baden blieb, trat in Beziehungen zu der gegen Karl v. Charolais rebellirenden Stadt Dinant und ging nach Baden zurück, um Truppen für den Krieg gegen den Bischof und Burgund zu werben; mit Marcus drang er verheerend im Limburger Lande ein; als sie aber hörten, der Bischof nahe, eilten Beide im September nach Baden zurück. K. war im Reiche hochgeehrt und wurde oft als Schiedsrichter zu Rath gezogen, so 1467 zwischen Kurfürst Adolph von Mainz und seinem Coadjutor Heinrich von Württemberg, 1468 zwischen Herzog Sigismund von Oesterreich und den schwäbischen Rittern von St. Georg. Sigismund übertrug ihm für einige Zeit die Regierung der österreichischen Vorlande, die er am 7. November 1468, ihre Freiheiten bestätigend, übernahm. Als K. 1471 mit seinem Sohne Christoph (I.) den Regensburger Reichstag besuchte, befreite der Kaiser ihn, seine Nachfolger und alle Unterthanen auf ewig vom Zolle zu Kogenheim (Elsaß); K. führte beredt die ihm übertragene Sache Speier's vor dem Kaiser, wie er denn mehrmals Speier sich derart verpflichtete. 1473 besuchte der Kaiser ihn in Baden und Beide zogen am 16. August in Straßburg feierlich ein. 1473 schickte er Gesandte an Karl den Kühnen von Burgund nach Breisach und 1474 solche nach Basel, um über die Befreiung der österreichischen Lande von Burgund zu berathen. Die Ortenau'sche Ritterschaft lehnte sich an den Markgrafen an, um einen Schutz gegen die Uebergriffe des burgundischen Landvogts im Breisgau und Elsaß, Peter von Hagenbach, zu finden, der den Rittern von Bach und von Schauenburg mit dem Strange gedroht hatte. Als die Schauenburger Hagenbach 1473 gefangen auf Isenburg gesetzt hatten, rief dieser Karls Hülfe an,

K. aber wich aus; Hagenbach drohte ihm darum mit Mord und Brand, sobald er loskäme. Hagenbach kam gegen Lösegeld frei und es begannen in Breisach Unterhandlungen zwischen ihm einerseits, K. und den Schauenburgern andererseits, bei denen schließlich Hagenbach sein Lösegeld wieder abtrotzte. Am 10. Januar 1474 schloß dann K. mit Sigismund von Oesterreich in Basel wegen des verhaßten Hagenbach eine Allianz gegen Karl den Kühnen; beide beriethen Maßregeln gegen seinen Vogt und wie die Auslösung der von Sigismund an Burgund verpfändeten Lande möglich sei. K., die Bischöfe von Basel und Straßburg, die Reichsstädte Basel, Straßburg, Schlettstadt und Colmar traten zu einer zehnjährigen freundlichen, „der niederen Vereinigung“, mit den Eidgenossen gegen die burgundischen Plackereien und zur Unterstützung der Einlösungsabsichten Sigismunds zusammen. 1474 schickte K. Gesandte zum Augsburger Reichstage, wo der Krieg gegen Burgund beschlossen wurde und zog mit seinem Sohne Christoph dem Kaiser zu Hülfe, doch kam es bald zum Frieden. Am 21. Juli 1474 schloß K. mit den badisch-ortenauischen Adelsgeschlechtern Windeck, Bach, Röder, Stausenberg, Schauenburg, Neuenstein, Pfau und Groschweier ein Bündniß auf 15 Jahre, die alten Fehden begrabend; der Bundeszweck war die Herstellung eines dauerhaften Landfriedens durch Einführung von Austrägen. Die harte Haft in Heidelberg hatte den aufbrausenden Sinn Karls gedämpft; in der zweiten Hälfte seiner Regierung war er ruhiger und vorsichtiger. Der allzu große Eifer für seinen kaiserlichen Schwager war das Unglück für ihn und sein Land und trieb den edlen Fürsten selbst zur Ungerechtigkeit. K. erlag der Pest in Baden, wo er ruht, am 24. Februar 1475; seine Wittwe starb erst am 11. September 1493. Kleinschmidt.

Karl II., Markgraf von Baden-Durlach. Als einziger Sohn zweiter Ehe des Begründers der Durlacher Linie, Markgrafen Ernst I., von Ursula von Rosenfeld am 24. Juli 1529 in Sulzburg geboren, erhielt er vom Vater in der Theilung vom 27. Juni 1537 das Recht, einst zwischen dem Besitze von Hochberg, Usenberg, Sulzburg, Höhingen und Landeck oder von Sausenberg, Rötteln und Badenweiler zu wählen. Hiermit waren seine Stiefbrüder Albrecht und Bernhard, rohe und leidenschaftliche Naturen, die über des Vaters zweite Ehe zürnten, nicht einverstanden und lagen in stetem Zwiste mit ihm und den Eltern. Als Albrecht, aus dem Türkenkriege heimkehrend, 1542 starb, brach Bernhards Hader mit K. doppelt los und der Vater konnte erst 1547 Bernhard beruhigen, indem er ihm die untere Markgrafschaft Baden versprach. Karls Jugend war eine sehr traurige inmitten der zerrissenen Familie, wo Vater und Sohn, Bruder mit Bruder sich entzweiten, hier und da die Frauen versöhnend wirkten, aber nie dauernde Eintracht schaffen konnten. K. hatte vortreffliche Gemüthsanlagen und seiner Erziehung lagen ernste, religiöse Ideen zu Grunde. K. wurde die Erbfolge in Rötteln, Badenweiler und Sausenberg zugedacht, wo er im Mai 1549 einstweilen die Huldigung empfing. Der Regierung müde, überließ sein alter Vater Bernhard und ihm die Lande, Bernhard die Markgrafschaft Baden-Pforzheim und K. am 26. September 1552 Rötteln, Sausenberg, Badenweiler und die Markgrafschaft Hochberg. Der Streit im Hause endete aber erst, als Bernhard, von Schulden fast erdrückt, am 20. Januar 1553 starb; ihm folgte der Vater am 6. Februar 1553 ins Grab und K. besaß somit mit 24 Jahren alle Lande des Vaters, wurde alleiniger „Markgraf von Baden-Pforzheim“. Am 7. Febr. 1551 hatte er die um fünf Jahre ältere Prinzessin Kunigunde von Brandenburg-Baireuth, die Schwester des unruhigen Albrecht Alcibiades, geheirathet, mit der er in den bescheidensten Verhältnissen leben mußte; da sein Vater nichts zusteuerte, mußten Schulden gemacht werden und Geldverlegenheiten waren Regel. Darum bot K. im August 1551 durch den König Ferdinand dem Kaiser Karl V.

seine Dienste gegen Frankreich an, wollte eine Anzahl Pferde und einige Fähnlein Fußvolk stellen und Ferdinand rühmte ihn als „de bonne apparence et de bon vouloir envers notre maison“, doch unterblieb sein Eintritt in kaiserliche Dienste. K. scheint für das Kriegswesen keine Neigung gehabt zu haben, lehnte als darin zu wenig bewandert 1553 die Wahl zum schwäbischen Kreisobersten ab und begab sich nie auf einen Kriegszug; Friedensliebe war einer seiner hervorstechenden Charakterzüge im Gegensatze zu Karl I. (s. o.). Karls erstes Regentengeschäft war ein friedliches; er regelte 1553 mit Herzog Christoph von Würtemberg die alten Streitigkeiten und beide vortrefflichen Fürsten waren seitdem treue Freunde. Sein traurigstes Erbtheil war der Finanzstand; er schloß mit Basel ein Bündniß zur gegenseitigen Vertheidigung und verglich sich mit der Stadt wegen der Schulden seines verstorbenen Bruders Bernhard, der Hab und Gut nahezu an Basel verkauft hatte; K. sah sich gezwungen, am 2. Juni 1555 bei dem Baseler Rathe eine Anleihe von 31,250 Gold- und Sonnenkronen gegen 1562½ Kronen Zins zu negociiren und dafür fast alles Land (Pforzheim, Durlach, Hochberg, Sausenberg, Rötteln und Badenweiler) zu verpfänden. Da seine Unterthanen seine Noth begriffen, bewilligten sie ihm 1554 auf 15 Jahre von je 100 Gulden eine Abgabe von 15 Kreuzern, welche Abgabe K. theilweise zur Restauration und Erhaltung alter Bauten, theils zur Errichtung neuer verwendete: so ließ er 1554—57 die Befestigungen der Burg Hochberg vervollkommnen und baute 1553 an der Stelle des 1525 im Bauernkriege verwüsteten Klosters Gottsau ein Schloß; zur Ableitung der vielen stehenden Gewässer legte er hier den Landgraben an.

Seit lange erwog K. bei sich, ob er seinem Lande die Reformation, die ringsum in den deutschen Gauen Einzug hielt, schenken sollte; er hatte in des Vaters Herz in Augenblicken geschaut, da dieser furchtlos seine innerste Sehnsucht enthüllte, die er aus politischen Bedenken und besonders aus Rücksicht auf Oesterreich niederkämpfte. Weit entschiedener als sein Vater neigte K. der neuen Lehre zu, deren beredte Fürsprecherin seine Gemahlin, eine protestantische Zollerin, war; wie ihre Schwester in Heidelberg Alles daran setzte, ihren Eheherrn, den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, zu ihrem Glauben zu bekehren, that dies auch Kunigunde und Beiden gelang ihr Vorhaben. Der Tod des ängstlichen Kanzlers Gut im März 1554 wurde der Wendepunkt der ganzen badischen Geschichte; seine Stelle nahm der erst 28jährige Freiburger Jurist Dr. Martin Achtsynit (Amelius) ein, der es als heiligste Aufgabe betrachtete, seinem Herrn die Fäulniß der alten Kirche darzulegen und die Reformation einzuführen. Hierbei fand er manche Unterstützung, besonders bei Herzog Christoph von Württemberg. Dieser suchte alle Bedenken wegen Rache und Einschreiten Oesterreichs zum Schweigen zu bringen und redete K. zu, er solle unbekümmert um weltlichen Vortheil und um Gefahren dem Triebe seines Gewissens folgen und offen bekennen, wessen das Herz voll sei. Der Reformator Brenz dictirte ihm gleichsam in die Feder, als er am 29. April 1554 seinen herrlichen Mahnbrief an K. erließ und ihm die Reformation nicht nur als Pflicht vor Gott gegen seine Unterthanen darstellte, sondern auch zeigte, wie er kraft des Passauer Vertrags von 1552 das unbestreitbare Recht habe, seine Kirchen nach der Augsburgischen Lehre zu reformiren. K. rief nun die Vermittelung Baierns bei Oesterreich an, welches die alten Ansprüche auf Rötteln und Schopfheim im October 1554 und Juni 1555 erneuerte. 1555 war er unter den wenigen Fürsten, die den Augsburger Reichstag besuchten, und begann, von hier zurückgekehrt, sofort die Einleitung zur Reformation, suchte Stiftungen zu beseitigen und die Zahl der Müßiggänger zu vermindern. Am 27. Februar 1555 befahl er den Beguinen in Eichstetten ihr Haus zu räumen, zog die Einkünfte zur Schaffnei Nimburg und begabte damit

den Hochberger Burgvogt. Als am 26. September 1555 der Augsburger Religionsfriede verkündet wurde, fielen die letzten Fesseln von Karls Händen. Von Amelius eifrigst unterstützt, fuhr K. fort Kirchengüter „heimzuramschen“, ging aber nur Schritt um Schritt und voll Bedacht vor. Von den acht Klöstern und Stiftern in Pforzheim hob er 1555 nur das Franziskanerkloster auf und hielt dann, allen übrigen Klöstern im Lande eine Gnadenfrist gewährend, inne, um sich mit der Reformation innigst zu beschäftigen. Er mußte ihren Lehrkörper von auswärts berufen und richtete gleich Amelius die Augen auf hervorragende protestantische Theologen, vor Allem auf Brenz. Diesen gab Herzog Christoph nicht her, sandte aber den hochbegabten, charakterfesten und überzeugungstreuen Göppinger Superintendenten Dr. Jakob Andreae. Da der Baseler Rath manche Patronatsrechte in Südbaden hatte und das badische Haus mit Basel in den regsten Beziehungen stand, forderte K. auch einen Baseler Theologen und erhielt das Haupt der dortigen Geistlichkeit, den ersten Münsterprediger Dr. Simon Sulzer. Dieser beglückwünschte K. am 28. Februar 1556 zur Einführung der Reformation und machte ihn auf die große Aehnlichkeit der Augsburger mit der Baseler, Luther mehr als Zwingli zugeneigten Confession aufmerksam; er fügte hinzu, das badische Volk dürfte nach dem Evangelium. Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen-Gotha sandte seinen Superintendenten Maximilian Moerlin und den Coburger Prediger Stößelin, Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz seinen Hofprediger Michael Diller. Ihnen und den vorhin Genannten gesellte K. seinen Rath Johann Sechel und seinen Leibarzt Renz bei. Diese Männer schufen mit Karl und Amelius das Reformationswerk, am Tüchtigsten und Durchgreifendsten war Andreae. Sie stellten die Grundsätze einer Kirchenordnung fest, visitirten die einzelnen Kirchen, prüften die Geistlichen strenge und setzten vom evangelischen Bekenntnisse abweichende, unwissende und sittenlose Prediger ab. Auch der Vogt von Rötteln, Hans Albert von Anwyl, unterstützte K. wacker bei der Reformation, dem glänzendsten Werke seines Lebens. Nach Andreae's Heimkehr kam der Tübinger Theologe Jakob Heerbrand und fertigte die badische Kirchenordnung an, die Andreae genehmigte und die am 1. Juni 1556 eingeführt wurde. An demselben Tage erging des Markgrafen Befehl zur Reformation im ganzen Lande. Heerbrand wurde die Oberaufsicht aller Kirchen anvertraut und mit K. bereiste er die oberen Herrschaften, um überall die Reformation einzuführen. Simon Sulzer unterstützte den Reformator und führte in die neue badische Landeskirche die Baseler Theologen Jakob Grynäus und Paul Stoßer ein. In Badenweiler und Sausenberg stieß K. auf heftigen Widerstand. Ueberall entließ er die katholischen Priester, aber an vielen Orten hatten vorderösterreichische Prälaten den Kirchensatz und weigerten sich, von ihrer Regierung unterstützt, Pfarrgefälle auszufolgen; darum belegte K. ihre Zehnten in seinem Gebiete mit Beschlag und besoldete hieraus seine dortigen Prediger. Die Gelder der säcularisirten Klöster wurden vom Markgrafen nicht zu Privatzwecken und für seine Kasse, sondern für die neue Kirche verwendet, gerne zu Stipendien für Theologen, damit sie in Basel und Tübingen studirten und dann Pfarrer in Baden werden könnten. Die mit Oesterreich wegen der eben erwähnten Haltung der vorderösterreichischen Geistlichkeit entstandenen Irrungen wurden zu Stuttgart, Pforzheim, Basel und Neuburg durch die Intervention von Kurpfalz und Württemberg 1560—61 und später ausgeglichen. Aus Rücksicht auf Oesterreich und auf Verwenden der Herren v. Schönau, die den Ort vom Stifte Säckingen zu Lehen trugen, unterließ K. 1565 die in Stetten beabsichtigte Reformation. Als die Dominikanerinnen in Pforzheim nicht gutwillig abziehen wollten, verglich er sich am 24. August 1564 mit ihnen, kaufte ihr Grundeigenthum für 11,000 Gulden ab und ließ sie nach Kirchberg übersiedeln. In Gottsau führte er 1556 die

Reformation ein und so sehr auch die Mönche sich wehrten, mußten sie nach Ochsenhausen auswandern; ebenso hob er das Kloster Sulzburg, das in Müllheim ꝛc. auf. 1556 verwandte er sich bei dem Kaiser für seinen Schwager Albrecht Alcibiades; diesem wurde die Rückkehr nach Deutschland erlaubt und er starb 1557 in Pforzheim; weniger glücklich war 1567 K.'s Verwendung in Wien für den unglücklichen Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen-Gotha als Begünstiger Grumbach's; diesen Händeln, die er übrigens in einem Briefe an Christoph von Württemberg als durchaus nicht sehr gefährlich am 28. Januar 1566 schilderte, gegenüber blieb der kluge Fürst gleichmüthig. Als auf dem Kurfürstentage zu Frankfurt, dem K. im März 1558 anwohnte, unter den Protestanten Streit ausbrach, trat er mit anderen lutherischen Fürsten dem Frankfurter Receß bei und gelobte der Augsburger Confession treu anzuhangen. 1559 wohnte er dem Augsburger Reichstage bei und widersetzte sich gleich den anderen Lutheranern dem kaiserlichen Vorschlage, das Tridentiner Concil zu erneuern; gleich ihnen verlangte er wiederum die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts und erklärte, ihn nie anzuerkennen, worauf Ferdinand I. die Sache auf den Speierer Convent verschob. Nachdem er 1560 den viel besuchten Wallfahrtsort St. Marien-Kapelle bei Wilferdingen aufgehoben hatte, wohnte K. 1561 dem lutherischen Fürstentage zu Naumburg bei, unterzeichnete neuerdings die Augsburger Confession in der Hoffnung, die Wirren in der neuen Kirche würden zu Ende gehen, und wollte vom Tridentiner Concile nichts hören. 1563 verwandte er sich gleich Württemberg und Zweibrücken bei dem Calvinisten Friedrich III. von der Pfalz für dessen lutherische Unterthanen und 1567 mit anderen Fürsten bei der Statthalterin Margaretha von Parma für die Protestanten in den Niederlanden, ohne bei der bigotten Frau etwas zu erreichen. So war K. der Hort des Protestantismus in Deutschland und Sulzer durfte ihn in einem Briefe am 25. April 1577 als gütigen Sohn der Kirche und eifrigen Vertheidiger der wahren Lehre bezeichnen; merkwürdiger Weise aber lieh er Karl IX. von Frankreich Unterstützung zur Vertilgung der Hugenotten. Dann aber am 12. Juni 1570 riefen er und andere protestantische Fürsten aus Heidelberg Karl IX. zu, er möge volle Religionsfreiheit gewähren, und dieser verwilligte den dritten Religionsfrieden zu St. Germain-en-Laye. Vom Speierer Reichstage erließ K. mit anderen Fürsten an ihn 1570 eine Gesandtschaft, um ihn zur Wahrung dieses Friedens zu ermahnen. Gerne hätte K. die Regentschaft über Philipp II. von Baden-Baden erhalten, doch gelangen ihm seine Bemühungen nicht; vergebens suchte er ihn dann zu bewegen, daß er bei der protestantischen Religion verharre, und wandte sich deshalb selbst an den Kaiser. Ebenso begeistert für das Lutherthum wie er war seine zweite Gemahlin, Anna von Pfalz-Veldenz und Lützelstein, die er, nachdem Kunigunde am 27. Februar 1558 gestorben war, am 1. August desselben Jahres geheirathet hatte, und streng lutherisch wurden die Kinder beider Ehen erzogen; sein Sohn erster Ehe, Albrecht, machte den Eltern furchtbaren Kummer, lebte ganz der Ausschweifung und starb mit 19 Jahren 1574 am Podagra. 1561 erbaten sich die Straßburger Karls Mitwirkung in ihren Verhandlungen mit dem Bischofe Erasmus in Sachen der Religion, 1563 ging er zu Weil die Stadt einen Vertrag mit Christoph von Württemberg wegen der geistlichen Einkünfte ein, indem sie dieselben austauschten, jeder hatte bisher solche in des Anderen Land gehabt; 1564 schloß K. mit dem Bischofe Marquard und 1576 mit dem Domcapitel in Speier einen Vertrag, demgemäß seine Leibeigenen in Speier gegen die speierischen in Baden ausgetauscht wurden und wer aus Speier nach Baden und umgekehrt auswanderte, sogleich der Unterthan des neuen Herrn ward. Am 23. Mai 1562 protestirte K. in Pforzheim mit anderen Reichsfürsten gegen das Bündniß, welches die schwäbische Ritterschaft 1560 zum

Schutze ihrer Rechte gegen die Fürsten geschlossen hatte. Seine Grenzstreitigkeiten mit Freiburg wurden durch den Johanniterprior für Deutschland am 3. October 1566 beigelegt. Der Streit mit Oesterreich wegen dessen Oberhoheit über Rötteln, Sausenberg und Badenweiler dauerte unter K. fort, 1566 entschied der Austrägalrichter Bischof von Speier gegen K., dieser appellirte an das Kammergericht und erst 1741 wurde die Frage endgültig entschieden. 1566 übertrug Christoph von Württemberg, der eben einen Geldstreit Karls mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Baireuth geschlichtet hatte, K. vorübergehend das Amt als Oberster des schwäbischen Kreises und in Weil die Stadt berieth K. mit den Ständen über die Wahrung des öffentlichen Friedens. 1568 wurde er von Christoph zum Vormunde seines Erbprinzen Ludwig bestimmt. Im Juli 1570 wohnte er dem Speierer Reichstage bei und führte mit einigen anderen Fürsten die Erzherzogin Elisabeth ihrem königlichen Bräutigam von Frankreich entgegen. Mit Philipp II. von Baden-Baden vertrug er sich wegen der Münze am 19. April 1572 dahin, daß dieselbe stets je sechs Jahre in Durlach, je sechs in Baden sein sollte und der Anfang mit Durlach gemacht würde; in der Folge blieb die Münze ohne Alternation in Durlach.

K. hatte die Kanzlei frühe nach Durlach verlegt; als über die Jagdfrohne mit Pforzheim Irrungen entstanden, übertrug er auch die Residenz 1565 nach Durlach, wo sie bis auf Karl III. blieb. Seitdem führte das Haus den Titel „Markgrafen von Baden-Durlach“. K. erbaute schöne Thore ꝛc. in Durlach, hob den Wohlstand und ließ die künstlerisch ausgeführte große Karlsburg erbauen; er beaufsichtigte selbst den Bau, zahlte die Arbeitsleute eigenhändig aus und empfing darum vom Volke den Namen „Karl mit der Tasche“. Die Stadt Durlach setzte ihm auf dem Markte ein Denkmal. Zum großen Unglücke Badens starb K., ehe seine Söhne erwachsen waren, und sein Wunsch, seine Lande nie getheilt zu wissen, blieb unberücksichtigt. Der milde, segensreiche und im ganzen Reiche hochgeehrte Fürst starb in Durlach am 23. März 1577 und ruht in Pforzheim.

Vierordt, Handschriftliche Collectaneen zur badischen Landes- und Kirchengeschichte (Heidelberger Universitätsbibliothek); Vierordt, Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden, 2 Bde., Karlsruhe 1847.

Kleinschmidt.

Karl III. **Wilhelm,** Markgraf von Baden-Durlach. Als zweiter Sohn des Markgrafen Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach von Auguste Marie von Holstein-Gottorp in Durlach am 28. Januar 1679 geboren, wurde K. W. sorgfältig erzogen, zeigte sehr gute Anlagen, machte seine Vorstudien seit 1690 zu Lausanne und Genf und bezog 1692 die Universität Utrecht, auf der er Politik, öffentliches Recht, Geschichte ꝛc. fleißig studirte. 1693—94 bereiste er England, verließ 1694 die Utrechter Hochschule und ging, für Kriegsruhm begeistert, zum Heere des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, um die Kriegführung zu erlernen. Auf der Rückkehr von einer Reise in Italien wohnte er der Belagerung von Casale bei und ging dann zur Reichsarmee. 1696 besuchte er auf einer Reise in den Norden viele deutsche Höfe, kam im März zu seinen Verwandten in Stockholm und die Königin-Wittwe Hedwig Eleonore trug sich mit dem Projekte, ihn mit ihrer ältesten Enkelin Hedwig Sophie, der Tochter des Königs Karl XI., zu vermählen; aber an seinen zu freien Sitten scheiterte der Plan, die Aussicht auf die schwedische Krone ging Baden verloren und dieselbe kam später durch Heirath der Schwester der Prinzessin an das Haus Hessen-Kassel. Im October verließ er Stockholm wieder, besuchte den brandenburgischen Hof und kehrte nach Basel heim, wo die Familie oft lebte. Hier heirathete er am 27. Juni 1697 die Prinzessin Magdalene Wilhelmine von Würtemberg

(geb. am 7. September 1677), eine der edelsten und geistvollsten Frauen der Zeit; sein Leichtsinn und vielfacher Verkehr mit lockeren Frauen machten sie sehr unglücklich und meist lebten die Gatten getrennt. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, ernannte der schwäbische Kreis K. W. zum Generalfeldwachtmeister; er zeichnete sich 1702 bei der Belagerung von Landau aus, wurde am 14. August bei einem Ausfalle daselbst verwundet, ging nachher zu den Reichstruppen bei Friedlingen, trug zum dortigen Siege am 14. October wesentlich bei und wurde schwer verwundet. Der schwäbische Kreis beförderte ihn zum Generalfeldmarschalllieutenant. 1703 unterstützte K. W. den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden bei der Vertheidigung der Linien von Stollhofen, zog dann zum Feldmarschall Grafen Styrum an die Donau, zeichnete sich hervorragend in der Schlacht von Höchstädt am 20. September aus und deckte hier mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau den Rückzug der Infanterie; für seine Leistungen wurde er am 20. November kaiserlicher Generalfeldmarschalllieutenant. 1704 folgte er den Fahnen des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs von Marlborough und kämpfte am 13. August bei Höchstädt, wo ihm sein Reitknecht das Leben rettete. Bei der Belagerung von Landau warf er am 20. September den Ausfall der Franzosen zurück und nachdem die Festung am 24. November gefallen, ging er wieder nach Stollhofen zur Vertheidigung der festen Linien. 1705 beförderte ihn der schwäbische Kreis zum Generalfeldzeugmeister; er und Feldmarschall v. Thüngen hielten den oberen Rheinstrich und das Lager bei Lauterburg besetzt und vergebens suchte der Marschall von Villars im Juli die Linie anzugreifen. Als die Kaiserlichen im Elsaß einbrachen, war K. W. dabei. 1706 ging er mit Thüngen ins Elsaß und da Thüngen vom Markgrafen Ludwig Wilhelm nach Rastatt gerufen wurde, übernahm er den Oberbefehl und wehrte Villars glücklich ab; im November kehrte er mit Thüngen über den Rhein zurück. Als die Franzosen 1707 die Linien von Stollhofen durchbrechen wollten, hatte er nur etwa 2600 Mann um sich, zog darum den Herzog von Württemberg mit 5000 Mann heran und während dieser bei Stollhofen Posto nahm, setzte er sich zu Bühl fest. Hier erschien Villars am 22. Mai; K. W. ließ nur wenige Leute in den festen Linien zurück und ging am 23. Mai mit dem größten Theile der Infanterie aus dem festen Lager, befahl der Cavallerie, mit jenen Zurückgebliebenen ihm beim ersten Andrängen des Feindes zu folgen, kam mit seinen Truppen unversehrt in Pforzheim an und vereinigte sich mit den Mannschaften, die nun auch aus den festen Linien abgezogen waren. Im Juni wurde er mit Truppen nach Ulm gesandt, um hier die Leitung zu übernehmen, und am 12. Mai wurde er kaiserlicher Generalfeldzeugmeister. Seine Thronbesteigung unterbrach seine Kriegerlaufbahn; er folgte dem Vater am 25. Juni 1709 als „Markgraf von Baden-Durlach“, erhielt 1714 die kaiserliche und 1726 die Basel'sche Belehnung. 1711 reiste er nach Holland und ging dem neuen Kaiser Karl VI. bis Innsbruck entgegen, dann nach Venedig und kehrte 1712 heim. Mit Einwilligung der Kreisstände von Schwaben trat er 1712 sein Regiment seinem jüngeren Bruder Christoph ab. Auch nach dem Utrechter Frieden litten seine Lande schwer durch die französischen Heere und er suchte nach Kräften den Uebeln abzuhelfen. Den Friedensunterhandlungen zu Rastatt wohnte er selbst öfter an, nach Baden im Aargau schickte er einen Gesandten. Am 11. Mai 1714 stellte er die Leiden seines Landes in den letzten Kriegen dem Kaiser, dem Reichstage in Augsburg, dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Marschalle von Villars dar, forderte Abhülfe für seine Beschwerden und Eugen nebst Villars versprachen ihm Unterstützung. Seine zu Baden gestellten Forderungen waren: die endliche Berücksichtigung seiner Rechte an die Hohengeroldseck'schen Güter, die Uebergabe der Stadt Neuenburg am Rhein Seitens der Habsburger als Schadenersatz für ihn,

die Befreiung seines Hauses auf einige Zeit von den Reichs- und Kreislasten und die Mitbelehnung seines Hauses mit mehreren Lehen des Hauses Baden-Baden. Aber der Badener Friede vom 7. September 1714 brachte ihm keinen Schadenersatz ꝛc., nur erhielt er von Frankreich die Rheininseln bei Hüningen zurück. Redlich bemühte er sich nun, die schweren Wunden, die der lange Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen; er brachte die Finanzen, die er total erschöpft angetroffen, in gute Ordnung und das Land blühte unter ihm auf. Von Hessen-Darmstadt aufgefordert, trat K. W. 1713 dem Maulbronner Fürstenbündnisse gegen die reichsunmittelbare Ritterschaft bei, welches der Kaiser nicht bestätigte. 1716 sandte er dem Kaiser für den Türkenkrieg ein Regiment von 2300 Mann, das ihm 10 Jahre dienen sollte, das er ihm dann jedoch für immer überließ. 1715 wurde er kaiserlicher Generalfeldmarschall und sein Patent auf 1694 zurückdatirt, so daß er zu den ältesten Generalen zählte. Da die Durlacher sich weigerten, Grundstücke zu einer neuen Vorstadt abzutreten, faßte K. W., dessen Ueppigkeit bei ihnen Anstoß erregt hatte, den Gedanken, sich ein Lustschloß im Hardtwalde zu erbauen und legte dazu am 17. Juni 1715 den Grundstein; er entwarf meist selbst die Risse für das Schloß, welches mit Ausnahme des steinernen Bleithurms der Eile wegen in Holz aufgeführt wurde, für die schönen Gärten und endlich für die neue Stadt, die sich darum gruppiren sollte. Um dies „Karlsruhe“ zu bevölkern, erließ er am 24. September 1715 ein Rescript, worin er allen Ansiedlern daselbst Religionsfreiheit, Steuerfreiheit auf 20, später auf 30 Jahre, Zoll- und Abgabebefreiung für Geräthschaften und Waaren, Freiheit von der Leibeigenschaft und allen Frohnden u. dgl. verlieh und jedem Baulustigen einen Bauplatz, Holz und Sand frei gab. Von allen Seiten kamen solche herbei und für Arbeiter, Handwerker ꝛc. wurde Klein-Karlsruhe angelegt. K. W. bezog das neue Schloß, 1719 waren schon 620 Bürger aufgenommen, um 1720 standen an 100 einstöckige Holzhäuser da; 1717 wurde die Schloßkirche, 1722 die Concordien-Stadtkirche eingeweiht; am 28. Juni 1719 erhielten die Reformirten die Erlaubniß zum Bau einer Kirche, den Katholiken wurde eine Kirche, den Juden eine Synagoge gestattet. 1718 siedelte die Regierung mit allen Collegien, 1724 das Durlacher Gymnasium nach Karlsruhe über; 1728 entstand hier das Rathhaus, 1730 das Pfarr- und Schulhaus. Am 12. Februar 1722 und im August 1724 wurden weitere Privilegien bewilligt, da die Bewohner von Karlsruhe keine Spur von Gemeinsinn zeigten, sondern nur stets eigennützige neue Anforderungen an den Markgrafen stellten. Am Tage, da er Karlsruhe gründete, stiftete K. W. zum Gedächtnisse den „Hausorden der Treue“, der bald sehr gesucht war.

1717 ließ er im ganzen Lande das zweite Säculum der Reformation feiern. An der Stelle des Dominikanerinnenklosters in Pforzheim entstand 1718 ein großes Waisenhaus, verbunden mit Irren- und Zuchthaus und mit den Einkünften der St. Georgskirche und einiger ehemaligen Spitäler dotirt. K. W. that viel für Anstalten zur Pflege der Gesundheit; er ließ bei der jüngst entdeckten Mineralquelle in Langensteinbach eine Badeanstalt bauen und wandte rege Sorgfalt den Heilquellen und Mineralbädern in Badenweiler, Sulzburg, Fischingen, Hauingen, Maulburg ꝛc. zu. Unter ihm begann die Anpflanzung der Kartoffel, die das Volk wenig beachtete; er war ein großer Freund des Ackerbaues und der Gartenzucht, ließ Pflanzen aller Art aus dem Auslande kommen, arbeitete oft selbst in seinen Gärten und Holland versorgte ihn mit den prächtigsten Blumen, die ihn sehr viel Geld kosteten; seine Tulpen waren sein Stolz. Eine große Menagerie und andere Liebhabereien verschlangen große Summen; dabei war der Markgraf ein leidenschaftlicher Jäger und der übergroße Wildstand schadete dem Lande sehr. Mehrerer Sprachen mächtig, liebte er auch sehr Chemie

und Naturwissenschaften; sein Lieblingsfach waren die Cameralia. K. W. besaß eine Reihe trefflicher Eigenschaften. Er regierte ganz selbständig, duldete nie die Einmischung von Günstlingen, war stets thätig, hatte für Alles, was dem Lande noth that, ein offenes Auge und wehrte nach bestem Vermögen dem Uebel. Für die Rechtspflege war er ein besonderer Schützer. Da er es für weit besser hielt, das allmählich vergriffene alte Landrecht wieder unter das Volk zu bringen als die Zeit mit dem Entwurfe eines neuen, an dem sein Vater durch den Krieg gehindert worden, verstreichen zu lassen, so verordnete er 1710 eine neue Ausgabe des alten badischen Landrechts und der Landesordnung, um den Gesetzen wieder allgemeine Geltung zu verschaffen. Um sein Hofgericht in Controle zu halten, holte er in Strafsachen bisweilen auf seine Kosten die Erkenntniß auswärtiger Schöffenstühle ein. Er begann Reformen in der Landespolizei, unterdrückte Mißbräuche, verbesserte das Zunftwesen, ließ sich das Resultat der Berathungen der höheren Behörden immer vorlegen, prüfte es genau und schrieb meist persönlich seine Entschließung nieder. Der Armuth suchte er dauernd abzuhelfen und gewährte viel aus eigenen Mitteln. Die einzelnen Pfarrer und Schullehrer mußten seit 1719 zum Pfarrwittwenfiscus beisteuern, dann durften ihre Wittwen und Waisen Ansprüche daran machen. Obgleich Karl Wilhelms Hof im glänzenden Stile gehalten wurde, gelang es ihm große Schulden vom Lande abzuwälzen. Sonst ein sehr guter Rechner, verschleuderte er hingegen, von unbändiger Sinnlichkeit beherrscht, großartige Summen an Favoritinnen und hielt im Bleithurme einen Harem, die sogenannten „Kammermädchen", seine hochherzige Gemahlin bei Seite setzend. 1721 errichtete K. W. eine Landmiliz von 400 Mann. Mit der Abtei St. Blasien, Pfalz, Speier und anderen Nachbarn glich er Streitigkeiten gerne sofort aus und war bestrebt mit Allen in Frieden zu leben. Der alte Streit mit Nassau-Saarbrücken wegen Lahr, der 1719 abermals entbrannte, nahm einen ungünstigen Ausgang; der Markgraf mußte die Herrschaft auf kaiserlichen Befehl 1725 dem Saarbrücker Fürsten einräumen und dieser gab dagegen 1727 alle weiteren Forderungen auf. Umsonst brachte K. W. 1731, als der Pfalz-Zweibrückische Mannsstamm in Gustav Samuel Leopold erlosch, die von der Gemahlin des Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach, Christine Magdalene von Zweibrücken-Kleeburg, gewahrten Rechte an die Succession in Zweibrücken, Jülich rc. vor; Alles kam an die Birkenfelder Linie. Am 13. Februar 1726 setzte seine Tante Katharina Barbara den Markgrafen zum Erben ihrer Ansprüche an schwedische Gelder ein, doch erhielt er nichts. 1731 forderten ihn die protestantischen Schweizer Cantone auf, er möge 800 vom Könige von Sardinien aus Piemont vertriebenen Protestanten, die bei ihnen kümmerlich ihr Leben fristeten, eine Zuflucht gewähren, doch mußte er es abschlagen, indem sein durch die Kriege erschöpftes Land nicht noch mehr Bevölkerung ernähren konnte. 1721, 1723 und 1729 besuchte er Holland und kaufte sich 1729 in Haarlem an.

1733 wurde K. W. Generalfeldmarschall des schwäbischen Kreises, beanspruchte das erledigte Kreisdirectorium, aber vergebens, und trat sein Kreisregiment seinem Neffen Karl August ab, während ihm der Kreis 1737 sein Dragonerregiment verlieh. 1738 überflutheten in Folge der streitigen Wahl in Polen die Franzosen, den Freund Karl Wilhelms König Stanislaus unterstützend, die kaum erholte Markgrafschaft und K. W. verließ im October das Land; seine Gemahlin, Schwiegertochter und Enkel blieben zurück, um den Unterthanen möglichst zu nützen. K. W. ging nach Basel und da er für die Dauer des Kriegs Frankreich einen jährlichen Tribut versprach, wurde die Markgrafschaft schonend behandelt. Am 6. Januar 1736 machte K. W. in Basel sein Testament, setzte seinen Enkel Karl Friedrich zum Nachfolger und Erben ein, da seine zwei Söhne

1712 und 1732 gestorben waren, bestimmte die Vormundschaft ꝛc. Der Tod des Erbprinzen Friedrich 1732 beugte ihn derart, daß er nie mehr die Trauerkleider ablegte, hierzu kam der Schmerz, die Schwiegertochter unheilbar geisteskrank zu wissen. Erst im September 1736 kehrte K. W. nach Karlsruhe zurück. Hier rührte ihn am 6. Juni 1737 der Schlag; trotzdem blieb er rastlos thätig. Ein zweiter Schlaganfall nahm ihn am 12. Mai 1738 zu Karlsruhe hinweg. Seinem Wunsche gemäß wurde er in der Concordienkirche daselbst beigesetzt. Auf dem Markte zu Karlsruhe ruht jetzt seine Asche unter einer von Großherzog Ludwig I. 1823 errichteten Pyramide.

Zu Karl I., II. und III. wurden hauptsächlich benutzt: Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis und Sachs, Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft und des markgräflichen altfürstlichen Hauses Baden, Karlsruhe 1764—1770, 5 Bde.; zu Karl III. speciell auch: Kleinschmidt, Karl Friedrich von Baden, Heidelberg 1878. Kleinschmidt.

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, geb. zu Karlsruhe am 22. November 1728, † ebendaselbst am 10. Juni 1811. Der Enkel des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, des Gründers von Karlsruhe, Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Erbprinzessin Anna Charlotte Amalie, geborenen Prinzessin von Nassau-Oranien, verlor K. F. schon im J. 1732 seinen Vater und wurde unter den Augen seiner Großmutter, Markgräfin Magdalene Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Würtemberg, die von ihrem Gemahl getrennt in der Karlsburg zu Durlach wohnte, erzogen, da seine Mutter nach der Geburt eines zweiten Prinzen (Wilhelm Ludwig) in schwere Krankheit und Gemüthsschwäche verfallen war. — Nach dem Ableben des Markgrafen Karl Wilhelm übernahm dessen Wittwe in Gemeinschaft mit dem ältesten Agnaten, Markgraf Karl August, die obervormundschaftliche Regierung bis zu ihrem Tode (1742), von da an führte sie bis 1746 Markgraf Karl August allein. Der Unterricht, den K. F. unter der Oberleitung des Geheimraths Lüdecke genoß, war sehr sorgfältig geregelt. Die Kenntnisse, die der junge Prinz in der Heimath erworben, erweiterte und vertiefte er von 1743 an auf Reisen in die Schweiz (wo er eine Zeit lang an der Akademie in Lausanne studirte), durch Frankreich, die österreichischen Niederlande und Holland. In Holland wurde er besonders durch den Verkehr mit seinem Oheim, dem Statthalter Karl Heinrich Friso, gefördert. Auch nachdem K. F. nach erfolgter Volljährigkeit die Regierung seines Landes angetreten hatte, setzte er seine Ausbildung auf Reisen fort. Im Laufe der J. 1747—51 besuchte er abermals Holland, zwei Mal England und Italien. Mit besonnener Ruhe trat K. F. an die wichtige Aufgabe heran, sein Land nach und nach auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens auf eine höhere Stufe der Entwickelung zu bringen, wie sie den geläuterten Anschauungen und den größeren Anforderungen entsprach, die er auf seinen Reisen erworben und zu erheben gelernt hatte. Strenge Verordnungen gegen Gauner und Vaganten, nächtliche Diebe und ihre Helfer, bessere Organisation der Schutzmannschaften und entsprechende polizeiliche Maßregeln dienten zur festeren Begründung der öffentlichen Sicherheit. Die harten Strafgesetze zu mildern und die Forderungen der Humanität auch gegenüber den Straffälligen zu befriedigen, betrachtete K. F. als eine Aufgabe, die dem Recht des Landesherrn, Gnade zu üben, entsprang. Bessere Behandlung der Gefangenen wurde den einschlägigen Organen streng eingeschärft, ungebührliche Verlängerung der Haft ernstlich geahndet. Die Aufhebung der Tortur erfolgte unter K. F. und in Folge seiner eigenen Initiative im J. 1767, also zu einer Zeit, da nur England und Preußen mit dieser Beseitigung eines dunklen Punktes in der Gesetzgebung aller Nationen vorangegangen waren. Auf dem Gebiete der bürgerlichen Rechtspflege bezeichnete die

Einführung des Frankfurter Wechselrechts einen bedeutenden Fortschritt. In der Verwaltung begann man mit Reformen im Gemeindewesen, durch welche die Selbständigkeit der ökonomischen Gemeindeverwaltung befestigt und nur für wichtigere Unternehmungen Staatsgenehmigung vorbehalten wurde. Die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten wurden erheblich verbessert, für die Geisteskranken eigentlich erst die Möglichkeit der Heilung eröffnet, indem man die Irrenhäuser von den Strafanstalten trennte, mit denen die Unwissenheit einer früheren Zeit sie vereinigt hatte. Für die Hinterlassenen der weltlichen Diener wurde, nach Analogie des älteren „Pfarrwittwenfiscus“ eine Kasse gegründet, welche außer den Beiträgen der zur Theilnahme gezwungenen Interessenten auch erhebliche Staatszuschüsse erhielt. Auch die Feuerversicherungsanstalt ward unter Anwendung staatlichen Zwanges zu der Höhe der Entwickelung gebracht, auf der sie erst gedeihliche Wirksamkeit entfalten konnte. Zur Beförderung des Wohlstandes dünkte K. F. nichts wichtiger als das unausgesetzte Streben nach Verbesserung auf allen Gebieten der Landwirthschaft und der gewerblichen Thätigkeit. Hier dienten die fürstlichen Kammergüter als Musteranstalten und Probestätten, wo jede neue Erfindung auf ihre Zweckmäßigkeit und ihren Erfolg geprüft wurde. Ackerbau und Viehzucht, Wiesenbau und Obstcultur, vor allem der Weinbau, waren Gegenstände fortdauernder persönlicher Fürsorge von Seiten des Markgrafen. An den Verhandlungen seiner Kammer nahm K. F. lebhaften Antheil, er prüfte gewissenhaft ihre Anträge und modificirte ihre Beschlüsse, er selbst besuchte die größeren Güter, um sich von den Fortschritten der Wirthschaft zu überzeugen und zur Einführung bewährter Neuerungen den Impuls zu geben. Für die Belebung der Gewerbethätigkeit suchte er durch Monopole und Erschließung bestimmter inländischer Absatzgebiete zu sorgen. Um neue Erwerbszweige einzuführen, wurden sogar auf fürstliche Rechnung Unternehmungen ins Leben gerufen. Verbote der Einfuhr fremder Produkte wurden doch nur vorübergehend erlassen, ebenso Ausfuhrverbote nur ausnahmsweise und in Zeiten außergewöhnlicher Noth und Theuerung. Wie für das leibliche, sorgte K. F. mit Eifer und Verständniß auch für das geistige und sittliche Wohl seiner Unterthanen. Den Schullehrern eine bessere Ausbildung zu verschaffen, war er besonders bestrebt, 1768 ließ er zur Ausbildung junger Lehrer ein Seminar eröffnen. Zur Verbesserung des Einkommens der Lehrer und zur Herstellung von Schulhäusern wurde seit 1749 ein Fond angesammelt. Für den gelehrten Schulunterricht bestanden neben dem Gymnasium in Karlsruhe drei sogen. Pädagogien in Lörrach, Emmendingen und Pforzheim. Diesem Unterricht schenkte K. F. seine besondere Theilnahme. Er wohnte ab und zu dem Unterricht bei, mit den namhafteren Lehrern in Karlsruhe verkehrte er gern persönlich. Die religiösen und sittlichen Interessen nahmen die Synodalversammlungen wahr; zur Heranbildung tüchtiger Seelsorger wurde auf Karl Friedrichs Wunsch ein Pfarrseminarium ins Leben gerufen. Den in der Markgrafschaft Baden-Durlach besonders in der Residenzstadt Karlsruhe wohnenden Katholiken wurde die Errichtung eines Bethauses und einer öffentlichen Schule unter finanzieller Beihülfe Karl Friedrichs gestattet. Der Papst und der Bischof von Speier sprachen dem Markgrafen dafür Dank und Anerkennung aus. Eine persönliche Liebhaberei des Markgrafen — die eingehende Beschäftigung mit volkswirthschaftlichen Studien — führte ihn im J. 1769 zu einem Experiment, nämlich zu dem Versuch, die Lehre der Physiokraten in dem Finanzhaushalt seines Landes zur praktischen Geltung zu bringen. Zunächst wurde in den Gemeinden Dietlingen, Bahlingen und Theningen versuchsweise begonnen, alle indirecten und eine Anzahl directer Abgaben in eine einzige von dem Ertrag der Ländereien zu entrichtende Steuer zu verwandeln und unbeschränkte Gewerbefreiheit einzu-

führen. Aber bald genug stellte sich die Undurchführbarkeit dieser Theorien heraus, über die K. F. mit dem Grafen von Mirabeau und mit Dupont de l'Eure eifrig correspondirte. Die Nachtheile, die den Gemeinden aus dem Experiment erwachsen waren, ließen sich ohne allzu große Opfer wieder gut machen. Von höchster Wichtigkeit für K. F. wurde die, in Folge eines am 28. Januar 1765 abgeschlossenen Erbvertrags bei dem Ableben des letzten baden-badenschen Markgrafen August Georg am 21. October 1771 erfolgende Vereinigung der baden-badenschen mit den baden-durlachschen Landen. Die Stellung des Fürsten im Reiche und zunächst im schwäbischen Kreise wurde dadurch sehr wesentlich erhöht, aus einem kleinen wurde sein Land zu einem der ansehnlicheren unter den mittelgroßen Territorien des Reiches erhoben. Für ihn selbst war es eine Hauptaufgabe, das in mancherlei Hinsicht zurückgebliebene Erbe seiner Vettern, das ihm nun zufiel, auf die gleiche Stufe zu erheben, wie sein eigenes Gebiet. Doch konnte an die Einführung von Reformen mit Ernst und Folgerichtigkeit erst herangegangen werden, als gewisse Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren, welche der Fanatismus intoleranter Priester und die Lenksamkeit einer fürstlichen Dame dem wohlmeinenden Regenten bereiteten. Die Wittwe August Georgs, Maria Victoria, geborene Gräfin von Aremberg, unterstützt von dem Fürstbischof von Speier, von einem Theil der Geistlichkeit des Landes und von Bürgern der Stadt Baden, unzufrieden, daß fortan ein evangelischer Fürst auch die katholischen Landestheile beherrschen solle, ließ gegen K. F. Klage beim Reichshofrath erheben wegen angeblicher Verletzung der Bestimmungen des Erbvertrages und Gefährdung der katholischen Religion, die zwar schließlich abgewiesen ward, dem Fürsten selbst aber doch großen Kummer bereitete. Es mag als charakteristisch für die Verstimmung des Markgrafen über diesen sogen. Syndicatsprozeß angeführt werden, daß er, obschon ein Freund der schönen Natur, die Stadt Baden viele Jahre lang nicht besuchte, weil sie in diesem Prozeß eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Von den mancherlei Reformen, die in dem vergrößerten Gebiete durchgeführt wurden, möge hier nur die Aufhebung der Leibeigenschaft erwähnt sein, welche im J. 1783 erfolgte und K. F. um so wärmeren Dank einbrachte, als es im ganzen Lande wohl bekannt war, daß der Entschluß zu dieser wichtigen und tief eingreifenden Maßregel der eigenen Initiative des Markgrafen entsprang. Unter den Actenstücken, die zur Illustration des patriarchalischen Absolutismus dienen, wie er in manchen deutschen Ländern im vorigen Jahrhundert so viel Segensreiches schuf, nimmt die Antwort, welche K. F. auf die von allen Seiten einlaufenden Danksagungen des Landes ertheilte, eine hervorragende Stellung ein, die Antwort, deren Kern der Wunsch des wohlwollenden Fürsten bildete, „ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren“. Nach Beendigung des sogen. „Syndicatsstreites“ gestaltete sich das Verhältniß zu der katholischen Kirchenbehörde, dem Fürstbischof von Speier und seinem Consistorium, durchaus befriedigend, für die evangelische Kirche wurde eine umfassende Verordnung (Kirchenrathsinstruction) erlassen, welche erfolgreich die Lösung der Aufgabe verfolgte, die Freiheit der Forschung zu wahren und gleichzeitig die von der Kanzel vorgetragene Lehre vor allzu starker Betonung subjectiver Meinungen zu schützen. Die Fürsorge für die Volksschule wurde noch gesteigert, da es in dem neu erworbenen baden-badenschen Gebiete galt, viel Versäumtes nachzuholen. Von 1746—90 sind in der Markgrafschaft 61 Schulhäuser neu erbaut worden. Den pädagogischen Bestrebungen der Zeit wandte K. F. ein besonderes Augenmerk zu. Er selbst schickte junge Lehramtscandidaten seines Landes zu Salis nach Marschlins und zu Basedow nach Dessau, um sich die von diesen Männern geübte Methode der Erziehung und des Unterrichts anzueignen und sie in die badischen Schulen zu

verpflanzen. In Baden-Baden wurde aus Mitteln einer von der ausgestorbenen Linie des Fürstenhauses herrührenden Stiftung ein katholisches Gymnasium gegründet, welches sich seiner protestantischen Schwesteranstalt in Karlsruhe bald ebenbürtig zeigte. In der Residenz war der Markgraf bestrebt, die vorhandenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen zu vermehren und durch einsichtsvolle Erwerbungen zu ergänzen. Die dem Publicum zugängliche Hofbibliothek, die werthvolle Münzsammlung, ein mit vielem Verständniß angelegtes und verwaltetes Naturaliencabinet, von Gelehrten, wie Kölreuter, Böckmann und Gmelin geleitet, verbreiteten Anregung und Belehrung. Die Geschichte seines Hauses ließ K. F. durch den berühmten Straßburger Professor Schöpflin, einen geborenen Badener, bearbeiten und gab in fürstlicher Munificenz dem für jene Zeit sehr respectabeln Werke desselben eine prächtige Ausstattung. Selbst auf dem Gebiete der Volkswirthschaft schriftstellerisch thätig und den staatsrechtlichen Studien ein mehr als blos gönnerhaftes Interesse entgegenbringend, zog K. F. einige bedeutende Autoren dieser Fächer in sein Land. Neben Dupont de l'Eure, der oft nach Karlsruhe kam und der politische Agent Badens bei der französischen Regierung war, wurden der bekannte Physiokrat Schlettwein und der hervorragende Jurist Schlosser, Goethe's Schwager, in den badischen Staatsdienst gezogen, dem talentvollen Posselt gab K. F. die Möglichkeit, sich ausschließlich dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Die Vertreter der neu erwachenden Nationallitteratur fanden an Karl Friedrichs Hofe stets die ehrenvollste Aufnahme und eine sympathische Stimmung für ihre litterarische Thätigkeit. Wenn Goethe und die Brüder Stolberg nur bei kurzen Besuchen in Karlsruhe verweilten, so nahm bekanntlich Klopstock, als Gast des Markgrafen, dort längeren Aufenthalt, und von Herder ließ sich K. F. ein Project für eine Art deutsche Akademie ausarbeiten, das freilich nichts weiter als ein interessanter Entwurf bleiben konnte. Im Zeitalter des Kosmopolitismus beschränkte man sich selbstverständlich nicht auf den Verkehr mit deutschen Schriftstellern. Voltaire besuchte öfter den Karlsruher Hof, Cassini de Thury fand für seine Messungsarbeiten jede Förderung, jeder Fremde von Auszeichnung war willkommen und fand am Hofe liebenswürdige Aufnahme. Aus der Schweiz erschien öfter Lavater, für dessen physiognomische Studien K. F. sich lebhaft interessirte. In seinen späteren Jahren nahm er auch an Lavater's religiöser Richtung wärmeren Antheil und ließ sich von ihm und Jung-Stilling in die Geheimnisse ihres schwärmerischen Mysticismus einführen. In allen seinen Bestrebungen zur Hebung der geistigen und geschäftlichen Wohlfahrt seiner Unterthanen fand K. F. verständnißvolle und thatkräftige Unterstützung seiner Gemahlin, der Markgräfin K a r o l i n e L u i s e. Geboren zu Darmstadt am 11. Juli 1723 als Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen, war sie am 28. Januar 1751 mit dem um 5 Jahre jüngeren K. F. vermählt worden. Eine von der Convenienz geschlossene Verbindung wurde bald zu einer von der wärmsten Zuneigung beherrschten Musterehe. Die Klugheit und vielseitige Bildung der Fürstin, ihr Interesse an allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wurden nur noch übertroffen von den vorzüglichen Eigenschaften, die sie als Gattin und Mutter liebevoll und sorglich bethätigte. Sie stand K. F. in verwandter Gesinnung zur Seite, wenn er persönlich sich die Förderung von Landwirthschaft, Gewerbe und Industrie angelegen sein ließ, sie griff auf ihren Gütern reformatorisch in den Gang der Bewirthschaftung ein, sie bethätigte sich mit ansehnlichen Mitteln an der Anlage von Fabriken, die Sorge für die Schule war ihr in dem gleichen Grade wie ihrem Gemahl Herzenssache, für seine wissenschaftlichen Bestrebungen fand K. F. bei Karoline Luise mehr als blos dilettantischen Antheil. Insbesondere auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hatte die Markgräfin sich

namhafte Kenntnisse erworben und pflegte mit Vorliebe botanische Studien. In regem schriftlichen Verkehr mit Linné erfuhr sie die Auszeichnung, daß der große Botaniker ihr zu Ehren einer neu entdeckten brasilianischen Pflanze den Namen Carolinea Princeps beilegte. Mit richtigem Verständniß concentrirte die Markgräfin ihre diesem Zweige des Wissens zugewandte Thätigkeit auf die Anlage und Vermehrung der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Auch der Kunst widmete sie mehr als gewöhnliches Interesse. Die Gemäldesammlung, für die K. F. ein passendes Gebäude erbauen ließ, durch werthvolle Ankäufe zu erweitern, ließ sie sich eifrig angelegen sein. Die schönen Niederländer der Karlsruher Gallerie sind zum größten Theil von Karoline Luise erworben worden. die zum Behufe solcher Erwerbungen eigene Agenten unterhielt, die sie auf passende Bilder aufmerksam machten und diese in ihrem Auftrag bei günstiger Gelegenheit ankauften. Einer ihrer Biographen hat ein eben so wahres als bezeichnendes Wort über sie gesagt: „Ihre Liebe zur Wissenschaft und Kunst ging bis zum Enthusiasmus und war sehr thätig, was der Enthusiasmus nicht immer ist“. Der Verlust dieser Gemahlin, welche sein Fürstenschloß, unbeschadet des Glanzes offizieller Repräsentation, mit dem Behagen zu erfüllen wußte, welches damals eben erst begann in den besten Häusern des gebildeten Mittelstandes Eingang zu finden, dagegen von der Etikette der Höfe und der adelichen Paläste noch nicht allgemein zugelassen wurde, der Verlust der geliebten und besorgten Mutter der drei Söhne, die sie ihm geschenkt, mußte auf K. F. einen ihn um so tiefer erschütternden Eindruck machen, als ihr Tod nach kurzer Krankheit fern von der Heimath, in Paris, erfolgte, wohin sich die Markgräfin im Frühjahre 1783 in Begleitung ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Friedrich, begeben hatte, um ihre durch längeres Unwohlsein geschwächten Kräfte wieder zu stärken. Dort starb sie in den Armen ihres Sohnes am 8. April. K. F., der auf die Nachricht von ihrer Erkrankung sich sofort aufmachte, an ihr Schmerzenslager zu eilen, kam nur bis Nancy, wo ihn die Todesbotschaft traf. Ihre Leiche wurde von dem Minister v. Edelsheim nach der Familiengruft in Pforzheim geleitet, wo sie am 18. April bestattet wurde. Daß ein Fürst, wie K. F., den Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes nicht gleichgiltig gegenüber stand, ist selbstverständlich. Durch seine Eigenschaft als evangelischer Reichsstand schon sah er sich auf die aufstrebende Großmacht Preußen hingewiesen, aber auch die geographische Lage seines Landes, dessen Gebietstheile durch eine österreichische Provinz auseinander gehalten waren, legte ihm, insbesondere gegenüber den Annexionsbestrebungen Kaiser Josephs II. den Gedanken nahe, gegen solche Eventualitäten bei Preußen Schutz zu suchen. Schon 1783 setzte K. F. sich durch seinen Minister v. Edelsheim mit den Herzogen von Anhalt-Dessau und Braunschweig ins Benehmen zu dem Zwecke, eine Vereinigung der mittleren und kleineren Reichsstände unter Garantie des preußischen Hofes anzubahnen, und als 1785 Friedrich der Große zur Gründung des Fürstenbundes schritt, säumte K. F. nicht, seinen Beitritt zu dieser Vereinigung zu erklären. Friedrich selbst sprach sich in einem an K. F. gerichteten Briefe dahin aus, daß dieser damit zu seinen vielen anderen Verdiensten das weitere hinzugefügt habe, „durch sein festes und hochherziges Benehmen und Beispiel eine feste und dauernde Grundlage für die Sicherheit und Wohlfahrt aller alten fürstlichen Häuser und der erlauchtesten Republik von Souveränen, die je existirt, legen zu helfen.“ Dies Bündniß zeigte sich allerdings, als in Frankreich der jähe Zusammenbruch der alten Staats- und Gesellschaftsordnung erfolgte, ungenügend, Deutschland vor den verheerenden Folgen dieser Katastrophe zu schützen. So lange es nur galt, über den Rhein herüberstreifendes Gesindel zurückzujagen und die eigenen neuerungssüchtigen Unterthanen vor der Nachahmung des Beispiels ihrer linksrheinischen

Nachbarn zu bewahren, fehlte es der Regierung Karl Friedrichs weder an den Mitteln, noch an der Energie, das Land von Ueberfall und Aufruhr frei zu erhalten. Als aber der Krieg zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche ausbrach, war die kleine Schaar des badischen Militärs nicht im Stande, dem feindlichen Anprall erfolgreich entgegenzutreten. Während schon 1794 die linksrheinischen Besitzungen des badischen Hauses als für dasselbe verloren betrachtet werden mußten, war die Markgrafschaft selbst widerstandslos dem feindlichen Einfall preisgegeben. K. F. mußte mit den Seinigen fliehen und fand ein Asyl in dem ansbachischen Schlosse Triesdorf, das ihm der König von Preußen angeboten hatte. Für die Markgrafschaft unterzeichnete am 25. Juli 1796 der Bevollmächtigte Karl Friedrichs, Frhr. v. Reizenstein, zu Stuttgart das Instrument eines Waffenstillstands, der dem Lande große Kontributionen auferlegte. Den Friedensvertrag selbst, den der nämliche Unterhändler einen Monat später zu Paris zum Abschluß gebracht hatte und der die Lossagung von allen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich bedeutete, weigerte sich K. F. längere Zeit zu ratificiren. „Ich bin ein freier deutscher Fürst und will in dieser Ehre sterben“, entgegnete er seinen Räthen, welche ihm denselben vorlegten. Indeß befand er sich in einer Zwangslage, der sich entziehen wollen, sich und das Land aufgeben hieß. Immerhin verdient es erwähnt zu werden, daß K. F. erst dann die Ratification vollzog, als der Friede von Campo Formio auch Oesterreich mit Frankreich versöhnt hatte. Die nunmehr, in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, folgenden politischen Ereignisse gaben der bisherigen badischen Markgrafschaft einen Umfang, der sich schließlich auf 260 □Meilen mit 930 000 Einwohnern ausdehnte. Der Luneviller Friede, der Reichsdeputationshauptschluß, der Preßburger Friede und die Auflösung des Deutschen Reiches waren die wichtigen Staatsakte, denen Baden einen so erheblichen Zuwachs an Land und Leuten und eine Rangerhöhung, 1803 zum Kurfürstenthume, 1806 zum Großherzogthume verdankte. Napoleon selbst brachte dem hochbetagten K. F. die Ehrenbezeugung dar, im Jahre 1803 zu erklären, daß die überreichliche Entschädigung Badens für die verlorenen linksrheinischen Besitzungen veranlaßt sei durch „die Regententugenden des Markgrafen K. F., die ihm seit lange die Achtung Europa's erworben“. Indeß wird doch nicht zu bezweifeln sein, daß die geographische Lage Badens und die Verwandtschaft des Fürstenhauses mit dem Kaiser von Rußland wesentliche Beweggründe für die Entschließungen des ersten Consuls und später des Kaisers der Franzosen waren. K. F. waren die engen Beziehungen zu Frankreich keineswegs sympathisch, aber wie früher, konnte er auch jetzt dem Andringen des neuen Verbündeten keinen Widerstand entgegensetzen, der Aussicht auf Erfolg versprochen hätte. Er mußte den Anschluß an den rheinischen Bund vollziehen, er mußte seine Zustimmung zu der Vermählung seines Enkels Karl (s. diesen Art.) mit der Adoptivtochter Napoleons geben, er mußte, wie die anderen Fürsten, die hochfahrende Behandlung des Usurpators geduldig hinnehmen und in die inneren Angelegenheiten seines Landes die Agenten des Protektors des Rheinbundes sich einmischen lassen, wie er ja auch dem auf den Herzog von Enghien verübten Attentat nichts anderes, als bedauernde Vorstellungen bei dem übermächtigen Verächter des Völkerrechts folgen lassen konnte. Was den greisen Fürsten wohl noch schmerzlicher berührte und tiefer niederbeugte, als die ihm persönlich zugemutheten Opfer, waren die fast unerträglichen Lasten, mit welchen ihn die sich jährlich steigernden Anforderungen Napoleons das Land zu überbürden zwangen, vor allem die Nöthigung, daß das Blut seiner Unterthanen in den Eroberungskriegen vergossen werde. Vergebens hatte K. F. in dem Krieg gegen Oesterreich die Ermächtigung, neutral zu bleiben, erbeten, Napoleon kannte keine Neutralität seiner Bundes=

genossen, er verlangte von ihnen unbedingte Heeresfolge. So mußten denn auch die badischen Landeskinder auf allen Schlachtfeldern kämpfen, auf die Napoleon seine Armeen zu Sieg und Tode führte. Die Tapferkeit und Ausdauer dieser alemannischen und pfälzischen Burschen und die Tüchtigkeit ihrer Offiziere wurde von den Franzosen und nicht zuletzt vom Kaiser selbst gern anerkannt. Aber der Kriegsruhm der Söhne seines Landes war für den humanen Monarchen kein Ersatz für die Wunden, welche die harte Zeit diesem Lande schlug. Für seine allem äußeren Prunk abgeneigte Sinnesart ist nichts bezeichnender, als die Ablehnung des ihm, gleich den Regenten von Baiern und Württemberg, angebotenen Königstitels. Er wollte nicht in ein Rangverhältniß eintreten, dessen Geltendmachung Mittel in Anspruch genommen hätte, die er nicht im Verhältniß zu seinen Einkünften glaubte. Mit manchen Nachtseiten der politischen Zustände, in die er sich versetzt sah, mag den greisen Fürsten das Bewußtsein versöhnt haben, daß es ihm vergönnt sei, die Grundsätze, welche er während einer langen Regierung in einem kleineren Gebiete erprobt und bewährt gefunden hatte, in dem so bedeutend vergrößerten Lande, das er jetzt beherrschte, zur Geltung zu bringen und ihren wohlthätigen Einfluß einem so viel weiteren Kreise von Unterthanen zugänglich zu machen. Die Organisations- und Constitutionsedicte, wesentlich das Werk des Geheimrathes Brauer, durch welche das öffentliche Recht des Landes mit gewissen Garantien umgeben wurde, waren den Verhältnissen des Landes mit so viel Kenntniß und Scharfblick angepaßt, daß ihre Bestimmungen größtentheils bis über die Mitte dieses Jahrhunderts in Anwendung blieben. (Vgl. den Art. Brauer in v. Weech, Bad. Biographien, I. 117 ff.) Wie dieser Theil der Gesetzgebung, so hatte auch die Einführung des Code Napoléon mit Hinzufügung einer großen Anzahl speciell für das Bedürfniß des badischen Landes bezeichneten Zusatzartikel in erster Reihe den Zweck, an Stelle der großen Menge von Gesetzen und Verordnungen, die in den verschiedenen Landestheilen galten, für das Gesammtgebiet des Staates ein allerorts geltendes Recht zu schaffen. Der milden Persönlichkeit Karl Friedrichs entsprach es, wenn auch auf dem Gebiete der Verwaltung die Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse und die Ueberleitung in die neue Gestalt der Dinge mit möglichster Schonung der localen Rechte und Gewohnheiten vollzogen wurde. Die Absicht, dem Wunsche Napoleons entsprechend, eine der westfälischen nachgebildete repräsentative Verfassung ins Leben zu rufen, gedieh nicht weiter als zur Ausarbeitung eines Entwurfes. (Vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung, Karlsruhe 1868, S. 152 ff.) Als dieser Entwurf vom Staatsrath und von den Prinzen des Hauses begutachtet wurde, zu Ende des J. 1808 und zu Anfang des J. 1809, war K. F. von der Last der Jahre schon so gebeugt, daß er an der Leitung der Regierungsgeschäfte nur noch ausnahmsweise persönlich Theil nahm, während sein Enkel Karl eine Art von Mitregentschaft führte. Im Laufe der J. 1810 und 11 nahm seine Altersschwäche immer mehr überhand. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1811 starb er, 83 Jahre alt, nach einer Regierung von 62 Jahren, einer der letzten und jedenfalls hervorragendsten Vertreter des patriarchalischen Absolutismus in Deutschland, geleitet von einer auf echter Religiosität basirenden Humanität und einem stark ausgeprägten Gefühle seiner Regentenpflichten. Aus seiner ersten Ehe hatte K. F. drei Söhne: 1) Karl Ludwig, geb. am 14. Febr. 1755, vermählt mit Prinzessin Amalie von Hessen. Sein Sohn Karl folgte 1811 K. F. in der Regierung. Von seinen sechs Töchtern war Karoline an den König Maximilian I. Joseph von Baiern, Elisabeth an den Kaiser Alexander I. von Rußland, Friederike an den König Gustav IV. von Schweden, Marie an den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Wilhelmine an den Groß-

herzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt vermählt, die älteste, Luise, blieb unvermählt und starb als Dechantin in Quedlinburg. Karl Ludwig verunglückte auf der Rückreise von einem Besuch seiner Tochter, der Königin von Schweden, durch einen Sturz aus dem Wagen in der Nähe von Arboga am 15. Decbr. 1801. — 2) Friedrich, geb. am 29. August 1756, † am 28. Mai 1817. — 3) Ludwig, den späteren Großherzog (s. diesen Art.) Am 24. Novbr. 1787 ging K. F. eine zweite Ehe ein mit der Reichsfreiin Luise Geyer von Geyersberg, geb. am 26. Mai 1768, welche durch Kaiser Franz II. zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Diese Ehe wurde durch eine Declaration Karl Friedrichs ausdrücklich als eine ebenbürtige (nicht morganatische) erklärt. Lediglich aus Rücksichten auf die Gemahlin seines älteren Sohnes und auf die finanzielle Lage des fürstlichen Hauses verzichtete K. F. darauf, seiner Gemahlin den fürstlichen Rang auch äußerlich einnehmen zu lassen, zu dem sie durch ihre Abstammung aus einem reichsfreiherrlichen Geschlecht vollauf berechtigt war. Die Kinder aus dieser Ehe waren daher, obwol sie zunächst nur Grafen von Hochberg hießen, im Fall des Erlöschens des Mannsstammes aus Karl Friedrichs erster Ehe, unzweifelhaft zur Erbfolge berufen. Es waren folgende: 1) Leopold, der spätere Großherzog (s. diesen Art.). — 2) Wilhelm, geb. am 8. April 1792, vermählt mit Prinzessin Elisabeth von Württemberg, † am 11. Novbr. 1859. — 3) Amalie, geb. am 26. Januar 1795, vermählt mit Karl Egon, Fürsten zu Fürstenberg, † am 14. Septbr. 1869. — 4) Maximilian, geb. am 8. Decbr. 1796, † am 6. März 1882.

v. Drais, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich vor der Revolution, Karlsruhe 1818, 2 Bde. — v. Drais, Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs, Mannheim 1829. — Nebenius, Karl Friedrich von Baden, herausgegeben von Fr. v. Weech, Karlsruhe 1868. — Kleinschmidt, Karl Friedrich von Baden, Heidelberg 1878. v. Weech.

Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden, geb. zu Karlsruhe am 8. Juni 1786, † zu Rastatt am 8. Decbr. 1818. Der einzige Sohn des Erbprinzen Karl Ludwig, erhielt K. L. F. eine sorgfältige und strenge Erziehung unter der Leitung der Professoren Hauber, Walz und Böckmann, deren regelmäßiger Gang durch die Kriegsereignisse unterbrochen wurde, welche den badischen Hof zur Flucht in das Gebiet von Ansbach nöthigten. Mit seinem Vater machte K., kaum 15jährig, die große Reise zum Besuche seiner Schwestern, der Kaiserin von Rußland und der Königin von Schweden, nach Petersburg und Stockholm und war auf der Rückreise Zeuge des durch einen Sturz aus dem Wagen verursachten Todes seines Vaters (15. Decbr. 1801). Durch diesen Unglücksfall sah er sich früher, als erwartet werden konnte, dem Throne zunächst gestellt. Die politischen Erwägungen, welche den Kaiser Napoleon bewogen, Baden eine bevorzugte Stellung bei der Vertheilung der säcularisirten und mediatisirten Gebietstheile einzuräumen (s. den Art. Karl Friedrich, Großherzog von Baden), veranlaßten ihn auch, den Erben des badischen Thrones durch eine von ihm selbst dictirte Heirath dem französischen Staate und dem napoleonischen Hause fester zu verbinden. Durch den Wunsch des Kaisers Napoleon, der, aus dem Munde dieses Uebermächtigen kommend, ein Befehl war, daß der Kurprinz K. sich mit der zur französischen Prinzessin und Adoptivtochter Napoleons erhobenen Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Beauharnais, verbinde, wurde zunächst die Absicht des Prinzen, seiner Cousine, der Prinzessin Auguste von Baiern, der seine Neigung gehörte, die Hand zu reichen, vereitelt, dann aber ein lebhafter Widerstand des Prinzen, seiner Mutter, der Markgräfin-Wittwe Amalie, und seiner Schwestern hervorgerufen, der indes gegenüber dem Beharren des Kaisers auf seiner Anordnung erfolglos blieb und nur die persönliche

Stellung der jungen Prinzessin, mit der sich K. am 8. April 1806 in Paris vermählte, sehr erschwerte. Der Prinz gab in der bestimmtesten Weise seine fortdauernde Abneigung gegen diese Verbindung zu erkennen, welcher erst im J. 1811 ein Kind entsproß. 1807 zog der Erbprinz K. als Commandeur des badischen Contingents ins Feld und machte, dem französischen Marschall Lefebvre beigegeben, die Belagerung von Danzig mit. Als im Laufe des J. 1808 die Altersschwäche des greisen Großherzogs Karl Friedrich sich immer entschiedener geltend machte, trat er demselben als Mitregent zur Seite. Nach dessen Tode, am 11. Juni 1811, trat er die Regierung des Großherzogthums an. Das Land war durch die schweren Kriegsleiden erschöpft, die Steuerkraft bis zum äußersten angestrengt, die Jugend zum Kriegsdienst ausgehoben, französischer Einfluß herrschte bis in die Einzelheiten der Verwaltung hinein. Und eben rüstete der französische Kaiser zu einem neuen Krieg, zu dem auch Großherzog K. seine Truppen ins Feld senden mußte. Als den Eroberer die Katastrophe in Rußland ereilte und die Erhebung des preußischen Volkes, hinter den dem Verderben entronnenen Resten der großen Armee den gewaltigen Sturm entfesselte, welchem Napoleon mit schweren Opfern neue Heerschaaren entgegenstellen mußte, leistete auch Großherzog K., wie die übrigen Rheinbundfürsten, noch Heeresfolge. Erst als der Sieg bei Leipzig erfochten war, entschloß auch er sich, der Allianz gegen Napoleon in einem zu Frankfurt am 20. Novbr. 1813 abgeschlossenen Vertrage beizutreten und seine Truppen zu den Heeren der Alliirten stoßen zu lassen. Mit der Mehrzahl der europäischen Fürsten wohnte er sodann dem Wiener Congresse an, wo seine Räthe mit den anderen mittel- und kleinstaatlichen Ministern gemeinsam der bundesstaatlichen Gestaltung Deutschlands mißtrauisch und abgeneigt alle denkbaren Schwierigkeiten in den Weg legten. Von Wien aus ertheilte er auf besonderes Andringen des Ministers Frhrn. vom Stein, der zu diesem Behufe die Vermittelung des Kaisers von Rußland, des Schwagers des Großherzogs K. in Anspruch genommen, den Befehl, in den Ministerien zu Karlsruhe die Vorarbeiten zur Einführung einer Repräsentativverfassung in Angriff zu nehmen. Es schien dies unerläßlich, um — ganz abgesehen von der Vorschrift der Bundesacte — die willige Mitwirkung des Landes zur Ordnung der Finanzen zu gewinnen und die öffentliche Meinung in Deutschland für Baden zu interessiren, dessen Integrität bedroht war einmal durch die Versuche Oesterreichs und Baierns, die Pfalz und den Breisgau wieder von dem Großherzogthum loszureißen und ferner durch die Schwierigkeit, die Anerkennung des Erbfolgerechtes der Söhne zweiter Ehe des Großherzogs Karl Friedrich (s. diesen Art.) bei den Großmächten zu erwirken. Dieser letztere Punkt, der zudem mit der Territorialangelegenheit aufs festeste verknüpft war, erschien um so wichtiger, als die beiden Söhne des Großherzogs K. im zarten Alter starben, die Brüder seines Vaters aus Karl Friedrichs erster Ehe bejahrt und ohne legitime Erben waren und Großherzog K. selbst an einer anscheinend unheilbaren Krankheit dahinsiechte. Die Verfassungsangelegenheit wurde nach langen Verhandlungen des zu diesem Zweck niedergesetzten Comités und des Staatsministeriums endlich durch die am 22. August 1818 erfolgende Veröffentlichung der Verfassung zur Zufriedenheit des ganzen Landes erledigt, und die Regelung der Territorialfrage, wie die Anerkennung der Grafen von Hochberg, welche K. durch das Hausgesetz vom 4. October 1817 zu Prinzen und Markgrafen von Baden erhoben hatte, als erbfolgeberechtigt, wurde durch die Bemühungen des Staatsministers Frhrn. v. Berstett auf dem Aachener Congreß bewirkt. Als hätte der Lebensfunke in dem todesmüden, siechen Körper des Großherzogs K. nur noch verweilen wollen, bis diese wichtigen Angelegenheiten erledigt waren, erlag er, kaum daß dies geschehen, seiner Krankheit.

Sein jahrelanges Siechthum machte den ursprünglich sehr begabten Fürsten arbeitsscheu, mißtrauisch gegen seine Umgebung, abgeneigt zu fortgesetzter und regelmäßiger Betheiligung an den Berathungen seines obersten Regierungscollegiums, so daß er bei seinem Tode die Staatsgeschäfte in großer Verwirrung zurückließ, insbesondere die Finanzen in einer Zerrüttung, welche nur durch Aufbietung aller erdenklichen Anstrengungen unter der Regierung seines Nachfolgers, des Großherzogs Ludwig (s. diesen Art.) wiederum klaren und geordneten Verhältnissen wich. Aus seiner Ehe mit Stephanie Luise Adrienne de Beauharnais, wurden ihm fünf Kinder geboren: Luise, geb. am 5. Juni 1811, vermählt mit Gustav, Prinz von Wasa, † am 14. Aug. 1844; ein Sohn, der nur die Nothtaufe erhielt, geb. am 29. Sept., † am 16. Oct. 1812; Josephine, geb. am 21. Oct. 1813, vermählt mit Karl Anton, Fürst zu Hohenzollern; Alexander, geb. am 1. Mai 1816, † am 8. Mai 1817; Marie, geb. am 11. Oct. 1817, vermählt mit Wilhelm, Herzog von Hamilton. — Die Großherzogin Stephanie, die als Wittwe in Mannheim residirte, starb zu Nizza am 29. Jan. 1860.

v. Weech, Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl, Ludwig, Freiburg 1863. — Derselbe, Geschichte der badischen Verfassung, Karlsruhe 1868. — Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten, Bd. IX. v. Weech.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalz-Baiern, geb. am 11. Decbr. 1724, war der erstgeborene Sohn des Herzogs Johann Christian von Pfalz-Sulzbach und der Maria Anna, einer Tochter des Herzogs Franz Egon de la Tour von Auvergne. Schon im neunten Lebensjahr wurde der Knabe an das Hoflager zu Mannheim berufen, da er zum Nachfolger des kinderlosen Kurfürsten Karl Philipp ausersehen war. Er erhielt die übliche Jesuitenerziehung und besuchte dann die Universitäten Leyden und Löwen, wo er zwei Jahre lang dem Studium des geistlichen und weltlichen Rechts, der Staatsökonomie und der historischen Disciplinen oblag. Nach Mannheim zurückgekehrt, sollte er sich dem Waffendienste widmen, zeigte jedoch dafür nur geringe Neigung, leidenschaftlichen Eifer dagegen für Poesie, Kunst und Musik, so daß schon damals die Künstlerwelt auf den feinen, geistreichen Prinzen große Hoffnungen setzte. Im Juli 1741 übernahm er die selbständige Verwaltung des Sulzbacher Ländchens. Am 17. Januar 1742 vermählte er sich mit Prinzessin Elisabeth Auguste, der ältesten Tochter des verstorbenen Pfalzgrafen Joseph Karl von Sulzbach. Der Hochzeit wohnten Kurfürst Karl Albert von Baiern, dessen Kaiserwahl sich gerade in jenen Tagen in Frankfurt vollzog, Kurfürst Clemens August von Köln und fast sämmtliche Fürsten und Prinzen des wittelsbachischen Hauses bei; nie sahen Mannheim und Schwetzingen glänzendere Feste, die Hoffnungen, die sich an den 1724 geschlossenen wittelsbachischen Familienvertrag geknüpft hatten, schienen glänzend in Erfüllung zu gehen. Allein noch vor Karl Philipps Tod (31. December 1742) zeigte sich zur Genüge, daß jene Erwartungen trügerisch waren; ganz Baiern war von den Oesterreichern besetzt, Kaiser Karl auf die Gastfreundschaft der Reichsstadt Frankfurt und seines jungen Pfälzer Vetters angewiesen; auch die pfälzischen, insbesondere die neuburgischen Lande litten schwer unter dem durch Belleisle's Chauvinismus heraufbeschworenen Kriegselend. Der junge Kurfürst hielt aber an der durch die Familienverträge vorgezeichneten Politik fest und wurde durch französische Subsidiengelder unterstützt. Insgeheim vom Wiener Cabinet unterbreiteten Vorschlägen, die einen Austausch Baierns gegen die Niederlande bezweckten, trat er sogar mit Entschiedenheit entgegen; auch die Abtretung des Herzogthums Neuburg gegen ein Aequivalent in den Niederlanden lehnte er ab. Ebenso energisch bekämpfte er hinwider gegen das Interesse der eigenen Familie ein vom schwerbedrängten Kaiser ausgedachtes

Project, wonach das Erzstift Salzburg und das Bisthum Passau säcularisirt und mit dem zum Königreich erhobenen Kurfürstenthum Baiern vereinigt werden sollten; damit bewies er, daß ihm gleich seinem Vorgänger Karl Philipp die Vertretung der katholischen Interessen als erste Pflicht galt, denn — so hieß es in einem Gutachten, das aus jesuitischer Feder dem jungen Fürsten bei seinem Regierungsantritt zuging — „wenn die katholischen Potentaten durch göttliche Schickung die Oberhand gewännen, könne ein katholischer Kurfürst von der Pfalz jederzeit weiter gehen und das Beste seiner heiligen Religion fast nach Wohlgefallen beeifern". Offene Gewaltthat gegen die Protestanten, wozu mit diesen Worten ein zarter Wink gegeben war, ließ sich K. Th., darin seinem Vorgänger unähnlich, nicht zu Schulden kommen, wenigstens nicht während er über die Pfalz allein regierte, obwol sich auch schon damals aus einzelnen Regierungshandlungen ersehen ließ, daß er sich fügsam den Einflüssen geistlicher Rathgeber hingab. Er konnte sich aber der Ueberzeugung nicht verschließen, daß unter den gegebenen Verhältnissen nur enger Anschluß an das protestantische Preußen dem wittelsbachischen Hause Rettung bringen könne, und schloß daher im Verein mit anderen Reichsständen am 22. Mai 1744 mit König Friedrich zu Frankfurt einen Unionstractat, der Vertheidigung des Kaisers gegen die immer weitergreifenden Annexionsgelüste Oesterreichs und wechselseitige Garantie der unirten Staaten bezweckte. Als im nächsten Jahre Kaiser Karl starb und bald darauf sein Sohn Max Joseph im Füssener Frieden den baierischen Ansprüchen auf das Erbe Karls VI. entsagte, war K. Th. mit dieser Wendung der baierischen Hauspolitik keineswegs einverstanden und weigerte sich, dem Vertrag beizutreten, ja es fehlte wenig, so hätten französische Einflüsterungen den ehrgeizigen jungen Fürsten dazu vermocht, in die Fußstapfen des verstorbenen Kaisers einzutreten, die Kaiserkrone anzustreben und zur Vertheidigung seiner Lande französische Truppen aufzunehmen. Allein einer für habsburgische Interessen thätigen Partei am Mannheimer Hofe gelang es, den Fürsten von extremen Schritten zurückzuhalten, wenn er auch vorerst noch in feindlicher Stellung gegen Oesterreich verharrte. Als die habsburgisch gesinnte Mehrheit des Kurfürstencollegiums dem Gemahl Maria Theresia's, Franz von Lothringen, die Krone anbot, erhob Kurpfalz wegen Beschränkung des Wahlrechts Protest gegen den ganzen Wahlact und wies alle Vermittelungsversuche des baierischen Hofes zurück. Erst nach dem Dresdener Frieden (25. Decbr. 1745), den König Friedrich auch auf seinen Pfälzer Bundesgenossen ausdehnte, räumte K. Th. dem Großherzog seine Stimme ein. Das Wiener Cabinet konnte aber auch nach diesem Erfolg dauernden Einfluß in Mannheim nicht gewinnen; weit freundschaftlicher waren die Beziehungen zu Frankreich, und auch das gute Einvernehmen mit König Friedrich blieb aufrecht erhalten, so lange es nicht mit den französischen Interessen collidirte. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, marschirten auch die kläglich genug bestellten pfälzischen Truppen — die ganze Armee bestand z. B. im Jahre 1767 aus 5500 Mann in 11 Regimentern, der Staatskalender führt aber nichtsdestoweniger 1 Generalfeldmarschall, 1 Generalfeldzeugmeister, 9 Generallieutenants und 10 Generalmajore auf, sodaß also auf 1 General ungefähr 200—300 Soldaten kamen — gegen den früheren Bundesgenossen und errangen an den Mißerfolgen der Reichsarmee gebührenden Antheil. Während demnach die auswärtige Politik, fast ausschließlich durch Rücksicht auf die französischen Subsidiengelder geleitet, die staatsmännischen Eigenschaften, wie den Charakter des Kurfürsten nicht in günstigem Licht erscheinen läßt, waren wenigstens die Zeitgenossen einig in Anerkennung, ja Bewunderung der inneren Regierungsthätigkeit. Erst seit der Uebersiedelung nach Baiern wurden Urtheile laut, die an dem glänzenden Ruf des Fürsten zu rütteln wagten; den Pfälzern galt er, selbst ein echter Pfälzer,

trotz mancher auch schon in jener früheren Periode zu Tage tretenden Mißstände als der Typus eines ritterlichen, aufgeklärten Fürsten. Sein Hang zu sinnlichem Genuß wurde von seinem Zeitalter nicht streng beurtheilt, Hinneigung zu Frömmelei und Aberglauben traten erst in späteren Lebensjahren so häßlich zu Tage. Damals galt er um seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft willen im ganzen Reich als großmüthiger Medicäer, und Mannheim, wo von jesuitischer Seite alles aufgeboten wurde, um den confessionellen Hader in der Pfalz und in Deutschland immer aufs Neue anzufachen, wurde nicht von Wieland allein als „Heerd des Lichts“ gefeiert. 1763 wurde die Academia Theodoro-Palatina gestiftet, die bald einen Lessing unter ihren Mitgliedern zählte; 1770 bildete sich eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft, 1775 die „Deutsche Gesellschaft“, von welcher die Anregung zu Gründung des ersten deutschen Hof- und Nationaltheaters ausging. Gewiß ein merkwürdiges Schauspiel! Von einem halb jesuitischen, halb französirenden Hofe gehen die wichtigsten Elemente zu Förderung deutsch-nationaler Bildung aus! Durch Karl Theodors persönliche Vorliebe für Musik wurde auch der Entwicklung dieser Kunst Vorschub geleistet; was für das Theater die Namen Dalberg und Iffland, das bedeuten für Instrumentalmusik und Musikunterricht die Namen Stamitz und Vogler. Ebenso eifrig wurden die bildenden Künste in Mannheim gepflegt, und ihre Jünger hatten gute Zeiten. 1757 wurde die Akademie der bildenden Künste gestiftet, 1758 ein Kupferstich- und Handzeichnungencabinet angelegt, 1767 eine Sammlung von Antiken und Gypsabgüssen, die für Goethe und Lessing mächtige Anregung bot. Zahlreiche Künstler siedelten sich in Mannheim, Heidelberg und anderen pfälzischen Städten an; viele Künstlerfamilien, die später unter König Ludwig I. von Baiern in München erfolgreiche Thätigkeit entwickelten, stammen aus der Pfalz. Allein der nämliche Fürst, der für das Aufblühen und den Ruhm seiner Akademien so lebhaftes Interesse zeigte, that, weil ihm eben doch tieferes Verständniß der Forderungen der Zeit mangelte, nicht das mindeste dafür, daß sich die Universität Heidelberg aus der todesähnlichen Stagnation rette, die seit Karl Philipps Tagen auf diesem wichtigsten Landesinstitut lastete. Die philosophische Fakultät war ausschließlich mit Jesuiten besetzt; es fehlte zwar nicht an klugen Köpfen und tüchtigen Lehrern, aber die Hochschule stand gänzlich außerhalb des Kampfplatzes, auf welchem damals die nationale Wissenschaft errungen wurde. Bei Besetzung der obersten Stellen war einseitige Rücksicht auf den kirchlichen Standpunkt maßgebend und damit natürlich der Heuchelei und dem Denunciantenthum Thür und Thor geöffnet. Während man 1766 ein Toleranzedict für alle Confessionen erließ, schloß man insgeheim mit Baiern (1771) einen Erbvertrag, worin ausdrücklich ausbedungen war, daß künftig nur Katholiken zu den vorgesetzten Landesbehörden gewählt werden sollten. Auch sonst hatten die Reformirten über Bedrückung durch die jesuitische Propaganda zu klagen, und die Auflösung jenes Ordens that dem Einfluß der Mannheimer Ordensbrüder in den maßgebenden Kreisen keinen Eintrag. Allein solche Fehler und Schwächen der Regierung wurden von der öffentlichen Meinung nicht dem Kurfürsten zur Last gelegt, das Volk freute sich des glänzenden Hofes und der populäre Fürst gab hinwieder durch viele Stiftungen und Anordnungen zu erkennen, daß ihm die Hebung des Wohlstands in der Pfalz am Herzen liege. In der That konnte die Pfalz unter K. Th., wenn man nur die materielle Seite in Rücksicht zieht, als ein wohlregiertes, glückliches Land gelten; es wäre lächerlich, wollte man alle anerkennenden und lobenden Zeugnisse von In- und Ausländern auf eitel Servilismus zurückleiten. Plötzlich sah sich nun aber dieser Fürst durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten von Baiern (30. Decbr. 1777) zur Regierung über ein Land und ein Volk berufen, die mit seinem alten Besitz

nicht nur nicht die mindeste Aehnlichkeit besaßen, sondern in Vielem einen directen Gegensatz bildeten. Die sonnigen Rebgelände an Rhein und Neckar sollte er vertauschen mit dem Baierland, dessen Hochlandnatur damals als rauh und unwirthlich galt; statt der aufgeweckten, leichtblütigen Pfälzer sollte er umgeben sein von derben, verschlossenen, mißtrauischen Baiern, die auf den feingebildeten Fürsten den Eindruck von Halbbarbaren machen mochten. Und doch mußte er in ihrer Mitte bleiben, denn durch die zwischen Baiern und Pfalz aufgerichteten Hausverträge war ausdrücklich festgesetzt, daß München die Haupt- und Residenzstadt der vereinigten Kurlande bleiben müsse. Und um so weniger Sympathie konnte ihm der neue Besitz einflößen, da auch er ohne legitime Nachkommen war, das vereinigte Pfalz-Baiern also nach seinem Tode an die Linie der Zweibrückener Herzoge fallen mußte. Aus diesen Gründen läßt sich zwar nicht entschuldigen, aber doch begreifen, daß K. Th. den Einflüsterungen des Wiener Cabinets, das zunächst auf einzelne Landstriche Baierns an der österreichischen Grenze Anspruch erhob und für friedliches Arrangement ein entsprechendes Aequivalent in Aussicht stellte, willig Gehör schenkte. Der Anspruch Oesterreichs bezog sich insbesondere auf das Gebiet des Herzogs Johann von Baiern-Straubing, das an Sigmund abgetreten, von diesem Kaiser aber an Herzog Albrecht von Oesterreich zu Lehen gegeben war; den daraus abzuleitenden Forderungen stand jedoch die Thatsache entgegen, daß Kaiser Sigmund selbst später, ohne daß auf das habsburgische Haus Rücksicht genommen oder von habsburgischer Seite Einspruch erhoben worden wäre, jene niederbaierischen Landestheile den Herzogen von Oberbaiern zusprach. Daß K. Th. mit dem Wiener Hof schon vor dem Ableben Max Josephs geheime Abmachungen getroffen hatte, steht fest. Am 2. Januar 1778 zog er in seine neue Residenzstadt ein und schon am 14. bestätigte er einen am 3. von seinem Gesandten in Wien unterzeichneten Vertrag, der im Wesentlichen die Rechtmäßigkeit der österreichischen Forderungen anerkannte. Erst jetzt, nachdem inzwischen österreichische Truppen die Grenzen überschritten hatten, fand man es an der Zeit, in Baiern selbst die über das künftige Geschick des Landes entscheidenden Beschlüsse bekannt zu geben. In den eigentlichen Volkskreisen waren die Oesterreicher verhaßt, was sich aus der noch frischen Erinnerung an die Occupationstage im spanischen und im österreichischen Erbfolgekrieg erklärt. Ein Schrei der Entrüstung ging also, sobald der Wiener Vertrag ruchbar wurde, durchs ganze Land. Auch am Reichstag liehen mehrere protestantische und katholische Stände ihrem Unwillen Ausdruck, aber die Wünsche Josephs II. und die Umtriebe Kaunitz' wären wol kaum des Erfolgs verlustig gegangen, wenn nicht plötzlich der präsumtive Erbe Karl Theodors, Karl August von Zweibrücken, den man gegen ausgiebige Geldentschädigung zu jedem Zugeständniß zu vermögen hoffte, unerwarteten Widerstand geleistet und bei König Friedrich von Preußen thatkräftige Hülfe gefunden hätte. Von Vorwürfen und Protesten kam es zum Krieg, der aber von beiden Parteien nicht gerade mit viel Ernst und Energie geführt wurde. Die Intervention des russischen Hofes brachte den Frieden, der am 13. Mai 1779 zu Teschen unterzeichnet wurde. Oesterreich behielt das von seinen Truppen besetzte Innviertel, der Verlust Baierns war demnach wenigstens auf ein geringeres Maß zurückgeführt, als der Wiener Vertrag vom 3. Januar 1778 auferlegt hätte, und dieses Abkommen selbst wurde ausdrücklich annullirt. Dem baierischen Volk fiel aber auch das kleinere Opfer schmerzlich genug, und nicht mit Unrecht maß es die Schuld dem Kurfürsten bei, der Land und Leute nur als Krämerwaare betrachte, nicht aber Pflichten des Herrschers anerkennen wolle. K. Th. selbst gab sich wenig Mühe, den Unmuth über das Fehlschlagen des Handels und die Abneigung gegen die baierischen „Patrioten", die seine Pläne durchkreuzt hatten, zu verbergen. Die

Umgebung des Fürsten bestand ausschließlich aus pfälzischen Höflingen; diese trugen planmäßig dafür Sorge, daß er von jeder anderen, als einer unangenehmen Berührung mit seinen baierischen Unterthanen ferngehalten bleibe, um jede friedliche Verständigung zu verhindern. So blieb denn der Fürst inmitten seines Volkes ein Fremder; alle seine Wünsche und Befehle wurden, wenn sie auch wirklich das Wohl des Landes bezweckten, mit Mißtrauen und Widerstreben aufgenommen. Dazu kam, daß seit der Uebersiedelung nach München der Einfluß der Jesuiten, namentlich des Pater Ignatius Frank und seiner Kreatur, des Geheimraths v. Lippert, — im Volksmund schlechtweg „der Edle von" genannt — und nicht etwa blos in Religionsangelegenheiten geradezu entscheidend zu werden begann. Um den jetzt in den Hofkreisen herrschenden Geist zu charakterisiren, wird ein Beispiel genügen. Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu hatte Kurfürst Max Joseph die reichen Erträgnisse der Güter des Ordens zur Hebung des in Baiern in arger Zerrüttung darniederliegenden Schulwesens bestimmt; jetzt aber wurde mit diesem Vermögen eine Johanniterordensprovinz zur Bekämpfung des Unglaubens und der Ungläubigen dotirt; Großprior ward ein natürlicher Sohn des Kurfürsten, Fürst Karl von Bretzenheim. Der Unterhalt der Schulen und Gymnasien des Landes wurde dem Prälatenstand überlassen, der sich diese Last, die das gesammte Schulwesen in seine Hände lieferte, willig aufbürden ließ. Damit war der geistigen Bewegung, die sich unter dem Vorgänger Karl Theodors Bahn gebrochen hatte, die Lebensader unterbunden; Westenrieder, der zuverlässigste Gewährsmann, liefert unwiderlegliche Beweise der traurigen Thatsache, daß im 18. Jahrhundert in Baiern noch die dumpfesten mittelalterlichen Zustände herrschten und jede freiere Regung wissenschaftlichen Lebens durch engherzigste Censur, durch Beschränkung aller Art gewaltsam niedergehalten wurde. Deshalb war Baiern ein fruchtbarer Boden für Geheimbündelei; nur aus der hier durch Mißgriffe der herrschenden Gewalten verschuldeten Verkümmerung des Volksgeistes läßt sich erklären, daß gerade die nach Aufklärung verlangenden Männer als Mitglieder des von Weishaupt gestifteten Illuminatenordens sich zu willenlosen Werkzeugen ehrgeiziger Streber hergaben, weil sie für nöthig hielten, den allmächtigen Einfluß der Jesuiten durch einen nach dem Muster dieses Ordens organisirten Geheimbund zu bekämpfen. Als durch ein ausgetretenes Mitglied, Joseph Utzschneider, die Anklage erhoben wurde, daß die Illuminaten auch politische Pläne, ja revolutionäre Tendenzen verfolgten, glaubte K. Th. mit aller Strenge einschreiten zu müssen. Die Regierung war ohne Zweifel nur in ihrem Recht, wenn sie die geheimen Umtriebe eines Weishaupt und seiner Genossen nicht dulden wollte, aber unter dem Regiment der Frank und Lippert nahm die Verfolgung der wirklichen oder angeblichen Illuminaten einen so gehässigen Charakter an, daß auch die ruhig Denkenden sich mit Abscheu von solchem Fanatismus abwandten, viele unschuldig Betroffene sich einem hoffnungslosen Pessimismus oder auch einem glühenden Radikalismus ergaben, wie er sich später während der Occupation Münchens durch die Franzosen in dem abenteuerlichen Project, Baiern zur Filiale der Mutterrepublik Frankreich umzugestalten, Luft machte. Je weniger sich der Fürst verhehlen konnte, daß ihm das altbaierische Volk nur erzwungene Devotion, nicht aufrichtige Zuneigung entgegenbringe, desto festere Wurzel faßte der Entschluß, sich dieses Landes zu entledigen, und die österreichischen Diplomaten, vor allen der gewandte Graf Lehrbach, verstanden es trefflich, als glänzenden Ersatz eine burgundische Königskrone in verlockendem Licht zu zeigen. Im Prinzip war K. Th. mit dem Tauschhandel völlig einverstanden, nur über den Umfang der Abtretungen konnte man sich nicht einigen. Günstiger Verlauf des Geschäfts ließ sich aber überhaupt nur erwarten, wenn auch der Herzog von Zweibrücken dem

Project zustimmte. Allein auch diesmal blieben alle Versuche, den Herzog zu gewinnen, erfolglos. Karl August erhob, wie vor sieben Jahren, nach Neujahr 1785 gegen die auf Entfernung des wittelsbachischen Hauses aus dem Deutschen Reich zielenden Umtriebe des Wiener Cabinets Protest und nahm die Unterstützung König Friedrichs in Anspruch. Dieser aber hielt jetzt den Augenblick für gekommen, alle mißvergnügten Reichsfürsten zur Abwehr der auf „Zerstörung der germanischen Libertät“ gerichteten Pläne des habsburgischen Hauses in einen Bund unter preußischem Banner zu vereinigen; im Juli 1785 wurde die Stiftung des „Deutschen Fürstenbundes“ zur Thatsache. Dem Kaiser mußte nun wol einleuchten, daß sich sein Vorhaben vorerst nicht durchführen lasse, und auch K. Th. ließ offiziell erklären, alle Gerüchte von Gebietsabtretungen oder Austausch seien aus der Luft gegriffen. Das Intriguenspiel dauerte aber nichts desto weniger fort; bei allen Abmachungen der kaiserlichen Diplomatie mit Frankreich während der Revolutionskriege tauchte Abtretung Baierns an den Kaiserstaat auf, und noch kurz vor dem Tode des Kurfürsten wurde in München eifrig darüber verhandelt. Wie der Fürstenbund, so wurde auch der gleichzeitige Versuch einer antirömischen Vereinigung der deutschen Kirchenfürsten durch baierische Vorgänge veranlaßt. Schon wiederholt hatte die baierische Regierung Schritte gethan, um eigene Landesbischöfe zu erhalten. Auch K. Th. nahm den Plan, die Gewalt der deutschen Metropoliten von seinen Territorien auszuschließen, wieder auf. Andreas Buchner, der selbst dem geistlichen Stande angehörte, meint, daß noch andere Absichten nebenher liefen. „Um kräftiger auf die als Neuerer verdächtigen Illuminaten, welche oft bei ihren Landesbischöfen Schutz fanden, wirken zu können, kam Pater Frank auf den Gedanken, den hl. Vater zum unmittelbaren Gehilfen anzurufen und unter dessen höchsten Auspicien jeden Widerstand der unteren Behörden zu beseitigen. Sehr willig schickte Papst Pius VI. auf des Churfürsten Verlangen in der Person des Titularbischofs Zoglio mit sehr ausgedehnten Vollmachten einen Nuntius nach München; unter der Protection desselben konnten nun Frank und Lippert mit jedem Geistlichen verfahren, wie es ihnen beliebte“. Für die Kurie war es natürlich ein hochwichtiger Vortheil, mit Hülfe des nach dem Kaiser mächtigsten katholischen Reichsfürsten in einem ansehnlichen deutschen Gebiet die vielbestrittenen päpstlichen Machtbefugnisse ausüben zu können. Die deutschen Erzbischöfe beschlossen aber, sich des gefährlichen Eingriffs in ihre Rechte zu erwehren; am 25. August 1786 wurde die berühmte Emser Punktation abgeschlossen, worin gegen die römischen Uebergriffe Protest erhoben und die Erklärung abgegeben ward, daß der Nuntius in München nur als ein Gesandter für politische Affairen anzusehen sei. Da jedoch der Kaiser nicht, wie allgemein erwartet wurde, an die Spitze dieser national-kirchlichen Bewegung trat, gelang es dem römischen Hof in Verbindung mit der baierischen Regierung, die mit der bischöflichen Gewalt concurrirende Münchener Nuntiatur aufrecht zu halten; alle den päpstlichen Anordnungen widerstrebenden bischöflichen Erlasse wurden von der Regierung kraft des placetum regium unterdrückt. Da damals in Baiern gerade im weltlichen Klerus das kurialistische System wenig Freunde zählte, wuchs in Folge dieser Vorgänge die Zahl der Unzufriedenen im Lande. Man darf aber nicht etwa annehmen, daß in den offenen und latenten Konflikten zwischen Regierung und Bevölkerung nur den dirigirenden Kreisen alle Schuld beizumessen sei; für Vieles findet sich nur in den in Baiern herrschenden verknöcherten socialen Verhältnissen die Erklärung. Nur ein Beispiel sei angeführt. Als der Kurfürst die gewiß nicht unbillige Neuerung traf, daß auch Handwerksleute der Vorstadt Au innerhalb der Stadt München Arbeit suchen dürften, fanden sich die selbstgenügsamen Bürger durch diese Verordnung in ihrer „Nahrung“ beschränkt und der Stadt-

rath erlaubte sich, in wenig ehrerbietiger Weise Vorstellungen zu erheben. Als nun aber der Kurfürst mit Abreise nach Mannheim antwortete, fiel der ganze Zorn der Bürgerschaft auf den Magistrat, der „den Ruin der Stadt herbeigeführt habe“. Der Landesherr wurde demüthig gebeten, in seine getreue Residenzstadt zurückzukehren, und als er endlich diesen Bitten Folge leistete, wurde der „Wohlthäter“ in überschwänglicher Weise gefeiert. Bald darauf aber kam es wegen einer öffentlichen Danksagung für die zur Verschönerung der Stadt getroffenen Anstalten — unter K. Th. wurde der herrliche englische Garten aus einer sumpfigen Niederung am linken Isarufer bei München hervorgezaubert — durch Taktlosigkeit des Stadtraths zwischen diesem und dem Vertrauten des Fürsten, Benjamin Thompson, nachmals Grafen von Rumford, zu neuem Konflikt. Nun verhängte K. Th. über die Widerspenstigen, „weil sie den Ausdruck schuldigen Dankes verhinderten“, schwere Strafen. Der Bürgermeister und einige Räthe mußten vor des Fürsten Bild knieend Abbitte leisten und wurden ihres Amtes entsetzt. Um zu verhüten, daß sich alte Gegensätze in Folge der aufregenden Weltereignisse noch schroffer ausbildeten, wurde nach Ausbruch der Revolution in Frankreich das Polizeiregiment in Baiern noch strenger gehandhabt, die Censur verschärft, gegen Jeden, der dem mit den Sicherheitsmaßregeln betrauten geheimen Ausschuß unter Lippert's Auspicien verdächtig erschien, mit unerhörter Härte eingeschritten. In eigenthümlichem Widerspruch mit dieser inneren Politik der Regierung stand die Thatsache, daß bei Ausbruch des Krieges zwischen dem revolutionären Frankreich und dem als Repräsentanten des Legitimitätsprinzips auftretenden deutschen Reich die Rüstungen in Pfalz-Baiern mit auffällig geringem Eifer betrieben wurden. Aus den von Münich mitgetheilten Inspectionsberichten erhellt, in welch kläglichem Zustand sich damals die pfalz-baierische Armee trotz — und in mancher Beziehung auch in Folge — der Rumford'schen Reformen befand. Die meisten Regimenter brachten es während des ganzen Feldzugs nicht auf die Hälfte des auf dem Papier verzeichneten Mannschaftsbestandes. Nach Kaiser Leopolds Tod (1. März 1792) übernahm K. Th. das Reichsvicariat fränkischen Rechts. Wie er diese Stellung auffaßte und ausnützte, beweist die geheime Sendung eines Hofkriegsrathsbeamten, Felix Lipowsky, nach Landau; er hatte dem französischen Commandanten, Kellermann, die Versicherung zu geben, daß auch der Reichsvicar stets an freundnachbarlicher Gesinnung gegen die Republik Frankreich festhalten werde, wie er sich der gleichen Gunst von Seite der Republik getrost versehe. Als endlich nach Erhebung Franz II. zum Kaiser der Krieg wirklich begann, wetteiferten die süddeutschen Fürsten in Nichterfüllung ihrer Pflichten gegen das Reich. Das naive Anerbieten der pfalzbaierischen Regierung, das pflichtgemäß aufzustellende Contingent „nur gegen annehmliche Bedingnisse, worüber vordersamst die nöthige Uebereinkunft zu treffen“, zum Reichsheer stoßen lassen zu wollen, brachte sogar die offiziellen Reichsorgane in Bewegung, und der Kaiser sprach über so „verfassungswidrige Absonderung vom allgemeinen Besten“ sein Mißfallen aus. Die pfälzische Regierung zog aber nicht einmal erheblichen Vortheil aus ihrer franzosen-freundlichen Haltung. Das ganze linksrheinische Gebiet wurde von den französischen Kolonnen überschwemmt, und nach der schmählichen Uebergabe der Reichsfestung Mainz konnten sich die Franken als Herren des besetzten Landes ansehen. Während in Mannheim das 50jährige Regierungsjubiläum Karl Theodors gefeiert wurde, war die revolutionäre Bewegung in den besetzten Gebieten in vollem Gange. Die nach langem Druck plötzlich freigewordene öffentliche Stimme erging sich in den bittersten Anklagen und Spottreden über den eben noch vergötterten Fürsten. Obwohl sich sofort, wenn von Seite Oesterreichs und Preußens einigermaßen Ernst gezeigt wurde, das militärische Uebergewicht auf deutsche Seite neigte,

fand das J. 1794 die Bundesgenossenschaft zur Bekämpfung der Revolution schon in voller Auflösung, und nachdem Preußen durch den Basler Frieden gleichsam das Signal gegeben hatte, griffen auch die süddeutschen Regierungen gierig nach Ausgleich und Freundschaft mit den „Pariser Königsmördern“. Allerdings darf man, um diesen schnöden Wettlauf gerecht zu beurtheilen, nicht außer Acht lassen, daß seit Jahrhunderten nach Reichskriegen mit unglücklichem Verlauf gewöhnlich diejenigen Staaten, die am treuesten ausgehalten hatten, den schlimmsten Dank ernteten und sogar die größten Opfer bringen mußten. Als im September 1795 die Franzosen zur Offensive übergingen, wurde ihnen das befestigte Mannheim, obwol die militärische Lage der wohlbefestigten Stadt nichts weniger als ungünstig war, auf die erste Aufforderung Cüstine's, die jedem Soldaten als Hohn erscheinen mußte, ohne Schwertstreich übergeben. In Wien war man sehr erbittert, allein weniger über die Preisgebung des wichtigsten Punktes, als über die angebliche Einmischung des präsumptiven Thronerben, des Herzogs von Zweibrücken, zu Gunsten der Franzosen, da an dieser Parteinahme der hartnäckig festgehaltene Lieblingsplan einer Einverleibung des baierischen Nachbargebiets neuerdings zu scheitern drohte. Denn wenn sich auch K. Th. durch Rücksicht auf seine pfälzischen Lande zeitweilig dazu verstanden hatte, den Revolutionsgenerälen im Geist die Hand zu drücken, und sich dadurch sogar von Reichswegen einen „ernstlichsten Verweis“ zuzog, so wurde dadurch die Intimität der Beziehungen der Höfe von Wien und München wenig gestört. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin führte der schon 71jährige Kurfürst eine 19jährige österreichische Erzherzogin zum Traualtar (15. Februar 1795). Als im nächsten Jahr Moreau in Süddeutschland einbrach und allenthalben von den erschrockenen Reichsständen die Tausende, die man vorher dem Reiche verweigert oder an den eigenen Rüstungen gespart hatte, hundertfach dem siegreichen Feind für Schonung des Lebens und des Eigenthums ausgeliefert werden mußten, flüchtete K. Th. nach Sachsen. Westenrieder beschreibt die Abreise anschaulich in seinem Tagebuch. Die Münchener Bevölkerung, obwol längst entwöhnt, Liebe zu geben und zu nehmen, und insbesondere über die „Wickeleien, Schwätzereien und Niederträchtigkeiten“ der Pfälzer erbittert, sah doch in angestammter Fürstentreue nur mit Schmerz, daß ihr Landesherr in die Fremde flüchten mußte. Dagegen trat der Unwille gegen Lippert und seine Genossen so drohend zu Tage, daß sie eiligst die Stadt verließen und dem Fürsten nachfolgten. „Lippert's Regierung“, meint Westenrieder, „kann die Regierung des baierischen Robespierre genannt werden; er that Alles unter dem Schein des Religionseifers“. Obwol Moreau durch die Niederlage Jourdan's bei Würzburg dem drohenden Angriff einer weit überlegenen österreichischen Macht preisgegeben war, konnte er doch, Dank der Kopflosigkeit und Mattherzigkeit der vom Kurfürsten eingesetzten Regentschaft, noch im letzten Augenblick über Baiern eine schmähliche Demüthigung verhängen. Eine Deputation kam ins französische Lager, um einen zu schleunigstem Rückzug gezwungenen Feldherrn um Frieden und Freundschaft zu bitten. Wirklich wurde am 7. Septbr. 1796 zu Pfaffenhofen ein Vertrag unterzeichnet, der gegen Gewähr eines Waffenstillstands den pfalz-bairischen Gebieten eine sehr bedeutende Kontribution auferlegte. Unmittelbar darauf mußte Moreau abziehen, nicht ohne für sein noch ausstehendes Guthaben ausreichende Pfänder mitzuschleppen. Da gleichzeitig Bonaparte in Italien unerhörte Triumphe errang, verstand sich der Wiener Hof zu Unterhandlungen, die zum Frieden von Campo Formio führten (17. October 1797). Mit dem Deutschen Reich sollte auf dem Congreß zu Rastatt verhandelt werden, aber die Abtretung des linken Rheinufers war durch Anerkennung der „verfassungsmäßigen Grenzen“ Frankreichs schon von vorneherein festgesetzt. Damit war

der Verlust des Hauptheils der pfälzischen Lande vollendete Thatsache. Wenn nun von baierischer Seite alles Erdenkliche geschah, um bei der bevorstehenden Zerstückelung des Reiches einer möglichst großen Entschädigung habhaft zu werden, und zu diesem Zweck um die Gunst des Siegers auf unwürdige Weise gebuhlt wurde, so stand es damit wenigstens nicht allein; fast alle Reichsstände trachteten durch solches Gebahren den eigenen Antheil am drohenden Verlust so klein, am erhofften Gewinn so groß als möglich zu gestalten. Als sich Frankreich nicht gesonnen zeigte, die dem Wiener Cabinet wegen Abtretung Baierns gemachten Zusagen zu erfüllen, und der Wiederausbruch des Kriegs bevorstand, war das baierische Volk rathlos und verzweifelt. In den Franzosen sah es den Feind, der soeben das Land grausam gebrandschatzt und die schönste Provinz geraubt hatte; Anlehnung an Oesterreich aber, so mußte es befürchten, sei nur der Anfang vom Ende der Selbständigkeit Baierns, denn den offiziellen patriotisch klingenden Betheuerungen schenkte Niemand Glauben. „Unser Herr hat kein Herz für sein Land und sein Volk!“ klagte der Baier. Auf Grund der zwischen den Höfen von Wien und München gewechselten Briefe läßt sich erkennen, daß auch hier das Volk die Sachlage klug durchschaute und richtig beurtheilte. Noch war an Frankreich nicht der Krieg erklärt, als schon die ganze österreichische Armee in Baiern einrückte; dagegen blieben die baierischen Truppen in den verschiedenen Landestheilen zerstreut. Ein beunruhigendes Gerücht überholte das andere, — da verbreitete sich plötzlich die Kunde von schwerer Krankheit, bald darauf vom Ableben des Kurfürsten. Während er mit einigen Höflingen Lhombre spielte, traf ihn ein Schlagfluß, vier Tage blieb er ohne Besinnung, am 16. Febr. 1799 verschied er. Die zahlreichen hämischen Jubelhymnen und Satiren, die sein Tod hervorrief, liefern den Beweis, wie durch hartes Regiment das Volk zu häßlichem Radikalismus heranerzogen wird. Baiern glich bei Karl Theodor's Tod einem Wrack, das Angesichts der gefährlicher denn je drohenden Stürme unaufhaltsam dem Untergang entgegenzutreiben schien.

Lipowsky, Karl Theodor, Churfürst von Pfalz-Bayern, 1828. — Bauer, Die kirchlichen Regierungsgrundsätze Karl Theodors, 1868. — Reimann, Gesch. des baierischen Erbfolgekriegs, 1869. — Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, 1871. — Erhard, Herzogin Maria Anna v. Baiern u. der Teschener Friede, im Oberbair. Archiv, 40. Bd. — Häusser, Geschichte der Rheinpfalz, 2. Bd., S. 957. — Westenrieder's, Bucher's, Osterwald's Schriften, insbesondere Westenrieder's Denkwürdigkeiten (Kluckhohn, Aus dem handschriftlichen Nachlaß L. Westenrieder's, in den Abhandlungen der Münchener Akademie, 16. Bd.). — Handschriftliches im Reichs- und im Kreisarchiv zu München.

Heigel.

Karl Theodor, Prinz von Baiern, geb. am 7. Juli 1795 zu Mannheim, † am 16. August 1875 zu Tegernsee, der zweite Sohn des Herzogs Maximilian Josef von Pfalz-Zweibrücken, nachmals Kurfürsten von Pfalz-Baiern, aus erster Ehe mit Wilhelmine Auguste, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. Der Prinz erhielt mit Rücksicht auf die Laufbahn, wofür er bestimmt war, eine rein militärische Erziehung. Nachdem er in den verschiedenen Graden gedient hatte, wurde er am 25. Juni 1813 zum Generalmajor und Brigadier der Infanterie ernannt. An Wrede's Seite nahm er fast an allen Schlachten des Befreiungskrieges Theil, in welchen das bairische Corps in Action trat. Schon bei Besetzung von Frankfurt am 31. Oct. 1813 fand er Gelegenheit, von persönlichem Muth ehrenvolle Proben abzulegen. In der Schlacht von Brienne, deren glücklichen Ausgang die Verbündeten hauptsächlich Wrede's Eingreifen zu danken hatten, focht Prinz K. in den vordersten Reihen; rühmlich war seine Mitwirkung in der Schlacht bei Arcis am 20. März

1814, indem seine Brigade durch Erstürmung des Dorfes Torcy-le-Grand einen wichtigen Dienst leistete. Nicht höfischer Courtoisie, sondern allseitig anerkanntem Verdienst verdankte er die Ritterkreuze der militärischen Orden Baierns, Oesterreichs und Rußlands, Auszeichnungen, welche statutengemäß nur auf dem Schlachtfeld erworben werden können. Nach dem ersten Pariser Frieden begleitete er den Vater nach Wien, wo sich nach Varnhagen's Zeugniß „le beau prince de Bavière“ durch ebenso leutseliges, wie ritterliches Auftreten bekannt und beliebt machte. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba übernahm er das Commando der ersten leichten Cavalleriedivision, die jedoch nicht mehr dazu kam, in den Entscheidungskampf einzugreifen. Nach der zweiten Einnahme von Paris heimgekehrt, übernahm er das Generalcommando, legte aber 1822, da einige Reformanträge nicht Genehmigung fanden, diese Stelle nieder. Erst der Tod Wrede's rief ihn an die Spitze der bairischen Armee. Am 16. Januar 1841 wurde er von seinem königlichen Bruder zum Feldmarschall und Generalinspecteur der Armee ernannt. 1860 wurde ihm der Oberbefehl des siebenten deutschen Bundesarmeecorps übertragen. Das Corps galt in Fachkreisen wie bei Laien als eines der tüchtigsten; man gab sich deshalb, als der unselige Krieg von 1866 begann, in Baiern den ausschweifendsten Hoffnungen hin. Am 21. Mai 1866 wurde dem schlachtbewährten Prinzen das Commando über die angeblich 70 000 Mann starke mobile Armee übertragen, zum Generalstabschef Generallieutenant Freiherr von der Tann ernannt. Dem Münchner Protocoll vom 1. Juni entsprechend. erhielt der Prinz zugleich den Oberbefehl über die übrigen süddeutschen Bundescontingente. Schon die Zusammensetzung aus so verschiedenartigen Elementen hemmte jede einheitliche Leitung. Von vornherein war vereinbart, daß zwar im Einklang mit den vom österreichischen Obercommando ausgehenden allgemeinen Directiven gehandelt, vor Allem aber auf Wahrung der süddeutschen Landesinteressen und auf Deckung dieser Gebiete Rücksicht genommen werden sollte. Damit war eigentlich schon ausgesprochen, daß man eine Vereinigung der dem Prinzen K. unterstellten Corps mit der österreichischen Nordarmee nicht zugestehen wolle. Als die zur definitiven Entscheidung über Verlegung der bairischen Armee nach Böhmen vereinbarten Conferenzen in München beginnen sollten, war der Krieg bereits ausgebrochen. Es wurde nun beschlossen, zunächst mit dem achten, die westdeutschen Contingente umfassenden Bundescorps Fühlung zu suchen, denn es ließ sich erwarten, daß sich die Hannoveraner selbst durchschlagen könnten. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Langensalza wurde die Richtung geändert und Verbindung mit den Hannoveranern angestrebt. In Meiningen traf jedoch die Nachricht von der Capitulation König Georgs (28. Juni) die vorrückenden Baiern. Nun kehrte das Obercommando zu dem früheren Project zurück und suchte Anschluß an das achte Corps zu gewinnen. Hier schien aber nicht viel guter Wille zu herrschen, den Kriegsplan des Obercommandanten zu unterstützen. Schon hatte man darüber Gewißheit, daß die Oesterreicher bei Königgrätz eine entscheidende Niederlage erlitten hatten und mit den Preußen wegen eines Waffenstillstandes unterhandelten; der Führer des achten Corps sah daher in Deckung der Mainlinie bei Frankfurt seine Hauptaufgabe. Nach den für die Baiern unglücklichen, aber nicht unehrenhaften Gefechten bei Kissingen und Hammelburg ordnete er möglichst rasche Concentrirung bei Schweinfurt an, allein der hier erwartete Angriff erfolgte nicht, und bald sahen sich die Baiern durch die feindlichen Operationen abermals zum Rückzug gezwungen. Es sollte jetzt zuerst die Verbindung mit dem achten Corps südlich des Mains vollzogen und dann gemeinsam mit diesem zur Offensive geschritten werden. Alle diese Märsche und Kämpfe konnten — darüber war kein Zweifel möglich — wie immer sich schließlich der Erfolg gestalten mochte, an

der auf den böhmischen Schlachtfeldern gefallenen Entscheidung nicht mehr viel ändern, der Gegner konnte nur noch gereizt, nicht mehr überwunden werden. Es wäre aber ungerecht, etwa den Feldmarschall für nutzlos vergossenes Blut verantwortlich zu machen. Die Mehrheit des bairischen Volks verlangte aufs Entschiedenste, daß unter allen Umständen die Waffenehre gerettet, daß der Schein vermieden werde, als sei von Anfang an der Widerstand nicht ernstlich gemeint gewesen. In den letzten Tagen des Juli kam es also noch zu den Gefechten um Würzburg, zur Beschießung der Feste Marienberg. Inzwischen waren aber bereits im preußischen Hauptquartier Unterhandlungen angeknüpft, vom Morgen des 2. August an sollte Waffenstillstand eintreten. Um die den preußischen Batterien preisgegebene Stadt Würzburg zu retten, verstand sich der bairische Commandant zu einer Capitulation unter demüthigenden Bedingungen: noch vor Beginn des Waffenstillstands sollte Waffenruhe gehalten werden, den Preußen aber die Stadt Würzburg als Cantonirungsgebiet eingeräumt werden, während den Baiern nur die Feste Marienberg blieb. Sofort nach Eintritt des Waffenstillstands legte Prinz K. das Commando über das thatsächlich schon aufgelöste achte Corps nieder. Die bairische Armee hätte nun für den Fall, daß sich die Friedensverhandlungen wieder zerschlagen hätten, in gefährliche Lage gerathen können, da sich inzwischen in ihrem Rücken das zweite preußische Reservecorps, das aus Sachsen in Baiern eingedrungen war, eingekeilt hatte und am 31. Juli schon bis Nürnberg vorgedrungen war. Prinz K. zog sich also auf die Donaulinie zurück, um für alle Fälle an der Festung Ingolstadt einen sicheren Stützpunkt zu haben. Am 22. August erfolgte jedoch die Unterzeichnung des Friedens zwischen Baiern und Preußen; der Feldmarschall machte dies durch Tagsbefehl vom 2. September bekannt und verabschiedete sich von der Armee. Mißvergnügen und Unwille über getäuschte Hoffnungen ließen damals die gehässigsten Urtheile über die Führung der bairischen Armee laut werden, wodurch sich der Prinz aufs Tiefste verletzt fühlte. Weit günstiger äußert sich die Kritik der Fachschriftsteller, und ein völlig gerechtes Urtheil wird man erst dann fällen können, wenn einmal durch rückhaltlose Veröffentlichung sämmtlicher einschlägiger Correspondenzen das Verhältniß der deutschen Südstaaten unter einander und zu den kriegführenden Großmächten während des Feldzugs völlig klar gestellt sein wird. Nach dem Friedensschluß legte der Prinz alle militärischen Würden nieder und zog sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurück. Winter und Sommer verlebte er fortan in seinem Schlosse am Tegernsee. Wenn er aber auch jeder Berührung mit der Außenwelt scheu aus dem Wege wich, gab er doch durch unvergleichliche Freigebigkeit fort und fort Beweise menschenfreundlicher Großmuth. Vermöge des bairischen Secundogenitur-Fideicommisses in Besitz reicher Mittel gelangt, bot er Tausenden Hülfe und Rettung. Ueberhaupt war ein echt ritterlicher Zug prägnant für sein ganzes Wesen. „Er war vielleicht der reinste Typus jener echten Aristokratie, die immer mehr in unserer Zeit verschwindet, er war die lauterste Verkörperung der historischen Idee: Noblesse oblige.“

Männer der Zeit, I. Serie, S. 453. — Antheil der königl. baierischen Armee am Kriege des Jahres 1866. — Der Feldzug von 1866 in Deutschland. — Knorr, Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland, 1867. — (K. Stieler,) Prinz Karl von Bayern; Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1875, Nr. 239. Heigel.

Karl Friedrich Wilhelm (aus Versehen getauft Karl Wilhelm Friedrich), Markgraf von Brandenburg zu Ansbach, geb. den 12. Mai 1712, Sohn des Ansbacher Markgrafen Wilhelm Friedrich und seiner Gemahlin Christiana Charlotte, geb. Herzogin zu Württemberg, verheirathete sich am 30. Mai 1729

mit der zweiten Tochter des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I., Friederike Louise, verlor seinen Vater 1721, stand bis 1729 unter der Vormundschaft seiner Mutter, die das Land klug und kräftig regierte und starb am 3. August 1757 zu Gunzenhausen. — Seine Erziehung wurde zwar sorgfältig geleitet, aber Lehrern so verschiedenen Charakters anvertraut, daß vielleicht nicht mit Unrecht hieraus ein nachtheiliger Einfluß auf seinen späteren Charakter gefolgert wird. Er wurde auf dem Waldschlosse Bruckberg, etwa 3 Stunden von Ansbach gelegen, von dem Hofe und der Stadt entfernt gehalten. Unter seinen Lehrern seien hier genannt: der schlesische Dichter Neukirch, Uebersetzer des Telemaque, der pedantische Geheimrath v. Brehmer und die Geistlichen Georgi und Schülin, beides verdienstvolle gelehrte Männer aber schwerlich passende Prinzenerzieher. Nachdem der Prinz von 1725—1728 zu seiner Ausbildung auf Reisen gewesen, insbesondere Berlin, Holland und Paris besucht hatte, feierte er 1729 seine Hochzeit in der preußischen Hauptstadt — das Tagebuch eines seiner Begleiter v. Nostiz über die Vermählungsfeierlichkeiten und Festivitäten ist noch erhalten — und übernahm nach seiner Rückkehr die Regierung des Landes. Noch in demselben Jahre starb seine Mutter. Bei den Ereignissen, welche während seiner Herrschaft Deutschland bewegten, stand Anfangs der Markgraf auf preußischer Seite und es erlangte sein Hof durch seine persönlichen Beziehungen zum preußischen Königshause eine gewisse Wichtigkeit. 1730 war Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen bei seinem Schwiegersohne in Ansbach und Prinz Friedrich soll Willens gewesen sein von hier aus seine geplante Flucht auszuführen, aber bei seinem Schwager nicht die gehörige Unterstützung gefunden haben. Während des österreichischen Erbfolgestreites sah Ansbach und das benachbarte Lustschloß Triesdorf bald den preußischen, bald den baierischen, bald den französischen, bald den österreichischen Gesandten; Karl VII. übernachtete auf seiner Reise nach Frankfurt selbst im markgräflichen Schlosse zu Crailsheim. Französische Truppen zogen durch das Ansbachische und auch der Rückzug des Marschalls von Belle-Isle ging durch dasselbe. Bezüglich Schlesiens war Friedrich II. 1743 selbst in Ansbach, um den Verzicht des markgräflichen Hauses auf Schlesien vom Markgrafen zu erlangen. Ansbachische Hülfstruppen gingen in demselben Jahre nach Preußen ab und im J. 1752 erneuerte K. mit dem großen König und dem Markgrafen von Bayreuth die hohenzollernschen Hausverträge (Pactum Fridericianum). Aber bald darauf erkalteten die Beziehungen zu Preußen. Hieran mochten verschiedene Gründe mitgewirkt haben, einmal das Verhältniß des Markgrafen zu seiner Gemahlin, die er vernachlässigte, dann die Einwirkungen seines Ministers Christoph Ludwig v. Seckendorff, der dem Berliner Hofe persönlich feindlich gesinnt war — ein zweiter Seckendorff aus einer andern Linie, preußisch gesinnt, Christoph Friedrich v. Seckendorff, war Premierminister — endlich einzelne untergeordnete Differenzen. Trotzdem hatte sich der Markgraf beim Beginn des siebenjährigen Krieges für Neutralität entschieden, änderte aber, nachdem der kaiserliche Gesandte Wiedemann in Ansbach mit ihm verhandelt hatte, seinen Entschluß, und gab durch den geheimen Legationsrath Seefried, der vom kaiserlichen Hofe 400 Dukaten erhalten hatte „um sich bei den comitiis decenter produziren zu können“ in Regensburg sein Votum für den Krieg ab. Dem Markgrafen wurde ein jährliches Subsidium von 12 000—15 000 fl. von dem Gesandten zugesichert. Hiermit war eine gänzliche Veränderung in der Stellung der fürstlichen Räthe zu dem Markgrafen verbunden. Vergebens waren die Gegenvorstellungen Preußens. Friedrich II. selbst hatte an den Markgrafen geschrieben und am Ende seines Briefes gesagt: „que le Roy ne souhaitait rien avec plus d'Empressement que de se voir dispenser de temoigner à S. A. son juste ressentiment, mais de lui marquer plutôt les sentiments d'Amitié etc.“

„Le ressentiment“ blieb nicht aus, ein preußisches Freicorps erschien alsbald im Fürstenthume und erhob Brandschatzungen in Schwabach, Cadolzburg, Ammendorf und Fürth. Als in Mögeldorf von den nürnbergischen und ansbachischen Unterthanen Contributionen verlangt wurden und der dortige Amtmann dagegen Wildpret anbot, erwiderte man ihm, das Wildpret worauf man jage, sei die Neutralität. Der Markgraf flüchtete nach Uffenheim, Marktsteft und Würzburg, die Vorstellungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, seine Politik zu ändern und denen auch der Erbprinz in einem eigenhändigen Briefe sich angeschlossen hatte, blieben fruchtlos. Nachdem das Freicorps das Land verlassen hatte, kehrte der Markgraf nach Gunzenhausen zurück, wurde aber kurze Zeit darauf von einem Schlaganfalle getroffen und von ihm dahingerafft. — Die bedeutendste Erwerbung während seiner Regierung war die der Reichsgrafschaft Sayn-Altenkirchen, welche ihm als Erben seiner Urgroßmutter, der sächsisch-eisenachischen Prinzessin Eleonore Erdmuthe Louise, der Gemahlin des Markgrafen Johann Friedrich, nach dem Tode des Herzogs von Sachsen-Eisenach, Wilhelm Heinrich, 1741 zufiel. — Die Herrschaft des Markgrafen war nach mannigfachen Richtungen hin, eine nützliche für das Land; er war wahrhaft bestrebt, freilich in seinem Sinne, das Land gut zu regieren, es verging kein Jahr, ohne daß Organisationsveränderungen vorgenommen wurden, Ordnungen und Reglements erschienen (Trennung der Criminalrechtspflege von der Civiljustiz, eine Gerichts- und Proceßordnung, Wechselordnung ꝛc. ꝛc.), die auch zum größten Theile segensreich wirkten. Manche seiner Verordnungen sind bis zur Stunde in Kraft und Geltung. Seine religiöse Gesinnung bewährte sich in dem Neubau vieler Kirchen, seine Toleranz in der Begünstigung der französischen Colonie in Schwabach. Er sah es gerne, wenn industrielle Unternehmungen in seinem Lande aufkamen. Während seiner Regierungszeit entstanden Schulen und Schulbauten, wurde das Gymnasium Carolinum zu Ansbach gestiftet, eine Münz- und Kunstkammer gerichtet, die Schloßbibliothek bereichert und dem Publikum zugänglich gemacht; fanden geschichtliche Forschungen vielfache Förderung (Georgi, Falckenstein, Schütz, Jung, Stieber, Strebel). Damals schrieb der markgräfliche Kammerjunker v. Cronegk seinen vielbewunderten Codrus, malte der jüdische Künstler Pinhas seine geschätzten Porträte. Den Bauten in den Städten wendete er große Aufmerksamkeit zu und begünstigte sie durch „Baugnaden“, insbesondere gewann Ansbach durch Anlage eines neuen Stadtviertels, durch den Ausbau der von seiner Mutter begonnenen Residenz, durch den Umbau der Stiftskirche ꝛc. ꝛc. ein stattlicheres Ansehen. Seine Strafrechtspflege zeigt zwar auch seine gute Absicht, war aber auch zuweilen bei dem leidenschaftlichen jähzornigen Charakter des Fürsten nicht frei von grausamen Gewaltakten, die ihm den Beinamen „der böse“ oder „der wilde Markgraf“ zuzogen. So ließ er einen Soldaten, der einen unbedeutenden Diebstahl bei einem Ansbacher Bürger verübte, sofort an dem Hause desselben aufknüpfen. Sein Zorn traf besonders diejenigen, welche gegen die Jagdgesetze frevelten und die Deserteure, verschonte aber auch die Personen seines Hofes und seiner Rathsstuben nicht (Hinrichtung des Oberst Enzel, Gefangennahme des v. Rauber). Mehrmals finden sich aber auch Andeutungen, daß gegen ihn „conspirirt“ wurde. — Er war mildthätig, freigebig und trotz all seiner Gewalthandlungen im Allgemeinen wohlwollend. Seine Finanzwirthschaft war, obgleich die Unterthanen, namentlich durch die indirekten Steuern ziemlich belastet gewesen sind, keine glückliche; er hinterließ eine Schuldenlast von 2 300 000 Thalern. Von seiner Gemahlin hatte er zwei Söhne, der erste starb in seiner Jugend, der zweite, Karl Alexander, wurde sein Nachfolger. Das eheliche Leben des Markgrafen wurde durch die damals übliche Maitressenwirthschaft getrübt und die Markgräfin, die in Schwermuth verfiel, zog sich nach

ihrem Schlosse Schwaningen zurück. Eine seiner Maitressen gewann besondere Bedeutung, weil der Markgraf ihr und ihren Kindern mit großer Zuneigung zugethan war, sie in den Adelsstand erhob und mit Gütern reichlich bedachte; sie wurde die Stammmutter eines noch blühenden fränkischen Adelsgeschlechtes. Daß diese Zustände auch auf die Verwaltung des Landes zurückwirkten, war natürlich. Zwei Belege hierzu liefert der Sturz des Günstlings Schauenfels und des Hofjuden Ischerle. Ersterer, ein Wirthssohn aus Leutershausen, eine Zeit lang der Liebling des Markgrafen, von ihm zum Freiherrn von Schauenfels erhoben, fiel, weil er eine Maitresse des Markgrafen nicht heirathen wollte, und konnte von Glück sagen, daß er den verschiedenen gegen ihn angestrengten Untersuchungen sich entwand und in die Dunkelheit zurückkehren durfte; letzterer, eine Zeit lang übermächtig im Fürstenthume, wurde wegen Unterschlagungen, hauptsächlich aber deshalb in Untersuchung genommen, weil eine Maitresse des Markgrafen ihre Gunst zwischen diesem und dem Juden theilte und daraus Inconvenienzen für den Markgrafen entstanden. Ischerle (Israel Nathan) verschwand und verkam. Hingerichtet, wie allgemein behauptet worden ist, wurde er wahrscheinlich nicht. — Dem Markgrafen ward nachgerühmt, daß er das Lateinische flüssig gesprochen habe, einer der besten Reiter seiner Zeit und einer der besten Falkoniere aller Zeiten gewesen sei.

Falckenstein, Nordgauische Alterthümer, Dritter Theil. Lang, Geschichte des vorletzten Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth. F. F. Spieß, Münzbelustigungen. Fünf Theile. Zimmermann, Die neueren Spuren der Vorsorge Gottes, Schwabach 1741. Büttner, Frankonia, II. Band. Haenle, Geschichte der Juden im Fürstenthume Ansbach. Jahresbericht des histor. Vereins für Mittelfranken, 1865 und 1866. Stieber, Annalen der Regierung des Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm (Manuscript des historischen Vereins für Mittelfranken). Untersuchungsakt gegen Ischerle (Nürnberger Kreisarchiv). Gedichte von Karl Knebel (Handschrift im Privatbesitz). Haenle.

Karl Friedrich Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Prinz in Preußen, geb. am 10. Juni 1705, ein Enkel des großen Kurfürsten; ältester Sohn des Markgrafen Albr. Friedr. (geb. 1672, † 1731, Generallieutenant, Statthalter in Hinterpommern, Johanniterordens-Herrenmeister) und der Prinzeß Maria Dorothea von Curland. Wir sehen den „Markgrafen K.“ hoch zu Roß monumental, neben Feldmarschall Keith, einen Ehrenplatz inne haben auf der Frontseite der Statue Friedrichs d. Gr. „unter den Linden“ in Berlin. Ursprünglich bestimmte ihn Rauch zu einer der 4 Reiter-Eckfiguren. Der große König war diesem Anverwandten allezeit ein „treuer Freund“; und der Markgraf seinerseits bezeugte durch hervorragenden Heldensinn, daß in seinen Adern das Blut des großen Kurfürsten. — Mehr brauchen wir hier eigentlich nicht zu sagen. Es erübrigt jedoch, anzuführen: Markgraf K. gehörte 42 Jahre lang der preußischen Generalität an; ein stattlich schöner Herr mit menschenfreundlich edlem Charakter und erfüllt von Liebe für Kunst und Wissenschaft. Bei Mollwitz, Hochkirch und Torgau wurde er verwundet. Nach harten Leiden starb er am 22. Juni 1762 in Breslau, betrauert vom königlichen Familienhaupt als „le plus honnête homme du monde“. Er schläft den Todesschlaf bei seinen Ahnen in der Gruft des Berliner Doms. Der Johanniterorden, dessen Herrenmeister der Markgraf während 31 Jahren, besitzt in Sonnenburg sein Bildniß.

Eine biogr. Skizze findet man im Militär-Wochenblatt 1869, Nr. 85.

Gr. L.

Karl Alexander (Christian Friedrich Karl Alexander), Markgraf von Brandenburg zu Ansbach-Bayreuth, zweiter Sohn des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich und seiner Gemahlin Friederike Louise, geb. zu Ansbach am 24. Febr. 1736, vermählte sich am 22. Novbr. 1754 mit der sächsisch-coburgischen Prinzessin Friederike Karoline, folgte seinem Vater im Fürstenthume Ansbach am 3. August 1757, dem Markgrafen Christian im Fürstenthume Bayreuth am 20. Januar 1769, resignirte am 2. Decbr. 1791, vermählte sich mit der Lady Craven in demselben Jahre und starb am 5. Jan. 1806. — Er wurde schon in seinem 12. Jahre nach Utrecht auf die Universität geschickt, seine Mutter hatte sich für diese republikanische Hochschule deshalb entschieden, damit er den Werth der bürgerlichen Tugenden besser erkenne. 1750 kehrte er zurück und trat 1751 eine Reise nach Italien an, von der er in siechem Zustande zurückkam, worüber sein Vater so erbittert gewesen sein soll, daß er den Informator des Prinzen, der denselben begleitet hatte, Hofrath Meyer, ins Zuchthaus geschickt habe. Nur ungern, auf Befehl und nach Drohungen seines Vaters vollzog er seine Verbindung mit der Prinzessin Karoline, von der man zwar berichtet, daß sie eine treffliche Dame von Geist und Herz gewesen sei, die aber von der Clairon als eine gute phlegmatische Frau geschildert wird, die ohne Blutstropfen im Gesichte den ganzen Tag mit Filetstricken sich beschäftigte, und von der die Craven schreibt, sie sei von unerschütterlicher Gleichgültigkeit gewesen und habe nicht einmal vermocht, ihren Zügen den Ausdruck des Gefühles zu geben. Beim Antritte seiner Regierung fand der Markgraf das Land in einem verschuldeten, durch die Parteinahme für Oesterreich erregten und verwirrten Zustande; bei seiner Abdankung war der Schuldenstand getilgt, für die Wohlfahrt des Landes geradezu Außerordentliches geschehen. Seine Verdienste um die Fürstenthümer, welche er gut und milde und im Sinne einer aufgeklärten Zeit zu regieren bestrebt war, sind um so höher anzuschlagen, als er bei dem Krankheitszustande seiner Gemahlin alsbald nach seiner Vermählung die Hoffnung auf Kindersegen aufgeben mußte. Nach dem Rechenschaftsberichte, welcher vor der Abdankung des Markgrafen ihm erstattet worden ist, hat derselbe über drei Millionen Gulden Schulden abgetragen: eine und eine viertel Million Gulden auf Stiftungen und nützliche Landesverbesserungen verwendet, eine Million den Unterthanen und den Bayreuther Kassen zu Gute kommen lassen und fast 300 000 Gulden noch erübrigt. Mit einem Aufwande von über 800 000 Gulden wurden Chausseen hergestellt, Musterwirthschaften für die Zucht von Rindvieh und Pferden errichtet, eine Wittwenkasse für die weltliche Dienerschaft, eine Irrenanstalt und eine Anzahl anderer nützlicher Einrichtungen getroffen, das Ansbacher Gymnasium wurde reichlicher dotirt und außerdem für Schulen und Stipendien eine beträchtliche Summe verwendet. Mit besonderer Vorsorge bedachte er die Erlanger Universität, nicht allein, daß er sie, welche einem raschem Verfall entgegen ging, besser ausstattete, er sorgte auch für eine würdige Besetzung der Lehrstellen. Sofort nach seinem Regierungsantritte, machte er, um nur Eines zu erwähnen, den Versuch, Kant für die Universität zu gewinnen. In der Auswahl seiner Diener war der Markgraf auf tüchtige Männer bedacht, und in der That hatte er, abgesehen von einzelnen Handlungen „bureaukratischer Roheit und Willkühr“, viele gute treffliche Räthe. Seine religiöse Toleranz zeigte sich in der Gestattung an die Katholiken Ansbachs, Gottesdienste dort zu halten. Freilich trug zu der so günstigen Umgestaltung der Finanzlage seines Landes der Umstand bei, daß auch er sich herbeiließ 1777 zwei Regimenter Infanterie und ein Bataillon Jäger an England zu Absendung nach Amerika zu verkaufen. Mag immerhin entschuldigend für diesen Menschenhandel die damalige Auffassung von fürstlicher Machtvollkommenheit und

mehr noch die Thatsache betrachtet werden, daß er den Kaufpreis zumeist für das Land verwendete, so wäre kaum zu entschuldigen, daß er, wie erzählt wird, als seine Truppen auf ihrem Abmarsche in Ochsenfurt meuterten, selbst die Büchse gegen sie anlegte: allein die mir vorliegenden gleichzeitigen Darstellungen sprechen nur davon, daß er die Büchse auf dem Rücken gehabt habe. Als nach der Niederlage von Yorktown der Markgraf genöthigt war, Ergänzungen dorthin zu senden, befand sich unter ihnen auch der „Ansbachische Lieutenant August Wilhelm Neithardt von Gneisenau". Im J. 1783 kehrten die Truppen zurück, kaum ein Dritttheil war noch übrig geblieben. — Wirft man einen Blick auf das damalige Hofleben in Ansbach, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dasselbe trotz der guten Eigenschaften des Fürsten den Wünschen des Volkes nicht entsprochen hat. Zwar war Ansbach vielfach verschönert, künstlerische Kräfte (die Musiker Kleinknecht und Liebeskind, der Maler Naumann ꝛc. ꝛc.) wirkten dort, die Hofvergnügungen, Theater, Concerte und maskirte Akademien belebten und unterhielten die Stadt: allein dennoch bestand eine große Kluft zwischen den Hofkreisen und der Einwohnerschaft, die höheren Beamten mit einbegriffen; sogar eine gegenseitige Abneigung. Daran hatte die Vorliebe des Markgrafen für die Kulturverhältnisse von England, Frankreich und Italien wesentlich Schuld, „mit seinem britischen Herzen, seiner französischen Cultur und einer italienischen Liebe für schöne Künste fühlte er sich in Deutschland wie außer seiner Heimath", er war in der Litteratur und der Sprache dieser drei Nationen wohl bewandert und verachtete das Deutsche, sprach auch mehr englisch als deutsch. Diese Vorliebe wurde durch zwei geistvolle Frauen — Ausländerinnen — die auf ihn und seine Umgebung in den letzten 15 Jahren seiner Herrschaft großen Einfluß übten, genährt, ein Umstand, der viel dazu beitrug, ihm sein Land zu verleiden. Seit 1777 war die berühmte Pariser Schauspielerin Clairon an seinem Hofe und brachte französischen Esprit und französisches Wesen an demselben in Aufnahme, doch sahen die Unterthanen die bereits nicht mehr jugendliche Dame, die der Markgraf „Mama" nannte — nicht ungern, sie war wohlwollend und mischte sich nicht in die Geschäfte. Aber etwa 1785 kam Lady Craven, — die „Ultramontanerin" hieß sie beim Volk, weil der Markgraf sie in Italien kennen lernte — nach Ansbach, der Markgraf war in Paris mit ihr zusammengetroffen, nun stieg der Haß des Volkes und der Räthe gegen die Ausländereien des Fürsten bedeutend. Die Lady, welche ihren Gatten, angeblich wegen Untreue desselben verlassen hatte, war hochbegabt, wissenschaftlich wie künstlerisch hochgebildet, weltgewandt, sie hatte sich auf ihren vielen Reisen in vornehmen Zirkeln und Höfen Europas bewegt und war dort gerne gesehen, aber wie sie Schoepff, der fürstliche Leibarzt Karl Alexanders nannte, „ein listiges und eigennütziges Weib". Bald wußte sie mit beißenden Spöttereien und mit Karikirung der pathetischen Schauspielermanieren der Französin diese lächerlich zu machen und zu verdrängen, sie verstand es zugleich aber ebenso geschickt, die besten An- und Absichten des Markgrafen auf eine Weise zu lenken, daß er mehr und mehr sich dem Lande entfremdete, fortwährend auf Reisen ging, über seine Beamten Unmuth und kein Vergnügen mehr an der Herrschaft empfand. So reifte der Gedanke in ihm, zu Gunsten des Königs von Preußen, welchem nach seinem Tode die Fürstenthümer ohnehin heimfallen müßten, der Regierung zu entsagen, und es ging 1791 bei dem Berliner Aufenthalt des Markgrafen und der Lady, die man am preußischen Hofe auf das Zuvorkommendste aufgenommen hatte, dieser Plan rasch der Verwirklichung entgegen. Friedrich Wilhelm II. hatte bereits den damals in braunschweigischen Diensten befindlichen Freiherrn v. Hardenberg gewonnen, daß er, vorderhand als Minister von K. A., die zu erwerbenden Gebietstheile verwalten

solle. In den Fürstenthümern, insbesondere in den Beamtenkreisen, in welche 1789 das Gerücht von den Absichten des Markgrafen gedrungen war, mochten Versuche gemacht worden sein, das Project zu hintertreiben und hierauf beziehen sich wol die heftigen Auftritte mit dem Cabinetssecretär Schmidt, von denen die Craven erzählt. Am 9. Juni 1791, der Markgraf war bereits außer Landes, übergab er dem Freiherrn v. Hardenberg, der als Berather des Fürsten seit 1790 in Ansbach weilte, die volle landesherrliche Gewalt, am 2. Decbr. wurde von Bordeaux der Entsagungsakt veröffentlicht. — Habe ich bereits darauf hingewiesen, daß die Lady an der Abdankung wesentlich Schuld hatte — die Clairon hatte, nachdem sie von dem Projecte gehört, den Markgrafen von Paris aus brieflich abgemahnt — so ist noch hervorzuheben, daß einzelne Differenzen mit Preußen selbst, die Häckeleien des Markgrafen mit seinen Beamten, seine Neigung zu großartigen Verhältnissen und dem wissenschaftlichen und künstlerischen Treiben der Großstädte des Auslandes die Machinationen der Engländerin förderten und begünstigten. Wesentlich mochte dabei auch die Ansicht des Markgrafen mitgewirkt haben, daß die Herrschaft der Kleinstaaten doch bald ein Ende nehmen würde; dies wird nicht allein von der Craven selbst, sondern auch von anderer unverdächtiger Seite bestätigt. Ueberblickt man aber die Regierungszeit dieses letzten ansbachischen Markgrafen, so wird man nicht umhin können, das Urtheil von Friedrich II. und Kaunitz, die ihn hochpriesen, im Ganzen zu bestätigen und ihn nicht zu jenen deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts werfen, die schablonenartig, mit innerer Hohlheit die Schule der Entfremdung von deutschem Wesen, der Erniedrigung vor dem Auslande und der despotischen Gewalt gegen die Unterthanen durchliefen. K. A. war nichts weniger als ein Despot und seine Hochhaltung des Auslandes entsprang einem geistigen Bedürfnisse, wobei freilich nicht geläugnet werden will, daß sein Soldatenhandel, seine Jagdliebhaberei, zu deren Gunsten er mit äußerster Härte vorgehen konnte, seine Schwäche gegen die Engländerin Flecken seiner Verwaltung bilden. Auch das ist ihm vorzuwerfen, daß er für den Aufschwung Deutschlands, der sich damals vollzog, obwol Uz, den er als Beamten hochschätzte, in seiner Hauptstadt dichtete, und ein Glied der Familie Knebel an seinem Hofe war, kein Auge hatte. Der rege geistige Kreis, der sich damals in Ansbach gebildet hatte (Uz, Junkheim, Rabe ꝛc.) stand außerhalb des Hoflebens und unabhängig von demselben. — Nachdem die Markgräfin Karoline im J. 1791 gestorben, sechs Monate darauf auch Lord Craven verschieden war, verheirathete sich 1791 zu Lissabon der Markgraf mit der Lady, die übrigens weder in Preußen noch in England als Markgräfin anerkannt wurde. K. A. starb im Schlosse Benham am 5. Januar 1806. Am 24. Febr. 1806, an demselben Tage, an welchem Bernadotte in Ansbach einrückte, beging man die Leichenfeier des Markgrafen in London.

Lang, Artikel Ansbach in Ersch und Gruber. Memoiren der Markgräfin von Ansbach. Schlemmer, Bayreuth unter der Regierung Alexanders. Büttner, Frankonia, 2. Theil. Beiträge zur Lebensgeschichte des letzten Regenten der Brandenburgischen Markgrafenthümer, 1820 (Anonym). Pertz, Das Leben Gneisenau's. Erster Theil. Arndt, Hardenberg's Leben. Kapp, Der Soldatenhandel nach Amerika. Schöpff, Tagebuch, Handschrift des hist. Vereins f. Mittelfranken (zum Theil abgedruckt in Paulus, Sophronizon VIII, 6). Tagebücher von Soldaten der Ansbachischen nach Amerika geschickten Regimenter, in der Beil. d. hist. Ver. f. Mittelfranken.

Haenle.

Karl I., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Sohn des Herzogs Ferd. Albrecht II. und der Herzogin Antoinette Amalie, der Tochter des Herzogs Ludwig Ru-

dolf zu Braunschweig u. Lüneburg, wurde am 1. August 1713 zu Braunschweig geboren und noch an demselben Tage getauft. Er erhielt seinen Namen von zweien seiner Pathen, dem Kaiser Karl VI. und dem Könige Karl XII. von Schweden. Noch in späteren Jahren kam sein Vater nach dem söhnelosen Tode seines Vetters und Schwiegervaters, des Herzogs Ludwig Rudolf († am 1. März 1735), zu der Regierung des Herzogthums Braunschweig, doch nur für kurze Zeit, denn kaum nach 6 Monaten machte ein plötzlicher Tod (3. Septbr. 1735) seiner Herrschaft ein Ende. Dieselbe ging nun auf seinen Sohn, den Herzog K., über, den Erstgebornen von 8 Brüdern und 6 Schwestern. Derselbe hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, sich auf Reisen weiter ausgebildet und war dann wie sein Vater in österreichische Kriegsdienste getreten. Hier hatte er die Würde eines Obersten-Feldwachtmeisters erlangt, als er plötzlich, ein 22jähriger Jüngling, unter äußerst schwierigen Verhältnissen zur Regierung seines Landes berufen wurde. Mit Ernst und Eifer griff er seine Aufgabe an; mit großem Geschick hat er sie, so weit es anging, gelöst. Daß ihm Vieles mißlang, daß vor Allem die Schuldenlast des Landes unter seiner Regierung eine fast unerträgliche wurde, lag zumeist in der Ungunst der Zeitumstände, der Schwierigkeit der Verhältnisse, welche umzugestalten nicht in seiner Macht stand. Er ist deshalb oft äußerst scharf beurtheilt; er ist in seinen Bestrebungen wie wol kaum ein zweiter Fürst seines Hauses verkannt worden. Denn wenn man die Verhältnisse unparteiisch erwägt, muß man bekennen, daß er einer der eifrigsten, wohlgesinntesten und einsichtigsten Herrscher gewesen, den seine Lande jemals gehabt haben. Das gilt vorzüglich für die ersten Jahrzehnte seiner Regierung, wo die Lasten des siebenjährigen Krieges die Geldnoth noch nicht auf den Gipfel getrieben hatten, wo K. mit jugendfrischem Schaffenseifer das Staatsruder führte. Die schlechte Finanzwirthschaft, die von Herzog Anton Ulrich begonnen, von August Wilhelm fortgesetzt war, hatte eine schwere Schuldenlast auf das Land gehäuft. Die Herzöge Ludwig Rudolf und Ferdinand Albrecht hatten zu kurze Zeit regiert, um eine wesentliche Aenderung herbeiführen zu können. Das Staatswesen war in allen seinen Theilen, dem Steuerwesen, Finanzwesen, Gerichtswesen, der Stellung der Militär- und Hofbeamten u. A. merkwürdig verwickelt. Der Versuch, alle diese Einrichtungen zeitgemäß umzugestalten, traf auf Schwierigkeiten vor Allem bei den Landständen, die meistens nur ihre Sonderinteressen verfolgten und zweckmäßigen Reformen fast stets Hindernisse in den Weg zu legen wußten. Es ist daher begreiflich, daß K. nur einmal das Plenum der Landschaft zu berufen sich veranlaßt sah. Der Hauptfehler für eine verständige Staatsverwaltung war, daß man niemals mit den Ständen einen ordentlichen Haushaltsanschlag aufstellte, daß diese vielmehr dem Fürsten überließen, alle im Interesse des Staates aufgewandten Kosten soweit sie nicht von der Landrenteikasse getragen wurden, aus dem Kammervermögen selbst zu bestreiten und, falls dieses nicht ausreichte, Schulden zu machen, die man dann erst wieder gegen weitere Zugeständnisse auf das Land übernahm. Der Fürst blieb auf diese Weise in der Ausübung der Staatsgewalt ohne strenge Controle, aber er war auch gezwungen stets mit Schulden zu wirthschaften. Ein solches Verfahren konnte, zumal wenn plötzlich, wie es im siebenjährigen Kriege geschah, ungeheure außergewöhnliche Ansprüche an den Fürsten herantraten, von den gefährlichsten Folgen sein. Auch die Vertheilung der Steuern war eine ungerechte; sie drückten besonders den Bürger und Bauern, während die privilegirten Stände fast ganz davon verschont blieben. Mit allen diesen und anderen aus dem Mittelalter unter gewissen Abänderungen überkommenen Institutionen gründlich aufzuräumen, war erst dem rücksichtslosen Durchgreifen der westfälischen Regierung möglich. K. suchte nun aber mit allen

Kräften den materiellen Wohlstand, die geistigen und sittlichen Interessen seiner Unterthanen zu heben und zu befördern. Eine lange Reihe wichtiger Verfügungen und segensreicher Einrichtungen legen davon beredtes Zeugniß ab. Und er hatte hier nicht nur den scharfen klaren Blick, stets die richtigen Leute für Ausführung seiner Pläne zu wählen, sondern überall war er selbst thätig mit stets unverdrossenem Eifer in allen Einzelnheiten der Staatsverwaltung mitzurathen und mitzuschaffen. Wer die Regierungsacten jener Zeit mustert, wird überall sein einsichtsvolles Eingreifen, seine eigene wohl überlegte und den Kern der Sache meist richtig erfassende Entscheidung verspüren und seinem landesväterlichen Walten volle Anerkennung nicht versagen. Als ersten Minister behielt er zuerst den wackern Hieronymus von Münchhausen, den treuen Diener seiner Vorgänger (s. d.) bei; ihm folgte 1740 von Cramm; 1754 trat H. L. Schrader (von Schliestedt) (s. d.) in das Staatsministerium ein, der hauptsächlichste verdienstvolle Berather des Fürsten in der äußern Politik wie der innern Landesverwaltung. Nach dessen Tode rückte in die erste Ministerstelle 1773 G. S. A. v. Praun (s. d.). Alle waren tüchtige, zuverlässige Männer, die das Beste des Landes vor Augen hatten. Das zeigt sich zunächst bei den innern Reformen des Landes. Hier wurde, um für die Grundsteuerkataster, die bislang auf mangelhafte Erbregister gegründet waren, eine sichere Grundlage zu gewinnen, eine allgemeine Landesvermessung vorgenommen, für welche F. J. Himly eine vorzügliche Instruction entwarf und hiernach wurden genaue Orts- und Feldbeschreibungen ausgearbeitet. Fast gar keinen Gewinn brachte ein äußerst wichtiger Bestandtheil des Domanialgutes, die bislang arg vernachlässigten Forsten. Hier entfaltete der Hofjägermeister Johann Georg von Langen (s. d.) eine äußerst segensreiche Thätigkeit, indem er eine geregelte Forstwirthschaft einführte, für ordentlichen Betrieb, guten Nachwuchs sorgte und dadurch für die Folge aus den Forsten reiche Erträge erzielte. Eine große Menge gewerblicher Anlagen ist auf v. Langens Anregung zurückzuführen, so vor Allem die der berühmten Fürstenberger Porcellanfabrik, die sich bald eine ehrenvolle Stellung im deutschen Kunstgewerbe errang u. a. Um die für das Gewerbewesen schädlichen vielen Feiertage zu vermindern, verlegte der Herzog die kleinen Festtage auf die folgenden Sonntage. Durch zweckmäßige Armenordnungen suchte er der Noth der Armuth zu steuern, durch Errichtung einer Brandkasse seine Unterthanen bei Feuerschäden zu entschädigen, durch Gründung einer Wittwenkasse für die Hinterbliebenen von Civil- und Militärbeamten zu sorgen. Den Bauernstand schützte er vor Bedrückungen der Gutsherren durch die Bestimmung, daß in Meierbriefe keine neuen Bedingungen eingerückt werden sollten. Durch die Errichtung eines Leihhauses wollte er allen Staatsangehörigen Gelegenheit geben, große und kleine Kapitalien sicher und nutzbar anzulegen. Verbesserungen im Münzwesen wurden nach Graumann's Vorschlägen getroffen. Von bedeutendem Nutzen waren seine mannigfachen Einrichtungen für das Gesundheitswesen des Landes. Er übertrug die Aufsicht über alle hier einschlagenden Fragen einer neu begründeten Behörde, dem Collegium medicum. Er schuf in Braunschweig eine anatomisch-chirurgische Lehranstalt, das Theatrum anatomicum, das bald einen großen Aufschwung nahm. Im Kirchenwesen suchte er vorzüglich die Güterverwaltung und das Rechnungswesen zu regeln. Er ließ corpora bonorum anlegen, ordnete regelmäßig wiederkehrende Visitationen an. Ganz besonders aber war Karls Thätigkeit dem Unterrichtswesen zugewandt. Er suchte hier von Grund auf zu bauen, daher drang er vorzüglich auch auf Verbesserung der Volksschulen, für welche er vortreffliche Schulordnungen erließ und den Druck von Schulbüchern veranlaßte. In Städten wie in Dorfgemeinden hatte er hier bei seinen Bestrebungen nicht selten mit Widerstand zu kämpfen: man sträubte sich neue Lasten zu übernehmen, wenn sie auch ganz augenfällig zum Besten des Gemeinwohls dienten, da der überall erstarkte, bureau-

kratische Sinn die Gemeinden hatte verlernen lassen für ihre eigenen Angelegenheiten selbständig thätig zu sein. Um tüchtige Schullehrer zu gewinnen, errichtete K. in Wolfenbüttel nach dem Plane des Hofpredigers Abts Dr. J. B. Hassel ein Schullehrerseminar, eine höchst segensreiche Anstalt. Um für tüchtige gelehrte Schulen die erforderlichen Mittel zu gewinnen, legte er mehrere der bislang noch erhaltenen Klosterschulen zusammen. Einen ganz bedeutend erhöhten Zuschuß erforderte die Universität Helmstedt, seitdem die jüngere Linie des Welfenhauses zu Göttingen eine eigene Universität gegründet hatte. Denn der bis dahin gemeinsamen Helmstedter Hochschule wurde nun der Theil des Fonds entzogen, welcher von kurbraunschweigischer Seite herrührte. Der Fortschritt aller Zweige der Wissenschaft erforderte Vermehrung der Lehrkräfte und des wissenschaftlichen Apparats. K. that sein Möglichstes die Universität, die von nun an den Namen Julia Carolina erhielt, auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Sie erhielt 1749 eine deutsche Gesellschaft sowie 1750 ein theologisches Seminar. Eine ganz neue Anstalt rief er in Braunschweig ins Leben, die nach ihm den Namen trägt, das Collegium Carolinum. Es war eine Zwischenanstalt zwischen Universität und Schule, zugleich aber auch eine höhere Bildungsanstalt für alle diejenigen, die nicht dem Gelehrtenstande sich widmen, sondern eine praktische Thätigkeit ergreifen oder überhaupt nur eine freiere Bildung sich aneignen wollten. Den Plan der Anstalt hat der Abt Jerusalem entworfen, dessen Aufsicht dieselbe unterstellt war. Forstleute, Landwirthe, Bergleute, Architekten, Ingenieure, Offiziere ꝛc. fanden hier eine höhere Fachbildung; zugleich aber wurde durch die Anstalt eine feinere, den Ideen der Zeit gemäße Bildung („bon sens und guter Geschmack") verbreitet. Tüchtige Lehrer wurden für sie berufen, die bald einen großen Zuhörerkreis um sich versammelten und derselben einen großen, weit über die Grenzen des Landes hinausreichenden Ruf verschafften. So lehrten hier Gärtner, Ebert, Eschenburg, Zachariä, A. Schmidt, Zimmermann u. A. Ein reges geistiges Leben erwachte dadurch in der Stadt Braunschweig, das für die allgemeine Geschichte der deutschen Litteratur nicht ohne höhere Bedeutung geblieben ist. Auf Empfehlung des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand berief der Herzog Lessing unter verhältnißmäßig sehr günstigen Bedingungen als Bibliothekar der Wolfenbüttler Bibliothek, die sich durch den Herzog auch mancherlei Förderung zu erfreuen hatte. Er stiftete das sog. Intelligenzwesen, dem unter Andern die Herausgabe der Braunschweigischen Anzeigen übertragen wurde. In letzteren sollte durch Beigabe allgemein verständlicher Aufsätze namentlich auch geschichtlichen Inhalts Bildung in weiteren Kreisen verbreitet werden. Er befahl gute Erhaltung historischer Denkmäler ꝛc., stellte die sämmtlichen Archive des Landes behufs gründlicher Ordnung derselben unter die Aufsicht des Geh. Justizraths, spätern Geheimraths v. Praun (s. d.). Wissenschaftliche Arbeiten mit Geldmitteln zu unterstützen, war er stets bereit. Auch die Kunst fand bei ihm eine eifrige Pflege. Er legte ein Kunst- und Naturaliencabinet an, aus dem das jetzige herzogl. Museum entstanden ist. Besondere Vorliebe verwandte er auf das Theater. Er berief als Director für die italienische Oper den Impresario Nicolini; neben dem schon bestehenden Opernhause ließ er ein zweites kleineres Schauspielhaus am Burgplatze errichten für pantomimisch-dramatische Darstellungen, die von Nicolini aus Italien eingeführt wurden und sich von Braunschweig aus weiter in Deutschland verbreiteten. Auch das deutsche Theater wurde nicht vernachlässigt. Karoline Neuber hielt sich längere Zeit in Braunschweig mit ihrer Truppe auf; ihr folgten später die Schönemann'sche, Ackermann'sche, Döbbelin'sche Gesellschaft, welchen ein Eckhof, ein Schröder u. A. angehörten. Lessing's Emilia Galotti fand in Braunschweig am 13. März 1772 ihre erste Aufführung. Der rege geistige und gesellige Verkehr, den Braunschweig

um diese Zeit bot, das lebendige Treiben, die verschiedenartigen Anregungen und Zerstreuungen, welche zumal die Meßzeit dort hervorrief, veranlaßten den lebenslustigen Herzog K., 1753 seine Residenz aus dem kleinen stillen Wolfenbüttel nach dem größeren Braunschweig zu verlegen, wo er das von Herzog August Wilhelm neu erbaute sog. graue Schloß bezog. Der Stadt Braunschweig erwuchs dadurch zwar mannigfacher Vortheil, für die Stadt Wolfenbüttel dagegen, welche Ursprung und Wachsthum der Anwesenheit des fürstlichen Hofes verdankte, war dieser rein aus Privatneigung des Fürsten entsprungene Schritt ein schwerer, lange Zeit nicht verschmerzbarer Verlust. Wenn wir jedoch hiervon absehen, so waren alle sonstigen Einrichtungen des Herzogs für das Land von unberechenbarem Segen. Manche seiner Unternehmungen schlugen allerdings auch vollständig fehl, so die Anlage eines von der Schunter her nach der Stadt Braunschweig auslaufenden Kanals, der Ankauf der Apotheken behufs staatlichen Betriebes derselben, die Seidenzucht u. a. Doch war auch hier die Absicht, welche den Fürsten leitete, die beste. Vielleicht hätten sich durch Concentration z. B. der Universität Helmstedt mit dem Collegium Carolinum ꝛc. bedeutende Kosten vermeiden lassen. Aber für das Land wohlthätig war fast Alles was aufgewandt wurde; die Ausgaben für dasjenige aber, was wie die italienische Oper ꝛc. mehr für einen Luxus angesehen werden konnte, waren keineswegs so übermäßig, wie man bislang allgemein angenommen hat. K. hatte keinen sparsamen Hofhalt, aber er war auch nicht der freventlich leichtsinnige Verschwender, den man oft in ihm hat finden wollen. Bedeutend waren die Lasten, welche eine für das Land sehr beträchtliche Heeresmacht demselben auferlegte. Dazu gesellte sich der Unterhalt dreier herzoglicher Wittwen, die standesgemäße Versorgung und Ausstattung zahlreicher Prinzen und Prinzessinnen. So wurden in Rußland bedeutende Summen verschlungen, wo des Herzogs Bruder Anton Ulrich sich mit der Regentin Anna von Rußland 1739 vermählte, ohne daß es jedoch gelungen wäre, den für das Welfenhaus fest erhofften russischen Thron dauernd zu gewinnen. Gewiß waren es sehr bedeutende Gelder, welche der Herzog K. für alle diese Zwecke zumeist aus seinem Kammergute zahlen mußte; es nimmt nicht Wunder, daß er dasselbe mit beträchtlichen Schulden belastete. Wären die Zeiten friedlich geblieben, so hätte man hoffen dürfen bei Fortgang der Reformen, bei dem mit der Zeit erhöhten Ertrage der gewerblichen Anlagen, bei Zunahme des Wohlstandes und der Steuerkraft der Unterthanen das Mißverhältniß ausgleichen zu können. Das war unmöglich, als der siebenjährige Krieg auch die braunschweigischen Lande überzog, Handel und Wandel ins Stocken brachte, neue fast unerschwingliche Lasten dem Lande auferlegte. Dem Herzoge war es unmöglich in diesem Kriege neutral zu bleiben. Das zeigt ein Blick auf die Lage seines Landes. Es spricht für das klare politische Urtheil des Herzogs, daß er sich lossagte von der Politik seiner Vorgänger, die stets engen Anschluß an das Haus Oesterreich gesucht hatten, daß er sich für das jetzt gerade zu einer protestantischen Großmacht aufstrebende Preußen entschied. Von Jugend auf verband ihn mit dem Könige Friedrich II. eine innige Freundschaft. Wie viel dieser von dem braunschweigischen Hause hielt, das ihm für seine Schlachten mehrere tüchtige Feldherren und Offiziere aus seiner Mitte stellte, zeigt das große Vertrauen, das er in mannigfacher Weise gegen die Mitglieder desselben bethätigte. Auch mehrfache Familienbande umschlangen beide Häuser. Friedrich der Große hatte des Herzogs Schwester Elisabeth Christine am 12. Juni 1733, dieser Philippine Charlotte, des Königs Schwester, am 2. Juli 1733 als Gattin heimgeführt; eine zweite Schwester des Herzogs aber, Louise Amalie hatte der Prinz August Wilhelm, ein Bruder des Königs, am 6. Jan. 1742 geheirathet. Als der Sieg der Franzosen bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 die kurbraunschweigischen und her-

zoglichen Lande dem Feinde überlieferte, flüchtete sich K. und schloß dann mit den Franzosen am 13. August zu Hannover eine Convention ab, nach welcher ihnen das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Titel eines neutralen Landes eingeräumt, dem Herzoge aber das Fürstenthum Blankenburg als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Er wollte auf diese Weise sein Land vor den Bedrückungen der Feinde möglichst sicher stellen; aber selbst ansehnliche Geldgeschenke, die K. dem französischen Feldherrn Herzog von Richelieu, der in Braunschweig sein Hauptquartier aufschlug, übersandte, konnten nicht verhindern, daß derselbe mit schweren Contributionen und anderen Lieferungen das schon bitter heimgesuchte Land bedrückte. Herzog K. rief dem Vertrage gemäß seine Truppen, die im Lager bei Stade standen, zurück, die Befehlshaber derselben wollten dem Auftrage Folge leisten. Als aber Herzog Ferdinand, Karls Bruder, im November 1757, nachdem die Convention von Zeven in England verworfen war, zu Stade den Oberbefehl über die gegen die Franzosen verbündeten Truppen übernommen hatte, nöthigte dieser die braunschweigischen Regimenter zum Bleiben. Es hat den Anschein, als wenn die Zurückberufung derselben von Seiten des Herzogs K. nur ein Scheinmanöver gewesen, um sein von den Franzosen besetztes Land vor Bedrückungen zu schützen. So faßte auch der König Friedrich II. die Sache auf. Schloß sich doch um diese Zeit auch der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand aufs Neue den Unternehmungen gegen die Franzosen an; blieb doch Herzog K. in der Folgezeit stets auf der Seite der Verbündeten, für deren Sache er sehr bedeutende Opfer brachte. Die braunschweigischen Lande wurden im Beginne des Jahres 1758 schnell vom Feinde geräumt und fielen demselben nur noch vorübergehend wieder in die Hände. Groß aber waren die Anforderungen, die auch in den folgenden Jahren an das Land gestellt wurden; ein Heer von 10—12000 Mann mußte es unterhalten. Man hoffte und hatte auch ein gutes Recht auf Subsidiengelder von englischer Seite zu hoffen. Aber der Tod König Georgs II. machte diese Hoffnung zu Schanden. Pitt verlor seinen Einfluß; Georg III. und dessen Staatssecretär Bute erkannten keine Verpflichtung an. England-Hannover erhielt im Friedensschlusse durch reiche französische Colonien einen beträchtlichen Machtzuwachs. Braunschweig, das nicht zum Mindesten zu Englands Besten einen unverhältnißmäßigen Kraftaufwand gemacht hatte, durch dessen Fürstensöhne das Beste im Feldzuge gethan war, erhielt von jenem nicht die geringste Entschädigung. Das war für die Finanzen des Landes ein äußerst harter Schlag; die Schuldenlast war so hoch angewachsen, daß eine Verpfändung des Domanialguts des Fürsten zur Sicherstellung der Gläubiger bei Weitem nicht ausreichte. Prägung schlechten Geldes, Einführung des Lottospiels konnten nicht helfen. Man mußte vielmehr das Schlimmste fürchten: eine kaiserliche Debitcommission stand in möglicher, ja wahrscheinlicher Aussicht. Da entschloß sich der Herzog 1768, um seinem und des Landes Credit wieder aufzuhelfen, zu einer Berufung der Landstände. Hier kam es zu heftigen Erörterungen. Mit leidenschaftlicher Erbitterung wurden dem Fürsten alle die Einrichtungen zum Vorwurfe gemacht, die zum Theil von größtem Segen für das Land gewesen waren. Die Regierung getraute sich nicht, die Höhe der Schuld offen anzugeben. Man verwilligte schließlich eine neue Kopfsteuer, eine erhöhte Contribution rc., natürlich nicht ohne sich zahlreiche Privilegien neu bestätigen zu lassen. Das alles waren Maßregeln, welche den Bankrott des Staates nicht endgültig beseitigen sondern nur hinhalten konnten. Als am 9. April 1770 der Landtag verabschiedet wurde, war im Grunde noch alles beim alten geblieben. Da nahm sich der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, welchen J. B. Feronce von Rotenkreutz (s. d.) seit 1773 als Finanzminister hauptsächlich unterstützte, der Finanzverwaltung mit kalt be-

rechnendem Geiste an. Er rieth Vereinfachung der Hofhaltung, Herabsetzung der schon früher verminderten Heeresmacht, Vermeidung aller unnützen Ausgaben an. Aber auch das waren nur Palliativmaßregeln; von Grund aus konnte er den Schaden erst heilen durch die mit England und Holland geschlossenen Subsidienverträge (1776—83. 1788—94. 1795). Es war gewiß ein höchst bedenkliches Mittel deutsche Landsleute für Geld einem fremden Staate zu überlassen, damit sie für dessen Interessen ihr Leben in die Schanze schlügen. Aber es war nicht freveles Spiel mit dem Blute der Unterthanen, das der Herzog trieb; es war die bittere Landesnoth, welche ihn dazu veranlaßte. Er that es nicht ohne Zustimmung der Ausschüsse der Landschaft und unter der ausdrücklichen Verpflichtung den aus den Verträgen entspringenden Gewinn im Landesinteresse zu verwenden; es waren jedenfalls zum größten Theile geworbene, nicht ausgehobene Soldaten, zusammengeeiltes Volk aus aller Herren Länder, verhältnißmäßig wenige Braunschweiger. Bei Anwerbung der später nachgesandten Ersatztruppen befahl der Herzog ausdrücklich, nur freiwillig sich meldende Ausländer, Landstreicher ꝛc. anzunehmen. Beklagenswerth bleibt der Schritt des Herzogs für die Auffassung unserer Zeit unter allen Umständen, aber von Segen für das Land ist er doch gewesen. Die Schuldenlast des Landes wurde dadurch von Jahr zu Jahr vermindert. Es wurde hierdurch erst die Möglichkeit zu einer gesunden Finanzwirthschaft gegeben. Dem gutmüthigen Herzog K. wird die Zustimmung zu jenen Verträgen schwer gefallen sein, aber er war seit dem Kriege ein anderer geworden. Die Noth des Landes drückte ihn tief nieder, nicht minder die Verkennung seiner edlen Bestrebungen, welche die Landstände in rücksichtslosester Weise als „unnütz und schädlich“ hinstellten. Noch immer nahm er sich mit regem Eifer der Regierungsgeschäfte an; aber, wenn man dagegen seine frühere Thätigkeit in Betracht zieht, lassen sich hier mitunter die Spuren des Alters nicht verkennen. Er starb am 26. März 1780. Seine geistvolle Gemahlin, welche an allen seinen geistigen Interessen lebhaften Antheil nahm, überlebte ihn um viele Jahre; sie starb erst am 16. Febr. 1801. Herzog K. verband mit den besten Absichten für das Wohl seines Landes einen scharfen, praktischen Blick und eine unermüdliche Arbeitskraft, die allen Aufgaben seiner Stellung, allen Bedürfnissen seiner Unterthanen in gleicher Weise gerecht zu werden suchte. Aufgewachsen in der französischen Bildung der Zeit trug er doch der damals mächtig aufblühenden deutschen Litteratur ein offenes Verständniß entgegen wie kaum ein zweiter Fürst seiner Zeit und suchte mit Erfolg der neuen Geistesrichtung in seinem Lande eine Stätte zu bereiten. Seine Tochter Anna Amalie wirkte im Sinne des Vaters weiter. Durch sie begann die litterarische Glanzzeit von Weimar, welche unter ihrem Sohne Herzog Karl August den Höhepunkt erreichte. Leutseligen Wesens, heiteren Sinnes, war K. auch frohem Lebensgenusse oft mehr als billig zugethan. Aber niemals erlangten seine Gunstdamen auch nur den geringsten Einfluß auf seine Regierungsgeschäfte. Daß K. die politischen Fragen der Zeit richtig beurtheilte, hat die Geschichte hernach zur Genüge erwiesen. Seine hohen Verdienste um die innere Entwickelung seiner Lande, die von Mit- und Nachwelt oft auf das Unbilligste verkannt sind, sichern ihm in der Braunschweigischen Geschichte einen ehrenvollen Platz für alle Zeiten.

P. Zimmermann.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ältester Sohn des Herzogs Karl I. und seiner Gemahlin Philippine Charlotte, einer Schwester Friedrichs des Großen, wurde am 9. October 1735 zu Wolfenbüttel geboren. Er wuchs in den geistig sehr angeregten Kreisen auf, welche seine Eltern, besonders in Braunschweig, um sich zu versammeln wußten. Seine erste Erziehung, die v. Wittorf, ein leichtsinniger Lebemann, als Hofmeister

leitete, war von Mißgriffen nicht frei. Aber bald wurde dem Prinzen in dem würdigen Abte Jerusalem ein vorzüglicher Lehrer gewonnen, der auf seine ganze geistige und religiöse Entwickelung den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Er erhielt eine gründliche vielseitige Bildung, welche er durch den Besuch des neugegründeten Collegium Carolinum in Braunschweig, sowie durch Reisen, die er 1751 und 1752 in Holland, Frankreich und Deutschland unternahm, noch vervollkommnete. Mit Leidenschaft war K. W. F., zumal in seinen jungen Jahren, Soldat. Er that sich im siebenjährige Kriege auf das Vortheilhafteste hervor. An der Spitze zweier Bataillone erstürmte er in der Schlacht bei Hastenbeck eine feindliche Batterie, und nicht zum wenigsten durch sein kühnes Eingreifen wäre der Tag für die verbündeten Truppen siegreich geworden, wenn nicht der Herzog von Cumberland in unbegreiflicher Kopflosigkeit den Rückzug angeordnet hätte. Als Herzog Karl mit den Franzosen bei ihrem Einrücken in die braunschweigischen Lande eine Convention abgeschlossen hatte, wollte der Erbprinz K. W. F. auf Reisen gehen. Auf dem Wege nach Holland traf er in Hamburg seinen Oheim Herzog Ferdinand, der an Cumberland's Stelle den Oberbefehl übernommen hatte. Durch dessen dringende Vorstellungen bewogen, sich dem Kampfe wider die Franzosen aufs Neue anzuschließen, nahm er an demselben bis zum Friedensschluß den ruhmvollsten Antheil. In der Schlacht bei Minden vorzüglich errang er sich neue Lorbeeren. König Friedrich sang sein Lob in einer Ode; er war der Ansicht, daß die Natur den Jüngling zu einem Helden bestimmt habe. Am 16. Januar 1764 vermählte sich der Erbprinz K. W. F. mit der Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, Auguste, die ihm eine äußerst reiche Mitgift zuführte. Im Spätsommer 1765 brachte er die Gattin nach England, wo dieselbe ihre Entbindung abwarten sollte. Als sie dem Erbprinzen Karl Georg August am 8. Februar 1766 das Leben geschenkt hatte, trat K. W. F. bald darauf eine längere Reise an. Er begab sich zunächst nach Frankreich, wo er mit Ehren überhäuft wurde. Besonders bemühten sich in Paris der Hof und der hohe Adel, ihn durch Feste aller Art zu feiern. Sein Auftreten war fürstlich, entsprechend dem Ansehen seines Hauses und dessen Familienverbindungen; er zeigte sich niemals so freigebig und glänzend wie auf dieser Reise. Nicht minder gern als in den aristokratischen Kreisen verkehrte er mit den geistigen Größen der Weltstadt. So vor Allem mit Marmontel, der von dem Herzoge stets mit großer Verehrung sprach. Von Frankreich ging er zunächst in die Schweiz, besuchte Voltaire in Verney und reiste dann nach Italien. Längere Zeit verweilte er in Rom. Auch hier fand er eine so ehrenvolle Aufnahme, wie sie kaum je einem protestantischen Prinzen zu Theil geworden. Allem anderen Verkehr aber zog er den Winckelmann's vor, mit welchem er unermüdlich die reichen Kunstschätze der Stadt Rom und ihrer Umgebung besichtigte. Bis Neapel dehnte er seine Reise aus und kehrte dann über Paris, wo er mit seiner Gemahlin wieder zusammentraf, nach der Heimath zurück. Das Land befand sich zu jener Zeit gerade in der traurigsten Lage, die Finanznoth hatte nach dem siebenjährigen Kriege ihren Gipfel erreicht. Schleunige Hülfe war dringend von Nöthen. Diese wurde dem Lande vor Allem durch den Erbprinzen gebracht. Wie er durch kluge Maßregeln besonders mit Hülfe des Geheimen Raths Féronce v. Rotenkreuz (s. d.) den Credit des Landes wiederherstellte und eine gründliche Ordnung im Finanzwesen schuf, ist in einem früheren Aufsatze (s. Karl I.) bereits geschildert worden. Mit Recht verehrten ihn die Braunschweiger wie als tüchtigen Kriegshelden, so als Retter des Landes vor dem finanziellen Bankerott. Als sein Vater am 26. März 1780 gestorben war, trat K. W. F. die Regierung des Herzogthums an. Er führte dieselbe in echt landesväterlichem Sinne, spar-

sam und haushälterisch, aber wohlwollend, stets auf das Beste der Unterthanen bedacht, gemäßigtem Fortschritte nicht abgewandt. Ihm widerstand alles gewaltsame Durchgreifen. Er betrachtete die Sache von allen Seiten, gestand abweichenden Ansichten ihre Berechtigung zu und zögerte mit dem Entschlusse. Seine Thatkraft wurde dadurch nicht selten in bedenklicher Weise gelähmt. Nicht nur in seinen Feldzügen, auch bei seinen Regierungshandlungen tritt dieser Zug deutlich hervor. Begegneten seinen Plänen, die er mit einsichtiger Bedächtigkeit entworfen, größere Schwierigkeiten, erregten sie namentlich den Widerspruch weiterer Kreise, so gab er sie mitunter auf halbem Wege wieder auf. Besonders war das der Fall, wenn er sich in Widerspruch mit seinen Landständen wußte. Seine Sparsamkeit erschien zuweilen drückend und übertrieben, aber Niemandem legte er größere Entbehrungen auf als sich selber. Auch litt die Verwaltung des Landes dadurch in keiner Weise. Im Gegentheil suchte er alle Einrichtungen zweckmäßig weiter zu entwickeln. Er zahlte seinen Beamten meist nur sehr mäßige Gehalte, aber er zog doch auch wieder tüchtige Leute gegen höhere Besoldung gern in seine Dienste. So vor Allem den Freiherrn K. A. v. Hardenberg (s. d.), den späteren preußischen Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, der 1782—90 als braunschweigischer Geheimrath eine rege Thätigkeit entfaltete. Ueberhaupt besetzte er höhere Staatsdienerstellen mit sehr einsichtsvollen Männern. Außer Féronce v. Rotenkreuz, v. Praun (s. d.) sind hier besonders noch der Hofrath, spätere Geheime Rath Mahner und der Geheime Legationsrath, spätere westphälische Staatsrath Henneberg zu nennen. Der Herzog wandte besonders dem Erziehungswesen eine sehr große Sorgfalt zu. Er suchte auch hier den Forderungen der Zeit möglichst gerecht zu werden, indem er den wol einzig dastehenden Versuch machte, das gesammte Erziehungswesen des Landes von Staatswegen nach philanthropischen Grundsätzen umzugestalten. Dieser Plan wurde vorzüglich durch den Geheimen Rath v. Hardenberg unterstützt. Man wollte die Leitung der Schule der Kirche vollständig nehmen und sie dem durch Verordnung vom 12. Juni 1786 neugegründeten Schuldirectorium übertragen, das über alle Schulen in den Städten und auf dem Lande, die sämmtlichen Lehrer, auch über die Geistlichen, die an ihnen beschäftigt waren, die unumschränkte Aufsicht führen sollte. Campe hatte ein umfassendes Gutachten geliefert. Dasselbe enthielt auch Vorschläge zur Umgestaltung der theologischen Erziehung, zu deren Ausführung man den Dr. Bahrdt nach Helmstedt berufen möchte. Doch konnten weder Hardenberg noch der Herzog diesen letzten Entwurf gutheißen. Um Druck, Verlag und Betrieb neuer brauchbarer Schulbücher zu bewerkstelligen und zu erleichtern, gründete Campe mit Unterstützung der Regierung die Schulbuchhandlung in Braunschweig. Kaum war aber die neue Behörde errichtet, als auch schon der landständische Ausschuß mit heftigen Einwendungen hervortrat, obwol unter den Landesdesiderien Verbesserung des Schulwesens zum Oefteren gefordert war. Man erblickte in der Neuerung eine Ueberschreitung der landesherrlichen Befugnisse. Die Geistlichkeit war äußerst erregt; es erwuchsen für eine gänzliche Trennung von Schule und Kirche erhebliche praktische Schwierigkeiten daraus, daß die Lehrer zumeist auch Kirchendienst zu versehen hatten; der Stadtmagistrat von Braunschweig weigerte sich das Martineum dem Schuldirectorium zu unterstellen. Es wurde eine Commission eingesetzt, welche die Grenzen zwischen Consistorium und Schuldirectorium feststellen sollte. Der ständische Ausschuß forderte die Aufnahme zweier seiner Mitglieder in das Directorium. Alle diese Weiterungen veranlaßten, daß dem Herzoge die Sache gründlich verleidet wurde; zwar behielt er sich die beanspruchten Befugnisse ausdrücklich vor, aber löste doch durch eine Verordnung vom 6. April 1790 das Schuldirectorium wiederum auf. Nicht minder erfolglos verliefen Verhandlungen in Betreff einer Verlegung der Universität

Helmstedt nach Wolfenbüttel oder Braunschweig. Kein Zweifel, daß zumal an letzterem Orte sich manche Institute nutzbringend mit ihr hätten vereinigen lassen, während sie in ihrem damaligen Zustande mit den in der Nähe aufblühenden Schwesteranstalten Halle und Göttingen nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Doch zogen sich die Vorberathungen, die seitens der Regierung hauptsächlich Hardenberg als Curator der Universität leitete, in die Länge und nach Ausbruch der französischen Revolution wie bei den nachfolgenden Kriegswirren gerieth die Angelegenheit bald völlig in Stillstand. Dagegen trugen des Herzogs Bemühungen für Verbesserung des Schulwesens in anderer Beziehung ihre guten Früchte. Das Katharineum in Braunschweig erhielt unter Heusinger's Leitung vortreffliche Einrichtungen und tüchtige Lehrer. Der unermüdlichen Thätigkeit Junker's (1798 von einem Magdeburger Pfarramte nach Braunschweig berufen) gelang es, aus der Garnison- und Waisenschule eine Musteranstalt zu schaffen, die Seminaranstalt im Waisenhause zu Braunschweig neu zu ordnen und ein Vorseminar ins Leben zu rufen. Das Consistorium wurde angewiesen, das Schulwesen auf dem Lande zu beaufsichtigen und thunlichst zu fördern, die Geistlichen zur regelmäßigen Visitation ihrer Schulen anzuhalten ꝛc. Auch im Kirchenwesen suchte K. W. F. zeitgemäße Umgestaltungen zu treffen. Schon seit einiger Zeit hatte man zweckmäßigere liturgische Anordnungen und einen verbesserten Landeskatechismus gefordert. Auf Vorschlag des Generalsuperintendenten Küster hatte besonders das geistliche Gericht Braunschweig 1794 hierauf bezügliche Wünsche geäußert und die theologische Facultät zu Helmstedt sich in einem von Henke verfaßten Gutachten zustimmend ausgesprochen. Aber das Consistorium verwarf die geplanten Neuerungen auf das Entschiedenste und der ständische Ausschuß trat demselben bei, so daß es bei den bisherigen Zuständen sein Bewenden behielt. Damit trat K. W. F., welcher in seinen Plänen bei dem größten Theile der Geistlichkeit des Landes volle Unterstützung gefunden hatte, von weiteren Reformversuchen auf einem Gebiete zurück, auf welchem er bei ruhigeren Zeiten, zumal unter Henke's Beirath, noch Manches hätte erreichen können. Gegen Andersgläubige war der Herzog sehr milde gesinnt; Reformirte, Katholiken und Juden hatten sich durch ihn mancher langerstrebten Freiheiten und Berechtigungen zu erfreuen. Einer gründlichen Umgestaltung bedürftig erschien vor Allem auch die Gerichts- und Finanzverwaltung, deren verwickelte Verhältnisse nur schwer einen Ueberblick gestatteten. Der Wirkungskreis der Justiz- und Verwaltungsbehörden war auf das innigste in einander verwachsen, die Competenzabgrenzungen der zahlreichen Gerichtsämter liefen wunderlich durch einander her und einer schnellen, sicheren Rechtspflege erwuchsen dadurch unzählige Schwierigkeiten. Aehnlich das Finanzwesen. Die Steuern wurden theils in die Landrenteikasse, theils in eine Anzahl herzoglicher Kassen erhoben, zwischen denen beständig Abrechnungen, Hin- und Herzahlungen stattfinden mußten. In Folge dieser Einrichtung, die eine unverhältnißmäßig große Zahl von Beamten erforderte, gestaltete sich die Verwaltung äußerst kostspielig. Während indeß der Herzog, vielleicht aus Scheu vor neuen Conflicten mit den Ständen, es unterließ, durch Vereinfachung des Geschäftsganges und Verminderung der Behörden hier Abhülfe zu schaffen, strebte er daneben, auf anderem Wege das Land vor einer Wiederkehr der ehemaligen Schuldenlasten zu bewahren. In dem berühmten Schuldenedict vom 1. Mai 1794 knüpft er aus freien Stücken die Belastung des Kammerguts mit Schulden, die Veräußerung und Verpfändung von Dominialgut an die Zustimmung der Landstände und bindet sich sonach selbst die Hände, damit „das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt oder wol gar aufgelöst werde.“ Wie weise diese selbstlose Maßregel des Fürsten für das Wohl seines Landes berechnet war, hat

sich einige Jahrzehnte später unter seinem unwürdigen Enkel, dem Herzoge Karl II., zur Genüge gezeigt. Um überhaupt die Lasten der Unterthanen nach Kräften zu erleichtern, hob der Herzog schon im ersten Jahre seiner Regierung die Kopfsteuer auf und ermäßigte späterhin die Contribution und die Accisegefälle. Das Staatsgut erfuhr nicht unwesentliche Bereicherungen. Als einen dankenswerthen Gewinn mußte man, zumal für den Augenblick, den mit dem hannöverschen Kurhause abgeschlossenen Receß vom 4. October 1788 betrachten, durch welchen die bislang gemeinsamen harzischen Güter bis auf die Bergwerke am Unterharz und einiges Andere aufgetheilt wurden. Braunschweig erhielt in $^3/_7$ des Territoriums höchst werthvolle Forsten, Hannover in $^4/_7$ die Städte Zellerfeld, Grund, Wildemann, Lautenthal und den Bergbau des Oberharzes. Letzterer erforderte sehr bedeutende Zuschüsse. Die Ausführung des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 wandte dem Herzogthum reiche Domänen zu. Es wurden in Folge desselben die Güter des Stifts Gandersheim und der ihm incorporirten Klöster Brunshausen und Klus, der Stifter St. Blasii und St. Cyriaci in Braunschweig, des Klosters St. Ludgeri bei Helmstedt für den Staat eingezogen. So war die Finanzlage bei Beendigung der Regierung Karl Wilhelm Ferdinands äußerst zufriedenstellend. Nebenher wurden auf Anregung und unter thätiger Beihülfe eines der Erzieher des Erbprinzen, des Geheimen Justizraths Leisewitz, Dichters des „Julius von Tarent", wesentliche Verbesserungen im Armenwesen getroffen, gewerbliche Unternehmungen vom Herzog ins Leben gerufen, mit dem Bau guter chaussirter Landstraßen eifrig der Anfang gemacht. Nicht am wenigsten lag dem Herzog die Verschönerung seiner Residenzstadt am Herzen. Die nutzlos gewordenen Festungswerke wurden abgetragen und an deren Stelle unter der Leitung des Baumeisters P. J. Krahe, den man vom Rhein hatte kommen lassen, anmuthige Promenaden angelegt. Freilich war der Blick des Herzogs, wenngleich er selbst eine Anzahl neuer Gebäude aufführen ließ und zugleich Privatleuten den Bau thunlichst erleichtern half, immer nur auf das Nützliche gerichtet. Dem mittelalterlichen Ansehen der Stadt Braunschweig geschah durch Abbruch interessanter Baudenkmäler erheblicher Eintrag, die zahlreich im Lande zerstreuten Schlösser wurden eben hingehalten, zum Theil praktischen Zwecken eingeräumt. Auch für die Kunstanstalten, namentlich die Sammlungen seines Vaters, hat der Herzog nicht viel aufgewendet, obwol er zeitweise sich mit der Absicht trug, eine Kunstakademie in Braunschweig zu errichten. Wenn er sogar die reichen Schätze des wolfenbüttler Zeughauses, die kostbaren Rüstungen früherer Mitglieder des Fürstenhauses öffentlich versteigern ließ, so entsprach eine solche Maßregel immerhin dermaßen dem Geiste jenes rationalistischen Zeitalters, daß die Zeitgenossen auch hierin den sparsamen, haushälterischen Sinn des Herzogs zu rühmen fanden. Allerdings lag hinreichend Anlaß vor, das landesväterliche Walten des Fürsten dankbar anzuerkennen. Der persönlichen Anregung Karl Wilhelm Ferdinands sind fast alle Fortschritte im Staatswesen zu verdanken. Mit den Staatsverwaltungsgeschäften bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut, erledigte er mittelst einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft und Arbeitslust und in gleicher Sorgfalt und Pünktlichkeit die wichtigen und die unwichtigen Regierungsgeschäfte. Mehrfach gab das Land der innigen Verehrung Ausdruck, die es für seinen Fürsten hegte. Aber kein Lob wiegt schwerer als das, welches ihm der Feind ertheilte. Bei Eröffnung der Landstände zu Kassel äußerte sich der wackere westphälische Minister Siméon voll rückhaltsloser Anerkennung: „Braunschweig war glücklich durch die Weisheit und gute Verwaltung seines Fürsten."

Neben dieser emsigen Regentenwirksamkeit hat K. W. F. eine sehr ausgedehnte Thätigkeit im Dienste der preußischen Krone entfaltet. Hier war er als Heerführer wie als Diplomat und Berather der Regierung auf das Mannig-

sachste beschäftigt. Er hatte den Rang eines preußischen Generalfeldmarschalls erhalten und war Chef eines in Halberstadt garnisonirenden magdeburgischen Regiments, welches er nicht ohne große Kosten zu einer Mustertruppe des Heeres heranzubilden suchte. Sein kleines Land bestrebte er sich von der hohen Politik möglichst fern zu halten, um den aufblühenden Wohlstand nicht aufs Spiel zu setzen. Er hatte den Ehrgeiz, nur durch seine Persönlichkeit Einfluß zu erlangen bei Erledigung der Fragen, welche damals die Welt bewegten. Hier erhielt er bald eine sehr große Bedeutung, der seine wirkliche Machtstellung wenig entsprach. Das zeigte sich sehr deutlich, wenn es galt mit eigenen Kräften den politischen Ansichten Rückhalt zu verschaffen. Ueberhaupt wirkte die Enge seines Staatswesens, dessen Schuldenmenge ihm freie Bewegung selten gestattete, die hierdurch entstandene Gewöhnung stets mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die er mehr behutsam zu beseitigen als kühn von sich zu stoßen suchte, auch auf das Entwerfen politischer Pläne ungünstig ein. Er war ein gewandter Diplomat, scharf beobachtend, kalt berechnend, aber zu viel erwägend, kein Staatsmann höheren Stiles, der mit der ruhigen Sicherheit des Genies die einmal gefaßten Pläne fest und entschieden verfolgt. Sein ängstliches Bestreben, Alles ohne Tadel auszuführen, ließ ihm auch einen großen Wurf niemals gelingen. Er kehrte sich sorgsam an die Meinungen zumal Höhergestellter; ein plötzlicher Einwand konnte ihn den bestentworfenen Plan leicht wieder verwerfen lassen. Dadurch wurde seine Thatkraft gelähmt, die Unentschlossenheit, Bedachtsamkeit seines Wesens zu bedenklicher Höhe gesteigert. Das hat sich zumal in den späteren Feldzügen aufs Klarste erwiesen. Er hatte manche Züge mit seinem Oheim Friedrich dem Großen gemeinsam. Schon die großen blauen Augen erinnerten an ihn; er theilte mit ihm die Vorliebe für französisches Wesen und französische Bildung, von der sich sein Vater Karl I. weit freier gemacht hatte, den haushälterischen, strengen Sinn, die Nichtachtung des einzelnen Individuums, die Neigung für Musik, in der K. W. F. Hervorragendes leistete; aber es fehlte ihm das Geniale des großen Königs in der Heerführung wie in der Politik, wenn auch manche Einzelheiten oft an ihn erinnern. Friedrich II. schenkte seinem Neffen ein sehr großes Vertrauen. Wenn er auch zeitweise, wie während des baierischen Erbfolgekriegs, heftig über die Unschlüssigkeit des Herzogs erzürnt war, so ließ er ihn doch häufig an der Berathung wichtiger Fragen nicht unwesentlichen Antheil nehmen. K. W. F. war ein unbedingter Anhänger der preußischen Politik zumal gegen das österreichische Kaiserhaus. Das Auftreten Kaiser Josephs II., der von ihm beabsichtigte Austausch der Niederlande gegen Kurbaiern erregten Besorgniß bei fast allen Fürsten des Reichs vor der drohenden Uebergewalt des Habsburgischen Hauses. Aber die besonnene nüchterne Natur Karl Wilhelm Ferdinands wandte sich dennoch von allen Plänen ab, die ihm keinen praktischen Erfolg versprachen. Als ihn mehrere der kleineren Fürsten, wie Karl August von Weimar, der Fürst von Dessau, der Herzog von Gotha ꝛc., zu einer Vereinigung aufforderten, hielt er den Plan für einen schönen patriotischen Traum, ohne Preußens Mitwirkung für unausführbar. Als aber von diesem aus die Gründung des Fürstenbundes geschah, schloß auch er sich demselben an. Sein damaliger Minister v. Hardenberg wirkte auf das Lebhafteste für diesen Bund; auch England und Hannover wurden durch diesen für denselben gewonnen. Nur einen Vorbehalt machte dem Herzoge die ungünstige Finanzlage seines Landes zur Pflicht, daß bei der Festsetzung seines Contingents die Bestimmung darüber immer von seinem eigenen Ermessen abhängig bleiben sollte. Nach Friedrich II. Tode glaubte man wol, daß der Einfluß des Herzogs in Berlin nun ein maßgebender werden würde. Aber er hatte gar nicht den Ehrgeiz, einen solchen dort geltend zu machen. Nur gelegentlich, meist in Folge an ihn ergangener Aufforderung, trug er seine An=

sichten dort vor, vorzüglich in Militärangelegenheiten. Man erblickte in ihm jetzt den ersten Feldherrn seiner Zeit. Als der Herzog von Gotha mit dem Herzoge von Weimar über die Gründung eines Fürstenbundes verhandelt, schreibt ersterer: „Niemand Anders solle das Reichsheer befehligen als der Herzog von Braunschweig; er würde es sich zur Ehre schätzen unter ihm zu dienen.“ Noch erhöht wurde der Kriegsruhm des Herzogs durch die Erfolge, die er 1787 mit leichter Mühe in Holland errang. Als König Friedrich Wilhelm II. sich entschlossen hatte mit gewaffneter Hand in die holländischen Wirren zu Gunsten der oranischen Partei einzugreifen, erhielt K. W. F. den Oberbefehl über das preußische Heer. Ohne offenem Widerstande zu begegnen, durchzog er das Land. Er eroberte Amsterdam und brach damit die Gegenwehr der republikanischen oder patriotischen Partei. Die Macht des Erbstatthalters wurde neu wieder hergestellt. Der Herzog erlangte auch bei seinen Gegnern ein sehr bedeutendes Ansehen. Als die Patrioten 1789 den Plan gefaßt hatten aus den Provinzen Brabant und Flandern eine Republik zu bilden, forderten sie ihn auf sich an ihre Spitze zu stellen und sicherten ihm die Herrschaft über ein aus den Provinzen Limburg, Geldern und Luxemburg zu bildendes Gebiet zu. Der Herzog, welcher derartige Verhandlungen stets durch Mittelspersonen führen ließ, verhielt sich erst längere Zeit abwartend; er brach dieselben erst vollständig ab, als Preußen sich in der Reichenbacher Convention verpflichtet hatte, Oesterreich wiederum zu dem Besitze der Niederlande zu verhelfen. Noch mehr konnte ein anderer Antrag überraschen, der dem Herzoge aus Frankreich zuging. Man wollte ihn hier mit der schwierigen Aufgabe betrauen, das französische Heer vollständig neu zu reorganisiren. Der Plan ist von dem Kriegsminister v. Narbonne, wenn nicht ausgegangen, so doch bereitwillig aufgenommen; auch König Ludwig XVI. war mit ihm einverstanden. Der junge v. Custine weilte Anfang des Jahres 1792 längere Zeit in Braunschweig, um den Herzog für diese Aufgabe zu gewinnen. Aber diesem schien das Wagniß zu groß, der Erfolg zu zweifelhaft, wenn sein Ehrgeiz auch für die Verlockungen des Anerbietens keineswegs unempfindlich blieb. Bald nachdem Custine Braunschweig verlassen, reiste der Herzog nach Potsdam, um an den preußischen Kriegsberathungen Theil zu nehmen. Er war dort vielleicht der Einzige, der die Schwierigkeit des Unternehmens richtig erkannte und die gewaltige Kraft der nationalen Bewegung in ihrem ganzen Umfange würdigte. Er stand damals auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes. Bald sollte der bewunderte Vertreter der Friedericianischen Schule im Kampfe mit den frisch aufstrebenden revolutionären Mächten des Nachbarreiches, mit dem gewaltigen Erben der Revolution an jenem Ruhme die beträchtlichste Einbuße, zuletzt gänzlichen Schiffbruch erleiden. Wenn K. W. F. auch die Emigranten in nicht unbedeutender Anzahl in sein Land aufnahm, dem Könige Ludwig XVIII. als comte de Lille sogar in Blankenburg durch dritte Personen ein Unterkommen besorgte — das dortige Schloß ihm einzuräumen weigerte er sich aus politischen Gründen —, so war er doch keineswegs für einen Krieg gegen die Franzosen sehr eingenommen. Ihn beherrschte gegen Oesterreich ein starker Widerwille, welcher der Grundzug der Politik Friedrichs II. gewesen war. Ungern zog er mit diesem Staate in Waffenbrüderschaft zu Felde. Er erhielt den Oberbefehl über die Truppen der verbündeten Mächte; ein von ihm entworfener Feldzugsplan wurde dem Unternehmen zu Grunde gelegt. Man wollte die Maasfestungen und damit eine sichere Grundlage für einen zweiten kräftigeren Feldzug gewinnen. Die Bedingungen, unter denen der Herzog seine Aufgabe übernahm, waren sehr ungünstig, doppelt ungünstig aber für einen Charakter wie den des Herzogs. Ein kraftvoller rücksichtsloser General würde gewiß verstanden haben auch der widrigen Umstände Herr zu werden. Aber bei dem Herzoge entsprach die eigene Unlust

zu dem Feldzuge der Langsamkeit, mit der die Rüstungen betrieben wurden, der Unvollständigkeit der Machtmittel, mit denen man den Krieg begann. Die Politik trat einem entschiedenen Handeln Schritt für Schritt hindernd in den Weg. Die Bundesgenossen trauten sich unter einander nicht. Während sie im Westen Krieg führen wollten, waren ihre Gedanken im Osten argwöhnisch beschäftigt. So wurde der geeignetste Zeitpunkt zum Schlagen leichtsinnig verpaßt. Erst im Spätsommer 1792 wurden die Operationen eröffnet. Denselben voran ging das berüchtigte Manifest des Herzogs vom 25. Juli 1792, das, von dem blinden Hasse kurzsichtiger Emigranten verfaßt, die maßlosesten Drohungen gegen die französischen Revolutionäre, besonders die Stadt Paris, enthielt. Als das traurige Schriftstück die Zustimmung der Monarchen gefunden, wagte der Herzog nicht Bedenken gegen dasselbe zu erheben; er unterschrieb es in einem Augenblicke unverzeihlicher Schwäche. Ein kühner Angriff der wohldisciplinirten preußischen Truppen würde unter energischer Führung über die zusammengewürfelten französischen Schaaren zweifellos den Sieg davon getragen haben. Unaufhörlich drängte König Friedrich Wilhelm II. zu entscheidender Feldschlacht. Der Herzog ließ sich jedoch in seiner methodischen bedächtigen Kriegführung nicht stören. Zwar gibt er dem Könige nach, indem er die Maasfestungen im Rücken liegen läßt. Aber er führt den veränderten Kriegsplan nicht ehrlich durch, auf Umwegen sucht er doch seine ursprüngliche Absicht zu erreichen, die er sich scheut offen vor dem Könige zu vertheidigen. Er mißtraut sich und seinen Kräften; darüber verliert er den Blick für die Blößen, welche die Feinde sich mehrfach geben. Vor Allem offenbarte sich bei Valmy diese Unentschlossenheit des Herzogs in ihrer ganzen Schädlichkeit. Die zwecklose Kanonade hatte keinen Erfolg. Wäre derselben von preußischer Seite ein kräftiger Angriff gefolgt, so wären nach dem eigenen Zugeständniß der Franzosen die Heere Kellermann's und Dumouriez' ohne Zweifel vernichtet worden. Der König wurde immer unzufriedener mit der Heerführung des Herzogs. Das empfand dieser sehr wohl; seine Unsicherheit wurde dadurch nur noch vermehrt. Er fühlte sich beleidigt, daß directe Befehle des Königs an ihm untergebene Offiziere ergingen. Die Eigenwilligkeit des österreichischen Generals Wurmser bereitete ihm mancherlei Schwierigkeiten und Verdruß. Es würde hier zu weit führen die einzelnen Kriegsoperationen des Näheren zu verfolgen. Genug, daß zumeist durch des Herzogs Schuld die Feldzüge zweier Jahre, wenn auch einzelne Siege des Herzogs, wie bei Pirmasens und Kaiserslautern, die alte Waffenehre aufs Neue bethätigten, doch ohne eigentliches Ergebniß verliefen, daß dadurch für die verbundenen Mächte viel verloren, für Frankreich viel gewonnen war. In großer Verstimmung legte der Herzog den Oberbefehl im Anfange d. J. 1794 nieder, den darauf der Feldmarschall v. Möllendorf erhielt. Schon damals wurden öffentlich gegen den Herzog heftige Anklagen erhoben. Er ließ sie unbeantwortet, aber er sprach die Erwartung aus, daß man dereinst seine Rechtfertigung aus seinen Papieren erweisen werde. Leider sind diese Acten zum größten Theile absichtlicher oder elementarer Vernichtung anheim gefallen. Auch ein richtiger vollständiger Einblick in die politische Thätigkeit des Herzogs wird durch diesen Verlust außerordentlich erschwert. Er nahm auch in der Folgezeit an den Berathungen der preußischen Politik nicht unwesentlichen Antheil. Er ergriff zwar mit seinen Ideen fast niemals die Initiative, gab selten den Ausschlag, aber als gewandter Vermittler, zu dem ihn seine Talente, sein Ansehen, seine fürstliche Stellung und seine Familienverbindungen besonders befähigten, wurde er öfter mit Vortheil verwandt. So in Verhandlungen mit England, an dessen Herrscherhaus ihn enge verwandtschaftliche Bande knüpften. Letzteres hinderte ihn übrigens nicht die Erwerbung Hannovers für Preußen zu wünschen. Nach Petersburg unternahm er 1803 eine erfolgreiche diplomatische Sendung, um ein freundliches

Verhältniß zwischen dem preußischen und russischen Hofe zu Stande zu bringen. Eine genaue Darstellung der politischen Wirksamkeit des Herzogs ist bislang noch nicht geliefert worden. Leider ließ sich der Herzog in hohem Alter noch einmal bewegen, als es zwischen Preußen und Frankreich zur Waffenentscheidung kam, an die Spitze der preußischen Truppen zu treten. Lange hatte er sich gesträubt. Erst die beredten Worte der Königin Luise, die persönlich nach Braunschweig kam, vermochten ihn zur Annahme der verantwortungsvollen Stellung. Dem Feldherrngenie eines Napoleon war er nicht gewachsen. Die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt vernichtete wie das alte Staatswesen Friedrichs des Großen, so den Kriegsruhm des Herzogs. Schon bei Beginn des Kampfes beraubte ihn eine feindliche Kugel des Augenlichts. Er wurde, ein völlig gebrochener Mann, vom Schlachtfelde geführt, vor dem siegreich nachrückenden Feinde um den Harz nach Braunschweig geflüchtet. Da sein Herzogthum neutral geblieben war, er selbst nur als preußischer Offizier sich an dem Kriege betheiligt hatte, so hoffte der tödtlich verwundete Fürst für sich und sein Land Gnade von Napoleon zu erlangen. Aber mit schnödem Hohn wies dieser die Bitte zurück. So mußte die Flucht dann fortgesetzt werden durch die Lüneburger Haide über Hamburg nach Ottensen, wo der greise Held am 10. November 1806 verschieden ist. Die Leiche ruhte auf dem Kirchhofe daselbst, bis sie 1819 in der Domgruft zu Braunschweig feierlich beigesetzt ward. Das letzte Werk vor seinem Tode war die Feststellung der Regierungsnachfolge in seinem Herzogthume. Der Erbprinz Karl Georg August war bereits am 20. September 1806 plötzlich gestorben. Die beiden nun ältesten Söhne Georg Wilhelm Christian (geb. am 17. Juni 1769, † am 16. September 1811) und August (geb. am 18. August 1770, † am 18. December 1820) waren zur Regierung nicht fähig, da jener geistesschwach, dieser blind war. Es gelang sie zu einem Verzichte auf die Thronfolge zu bewegen, den sie am 27. October 1806 zu Gunsten ihres jüngeren Bruders, des Herzogs Friedrich Wilhelm (s. d.) ausstellten.

So überbedächtig K. W. F. in seinem Alter sich zeigte, so leidenschaftlich war er in seiner Jugend. Er hatte von Natur einen äußerst heftigen, leicht in Jähzorn ausbrechenden Sinn. Aber schon als Knabe lernte er seiner leidenschaftlichen Regungen Herr zu werden, vollkommene Gewalt über sich zu gewinnen. Sein Erzieher, der Abt Jerusalem, verglich sehr richtig den lebendigen Geist des jungen Fürsten mit einem Feuer, das in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossen sei. Das Vorbild seines Oheims, Friedrichs des Großen, die Noth des Landes, das er von großer Schuldenlast befreien mußte, spornten ihn zu emsiger Thätigkeit, zu treuer Pflichterfüllung an. Er war wol der fleißigste Mann in seinem Staate. Aber die verzweifelte Lage seines Landes, sein Bemühen derselben abzuhelfen machte ihn auch hart gegen die Menschen; er war mitunter bei der Wahl der Mittel die Finanzen des Staates zu heben kleinlich, fast grausam. So gab er kaltherzig den Befehl, Krüppel und Lahme bei der Rückkehr der braunschweigischen Truppen in Amerika zurückzulassen. Dabei zeigte er sich leutselig im Verkehr mit dem Bürger und Landmann. Aber er besaß nicht die joviale Gutmüthigkeit seines Vaters. Er that auch hier das Meiste mit Berechnung. Weniger aus Liebe zu seinen Unterthanen als aus Pflichtgefühl traf er seine auf das Wohl des Landes gerichteten Maßregeln. Die Erwägungen des Verstandes überwanden bei ihm stets die Regungen der Leidenschaft. So sehr hatte er seine ursprüngliche Natur zu überwältigen vermocht. Man erkannte später in dem unentschlossenen Feldherrn den Jüngling kaum wieder, der todesmuthig den größten Gefahren sich aussetzte und die Warnungen seiner Begleiter mit den Worten zurückwies: „Mein Vater hat noch mehrere Söhne, die einst regieren können.“ Alle die Leidenschaften, die sonst das Herz eines jungen Menschen erfüllen, die Freuden der Tafel, der Jagd, des

Spiels ꝛc. blieben ihm fremd. Nur der bunte Wechsel des Kriegerlebens, sowie die Freuden der Liebe konnten ihn fesseln. Seine gutmüthige, aber geistig unbedeutende Gattin konnte den Ansprüchen des hochgebildeten Fürsten keineswegs genügen. Von seiner italienischen Reise brachte er die Frau v. Branconi, eine jugendliche Wittwe, mit heim, der auch ein Goethe seine Bewunderung zollte. Sie gebar dem Erbprinzen in Braunschweig einen Sohn, den Herzog Karl I. durch den Kaiser zu dem Range eines Grafen von Forstenburg erheben ließ. Später lernte K. W. F. in Potsdam als Hofdame seiner Tante das Fräulein H. L. F. v. Hartefeld kennen, das 1777 eine Stelle als Stiftsfräulein in Steterburg erhielt. Sie verlebte den größten Theil des Jahres stets in Braunschweig, wo sie zuletzt eine Wohnung im Schlosse erhielt. Sie war eine edelgesinnte geistreiche Dame, die in anspruchsloser Stille in ununterbrochenem regen, geistigen Verkehre mit dem Fürsten lebte; ihr Tod, der am 31. Juli 1806 erfolgte, war für ihn ein äußerst herber Schlag. Seine Gemahlin überlebte den Herzog um mehrere Jahre; sie starb in London am 22. März 1813. Die westfälische Herrschaft, welche der Regierung Karl Wilhelm Ferdinands folgte, brachte dem Lande bedeutende unleugbare Vortheile. Aber keines von ihren Verdiensten ward nach Gebühr vom Volke anerkannt. Mit Sehnsucht blickte man stets auf die Zeit zurück, wo als angestammter Fürst K. W. F. die Landesregierung führte.

P. Zimmermann.

Karl II. (Karl Friedrich August Wilhelm), Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin Marie, wurde am 30. October 1804 in Braunschweig geboren. Seine Geburt wurde im ganzen Lande mit großem Jubel begrüßt. Denn da der älteste Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der Erbprinz Karl Georg August (geb. am 8. Februar 1766) in bereits 14jähriger Ehe keine Erben erzielt hatte, von dessen Brüdern aber Herzog Georg Wilhelm Christian an Geistesschwachheit und Herzog August an Blindheit litten, so war die ganze Hoffnung, einen tüchtigen Stammhalter für das Geschlecht zu gewinnen, auf die Nachkommenschaft des jüngsten Sohnes, die des Herzogs Friedrich Wilhelm, gegründet. K. verlebte eine ruhelose, traurige Jugendzeit. Nicht ganz zwei Jahr war er alt, als den Großvater bei Auerstädt die tödtliche Kugel traf. Die Herzogin Marie floh bei dem Annahen der Franzosen von Braunschweig mit ihren beiden Söhnen, dem Prinzen K. und dem kaum ein halbes Jahr alten Prinzen Wilhelm nach Stralsund, von dort bald darauf zu ihrem Schwager, dem Könige Gustav IV. von Schweden. Nach dem Friedensschlusse begab sich Friedrich Wilhelm, da er das ihm durch Familienvertrag zugefallene Herzogthum Braunschweig nicht erlangen konnte, mit seiner Familie nach Bruchsal zu der Mutter der Herzogin, der verwittweten Markgräfin Amalie Friederike von Baden. Hier starb am 20. April 1808 die Herzogin im Kindbette. Als dann Herzog Friedrich Wilhelm 1809 an dem Kampfe gegen Napoleon als Verbündeter Oesterreichs Theil nahm, ließ er seine Söhne durch den Obersten Fleischer (v. Nordenfels) erst nach Oels, dann nach Kolberg, von dort über Schweden nicht ohne mancherlei Fährlichkeiten nach England bringen, wo er nach Vollendung seines kühnen Zuges von Böhmen bis zur Nordseeküste ebenfalls glücklich eingetroffen war und bis zum J. 1813 mit ihnen zusammen blieb. Erst im September 1814 kehrten die Söhne nach Braunschweig zurück. Nicht lange darauf starb ihr Vater am 16. Juni 1815 bei Quatrebras im Kampfe für das Vaterland den Heldentod. Das war für Herzog K. ein äußerst harter Schlag. Ohne Eltern, ohne nähere Verwandte, die ihn durch Liebe und Theilnahme den herben Verlust hätten verschmerzen lassen, wuchs er auf, fast nur in männlicher Umgebung. Den mildernden, sittigenden Einfluß edler Frauen, eines gesunden Familienlebens hat er wol niemals

wieder empfunden. Man ersuchte die Wittwe seines Oheims, die Herzogin Friederike Luise Wilhelmine, die im Haag lebte, nach Braunschweig zu kommen, um sich der verwaisten Prinzen anzunehmen, aber sie lehnte dies Anerbieten ab. Herzog Friedrich Wilhelm hatte in dem Testamente, das er im Mai 1813 errichtete, die Bestimmung getroffen, seine Söhne sollten für den Fall seines Todes bei ihrer Großmutter in Bruchsal dereinst ihre weitere Ausbildung erhalten. Diesem Wunsche des Vaters ward keine Folge gegeben. In einer Nachtragsbestimmung vom 2. November 1813 hatte der Herzog die Sorge für seine Söhne wie für das Land dem nachherigen Könige Georg IV. von England übertragen, der demnach die Aufsicht über die Verwaltung des Herzogthums wie die Erziehung der Söhne übernahm. Diese Wahl war gewiß eine äußerst unglückliche zu nennen. Georg IV. strengte bald nachher gegen seine Gemahlin, die Königin Karoline, eine Tante des Herzogs K., jenen scandalösen Proceß an, der die gerechte Entrüstung von ganz Europa hervorrief. Auf dem Wiener Congresse erhielt das Herzogthum Braunschweig, dessen beide letzten Herzöge im Streite gegen die Franzosen ihr Blut vergossen hatten, keinen Zuwachs; das ganze Gebiet, von dem es etwas hätte erhalten können, wurde zum Königreiche Hannover geschlagen. K. hat niemals Vertrauen zu seinem welfischen Anverwandten empfunden. Er hat späterhin die schwersten Beschuldigungen gegen seinen Vormund und dessen deutschen Minister, den Grafen Münster, erhoben. Ob denselben Wahres zu Grunde lag, ist noch nicht völlig aufgeklärt worden. K. wurde in Braunschweig von rechtlichen, aber etwas ungeschickten Männern erzogen, denen das ehrlichste Bestreben nicht abzusprechen ist, wenn sie auch die Kunst nicht besaßen, den schwer lenkbaren Sinn des Herzogs, der nicht ohne Geistesanlagen war, auf den rechten Weg zu leiten. Der Charakter des Herzogs K. zeigte von Jugend auf häßliche Eigenschaften; er hatte einen förmlichen Instinct stets die schlechteste Gesellschaft zu finden, in der er sich am wohlsten fühlte. Bedenkliche Neigungen des Zöglings nöthigten die Erzieher zur Strenge. Das machte ihn nicht fügsamer, sondern verstockt, mißtrauisch und heuchlerisch. Ihre Bildung zu vollenden wurden die beiden Prinzen 1820 in Begleitung des Hofraths Eigner und des Kammerherrn v. Linsingen nach Lausanne geschickt, wo sie bis Mitte des Jahres 1822 blieben. Sie besuchten hierauf ihre Großmutter in Bruchsal; von dort ging Wilhelm nach Göttingen, K. nach Wien. Hier gewann Metternich bedeutenden unheilvollen Einfluß auf den jungen Fürsten, dessen Eitelkeit er geschickt zu schmeicheln wußte, und den er in der Hoffnung, ihn gelegentlich als politisches Mittel gebrauchen zu können, in seinem Souveränitätsdünkel noch bestärkte. K. war begierig die Regierung seines Landes anzutreten und daher sehr aufgebracht, als sein Vormund, auf ein Gutachten des Procurators Hettling, Substituten des Braunschweiger Archivars, gestützt, den Beginn seiner Volljährigkeit erst nach Vollendung des 21. Jahres festsetzte. Nicht ungewichtige Stimmen wollten ihm dieselbe bereits nach Beendigung des 18. Jahres zugestehen. Durch Metternich's Vermittlung einigte man sich dahin die Volljährigkeit nach Beendigung des 19. Jahres eintreten zu lassen. Am 30. October 1823 zog K. unter dem Jubel der ihrem Fürstenhause treu ergebenen Bevölkerung in Braunschweig ein. Die ersten drei Jahre hielt sich K., wol durch Metternich beeinflußt, fast vollständig von den Regierungsgeschäften fern. Im Wesentlichen wurden dieselben von dem Geheimrathe J. v. Schmidt-Phiseldeck (s. d.) weiter geführt, der auch die Seele der vormundschaftlichen Regierung gewesen war. Derselbe erfreute sich wegen der Einsicht und des Wohlwollens, womit er sich seiner Aufgabe entledigte, überall im Lande mit Recht des größten Ansehens. K. hielt sich während dessen meistens auf Reisen im Auslande auf; eine Kenntniß seines eigenen Landes sich zu erwerben hat er niemals auch nur die geringste

Sorge getragen. Als er dann aber trotzdem anfing, selbstthätig der Regierungsgeschäfte sich anzunehmen, fühlte sich v. Schmidt-Phiseldeck bald von dem Herzoge gekränkt, und er bat um seinen Abschied, da ihm von hannoverscher Seite eine vortheilhaftere Anstellung in Aussicht gestellt sei. K. verzögerte die Ausfertigung des Abschieds und ordnete eine Untersuchung über die Amtsführung v. Schmidt-Phiseldeck's an. Für seine Sicherheit fürchtend, entwich dieser aus Braunschweig heimlich nach Hannover, wo er eine höchst ehrenvolle Anstellung als Geheimrath erhielt. K. forderte die Auslieferung seines Ministers; er beschwerte sich beim Bunde über den Schutz, den der Flüchtling in Hannover gefunden. Ein lebhafter Federkrieg entbrannte. v. Schmidt blieb in Hannover unangefochten; Unrechtmäßigkeiten im Dienst hat K. ihm nicht nachweisen können. Neue Nahrung erhielt der Zwist mit der hannoverschen Regierung durch die Weigerung des Herzogs, sämmtliche Handlungen der vormundschaftlichen Regierung anzuerkennen. Er erklärte in einer Verordnung vom 10. Mai 1827, daß dieselben nur so weit bindende Kraft für ihn besäßen, als nicht dadurch über wohl erworbene Regenten- und Eigenthumsrechte disponirt worden; die Einrichtungen des letzten Jahres aber seien von seiner ausdrücklichen Zustimmung abhängig, da die Vormundschaft um ein Jahr widerrechtlich verlängert sei. Hierüber beschwerte sich Hannover beim Bunde, der im August 1829 dem Herzoge aufgab, jenes Patent binnen vier Wochen zurückzunehmen. Da der Herzog die Ausführung dieses Befehls längere Zeit anstehen ließ, so beschloß die Bundesversammlung im März 1830 gegen ihn die Execution, mit deren Ausführung Sachsen betraut wurde. Da endlich bequemte sich der Herzog dazu, jene Verordnung in möglichst formloser Weise aufzuheben. Daneben war beim Bunde auch eine Beschwerde der Landstände eingelaufen. Der Herzog hatte sich geweigert die während seiner Minderjährigkeit vereinbarte Landschaftsordnung vom 25. April 1820 anzuerkennen, sowie die Landstände, deren Zusammentritt auf alle drei Jahre festgesetzt war, zu berufen. Diese machten hierauf von ihrem Rechte der Selbstconvocation Gebrauch und beschwerten sich über den Herzog beim Bunde, der aber erst nach der Vertreibung des Fürsten am 4. November 1830 sich in dieser Sache zu einem Beschlusse aufraffte. Schlimmer noch als alles dieses war die Mißregierung, die K. im eigenen Lande begann. Von der schweren Verantwortung seiner Fürstenstellung hatte er keinen Begriff; jedes Pflichtgefühls war er bar. Eitelkeit und Geldgewinn waren die Haupttriebfedern aller seiner Regierungshandlungen. Hartherzig, von berechnender Bosheit, wie er im Privatleben sich zeigte, offenbarte er sich auch hier. Schlau auf die Schwächen der Menschen speculirend, wählte er sich für seine Pläne die geeigneten Werkzeuge. Es waren theils verworfene Subjecte und von niederer Stufe empor gelangte Streber, wie Klindworth, Witt gen. v. Döring, Bitter (von Andlau), Bernard, auch wol Bosse, die sich über Gewissensbedenken leicht hinweg zu setzen wußten, theils schwache Seelen, deren ganze materielle Existenz auf ihrer Dienststellung begründet war, und welche aus Furcht, diese zu verlieren, zu den bedenklichsten Maßregeln des Herzogs, wenn auch oft wider bessere Ueberzeugung, ihre Zustimmung gaben. Aus diesen Leuten setzte K. das Staatsministerium zusammen, jene berief er in sein Cabinet, wo alle seine und seiner Helfershelfer Pläne gefaßt und berathen wurden. Das Ministerium brauchte er nur, um diesen dann die rechtmäßige Form zu verleihen. Gefördert wurde das Staatswesen durch die Regierung Karls in gar keiner Beziehung, Vieles wurde gehemmt, fast Alles in heillose Verwirrung gebracht. Die auf den Staatshaushalt zu verwendenden Ausgaben wurden willkürlich beschränkt, wichtige Aemter längere Zeit unbesetzt gelassen; Wegearbeiten, Forstkulturen u. dgl. unterblieben. Domanial- und Klostergüter wurden widerrechtlich veräußert, umfassendere Verkäufe vorbereitet. Mit seiner Regierungsgewalt trieb er den offen-

barsten Mißbrauch; das Briefgeheimniß ließ er systematisch verletzen; er erlaubte sich die gesetzwidrigsten Eingriffe in die Handhabung der Justiz. Um ungehindert über das Staatsgut verfügen zu können, suchte er den Geschäftskreis der einzelnen Behörden anders zu begrenzen, schuf er neue Aemter; er suchte so gesetzliche Vorschriften zu umgehen, die seinem gewinnsüchtigen Bestreben im Wege standen. Dazu kamen der ärgerliche Lebenswandel des Fürsten, die vielen tollen und schlechten Streiche, die er im In- und Auslande begangen, die Duellforderung an den Grafen Münster, zu welcher er einen seiner Beamten anzureizen wußte, die kleinlichen Chikanen und Strafen, mit denen er verhaßte Leute, wie v. Cramm, v. Sierstorpff ꝛc., verfolgte ꝛc. Seine Unterthanen stieß er hoffärtig und barsch bei jeder Gelegenheit von sich zurück. Alle Theilnahme war bald gänzlich für ihn verschwunden; man hielt ihn allen Ernstes der schlimmsten Verbrechen für fähig. Tüchtige, charaktervolle Beamte suchten, um sich der tollen Wirthschaft zu entziehen, gern Anstellung im Auslande. Begüterte Adlige, die sonst am Hofe gelebt hatten, zogen sich auf ihre Güter zurück. Niemand hatte Einfluß auf den Herzog. Die älteren Hofleute sahen resignirt dem Treiben zu, das sie nicht ändern konnten. Einige niedrige Schmeichler bestärkten den Fürsten stets bei seinem Vorhaben, nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Als 1830 die Julirevolution ausbrach, war der Herzog zufällig in Paris. Voll Schrecken flüchtete er sich eiligst nach Brüssel, wo er die Anfänge der belgischen Revolution erlebte. Am 13. August traf er in Braunschweig wieder ein. Er setzte sein altes Leben unbekümmert fort, drohte pathetisch, daß er einem Aufstande kraftvoller als Karl X. werde zu begegnen wissen. Die Mißstimmung wuchs. Als K. am Abend des 6. Septembers vom Theater nach Haus fuhr, wurde sein Wagen angegriffen und mit Steinwürfen verfolgt. Am Abend des folgenden Tages tobten gewaltige Volksmassen vor dem Schlosse, in das man einzudringen suchte. Versprechungen wollten bei der Menge nicht mehr verfangen. Feige ergriff der Herzog die Flucht. Das Schloß vertraute er dem Schutze des Generallieutenants v. Herzberg an, der nichts that, um das werthvolle Gebäude mit seinem kostbaren Inhalte vor den wüsten Pöbelrotten zu schützen. Er befahl den Rückzug der Soldaten; das Schloß wurde von den Aufrührern vollständig zerstört. Ein schwerer Verlust in mannichfacher Beziehung wurde dadurch dem herzoglichen Hause wie dem Lande bereitet. Am folgenden Tage war die Stadt ruhig. Ob wir in dem Aufstande nur den plötzlichen Ausbruch des tief gekränkten Volkswillens zu erblicken haben oder ein planmäßig angelegtes Werk einer verschworenen Partei, ist bislang noch nicht genügend aufgeklärt. Der Aufstand galt nur der Person des schlechten Monarchen. Als Karls Bruder, Herzog Wilhelm, am 10. September von Berlin in Braunschweig eintraf, ward er von der Bevölkerung mit großem Jubel empfangen. Er ergriff die Regierung anfangs als Vertreter des Bruders. Als aber die Bemühungen, die von verschiedener Seite gemacht wurden, Herzog K. zum Verzicht auf seinen Thron zu bewegen, erfolglos waren, übernahm Herzog Wilhelm die Regierung in eigenem Namen. K., der sich nach London begeben hatte, wandte sich an verschiedene Höfe um Beistand, aber ohne Erfolg. Dann machte er den verzweifelten, ganz unvorbereiteten Versuch mit Gewalt in sein Land zurückzukehren. Er suchte die Harzbevölkerung zumeist durch Versprechungen hyperdemokratischer Natur für sich zu gewinnen, aber eine Handvoll Soldaten genügte, um ihn über die Grenze zurückzutreiben. Er hatte nur den Fluch der Lächerlichkeit davon getragen, die Sympathie Aller noch gründlicher verscherzt als zuvor. Er wandte sich nach Paris; er verwahrte sich gegen den Bundesbeschluß vom 2. December 1830, der dem Herzoge Wilhelm die Regierung bis auf Weiteres übertrug. Es war ohne Erfolg, Niemand regte sich für ihn; man hielt ihn fast allgemein aus moralischen Gründen für regierungsunfähig.

Am 20. April 1831 trat Wilhelm die Regierung definitiv an; vier Tage später erfolgte die Huldigung. Der Bundestag ließ dies ruhig geschehen; er erkannte die Thatsache stillschweigend an. K. trieb sich sein ganzes ferneres Leben lang im Auslande umher, vorzugsweise in Paris und in London. Kürzere Zeit weilte er auch in Spanien; in Madrid wurde er anfangs am Hofe des Königs Ferdinand VII. freundlich aufgenommen, doch bald wünschte man auch hier seine Entfernung. In Paris begann er Rüstungen zur Wiedereroberung seines Landes. Die Agnaten suchten dem zu begegnen, indem sie ihm die Verfügung über sein Vermögen entzogen. Es wurde 1833 eine Curatel für ihn angeordnet. Man wollte sich auch des in Frankreich befindlichen Vermögens bemächtigen. Doch die französischen Gerichte, vor denen sich K. zweimal persönlich vertheidigte, wiesen die Anträge seiner Verwandten zurück. Eine neue Hoffnung, in sein Land als Herrscher heimzukehren, hatte er auf den Prinzen Louis Napoleon gesetzt, den er vor seinem Staatsstreiche mit Geldmitteln reichlich unterstützte. Aber auch als dieser Kaiser geworden war, konnte er ihm sein Herzogthum nicht wieder verschaffen. Das Privatleben des Herzogs lieferte der Scandalgeschichte manchen Stoff. Er selbst ließ seine Erlebnisse ausführlich bearbeiten; das Werk erschien in französischer und deutscher Sprache (1836, 1844); kaum ist jemals ein verlogeneres unwürdigeres Machwerk von einem deutschen Fürsten veröffentlicht worden. Als 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich entbrannte, zog K. nach Genf. Hier ist er am 18. August 1873 gestorben. Er hatte sein höchst bedeutendes Vermögen der Stadt Genf testamentarisch hinterlassen. Herzog Wilhelm focht das Vermächtniß nicht an. Nur die Geldsummen, die dem Lande widerrechtlich entzogen, sowie einige Kunstsachen, die dem Bevern'schen Familienfideicommiß angehörten, besonders das sogen. Mantuanische Onyxgefäß, forderte er zurück. Die Stadt Genf bewilligte diese Forderungen; man einigte sich zu beiderseitiger Zufriedenheit in einem Vertrage vom 6. März 1874. — Ein treffendes Sinnbild hat sich der Herzog selbst gewählt auf einem Siegelstempel, der in seinem Nachlasse gefunden: ein wild von den Wellen geschaukeltes Schiff mit zerbrochenem Maste, losgerissenem Anker, ohne Steuer und Segel, darüber die Inschrift „tel est mon sort“. So wurde des Herzogs elendes Ich sein ganzes Leben hindurch ohne jeden sittlichen Halt, ohne Zweck und Ziel hin und her gerissen von den leidenschaftlichen Regungen niederer Eitelkeit und kleinlicher Selbstsucht, ein unwürdiger Sprosse eines uralten Geschlechts, das an Heldenmuth, Geist und Charaktergröße seiner Söhne sonst kaum seines Gleichen hat.

Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. VII S. 208 ff., Bd. VIII S. 684 ff. und die dort angeführte Litteratur. Für die spätere historisch unwichtige Zeit vgl. auch mit Vorsicht K. Braun-Wiesbaden, „Der Diamantenherzog“; ein sonst werthloses Buch. P. Zimmermann.

Karl der Kühne (Charles le Téméraire, Karel de Stoute), Herzog von Burgund, Sohn Philipps des Guten, folgte seinem Vater 1467 in der Regierung, hatte unter diesem schon eine bedeutende Rolle gespielt, indem er Lüttich, das seinen Bischof verjagt hatte, diesem wieder unterwarf und Dinant, das mit Lüttich verbunden gewesen war, grausam züchtigte. Seine Hauptthätigkeit als Kronprinz war gegen Ludwig XI. von Frankreich gerichtet, den er im Bunde mit dem französischen Lehensadel bekämpfte. Als K. am 28. Juni 1467 seinen Einzug in Gent hielt, brach in Folge seiner Zögerung, die Privilegien der Stadt zu bestätigen, eine gefährliche Empörung aus, die er nur dadurch beschwichtigen konnte, daß er der Stadt die ihr 1453 von Philipp dem Guten genommenen Privilegien wieder zurückgab. Größere Mühe verursachte ihm Lüttich, das abermals seinen Bischof, Karls Schwager, verjagt hatte: bei St. Trond erlitten die Lütticher eine große Niederlage, der Bischof nahm

von seiner Stadt wieder Besitz, deren Privilegien übrigens vollständig vernichtet wurden. Bald darauf fand die bekannte Zusammenkunft zwischen K. und Ludwig XI. in Peronne an der Somme statt, die hauptsächlich dadurch bemerkenswerth ist, daß Ludwig sich unversehrt aus der Schlinge, in die er freiwillig gegangen, zurückzog; denn es steht fest, daß K. eine zeitlang fest entschlossen war, „den meineidigsten und falschesten aller Könige“ unschädlich zu machen. Während dieser Zusammenkunft hatte sich Lüttich wieder empört, wodurch Ludwigs Lage nur desto gefährlicher wurde, da K. nicht mit Unrecht vermuthete, daß Ludwig seine Hand dabei im Spiele hatte. Er mußte sich deshalb auch dazu entschließen, dem Herzoge die aufrührerische Stadt unterwerfen und züchtigen zu helfen. Nach tapferem Widerstand wurde denn auch Lüttich am 30. Octbr. 1468 erobert, vollständig ausgemordet und an vier Ecken angezündet. Auch mit Gent wurde nunmehr abgerechnet, dessen Freiheiten vom Herzog fast sämmtlich confiscirt wurden. Kaum war Ludwig wieder in Frankreich, als er den Herzog vor das Parlament in Paris, den obersten Lehensgerichtshof von Flandern laden ließ, wo er sich wegen Majestätsbeleidigung verantworten sollte. Ein Krieg, der übrigens ohne nennenswerthe Resultate blieb, brach aus, wieder bildete sich eine Liga des französischen Lehensadels und Ludwig bemächtigte sich einiger Städte an der Somme. Der Lieblingsgedanke Philipps war es gewesen, Burgund zu einem unabhängigen Königreich zu erheben. Diesen Plan nahm der Sohn wieder auf und es fand zu diesem Zweck zwischen ihm und dem Kaiser Friedrich III. in Trier (Octbr. 1473) eine Zusammenkunft statt, wo K. außer der königlichen Krone noch die Anstellung als Reichsvicar in den Niederlanden, die unmittelbare Herrschaft über die Bisthümer Utrecht, Lüttich, Doornik und Kameryk (Cambray) verlangte, wogegen Maximilian, Friedrichs Sohn, die Hand Maria's, Karls einziger Erbin erhalten sollte. Der Kaiser, der dem Plane anfangs nicht abgeneigt war, verließ aber plötzlich Trier, wahrscheinlich geärgert durch die kolossale Prachtentfaltung des Herzogs, die einen auffallenden Contrast zu dem ärmlichen Auftreten des Kaisers bildete. Indessen hatten die Vorgänge im Erzstifte Köln dem Herzog Gelegenheit gegeben, sich auch in die Angelegenheiten Deutschlands einzumischen; Ruprecht von Baiern war vom Capitel abgesetzt und Hermann von Hessen zum Erzbischof erwählt worden. Ersterer wandte sich an K. und dieser schritt sofort zur Belagerung von Neuß, das im Besitze des neuen Erzbischofs war. Damit war er aber in offene Feindschaft gegen den Kaiser und die deutschen Reichsfürsten getreten; allein Friedrich ließ die günstigste Zeit verstreichen, erst im Mai 1475 brach er mit seinem Heere von Köln auf. Indessen hatten die mit dem Kaiser verbündeten Schweizer ein burgundisches Heer bei Hericourt geschlagen, Ludwig XI. bestimmte den Herzog von Lothringen zu einem Einfall nach Luxemburg und drang selbst bis Valenciennes vor. K. selbst aber mußte sich nach eilfmonatlicher Belagerung und nach einem Verlust von 16 000 Mann zurückziehen. Die Bundesgenossenschaft Eduards IV. von England, der mit einem Heere in Frankreich landete, half wenig, da der durch die Verluste vor Neuß erschöpfte Herzog die Engländer nicht gehörig unterstützen konnte, die sich denn auch bald zurückzogen. So mußte sich K. zu dem für ihn nicht gerade ungünstigen Frieden von Soleuvre (13. Septbr. 1475) mit Ludwig bequemen. Kaiser Sigismund hatte an Philipp den Guten im Elsaß und im Breisgau einige Grafschaften und Städte verpfändet, die bis dahin noch nicht ausgelöst worden waren. Karls Söldner und namentlich sein Statthalter, Peter von Hagenbach hausten aber dort so fürchterlich, daß sich die Elsässer erhoben, die burgundischen Besatzungen verjagten und den Statthalter hinrichteten. K., der gerade vor Neuß lag, schnaubte nach Rache, die Ludwig XI. eifrig schürte, während er zugleich eine Coalition der elsässischen Städte zu Stande zu bringen

wußte, der sich auch der Herzog von Lothringen und die Schweizer anschlossen. K. war zuerst vom Glück begünstigt, er eroberte ganz Lothringen, aber als er sich gegen die Schweizer wandte, erlitt er hinter einander zwei fürchterliche Niederlagen, bei Granson (2. März 1476) und bei Murten (22. Juni 1476). Jetzt konnte sich René seines Herzogthums Lothringen wieder bemächtigen und er eroberte Nancy (6. Octbr. 1476), das K. zur Hauptstadt seines neuen Reiches hatte machen wollen. Trotz aller Warnungen begann K. alsbald die Belagerung, ein großer Theil seines Heeres starb vor Kälte und Hunger, und als René am 5. Januar 1477 das erschöpfte Burgunderheer, von Schweizern und Elsässern unterstützt, angriff, wurde dasselbe fast vollständig aufgerieben. Der Herzog selbst fiel und erst nach drei Tagen fand man seine Leiche. Im Gegensatz zu seinem Vater war K. äußerst mäßig und zeichnete sich durch außergewöhnliche Sittenstrenge, Zurückgezogenheit und Arbeitsamkeit aus. Diesen Eigenschaften standen aber ungezähmter Ehrgeiz, maßlose Herrschsucht und eine an Sinnlosigkeit grenzende Tollkühnheit und Starrköpfigkeit entgegen, welche auch den Untergang seines Reiches vorbereiteten. Keinem vernünftigen Rathe zugänglich, stürzte er sich in die tollsten Unternehmungen, auch wenn die oberflächlichste Berechnung ihre Widersinnigkeit darlegte. Und doch wurde, namentlich in den nördlichen Niederlanden, die Regierung Karls des Kühnen kaum dreißig Jahre später geradezu als das goldene Zeitalter gefeiert, wo Handel und Ackerbau am meisten blühten, was sich zum großen Theile aus dem Umstande erklären läßt, daß K. seine Kriege fast alle außerhalb des niederländischen Gebietes geführt hat.

De Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne. J. Foster Kitt, Histoire de Charles le Téméraire. Paul Fredericq, Essay sur le rôle politique et social des Ducs de Bourgogne dans les Pays-Bas. Th. Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I. Band, S. 338 ff. Wenzelburger.

Karl Rudolf, aus den Grafen von Buol-Schauenstein, geboren zu Innsbruck am 30. Juni 1760, † am 23. Octbr. 1833, letzter der Fürstbischöfe von Chur, war der Sohn des k. k. Kämmerers, geheimen Rathes und Residenten bei der Republik der III Bünde, Johann Anton Baptista v. Buol-Schauenstein und der Sternkreuzdame Gräfin Johanna von Särentheimb. Er genoß seine Bildung auf den gelehrten Schulen zu Feldkirch und Dillingen und vollendete dieselbe im deutschen Collegium in Rom. Wie sein Vater so wurde auch er vor Empfang der priesterlichen Weihen mit einer Domherrnpfründe zu Chur begabt, und erhielt im Alter von 21 Jahren die Ernennung zum Domcantor. Zwei Jahre später wurde er zum Priester geweiht und bestieg schon 10 Jahre darauf den bischöflichen Stuhl zu Chur. In den mannigfachen Stürmen, denen die Diöcese während seiner 40jährigen Amtsverwaltung ausgesetzt war, entwickelte K. R. eine seltene Charakterstärke. Während des zweiten Coalitionskrieges hatte Massena auch das Gebiet der III Bünde mit der fränkischen Armee betreten und in Folge dessen sah sich der Bischof den Angriffen der im Lande vorhandenen französischen Partei blosgestellt, welche von der Anwesenheit einiger zersprengten Flüchtlinge des Condé'schen Corps Anlaß nahm mit Beschuldigungen aufzutreten. Der Bischof war daher nach der Niederlage des Hotze'schen Corps genöthigt, seine Residenz aufzugeben und in Meran für seine Sicherheit zu sorgen. Als sodann in Folge des Lüneviller Friedens 1801 auch sein Hochstift säcularisirt und der helvetischen Republik überlassen wurde, verdankte er es nur der Unmöglichkeit, in der sich die helvetische Regierung befand, die Bedingungen der Säcularisation zu vollziehen, daß das Hochstift in den Stürmen jener Zeit erhalten blieb.

Doch auch in Meran dauerte die Zeit der Ruhe nicht lange. Durch den Preßburger Frieden gingen Tirol und Vorarlberg an die Krone Baiern über

und damit begannen nun erst die bittersten Bedrängnisse. Die vom Josephinismus inspirirte bairische Regierung mischte sich in alle Theile der innern Kirchenverwaltung ein. Sie verlangte daher, daß die Bischöfe des Landes die Verleihung kirchlicher Beneficien an die Krone übertragen sollten, und die Bildung des Clerus der theologischen Facultät zu Innsbruck unterstellt werde. Durch letztere Maßregel wurde insbesondere das von K. R. im J. 1803 gestiftete Priestercollegium in Meran betroffen. Er weigerte sich daher diesen Zumuthungen zu entsprechen, insbesondere der Forderung des unbedingten Gehorsams gegen die königlichen Befehle in allem was die Kirchenpolizei und die jura circa sacra betreffe. Diese Weigerung unentwegt durchgeführt, hatte zunächst Gehaltsentzug, sodann die Androhung der Ausweisung aus dem bairischen Theil seiner Diöcese zu Folge. Aufgefordert einen Revers zu unterzeichnen, durch den er sich verpflichten sollte, von allem Recurs an den apostolischen Stuhl abzustehen, wurde er bei erneuerter Weigerung polizeilich an die Gränze geleitet und die Losreißung des tirolischen Theils der Diöcese angeordnet, und so nachgerade das Vinstgau, das Burggrafenamt sowie Vorarlberg der Diöcese Brixen überlassen. Da indessen K. R. den Priestern der so abgetrennten Diöcesantheile Anweisungen ertheilt hatte, welche das Eindringen von Regierungspriestern verhindern sollten, so wurde er als gefährlicher Volksaufwiegler bezeichnet und seine Verhaftung bei erstem Betreten des tirolisch-bairischen Gebietes angeordnet. Jede Verbindung mit ihm sollte außerdem als Landesverrath bestraft werden. Als dann nach all diesen Vorgängen im J. 1809 im Burggrafenamte der Aufstand gegen die bairische Regierung ausbrach, wurde die helvetische Regierung von Napoleon angegangen, den Bischof von Chur ins Innere der Schweiz zu interniren. Veranlassung hierzu gab, daß die in Chur seit kurzem angesiedelten, aus Baiern ausgewiesenen Redemptoristen den aufständischen Tirolern unerachtet der Gränzsperre mit Munition Unterstützung zukommen ließen. K. R. wurde nach Solothurn verbracht, wo er bis nach Niederwerfung des Aufstandes als Staatsgefangener zu verweilen hatte. Eine Entschädigung für diese ihm widerfahrenen Unbilden erhielt er von Kaiser Franz durch Zuweisung der Propstei Wischerad bei Prag und der Herrschaft Schüttenitz. Die ihm ebenfalls zugedachte Belehnung mit dem Erzbisthum Lemberg lehnte er ab. Nichtsdestoweniger wollte man auch in Wien auf die Erstattung der entfremdeten Diöcesantheile nicht eintreten. Ein Ersatz hiefür wurde ihm indessen zu Theil durch die Zuweisung einiger früher dem jetzt aufgelösten Bisthum Konstanz einverleibten Schweizercantone, wodurch sein Amtsbezirk wieder angemessen erweitert wurde. Es war beabsichtigt, ein Doppelbisthum Chur-St.-Gallen zu gründen, zu welchem außer den St.-Gallischen Gebieten auch die Urcantone nebst Glarus und Appenzell gehören sollten. Jedoch auch diese Neubildung wurde ihm durch den Widerstand und die weitauseinandergehenden Ansichten der Cantonsregierungen sehr erschwert. Trotz vielfältiger Gegenwirkungen behauptete er sich indessen in dieser Stellung als Bischof von Chur und St. Gallen. Er starb am 23. October 1833, als soeben in seiner alten Diöcese neue Kämpfe das katholische Gymnasium betreffend sich ankündigten, und seinen Lebensabend zu trüben drohten.

Joh. Franz Fetz, Gedenkblätter an Karl Rudolf 2c., bevorwortet von Friedr. Hurter, Lindau 1833. Kind.

Karl, Herzog von Geldern, gewöhnlich Karl von Egmond genannt, ward 1467 in Arnheim geboren, † am 30. Juni 1538, Sohn des Herzogs Adolf (s. d.) und Catharina's von Bourbon. Als Karl der Kühne den Vater gefangen und dessen Herzogthum erobert hatte, ward der Sohn in Gent erzogen und blieb auch später am Hofe der Herzogin Maria von Burgund und des Erzherzogs Maximilian, des späteren Kaisers. So begleitete K. den Beherrscher seines

Erblandes nachher in den Krieg gegen Frankreich. In der Schlacht von Béthune aber (Juli 1487) ward er gefangen und wechselte so die österreichische mit der französischen Haft. Doch die Geldrischen hatten den jungen Erben ihres Landes nicht vergessen. Sie ertrugen nur gezwungen die burgundisch-österreichische Herrschaft und von allen Seiten von den Feinden Maximilians angefeuert, brachten die Stände des Herzogthums und der Grafschaft Zütphen das Lösegeld zusammen, das die Franzosen um so lieber annahmen, als sie durch Karls Befreiung den Oesterreichern schwere Sorge zu bereiten hofften. So geschah es, daß 1492 K. aus seiner Gefangenschaft in sein Erbland zurückkehrte und ihm von den meisten Städten und Edlen, den Drohungen Maximilians und den Bemühungen seines Statthalters, des Grafen Adolf von Nassau zum Trotz gehuldigt wurde. Die Franzosen hatten keine irrige Rechnung gemacht. Das ganze Leben Karls war von jetzt an ein fast ununterbrochener Krieg mit dem Hause Oesterreich: wenn auch nicht der gefährlichste, so ward er doch der lästigste Gegner des Erzhauses, ein unermüdlicher Feind, der diesen Kampf als Aufgabe seines Lebens betrachtete und dessen Fähigkeiten als Kriegs- und als Staatsmann, dessen unerschöpfliche List und Tücke nicht am wenigsten, selbst einer so überlegenen aber durch andere Kriege gebundenen Macht, wie der österreichischen in den Niederlanden gewachsen war, so lange er irgend welche Bundesgenossen zählte. Karls Erhebung zum Herzog hatte natürlich auch Krieg mit dem jetzigen Kaiser Maximilian und dessen Sohn Philipp dem Schönen, dem späteren König von Castilien zu Folge. Als derselbe ein Jahr gewährt, unterwarf K. sich dem Schiedsspruche der Kurfürsten. Doch als (1494), wie zu erwarten, ihm das Recht auf Gelderland völlig abgesprochen ward, ja selbst erklärt wurde, Geldern sei seit dem Tode des Herzogs Reinald IV. (1423) rechtlich an das Reich zurückgefallen gewesen und die Herrschaft der Egmond also eine Usurpation, weigerte sich K. nicht allein selber dem Spruch zu gehorchen, sondern auch die Geldrischen erhoben sich mit heftiger Erbitterung gegen denselben. Der Krieg entbrannte von Neuem. Die Geldrischen, gegen welche die Oesterreicher nur einen kleinen Theil ihrer Kräfte, welche in Italien und an anderen Orten vollauf beschäftigt waren, ins Feld führen konnten, blieben aber mit Hülfe der französischen Unterstützung an Geld und Truppen den Holländern und Brabantern gewachsen. Es war meistens der kleine Krieg in Geldernland, Utrecht, Overyssel, Brabant und den benachbarten deutschen Ländern, ein Krieg, arm an großen Gefechten und Unternehmungen, aber desto reicher an schrecklichen Verheerungen. Der Friede des J. 1498 zwischen Maximilian und König Ludwig XII. von Frankreich hatte jedoch die Vermittelung des letzterern zwischen K. und seinen deutschen Nachbarn, namentlich dem Herzog von Cleve, zu Folge. Im Juni des J. 1499 ward zu Aachen ein Waffenstillstand geschlossen, der mehrere Jahre hindurch verlängert ward und in welchen auch der Kaiser und sein Sohn, ohne genannt zu werden, mit einbegriffen wurden. 1503 entbrannte aber der Krieg aufs Neue. Der Kaiser veranlaßte seinen Sohn, denselben jetzt selbständig zu führen. Der vereinten Macht der Niederländer und ihrer deutschen Nachbarn war der Herzog, wie tapfer er sich wehrte, und wie oft er auch den Krieg ins feindliche Gebiet überzupflanzen suchte, nicht gewachsen. Verrath unter den Seinen, wo immer mehrere adliche Geschlechter die österreichische Partei hielten, kam hinzu. Der Seekrieg auf dem Zuidersee gegen die Holländer war unglücklich, die kleinen Städte ergaben sich bald dem König von Castilien, als derselbe nach heißem Kampfe Arnheim gewonnen. Nur Zütphen blieb fest. Da verlor K. den Muth. Er bat Philipp um freies Geleit und bat ihn fußfällig um Frieden. Er ward ihm gewährt, doch unter harten Bedingungen, u. a. sollte K. den König nach Spanien begleiten.

Kaum hatte der Sieger Geldern verlassen, als K. aus Antwerpen, wohin er sich begeben, um wie es hieß, nach Spanien überzusiedeln, dahin flüchtete. Ein Jahr später, 1506, fing der Krieg von Neuem an. Unter gewaltigen Verlusten von beiden Seiten, namentlich Holland und Brabant litten unsäglich, ward derselbe fortgesetzt bis zum J. 1508, als K. mit in den Frieden von Cambray eingeschlossen ward. Er war aber nicht zufrieden, obgleich die Erhaltung des Status quo und der Schiedsspruch des Kaisers und der Könige von Frankreich, England und Schottland über seine Ansprüche auf das Herzogthum, wahrlich bessere Bedingungen enthielten, als er zu erhalten gehofft hatte, und nur den Rathschlägen der Königin Margarethe von Oesterreich, der Regentin der Niederlande zu danken waren, welche glaubte, die Niederländer würden die Last des Krieges nicht weiter tragen wollen. Treulos wie er war, — man konnte meinen, er glaubte sich gegen seine Feinde nicht gebunden — und vielleicht der Erschöpfung derselben trauend, stand K. nicht an, jenen Frieden gleich nachher wieder zu brechen, weil die Bedingungen ihm nicht gefielen. Fünf Jahre währte dann wieder der Krieg, von endlosen Unterhandlungen eher genährt als unterbrochen und ohne entscheidenden Vortheil für beide Parteien, bis ein vierjähriger Stillstand demselben ein vorläufiges Ende brachte. Da jedoch Arnheim dabei in des Feindes Händen blieb, überfiel er gleich nachher, März 1514, diese Stadt und vertrieb die österreichische Besatzung; der Krieg fing also wieder an. Und das Glück war dem Kühnen hold; im selben Jahre riefen die Groninger, die der Graf Edzard von Ostfriesland nicht länger schützen konnte, gegen die Macht des Herzogs Georg von Sachsen und den Kaiser, Karls Hülfe an und huldigten ihm unter der Oberlehnsherrlichkeit des Königs von Frankreich, des Bundesgenossen Karls. Auch die nationale Partei in Friesland schloß sich ihm an, als er Truppen dahin sandte. So ward K. das Haupt aller Oesterreich feindlich gesinnten Elemente in den Niederlanden. Ein Stillstand im J. 1515 von Franz I. erwirkt, der von Oesterreich und Gelderland als Vermittler erwählt ward, hatte selbst in Friesland gar keine Folge, der Krieg hörte deswegen keinen Augenblick auf. K. selber jedoch zog, denselben benutzend, mit 6000 Mann nach Frankreich, um seinen Bundesgenossen auf dem Zuge nach Italien zu begleiten. Doch bevor die Schlacht bei Marignano geliefert ward, kehrte er um und ließ nur seine Landsknechte dem König. Schon im nächsten Jahr entbrannte auch der Krieg mit Holland und bald mit Utrecht und den übrigen österreichischen Ländern wieder. K. fand jetzt Bundesgenossen an der berüchtigten freien Landsknechtsbande, dem schwarzen Haufen und an dem nicht weniger berüchtigten Seeräuber Grossem Pier. Zwölf Jahre, 1516 bis 1528, dann und wann von nie gehaltenen Stillständen unterbrochen, währte der Kampf, bis die Niederlage der Franzosen bei Pavia demselben eine den Geldrischen ungünstige Wendung gab. Von da an verlor K. an Boden. Auch die Geduld seiner Unterthanen, welche ihm so lange als dem Vertreter ihrer nationalen Interessen gegen Oesterreich mit unerhörter Treue und Opferfreudigkeit gedient hatten, scheint erschöpft gewesen zu sein. Denn K., wiewol eben deshalb gezwungen namentlich den Städten Freiheiten und Rechte, die sie früher nie besessen, zuzugestehen, war ihnen öfter ein harter Herr, der keine Rechte achtete. So hielten auch die Gröninger nur nothgedrungen namentlich aus Haß gegen die von den Oesterreichern und Sachsen geschützten Ommelande bei ihm aus. So gab er endlich nach. Im Frieden von Gorcum (3. October 1528) ward er gezwungen, falls er ohne männliche Erben starb, die Erbfolge in seinen Ländern dem Hause Cleve zu sichern, ein Fall der leicht eintreten konnte, da er, nicht mehr jung 1519 mit Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg verheirathet, bis jetzt noch keine ehelichen Kinder hatte. Auch ward K. verpflichtet,

Gelderland als Lehen von den Herzogen von Brabant und Grafen von Holland, also nicht vom Reich zu besitzen und allen Verbindungen mit Frankreich zu entsagen. Die wenigen Friedensjahre, welche jetzt K. und seinen Ländern eine ungewöhnliche Ruhe gönnten, währten nicht lange. Streitigkeiten mit seinen Unterthanen, Fehden mit den Nachbarn kamen öfters vor, doch die unersättliche Kampflust des Herzogs fand darin ebensowenig Befriedigung wie sein Haß gegen Oesterreich in den Gorcumer Friedensbedingungen. Schon 1534 schloß er ein geheimes Bündniß mit Franz I., dem er dabei seine Länder als Lehnsherrn übergab, und bald mischte er sich in die dänischen Wirren, der Partei, welche dem Kaiser gegenüberstand, sich anschließend. Unter dem Vorwande dieses dänischen Krieges wollte er sich zur unbeschränkten Herrschaft über Groningen erheben, was ihm jedoch nicht gelang und die Groninger und Ommeländer bewog, sich dem Kaiser zuzuwenden; sie hatten doch schon wenig Vortheil von seiner Oberhoheit gehabt, namentlich der Stadt wurden von ihm mehrere ihrer beanspruchten Rechte über die Ommeländer abgesprochen. Den Kampf um den Besitz Groningens mußte K. also im Frieden von Grave (10. Octbr. 1536) aufgeben und seine sämmtlichen Besitzungen im Norden der Niederlande dem Kaiser überlassen. Diesem wenigstens sein eigenes Geldern vorzuenthalten, war das letzte Ziel seines Lebens. Er berief dazu im October 1537 einen Landtag und schlug demselben vor, man solle dem König von Frankreich die Erbfolge übertragen. Doch jetzt hatte er sich in seinen Unterthanen geirrt, sie waren der endlosen Kriege herzlich satt, und weigerten sich einstimmig. Noch wollte K. ohne den Landtag mit seinem Plane fortfahren und sie mit Gewalt zwingen, Frankreich zu huldigen: da entstand ein allgemeiner Aufruhr. Nur Arnheim und Geldern hielten zu ihm, der ebenso schonungslos sein eigenes Land mit seinen Landsknechten verwüstete, wie immer das feindliche Gebiet. Nach langen Unterhandlungen ward er gezwungen, dem Wunsche der Stände zu genügen und den Sohn des Herzogs von Cleve-Jülich zum Nachfolger zu erklären, dem er genöthigt ward noch bei seinen Lebzeiten die Regierung zu überlassen (27. Jan. 1538). Tief gebeugt zog sich der alte Herzog auf die Veluwe zurück, in fünf Monaten führte ihn sein Herzeleid zum Grabe. Am 30. Juni 1538 starb K. in seinem 71ten Jahre in Arnheim, wo noch jetzt ein prächtiges Grabmal die Asche des unruhigen Fürsten deckt. K. war ohne Frage eine der merkwürdigsten und bedeutendsten Persönlichkeiten der niederländischen Geschichte; ein Mann von seltener Energie, mit großen politischem und militärischem Scharfblick. In ihm verkörperte sich der Widerstand der Nordniederländer gegen die burgundisch-österreichische Herrschaft, zusammen mit dem im niederländischen Volke warmen lebendigen Localpatriotismus, der die burgundische Centralisation auf den Tod bekämpfte. Doch ist K. weit entfernt, den Namen eines Patrioten, sei es auch eines geldrischen Patrioten zu verdienen. Denn seine Politik war eine rein persönliche; sie galt nur der Befriedigung seines so zu sagen dämonischen Hasses gegen Oesterreich. Derselbe K., der die österreichische Herrschaft auf den Tod bekämpfte, stand keinen Augenblick an, die französische anzuerkennen, und sein Leben lang war er mehr ein französischer Condottiero, der auf eigene Faust und mit eigenen Ländern ausgestattet focht, als ein Reichsfürst, der seine Selbständigkeit zu bewahren suchte. Seinem Streben fehlt jeder höhere Zweck, jeder Schwung. Als Landesherr genoß er lange eine beispiellose Popularität (nur die Adelsgeschlechter waren ihm abgeneigt), ohne daß er aber etwas that, dieselbe zu verdienen, als daß er die Unabhängigkeit seines Landes vertrat. Bigott katholisch, verfolgte er eifrig die in seinem Lande auftauchenden Lutheraner; sodann war der Vater von nur unehelichen Söhnen keineswegs ein Muster der Sittlichkeit. Die französischen Subsidien und die Kriegsbeute gestatteten ihm fast immer in Pracht und Reichthum zu leben. Seine Wort-

brüchigkeit ist beispiellos. Seine militärische Begabung war gewiß nicht gering, jedoch mehr die eines Parteigängers als eines Feldherrn, während seine Kriegsführung unter Befehlshabern wie Martin von Rossum und anderen Landsknechtshäuptlingen einfach barbarisch genannt zu werden verdient. Eine gewaltige Erscheinung, doch keineswegs ein großer Mann.

Vgl. Nijhoff, Gedenkwaardigheden uit de Gesch. v. Geld. Slichtenhorst, Geld. Geschied. Pontanus, Hist. Gelriae. Pontus Heuterus. Von neueren Historikern Arend und Wenzelburger.

P. L. Müller.

Karl, Landgraf von Hessen-Kassel, zweitältester Sohn Landgraf Wilhelm VI. und der Hedwig Sophie, der Schwester des großen Kurfürsten, war am 3. August st. v. 1654 zu Kassel geboren, † 1730. Seine wie seiner Brüder Erziehung beaufsichtigte die Mutter gewissenhaft; bei der Auswahl der Lehrer ihrer Kinder hielt sie in erster Linie darauf, daß diese dem streng reformirten Bekenntniß zugethan waren. Der frühzeitige Tod seines älteren Bruders Wilhelm († am 21. November 1670 zu Paris) brachte K. die Anwartschaft auf die Landesregierung, die ihm jedoch seine Mutter, obwol er 1670 ausdrücklich als Nachfolger Wilhelm VII. anerkannt war, auch nachdem er am 3. August 1672 das 18. Lebensjahr erreicht hatte, entgegen dem kaiserlichen Majorennitätsprivilegium und dem Testamente Landgraf Wilhelm VI. einstweilen noch vorenthielt. Auf der Landgräfin ausdrücklichen Wunsch vermählte er sich 1673 mit der Braut seines verstorbenen Bruders, Marie Amalie, Tochter des Herzogs Jacob von Kurland, obgleich diese Verbindung dem kanonischen Rechte zuwider lief. Weniger Gewissensbisse hierüber als vielmehr der Umstand, daß er dauernd in völliger Abhängigkeit von seiner Mutter und deren Bruder gehalten wurde, die auch seinem lebhaften Wunsch, das Ausland zu bereisen, entgegentraten (eine Reise an den dänischen Hof zum Besuch seiner Schwester Charlotte Amalie, der Gemahlin König Christian V., unternahm er 1671 in Begleitung Hedwig Sophiens), versenkte ihn in eine schwermüthige Stimmung, die ihn erst verließ, als es ihm gelang in offener Auflehnung gegen das bisherige Bevormundungssystem sich zugleich dem brandenburgischen Einfluß zeitweilig zu entziehen. Als nämlich 1676 Kurfürst Friedrich Wilhelm 6000 Mann in Hessen in die Winterquartiere zu legen sich anschickte und alle Versuche Hedwig Sophiens, diese Last von dem Lande abzuwenden, vergeblich geblieben waren, da erklärte sich plötzlich K. in mannhaftem Entschluß, wie es scheint, wesentlich auf Anstiften des Grafen Chavagnac, der den jungen Landgrafen für Oesterreich zu gewinnen den geheimen Auftrag hatte, zum Mitregenten und Kriegsfürsten, bot die hessische Ritterschaft und Landmiliz auf und zog einen Grenzcordon von der Weser der Werra entlang, um das Einrücken der Brandenburger nöthigenfalls mit Gewalt abzuwehren. Dafür ratificirte der Kaiser den mit dem Abgesandten des Herzogs von Lothringen, dem Grafen von Mansfeld, am 8. Juli 1676 geschlossenen Vergleich, wonach Hessen-Kassel gegen Verstärkung der Reichstruppen vor Philippsburg fürderhin von aller Einquartierung befreit sein sollte. Am 8. August 1677 erfolgte dann endlich die feierliche Abdication der Regentin und die Uebernahme der Regierung durch K., wobei dieser trotz der eindringlichen Vorstellungen seiner Mutter in der Dankrede es unterließ, die Bitte um ihren ferneren Beistand und Rath vorzutragen. Der Regierungsantritt Karls hatte aber doch nicht die durchgreifende Aenderung in der bisherigen Politik Hessen-Kassels zur Folge, die man nach den obigen Vorgängen hätte erwarten sollen. Gleichheit der Religion und der Interessen und die nahen Familienbeziehungen (Hedwig Sophie betrieb überdies damals die Verbindung der Schwester Karls, Elisabeth Henriette, mit dem Kurprinzen von Brandenburg, die 1679 vollzogen wurde) ließen eine dauernde

Entfremdung vom Hause Hohenzollern nicht aufkommen. — Die vornehmste Sorge des Landgrafen war sich ein stets kriegsbereites Heer zu schaffen, für dessen Unterhaltung er während seiner langjährigen Regierung die schwersten Opfer brachte, nicht ohne dabei einen ziemlichen Luxus in der Ausrüstung seiner Truppen zu entfalten. An deren Spitze berief er den in der Schule Wilhelm III. von Oranien gebildeten Grafen August von Lippe. 1682 vereinigte sich K. mit dem fränkischen und oberrheinischen Kreis zur Wiedereroberung von Straßburg und ließ es sich aufs eifrigste angelegen sein auch den Herzog Ernst August von Braunschweig-Hannover zum Anschluß an diesen Bund zu bewegen, um ihn so dem französischen Einfluß zu entziehen. Auch Kaiser Leopold II. war demselben beigetreten; als jedoch Wien von den Türken umlagert wurde, zog er es doch vor zunächst diese Stadt zu retten, zu deren Befreiung auch K. in Person herbeieilte, aber erst eintraf, als die Entscheidung bereits gefallen war. Der Streit wegen Besetzung des Kölner Erzbisthums veranlaßte dann 1688 den Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich. Bereits im Juli dieses Jahres vereinbarten Brandenburg und Hessen-Kassel bei einem Besuche des Landgrafen in Berlin am Hofe Friedrich III. im Hinblick auf die Uebergriffe Ludwig XIV. und die grausamen Verfolgungen der Reformirten ein immerwährendes Bündniß zu gemeinsamer Abwehr, dem sich auch Wilhelm von Oranien anschloß. Ludwig XIV. ergriff die Initiative, es erfolgte die furchtbare Verheerung der Pfalz. K. erschien zum Schutz der unglücklichen Lande, wehrte die Angriffe der Franzosen auf Coblenz und Frankfurt ab und half 1689 bei der Wiedereroberung von Mainz und Bonn; 1691 eilte er auf die Aufforderung des Königs von England zum Entsatz von Lüttich herbei. Im Januar 1693 zwang er die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Rheinfels, das der hessische Generalmajor v. Görtz mit 3000 Mann tapfer gegen die Uebermacht Tallard's vertheidigt hatte. Wegen Abtretung dieser Festung unterhandelte K. damals mit Landgraf Ernst von Hessen-Rotenburg; doch dieser starb 1693 und sein Sohn und Nachfolger widersetzte sich der Herausgabe aufs entschiedenste. Und selbst das Besatzungsrecht derselben wurde dem Landgrafen im Ryswicker Frieden abgesprochen, der für die Gesammtheit der Protestanten ebenso demüthigend war, wie ehedem der Friede zu Nymwegen für Brandenburg. Man begreift es daher, daß K. 1699 das Anerbieten einer Allianz mit Ludwig XIV. im Hinblick auf die Verwickelungen, die das Aussterben des spanischen Königshauses hervorrufen würde, nicht ohne Weiteres von der Hand wies; doch wollte er sich dem französischen Gesandten gegenüber in keiner Weise binden, bevor er sich nicht mit dem Kurfürsten von Brandenburg ins Einvernehmen gesetzt hatte. Am 5. December 1699 trat er unter dem Namen eines Reichsgrafen von Solms seine italienische Reise an, die er bis nach Neapel ausdehnte und auf der er nichts versäumte, um soviel als möglich von den Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten Italiens kennen zu lernen (s. die officielle Reisebeschreibung des Joh. Balthasar Klaute). Während der viermonatlichen Abwesenheit Karls hatte Erbprinz Friedrich die Regierung geführt. — Beim Beginn des spanischen Erbfolgekrieges schloß der Landgraf 1701 einen Subsidienvertrag mit Holland und England. An dem zunächst am Rhein gegen Frankreich ausbrechenden Krieg nahm er nebst seinen Söhnen persönlich Theil, besetzte sofort Rheinfels und eroberte 1702 Andernach. Im weiteren Verlauf des Krieges kämpften die hessischen Truppen vornehmlich unter Führung des Erbprinzen, der bei den Siegen Eugens und Marlborough's mehrfach bedeutend mitwirkte. 1708 erschien K. noch einmal zur Belagerung von Lille und kehrte erst nach deren erfolgreicher Beendigung nach Kassel zurück. Indessen alle Opfer — auch drei Söhnen des Landgrafen, Karl, Leopold und Ludwig kostete dieser Krieg das Leben — waren vergeblich; im Frieden zu Utrecht war dem

Landgrafen der Besitz von Rheinfels, namentlich auch auf die Fürsprache Ludwig XIV. hin, zugestanden, vom Kaiser aber unterstützt gelang es Hessen-Rotenburg dessen Auslieferung später wieder durchzusetzen, obwol K. in der Zwischenzeit auf die Neubefestigung dieses Platzes nicht unbedeutende Summen verwendet hatte. — In dem nordischen Krieg suchte der Landgraf zwischen Karl XII. und Friedrich I. von Preußen zu vermitteln, seine Bemühungen hatten indeß wenig Erfolg. Auch die Zustimmung Karls XII. zur Vermählung von dessen Schwester mit dem Erbprinzen Friedrich erhielt er erst nach langen Verhandlungen 1714 gegen das Angebot eines hessischen Hülfscorps von 6000 Mann. Karls zweitgeborene Tochter, Marie Louise, war seit 1709 an Johann Wilhelm Friso, den Erben Wilhelm III. von Oranien verheirathet; als dieser 1711 starb, übernahm der Großvater für seinen nachgeborenen Enkel, den späteren Wilhelm IV. die Vormundschaft und Regentschaft in den nassau-dietzischen Landen. 1726 trat K. der sogenannten hannöverschen Allianz bei und ging zugleich mit England einen Subsidienvertrag ein. Das hinderte aber den damals altersschwachen Landgrafen nicht trotz der Abmahnungen einzelner Räthe 1727 durch den Prinzen Eugen auch dem Kaiser zwei Regimenter anbieten zu lassen, die jedoch von diesem begreiflicher Weise zurückgewiesen wurden. Uebrigens kann man Karls patriotischen Eifer in den vorausgehenden Kämpfen nicht genug würdigen. Stets war er zur Vertheidigung des Reiches bereit, sobald dessen Grenzen von Feinden bedroht wurden, und trotzdem er sich mehr als einmal bitter darüber beklagte, daß die unbeständige und zögernde Wiener Politik eigentlich jedes erfolgreiche Handeln unmöglich mache, trotzdem man alle seine Anstrengungen von Seiten des kaiserlichen Hofes mit Undank lohnte, war er immer wieder mit seinen wohlgerüsteten Truppen der erste im Felde. Höher als des Reiches Interesse stand ihm freilich noch der Schutz des Protestantismus und er scheute zu diesem Zwecke selbst eine Verbindung mit Ludwig XIV. nicht. — 1724 erwarb K. von Kursachsen die Anwartschaft auf die hanauischen Reichslehen und bereitete zu gleicher Zeit alles vor, um sofort nach des letzten Grafen von Hanau Ableben zu Folge älteren Successionsverträgen von dessen Verlassenschaft Besitz zu ergreifen. — Die Hebung des Wohlstandes seines Landes lag ihm sehr am Herzen. Um demselben neue Hülfsmittel an Kapital und Arbeitskraft zuzuführen, gewährte er den durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes vertriebenen Hugenotten unter den günstigsten Bedingungen Aufnahme in Hessen; Karlsdorf und Mariendorf sind dem Fürstenpaar zu Ehren benannte französische Colonien. Verschiedene segensreiche Einrichtungen traf er, um Handel und Verkehr zu beleben: 1679 erließ er eine Münzordnung; 1710 ernannte er eine Commerzkammer, die die Ausführung der Produkte und Erzeugnisse des Landes fördern und überwachen sollte; 1720 gründete er eine Commerzienbank. Viel that er zur Sicherung und Regelung des Postwesens. Besonders ließ er sich die Verbesserung der Straßen angelegen sein, bei welchen Arbeiten der spätere russische Generalfeldmarschall von Münnich hervorragend thätig gewesen ist. In den Jahren 1699—1706 erfolgte die Anlage eines Hafens an der Weser (Sieburg, später Karlshafen genannt). Diesen beabsichtigte K. durch einen Kanal mit Kassel zu verbinden, der von da weiter zur Lahn geführt werden sollte. Indessen nur die Schiffbarmachung der Diemel, wobei man übrigens auf ein Projekt des Landgrafen Moritz zurückgriff, und der Kanal von Stammen bis Schöneberg gelangten zur Ausführung. Karls Bauthätigkeit ist überhaupt eine sehr bedeutende. Die Oberneustadt in Kassel, zu der der Franzose du Ry den Plan entwarf, verdankt ihm ihre Entstehung. Das großartigste Denkmal aber hat er sich in den Anlagen auf dem Karlsberg (Wilhelmshöhe) geschaffen, so wenig man auch sagen kann, daß in dem von dem Italiener Guerneri aufgeführten Riesenbau der

Cascaden und des Octogon mit der Statue des farnesischen Herkules irgend eine künstlerische Idee zum Ausdruck gekommen wäre. Karls empfänglicher Sinn für die Natur giebt sich auch in der bereits früher begonnenen Anlage der Karlsaue kund, die er aus sumpfigen Niederungen mit Hülfe seiner Soldaten erschuf; mit ihr ward das Orangerieschloß und das reich mit Statuen und Sculpturen von der Hand des Bildhauers Monnot ausgestattete Marmorbad verbunden. Ein hervorragendes Interesse zeigte K. für Kunstgegenstände und Curiositäten aller Art. Nicht nur daß er von seiner italienischen Reise eine reiche Sammlung von antiken und modernen Gemmen und Münzen, Karten, physikalischen und astronomischen Instrumenten mitbrachte, die in dem von ihm erbauten Kunsthause Aufstellung fand, eine Reihe von nennenswerthen Malern, so die Familie Roos, haben in seinen Diensten gewirkt, eine Edelsteinschleiferei wurde von ihm in Kassel eingerichtet, Bildhauerei (Karls Bildsäule in Kassel von B. Eggers 1686 zu Rom vollendet) und Bildgießerei förderte er in jeder Weise. Er war selbst musikalisch (spielte die Viola di Gamba) und verausgabte für die Unterhaltung einer tüchtigen Musikcapelle und guter Sänger und Sängerinnen für seine kirchlichen Concerte und Singspiele nicht unbedeutende Summen. Hauptsächlich seine entschiedene Vorliebe für mathematisch-physikalische Untersuchungen und Experimente trug ihm den Beinamen eines „curieusen“ Herren ein. 1688 berief er den Franzosen Denis Papin als Professor der Mathematik nach Marburg und hat ihn nahezu 20 Jahre in seinen Diensten zu halten gewußt. Seit 1695 in Kassel thätig, hat Papin hier unter den Augen des Landgrafen und von ihm nach Kräften unterstützt, eine Reihe der epochemachendsten Versuche durchgeführt, die in erster Linie die praktische Verwendung der Dampfkraft zum Zwecke hatten. Ebenfalls als Professor der Mathematik wirkte später auch in Marburg Christian Wolff, dem K., weniger in religiösen Vorurtheilen befangen als sein königlicher Schwager, bereitwillig in seinem Lande eine Zufluchtsstätte gewährte. Als Vorbereitungsanstalt für die Universität gründete der Landgraf 1709 in Kassel das Collegium Carolinum. — Am 14. August 1727, auf welchen Tag nach Einführung des neuen Kalenders auch Karls Geburtstag fiel, fand die Feier seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums und zugleich die zweite Säcularfeier der Universität Marburg statt. Seitdem nahmen seine Körper- und Geisteskräfte zusehends ab, so daß er der Last der Regierungsgeschäfte nicht mehr gewachsen war. Aber er konnte sich doch nicht entschließen, die Regentschaft, — was einst Landgraf Moritz über sich vermocht hatte, mit dem K. in anderer Beziehung manche Aehnlichkeit hat, — seinem Sohne Wilhelm zu übertragen. Am 23. März 1730 machte endlich der Tod seinen Leiden ein Ende. — K. war von schlanker, doch ebenmäßiger Gestalt, hatte eine längliche wohlgebildete Nase, scharfe Gesichtszüge und lebhafte Augen. In seiner Jugend kränkelte er häufig und litt namentlich an Ausschlag an Kopf und Oberlippe. Mit den Jahren kräftigte sich jedoch bei seiner mäßigen Lebensweise seine Gesundheit mehr und mehr, so daß er selbst die Beschwerden des Krieges ohne Nachtheil ertragen konnte; dem Vergnügen der Jagd folgte er gern und, wie sein aus dem Jahre 1687 erhaltenes Tagebuch ausweist, häufig. K. hatte einen lebhaften Geist und war, wie sein vielseitiges Interesse für Kunst und Wissenschaft zeigt, nicht ohne Anlagen. An dem Knaben tadelte die Mutter gelegentlich dessen allzu wildes und ungestümes Wesen. Das Andenken der ausnehmenden Leutseligkeit des späteren Regenten erhielt sich noch lange in einzelnen Volkstraditionen. Mit seiner Gemahlin, die ihm 15 Kinder, 10 Söhne und 5 Töchter schenkte, lebte K. 38 Jahre in glücklicher Ehe. Erst nach deren Tode knüpfte er das Verhältniß zur Gräfin Bernhold an, die ihm eine Tochter gebar. In

seinen letzten Lebensjahren übte die Marquise de Langallerie einen wenig günstigen Einfluß auf ihn aus.

Marburger Staatsarchiv. Rommel, Geschichte von Hessen X. Ungewitter, Leichsermon bei Karls Tod. Ilgen.

Karl, Landgraf zu Hessen-Kassel, war geb. den 19. Dec. 1744 in Kassel, † am 17. August 1836, Sohn des Erbprinzen Friedrich von Hessen, nachherigen Landgrafen Friedrich II., † 1785 (Bd. VII S. 524 ff.) und der Maria, Tochter König Georg II. von Großbritannien. Diese Ehe, 1740 geschlossen, war keine glückliche und ward 1754 getrennt. Die drei Söhne Wilhelm (von 1764 in Hanau und nach dem Tode des Vaters von 1785—1821 in den übrigen hessen-kassel'schen Landen regierend, zuletzt als Kurfürst Wilhelm I.), K. und Friedrich wurden, getrennt auch von der Mutter, erst in Göttingen, nachher vom November 1756 an in Kopenhagen durch König Friedrich V. erzogen. Doch wirkte die Mutter, eine edle Frau, auch aus der Ferne durch fortgehenden brieflichen Verkehr stark auf die Erziehung der Kinder ein, so daß Landgraf K. selbst bekannt hat: „Meiner Mutter, welche ich fast immer als ein göttliches Wesen betrachtet habe, verdanke ich Alles! — Ihren Rathschlägen verdanke ich meine wahre Erziehung und meinen Geschmack am Studium.“ An König Friedrich V. fanden die Kinder einen mächtigen Gönner und einen liebreichen Oheim. Erst 17 Jahre alt machte K. seinen ersten Feldzug unter dem in dänische Dienste getretenen französischen General St. Germain, als nämlich die Russen unter Peter III. 1761 Holstein bedrohten. In seinem 20sten Jahr war er bereits königlich dänischer Major, im 22sten General der Infanterie und Präsident des Kriegsrathes, Großmeister der Artillerie und Chef der Garden und im 30sten 1774 Feldmarschall. 1766 war er schon mit dem Ritterkreuz des Elephantenordens, dem höchsten Orden in Dänemark decorirt. Er war vermählt mit der Prinzessin Louise von Dänemark, der Tochter König Friedrichs V. (geb. 1750), 1768 ward er zum Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein ernannt und erhielt das Schloß Gottorf in Schleswig zum Wohnsitz. In den Jahren 1778 und 1779 nahm er als Freiwilliger Theil im Heere Friedrich des Großen am bairischen Erbfolgekriege. Er war in der Zeit täglicher Tischgenoß des großen Königs und gewann sich dessen ganzes Herz. Die Mittheilungen Landgraf Karls aus dieser Zeit geben einen tiefen Einblick in die Geschichte der letzten Jahre Friedrichs II. Landgraf K. hat seine meiste Zeit auf Gottorf und dem von ihm erbauten Lustschloß Louisenlund zugebracht und bis an sein Ende an der Verwaltung der Elbherzogthümer regen Antheil genommen. Als Schwiegervater König Friedrich VI. von Dänemark war sein Einfluß von hoher Bedeutung. Er war ein Mann von durchaus edlem Charakter und dabei eine liebenswürdige Persönlichkeit. „Rein und wahr, mild und wohlwollend, aber fest und muthig, wo es galt für höhere Güter des Lebens einzutreten. In den oft verwickelten Lagen seines Lebens ist er stets sich selbst und dem, was er als Pflicht erkannt, treu geblieben. Er hat den Beweis geliefert, daß die Wahrheit nicht leicht verkannt wird, wenn der Freimuth aus reiner Quelle kommt und wenn mit dem Wohlwollen die entsprechende Umsicht und Klugheit gepaart ist. Von der Mutter, die selbst eine sehr gebildete Frau, stets dazu angefeuert, hatte er fleißig studirt und behielt bis an sein Ende ein reges Interesse für die Wissenschaft. Er hat sich denn auch mehrfach als Schriftsteller versucht. Von ihm sind verfaßt: „Mémoire sur la campagne de 1788 en Suède“, 1788 (deutsch von Langloß, 1790 auch ins Englische übersetzt); „Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt. Aus dem Franz. eines hohen Ungenannten“ Germanien 1788. Die „Mémoires de mon temps“ sind nach seinem Tode erst 1861 und nur bis zum Jahre 1784 veröffentlicht (aus dem Französischen über-

setzt mit Einleitung von Dr. K. Bernhardi, Kassel 1866). Es ist zu bedauern, daß die Fortsetzung bisher noch nicht veröffentlicht ward. Ferner sind von ihm erschienen: „La pierre Zodiacale du temple de Denderah expliquée“, Copenh. 1824 und „Sur l'Egypte ancienne pour servir de suite la pierre Zodiacale du temple de Denderah“, 1828. Auch sind in den Berichten der schleswig-holsteinischen Bibelgesellschaften und in Vent's Religionsblatt mehrere Reden, die er als Präsident dieser Gesellschaft gehalten, gedruckt. An seinem Hofe war ein reges Leben und er zog vielfach namentlich Gelehrte an sich. Ein eifriger Anhänger der Freimaurerlogen und der Rosenkreutzer, beschäftigte er sich lange auch mit dem Goldmachen. 1814 ward er zum General-Feldmarschall ernannt, 1816 Großcommandeur vom Danebrog. In diesem Jahre feierte er seine goldene Hochzeit unter herzlicher Theilnahme des ganzen Landes und 1827 war es ihm noch vergönnt das seltene Fest des 60jährigen Jubiläums zu feiern. Die Kieler Universität creirte ihn bei der Gelegenheit zum Doctor in allen vier Facultäten. 1834 hatte ihn die allgemeine statistische Gesellschaft in Paris zum Ehrenpräsident und Protector erwählt und desgleichen die Académie de l'industrie agricole daselbst. Die erstere übersandte zugleich eine Ehrenmedaille aus dem von ihm erfundenen Goldmetall und die letztere eine aus Neuplatina. Bei Errichtung der königl. schlesw.-holstein. Regierung auf Gottorf 1834 wurde er zum Oberpräsidenten derselben ernannt. Er starb hochbetagt, 92 Jahre alt, den 17. August 1836. Sein Sohn Karl Friedrich folgte ihm in der Statthalterschaft. Seine älteste Tochter war die Gemahlin König Friedrichs VI. von Dänemark, die zweite Juliane Louise Marie war bis an ihren Tod 1860 Aebtissin vom Kloster in Itzehoe, die jüngste Tochter Louise war vermählt mit dem Herzog Wilhelm von Holstein-Beck, seit 1825 Herzog von Glücksburg, ist die Mutter geworden des 1878 verstorbenen Herzogs Karl von Glücksburg, des Königs Christian IX. von Dänemark und deren fürstlicher Geschwister.

Vgl. Mémoires. Schilderungen und Erlebnisse eines Vielgereisten, H. 1833. I, S. 123. N. Nekrolog d. Deutschen XIV, S. 516. Erslev, Forfatterlexikon I, 276. Suppl. I, S. 294. Kordes, Lübker-Schröder, Alberti, Schriftstellerlex. Carstens.

Karl von Sachsen; Herzog von Kurland, der Sohn Augusts III. von Sachsen und Polen, geb. am 13. Juli 1733, † am 16. Juni 1796 zu Dresden. Nachdem Kurland durch die Gefangennahme und Verbannung Ernst Johann Birons im J. 1740 18 Jahre lang ohne Herzog gewesen und alle Bemühungen der Ritter- und Landschaft für seine Befreiung erfolglos gewesen, faßte August III. den Plan, seinem Lieblingssohn K. die Herzogthümer Kurland und Semgallen zu verschaffen. Er fand dafür die Zustimmung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die, nachdem der junge Prinz selbst in Petersburg gewesen, im J. 1758 in Warschau förmlich erklären ließ, daß sie nie in eine Wiederherstellung der Birons willigen werde. Sie forderte den König selbst auf, seinem Sohne die Herzogswürde zu übertragen und hob den russischen Sequester auf, unter dem die herzoglichen Güter in Kurland sich bisher befunden hatten. Die kurländische Ritterschaft, der es von Seiten des Königs und der Polen dringend nahe gelegt wurde, um die Ernennung des Prinzen K. zum Herzoge nachzusuchen, war in ihrer Stimmung getheilt, viele nahmen besonders an dem katholischen Bekenntniß des Prinzen Anstoß und fürchteten durch seine Erwählung eine Beschränkung ihrer Rechte und größeren Einfluß der polnischen Republik auf Kurland herbeizuführen. Der kurländische Adel beauftragte daher seinen Landesdelegirten in Warschau erst nach Abschluß eines formulirten Vertrages um die Ernennung

des Prinzen K. zum Herzoge im Namen der Ritterschaft zu bitten. Allein, ohne daß es zu einem völligen Abschluß kam, ernannte August III. den 16. Novbr. 1758 seinen Sohn K. zum Herzoge von Kurland und Semgallen und belehnte ihn am 8. Januar 1759 feierlich mit den Herzogthümern. Nachdem er eine sehr allgemein gehaltene Versicherung unterzeichnet, reiste K. nach Kurland ab und hielt am 29. März 1759 seinen feierlichen Einzug in Mitau. Mit dem zusammenberufenen Landtage gerieth der neue Herzog bald in heftigen Streit und die Ritterschaft mußte sich mit gegen ihre früheren Forderungen sehr beschränkten Zugeständnissen des Herzogs zufrieden geben, worauf am 3. November 1759 die feierliche Huldigung der kurischen Stände stattfand. Viele Mitglieder der Ritterschaft blieben Anhänger Birons und leisteten die Huldigung nicht, ja beschwerten sich über den Herzog im Namen ihrer Partei in Petersburg und in Warschau, natürlich vergeblich. Der junge, lebenslustige Herzog führte eine glänzende Hofhaltung und gewann bald immer mehr Anhänger im Lande. Jagden und Feste waren seine Hauptbeschäftigung; höhere geistige Interessen lagen ihm ziemlich fern. Katharina II. entwirft von seiner geistigen Bildung in ihren Memoiren eine recht ungünstige Schilderung. Die eigentliche Leitung der Geschäfte lag in den Händen des Landhofmeisters und königlich polnischen Cabinetsministers O. Chr. v. d. Howen, welcher der eigentliche Vermittler zwischen Vater und Sohn war. K. vermehrte die Zahl seiner Anhänger auch nicht wenig durch seine Zugehörigkeit zu dem vor Kurzem in Kurland eingeführten Freimaurerorden, dessen Ordensmeister er für Polen und Kurland als Herzog wurde. Mit dem Tode Elisabeths gestalteten sich die politischen Verhältnisse ungünstig für den Herzog K. Peter III. rief Biron aus seiner Verbannung zurück, erkannte ihn als Herzog an und wollte ihn bewegen auf Kurland zu Gunsten des Herzogs Georg Ludwig von Holstein-Gottorp zu verzichten. Dazu kam es zwar nicht, aber nach Peter III. Sturz erkannte auch Katharina II. Biron im J. 1762 als Herzog von Kurland an und befahl dem russischen Gesandten Simolin in Mitau die herzoglichen Güter bis zur Rückkehr Birons wieder mit Sequester zu belegen, da sie K. nicht als rechtmäßigen Herzog anerkennen könne und verlangte von August III., er solle seinen Sohn zurückrufen, wogegen dieser sich natürlich auf das Entschiedenste verwahrte. 1763 erschien Biron in Mitau und schrieb einen Landtag aus, auf dem die Versammelten eine feierliche Protestation gegen die aufgedrungene und ungesetzliche Belehnung des Prinzen K. erließen und Biron als ihren einzigen rechtmäßigen Herzog anerkannten. K. wich trotzdem nicht, obgleich russische Truppen in Mitau einrückten. Da auch Biron sich in Mitau aufhielt, befanden sich 4 Monate lang in Mitau zwei Herzöge. Endlich am 27. April 1763 nahm K., dem zuletzt nur sein Palais und die benachbarten Häuser geblieben waren, öffentlich Abschied von seinen Anhängern und verließ unter den Wünschen baldiger Rückkehr die Stadt und das Land. Er hat beide nicht mehr wiedergesehen. Der bald darauf erfolgte Tod August III. raubte K. jede Aussicht auf Wiederherstellung. Er lebte seitdem in völliger Zurückgezogenheit in Dresden und überlebte den Untergang Polens und des Herzogthums Kurland. K. war vermählt mit Franziska, Gräfin Krasinska, mit der er sich im Geheimen und ohne Zustimmung seines Vaters verbunden hatte. Durch seine Tochter Marie Christine, die mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen vermählt war, ist er einer der Stammväter des jetzigen Königs von Italien.

Cruse, Kurland unter den Herzögen, Bd. II. S. 49 ff. Richter, Geschichte der Ostseeprovinzen, Bd. II, Theil 3 S. 165 ff. Lopacinski, Charles de Saxe, Duc de Courlande, Paris 1870. Diederichs.

Karl, Herzog von Lothringen, Cardinal und Bischof von Metz und Straßburg. Geb. zu Nancy am 1. Juli 1567, † 1607. Seine Eltern waren Herzog Karl III. von Lothringen und Claudia, die Tochter Heinrichs II. von Frankreich. In frühester Kindheit dazu bestimmt, die Machtstellung seines Hauses auf kirchlichem Gebiete zu behaupten, wurde er schon in seinem sechsten Jahre von Gregor XIII. zum Coadjutor und Nachfolger seines Oheims, des Cardinals Ludwig von Lothringen, für das Bisthum Metz, welches seit 1494 in den Händen von Lothringern war, ernannt. Seine Erziehung leiteten als Lehrer der Großpropst von S. Dié, Cunin Alix, als Hofmeister Franz Johann von Anglure. Zu Pont-à-Mousson begann, zu Paris vollendete er seine Studien. Obgleich jedoch so seine Bildung eine durchaus französische wurde und obgleich die vor ihm im 16. Jahrhundert in den geistlichen Stand eingetretenen Familienglieder ihr Aufnehmen und ihre Wirksamkeit vorzugsweise innerhalb der französischen Kirche gesucht und gefunden hatten, trachtete sein Vater danach, ihm im deutschen Reiche eine hervorragende Stellung zu erringen. Wahrscheinlich beabsichtigte Karl III. auf diese Weise seines Landes Unabhängigkeit gegenüber Frankreich und Spanien zu befestigen und neue Mittel für die Ziele seiner Politik zu gewinnen. Es gelang, dem jungen Fürsten Canonicate zu Trier, Köln und Mainz sowie (1585) zu Straßburg zu verschaffen, und er nahm an den Sitzen der betreffenden Capitel den zum Antritt der Pfründen erforderlichen Aufenthalt. Die Hoffnung, ihn an die Spitze eines der geistlichen Kurfürstenthümer erhoben zu sehen, muß jedoch bald aufgegeben worden sein, denn seit 1584 wurde seine Erhebung zum Cardinal betrieben, welche den Verzicht auf jene vornehmsten Reichsprälaturen einschloß, da die deutschen Domcapitel insgemein und namentlich die der Kurfürstenthümer damals keinen Cardinal zum Haupte ihres Stiftes erwählen wollten. Am 14. Decbr. 1588 ernannte Sixtus K. zum Cardinaldiacon; am 5. April 1591 machte ihn gelegentlich einer Reise nach Rom Gregor XIV. zum Cardinalpriester mit dem Titel von S. Agatha und bestellte ihn zugleich zum apostolischen Legaten für die Bisthümer Metz, Toul und Verdun sowie für die Herzogthümer Lothringen und Bar. Inzwischen war er auch Abt von S. Victor zu Paris, von S. Mihiel im Stifte Verdun und von Beaupré bei Lüneville geworden und hatte die 1572 säkularisirte Abtei Gorze (1574) erhalten. Ferner war ihm durch den Tod des Cardinals Ludwig das Bisthum Metz zugefallen, dessen Besitz er am 18. Juli 1578 antrat. Die Verwaltung des Stiftes wurde, bis er das canonische Alter erreicht haben würde, vom Papste dem Bischofe Nikolaus Bosmard von Verdun übertragen, dem auf Beschwerde des in solchen Fällen zur Regierung berechtigten Domcapitels dessen Cantor Johann Anetz beigordnet wurde. Schon am 22. August 1585 übertrug jedoch Sixtus ihm selbst die Leitung der weltlichen und 1586 die der geistlichen Angelegenheiten. 1588 belehnte ihn Rudolf II. mit dem Bisthum. In der Hauptstadt desselben seinen Wohnsitz aufzuschlagen, vermochte K. indeß nicht; ohne Zweifel hinderte ihn daran das Mißtrauen der Bürgerschaft und der französischen Könige gegen seinen Vater, welcher danach trachtete, Metz in seine Hände zu bringen. Nur ein einziges Mal, am 29. August 1607, kam K. dorthin. Die Regierung führten nach seinen Weisungen der Weihbischof Fournier, der Vicelegat Nicolaus Viardin und andere Männer seines Vertrauens, durch welche er die kirchliche Restauration mit Nachdruck betreiben ließ. Sein Versuch, auch das Domcapitel einer Visitation zu unterwerfen, scheiterte an dessen Widerstande, obgleich er sich eine eigene päpstliche Vollmacht hatte ausstellen lassen, und ebenso hinderte das Capitel, weil es der Stiftsverfassung zuwider nicht vorher gehört worden war, die Veröffentlichung der die Besserung der kirchlichen Zustände bezweckenden Statuten, welche eine auf Karls Anordnung

im November 1605 zu Metz abgehaltene Generalsynode verfaßt hatte. Geringen Erfolg hatten auch die Bemühungen Karls die Benedictiner-, Prämonstratenser- und Augustiner-Klöster im Bezirke seiner Legation zu reformiren. Um für die Zukunft tüchtige Geistliche heranzuziehen, gründete er an der 1572 errichteten Universität zu Pont-à-Mousson ein Seminar für zwölf Studenten aus dem Metzer Sprengel. In Metz selbst stiftete er dem Orden der Minimi ein Kloster und beförderte die Errichtung eines solchen für die Kapuziner. — Karl III. wünschte, um sein Territorium auch in kirchlicher Hinsicht abzuschließen, zu Nancy ein Bisthum für seine Gebiete errichtet zu sehen. Die Einsprache Frankreichs, welches die Befugnisse der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun nicht schmälern lassen wollte, vereitelte indeß seine Bemühungen. Daher wurde durch eine Bulle Clemens VIII. vom 15. März 1602 nur ein Primatialcapitel geschaffen, an dessen Spitze als erster Primas unser Cardinal trat, welchem das lothringische Bisthum zugedacht gewesen war. — Als sein Vater sich an den liguistischen Kämpfen betheiligte, unterstützte ihn K. nach Kräften mit Geld. Nach dem Tode Heinrichs III. überließ er ihm sogar fast alle seine Einkünfte und verpfändete einen Theil der Metzer, um die Ausschließung Heinrichs IV. vom Throne zu ermöglichen. 1588 wohnte er den Berathungen der Häupter der Ligue zu Nancy an. — In langwierige Händel verwickelte ihn und seinen Vater seine Erwählung zum Bischof von Straßburg. In der Sorge, daß die evangelischen Domherren, welche die katholischen nach Zabern vertrieben und sich durch Neuwahlen verstärkt hatten, nach dem Tode des Bischofs Johann einen Glaubensgenossen an die Spitze des Stiftes berufen könnten, war schon 1590 der Versuch gemacht worden, K. dort die Coadjutorie zu verschaffen. Damals hatten Johann und dessen Anhänger abgelehnt. Nachdem aber Johann gestorben war, und die Protestanten sofort den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum Administrator postulirt hatten, sahen die katholischen Domherren keinen andern Ausweg, als den erneuten Anträgen Karls Gehör zu geben und wählten ihn am 9. Juni 1592 zum Bischof. K. suchte sich darauf mit Waffengewalt des Stiftes zu bemächtigen, doch gelang es ihm nicht, den von der Stadt Straßburg und von evangelischen Fürsten unterstützten Gegner zu vertreiben. Nach einem verwüstenden und erschöpfenden Kriege wurde am 27. Febr. 1593 zu Straßburg ein Vertrag geschlossen, welcher das Stift vorläufig unter die beiden Ansprecher theilte und den Austrag des Streites einer kaiserlichen Commission zuwies. Deren Bemühungen wurden jedoch durch Brandenburg vereitelt. Den Wiederausbruch des Krieges verhütete der durch Heinrich IV. von Frankreich vermittelte Saarburger Vertrag vom 20. Septbr. 1595, welcher im wesentlichen den Straßburger erneuerte. Die Versuche Karls aber, den Kaiser zu durchgreifenden Maßnahmen zu drängen oder von den katholischen Reichsfürsten und Mächten kräftige Unterstützung zu erlangen, blieben erfolglos. Erst am 13. März 1599 ertheilte Rudolf II. dem Cardinal die Belehnung, nachdem dieser darauf verzichtet hatte, seinem jüngeren Bruder, dem Grafen von Vaudemont, die Nachfolge zu verschaffen, und darein gewilligt hatte, daß Erzherzog Leopold zu seinem Coadjutor erwählt wurde. Die Einsicht, daß er auf anderem Wege schwerlich die Beseitigung des Administrators erreichen werde, hatte K. schon 1593 den Gedanken eingegeben, jenen mit Geld abzufinden. Die Versuche, eine derartige Abmachung durch Baiern herbeizuführen, waren indeß mißlungen. Daher schloß K. am 12. Octbr. 1600 zu Oberehenheim einen dahin zielenden Vertrag mit Herzog Friedrich von Wirtemberg, welchem er für seine Vermittelung den Fortbesitz des ihm von Johann Georg verpfändeten stiftischen Amtes Oberkirch zusicherte. Auch hierdurch kam er indeß nicht so bald zum Ziele, dagegen glückte es ihm, dem Administrator die meisten Ortschaften des diesem zugewiesenen

Stiftstheiles zu entreißen, und als der Kaiser im August 1602 ernstlicher für ihn eintrat, wurden Johann Georg und die evangelischen Domherren auf den Besitz der in Straßburg gelegenen Häuser, zweier festen Plätze und des Amtes Oberkirch beschränkt, aus welchem der Brandenburger in Folge von Streitigkeiten den Herzog von Wirtemberg vertrieben hatte. Dieser verband sich nun durch einen zu Molsheim am 10. Octbr. 1602 geschlossenen Vertrag, welcher zugleich den von Obernehenheim erneute, mit K. und dessen Capitel zum Kampfe gegen die protestantische Partei, doch wurde er von der Eröffnung desselben durch die Einwirkung Heinrichs IV. zurückgehalten, während zwischen den Lothringern und den Brandenburgern seit dem December 1602 der Krieg — freilich ohne Nachdruck und mit wenig Erfolgen — erneut wurde. Anfang April 1603 bewirkte Heinrich IV., der sich des Streites annahm, um den Erzherzog Leopold von der Nachfolge auszuschließen, nach Vermittelung eines Waffenstillstandes ein Uebereinkommen, welches den gütlichen Austrag der Besitzfrage herbeiführen sollte. Dasselbe wurde jedoch ebenso wenig vollzogen wie ein neuer, vom Kaiser verschiedenen Reichsfürsten ertheilter Auftrag zur Unterhandlung. Erst im folgenden Jahre gelang es dem Herzoge von Wirtemberg den von seinem eigenen Hause, von der Union und von Straßburg verlassenen Administrator sowie die evangelischen Domherren zur Annahme der immer wiederholten Friedensanerbietungen Karls zu bewegen und am 22. Novbr. 1604 wurde darauf zu Hagenau ein Vertrag zwischen dem Cardinal und dem katholischen Capitel einerseits, dem Administrator, den evangelischen Domherren und der Stadt Straßburg andererseits geschlossen. Johann Georg verzichtete gegen eine bedeutende Geldsumme auf seine Ansprüche; mit den ihm anhängenden Domherren wurde, da sie den Rücktritt verweigerten und die Katholiken sie nicht als Domherren anerkennen wollten, ein fünfzehnjähriger Waffenstillstand vereinbart; die Stadt Straßburg erkannte den Cardinal und das katholische Capitel als allein berechtigt an und es wurde ihr dafür außer der Zusicherung aller ihrer den Bischöfen gegenüber hergebrachten Rechte der Besitz der ihr während des Bisthumsstreites von den evangelischen Domherren abgetretenen Güter und Einkünfte unter gewissen Vorbehalten gewährt. Das Amt Oberkirch ging in den Pfandbesitz des Herzogs von Wirtemberg über. So gelangte K. endlich mit schweren Verlusten des Stiftes zum ruhigen Besitze desselben. Da der Rath von Straßburg im Dome den katholischen Gottesdienst nicht gestattete, verlegte K. den Sitz des Capitels nach Molsheim, wo er verschiedene Klöster und ein Knabenseminar gründete und dem von seinem Vorgänger gestifteten Jesuitencolleg mannigfache Förderung zuwandte. Die Erhaltung des Katholicismus und die Fortführung der von Bischof Johann begonnenen Restauration ließ er sich seit seiner Erhebung im ganzen Stifte, soweit seine Macht reichte, mit Eifer angelegen sein, obgleich er dasselbe nur selten besuchen konnte. Seit jener 1591 unternommenen Reise nach Rom war nämlich K. schwer leidend. Er konnte nicht mehr gehen noch reiten noch fahren, sondern mußte sich stets in einer Sänfte tragen lassen. Bald wurde er von einer Lähmung befallen, welche nur der Zunge Bewegung übrig ließ, und dazu gesellten sich furchtbare Schmerzen. Man vermuthete, er sei vergiftet worden; vermuthlich war er von einem Rückenmarksleiden heimgesucht. Im J. 1602 befand er sich besser, war frei von Schmerzen und konnte die Hand zum Schreiben gebrauchen; durch eine Exorcisation, welche Mailänder Hieronymiten, die sich wegen mancher auf solchem Wege erzielter Wundercuren großen Ruhmes erfreuten, im J. 1604 an ihm vornahmen, fühlte er sich noch weiter erleichtert, doch blieb er nach wie vor zu Nancy ans Lager gefesselt, bis ihn am 24. Novbr. 1607 der Tod erlöste. K. wird von allen seinen Geschichtsschreibern wegen seiner außerordentlichen

Fähigkeiten und seiner vortrefflichen Eigenschaften hoch gerühmt, sein Vater besprach mit ihm oft, an seinem Bette sitzend, die politischen Angelegenheiten. „Er hatte“, sagt Meurisse, „einen ausgezeichneten Geist, ein sicheres Urtheil, große Erfahrung in den Staatsgeschäften und ein sehr glückliches Gedächtniß, zugleich war er ungemein sanft, herablassend, gütig, fromm und freigebig; er trug große Sorge um seine Unterthanen und besuchte sie oft, um ihre Klagen anzuhören, und er richtete seinen Geist mit Sorgfalt auf Alles, was die Ehre Gottes und das Heil der Seelen betraf.“ Unter den deutschen Protestanten seiner Zeit erwarben ihm die furchtbaren Grausamkeiten, welche die lothringischen Soldaten im Straßburger Stiftskriege verübten, einen üblen Namen, indeß ist es nicht ihm beizumessen, wenn die Truppen seines Vaters, noch dazu durch gleiche Schandthaten gereizt, die Gräuel der französischen Religionskriege nach Deutschland übertrugen.

Calmet, Histoire de Lorraine, V und VII; Meurisse, Histoire des evêques de l'église de Metz; Tabouillot, Histoire générale de Metz, III; Ciaconius, Vitae et res gestae Pontificum R. et cardinalium, IV; über den Straßburger Streit und die darauf bezüglichen Quellen s. Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, IV und V. Stieve.

Karl, Herzog von Lothringen, kaiserlicher Generallieutenant, geb. am 3. April 1643 zu Wien, † am 18. April 1690 zu Wels. Nikolaus Franz, Bruder des regierenden Herzogs von Lothringen und Bar, Karl IV., und Claudia, die Tochter des Oheims dieser beiden Prinzen, waren die Eltern Karls, welcher in seinem Geschlechte der fünfte dieses Namens ward. Es würde zu weit führen, hier des Ränke- und Intriguenspieles zu gedenken, welches von Seite des französischen Hofes angezettelt wurde, um Veranlassung zur heißersehnten Incorporirung des Herzogthums in Frankreich zu geben, und Herzog Karl IV., ein tapferer Soldat, aber einer der sonderbarsten und launenhaftesten Charaktere, war eher geeignet, der Intrigue in die Hände zu arbeiten, als sie unschädlich zu machen. Im J. 1634 (31. März) entzogen sich die Eltern unseres K., Franz und Claudia dem omnipotenten Willen des französischen Ministers Richelieu durch die Flucht. Sie entkamen verkleidet aus Nancy, gingen zuerst nach Florenz, wo sie drei Jahre blieben, sodann von dort nach München und ließen sich endlich zu Wien nieder. Hier erblickte K. das Licht der Welt. Er ward in den Kinderjahren mit dem nachmaligen Kaiser Leopold erzogen und brachte seine Jünglingsjahre theils in Wien, theils in Brüssel und Paris zu. Französisches Staatsinteresse wollte ihn vermählen und es kamen mehrere Prinzessinnen für diese Ehe in Vorschlag. Besonders die Prinzessin von Nemours, mit welcher er sogar durch Procuration vermählt worden war. Sein Oheim Karl IV. mißgönnte ihm jedoch die Nachfolge, welche nach dem im J. 1658 erfolgten Tode seines 19jährigen Bruders Ferdinand für ihn in Aussicht stand und wünschte sie dem eigenen nicht successionsfähigen Sohne, dem Prinzen Karl Vaudémont, zuzuwenden*); er umgarnte deshalb den Neffen mit Intriguen aller Art, und da seine Verhandlungen betreffs des Herzogthums mit dem Hofe von Versailles eben auch nicht die Billigung des jungen Prinzen K. fanden, derselbe in Folge dessen von Feinden und Nachstellungen umgeben war, blieb ihm nichts übrig als gelegentlich eines Maskenfestes den französischen Hof heimlich zu verlassen und über Besançon nach Rom, wo er den Papst für seine Angelegenheiten zu interessiren versuchte, dann

*) Geboren im Jahre 1649, entstammt der zweiten Ehe des Herzogs mit Madame de Cusance, Wittwe des Prinzen von Cantecroix, welche der lothringische Fürst noch zu Lebzeiten seiner legitimen Gattin (im April 1637) geheirathet. Der Papst hatte diese zweite Ehe für ungiltig erklärt.

über Venedig und München nach Wien zurückzukehren (1662), um dort den Gang der Ereignisse abzuwarten. Am 25. Januar 1664 wurde dem Herzoge vom Kaiser Leopold das Kürassierregiment Walter verliehen und er darüber zum wirklichen Obristen bestellt, mit welchem er den Feldzug gegen die Türken mitmachte und sich in der Schlacht bei St. Gotthard (1. August 1664), wo er persönlich eine Standarte eroberte, rühmlichst hervorthat. Im J. 1668 bewarb sich der Herzog um die durch Abdankung Johann II. erledigte polnische Krone, wobei ihn auch Kaiser Leopold und sein Oheim Herzog Karl IV. unterstützten, nicht ohne Hoffnung, unterlag jedoch bei der Wahl dem polnischen Fürsten Michael aus dem Hause Viesnowiski, an welchen auch die Schwester des Kaisers, die Erzherzogin Eleonora Maria, um deren Hand K. geworben hatte, vermählt wurde. Im J. 1670 (24. April) ernannte ihn der Kaiser zum General über die Cavallerie; er focht in den folgenden Jahren, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausgebrochen war (1673—1674), am Rhein und in den Niederlanden, wo er bei Seneffe (11. August 1674) eine Kopfwunde erhielt. Im J. 1674 war eine erneuerte Bewerbung Seitens des Herzogs um den, durch den gegen Ende des Jahres erfolgten Tod des polnischen Königs Michael Viesnowiski erledigten polnischen Thron erfolgt, doch scheiterte diese, obwol die Königin Wittwe Eleonora und der Kaiser lebhaft dafür eintraten an den französischen Intriguen und der Abneigung des polnischen Reichstages einen Ausländer als König zu wählen, und Großmarschall Johann Sobieski ward am 21. Mai zum Könige ausgerufen. Als Herzog Karl IV. von Lothringen, in dessen Lande die Franzosen hausten, gerade im Begriffe sich in der Pfalz mit Montecuccoli's Heer zu vereinigen, im Dorfe Alembach bei Birkenfeld in der Nacht vom 17. zum 18. September 1675 einem Schlaganfalle erlag, befand sich sein Neffe und Nachfolger bei dem kaiserlichen Heere in der Gegend von Lauterburg, und Montecuccoli gab ihm, auf die von Oberst Mercy im Auftrage des Prinzen Vaudémont überbrachte Todesnachricht, ein Cavalleriecorps mit, um sich von den lothringischen Truppen anerkennen zu lassen, im Falle er bei diesen auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Die lothringischen Regimenter leisteten dem neuen Herzoge den Eid der Treue und der Prinz Vaudémont selbst beeilte sich das Gelöbniß der Anerkennung zu leisten. Letzterer erlangte jedoch von diesem Vorgehen nicht das, was er erhofft hatte, denn der neue Herzog weigerte die von ihm selbst früher gutgeheißene Bestimmung seines verstorbenen Oheims bezüglich der Abtretung einiger Territorien an den Prinzen anzuerkennen. Es geschah dies von Karl V. wol im Interesse seines Landes, das er übrigens niemals zu sehen bekam. Die meisten Mächte erkannten den jungen Herzog an, Frankreich verweigerte selbstverständlich diese Anerkennung. Der Herzog war siegend aus den Hauptgefechten jener Feldzüge hervorgegangen, hatte in dem Befehl über die Reiterei, den er von Spork übernommen und in jedem vorhergegangenen Auftrag so viel Einsicht und Geschicklichkeit gezeigt, daß Montecuccoli trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre ihn dem Monarchen als den Würdigsten nennen durfte, um ihm den Feldherrnstab zu übergeben. Am 18. December 1675 ernannte der Kaiser den Herzog auch zum Feldmarschall über alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß. Nach den Gefechten bei Zabern (12. und 15. September 1675) hatte K., welcher nach Uebernahme des Commandos von Montecuccoli ein ungefähr 40,000 Mann starkes Heer befehligte (eingerechnet die lothringischen Regimenter, welche vier Gardecompagnieen, zwei Dragonerregimenter und sieben andere Cavallerieregimenter, im Ganzen 5700 Mann stark waren), die Absicht, in Lothringen selbst einzudringen, doch er entschied sich zuvor Philippsburg einzunehmen, welches er ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die er vor sich sah, vom 23. Juni 1676 an belagern ließ, während er selbst den Marschall von Luxemburg beob-

achtete, der den Platz zu entsetzen suchte. Letzterer zog sich, um den Prinzen wegzulocken, gegen Breisgau und bedrohte Freiburg, aber K. kam ihm dahin zuvor, während Friedrich von Baden die Belagerung fortsetzte. Die Umstände waren nicht günstig, denn im kaiserlichen Heere begann sich schon Mangel an Munition und Proviant fühlbar zu machen. Die Belagerung drohte sich in die Länge zu ziehen, da der tapfere französische Befehlshaber du Fay alles aufbot, um den Platz widerstandsfähig zu erhalten. Endlich, nachdem K. mit dem Hauptheere zurückgekehrt, der Festung sämmtliche Zufuhren abgeschnitten waren, capitulirte dieselbe am 11. September 1676. Während die Armeen mit verschiedenem Erfolge gegeneinander kämpften, waren die Diplomaten zu Nymwegen versammelt. Die Vertreter des Herzogs, nach vielen Bemühungen endlich zugelassen, hatten von den französischen Unterhändlern die Bedingungen zu erfahren verlangt, unter welchen ihr Souverän Lothringen und Bar dem angestammten Herrscher zurückzugeben geneigt sei. Nach mehreren Monaten Zuwartens erhielten sie endlich einen vom französischen Monarchen selbst redigirten Vertragsentwurf, in welchem König Ludwig dem Herzog folgende Bedingungen stellte: An Frankreich seien abzutreten: 1. die Stadt Nancy; 2. der Platz von Longwy und dessen Gerichtsbezirk; 3. das nothwendige Terrain, um Militärstraßen von Verdun nach Metz, von Metz nach Zabern und Nancy, von Nancy nach dem Elsaß, in die Franche Comté und in die Champagne zu etabliren, wobei außer dem für die Straße nothwendigen Terrain das Territorium aller jener Ortschaften beansprucht wurde, welches sie zu durchziehen hätte, — dagegen sollte der Herzog die Stadt Toul und einen kleinen Landstrich von den drei Bisthümern erhalten. Die lothringischen Vertreter lehnten diese Bedingungen ab. Der Krieg ward fortgesetzt; K. hatte auf seine Fahnen die Devise „aut nunc aut nunquam“ gesetzt, es gelang ihm aber nicht seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben. Endlich machten Holland und Spanien Frieden und auch das Reich folgte am 5. Februar 1679; in dem abgeschlossenen Vertrage bezogen sich die Artikel 12—22 auf Lothringen u. z. in der oben erwähnten Weise, jedoch sollte die abzutretende Militärstraße keine größere Breite erhalten als eine halbe Lieue. Der lothringische Vertreter protestirte dagegen, erklärte aber, daß trotzdem der Herzog nicht mehr Gegner des Königs sein wolle, und als neue Unterhandlungen die Bedingungen nicht änderten und selbst das Angebot Seitens des Kaisers der Schleifung von Philippsburg die Zurückgabe von Nancy nicht erwirken konnte, so entschloß sich der Herzog lieber sein Land zu meiden, als sich solchen Bedingungen zu fügen. Schon im J. 1676 offerirte Herzog Karl V. die gänzliche Einverleibung der lothringischen Truppen „in die kaiserliche Armada“. Es erhoben sich jedoch Schwierigkeiten dagegen; namentlich klagten die kaiserlichen Generale (Capliers, Bournonville, Caprara u. A.) über die Ausschreitungen und die Indisciplin der lothringischen Truppen, welche zudem keine Befehle der kaiserlichen Commandanten respectiren wollten. Nach dem Frieden von Nymwegen wurden die „Lothringischen Völker“ anfänglich auf 2000 Mann, im August 1679 auf ein Reiterregiment zu 1000 Pferden reducirt und in das kaiserliche Heer übernommen; der Rest ward entlassen. Am 6. Februar 1678 hatte Herzog K. mit der verwittweten Königin von Polen, Schwester des Kaisers Leopold, Erzherzogin Eleonora Maria, zu Neustadt das Beilager gehalten. Der Kaiser hatte ihm in Tirol und in Burgau für fast 100,000 Thaler Einkünfte und seinen und seiner Gemahlin Wohnsitz in Innsbruck angewiesen. Dort brachte K. mit kurzen Unterbrechungen fünf seiner glücklichsten Jahre zu und seine Frau gebar ihm außer dem erstgebornen Leopold (11. September 1679) noch eine Tochter und vier Knaben, von welchen drei den Vater überlebten. Schweren Herzens verließ der Herzog diesen stillen Aufenthalt, die geliebte Gattin und die Kinder,

um auf den Kampffeldern wieder zu erscheinen; aber des Reiches Schutz erforderte dringend seine Gegenwart. Der nach dem Siege von St. Gotthard zu Vasvar am 10. August 1664 mit der Pforte auf 20 Jahre geschlossene Friede hatte den österreichischen Grenzländern vor den türkischen Einfällen keine absolute Sicherheit gebracht. Die Pascha's, welche in den Grenzdistricten commandirten, machten ungestraft Raubzüge bis an die Grenzen von Mähren und Innerösterreich, und der Kaiser im Kriege mit Frankreich mit seinen Kräften auf das Aeußerste engagirt, durch die ungarischen Aufstände beunruhigt, besaß nicht die Machtmittel den Erbfeind für immer unschädlich zu machen. Die Diplomatie versuchte noch jeden offenen Bruch mit der Pforte zu vermeiden, um die Verlegenheiten der arg geschwächten Erbländer nicht noch weiter zu vermehren. — Alle Anstrengungen, das gute Einvernehmen mit der Pforte zu erhalten, scheiterten jedoch. Ludwig XIV. und Graf Tököly drängten durch ihre Intriguen den Sultan zum Kriege und dieser versammelte unter Kara Mustapha in der Ebene von Adrianopel eines der zahlreichsten Heere, welches die Pforte je aufgeboten (über 200,000 Mann). Der Kaiser hatte in Folge der Berichte, die ihm Ende des Jahres 1682 zugekommen, für seine und des Reiches Sache, die Hilfe des letzteren in Anspruch genommen und bei den befreundeten Höfen Alliirte gesucht. Polen sagte diese in dem am 31. März 1683 abgeschlossenen Allianztractat bereitwilligst zu, der Papst gewährte bedeutende Geldmittel. Zugleich wurden die Grenzfestungen Leopoldstadt, Komorn und Raab in Vertheidigungsstand gesetzt. Das kaiserliche Heer versammelte sich unter dem Commando des Generallieutenants Herzog K. Anfang Mai auf der Kittsee'erhaide: bei der traurigen Finanzlage hatte man nur 11 schwache Cavallerie- und 13 Infanterieregimenter aufzubringen vermocht, welche die von einigen Magnaten auf eigene Kosten geworbenen Compagnien verstärkten. Das ganze Heer betrug nicht viel mehr als 30,000 Mann. Der Kaiser musterte dasselbe in Gegenwart der Kaiserin und des jungen Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Lothringen ließ Neuhäusel berennen (3. Juni), mußte aber, da sich das Hauptheer der Türken näherte, die Belagerung aufheben (10. Juni). Er bezog eine Beobachtungsstellung diesseits der Raab. Der Großvezir hatte sich die Reichshauptstadt Wien als Operationsziel gesetzt, eine kleinere Heeresabtheilung, verstärkt durch die Anhänger Tököly's, sendete er in die Gegend des Neusiedlersees und an die Leitha. Dem Herzog erübrigte nichts als mit seinem kleinen Heere den Rückzug auf Wien anzutreten; er theilte dasselbe, das Fußvolk und die Artillerie ging am linken Donauufer, er selbst mit der Reiterei am rechten Ufer hinauf. Bei Petronell (unweit Hainburg) ereilen ihn die Spitzen des Türkenheeres. In dem Reitergefechte kämpft Prinz Eugen von Savoyen zum ersten Mal unter den kaiserlichen Estandarten; sein Bruder Julius Ludwig, Oberst eines Dragonerregiments, wird schwer verwundet und stirbt sechs Tage später zu Wien. Am 8. Juli früh langte endlich der Herzog in Wien an und lagerte die Truppen auf der Donauinsel in der Leopoldstadt, um sich dort mit den theilweise auf Wagen transportirten Fußtruppen, die unter Leslie und Schulz heranrückten, zu vereinigen. Am 13. Juli erschienen die türkischen Vortruppen vor Wien, am 15. Juli war der Aufmarsch ihrer Armee und das Lager beendet, zur Vollendung der Einschließung fehlte nur noch die Besetzung der nächst Wien gelegenen Inseln und des linken Stromufers. In jenem Terrain hielt sich der Herzog bis zum 16. Juli. Einige Compagnien hatte er schon am 10. Juli zur Verstärkung der Wiener Garnison abgegeben und behufs der Vorposten in den Vorstädten Cavalleriedetachements abgesendet, doch war seine Macht in Folge der täglich neu eintreffenden Truppen aus Ungarn noch stark genug, um die ununterbrochenen Versuche der Türken, sich am linken Ufer festzusetzen, energisch abzuweisen. Als aber Graf Rüdigier Stahremberg weitere Verstärkung für Wien

verlangte und der Herzog in Folge dessen mehr als 12,000 Mann Infanterie abgab, mußte er seinen Plan, die Verbindung der Stadt mit dem Flachlande durch Behauptung der Taborau und Leopoldstadt zu erhalten, aufgeben und verließ unter lebhaften Gefechten am 16. Juli seine Stellung und zog sich vollständig auf das linke Stromufer, wo er bei Jedlersee Aufstellung nahm. Den Rückzug deckte General Schulz, welcher die große Donaubrücke sodann zerstören ließ. Nach Abzug der Kaiserlichen setzten sich die Türken in der Leopoldstadt fest und am 18. Juli war die vollständige Cernirung Wiens Thatsache. Tököly hatte auf die Nachricht der Einschließung von Wien mit 14,000 Ungarn und 6000 Türken unter den Pascha's von Erlau und Großwardein über die Waag gesetzt, rückte über Tyrnau, stand plötzlich vor Preßburg und belagerte das Schloß, nachdem ihm die Stadt die Thore freiwillig geöffnet hatte. Auf die Nachricht von Tököly's Annäherung hob der Herzog das Lager bei Jedlersee auf, rückte an die March (26. August) und entsetzte am 29. August das Schloß von Preßburg, indem er die Armee der Türken und Rebellen unter Verlust ihres ganzen Gepäckes in die Flucht jagte. Nach Tököly's Vertreibung kehrte Herzog K. in das Lager am Bisamberge zurück. Hier erhielt er sich und beunruhigte durch Entsendung unternehmender Parteigänger die Verbindungen der türkischen Belagerungsarmee. Mittlerweile sammelten sich bei Krems die deutschen Hilfsvölker und die Spitzen des polnischen Heeres unter dem Könige Johann Sobieski hatten am 30. August Hollabrunn erreicht. Die Concentrirung des Entsatzheeres erfolgte bei Tuln, dieselbe war am 8. September vollständig beendet. Dasselbe war ca. 84,000 Mann stark und führte 168 Geschütze. Den rechten Flügel bildeten die Polen (27,000 Mann). Die kaiserliche Armee, durch erhaltene Verstärkungen beinahe ebenso zahlreich, bildete unter Herzog K. den linken Flügel, im Centrum standen die Reichsvölker (30,000 Mann). Am 9. September wurde der Marsch gegen Wien angetreten und am 11. September befand sich der linke Flügel des Heeres bereits auf den die belagerte Stadt gegen Westen umschließenden Höhen. Der Morgen des 12. September 1683 beleuchtete den Beginn jener denkwürdigen Entsatzschlacht unter den Mauern Wiens, deren siegreicher Ausgang abendländische Cultur und Gesittung vor der Barbarei des Halbmondes rettete. Herzog K. hatte in der Nacht den Feldm.-Lieut. Croy mit einigen Infanteriebataillonen und leichtem Geschütz an den Abhang des Kahlenberges vorgeschoben, um den Angriff am folgenden Morgen vortheilhaft einzuleiten. Das sich hier entspinnende Gefecht rief bald den Polenkönig, der die Nacht auf dem rechten Flügel verbracht hatte, herbei, die Corps traten unter Waffen und stellten sich in Schlachtordnung, wobei das Fußvolk in die beiden ersten Treffen, die Reiterei in Reserve kam. Die Türken mußten, nachdem der am linken Flügel begonnene Angriff von den Sachsen kräftig unterstützt worden, von Aufstellung zu Aufstellung weichen und wurden zuletzt durch Nußdorf bis auf die Anhöhen hinter Heiligenstadt zurückgeworfen. Das Centrum folgte, ohne Widerstand zu finden, der Bewegung des linken Flügels und gegen Mittag waren beide Heerestheile am Fuße des Gebirges vereinigt, die Kaiserlichen hatten das Dorf Heiligenstadt vor ihrer Front. Der Herzog ließ jetzt die weitere Vorrückung einstellen, um den ermüdeten Truppen Rast zu geben und den rechten Flügel zu erwarten, welcher sich über Neustift und Dornbach in die Linie entwickeln sollte, um diese Zeit aber noch in den Defiléen des Waldgebirges steckte. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als die polnische Armee vom Könige geführt aus dem Dornbacher Walde hervorkam. Bei dem Debouché aus demselben wurde sie von den Türken, welche dort eine sehr vortheilhafte, durch mehrere Batterien verstärkte Stellung innehatten, auf das heftigste angegriffen und auf ihre Reserve zurückgedrängt, in welcher auf den Wunsch des Königs je ein Regiment Kaiserliche, Baiern, Franken und Sachsen,

ferner das Kürassierregiment Styrum unter General Dünewald eingetheilt war. Obgleich Kara Mustapha bedeutende Verstärkungen hier in den Kampf brachte, so war doch die polnische Armee durch die Unterstützung der deutschen Bataillone und durch unter General Rabatta geführte frische kaiserliche Truppen hinreichend gestärkt und konnte bald wieder zum Angriff vorgehen. Herzog K. ließ, sobald er wahrnahm, daß der rechte Flügel Terrain gewann, das Gefecht wieder aufnehmen, das Centrum that das Gleiche. Die Kaiserlichen rückten über Nußdorf vor. Dieser Verlust brachte die Türken in arge Verwirrung. Sie zogen sich, neuerdings angegriffen, die Höhen von Döbling aufgebend, gegen den Ort Döbling zurück, während die Kaiserlichen unter Herzog K., die sächsischen und fränkischen Truppen sich auf der Plaine entwickeln konnten. Aber auch Döbling ward im heftigen Kampfe eingenommen, die Kaiserlichen besetzten diesen Ort, die Sachsen und Franken stürmten die große Schanze (Türkenschanze), welche die Türken gegen Sievering und Grinzing errichtet hatten. Die Baiern rückten über Sievering gegen Währing und Hernals vor, die Polen endlich mit ihrer Flügelcolonne auch von Hütteldorf vorbrechend, marschirten gegen die Ufer der Wien, woselbst ihnen die Ebene Gelegenheit bot, ihre zahlreiche und ausgezeichnete Reiterei zu verwenden. Aller Widerstand türkischer Seits war vergebens, die Wege nach der Stadt standen offen. Als der türkische Großvezier sah, daß die Schlacht verloren, überließ er das Commando dem Pascha von Ofen und suchte die Reste des Heeres, die noch in den Laufgräben waren, zu sammeln, um womöglich das Belagerungsgeschütz zu retten. In wilder Flucht verließen die Türken ihre Stellung; gegen 6 Uhr Abends hatte die 61tägige Belagerung Wiens ihr Ende erreicht. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden brachte an der Spitze einiger Regimenter, durch die Roßau voreilend, den Bewohnern Wiens die Siegesnachricht. — Am 17. September begann erst die Verfolgung des Feindes und die Vorwärtsbewegung gegen Ungarn; am 7. October befand man sich in der Gegend von Párkány, wo am selben Tage die polnische Armee mit empfindlichem Verluste von den Türken geschlagen wurde, jedoch am 9. October nach Vereinigung mit der kaiserlichen Armee unter Herzog K. diesen Unfall wett machte und Párkány mit stürmender Hand genommen ward, was am 27. October nach 5tägiger Belagerung auch die Oeffnung der Thore von Gran zur Folge hatte. Nach diesen Erfolgen verlegte König Johann sein Heer in die Winterquartiere nach Oberungarn und begab sich für seine Person nach Krakau. Die Kaiserlichen nahmen die Winterquartiere theilweise in Ungarn und in den Erbländern, die Baiern und übrigen deutschen Hilfsvölker rückten in die Heimath ab. Im Feldzuge des Jahres 1684 eroberte Herzog K. Visegrad, machte den 27. Juni die Türken bei Waitzen feldflüchtig, begann die Belagerung von Ofen am 15. Juli. Die Erstürmung der Wasserstadt erfolgte am 20. Juli. Der empfindliche Mangel, welcher sich im kaiserlichen Heere fühlbar machte, nöthigte jedoch am 30. October zur Aufhebung der Belagerung und zur Verlegung des Heeres in die Winterquartiere. Im J. 1685 war Herzog Karls erste Unternehmung die Belagerung von Neuhäusel, welche am 7. Juli begann; am 19. August wurde dieser feste Platz mit stürmender Hand genommen. Der Herzog hatte nur einen Theil des Heeres vor Neuhäusel zurückgelassen und sich gegen den, Gran mit 60,000 Mann belagernden Seraskier gewendet, den er am 16. August vollständig in die Flucht schlug; nach seiner Rückkunft ward der entscheidende Sturm auf Neuhäusel unternommen, der auch zur Bezwingung desselben führte. Am 18. Juni des Feldzugsjahres 1686 begann von Neuem die Belagerung von Ofen. Vereinigt mit Maximilian von Baiern und den brandenburgischen Hilfsvölkern erschien das Belagerungsheer vor diesem Hauptbollwerk der türkischen Macht in Ungarn. Am 2. September wurde dasselbe nach verschiedenen miß-

glückten Entsatzversuchen der Türken endlich erstürmt. Der Feldzug des Jahres 1687 brachte dem kaiserlichen Heere beim Berge Hárşany (Mohacs) am 18. August einen entscheidenden Sieg. Nach diesem den türkischen Waffen beigebrachten empfindlichen Schlage ging Herzog K. nach Preßburg, um der Krönung des Erzherzogs Josef beizuwohnen und sich auf den folgenden Feldzug vorzubereiten. Da ihn jedoch Krankheit hinderte an dessen Eröffnung selbst Theil zu nehmen, so führte Kurfürst Maximilian den Oberbefehl in Ungarn, wo ihn der Wiedergenesene im Lager von Belgrad zwar besuchte, aber seine angefangenen Unternehmungen bald wieder allein fortsetzen ließ. Im J. 1689 war der Krieg gegen Frankreich wieder ausgebrochen und der siegreiche Feldherr in den Türkenkriegen der vorangegangenen Jahre erbat vom Kaiser in dem Feldzuge gegen jenen Souverän, der ihm in seinen eigenen Interessen stets feindlich gegenüber getreten, den Oberbefehl über das vereinigte kaiserliche und deutsche Heer und begann die Belagerung von Mainz am 16. Juli. Nach sehr tapferer Gegenwehr des französischen Befehlshabers Marquis von Uxelles erfolgte am 18. September die Capitulation dieses Platzes. Da indeß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg Kaiserswerth erobert, Neuß besetzt und die französischen Truppen aus Köln und Jülich vertrieben hatte, so vereinigte sich Herzog K. mit ihm zur Belagerung von Bonn (16. September), das am 9. October bestürmt, am 12. October capitulirte. Nach Beendigung dieses Feldzuges ging Herzog K. zu seiner Familie nach Innsbruck; jedoch genoß er der Ruhe nicht lange, denn schon zu Anfang des Jahres 1690 lud ihn der Kaiser zu wichtigen Berathungen nach Wien. Auf der Reise dahin erkrankte er in Wels und starb daselbst am 18. April 1690, wo vor 172 Jahren (12. Januar 1519) Maximilian I., der Ahnherr der neueren Habsburger, verschieden war. Der älteste von Herzog Karls Söhnen, Leopold Josef, 1679 zu Innsbruck geboren, gelangte durch den Frieden von Ryswik (1697) wieder in den Besitz des Herzogthums Lothringen und wurde der Vater Franz Stefans, des Gemahls der letzten Habsburgerin Maria Theresia, wodurch das Haus Lothringen und zwar zuerst in der Person Josefs II. zu den Thronen Oesterreichs gelangte. Herzog K. war groß und wohlgestaltet, er hatte vornehme Züge und eine imponirende Haltung. Reich mit Verstand begabt, verband er mit einem reifen und gerechten Urtheil Ernst und Bescheidenheit. Er sprach wenig. In den Staats- und Kriegsactionen vereinte er Entschiedenheit und Raschheit mit Umsicht. Außer den großen militärischen Eigenschaften, die ihm in hohem Grade eigen waren, besaß er jene eines hervorragenden Politikers. Gewissenhaft hielt er seine Versprechungen; ein treuer und ergebener Freund, war er gegen seine Feinde nicht unversöhnlich. Er nahm die Hochachtung all' der Vielen mit ins Grab, gegen welche er gekämpft hatte und Louis XIV. soll von ihm gesagt haben: „Herzog K. sei der größte, klügste und edelmüthigste seiner Feinde gewesen."

Mémoires du marquis de Beauvau. Cologne 1688. Digot, Histoire de Lorraine, 2. édition. Nancy 1880. Huhn, Geschichte Lothringens. Berlin 1878. Reilly, Skizzirte Biographien der berühmtesten Feldherren Oesterreichs. Wien 1813. Röder, Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken, I. Karlsruhe 1839. Uhlich, Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens. Wien 1783. Camesina, Wiens Bedrängniß im Jahre 1683 (Aus Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien, Bd. VIII. Wien 1865). K. A.

Karl Eugen von Lothringen s.: **Lambesc**, Karl Eugen.

Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. am 26. November 1679, † am 28. November 1747, succedirte seinem Bruder, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, am 31. Juli 1713. Er hatte, nach Beendigung einer größeren

Tour durch Deutschland, England, Holland und Frankreich, sich im J. 1706 zu Karl XII. von Schweden begeben und diesen auf seinen polnischen Feldzügen begleitet. Zur Regierung gelangt, erbte er seines Bruder Streitigkeiten mit der durch den nordischen Krieg sehr verarmten Ritterschaft und mit den Strelitzer Fürsten über den Steuermodus der Stände und die Theilnahme an den Landtagen, sowie über die Bildung einer stehenden Kriegsmacht. K. L. versuchte den Ständen gewaltsam entgegen zu treten, indem er Contributionsschreiben ohne ihre Bewilligung erließ, das Militär zu vermehren suchte und überhaupt die Beschränkungen, welche die Stände ihm entgegensetzten, zu beseitigen strebte. Um die erforderlichen Mittel zu erhalten, machte er 1715 den Versuch, einen Theil der Domänen zu vererbpachten, was ihm aber, da es dabei eben nur auf Geld abgesehen war, nicht gelang. — Als nun am 23. April 1716 die Stadt Wismar capitulirt hatte und von dänischen, preußischen und hannoverschen Truppen besetzt war, hatte sich K. L. eben, am 19. April, mit Peters des Großen Nichte Katharina Iwanowna vermählt, und dies gab Peter d. Gr. willkommenen Anlaß, 9000 Russen in Mecklenburg einrücken zu lassen, welche wieder für das Streben des Herzogs eine Stütze wurden. Er versuchte die Landräthe, Landmarschälle und den engeren Ausschuß der Ritterschaft mit Hülfe dieser Russen in seine Gewalt zu bekommen, jedoch entgingen sie ihm zum größten Theil und der engere Ausschuß flüchtete nach Ratzeburg, wo er sich unter den Schutz des Kurfürsten von Hannover (Georg I. von England) stellte, was diesen zu einer Flottendemonstration gegen die Russen veranlaßte. Zugleich beschwerten sich die Landstände wiederholt beim Kaiser, welcher den Kurfürsten Georg von Hannover und den Herzog August Wilhelm von Braunschweig im J. 1717 aufforderte, jene Beschwerden eventuell mit Waffengewalt abzustellen. Inmittelst waren die Russen bis auf 3300 Mann, welche K. L. in seinen Dienst nahm, aus Mecklenburg abgezogen und hatten das Land verarmt und am Rande einer Hungersnoth stehend verlassen; viele adliche Familien waren geflüchtet. — Im J. 1718 hatte der Herzog ein Heer von 11,550 Mann gesammelt und erklärte den engeren Ausschuß der Ritterschaft für Rebellen, zog zugleich einen Theil der Güter seiner Mitglieder ein. Auch die mit der Execution beauftragten Fürsten hatten indessen gerüstet; im December 1718 setzten sich 12—14,000 Mann Hannoveraner und Braunschweiger unter dem General v. Bülow in Bewegung und überschritten im Februar die Elbe. Die Mecklenburger unter dem Generalmajor Curt von Schwerin traten ihnen bei Walsmühlen an der Sude entgegen und brachten ihnen eine kleine Schlappe bei, zogen sich dann aber, von den Executionstruppen gefolgt, ins östliche Mecklenburg zurück; am 22. Juni 1719 zog die kaiserliche Commission in Rostock ein. K. L. war nach Berlin geflüchtet und ging im September 1719 nach Dömitz, im December 1721 nach Danzig. — Für das Land folgte nun eine Zeit der Anarchie, des Raubens und Mordens, da die Städte, das Landvolk und die Geistlichkeit auf Seiten des Herzogs standen; alle Ordnung hörte auf. Am 11. Mai 1728 wurde K. L. durch den Reichshofrath völlig von der Regierung suspendirt, die Commission wurde aufgehoben und die Administration des Landes dem Herzoge Christian Ludwig unter dem Schutze des Königs von Preußen übertragen. Hiergegen protestirten außer dem Herzoge aber auch Georg II. von England und Hannover, der Herzog von Braunschweig und andere Reichsfürsten; auch die mecklenburgische Ritterschaft war unzufrieden, da die eigentliche Ursache aller Streitigkeiten unerledigt geblieben war. Deshalb wurde 1732 die Administration aufgehoben und eine neue Commission unter dem Herzoge Christian Ludwig eingesetzt. — Inzwischen war K. L. im J. 1730 von Danzig nach Schwerin zurückgekehrt und hatte hier aufs Neue zu werben und zu rüsten begonnen. Am 7. September 1733 erließ er ein allgemeines Aufgebot

an alle Männer von 16—60 Jahren. Bürger und Bauern liefen ihm in Menge zu; General Tilly erhielt den Befehl über sie. Nachdem aber 8000 Hannoveraner eingerückt waren, mußte Tilly nach verschiedenen kleinen Gefechten am 1. October 1733 bei der Lewitzniederung die Waffen strecken. Hierauf ließ auch der König von Preußen am 19. October zwei Regimenter Cavallerie und ein Regiment Infanterie unter dem General Curt von Schwerin einrücken. Es begannen jetzt Verhandlungen, die zu der Abmachung führten, daß Christian Ludwig das Commissorium fortführen und selbst eine Truppe in Sold nehmen sollte, worauf die fremden Truppen 1735 abzogen, nachdem den Hannoveranern acht und den Preußen vier mecklenburgische Aemter für ihre aufgewandten Executionskosten pfandweise übergeben waren. — K. L. war von Schwerin nach der seit 1721 den Schweden zurückgegebenen Stadt Wismar geflüchtet, von wo aus er noch verschiedene, vergebliche Versuche zur Wiedergewinnung der Herrschaft machte; 1741 ging er nach Dömitz, lebte hier ganz zurückgezogen und starb am 28. November 1747. Fromm.

Karl II. Ludwig Friedrich, Herzog, später Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 10. October 1741, † am 6. November 1816, folgte seinem Bruder, dem Herzoge Adolf Friedrich IV., in der Regierung am 2. Juni 1794. K. L. F. hatte früher in englischen Diensten gestanden, war 1762 mit dem Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg nach Portugal gegangen, später Gouverneur von Hannover gewesen und hatte darauf in Darmstadt gelebt. Als Herzog regierte er mit Verstand und Kraft und strebte zunächst vor Allem nach Regelung der durch seine Vorgänger arg zerrütteten Finanzen. In den französischen Kriegen blieben die mecklenburgischen Länder bis 1801 neutral, dann bis 1806 wenig berührt, hierauf wurde Mecklenburg-Schwerin 1807 von Napoleon occupirt und auch Mecklenburg-Strelitz sollte dies Schicksal theilen; jedoch blieb der Herzog auf Fürsprache des Königs von Baiern verschont. Am Kriege gegen Rußland 1812 nahmen 400 Strelitzer Theil; am 30. Mai 1813 sagte sich der Herzog aber vom Rheinbund los und wurden seine Truppen im Befreiungskriege den preußischen beigegeben, wo sie bei dem schlesischen Heere unter dem Befehl des Prinzen Karl, jüngeren Sohnes des Herzogs, sich durch Tapferkeit rühmlich hervorthaten. Am 17. Juni 1815 wurde Mecklenburg-Strelitz zum Großherzogthum erhoben. Der Großherzog K. L. F. starb am 6. November 1816. Er hatte sich am 18. September 1768 mit Friederike Karoline Luise und nach deren am 22. Mai 1782 erfolgten Tode am 28. Septbr. 1784 mit ihrer Schwester Charlotte Wilhelmine Christiane von Hessen-Darmstadt vermählt; auch die zweite Gemahlin starb schon am 12. December 1785. Aus der ersten Ehe hatte er einen Sohn und vier Töchter, von denen die dritte, Louise, sich am 24. December 1793 mit dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen vermählte. Fromm.

Karl Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, preußischer General der Infanterie, wurde am 30. November 1785 zu Hannover geboren, wo sein Vater, der 1794 in Strelitz zur Regierung gelangte Herzog, seit 1815 Großherzog Karl als kurfürstlicher General in Garnison stand. Nach dem bei seiner Geburt erfolgten Tode seiner Mutter, einer hessischen Prinzessin, zunächst am Hofe zu Darmstadt, seit 1794 in Strelitz erzogen, trat er, 1799 zum preußischen Stabscapitän ernannt und in den unter Scharnhorst's Leitung stehenden militärischen Bildungsanstalten vorbereitet, 1804 mit diesem Range beim ersten Bataillon Garde zu Potsdam in den praktischen Militärdienst (v. Reinhard, Geschichte des 1. preußischen Garde-Regiments zu Fuß, Potsdam 1858), ward im folgenden Jahre Compagniechef, machte die Schlacht bei Auerstädt mit, fand bei Reorganisation der Armee nach dem Tilsiter Frieden

von neuem im Regiment Garde Anstellung und ward 1811 Brigadier der niederschlesischen Infanterie. Den ersten Theil des Feldzuges von 1813 machte er, 1812 Oberst geworden, in Blücher's Hauptquartier mit; während des Waffenstillstandes erhielt er an Hünerbein's Stelle das Commando der zweiten Brigade (d. h. einer Abtheilung, welche der jetzigen Division gleichstand) in York's Armeecorps. Dieser empfing ihn mit ungünstigem Vorurtheile und begegnete ihm sehr ungnädig. Hierzu war besonders das Verhalten des Herzogs im Jahre 1806 Veranlassung, wo er sich nach der Octoberschlacht selbst beurlaubt hatte, nach Strelitz gegangen und Kriegsgefangener geworden war; seine Wiederanstellung bereits hatte aus diesem Grunde Anstoß erregt (Droysen, Das Leben York's, 2. Auflage, II. 105, Berlin 1875). Schon die Gefechte, welche der Schlacht an der Katzbach (26. August) vorhergingen — bei Löwenberg am 19., am Gröditzberge am 21., bei Goldberg am 23. — änderten indeß York's Ansicht, und die Beweise hoher Einsicht und unwandelbarer Tapferkeit, welche K. F. A. in jener Schlacht, sowie im Verlaufe des Feldzuges, namentlich bei Hochkirch am 4. September und bei Wartenburg am 3. October gab, bis in den Nachmittagsstunden des 16. October beim Sturme auf Möckern eine schwere Wunde ihn zur weiteren Theilnahme am Kriege unfähig machte, ließen seine militärischen Eigenschaften im glänzendsten Lichte erscheinen. Am 20. Septbr. 1814 ward er, seit 1813 Generalmajor, zum Chef der Gardebrigade ernannt, die er, ohne an kriegerischen Ereignissen Theil zu nehmen, 1815 nach Paris führte; am 2. Decbr. 1816 wurde er Commandeur des Gardecorps, eine Stellung, welche er bis zu seinem, am 23. Septbr. 1837 zu Berlin erfolgten Tode innegehabt hat. Sein Streben ging dahin, dasselbe nach allen Richtungen hin zu einer Elite- und Mustertruppe zu machen; die 1829 erschienenen „Dienstvorschriften des Gardecorps", welche noch jetzt für viele Verhältnisse des preußischen und somit des deutschen Heeres die grundlegende Norm abgeben, legen davon Zeugniß ab; das von echt soldatischem Geiste erfüllte und von ritterlichster Gesinnung zeugende Vorwort hat Herzog „Karl" selbst geschrieben. — Seit 1817 Mitglied, seit 1827 Präsident des Staatsrathes, mit der Befugniß, an den Sitzungen des Staatsministeriums Theil zu nehmen, hat er, unterstützt durch seine nahen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm III., mit dem er als Halbbruder der Königin Louise verschwägert war, namentlich seit Hardenberg's Tode, auf Preußens innere und äußere Politik, hochtorystischen Anschauungen huldigend, einen nicht unwesentlichen Einfluß geäußert; seine absolutistisch-aristokratische Gesinnung, welche ihm viele Widersacher zuzog und ihn wenig volksbeliebt machte, brachte ihn sogar in einen gewissen Gegensatz zum Könige, als es sich um die Verheirathung der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin mit Louis Philipps Sohne, dem Herzog von Orleans, handelte. — In den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft spielte er eine hervorragende und glänzende Rolle, wobei ihm seine Befähigung für das Bühnenfach zu Statten kam. Diese bethätigte er auch in Theaterstücken, die er unter den Autorennamen J. E. Mand (d. h. Jemand) und Weißhaupt schrieb, unter letzteren Namen erschien das bedeutendste, „Die Isolirten", ein Lustspiel.
Poten.

Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken, geb, den 6. (oder 7.) Jan. 1665 als zweiter Sohn des Grafen Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken und der Eleonore Clara von Hohenlohe-Gleichen, † am 6. December 1723. Als er noch in zartem Jugendalter stand, wurde in den für die Saarbrückener Lande ganz besonders verhängnißvollen Kriegsunruhen, welche die Franzosen in jenen Zeiten veranlaßten, sein Vater im J. 1673 in französische Kriegsgefangenschaft nach Metz geführt. K. L. und sein älterer Bruder Ludwig Crato wurden damals zu dem Bruder der Mutter, Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Gleichen

nach Neuenstein in Sicherheit gebracht und daselbst trefflich erzogen. K. L. ging später auf die Universität Tübingen, darauf (1681) nach Paris und trat dann (1682), während Ludwig Crato, politischen Rücksichten Raum gebend, die französischen Fahnen aufgesucht hatte, in den Militärdienst eines deutschen Fürsten, des Markgrafen von Baireuth, ein, um denselben 1686 mit dem des Kaisers zu vertauschen. Im Palffy'schen Kürassierregiment betheiligte er sich unter Herzog Karl von Lothringen an den blutigen Türkenfeldzügen der Jahre 1686—88; sein Name ist verknüpft mit den ruhmreichen Tagen von Mohacz, Ofen, Erlau, Kronstadt, Peterwardein, Belgrad und anderen. Dann wandte er sich zur Theilnahme am Reichskriege Deutschlands gegen Frankreich, befand sich 1689 als Freiwilliger in der kursächsischen Heeresabtheilung des Grafen Reuß, 1691 unter den fränkischen Kreistruppen, bei welchen er, bis zum Range eines Oberstlieutenants aufrückend, dem Feldzug bis zum J. 1697 beiwohnte. Der spanische Erbfolgekrieg sah ihn 1702 im Treffen bei Hüningen, nicht ohne daß er dabei in Gefahr des Lebens und der Freiheit gerieth. 1703 (20. Septbr.) bei Höchstädt von den Franzosen gefangen genommen, kehrte er nach seiner Ranzionirung zu seinem Regiment zurück und nahm an dessen Kriegsschicksalen bis zum J. 1712 Theil. Am 14. Febr. 1713 starb sein Bruder Ludwig Crato, ohne männliche Leibeserben zu hinterlassen. K. L. hatte, den Tod voraussehend, die Reichsdienste aufgegeben. Nichtsdestoweniger sollten jetzt unter dem nichtigen Vorwande, als stehe er noch im Solde des Feindes der Franzosen, von diesen die Saarbrückener Lande confiscirt werden. Doch gelang es den Bemühungen des zu Ludwig XIV. geschickten gewandten Amtmanns v. Savigny, eine diese Beschlagnahme verhindernde königliche Ordonnanz auszuwirken. K. L., der sich erst jetzt bei seinem Regierungsantritt, und zwar mit Christiane von Nassau-Ottweiler, am 22. April 1713 verheirathete, gab sich von nun an mit Eifer und Verständniß der Verwaltung seiner Lande hin, was ihm auch leichter als seinem Bruder wurde, da mit Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die Franzosen jene Gegenden, außer Saarlouis, räumten. Religiosität zeichnete den Grafen vorzugsweise aus. Ihr entsprach ein strenger Gerechtigkeitssinn, Leutseligkeit, Wohlthätigkeit. Dabei half weise Sparsamkeit den Wohlstand der arg verwüsteten und verödeten Landstriche aufbessern. Damals sehr selten gefundene Vermeidung des Aufwandes und unermüdliche Regententhätigkeit brachten das Land bald wieder zu einiger Blüthe. Als am 26. Octbr. 1721 Fürst Georg August Samuel von Nassau von der sogen. neuen Idsteinischen Linie ohne männliche Leibesdescendenz starb, erbte K. L. gemeinschaftlich mit Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler die rechtsrheinischen Territorien Wiesbaden und Idstein, verlegte auch zeitweilig in deren Hauptorte seine Residenz und machte auch diesen Landesgebieten seine Regententhätigkeit auf das wohlthätigste fühlbar. Doch schon 1723, am 6. December, schied er zu Idstein, wo er auch in der Stadtkirche beigesetzt ruht, aus dem Leben. Seine beiden Söhne, Friedrich Karl und Ludwig Karl, starben frühzeitig vor ihm. Demnach erlosch mit ihm die besondere Nassau-Saarbrücken'sche Nebenlinie. Sein Erbe ward Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler, mit welchem 1728 auch dessen Linie ausgestorben ist.

Fr. Köllner, Gesch. des vorm. Nass.-Saarbr. Landes, Saarbr. 1841. — J. G. Hagelgans, Nass. Geschlechtstafel d. Walr. Stammes, 1753.

Joachim.

Karl August von Nassau-Weilburg, zweiter Sohn des Grafen Johann Ernst und der Marie Polyxena von Leiningen-Hartenberg, geboren am 17. Septbr. 1685, † am 9. Novbr. 1753. Vortrefflich erzogen, gelangte er nach dem am 27. Febr. 1719 erfolgten Tode des Vaters zur Regierung, welche

wegen mehrfacher für das Land heilsamer Verordnungen und eingreifender Reformen, z. B. auf geistlichem Gebiet, rühmlichst anerkannt wird. Er nahm die von dem Kaiser dem walramischen Stamme des Hauses Nassau schon 1688 erneuerte Fürstenwürde erst 1737 an. Verehelicht war er von 1723—50 mit Auguste Friederike Wilhelmine von Nassau-Idstein. Es hinterblieben eine Tochter und als Regierungsnachfolger ein Sohn, Karl Christian.

J. G. Hagelgans, Nassauische Geschlechtstafel des Walram. Stammes, 1753. C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau, 1843.

Joachim.

Karl von Nassau-Usingen, überlebender älterer Sohn des Fürsten Wilhelm Heinrich und der Charlotte Amalie, geborenen von Nassau-Dillenburg. Er wurde geboren am 1. Januar 1712 und starb am 21. Juni 1775. Beim Tode seines Vaters erst 6 Jahre alt, stand er bis 1733 unter der Mutter Vormundschaft. Von 1730 an bewegte er sich auf Reisen in Frankreich und den Niederlanden. Während er noch unter der Vormundschaft sich befand, starb im J. 1728 mit Friedrich Ludwig die Linie Nassau-Ottweiler aus. Friedrich Ludwig hatte zuletzt nicht nur Saarbrücken und Ottweiler, sowie sonstige links vom Rhein belegene Gebiete, sondern auch die Herrschaften Wiesbaden und Idstein unter seinem Scepter vereinigt. Diese schönen Landestheile fielen nunmehr an die Linie Nassau-Usingen. Am 26. Decbr. 1734 vermählte sich K. mit Christiane Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Eisenach. Seine Mutter Charlotte Amalie, welche bisher mit großer Umsicht und Thatkraft die Zügel der Regierung geführt und sich als besonders befähigt in der Organisation leitender Behörden gezeigt hatte, veranlaßte 1735 eine Landestheilung, derzufolge K. alle rechtsrheinischen Besitzungen, also Usingen, Wiesbaden und Idstein, Wilhelm Heinrich, der jüngere Sohn dagegen, die linksrheinischen, d. h. Saarbrücken, Ottweiler 2c. erhielt, wodurch zwei neue Linien des walramischen Hauses, die neueste Usingische und die neueste Saarbrückener entstanden. Aus dem einsamen und entlegenen Usingen verlegte darauf im J. 1744 K. seine Residenz an den Rhein, nach dem lebhafteren Biebrich und den Sitz der Regierung nach dem von nun an aufblühenden Wiesbaden. Seine Regententhätigkeit fand Beifall, mannigfache Verordnungen zeugen von ihr. Für sein Haus ordnete er 1755 das Primogeniturrecht an. Während seine Gemahlin schon 1740 aus dem Leben geschieden war, starb K. am 21. Juni 1775 mit Hinterlassung dreier Söhne, Karl Wilhelm, Friedrich August und Johann Adolf, von denen ihm nach einander die beiden ersten in der Herrschaft gefolgt sind, der dritte aber 1793 zu Wiesbaden unvermählt starb.

J. G. Hagelgans, Nassauische Geschlechtstafel des Walram. Stammes, 1753. C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau, 1843.

Joachim.

Karl Christian von Nassau-Weilburg, einziger Sohn des Karl August und der Auguste Friederike Wilhelmine von Nassau-Idstein, geb. am 16. Januar 1735, † am 28. November 1788. In zartem Alter noch wurde er von seinem im Rufe besonderer Strenge stehenden Vater unter der Leitung des in seiner Erziehungsmethode sich vorzüglich bewährenden dänischen Obersten de la Pottrie im J. 1744 nach Lausanne geschickt und dort ausgezeichnet erzogen. Ende des J. 1753 brachte des Vaters Tod K. Chr. zur Regierung, die er zunächst, obwol er 1754 vom Kaiser die venia aetatis erhielt, noch von dem genannten de la Pottrie, der schon zu des Vaters Lebzeiten Statthalter und Chef aller Landesdikasterien geworden war, verwalten ließ, da er selbst die militärische Laufbahn vorzog und in fremden Armeen diente. Und zwar zunächst als Generalmajor beim oberrheinischen Kreise, seit 1757 in gleichem Range beim

Kurfürsten von der Pfalz und den Niederlanden, deren Dienst er dann auch unter Aufgabe des pfälzischen definitiv allein vorzog, als er sich 1760 im Haag mit der Prinzessin Caroline von Oranien vermählte, die er auf einer in den J. 1755 und 56 nach Holland und England unternommenen Reise kennen gelernt hatte. Als Gouverneur von Bergen-op-Zoom und General der Infanterie hielt er Hof im Haag, wurde 1765 Statthalter zu Sluys und Chef der holländischen Garde zu Pferd. 1763 und 69 hat er von den Niederlanden her seine deutschen Stammlande besucht, später wurden diese Besuche häufiger und regelmäßiger, bis K. Chr. im J. 1784 den Dienst der Republik der vereinigten Staaten, in welchem er es noch zum Gouverneur in Maestricht und der zweithöchsten militärischen Würde des Landes gebracht hatte, ganz quittirte und von da ab sich uneingeschränkt den Regierungsgeschäften im eigenen angestammten Lande hingab. Mit welchem Eifer und Erfolge dies vor- und nachher geschah, beweisen die vielgerühmten Einrichtungen, die unter seiner Herrschaft im Weilburgischen ins Leben gerufen worden. Dazu gehören und werden meist hervorgehoben: die Begründung dreier Wittwenkassen für die weltlichen Beamten, die Geistlichen und die Lehrer, die Stiftung eines Armenfonds, wodurch im Weilburgischen die Bettelei gänzlich beseitigt worden sein soll, die Hebung und Belebung der Landescultur durch Aussetzung ansehnlicher Prämien und damit in gewissem Zusammenhang die Errichtung eines ständigen Fruchtmagazins für Fälle der Noth. Bemühungen um Aufbesserung des Schulwesens gingen damit Hand in Hand, doch führten solche in Kirchheim zu dem bekannten A-B-C-Buch-Streit, einer Art Revolution, die jedoch mit Umsicht und Energie überwunden wurde. Auf kirchlichem Gebiet kennzeichnete den mit so vielen Vorzügen des Geistes und des Herzens ausgestatteten milden und besonnenen Fürsten ein damals noch selten gefundener, doch mehr und mehr Bahn gewinnender Geist der Duldsamkeit und Aufklärung aus. Gegen finsteren Fanatismus, wie er gerade im Weilburgischen damals noch berüchtigt war, half weises, besonnenes, aber festes Einschreiten; unter K. Chr. wurde im Weilburgischen Katholiken und Reformirten zuerst die Abhaltung besonderen Gottesdienstes eingeräumt. Auch auf dem Gebiet der äußeren Politik läßt sich bei K. Chr. eine, wenn man die engen Grenzen seines Landes und seiner Macht erwägt, ziemlich eifrige Thätigkeit bemerken. Sie äußerte sich im Abschluß eines Vertrages mit Oranien-Nassau über durch Austausch vermittelte Aufhebung der so unbequemen Gemeinschaft über Löhnberg (1773), desgleichen der mit Pfalz-Zweibrücken bestehenden Gemeinschaft Homburg im Westrich gegen Eintausch von Alsenz behufs besserer Arrondirung mit der linksrheinischen Herrschaft Kirchheim (1755), in der Abtheilung der zwischen Hessen-Kassel und Rheinfels, Oranien-Nassau, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg bestehenden Gemeinschaft des sog. Vierherrischen auf dem Eierich (1775), Beilegung von Grenzstreitigkeiten mit der Grafschaft Falkenstein (1772), desgleichen von Irrungen zwischen der Stadt Kirchheim und benachbarten kurpfälzischen und gräflich wartenbergischen Orten (1771) und in der gütlichen und billigen Abfindung gewisser von der kurpfälzischen Hofkammer, der geistlichen Administration und der Universität Heidelberg an Nassau-Weilburg erhobener Ansprüche von mehreren Millionen (1769 und 1775), in der Beseitigung von Irrungen mit Frankreich wegen Saarwerden durch Tauschvertrag (1776), sowie auch ganz besonderer Mitwirkung und Bemühung beim Zustandekommen des großen Erbvereinsvertrages des Hauses Nassau beider, der Walramischen und Ottonischen, Linien (1783). Eine besonders fürsorgliche politische That Karl Christians war auch die von ihm veranlaßte Verehelichung seines Sohnes, des Erbprinzen Friedrich Wilhelm mit Louise Isabella, Erbtochter des Burggrafen Wilhelm Georg zu Kirchberg

(1778), wodurch der (1799 auch wirklich sich ereignende) Anfall der Grafschaft Sayn-Hachenburg vorbereitet wurde. Nach gewiß anerkennenswerther Regententhätigkeit beschloß K. Chr. sein Leben am 28. November 1788, dem genannten Sohne die Lande in für jene Zeit ausgezeichneter Verfassung hinterlassend.

F. L. v. Botzheim, Kurze Lebensgesch. des ... Fürsten Karl von Nassau-Weilburg (1789). Joachim.

Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, ältester Sohn des Fürsten Karl und der Christiane Wilhelmine von Sachsen-Eisenach, geb. am 9. Novbr. 1735, † am 17. Mai 1803. Er wurde zugleich mit seinen beiden Brüdern zur Erziehung nach Utrecht geschickt, von wo er 1752 zurückkehrte, um bald darauf zu weiterer Ausbildung nach Frankreich zu gehen. 1775 folgte er seinem Vater in der Regierung. Deren zweite Hälfte fällt in die schweren, verhängnißvollen Zeiten der französischen Revolution. In den Stürmen derselben verlor die Saarbrückener Linie der Walramischen Nassauer alle ihre Besitzungen. Ihr letzter Sproß starb 1797 im Exil, worauf ungeachtet der zweifellosen Erbansprüche Karl Wilhelms infolge der Bestimmungen des Küneviller Friedens 1801 die Nassau-Saarbrücken'schen Landesgebiete in den Besitz der französischen Republik übergingen, im Ganzen ein Verlust von 19 □Meilen mit 53286 Einwohnern und 407 000 Fl. Einkünften für das Haus Nassau. Doch gelang es K. W., durch den Reichshauptdeputationsschluß des J. 1803 entschädigt zu werden. Und zwar fielen ihm zu: ansehnliche Theile des Kurstaates Mainz (Oberamt Höchst mit Königstein, Amt Kronberg, verschiedene dem Mainzer Dompropst und dem Domcapitel zuständig gewesene Ortschaften, Kastel und Kostheim, das so reich gesegnete Vicedomamt Rheingau und das Amt Lahnstein), von Kurpfalz das am rechten Rheinufer belegene Unteramt Caub, von Hessen-Darmstadt Katzenelnbogen, Braubach, Eppstein und Antheile an Ems und Kleeberg, vom Kurfürstenthum Köln die Aemter und Herrschaften Linz, Schönstein, Lahr, Königswinter, Vilich und Deuz, ferner die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, sowie die Orte Weiperfelden, Schwanheim, das isenburgische Dorf Okriftel am Main und die Reichsdörfer Soden und Sulzbach, die Stifte und Abteien Limburg, Bleidenstadt, Rommersdorf und Sayn und alle Kapitel, Abteien und Klöster in diesen Entschädigungslanden. Es bestand dieser neu erworbene Besitz aus 21 □Meilen mit 60 000 Einwohnern und 580 000 Fl. Einkünfte (nach Späteren wohl genauer $36^{3}/_{4}$ □Meilen mit 93 000 Einwohnern). Der größere Gewinn ergab sich dabei jedoch noch durch die auf diese Weise hergestellte Abrundung der nassau-usingischen Lande. Gewaltsam war diese Veränderung, wer möchte es leugnen? Doch welche Vortheile im Vergleich zu der alten unbequemen Zweitheilung! K. W. gewann dadurch nur. Jedoch erfreute er sich nicht lange dessen, denn schon am 17. Mai 1803 schied er aus dem Leben, noch bevor es ihm vergönnt war, die gewaltsam und rein äußerlich, ohne jede historische Begründung seinen alten Landen angeschweißten neuen Gebiete auch innerlich mit diesen zu verbinden. Dies blieb seinem ihm in der Regierung folgenden Bruder Friedrich August vorbehalten. K. W. selbst hinterließ nur Töchter und zwar aus der im J. 1760 mit Caroline Felicitas Gräfin von Leiningen-Heidesheim geschlossenen Ehe.

C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau, 1843. J. G. Hagelgans, Nass. Geschlechtstafel des Walram. Stammes, 1753. A. J. Weidenbach, Nass. Territorien in Bd. X der Annalen für Nass. Alterthumskunde u. Geschichtsforschung, 1870. Joachim.

Karl, Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Breslau und Brixen, Hochmeister des deutschen Ritterordens, jüngster Sohn Erzherzog Karls von der steierischen Linie und der Herzogin Maria von Baiern, Bruder Kaiser Ferdi-

nands II., erblickte erst zwei Monate nach seines Vaters Tode, am 7. August 1590, zu Gratz das Licht der Welt, † am 27. oder 28. Decbr. 1624. Als nachgeborener Prinz gleich seinem Bruder Leopold (nachmals Bischof von Passau und Straßburg) für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er mit diesem zugleich, fern von den Zerstreuungen des Hofes, zu Judenburg erzogen. Kamen die Prinzen nach Gratz, so mußten sie bei den Jesuiten wohnen; die Ferien brachten sie in Milstatt zu. Den Unterricht Karls leitete Jacob Eberlein, Pfarrer zu Bruck a. d. M., später Bischof von Seckau. Georg Stobeus, Bischof von Lavant, weihte K. 1598 in der Schloßcapelle zu Gratz zum Akoluthen. K. war erst 10 Jahre alt, als seine Mutter sich bemühte, ihm das durch den Tod des Cardinals von Oesterreich (1600) erledigte Bisthum Brixen zu verschaffen. Doch drang sie damals mit ihrem Wunsche nicht durch. Dagegen wurden dem Prinzen schon im Knabenalter Canonicate zu Passau, Salzburg, Trient und Brixen zu Theil. Am 7. Juli 1608, also erst 18 Jahre alt, wurde er zum Bischof von Breslau postulirt, wohin ihn auf Wunsch seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, Stobeus begleitete, während ihm später Joh. Jak. v. Lamberg, Bischof von Gurk, als Hofmeister berathend zur Seite stand. Am 14. Decbr. hielt K. als erwählter Bischof seinen Einzug in Breslau. Im Jahre 1613 wurde er auch zum Bischof von Brixen postulirt, 1615 zum Priester, 1619 zum Bischof geweiht. Nach Erzherzog Maximilians Tode (1619) wurde K. Hochmeister des deutschen Ordens. Seine Einkleidung als Ordensritter fand zu Hall bei Innsbruck statt, wo zwei seiner Schwestern im königlichen Stifte lebten, denen er bei dieser Gelegenheit ein aus Schlesien mitgebrachtes Kleid der hl. Hedwig zum Geschenk machte. Sonst aber hielt sich K. nur selten in seinem Bisthum Brixen auf, das für ihn ein Administrator leitete, während er selbst als Bischof von Breslau zu Neisse residirte. Die politischen und religiösen Verhältnisse, welche K. in Schlesien vorfand, bereiteten ihm einen durch seine ganze Regierung dauernden schweren Kampf. Kurz nach seinem Amtsantritte — am 25. Juni 1609 — kam auf dem Prager Schlosse jene Union zu Stande, in welcher die protestantischen Böhmen und Schlesier sich zur Sicherstellung ihres Glaubens gegenseitig bewaffnete Hülfe zusagten. Nachdem Kaiser Rudolph den Böhmen einen Majestätsbrief gegeben hatte, ertheilte er am 20. August 1609 auch den evangelischen Fürsten und Ständen Schlesiens einen solchen, worin die Gleichstellung beider Religionsparteien ausgesprochen wurde und überdies einen zweiten, demzufolge die Landeshauptmannschaft in Schlesien nicht dem Erzherzog K. als Bischof von Breslau, sondern einem weltlichen Fürsten übertragen und nach Karls Tode stets nur geborene Schlesier oder Böhmen zu Bischöfen von Breslau erwählt und bestätigt werden sollten. Gegen beide Majestätsbriefe protestirte der Erzherzog. Ausdrücklich erklärte er, daß er den Majestätsbrief für erschlichen halte, sich durch denselben in nichts werde binden lassen und er hoffe, der Kaiser werde diese Concession bald wieder abfordern. Dieser Erklärung gemäß handelte er. Die Bittschrift der „der augsburgischen Confession verwandten Bürgerschaft“ zu Neisse, um die Erbauung einer Kirche und einer Schule beschied er trotz der Verwendung der evangelischen Fürsten und Stände abschlägig. Zwar ging K. endlich (1611) mit letzteren einen Interimsvergleich ein, demzufolge den Neissern gestattet sein sollte, zu ihrer Religionsübung in andere Kirchen zu ziehen; als aber auf wiederholte Vorstellungen der Neisser die Fürsten und Stände mit einem kaiserlichen Commissär auf einem Fürstentage zu Breslau (25. April 1613) ein neues „Temperament“ vereinbarten, welches den Protestanten in Neisse die Erbauung einer Kirche außerhalb der Stadt, die Aufnahme zweier Prediger an derselben und die Errichtung einer Schule in der Stadt gewährte, legten dagegen die Abgeordneten des Bischofs Verwahrung ein. Der

Streit dauerte Jahre lang fort. Unbekümmert um den Bischof bauten die protestantischen Neisser Schule und Kirche und verlegten zuletzt ihren Gottesdienst in die Stadt selbst (1616). In demselben Jahre kam es auch zu einem Aufruhr der Züchnergesellen, welche sich nach ihrem Gefallen Meister- und Bürgerrecht erzwingen wollten. Bald darnach wurde Schlesien in die Wirren des 30jährigen Krieges mit hereingezogen. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz wurde auch in Schlesien anerkannt. Vergebens bemühte sich K., seinem Bruder, Kaiser Ferdinand II., in Schlesien Gehorsam und Treue zu erhalten. Bald fühlte er sich vielmehr selbst in Neiße nicht mehr sicher und wendete sich an seinen Schwager, König Sigismund von Polen, um Hülfe, zu dem er sich endlich (1619) nicht ohne Lebensgefahr flüchtete. Hierauf besetzten die Stände die Stadt Neiße, in welche am 21. Febr. 1620 König Friedrich aus Mähren kommend einzog. Bald darauf wurde den Evangelischen zu Neiße eine Kirche eingeräumt, im April auch das bischöfliche Residenzschloß daselbst von den Ständen besetzt. Das Bisthum selbst wurde zwar dem Erzherzog nicht aberkannt, doch unter die Administration des Domcapitels gestellt, daher die Unterthanen von ihren bischöflichen Pflichten und Diensten losgezählt und mit ihrem Gehorsam an das Domcapitel gewiesen. Erst die Schlacht am weißen Berge änderte die Situation. Schlesien gelangte unter Vermittelung des sächsischen Kurfürsten wieder an das Haus Oesterreich. Doch setzte sich jetzt der von dem sächsischen Accord ausgeschlossene Markgraf Johann Georg von Jägerndorf zu Neiße fest, wo er die Katholiken entwaffnete und brandschatzte (10. April bis 14. Juli) und endlich bei seinem Abzuge die Administratoren des Bisthums gefangen mit sich fortführte. Erst im J. 1621 sah Erzherzog K., der sich mittlerweile aus Polen in sein Bisthum Brixen begeben hatte, wo er sich vom Mai 1620 bis zu Anfang des J. 1621 aufhielt und sodann abwechselnd in Wien und Dresden weilte, die Stadt Neiße wieder. Hier setzte er sofort die Gegenreformation ins Werk. Die evangelischen Neisser verloren die im Sturm der Zeit erlangten Concessionen. Der wichtigste Schritt war, daß der Erzherzog 1622 die Jesuiten in Neiße einführte und für sie ein Collegium daselbst gründete. Bald war Neiße wieder eine katholische Stadt. Den Protestanten blieb nur die Wahl auszuwandern oder den Katholicismus anzunehmen. Allerdings verließen in Folge dessen die reichsten Bürger, meist Kaufleute, aber auch viele Aermere, namentlich Züchner (textores) die Stadt, deren Wohlstand seitdem zu sinken begann. 1623 übergab der Kaiser seinem Bruder die Grafschaft Glatz und auch hier wurde die Gegenreformation durchgeführt. 1624 reiste Erzherzog K. nach Spanien, wohin ihn König Philipp IV. berief, in der Absicht, ihn zum Vicekönig von Portugal zu ernennen. Aber kurz nach seiner Ankunft zu Madrid erkrankte K. am Fieber, dem er am 27. oder 28. Decbr. 1624 erlag. Sein Leichnam wurde im Escorial beigesetzt, sein Herz aber, seinem Wunsche gemäß, einbalsamirt, und in einer silbernen Kapsel verschlossen nach Neiße geschickt und hier in der Jesuitenkirche beigesetzt, wo es noch jetzt am 4. November jeden Jahres in der Kirche ausgestellt wird. Erzherzog K. war ein prachtliebender Fürst; vor allem liebte er Jagd, Fischerei und Musik. Auch vergnügte er sich, wie so mancher andere Fürst seines Hauses, gerne an mechanischen Handarbeiten, wie Holzdrechseln.

Ueber Karls Jugendzeit vgl. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II., Bd. IV. S. 22—23., S. 128—134, S. 495. Ueber seinen Streit mit den Protestanten in Neiße und sein Wirken in Breslau handelt ausführlich und urkundlich August Kastner, Geschichte der Stadt Neiße, 2. Thl. N. 1854. Vgl. auch Kastner's Archiv für die Geschichte des Bisthums Breslau, 1. 3. 4. Bd. Fuchs, Versuch einer Reformationsgeschichte des Fürstenthums und der bischöfl. Residenzstadt Neiße, Breslau 1775. Minsberg, Geschichte der

Stadt Neiße, Neiße 1834. Heyne, Joh., Documentirte Geſchichte des Bisthums und Hochſtifts Breslau, 3. Bd. Wuttke, Die Entwickelung der öffentlichen Verhältniſſe Schleſiens, II. — Ueber den Erzherzog als Biſchof von Brixen: Sinnacher, Beiträge zur Geſchichte der biſchöfl. Kirche Säben und Brixen, 8. Bd. Zeißberg.

Karl, Erzherzog von Inneröſterreich. Geb. am 3. Juni 1540 zu Wien, † 1590. Er war der dritte Sohn Kaiſer Ferdinands I. und Annas von Ungarn, welche ſtarb, als er ſechs Jahre zählte. Drei Jahre danach wurden ihm Leonhard v. Harrach, ein kluger und gewandter Staatsmann, welcher den Reichthum und die hervorragende Hofſtellung ſeiner Familie begründete, als Hofmeiſter und Propſt Haſenberg als Lehrer vorgeſetzt. Nachdem er herangewachſen, erhielt er einen eigenen, ſehr glänzenden Hofſtaat, an deſſen Spitze der Freiherr Kaspar v. Herberſtein als Oberſthofmeiſter trat. Die Angabe, daß er einige Zeit zu ſeiner Ausbildung am Hofe Philipps II. zugebracht habe, iſt irrig. Ferdinand ließ den Sohn, für welchen er Vorliebe gehegt zu haben ſcheint, nicht von ſeiner Seite. Frühzeitig zog er ihn jedoch zu den Berathungen über die Staatsgeſchäfte zu, nahm ihn 1562 in den geheimen Rath auf und beſtellte ihn gleich danach, als er zum Frankfurter Reichstage reiſte, zum Statthalter für Oeſterreich und Ungarn, welches Amt er verſah, bis ſein Vater im Sommer 1563 nach Wien zurückkehrte. Dieſer hatte die Anordnung getroffen, daß nach ſeinem Tode die Hauslande unter ſeine drei Söhne getheilt werden ſollten, und hatte für K. Inneröſterreich, d. h. die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, die Grafſchaften Görz und Gradisca und das adriatiſche Küſtenland beſtimmt. Im Frühjahr 1564 ließ er denſelben in dieſen Gebieten die Huldigung als Landesherr einnehmen. Bald darauf legte ſein am 25. Juli 1564 erfolgender Tod die Regierung Inneröſterreichs in Karls Hände. Wiederholt (1564, 1566—67, 1570—71 und 1575) leitete K. noch in der Folge, wenn ſein Bruder, Kaiſer Maximilian II., durch Reichsangelegenheiten genöthigt wurde, ſeine Lande zu verlaſſen, als deſſen Statthalter zu Wien die Regierung von Oeſterreich und Ungarn. 1566 machte er den großen Kriegszug wider die Türken mit. 1568 reiſte er in Maximilians Auftrage nach Spanien, um Philipp II. das Leid wegen des Ablebens der Königin Eliſabeth zu klagen, deſſen Wiedervermählung mit Maximilians Tochter Anna zu betreiben, für Don Carlos Fürſprache einzulegen und zum Frieden in den Niederlanden zu rathen. In ſpäteren Jahren unternahm er dann noch mehrmals kürzere Reiſen nach Baiern. 1581 ging er nach Prag und Dresden, um die Ordnung der Nachfolge Rudolfs II. zu betreiben, und 1582 wohnte er dem Reichstage zu Augsburg an. In der Regel aber weilte er ſeit ſeinem Regierungsantritte zu Graz, wo er ſein Hoflager aufſchlug. In den J. 1559—67 wurde viel über ſeine Vermählung mit Eliſabeth von England verhandelt, doch überzeugte man ſich zuletzt, daß die Königin mit dem Erzherzoge, wie mit anderen Bewerbern, nur ihr Spiel treibe und verhielt ſich daher 1570 gegenüber einer von ihr ausgehenden neuen Anregung des Planes entſchieden ablehnend. Inzwiſchen war der 1560 unternommene Verſuch, K. durch die Ehe mit der Schweſter des letzten Jagellonen, Siegmund II. Auguſt, die Anwartſchaft auf Polen zu verſchaffen, geſcheitert und die 1563 und 64 betriebene Heirath mit der Königin Maria Stuart von Schottland durch Eliſabeth von England und die Schotten vereitelt worden. K. entſagte daher dem Streben, mit der Hand ſeiner Frau eine Krone zu gewinnen, und bewarb ſich gegen den Wunſch Maximilians II. 1570 um ſeine Nichte Maria, die Tochter Herzog Albrechts V. von Baiern. Raſch führten die Verhandlungen zum Ziele und am 26. Auguſt 1571 wurde zu Wien die Ehe geſchloſſen, welche bei Karls Lebzeiten, namentlich aber nach

ſeinem Tode von tiefgreifender Bedeutung für die Entwickelung der kirchlichen Verhältniſſe ſeines Landes wurde. In Steiermark, Kärnthen und Krain war die Maſſe der deutſchen Bevölkerung bei ſeinem Regierungsantritte proteſtantiſch geſinnt und auch in Görz, ſowie unter den Slovenen der drei Herzogthümer zeigte ſich Hinneigung zur lutheriſchen Lehre. K. ſelbſt hegte in kirchlicher Hinſicht ähnliche Anſchauungen, wie ſie Maximilian II. und — wenn auch in weit geringerem Maße — Ferdinand I. eigen waren. Des Verſtändniſſes für die dogmatiſchen Gegenſätze entbehrend, war er mit manchen Forderungen des Proteſtantismus, welche das äußere Kirchenleben betrafen, einverſtanden und hielt für möglich und geboten, durch Zugeſtändniſſe in dieſer Beziehung unter Beiſeiteſetzung oder Freigabe der theologiſchen Schulmeinungen, ſowie durch Beſſerung der Geiſtlichkeit die kirchliche Einheit herzuſtellen. Dabei war er jedoch, wie ſein Vater, kirchlichfromm und mißbilligte, durch die römiſchen Lehren von der Verfaſſung der Kirche beherrſcht, die Bildung neuer Kirchen entſchieden, zumal er in derſelben zugleich eine politiſche Gefahr für das Reich und die Territorien erblickte. So trug er in ſeiner Unklarheit über die Bedeutung der kirchlichen Kämpfe kein Bedenken, im J. 1559 gelegentlich der Verhandlungen über die engliſche Heirath gegen Herzog Chriſtoph von Württemberg auszuſprechen, daß er, wie Maximilian mit den Proteſtanten in der Religion „verbunden“ ſei, und er verweigerte um dieſelbe Zeit ſeinem Vater, zu ſchwören, daß er niemals von der katholiſchen, d. h. der römiſchen Religion abfallen wolle; bei der Einnahme der Huldigung leiſtete er dann den Eid auf die Freiheiten der Stände dem Wunſche derſelben gemäß bei Gott und dem Evangelium, nicht aber nach katholiſchem Brauche unter Anrufung der Heiligen; nach ſeinem Regierungsantritte beantragte er beim Papſte nicht nur die Geſtattung des Abendmahles unter beiden Geſtalten und die Prieſterehe, ſondern ſogar die Zulaſſung von Laien zur Verwaltung des Gottesdienſtes, falls Prieſter fehlten, führte dann, nachdem Pius IV. eingewilligt hatte, überall das Abendmahl unter zwei Geſtalten ein und erhob gegen den Verſuch einer 1564 zu Aquileja gehaltenen Synode, die Satzungen des Tridentiner Concils für Inneröſterreich zur Geltung zu bringen, Einſprache. Dagegen wies er 1567 die von engliſcher Seite an ihn geſtellte Aufforderung, falls Königin Eliſabeth ihm die Hand reiche, zur proteſtantiſchen Kirche überzutreten, mit Entrüſtung zurück, traf gleich nach der Uebernahme der Regierung verſchiedene Anordnungen, wodurch ſeine Hofleute bis zu den niederſten Dienern herab und alle ſeine anderen Beamten im Katholicismus erhalten und für Uebung katholiſch-kirchlicher Frömmigkeit verpflichtet werden ſollten, verweigerte die von den Landſtänden geforderte Zulaſſung evangeliſcher Prediger und Gottesdienſte entſchieden und trat der offenen Losſagung von der katholiſchen Kirche von vornherein noch nachdrücklicher entgegen, als es ſein Vater gethan. Hierbei ſtieß er jedoch alsbald auf offenen Ungehorſam ſeitens der Landſtände und ſah von dieſen, um die Bewilligung der Religionsfreiheit zu erzwingen, ſeinen Geldforderungen auf den Landtagen hartnäckigen und trotzigen Widerſtand entgegengeſtellt und zugleich ſeine landesfürſtlichen Rechte angefochten. Das trieb ihn zum Anſchluſſe an die eben damals in Deutſchland überhaupt zu Kräften gelangende Reſtaurationsbewegung, zumal das Auftreten der Stände ſein ſtark entwickeltes Herrſchergefühl verletzte und er durch die Vermengung der kirchlichen Fragen mit den politiſchen im Proteſtantismus zugleich einen Feind der landesherrlichen Gewalt fürchten lernte. Vollendet wurde dann die Wandlung ſeiner kirchlichen Richtung, ſeit er 1570 einen Jeſuiten als Beichtvater und bald danach andere Mitglieder des Ordens zur Gründung eines Collegs berief und ſeit er im folgenden Jahre dem Einfluſſe der ebenſo fanatiſchen und herrſchſüchtigen wie beſchränkten Maria von Baiern zugänglich wurde. K. war jedoch nicht im

Stande, die proteſtantiſche Bewegung zu unterdrücken. Dafür reichten ſeine perſönlichen Eigenſchaften nicht hin. Hieronymus Megiſer, welcher als ſein Hofhiſtoriograph zu Graz lebte, unter ſeinem Nachfolger aber als Proteſtant auswandern mußte, ſagt von ihm in ſeinen zu Leipzig verfaßten Kärnthner Jahrbüchern: „Es iſt Erzherzog K. mit vielen herrlichen Tugenden und trefflichen Gaben Leibs und Gemüts von dem allmächtigen Gott vor Anderen wohl geziert geweſen, denn er war gottesfürchtig, befliß ſich jederzeit der Gerechtigkeit und führte ein eingezogenes, mäßiges Leben. Gelehrte, verſtändige und erfahrene Leute hatte er ſonderlich lieb, wie er denn auch ſelbſt wohl geſtudirt hatte und vieler Sprachen (der lateiniſchen, ſpaniſchen und italieniſchen) kundig war; ſonderlich aber trug er große Luſt und Neigung zu den Hiſtorien und zu den Muſiken, inmaßen er dann derſelben Erfahrene mit großer Freigebigkeit beförderte und unterhielt. Gegen ſeine Hofleute war er faſt (ſehr) milde und koſtfrei, wie er denn auch einen ſo ſtattlichen Hof gehalten, mit ſo auserleſenen herrlichen Perſonen des Herrn- und Ritterſtands gezieret, daß dergleichen zu ſeiner Zeit nicht viel zu finden geweſen. Von Perſon war er ein herrlicher und anſehnlicher Potentat, einer feinen Statur (mit den Jahren wurde er ziemlich ſtark), ſchön von Leib (mittlerer Größe, länglichen Geſichtes mit hoher Stirn, rothen Wangen, blauen Augen, blonden Haaren und dünnem Barte), freundlich von Angeſicht, doch tapfer (würdevoll) und eines löblichen Ernſtes. Er hielt ſanftmütig Regiment, beförderte Fried und Einigkeit ..... Diejenigen, ſo bei dem Haus Oeſterreich treulich geſtanden und viel große Sachen verrichtet, die hat er ſonderlich geehret und herfürgezogen. Alte verlebte Kriegsleute und diejenigen, ſo ſich an den Grenzen wohl verdient, hat er auch wohl bedacht und ihnen gute Fürſehung gethan, daß ſie nicht leiden dürfen“. Andere Berichte und Quellen beſtätigen dieſe Schilderung und preiſen mit noch wärmerem Tone ſeine Offenheit, ſeine Liebe zur Gerechtigkeit, die ſich gegen jede Verletzung derſelben empörte, ſeine Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke, ſeine Fürſorge für die niederen Schichten des Volkes, ſeine Sittlichkeit und ſeine unter den damaligen Deutſchen noch ſeltener als jene zu findende Mäßigkeit im Trinken. Sie zeigen ihn überhaupt frei von der wüſten Genußſucht und Ueppigkeit der meiſten gleichzeitigen Fürſten und zeihen ihn nur maßloſer Jagdluſt, die er mit der Neigung für ritterliche Uebungen und körperliche Anſtrengungen bis an das Ende ſeines Lebens bewahrte. Aber ſie laſſen zugleich erkennen, daß K., der als Knabe ſehr aufgeweckt geweſen, ſich nicht in erwarteter Weiſe entwickelt hatte. Er beſaß wenig Geiſt und Urtheil, entbehrte durchgreifender Thatkraft, war unſelbſtändig und leicht einzuſchüchtern. So gab er ſich in dem Streite um die kirchlichen Angelegenheiten bald dem Einfluſſe der Jeſuiten, ſeiner Frau, ihres Bruders, des eifrigen Wilhelms V. von Baiern, und anderer Vorkämpfer der Reſtauration, bald der Furcht vor den Landſtänden und den Rathſchlägen ſeiner entweder dem Proteſtantismus anhängenden oder die früher von ihm ſelbſt vertretene, vermittelnde Richtung einhaltenden Miniſter und Hofleute hin. Ueberdies kam den Proteſtanten die Geldverlegenheit zu Hülfe, in welcher er ſich ſtetig befand. Die inneröſterreichiſchen Gebiete waren von ſeinen Vorgängern ſehr vernachläſſigt worden und ſo befand ſich bei ſeinem Regierungsantritte die geſammte Staatsverwaltung in Verwirrung und Verfall, während zugleich durch das Zuſammenwirken verſchiedener Urſachen Handel und Wohlſtand darniederlagen. K. entwickelte ſofort und unausgeſetzt eine umfaſſende organiſatoriſche und geſetzgeberiſche Thätigkeit, wie dieſelbe zum Theil unerläßlich war, da Inneröſterreich jetzt zuerſt eine ſelbſtändige Regierung erhielt. Er ſchuf einen geheimen Rath als oberſte Verwaltungsbehörde, eine „Regierung“ als oberſten Gerichtshof, eine Hofkammer für die Geldangelegenheiten und einen Hofkriegsrath. Durch zahl-

reiche „Ordnungen“ suchte er die Thätigkeit dieser und aller anderen Behörden zu regeln. Vor allem ließ er sich in gleicher Weise und durch Gesetzbücher die Besserung der gänzlich verkommenen Rechtspflege angelegen sein und mit Eifer bemühte er sich um die Hebung des Handels und Verkehrs, des Forstwesens und der Schulen. In all diesen Beziehungen trugen seine Bemühungen gute Früchte. Dagegen gelang es ihm, obgleich er im Ganzen sparsam war, nicht, das Gleichgewicht zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Ihn hinderten daran zum Theil diejenigen Ursachen, welche damals das Geldwesen aller Staaten in Zerrüttung brachten, namentlich aber die Kosten der Vertheidigung gegen die nie ganz aufhörenden Angriffe der Türken. Die von dem Vater übernommenen Schulden wuchsen daher immer höher und nöthigten zur Verpfändung von Gütern und Einkünften und zu immer erneutem Nachsuchen außerordentlicher Geldbewilligungen der Stände. Dadurch erhielten diese das Mittel, ihrem Widerstande gegen die Restaurationsmaßregeln des Erzherzogs und ihrem Dringen auf Gewährung der Religionsfreiheit Nachdruck zu geben, und dadurch glaubte sich K. zur Nachgiebigkeit genöthigt. Immer größere Zugeständnisse gewährte er dem Protestantismus, welcher rasch so mächtig um sich griff, daß sogar unter den Bürgern von Graz und unter den Hofleuten nur noch wenige Katholiken zu finden waren. 1572 mußte K. zu Bruck an der Mur den Hauptstädten seiner Lande Gewissens- und dem Adel Steiermarks Religionsfreiheit bewilligen und letzterem darüber eine Urkunde ausstellen; nur die Ausdehnung der Verbindlichkeit seines Versprechens auf die Erben und Nachkommen vermochte er abzulehnen. Am 9. Febr. 1578 mußte er dann diese „Religionspacification“ wiederum zu Bruck mündlich auf den Adel seiner sämmtlichen Gebiete ausdehnen. Papst Gregor XIII. überhäufte den Erzherzog deshalb mit Vorwürfen und dieser faßte, durch seine der Restaurationspartei angehörigen Verwandten und Rathgeber gespornt, wirklich den Entschluß, seine Zusage, welche er durch den Papst für ungültig erklären ließ, zu widerrufen. Bei den einleitenden Schritten dazu stieß er indes auf so heftigen Widerspruch der Stände, daß er seine Absicht nicht zu verwirklichen wagte, sondern sich damit begnügte, seine Zusage in möglichst eingeschränktem Sinne zu deuten und geltend zu machen, Uebergriffen mit Nachdruck entgegenzutreten, seine gleich nach der Uebernahme der Regierung begonnenen Bemühungen um die Herstellung kirchlichen Sinnes und strengerer Zucht unter der Geistlichkeit fortzusetzen und die Restaurationsbewegung zu unterstützen. Durch die von ihm nach Graz berufenen Jesuiten hatte er dort alsbald eine Schule eröffnen lassen; am 12. Novbr. 1573 stiftete er ihnen ein Colleg, 1576 fügte er ein Knabenconvict, 1579 ein Priesterseminar hinzu und am 14. April 1586 gründete er die Universität zu Graz, welche den Jesuiten übergeben wurde. Auch die Ansiedelung anderer, der Restauration förderlicher Orden begünstigte er und mit Eifer betrieb er die Reformirung der alten Klöster. Seine vornehmsten Gehülfen bei dieser kirchlichen Thätigkeit waren die Bischöfe Conrad Glusitsch und Johann Tautscher von Laibach, Martin Brenner von Seckau und Georg Stobeus von Lavant, sowie der Kanzler Dr. Wolfgang Schranz. An Erfolgen fehlte es nicht, zugleich aber verwickelte sein Vorgehen den Erzherzog fortwährend in heftige Kämpfe mit den Ständen und rief im ganzen Lande steigende Erregung hervor. Nachdem schon mehrfach unter Bürgern und Bauern Unruhen ausgebrochen, kam es im Juni 1590 in Graz selbst zu einem Aufruhr. Zur Sicherung der Ruhe eilte K., der eben zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit im Bade bei Laxenburg weilte, herbei und er soll nun entschlossen gewesen sein, den Protestantismus mit Gewalt zu unterdrücken: schon am 10. Juli 1590 starb er jedoch. — Außer den kirchlichen Angelegenheiten und der Verwaltung beschäftigten den Erzherzog während seiner

Regierung vornehmlich die Kämpfe mit den Türken, gegen welche er 1578 einen größeren Zug, der jedoch wenig Erfolg brachte, unternehmen ließ und die Festung Karlstadt erbaute. Nebenher nahmen ihn ununterbrochene Streitigkeiten mit Venedig in Anspruch, welches sich allerlei Gewaltthaten erlaubte und namentlich die Besteuerung des Seehandels nach Triest sich anmaßte; Mangel an Geld hielt den Erzherzog ab, dem übermüthigen Freistaate gegenüber seine und seiner Unterthanen Rechte mit den Waffen zu wahren und die langwierigen Verhandlungen, die gepflogen wurden, führten nicht zum Ziele, zumal die unter Karls Hoheit stehenden Uskoken, ein in Zengg angesiedeltes Freibeutervolk, durch ihre Räubereien den Venetianern Vorwand und Entschuldigung für ihre Uebergriffe boten. Auch mit dem Patriarchen von Aquileja lag K. wegen des Besitzes dieser Stadt, der beiderseitigen Rechte und kirchlicher Fragen lange Jahre in Hader. — Die vornehmsten Rathgeber Karls in Staatsangelegenheiten waren der Obersthofmeister und Landeshauptmann in Kärnthen, Freiherr Georg von Khevenhüller († 1587), dessen Nachfolger Graf Jakob von Attimis, der Kammerpräsident und Deutschordenscomthur Frhr. Hans Kobenzl von Prosseck († 1594), der Geheimrath Graf Ambrosius von Thurn und namentlich der schon genannte Schranz. Wie weit bei der Regierungsthätigkeit des Erzherzogs eigene Initiative ging, ist nicht festzustellen; es wird versichert, daß er sich in seiner auswärtigen Politik völlig von seinen Ministern habe leiten lassen. — Mit seiner Gemahlin, die er ungemein liebte, erzielte er 15 Kinder, von welchen mehrere frühzeitig starben. Unter den Söhnen erlangten Ferdinand, der nachmalige Kaiser, Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, später aber Herr von Tirol, und Karl, Bischof von Breslau und Brixen und Deutschmeister, geschichtliche Bedeutung; von den Töchtern heiratheten Anna und nach ihr Constantia den König Sigismund III. von Polen und Schweden, Maria Christine den Fürsten Sigmund Báthory von Siebenbürgen, Margaretha den König Philipp III. von Spanien, und Maria Magdalena den Großherzog Cosimo II. von Florenz. In seinem Testamente vom 1. Juni 1584 und einem Nachtrage dazu hatte K. für seine Lande die Primogenitur angeordnet und bestimmt, daß seine Töchter nur Katholiken heirathen, vom Katholicismus abfallende Kinder jedes Erbrechtes verlustig gehen und seine Söhne durch seine Religionsbewilligung nicht gebunden sein, sondern lediglich dem Katholicismus Duldung gewähren sollten. Sein Erbe sollte gutmachen, was er verfehlt zu haben glaubte.

Khevenhiller, Annales Ferdinandei, I—III, und Conterfet-Kupferstich I und II; Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, I—II und Stieve, Briefe und Acten z. Geschichte des dreißigjährigen Krieges, IV. 85 ff. und die in beiden Werken verzeichneten Bücher; E. Albéri, Le Relazioni degli ambasciatori Veneti Ser. I, vol. VI. und Fiedler, Relationen venetianischer Botschafter, in Fontes Rerum Austriacarum, Ser. II. vol. 30; Schloßberger, Die Verhandlungen über die beabsichtigte Heirath des Erzherzogs Karl von Oesterreich mit der Königin Elisabeth von England in: Forschungen zur deutschen Geschichte, V; P. v. Freyberg, Sammlung historischer Schriften IV; Notizenblatt zum Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, VII; W. Maurenbrecher, Beiträge zur Geschichte Maximilians II. in: Sybel's Histor. Zeitschrift, 32; Stieve, Die Verhandlungen über die Nachfolge Kaiser Rudolfs II. in: Abhandlungen der baierischen Akadem. der Wissensch., XV.

Stieve.

Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Teschen, kaiserlicher Generalfeldmarschall, geb. am 5. September 1771 in Florenz, † am 30. April 1847. Er war der dritte Sohn des Großherzogs von Tos-

cana, später Kaiser Leopolds II. Die erste Jugend verbrachte er in Toscana, 1790 kam er nach Wien, 1791 nach Belgien als künftiger Gouverneur für die Statthalter Erzherzogin Marie Christine und Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welche ihn adoptirten. Seine Laufbahn war eine militärische. Er führte 1792 bei Jemappes eine Brigade, 1793 unter dem Prinzen von Koburg die Avantgarde, er entschied die Siege bei Aldenhoven und Neerwinden, wurde Generalstatthalter in Belgien, Feldmarschalllieutenant und 1794 Feldzeugmeister. Er commandirte in den Schlachten bei Landrecies, Tournay und Fleurus ein Armeecorps. Nach dem Verlust Belgiens erhielt K. 1796 das Obercommando über die Rheinarmee, erfocht als Reichsgeneralfeldmarschall die Siege bei Wetzlar, Teining, Amberg und Würzburg, er schlug Jourdan und Moreau bis über den Rhein, nahm noch im Winter Kehl und Hüningen ein. 1797 übernahm er gegen Bonaparte das Commando über die österreichische Armee in Venetien, vollzog einen meisterhaften Rückzug nach Inneröſterreich und schloß am 18. April 1797 den Präliminarfrieden von Leoben. Im November d. J. wurde er Gouverneur und Generalcapitän von Böhmen. Nach dem Congreß von Rastatt 1799 befehligte er abermals die Rheinarmee, besiegte Jourdan bei Ostrach und Stockach, besetzte Zürich, ging, von den Russen nicht unterstützt, nach Deutschland zurück, nahm Mannheim und drängte die Franzosen über den Rhein. Am 17. März 1800 legte er das Commando nieder, ging nach Böhmen und organisirte ein Freiwilligencorps von 25000 Mann. Als er nach der Schlacht bei Hohenlinden den Oberbefehl über die kaiserliche Armee übernehmen mußte, konnte er das Vordringen Moreau's nicht hemmen und schloß am 25. Decbr. den Waffenstillstand von Steier. Nach dem Frieden von Lüneville 1805 wurde er Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrathes, 1806 Generalissimus mit unbeschränkter Vollmacht. Seine Reformen für die Einrichtung, Verwaltung und Bildung der Armee ließen das alte Militärsystem Lacy's erlöschen. Der Hofkriegsrath, die Rekrutirung und Verpflegung der Armee wurden neu eingerichtet, die lebenslängliche Dienstzeit wurde 1802, der Zopf 1805 abgeschafft. Der Erzherzog vermehrte von 1806—9 die Infanterie, vereinfachte die Taktik, schuf die Reserve und die Landwehr, gründete militärische Unterrichtsanstalten, eine militärische Zeitschrift, das Kriegsarchiv u. A. In dem Kriege von 1805 commandirte er die Armee in Venetien. Er behauptete sich gegen Massena in der dreitägigen Schlacht von Caldiero, mußte sich jedoch nach der Katastrophe von Ulm nach Ungarn zurückziehen. In dem Kriege von 1809 rückte er mit der österreichischen Hauptmacht bis Regensburg vor, aber die Schlachten bei Abensberg, Landshut und Eckmühl fielen unglücklich aus. Während Napoleon nach Wien marschirte, führte der Erzherzog seine Armee nach Böhmen und in das Marchfeld, wo er am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßlingen Napoleon so vollständig schlug, daß die französische Armee dem Untergange nahe war. Der Sieg wurde jedoch nicht benützt und sechs Wochen nachher, am 5. und 6. Juli, verlor der Erzherzog die Schlacht von Wagram. Er bestand noch auf dem Rückzuge nach Mähren einige Gefechte und schloß dann den Waffenstillstand von Znaim, am 12. Juli 1809. Noch vor dem Wiener Frieden nahm er als Generalissimus seine Entlassung. An den Kämpfen von 1813—15 hat er nicht Theil genommen, nur 1815, als Napoleon von der Insel Elba zurückgekehrt war, war er Gouverneur von Mainz. Die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters hatte er 1804 niedergelegt. Nach dem Tode des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen 1822 erbte K. dessen Güter Teschen, Altenburg, Belye, das Palais in Wien und die reiche Kunstsammlung (Albertina). Seit dem 17. Septbr. 1815 war er mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählt, † 1829. Aus der Ehe stammen die vier Söhne: Albrecht, geb. am 3. August 1817, k. k.

Feldmarschall, 1866 Oberbefehlshaber der Armee gegen Italien und Sieger von Custozza; Karl Ferdinand, geb. am 29. Juli 1818, Feldmarschalllieutenant († 1874); Friedrich, geb. am 14. Mai 1821, Contreadmiral, rühmlich bekannt im syrischen Feldzug 1840, † am 5. Octbr. 1847 in Venedig; Wilhelm, geb. am 21. April 1827, Hoch- und Deutschmeister, Feldmarschalllieutenant und Generalinspector der Artillerie. Ferner zwei Töchter: Therese, geb. 1816, † 1867 als Wittwe des Königs Ferdinand II. von Neapel, und Marie Caroline, geb. 1825, 1852 vermählt mit Erzherzog Rainer. Erzherzog K. starb, 76 Jahre alt, am 30. April 1847 in Wien. Seine militärischen Schriften sind von Bedeutung: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland" (3 Bde., Wien 1814), „Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz" (2 Bde., Wien 1819). Eine Sammlung seiner militärischen Werke erschien in Wien 1862. Das Reiterstandbild von Fernkorn, errichtet 1860 in Wien, trägt die Inschrift: „Dem heldenmüthigen Führer der Heere Oesterreichs", „dem beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre". Eine kleine Wiederholung der Statue mit schönen Reliefs am Sockel steht im Garten des Schlosses Weilburg bei Baden.

Vgl. Duller, Erzherzog Karl von Oesterreich, 2 Bde., 1844—45. Schneidawind, Karl, Erzherzog von Oesterreich und die österreichische Armee, 2 Bde., 1840. Das Buch vom Erzherzog Karl, 1848. Thielen, Erzherzog Karl von Oesterreich, 1858. Wolf, Erzherzog Karl, 1860. Wiener Zeitung 1860, 116, 117, 118. Adam Wolf.

Karl (II.), Kurfürst von der Pfalz. Geboren in Heidelberg am 10. April 1651, † am 26. Mai 1685. Als ältester Sohn des Kurfürsten Karl Ludwig v. d. Pfalz von Charlotte von Hessen-Cassel geboren, wuchs der kränkliche Knabe freudlos am Hofe des mit der Mutter zerfallenen Vaters auf; sein reizbares empfindliches Gemüth wurde verschüchtert und von den Eindrücken seiner Umgebung unangenehm berührt; seine Mutter zog sich 1657 nach Cassel zurück, er blieb einsam bei Hofe, widerwillig dem Vater unbedingten Gehorsam zollend. Ohne auf seine Individualität Rücksicht zu nehmen, wurde K. mit Gelehrsamkeit erdrückt; die berühmten Gelehrten Pufendorf und Spanheim leiteten seinen Unterricht; er zeigte viel Interesse an den Studien, besonders seit 1664 Paul Hachenberg sein Erzieher geworden, dem er ein kindliches Vertrauen schenkte. 1672 trat K. sogar (Frankfurt) anonym als Philotheus mit der theologischen Schrift „Symbola christiana" hervor. 1670 machte er eine Reise durch die Schweiz und Frankreich, mit melancholischem Ernste das Leben betrachtend und mit dem Vater auf kaltem Fuße stehend. Als er eine württembergische Prinzessin heirathen wollte, bestimmte ihm der Vater die ihm ganz unsympathische Tochter des Königs Friedrich III. von Dänemark, Wilhelmine Erneſtine (geb. am 20. Juni 1650), mit der er sich in Kopenhagen am 23. April 1670 verlobte und in Heidelberg am 30. Sept. 1671 vermählte. Ihre Hoffart und Unbedeutendheit entfremdete ihn ihr mehr und mehr, die Ehe blieb kinderlos. Als sein Vater die Mutter zu einer förmlichen Trennung ihrer Ehe veranlassen wollte, um dem Hause Erben zu erwecken, suchte K. in seinem Auftrage 1677, freilich sehr widerstrebend, auf die Mutter einzuwirken — umsonst, die neue Ehe mußte unterbleiben. Des Vaters Vorwürfe gegen ihn verdüsterten Karls Gemüth immer mehr; er wurde lebenssatt wie ein Misanthrop. Das Ceremoniel, auf das der Vater viel Werth legte, war ihm äußerst verhaßt. Ihn dürstete nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit: seit 1678 hoffte er sehnsüchtig auf eine Statthalterei mit dem Sitze in Kreuznach, aber seine Hoffnung zerrann. Er wollte nun ein tüchtiger Soldat werden und ging diesem Berufe mit Leidenschaft nach; der Vater sah darin eine

krankhafte Laune und täglich wuchs sein Groll gegen den bei K. höchst einflußreichen Hachenberg. Als die Franzosen 1680 das pfälzische Oberamt Germersheim und andere Gebiete verheerten, ging K. mit Hachenberg nach England, um König Karl II. zum Auftreten gegen Ludwig XIV. zu bestimmen, erreichte aber nichts. Der König verlieh ihm im October den Hosenbandorden und die Universität Oxford creirte ihn am 2. October zum Doctor der Medicin. Auf dieser Reise erfuhr er, daß er durch den Tod des Vaters am 28. Aug. 1680 „Kurfürst von der Pfalz und Erzschatzmeister des heiligen römischen Reichs“ geworden sei. Im October 1680 traf K. in Heidelberg ein. Hachenberg wurde leitender Minister und Günstling, ohne zum Staatsmann befähigt zu sein, während viele von Karl Ludwig begünstigte Personen und die Raugrafen, Karls Stiefbrüder, mit Ungnade belastet wurden. Hatte der Vater sorgsam den Schatz gehütet, so griff K. wiederholt tief hinein; so schickte er alsbald über 40 000 Gulden nach Cassel, um die Schulden seiner Mutter zu tilgen, die nun nach Heidelberg zurückkehrte. Stellen und Einkünfte wurden leichtsinnig verschleudert, der Nepotismus kam in Blüthe; die verständige Waltung eines Karl Ludwig wurde durch allzu große Freigebigkeit und Schwäche abgelöst. Der viel geschmähte Hachenberg starb schon nach wenigen Wochen plötzlich; ihm folgte als leitender Günstling und Minister der in den Geschäften weit gewandtere Hofprediger Johann Ludwig Langhanns. Der herrschsüchtige und leidenschaftliche Mann besaß das volle Vertrauen Karls, gebrauchte ihn als Mittel zu seinen Zwecken und nährte als eifriger Calvinist in ihm die Absicht, Alles in der Kirche wieder auf den Fuß der strengen calvinischen Epoche zurückzuführen. Sofort wurde der vom Vater reducirte Kirchenrath im Stile der früheren Zeit vermehrt, die Presbyterialordnung erneuert, die Wachsamkeit für Zucht und Ordnung den Presbyterien eingeschärft und regelmäßig fanden wieder Kirchenvisitationen statt. Das kirchliche Leben hob sich wesentlich. Die Schulen erhielten reiche Dotationen, besonders das sehr gesunkene Sapienz-Collegium in Heidelberg. Der Universität wurden nicht nur ihre Privilegien bestätigt, sondern am 1. Juli 1682 auch die Schatzungsfreiheit zu Theil; trotzdem waren ihre ökonomischen Verhältnisse unter K. sehr gedrückt. Der strenge Calvinismus eines Friedrich III. zog wieder in der Pfalz ein; freierer politischer Geist verschwand aus der Kirche. Hingegen wurde die Pfalz nach der Aufhebung des Edicts von Nantes das Asyl verdrängter französischer Calvinisten; in Reilingen bildete sich eine Colonie und bei Seckenheim entstand in Friedrichsfeld eine Gemeinde, die große Privilegien erhielt. Auch die in Oesterreich und Ungarn verfolgten Protestanten und die in Frankfurt bedrückten Reformirten fanden in K. einen Schützer. Die Lutheraner in der Pfalz wurden von der calvinistischen Regierung sehr beschränkt und gewaltsam bedrückt; von sulzbachischer Seite wurde in einigen mit der Pfalz gemeinsamen Aemtern gleichzeitig im katholischen Sinne Propaganda gemacht. Die Corruption zeigte sich überall in der Verwaltung; Karl Ludwigs Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe brach zusammen und übermäßig steigerte sich letztere. Darum wurde die Grundsteuer bedeutend erhöht, was aber keine Abhülfe gewährte. Der Hof war das Dorado aller Müßiggänger und Schranzen und zehrte das Mark des Landes aus. In den Canzleien herrschten Nichtsthun und systematischer Betrug; der Stellenhandel griff immer schamloser um sich. Im Gegensatze zur Politik Karl Ludwigs wich der schwache K. leicht äußerem Drucke und gab z. B., als die Franzosen das Oberamt Germersheim gegen alles Recht ansprachen, es 1682 gegen Geld an Frankreich hin, das seine Räthe zu bestechen gewußt hatte. Weit mehr noch als früher Hachenberg, war Langhanns verhaßt und die ganze Pfalz schob die Schuld an Allem, was schlecht und drückend war, auf den Emporkömmling. Alle prunkhaften Feste stillten

nicht den Gram des unglücklichen Kurfürsten, dem seine Ehe am Entsetzlichsten dünkte, während er für eine Hofdame, Freiin Sophie Rüdt von Collenberg, schwärmte. Auch militärische Scheingefechte wurden mit großen Kosten inscenirt, um den unglücklichen Fürsten zu zerstreuen. Als bei ihm die Auszehrung auftrat, mußte an die Regelung der Erbfolge gedacht werden. Am 22. Mai 1685 schlossen in Schwäbisch-Hall Karls Minister mit denen des Neuburger Pfalzgrafen den Erbeinigungsreceß, wonach Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg zur Thronfolge in der Kurpfalz berufen wurde und die kirchliche Freiheit vor katholischer Reaction gesichert schien. Aber ehe K. den Receß unterzeichnet hatte, starb er am 26. Mai 1685 in Heidelberg, wo er ruht. Das ganze Land trauerte tief, denn in ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Pfalz-Simmern und es drohte eine katholische Reaction. Karls Gemahlin starb erst am 23. April 1706 in Lichtenberg (Sachsen).

Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II, Heidelberg 1845; Hautz und v. Reichlin-Meldegg, Geschichte der Universität Heidelberg, Bd. II, Mannheim 1864; Häutle, Genealogie des erlauchten Stammhauses Wittelsbach, München 1870. Kleinschmidt.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, war der Sohn des Kurfürsten Friedrich V. und der Elisabeth Stuart von England und wurde am 22. Decbr. 1617 geboren. Er erhielt eine vortreffliche Erziehung. Auf der Universität zu Leyden beschäftigte er sich mit theologischen, juristischen, geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien, sogar mit Mathematik und Geometrie. Dabei versäumte er die Uebungen des Leibes nicht und erschien frühzeitig mit seinem Großoheim, dem Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, im Heerlager. Nach dem Tode seines unglücklichen Vaters, der in Folge der Prager Schlacht nicht allein das Königreich Böhmen, sondern auch seine Erblande und die Kurwürde verloren hatte, kam er mit seinen übrigen Geschwistern unter die Vormundschaft seines Oheims, des Pfalzgrafen Ludwig Philipp. Es schien jetzt eine glücklichere Zeit zu nahen. In den Jahren 1632 und 1633 wurde der größte Theil der Pfalz von den Schweden wieder erobert. Am 5. Mai 1633 rückten die Sieger in Heidelberg ein, am 24. wurde auch das Schloß nach heftiger Beschießung durch Capitulation übergeben. Aber eine volle Wiedereinsetzung der vertriebenen Familie erfolgte mit nichten. Der Vormund schloß mit dem schwedischen Kanzler Oxenstjerna am 14. April 1633 zu Heilbronn einen Vertrag, nach dem die Kurpfalz zwar den Erben Friedrichs V. übergeben wurde, aber in den wichtigsten Plätzen schwedische Garnisonen blieben. Außerdem mußten den Schweden das Recht der Werbungen, Kriegsbeiträge, Einquartierungen, die ganze Leitung des Krieges und jede mögliche Förderung ihrer Interessen, auch nach Beendigung des Krieges, zugestanden werden. Trotz dieser drückenden Abhängigkeit begann das Land unter Ludwig Philipps Verwaltung sich zu erholen; reiche auswärtige Beisteuern und die gute Ernte des Jahres 1634 erweckten Muth und Hoffnungen; schon begannen Handel und Wandel, Arbeit und Credit sich wieder zu heben. Aber die Schrecken des Krieges sollten noch einmal zurückkehren und entsetzlicher, verheerender als früher. Die Schweden, am 6. September 1634 bei Nördlingen geschlagen, flohen an den Rhein und überzogen die pfälzischen Lande mit ihren zuchtlosen Schaaren; dann folgten die Feinde, die Kaiserlichen und Baiern, welche das Heidelberger Schloß belagerten, aber vor den Franzosen wieder zurückweichen mußten (Ende December 1634). Da aber die Franzosen bald wieder auf das linke Rheinufer zurückgingen und Herzog Bernhard von Weimar ihnen folgte, war die rechtsrheinische Pfalz wieder ohne jeglichen Schutz. Der kaiserliche General Graf Gallas besetzte die Stadt Heidelberg von neuem; ja bald war die ganze Pfalz, auch die linksrheinische, wieder in der Gewalt ihrer Feinde. Ludwig

Philipp floh mit dem Kurprinzen Karl Ludwig und der Leiche des Kurfürsten Friedrich nach Saarbrücken, dann nach Metz. Alle Hoffnungen, die sich an den Heilbronner Vertrag geknüpft hatten, waren vernichtet. Der Prager Frieden, den Sachsen im Mai 1635 mit dem Kaiser schloß, gab die kurpfälzische Familie der Rache der Katholiken völlig preis. So von seinem väterlichen Erbe vertrieben, begab sich K. L. auf den Rath seiner Mutter Elisabeth, die in Holland weilte, mit seinem jüngeren Bruder Ruprecht nach London, um die Hülfe seines Oheims, des Königs Karl I., anzurufen. Aber der König war nicht zu bewegen, mit den Waffen für die Sache seiner unglücklichen Neffen einzutreten, nur durch Vermittlung und Unterhandlungen, die in dieser harten und herben Zeit wenig werth waren, wollte er ihnen helfen. Schlimm war es, daß K. L. trotz der Mahnungen seiner Rathgeber in London ein üppiges und lockeres Leben führte und dadurch den Ernst der Lage verschleierte. Nach dem Tode des Kaisers Ferdinand II., der den englischen König durch ein falsches und zweideutiges Spiel hingehalten hatte, forderte der muthige Landgraf Wilhelm von Hessen den Kurprinzen auf, endlich das Schwert zu ergreifen und sein Erbe mit Gewalt zurück zu erobern. Nach langen Verhandlungen begab sich K. L. auf das Festland und wollte von Meppen aus, das er mit englischem Gelde gekauft hatte, den Krieg beginnen. Dieser erste Versuch sollte kläglich scheitern. Der kaiserliche General Hatzfeld überfiel die Stadt und bemächtigte sich der Mannschaft, der Munition und des Geldes. Jetzt schloß sich K. L. dem Heere des schwedischen Generals King an, erlitt aber nach der vergeblichen Belagerung von Lemgo am 17. October 1638 von Hatzfeld bei Gohfeld an der Weser eine zweite Niederlage. Er rettete sich mit Mühe aus dem Getümmel und ging als Flüchtling nach Hamburg, später nach Holland. Sein Bruder Ruprecht aber wurde gefangen und nach Wien geführt. Bald sollte auch der Kurprinz seine Freiheit verlieren. Als er nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar (1639) dessen Armee übernehmen wollte und mit englischem Gelde ausgerüstet und in seiner angebornen Leichtfertigkeit durch Frankreich zog, wurde er auf Befehl Richelieu's, der das Heer und die Erbschaft des Herzogs Bernhard für Frankreich zu erwerben beabsichtigte, verhaftet und als Gefangener nach Vincennes geführt (October 1639). Erst als Richelieu seine Absicht erreicht hatte, erlangte der Prinz, für den sich befreundete Mächte lange vergeblich verwandten, seine Freiheit wieder (August 1640). Nach diesem Unfalle schien sich die Sache des Kurprinzen zum Bessern zu wenden. Der König von Dänemark verwandte sich beim Reichstage zu Regensburg sehr nachdrücklich für ihn, England zeigte mit einem Male eine entschlossene und drohende Haltung. Der Kaiser, durch das siegreiche Vordringen des schwedischen Generals Baner bis Regensburg von Neuem erschreckt, ertheilte schon den Gliedern der kurfürstlichen Familie einen Geleitsbrief zu Verhandlungen, die zuerst in Regensburg, dann in Wien stattfanden. Aber es gab einsichtsvolle Leute, welche auf diesem Wege nicht viel erwarteten und diese behielten Recht. Die Erbietungen, welche schließlich der Kaiser und der Kurfürst von Baiern machten, waren so gering und schmachvoll, daß sie von pfälzischer Seite ohne Besinnen zurückgewiesen wurden. Karl von England mußte sich bei diesem Ausgange beruhigen, denn die Stürme, die sich im eigenen Lande gegen ihn erhoben, drängten alle anderen Interessen zurück. So blieb das arme pfälzische Land den Greueln des Krieges und dem religiösen Drucke der Katholiken preisgegeben. K. L., der durch das Unglück zum ernsten Manne gereift war, hielt sich in dieser trostlosen Zeit in England auf und beschäftigte sich an einer besseren Zukunft fast verzweifelnd mehr mit den Wissenschaften als der Politik. Als die Friedensverhandlungen endlich im J. 1644 zu Münster und Osnabrück begannen, machte die pfälzische Partei neue diplomatische Anstrengungen, aber sie stieß anfangs

auf große Schwierigkeiten und feindselige Stimmungen. Maximilian von Baiern spannte alle Kräfte an, um die Wiederherstellung seiner Stammesvettern zu hintertreiben; er ließ sich sogar mit Frankreich ein, um den Pfälzern im eigenen Parteilager Neider und Gegner zu erwecken. Aber es stand doch nicht mehr in der Macht des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, den Gang der Verhandlungen ganz nach ihrem Willen zu leiten; die Gegenpartei, insbesondere Schweden und Brandenburg, nahmen sich entschieden der pfälzischen Sache an und so kam nach äußerst schwierigen und umständlichen Verhandlungen, deren Ausgang bis zuletzt zweifelhaft blieb, folgende Uebereinkunft zu Stande: K. L. erhielt die rheinische Pfalz in ihrem Bestande von 1618 — nur mit Ausnahme der Bergstraße, die an den Erzbischof von Mainz, den früheren Besitzer (vor 1461) zurückging — und die neu zu errichtende achte Kurwürde. Die alte rheinische Kurwürde und die obere Pfalz blieb im Besitze Maximilians von Baiern. Mit K. L. wurde auch sein Oheim Ludwig Philipp in den Besitz von Simmern wieder eingesetzt. Seine vier Brüder (Ruprecht, Moriz, Eduard und Philipp) sollten binnen vier Jahren eine Abfindungssumme von 400,000 Thalern erhalten, seine Mutter Elisabeth 20,000 Thaler als Witthum, jede Schwester 10,000 Thaler zur Aussteuer. K. L. hatte große Bedenken gegen die Annahme dieser Bedingungen. Da er aber bald erkannte, daß er auch von den besten Freunden nicht mehr erlangen könne und die Hilfe Englands durch die Revolution ihm völlig verloren war, so trat er bei und ermächtigte am 29. December 1648 aus London seinen Oheim Ludwig Philipp, die rheinischen Lande für ihn in Empfang zu nehmen. Nachdem er noch das schauderhafte Ende des Königs Karl I. gesehen, eilte er auf das Festland, zuerst zu seiner Mutter nach Holland, dann nach Kassel, wo er sich mit Charlotte, der Tochter des Landgrafen Wilhelm V. und der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen, verlobte. Am 7. October 1649 zog er in Heidelberg ein und begann sogleich mit vollem Ernst und gutem Geschick die schwierige Arbeit der Wiederherstellung des durch die lange Kriegszeit unsäglich zerrütteten und verarmten Landes. Er verstand es die Bewohner wieder mit dem Gefühle der Sicherheit zu erfüllen und zu segensreicher Arbeit in Stadt und Land anzuspornen; er setzte Belohnungen auf den Anbau der Felder und Weinberge, auf die Wiederbestellung der zerfallenen Häuser und Hütten; er zog durch Bewilligungen besonderer Vorrechte Colonisten herbei, um die auf den fünfzigsten Theil herabgesunkene Bevölkerungszahl wieder in die Höhe zu bringen. Seine Bemühungen wurden durch seinen aufgeklärten und toleranten Sinn ganz wesentlich gefördert, denn er gewährte den Bekennern verschiedener Confessionen, auch solcher, welche bis dahin unterdrückt waren, z. B. den Wiedertäufern und den sogenannten Sabbatariern, Schutz und Duldung und gewöhnte seine reformirten Pfälzer daran, sich mit Andersgläubigen zu vertragen und zu friedlicher Arbeit zu vereinigen. Er umgab sich mit treuen und tüchtigen Beamten (der Kanzler Johann Ludwig Mieg ist vor Allen zu nennen) und überwachte mit scharfem Blicke alle Zweige der Verwaltung; dem Finanz- und Steuerwesen, dem Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, der Eröffnung neuer Hilfsquellen wandte er besondere Sorgfalt zu, selbst in die kleinsten Zweige des Staats- und Hoflebens suchte er Sparsamkeit und Ordnung einzuführen. Mit nicht geringerem Eifer wirkte er für die Wiederherstellung des Kirchen- und Schulwesens. Er besetzte die verwaisten Pfarreien wieder mit reformirten Predigern, bestellte den Kirchenrath und ließ die Kirchenordnung Friedrichs III. vom J. 1563 neu publiciren. Die unteren und mittleren Schulen begannen ihre Thätigkeit wieder und am 1. November 1651 wurde auch die Universität zu Heidelberg mit großer Feierlichkeit wieder eröffnet. Unter den Lehrkräften, welche K. L. für letztere allmählich gewann, zeichneten sich vor Allen Hottinger, Spanheim, Fa-

bricius, J. F. Mieg als Theologen, Heinrich Cocceji, Bökelmann, Samuel Pufendorf als Juristen aus. Der letztere widmete bekanntlich dem Kurfürsten seine „Elementa jurisprudentiae universalis“ und schrieb hier unter dem Namen Severinus de Monzambano das berühmte Buch über den Zustand des deutschen Reiches. K. L. zeigte auch auf diesem Gebiete seine Toleranz und hohe geistige Bildung, indem er den Universitätslehrern freie Entfaltung ihrer geistigen Kräfte gestattete und nur im Allgemeinen die Bedingung stellte, daß die bestehende Religion nicht erschüttert werden dürfe. Daran scheiterte freilich die Berufung Spinoza's, welche der Kurfürst im J. 1673 wünschte. — Sonst wurde K. L. in den ersten Jahren viel durch die Verhandlungen in Anspruch genommen, welche die vollständige Durchführung des westfälischen Friedens erforderte. Es waren mannichfache Rechtsfragen mit den Fürsten und dem Adel der Nachbarschaft zu ordnen, es war vor Allem das Land von fremden Besatzungen zu befreien. Das kostete Zeit und Mühe; die Spanier zogen erst im Mai 1652 aus der Feste Frankenthal ab. Jetzt gestaltete sich auch das Verhältniß zum Kaiser freundlicher. K. L. machte demselben im October 1652 in Prag einen Besuch und begleitete ihn darnach nach Regensburg zum Reichstage, wo des Kaisers Sohn Ferdinand zum römischen König gewählt und gekrönt wurde. Hier entsagte K. L. dem alten Titel des Erztruchsessen des heiligen römischen Reiches, der mit der Kur an Baiern übergegangen war, und wurde dafür mit der Würde eines Erzschatzmeisters belehnt. Ferdinand III. war über das Auftreten des Kurfürsten, der allen Groll vergessen zu haben schien, so erfreut, daß er ihm 62 Römermonate nachließ und 36,000 Gulden in baarem Gelde schenkte. Während des langen Aufenthaltes in Regensburg erfuhr K. L. auch bitteren Schmerz. Seine Gemahlin Charlotte von Hessen gebar hier einen Sohn Friedrich, der nicht ohne Verschulden der vergnügungssüchtigen Mutter gleich wieder starb (12. Mai 1653). Die Ehe mit der kalten, hoffärtigen und unbiegsamen Landgräfin war überhaupt keine glückliche. In der Folge steigerte sich die gegenseitige Abneigung so sehr, daß K. L. den Entschluß faßte, sich von Charlotte zu trennen und ihre Hofdame Luise v. Degenfeld, zu der er schon lange heimliche Neigung gefaßt hatte, zur Gemahlin zu nehmen. Er setzte trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken seinen Willen durch und ließ sich am 6. Januar 1658 mit Luise v. Degenfeld, die den Titel Raugräfin erhielt, zur linken Hand trauen. Charlotte blieb noch einige Zeit in Heidelberg und kehrte erst 1662, nachdem alle Vermittlungsversuche gescheitert waren, nach Kassel zurück. Außer diesen Ehezwistigkeiten hatte K. L. auch politische Verwickelungen, zuerst mit dem Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach, der zum Katholicismus übergetreten war und in der gemeinschaftlichen Stadt Weiden (Oberpfalz) den katholischen Cultus begünstigte, dann mit dem Kurfürsten von Baiern wegen des Reichsvicariats, welches nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III. (König Ferdinand IV. war schon ein Jahr nach seiner Wahl gestorben) beide beanspruchten. Durch diesen Streit war K. L. so erbittert, daß er auf dem Wahltage zu Frankfurt (1658) dem kurbaierischen Gesandten, der in einem Vortrage die Rechte seines Herrn mit starken Ausfällen gegen die Pfalz vertheidigte, das Tintenfaß an den Kopf warf. Darüber wäre es beinahe zum Kriege zwischen den wittelsbachischen Linien gekommen. Doch die übrigen Kurfürsten traten vermittelnd dazwischen. Der Streit um das Vicariat selbst wurde erst im folgenden Jahrhundert beigelegt. Bei der Königswahl stimmte K. L. schließlich für den Erzherzog Leopold, (18. Juli 1658), nachdem er zuvor mit den übrigen rheinischen Kurfürsten und Baiern sich in einen unrühmlichen Bund zur Wahl Louis XIV. eingelassen hatte. Bei der Entschiedenheit, mit der K. L. auf der Ausübung seiner alten und neuen Rechte bestand, konnten Streitigkeiten mit den eifersüchtigen Nachbarn nicht aus-

bleiben. Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Trier, Hessen, Lothringen fühlten sich insbesondere durch das pfälzische Wildfangsrecht beschwert. Nach langem Federstreit brachen darüber im J. 1665 offene Feindseligkeiten aus, die erst nach zwei Jahren durch die Intervention Frankreichs und Schwedens, der Bürgen des westfälischen Friedens, zu Gunsten Karl Ludwigs beendet wurden. Eine Fehde mit Lothringen, in der K. L. bei Bingen eine Niederlage erlitt (26. September 1668), wurde durch Vermittlung des Kaisers und des Königs von Frankreich beigelegt. Der Tod des Pfalzgrafen Moriz Ludwig Heinrich (December 1673) bereicherte den Besitz des Kurfürsten durch den Rückfall von Simmern, war aber die Veranlassung eines neuen Krieges mit Mainz, welches von der Erbschaft das Amt Böckelnheim (am linken Naheufer) beanspruchte. Im Mai 1676 verstanden sich beide Theile dazu das streitige Amt in kaiserliche Sequestration zu geben. Ein gütlicher Ausgleich, nach welchem das Amt zum größten Theil an Kurpfalz kam, ist erst im J. 1714 erfolgt. — Schwere Drangsale kamen wieder über das pfälzische Land durch den Krieg, der im J. 1672 zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich ausbrach. Der Kurfürst, der im J. 1671 seine Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Louis XIV., vermählt hatte, wollte sich anfangs mit Frankreich verbinden, faßte aber nachher den nicht weniger unpatriotischen Entschluß neutral zu bleiben. Erst die Erpressungen und Mordbrennereien, welche die Franzosen in seinem Lande verübten, erinnerten ihn an seine deutsche Pflicht. Er unterhandelte mit dem Kaiser wegen eines Bündnisses. Die Franzosen, rechtzeitig davon benachrichtigt, eilten Rache zu nehmen und verheerten auf das Schonungsloseste das pfälzische Gebiet, besonders die Gegend um Germersheim, das zu einem kaiserlichen Waffenplatz bestimmt war. Die kaiserlichen Truppen, welche die Pfalz beschützen sollten, wurden bei Sinsheim von Türenne geschlagen (Juni 1674). Als sich der kaiserliche Feldherr bald darnach zurückzog, lag die Pfalz den Feinden vollständig offen. Die Stadt Weinheim und ihre Umgebung und die blühenden Ortschaften am Hartgebirge wurden aufs gräßlichste ausgeplündert und verwüstet. Als später die Franzosen am Oberrhein von den Kaiserlichen zurückgedrängt wurden, blieben sie doch noch im Besitz der Feste Philippsburg und sie machten so rücksichtslos davon Gebrauch, daß K. L. es für gut fand, sich vertragsmäßig mit ihnen abzufinden und eine Entschädigungssumme zu zahlen. Als auch dies nichts half, wandte K. L. alle Mühe auf, um seine Verbündeten zu ernstlichen Maßregeln anzuspornen. Philippsburg wurde belagert und mußte sich am 7. September 1676 ergeben. In demselben Jahre fochten die kurpfälzischen Truppen in der südlichen und westlichen Pfalz, konnten aber die Stadt Zweibrücken vor der Zerstörungswuth der Franzosen nicht retten. Als endlich im J. 1679 der Friede von Nimwegen geschlossen wurde, erhielt die Pfalz noch keine Ruhe. Zunächst verlangte Louis XIV. noch Contributionen und angebliche Guthaben seiner Garnisonen, dann richtete er die berüchtigten Reunionskammern ein, von denen die zu Metz z. B. die von dem Bisthum zu Lehen rührenden deutschen Gebiete, darunter die Grafschaft Zweibrücken, für Frankreich beanspruchte. Schon rückten die Franzosen wieder in die Grenzgebiete ein, um sich gewaltsam in Besitz zu setzen und von kurpfälzischen Unterthanen den Treueid zu fordern. Vergeblich suchte K. L. durch staatsrechtliche Ausführungen und eine besondere Gesandtschaft dem König sein Unrecht darzuthun, und so wenig wie er richteten Kaiser und Reich zusammen aus. Es war Deutschlands elendeste Zeit, in der der übermüthige Nachbar das zersplitterte ohnmächtige deutsche Reich ungestraft verhöhnen konnte. Den Ausgang hat K. L. nicht mehr erlebt; er starb am 28. August 1680 im 63. Jahre seines Lebens. Mit welchem Recht er der Wiederhersteller der Pfalz genannt zu werden verdient, zeigt die Thatsache, daß

er trotz des 30jährigen Krieges, trotz der Schäden, welche der französische Krieg angerichtet hatte, seinem Sohn und Nachfolger ein schuldenfreies Land und noch baares Geld hinterlassen konnte. Von seiner rechtmäßigen Gemahlin Charlotte von Hessen hatte er zwei Kinder, den kränklichen Kurprinzen Karl, mit dem schon nach fünf Jahren die simmersche Linie endete, und die Prinzessin Elisabeth Charlotte, die bekannte vortreffliche Gemahlin des Herzogs von Orleans. Die Raugräfin Luise v. Degenfeld, welche schon im März 1677 gestorben war, hatte dem Kurfürsten 14 Kinder geboren, von denen bei seinem Tode noch fünf Söhne und drei Töchter am Leben waren. Sie erhielten den Titel ihrer Mutter, waren aber sonst nicht erbfähig, da die Raugräfin am 31. December 1667 für sich und ihre Nachkommen auf alle Erbansprüche an die Pfalz verzichtet hatte.

(D. L. Wundt), Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung Karl Ludwigs, Kurfürsten von der Pfalz. Genf 1786. F. J. Lipowsky, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Marie Susanne Luise, Raugräfin von Degenfeld. Sulzbach 1824. L. Häusser, Geschichte der Rheinischen Pfalz. 2. Bd. Heidelberg 1856. K. Menzel.

Karl (III.) **Philipp,** Kurfürst von der Pfalz. Geboren als siebentes Kind des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz aus zweiter Ehe mit Elisabeth Amalie Magdalene von Hessen-Darmstadt am 4. November 1661 in Neuburg an der Donau, † am 31. December 1742. K. P. wurde zum geistlichen Berufe bestimmt, 1673 Domherr zu Köln, 1677 zu Salzburg, 1679 zu Mainz und 1677 Malteserritter. Doch hatte er einen entschieden weltlichen Sinn und namentlich große Vorliebe für den Militärstand. Seit der Vermählung seiner Schwester mit Kaiser Leopold I. lebte er oft in Wien und 1688 entsagte er allen geistlichen Pfründen, um Soldat zu werden; auch eröffnete ihm die Kinderlosigkeit seines regierenden Bruders Johann Wilhelm Aussichten auf den Kurhut. Er ging 1685 mit dem kaiserlichen Heere nach Ungarn, that sich 1686 bei der Belagerung von Ofen hervor und kämpfte in Ungarn mehrere Jahre gegen die Türken, wofür er bis zum kaiserlichen Generalfeldmarschall aufstieg. Der schöne Mann gefiel den Frauen gar wohl und heirathete in Berlin am 10. August 1688 die verwittwete Markgräfin Ludwig von Brandenburg, Prinzessin Louise Charlotte Radziwill (geb. am 27. Februar 1667), mit der er auf ihren Gütern in Schlesien und in Wien lebte, die ihm aber im vierten Wochenbette am 23. März 1695 entrissen wurde; von den Kindern starben das letzte sofort, zwei in früher Jugend und das überlebende heirathete den Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach. Am 15. December 1701 schloß K. P. die zweite Ehe mit der Prinzessin Theresia Katharina Lubomirska in Krakau (geb. 1683), die am 17. Januar 1712 in Innsbruck starb, während ihr zwei Töchter im Tode vorausgegangen waren. Späterhin schloß er eine heimliche Ehe mit Gräfin Violanta Therese von Thurn und Taxis (geb. am 1. April 1683), die der Kaiser am 8. März 1733 zur Reichsfürstin erhob und die er erst nach ihrem Tode (2. November 1734) als legitime Gemahlin kundgab; sie scheint kinderlos geblieben zu sein. In Anerkennung der ihm geleisteten Dienste ernannte ihn sein kaiserlicher Verwandter 1706 zum Statthalter in Tirol und K. P. blieb bis Mai 1717 in Innsbruck, obgleich er am 18. Juni 1716 durch des Bruders Tod „Kurfürst von der Pfalz“ geworden war. Er wollte seinen verschuldeten Erblanden eine Zeit lang Erleichterung gönnen und sein Statthaltereinkommen noch genießen und bestellte eine Regierung in Düsseldorf, von der die verhaßtesten Kreaturen seines Vorgängers Johann Wilhelm ausgeschlossen wurden. Seine ersten Regentenschritte ließen ein goldenes Zeitalter für das gedrückte Pfälzer Land ahnen. Er reducirte die überflüssigen Beamtenstellen und machte manche Ersparnisse in Heer und Verwaltung, hob die ungemein verhaßte und drückende Accise und den Stempel am 2. November

1716 auf, erklärte die verschleuderten Kammergüter wieder als zur Landeskasse gehörig und ihre Veräußerung für widerrechtlich, brachte 1717 das Jülich'sche Steuerwesen in bessere Ordnung, erleichterte die materiellen Lasten aller Unterthanen und gestattete den bedrängten Protestanten im Germersheimer Gebiete freie Religionsübung. Doch sollte die Zeit der Reformen bald enden. Im Mai 1717 traf K. P. in Neuburg ein, siedelte aber im November 1718 nach Heidelberg über. K. P. war genußsüchtig und frivol, neben großem Hange zu sinnlichen und weltlichen Vergnügungen im Banne strenger Bigoterie und priesterlichen Einflüssen unterworfen; die Jesuiten leiteten ihn und machten ihn unduldsam. Schon bei der Huldigung unterließ er es darum, die kirchlichen Rechte seiner protestantischen Unterthanen zu verbürgen, und einzelne Vorkommnisse bekundeten, wie wenig er geneigt sei, die Rechte der nichtkatholischen Pfälzer zu beobachten. Da der Gebrauch der Messe im Heidelberger Katechismus als vermaledeite Abgötterei bezeichnet war, befahl er entrüstet und ohne den Kirchenrath nur anzuhören durch Cabinetsordre im April 1719 die Wegnahme aller Exemplare des Katechismus, und die Amtleute kamen dem Befehle schleunigst nach. Eine vom Kirchenrathe veranstaltete Synode der reformirten Geistlichen und einige Kirchenräthe machten bei dem Kurfürsten vergebliche Vorstellungen gegen die Ordre. Dabei ging die katholische Reaction dreist im Oberamte Germersheim vor, die Protestanten bedrückend. Ein hochwichtiger Schritt auf der Bahn der Reaction war, daß K. P. vom Kirchenrathe am 29. August 1719 die Einräumung des Langhauses der Heiliggeistkirche in Heidelberg an die Katholiken forderte, wogegen die Reformirten das Material für einen anderen Kirchenbau geliefert bekommen sollten; er drohte mit sofortiger Besitzergreifung ohne diese Entschädigung, sobald die Reformirten sich nicht gutwillig fügten. Natürlich verweigerte der Kirchenrath entschieden die Abtretung und erklärte schließlich am 4. September 1719: es stehe gar nicht in seiner Macht, die bestehenden von Preußen 1705 mit Kurfürst Johann Wilhelm geschlossenen Religionsverträge einseitig aufzuheben. In brutalster Weise wurde hierauf die Kirche mit Gewalt weggenommen und die Chor und Schiff scheidende Mauer eingeschlagen. Da der Kirchenrath bei seinem Fürsten kein Gehör fand, wandte er sich an das Corpus Evangelicorum, und die protestantischen Reichsstände nahmen lebhaften Antheil an der Sache der Pfälzer Reformirten. Preußen, Hessen-Kassel, England, Holland, Schweden traten in diplomatische Unterhandlungen mit K. P.; die Sache bekam einen europäischen Charakter und K. P. stand mit dem Papste und den Jesuiten allein der allgemeinen Erbitterung gegenüber; selbst der Kaiser mißbilligte seine Gewaltschritte. Die Regierungen von Hannover, Preußen und Hessen griffen, da K. P. eigensinnig blieb, zu Repressalien gegen ihre katholischen Unterthanen und K. P. näherte sich nochmals seinem Kirchenrathe, aber umsonst. Er suchte mit Drohungen die Reformirten in Heidelberg zur Abtretung der Heiliggeistkirche gegen Entschädigung zu bewegen und erklärte, im Weigerungsfalle werde er die Residenz verlegen, alle Dikasterien nach Mannheim überführen, die Neckarbrücke abbrechen, die Stadt dem Oberamte einverleiben und so weit herunterbringen, daß Gras vor den Häusern wachse. Trotzdem beugten sich die wackeren Bürger nicht; in einer Bittschrift an den harten Herrn beriefen sie sich auf die Versprechungen und Privilegien, womit nach dem Kriege wieder Leute in die verödete Stadt gelockt worden seien, und auf die von K. P. selbst eröffneten glänzenden Hoffnungen. Aber erst ein scharfes kaiserliches Mandat an den Kurfürsten bewirkte, daß die Reformirten am 19. April 1720 die Kirche zurückerhielten und die Scheidemauer darin wieder aufgerichtet wurde; der Druck der fremden Gesandten auf K. P. war hierbei sehr von Belang. Preußen und Hessen-Kassel hatten gegen das Verbot des Heidelberger Katechismus protestirt; durch Edict vom

16. Mai 1720 wurde sein Druck und Gebrauch wieder gestattet, doch mußten die Reformirten erklären, daß sie nur die Lehre und keine Person als abgötterisch bezeichneten und die anstößigen Ausdrücke in der 80. Frage des Buches mußten wegfallen. Um seine Drohungen gegen Heidelberg auszuführen, verlegte K. P. am 12. April 1720 seine Residenz für immer von da nach dem sumpfigen Mannheim, wo er im November einzog, nachdem er mehrere Monate in Schwetzingen verbracht. Nach Mannheim kamen im Mai und Juni 1720 die geheime Kanzlei, das Archiv, das kurfürstliche Hofgericht, die geistliche Administration und die kurpfälzische Regierung und am 2. Juli d. J. legte K. P. den Grundstein zu dem neuen Schlosse und der Hofkapelle. Aber die natürlichen Hülfsquellen der späteren Handelsstadt wurden von ihm nicht ausgebeutet; er schuf nur „steinerne Denkmale monarchischen Hochmuths“. Auch der Kirchenrath sollte nach Mannheim verlegt werden und mußte, wenn ihm auch dies auf seine dringenden Vorstellungen und auf das Verwenden des Corpus Evangelicorum erspart blieb, dreimal wöchentlich nach Mannheim zu den Sitzungen fahren. Zu den Bedrückungen der Reformirten, wodurch die Religionsdeclaration von 1705 (s. Johann Wilhelm) wiederholt gebrochen ward, kamen Beschwerden der Lutheraner gegen Reformirte und Katholiken; Chaos und Reaction zersetzten das Kirchenwesen. Es wurde von den protestantischen Reichsständen ein Bevollmächtigter in die Pfalz entsandt, eine Religionscommission trat ins Leben, beständig durch die jesuitische Regierung gehemmt, während der Kaiser drohende Rescripte an K. P. erließ; die kirchliche Unterdrückung wollte kein Ende nehmen. 1728 schloß die Religionscommission ihre erfolglosen Arbeiten. Die rechtlichen Besitzansprüche der Reformirten wurden nach wie vor mißachtet und der reformirte Kirchenrath wurde täglich zahmer und energieloser; auch die Lutheraner erlangten keine Abhülfe ihrer Beschwerden. Allmählich näherten sich Reformirte und Lutheraner einander, da sie einen gemeinsamen Bedrücker an K. P. hatten; die evangelische Kirche blieb gebeugt und beengt, und nur die Jesuiten konnten dem Kurfürsten den Beinamen Clemens verleihen. Verschärfte Censurgesetze erstickten die wissenschaftliche Regsamkeit im Lande; laut Edict vom Mai 1719 durfte nichts mehr ohne Erlaubniß der Regierung gedruckt werden; als officielles Organ gegenüber den die argen Zustände in der Pfalz berührenden fremdländischen Zeitungen erschien die Mannheimer Postzeitung. Das wissenschaftliche Leben im Lande zerfiel mit der Universität, an der die peripatetische Philosophie der Jesuiten überwucherte; in der philosophischen Facultät waren während Karl Philipps Regierung 30 jesuitische Docenten, in der theologischen vier: in ihren Disputirübungen griffen die Jesuiten wiederholt die Protestanten in verletzendster Weise an; die Reformirten wurden bei Anstellungen an der Universität vielfach zurückgesetzt. 1720 gründete K. P. auf Antrieb der Jesuiten das Karl'sche Convict, welches sie leiteten und das 1730 ins Leben trat. Für die Förderung der Wissenschaften geschah unter K. P. sehr wenig, nur nahm er die vom Professor der Geschichte in Heidelberg Haurisius gegründete pfälzische historisch-litterarische Gesellschaft am 15. März 1734 unter seinen Schutz; dieselbe wollte die deutsche Geschichtskunde befördern. Die Universität sank allmählich auf 18 Lehrer herab, von denen ein Drittel Jesuiten waren. Für ihren Orden that er ungemein viel, die einflußreichste Person bei Hofe war der Beichtvater, der Jesuit Staudacher; K. P. erbaute den Jesuiten prunkvolle Kirchen, stiftete ihnen Klöster, Schulen und ein gut dotirtes Seminar; die Jesuiten priesen ihn dafür in allen Zungen, so wenig preiswürdig er für sein unglückliches Volk war. Seine Neigung zu höfischer Pracht sprach sich in den prächtigen und kolossalen Bauten aus, mit denen er besonders Mannheim schmückte; hierfür brauchte er ungeheure Summen, die das Land liefern mußte. Als er am Abende seines Lebens 1736 aus Mann-

heim in verständiger Weise eine freie Handelsstadt machen wollte, gelang ihm dies nicht. Ludwig XIV. war sein Vorbild, ihn beseelte eine eminente Meinung von seiner fürstlichen Stellung und sein Hofwesen wetteiferte mit den ersten Höfen Europas; sein Hofstaat konnte eine Armee genannt werden; Mannheim und Schwetzingen leuchteten weithin allen Schmarotzern und Müßiggängern entgegen; hier herrschte verschwenderische Pracht. Auch die Jagd wurde von K. P. in hohem Maße begünstigt, worunter der Bauersmann unsäglich litt; dies trug dazu bei, daß allein aus drei Oberämtern über 400 der wohlhabendsten Familien auswanderten. Eine fest geschlossene Bureaukratie lastete auf dem verarmenden Lande, nach oben duckend, nach unten druckend; die meisten Beamten waren arbeitslose Tagediebe. Die bedeutenderen Beamtenstellen wurden alle für Geld erblich, auch wurden Anwartschaften darauf verkauft. Die Verwaltung war wol die schlechteste in der Welt, die Justiz erbärmlich. Alle Steuern wuchteten auf den unteren Klassen; der Adel, der Klerus, die Beamten waren frei davon. K. P. war dem Kaiser wegen dessen Haltung in der Religionsfrage gram und trat darum gegen die habsburgischen Interessen auf. Er beendete den Jahrhunderte alten Streit mit Baiern und schloß mit Kurfürst Maximilian II. Maria Emanuel am 15. Mai 1724 in München den ersten bairisch-pfälzischen Familienpact und Erbvertrag: beide Häuser glichen den alten Streit über das Reichsvicariat aus und verabredeten, es künftig gemeinsam zu führen; überhaupt wollten sie in allen Interessen gemeinsam handeln, sich gegenseitig beschützen und nicht dulden, daß neue Kuren willkürlich geschaffen würden; beide Kurfürsten sollten je 8000 Mann zur Vertheidigung unterhalten und die ihnen verwandten Kurfürsten von Köln und Trier eine entsprechende Kriegsmacht aufstellen. K. P. dachte an die Vererbung von Jülich und Berg an das Sulzbacher Pfalzgrafenhaus, der bairische Kurfürst an Ansprüche auf österreichische Gebiete nach dem Tode Kaiser Karls VI.; dies führte beide hauptsächlich zusammen und hinter ihnen stand Frankreich, welches durch Baiern Pfalz genähert wurde. K. P. trat während dessen dem Wiener Vertrag vom 30. April 1725 mit dem Kaiser bei und dieser schloß mit ihm am 16. August 1726 eine Vereinbarung, worin den pfälzischen Agnaten der Besitz von Jülich und Berg garantirt wurde, während er Preußen Berg und Ravenstein am 12. October versprach. Schließlich mußte jedoch Karl VI. Farbe bekennen und Preußen oder Pfalz fallen lassen; er entschied sich für Preußen und suchte seit 1727 die Sulzbacher Agnaten zum Verzichte auf ihre Ansprüche an Berg um Geld zu bewegen; in einem geheimen Vertrage zu Berlin sagte er im December 1728 Berg, Ravenstein und Düsseldorf Preußen zu; später hoffte er, Preußen werde sich an Berg genügen lassen und Sulzbach könne man doch noch abfinden. Voll Mißtrauen gegen den Kaiser und erbittert auf Preußen schloß K. P. mit Frankreich und Baiern am 15. Febr. 1729 den hochverrätherischen Vertrag von Marly; Ludwig XV. übernahm die Garantie von Jülich und Berg, versprach Schutz und Neutralität im Kriege, und Baiern wie Pfalz entblödeten sich nicht zu geloben, sie wollten bei einem Reichskriege neutral bleiben, gegen einen solchen am Reichstage wirken und Kurköln nebst Kurtrier zu gleicher Neutralität bereden. Alsbald ging K. P. offen im Geiste Frankreichs vor. Auf dem Reichstage widersetzte er sich mit Baiern und Sachsen der Anerkennung der pragmatischen Sanction Karls VI. und im Reichskriege von 1734 blieb er geradezu neutral, während Kurbaiern sogar Truppen für Frankreich warb. Wie K. P. die Neutralität verstand, zeigte sich, als die Franzosen über den Rhein kamen; sie wurden mit offenen Armen empfangen, erhielten Bedürfnisse aller Art geliefert und durften ruhig passiren; den Deutschen hingegen wurde jeder Zutritt erschwert, man brach vor ihnen die Brücken ab und gab ihnen keinerlei Beisteuer. Die Folge dieser Haltung des

Kurfürsten war, daß sein Staat von den französischen und deutschen Truppen gleichmäßig bedrückt und verheert wurde und in die äußerste Noth gerieth. Während aber sein Volk darbte, schwelgte der gewissenlose Fürst 1734—35 an üppiger Tafel mit den französischen Generälen und verkaufte seinen Bauern die Früchte vom Felde weg an die Franzosen. Nach dem Tode des letzten Habsburgers führten K. P. und Karl Albrecht von Baiern seit 1740 gemeinsam das Reichsvicariat und K. P. löste während desselben 1741 von dem deutschen Orden das verpfändete Amt Boxberg wieder ein. Er unterstützte die Absichten Karl Albrechts auf den Kaiserthron, ging mit ihm und Ludwig XV. gegen das Haus Oesterreich und trat dem Nymphenburger Vertrage Frankreichs, Spaniens und Baierns gegen dasselbe im Juni 1741 bei. Trotzdem er früher so sehr von den Habsburgern ausgezeichnet worden war, verweigerte er Maria Theresia die Anerkennung in ihren Erbstaaten und bestritt ihr die Ausübung der böhmischen Kurstimme; den französischen Truppen gestattete er 1741 den Durchzug und gab ihnen Quartier. Für seine kräftige Hülfe zur Kaiserwahl gab ihm Kaiser Karl VII. die früher dem Hause zuständige Erztruchseßwürde des heiligen römischen Reichs 1742 zurück. In dem österreichischen Erbfolgekriege litten Oberpfalz und Neuburg sehr unter den Streifzügen der Panduren, während in Mannheim die Feste nie enden wollten. Da Karl Philipps Liebling, seine Tochter Elisabeth Auguste Sophie, 1728 und ihr Gemahl, der Erbprinz Joseph Karl Emanuel zu Pfalz-Sulzbach, 1729 gestorben waren, hatte K. P. seine Erbansprüche an Jülich auf den Bruder des letzteren, Johann Christian Joseph, übertragen; aber auch dieser starb 1733 und nun vererbten sich seine Ansprüche auf dessen Sohn, Pfalzgraf Karl Philipp Theodor, für den K. P. die Vormundschaft übernahm; ihm bestimmte er die Succession in Jülich und Berg, er sollte auch in Rheinpfalz und Neuburg sein Nachfolger werden. Da sich Frankreich des pfälzischen Anspruchs warm annahm und Friedrich II. von Preußen sein Auge auf Schlesien warf, so entsagte Letzterer am 24. December 1741 zu Gunsten des Hauses Sulzbach seinen Ansprüchen an Jülich und Berg und im Februar 1742 garantirten ihm Frankreich, Baiern und Pfalz den Besitz von Schlesien; im October 1742 ließ K. P. für den jungen Karl Philipp Theodor von Sulzbach die Huldigung in Jülich und Berg entgegen nehmen. Die alten Streitigkeiten des Kurhauses mit der unmittelbaren Reichsritterschaft wegen des pfälzischen Wildfangrechts wurden durch die Verträge vom 16. August 1717 und 17. October 1729 beigelegt; Kurpfalz entsagte seinen Ansprüchen gegen eine jährliche Ablösungssumme von 7500 Gulden und auch die anderen Streitfragen wurden zur Zufriedenheit der Ritterschaft geordnet. Als die Linie Zweibrücken-Kleeburg in Gustav Samuel Leopold am Erlöschen war, näherte sich dieser K. P. und die Birkenfelder Linie fürchtete für ihre Erbfolge; 1724 wurde sogar eine kurfürstliche Garnison in Zweibrücken aufgenommen, deren Entfernung aber ein kaiserliches Dekret 1725 gebot. K. P. beanspruchte den Heimfall des Landes an ihn nach dem Rechte der Primogenitur. Der bittere Streit mit den Birkenfeldern endete erst am 23. December 1733 durch einen Vergleich: K. P. behielt die Aemter Veldenz und Lautereck und bis zum Tode das Reichsvotum für Veldenz, trat seinen Antheil an Lützelstein und die Guttenberger Gemeinschaft an Birkenfeld ab, ebenso den Sulzbacher Antheil an Guttenberg gegen jährlich 12,000 Gulden; das ganze Zweibrückener Land außer dem Unteramte Stadeck fiel an Birkenfeld, beide Theile entsagten allen übrigen Ansprüchen und gelobten in den abgetretenen Landestheilen den Confessionen Duldung zu gewähren. Kurz nach der Vollendung seines 81. Lebensjahres starb K. P. nach kurzem Unwohlsein in Mannheim am 31. December 1742. Er wurde daselbst bestattet. In ihm erlosch das Haus Pfalz-Neuburg im Mannsstamme.

Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II, Heidelberg 1845; Hautz und v. Reichlin-Meldegg, Geschichte der Universität Heidelberg, Bd. II, Mannheim 1864; Gespräch im Reiche der Todten zwischen dem Kurfürsten Karl Philipp und dem Cardinal Fleury, Heidelberg 1743.

Kleinschmidt.

Karl August, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Zweibrücken, geb. zu Düsseldorf am 29. October 1746, folgte am 5. November 1775 seinem Oheim Christian IV. in der Regierung des Herzogthums Zweibrücken. In seinem Charakter tritt eine merkwürdige Mischung von Esprit und bizarrer Pedanterie, großmüthiger Freigebigkeit und ans Lächerliche streifender Sparsamkeit, kurz, von lauter sich einander widersprechenden Zügen zu Tage. „Es ist überaus schwer", urtheilt der eingeweihte Mannlich, „eine so bewegliche Physiognomie im Bilde zu fixiren, und der Biograph, der das Charakterporträt Karl Augusts zu zeichnen unternähme, könnte es je nach der Gruppirung der einzelnen Züge, ohne unwahr zu werden, edel oder häßlich gestalten." Als Regent eines größeren Staates hätte er vielleicht von seinen glücklichen Talenten und reichen Kenntnissen edleren Gebrauch gemacht — als Herr eines unbedeutenden Ländchens gefiel er sich fast ausschließlich in frivolen Ausschweifungen und schimmernden Nichtigkeiten. Nahe bei Homburg baute er sich in wald- und wildreicher Höhe das Schloß Karlsberg, das an Ausdehnung und Pracht mit Versailles wetteifern konnte. Insbesondere von dem Park, der in weitem Kreise den Palast umgab, werden von Knigge und anderen Zeitgenossen märchenhafte Dinge erzählt. Hier gab es marmorne Tempel und Porphyrpavillons mit goldenen Dächern, Bären- und Hundezwinger, Falken- und Fasanenbehälter, Muschelgrotten und Forellenteiche, Orangerien und Eremitagen, große Seeflächen und Wasserkünste aller Art! Josef II., der auf seiner Reise nach Paris den Karlsberg besuchte, soll geäußert haben, er habe annähernd ähnliche Pracht nirgends getroffen. Die Anlage von Schloß und Park kostete nahezu 14 Millionen Gulden; in welchem Mißverhältniß solche Ausgaben mit den Einkünften des kleinen Herzogthums standen, bedarf keiner Erörterung. Die Pompadour des Karlsbergs war eine Frau v. Esebeck, deren Bruder als dirigirender Minister an der Spitze des Cabinets stand. „Unverständige Bauten, kostbare Möblirung, zahllose Liebhabereien, Alles, was nur dem Gelde weh that, tausend Pferde im Marstall, noch mehr Hunde in den Zwingern, das ganze Land ein Thiergarten zum Verderben der Unterthanen", so schildert Hans v. Gagern die damalige zweibrückische Staatswirthschaft. Wenn aber auch die moralische und sociale Führung des Herzogs zu berechtigten Ausstellungen Anlaß bot, so gereicht ihm doch eine politische Handlung, wobei er eine an den Höfen des 18. Jahrhunderts seltene Selbstlosigkeit an den Tag legte, zu hoher Ehre. Als Kaiser Josef II. dem Kurfürsten von Pfalz-Baiern, Karl Theodor, einen Austausch Baierns gegen anderweitige Entschädigung anbot und der Pfälzer, der aus seinem Mißvergnügen über den Anfall der altbaierischen Gebiete kein Hehl machte, sofort bereit war, auf den Handel einzugehen, hofften die beiden Contrahenten bei dem erbberechtigten Zweibrückener Agnaten um so weniger auf Widerstand zu stoßen, als eine Erhöhung der Appanage gerade für diesen verschwenderischen Fürsten verführerischen Reiz haben mußte. Am 3. Jänner 1778 wurde von Karl Theodor zu München ein Vertrag unterzeichnet, wonach ansehnliche Theile Altbaierns in Besitz Oesterreichs übergehen sollten. Erst am 22. Jänner benachrichtigte der Kurfürst hiervon seinen Neffen. Gern hätte er sich, so schrieb er, vorher über Karl Augusts Ansichten vergewissert, allein der kaiserliche Hof habe so gedrängt und getrieben, daß keine Zeit dazu blieb. Der Herzog werde aber zweifelsohne begreifen, daß der Vertrag nur im Interesse des Gesammthauses errichtet sei. K. A. scheint anfänglich des Glaubens gewesen zu

sein, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als in das verlangte Opfer zu willigen; der Aufforderung des Oheims Folge leistend, reiste er nach München ab. Am 3. Februar 1778 langte er in Augsburg an. Hierher kam ihm jedoch sein Geheimrath v. Hofenfels aus München entgegen, mit der Botschaft, daß Preußen gegen den beabsichtigten Tauschhandel Einspruch erheben und das gute Recht des Herzogs von Zweibrücken kräftigst vertheidigen wolle. Dem patriotischen Eifer der Herzogin Maria Anna von Baiern und der gewandten Vermittlung des zweibrückenschen Bevollmächtigten Hofenfels war es gelungen, das Berliner Cabinet für solche Durchkreuzung der österreichischen Pläne zu interessiren. Allein das Gelingen des Anschlags hing im Wesentlichen von der Mitwirkung des Herzogs von Zweibrücken ab. K. A. zauderte, gemeinsam mit dem Berliner Hof in Action zu treten, so daß König Friedrich schon ungeduldig wurde und seinem Unmuth in einem Schreiben an Maria Anna auf drastische Weise Luft machte. Das Zögern des Herzogs erklärte sich jedoch hauptsächlich daraus, daß er auch über die Stimmung des französischen Hofes orientirt sein wollte, wo zwar bei den Ministern die Ansicht feststand, daß Nachgiebigkeit gegen Oesterreich dem Interesse Frankreichs widerspreche, aber der Einfluß der reizenden Königin zu Gunsten der Pläne Josefs II. wirkte. Endlich erhielt K. A. soweit beruhigende Nachrichten, daß er die entscheidende Karte auszuspielen wagte. Am 14. März ließ er unter die Abgeordneten des Reichstags zu Regensburg einen Protest gegen die Münchener Abmachungen vertheilen. Auf seines Oheims Vorstellungen und Anerbietungen erwiederte er: „Es handelt sich nicht um einen augenblicklichen Vortheil, sondern um die Ehre des pfälzischen Hauses, und diese gilt für mich so viel, daß mir Niemand einen entsprechenden Ersatz bieten kann; ich erhebe Einspruch gegen den Austausch und werde niemals den Vertrag unterzeichnen.“ Seiner Erklärung secundirte ein preußisches Memorandum, das die Nichtigkeit der österreichischen Ansprüche auf baierische Landestheile nachwies und dem erbberechtigten Zweibrückener Hause Schutz und Hülfe zusicherte. Da Kaiser Josef auf das vortheilhafte Geschäft nicht verzichten wollte, kam es zum Krieg. Auf Betreiben Maria Theresias wurde jedoch schon am 13. Mai 1779 zu Teschen ein Friedensvertrag unterzeichnet. Zwar wurde dadurch das baierische Innviertel dem Kaiser zugesprochen, dagegen jener Vertrag vom 3. Jänner 1778 zu nichte gemacht, und Oesterreich mußte auf ewige Zeiten allen weiteren Ansprüchen auf baierisches Gebiet entsagen. Außerdem trugen die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands Sorge für Alles, was den ruhigen Uebergang der gesammten pfalz-baierischen Lande an die zweibrücken'sche Linie sichern konnte. Nicht allein wurde der Mitwirkung Karl Augusts in den Verträgen gedacht, welche Karl Theodor mit Oesterreich schloß, sondern er gab auch noch eine besondere zustimmende Erklärung ab. Oheim und Neffe gelobten außerdem, an den alten Wittelsbachischen Hausverträgen unverbrüchlich festhalten und denselben auf keinerlei Weise zuwiderhandeln zu wollen, und Rußland, Frankreich und Preußen übernahmen die Gewährschaft. Dies hinderte aber nicht, daß am Hofe Karl Theodors nach wie vor österreichische Agenten rege Thätigkeit entfalteten; im J. 1784 nahmen diese Unterhandlungen bestimmtere Gestalt an, als der kaiserliche Gesandte Graf Lehrbach die österreichischen Niederlande mit der Königskrone als Ersatz für Baiern zu bieten hatte. Man kam in München über die politischen und finanziellen Punkte bald überein, das Project schien in der Hauptsache bereits gesichert: es galt nur noch, den Herzog von Zweibrücken zu gewinnen. Die Karten lagen diesmal für Kaiser Josefs Lieblingsidee insofern weit günstiger, als die beiden Garantiemächte Frankreich und Rußland nicht abgeneigt waren, gegen anderweitige Dienste dem Kaiser hierin willfährig zu sein. Ja, der russische Gesandte am kaiserlichen Hofe, Graf Romanzow, begab sich

selbst nach Karlsberg, wo auch andere Diplomaten den Herzog für den Austausch günstig zu stimmen suchten. Endlich theilte Romanzow offen mit, wie weit schon der Handel in München gediehen sei, und erbot sich zu sofortiger Auszahlung einer Million Gulden an die herzogliche Rentkammer. Da zwischen den Höfen von Wien, Paris und Petersburg volles Einverständniß bestehe, könne der Herzog nichts besseres thun als das großmüthige Geschenk annehmen, das man ihm dafür anbiete, daß er dereinst statt eines Kurhutes eine Königskrone zu tragen sich bereit erkläre. Allein auch diesmal widerstand der Herzog der lockend an ihn herantretenden Versuchung. Das dynastische Gefühl war in ihm lebendig, das Bewußtsein, daß ein Fürstenhaus sich nicht ohne Weiteres von einem ihm treu ergebenen Volke losreißen dürfe. Er zögerte keinen Augenblick, dem Grafen Romanzow eine abschlägige Antwort zu ertheilen, und erbat aufs Neue die Unterstützung des Königs von Preußen gegen ein Vorhaben, das auf eine Entfernung des Hauses Wittelsbach aus der deutschen Fürstenreihe gemünzt sei. Ehe er auf solche Anschläge eingehe, — so lautete seine schneidige Erklärung, — wolle er sich lieber unter den Ruinen des baierischen Landes begraben lassen. Friedrich II. erhob denn auch laute Klage über den Bruch des Teschener Friedens und stiftete mit Herzog K. A. und den angesehensten deutschen Fürsten einen Bund zur Abwehr der österreichischen Uebergriffe, den sogen. Fürstenbund. Karl Theodor, der an die Annehmbarkeit der Anträge des kaiserlichen Hofes selbst nicht recht glaubte und einen gewissen Widerwillen gegen das Geschäft nicht überwinden konnte, beeilte sich, das Gerücht von Abmachungen mit dem Kaiser als völlig unbegründet zu bezeichnen, und auch das Wiener Cabinet hielt für opportun, seine Wünsche wenigstens zu vertagen. In den letzten Jahren der Regierung Karl Augusts brach der Sturm der Revolutionskriege über die Pfalz herein. Am 3. Februar 1793 floh K. vor den in Zweibrücken eingefallenen Sansculotten nach Mannheim. Wenige Tage später ging das Karlsberger Wunderschloß, dessen kostbare Kunstschätze vorher mit vandalischer Wuth zerstört wurden, in Flammen auf; drei Tage und drei Nächte wüthete das verheerende Element, bis sogar fast alle Spuren der Existenz jener zahllosen Bauwerke vertilgt waren: nur einige von dichtem Laub überwucherte Mauertrümmer haben sich erhalten. Als ein Fürst ohne Land, auf die Unterstützung seines Oheims angewiesen, verlebte K. A. seine letzten Lebenstage in Mannheim, wo er, noch nicht 46 Jahre alt, am 1. April 1795 starb. Seine Ansprüche auf Zweibrücken und das pfalzbaierische Erbe gingen, da sein einziger Sohn schon im achten Lebensjahre gestorben war, an den Bruder, Max Josef, den nachmaligen ersten König Baierns, über.

Memoiren des baierischen Hofmalers &c. Christian v. Mannlich (handschriftl. in der k. Hof- u. Staatsbibliothek München). — Häusser, Geschichte des rheinischen Pfalz, II. 998. — Aulenbach, Rhapsodien, S. 57. — Lehmann, Geschichte des Herzogthums Zweibrücken, S. 498. — Erhard, Herzogin Maria Anna v. Baiern u. d. Teschener Friede. Heigel.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. den 3. Septbr. 1757, † am 28. Juni 1828. Sein Vater, Herzog Konstantin von Sachsen-Weimar-Eisenach, starb bereits 9 Monate nach der Geburt dieses seines Sohnes, und dessen Wittwe, Anna Amalie von Braunschweig, mußte erst mündig gesprochen werden, um die ihr nach dem letzten Willen ihres Gemahls zukommende Obervormundschaft und Regentschaft während der Minderjährigkeit des Erbprinzen zu übernehmen. Die Herzogin war eine Frau von seltenen Eigenschaften und hat 16 Jahre lang, zunächst durch die schwere Zeit des siebenjährigen Krieges hindurch, ihres Amtes mit Treue und Aufopferung gewaltet. Für die geeignete Erziehung des Erbprinzen hat sie es an Sorgfalt und Vorsicht nicht

fehlen lassen. Als derselbe das Alter erreicht hatte, wo er der weiblichen Aufsicht entzogen und unter männliche Führung gestellt werden sollte, fiel die Wahl für das Amt eines Obersthofmeisters auf den Grafen Eustach von Görz, der später in die Dienste Friedrich des Großen getreten und besonders durch seine Verhandlungen in der Streitfrage der baierischen Erbfolge sich einen Namen gemacht hat. Die Natur hatte den ihm anvertrauten Zögling mit reichen Gaben, aber zugleich auch mit einer Lebhaftigkeit des Geistes und einer Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke ausgestattet, die der Erziehung eine äußerst schwierige Aufgabe stellten, sollten die Kunst und die conventionell höfische Sitte nicht verderben, was im Voraus so gut vorbereitet war. Die Temperamente des Gouverneurs und des Erbprinzen waren wesentlich verschieden: der eine steif und schwerfällig, der andere elastisch und leicht erregbar, so daß es an Mißverständnissen und Conflicten nicht fehlte. Anna Amalie führte übrigens mit mütterlicher Gewissenhaftigkeit die Oberaufsicht über die Erziehung und die Ausbildung ihres Erstgeborenen und es geschah unter ihrer ausdrücklichen Einwirkung, daß 1771 Wieland, der seit 1769 als Professor in Erfurt wirkte und sich bereits einen geachteten Namen in der Litteratur erworben hatte, als Lehrer Karl Augusts nach Weimar berufen wurde. Wieland besaß denn in der That die Eigenschaften, die eine Stellung, wie die ihm zugedachte zunächst verlangte. Man wird vielleicht nicht behaupten dürfen, daß er seinem erlauchten Schüler eine nachhaltige Richtung gegeben hat, aber sicher einräumen müssen, daß sein Unterricht voll von Anregung war und den lebhaften Sinn des originellen Fürstensohnes mit fruchtbaren Eindrücken erfüllt hat. K. A. war trotz des oft schwer empfundenen Zwanges gesund und frisch herangewachsen, die ursprünglichen Anlagen seines Geistes und Gemüthes hatten sich, noch Größeres versprechend, entwickelt. Sein Großoheim, Friedrich der Einzige, hatte ihm schon, als er erst 6 Jahre zählte, das günstigste Horoskop gestellt. Und als der 14jähr. Prinz ihm (1771) in Braunschweig aufwartete, erklärte er nach einer längeren Unterredung mit ihm geradezu, er habe noch niemals einen jungen Mann von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.

Zwischen K. A. und seiner Mutter hatte sich übrigens gerade in dem nächstfolgenden Jahre eine Verstimmung festgesetzt, die ihren Grund in dem fürstlichen Selbstbewußtsein des jungen Herzogs hatte, der es übel empfand, daß ihm, gegen das Herkommen an anderen Höfen, angeblich wegen seiner Minorennität, die herzoglichen Ehren vorenthalten wurden. Diese Verstimmung ist indeß rechtzeitig durch geschickte Nachgiebigkeit von Seiten der Regentin gehoben worden, und wir erwähnen sie nur, weil sie für die Charakteristik des jugendlichen Fürsten nicht gleichgültig ist und zeigt, wie er bei aller seiner Mutter gegenüber sonst beobachteten Pietät das Gefühl seiner fürstlichen Würde ihr nicht zum Opfer bringen wollte, wie wenig gerade er auch sonst die bezüglichen ungemessenen Vorurtheile der Zeit theilte. Zugleich nahte aber der ernste Moment, in welchem er mündig werden und in den Vollbesitz der ihm zustehenden Gewalt treten sollte. Doch gingen dieser entscheidenden Wendung noch einige andere nicht minder wichtige Vorgänge voraus. Noch im J. 1774 trat er in Begleitung des Grafen Görz und des Majors v. Knebel — der kurz vorher in weimarische Dienste getreten war — eine größere Reise an, die ihn bis Paris führte. Bei Gelegenheit dieser Reise war er durch Knebel's Vermittelung in Frankfurt persönlich mit Goethe bekannt geworden und hatte sich so der Grund zu jenem Bunde des Fürsten und des Dichters gelegt, der dann so unendlich folgenreich nicht für sie allein geworden ist. Von Frankfurt aus war K. A. nach Karlsruhe an den Hof des Markgrafen Karl Friedrich von Baden gegangen, wo er zum ersten Mal seine künftige Gemahlin, die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, sah,

mit welcher er sich noch im December 1774 verlobte. Von Karlsruhe aus wurde der Weg nach Paris eingeschlagen: er fand hier vielfach anregenden Umgang und belehrende Eindrücke, ohne daß aber die Stadt auf ihn den bestrickenden Einfluß ausübte, dem ein Jahrhundert lang seine Standesgenossen zu ihrem Schaden verfallen waren. Im Juni 1775 langten die Reisenden wieder in der Heimath an: bald darauf erfolgte die Mündigkeitserklärung des jungen Herzogs, am 3. September ged. Jahres übernahm er die Regierung und einige Wochen darauf wurde die Vermählung vollzogen.

Nicht gerade unter ungünstigen Umständen trat K. A. in sein hohes Amt ein. Die Wunden der früheren Kriege waren verharscht, die Finanzen des Landes befanden sich, Dank der weisen Vorsorge seiner Mutter, im leidlichen Zustande, der kleine Staat konnte ein wohlgeordneter genannt werden. Es war aber zugleich eine bedeutende Zeit, in welcher der junge Fürst das Steuerruder ergriff. Ueberall auch in Deutschland wankten die überlieferten Einrichtungen und meldete sich ungestüm eine neue politische Kultur an. Justiz, Finanzen, Verwaltung, Landwirthschaft, Industrie, Schule, alles sollte neugestaltet werden: ein Fürst, wie Friedrich der Große, war darin vorausgegangen, Markgraf Karl Friedrich von Baden, Franz von Dessau u. a. waren nachgefolgt. K. A. war diesen Anforderungen der Epoche nicht fremd und entschlossen, so viel an ihm, denselben nachzukommen. Wie gewaltig es auch sonst in ihm gähren mochte, über seinen Beruf und seine Aufgabe war er mit sich im klaren. Es war ein heller Kopf und ein hoher Grad von Selbständigkeit, die ihm hierbei zu gute kamen, und deren Wahrnehmung dem Statthalter von Erfurt, Karl Theodor v. Dalberg, mit welchem er seit mehreren Jahren in nähere Beziehung getreten war, die Aeußerung entlockte, daß er einen Fürsten von so viel Verstand, Charakter, Offenheit und Treuherzigkeit noch niemals gesehen habe. Zugleich lebte in ihm ein unwiderstehlicher Trieb, seinen Einsichten und Grundsätzen gemäß in das Leben einzugreifen und die Zustände seines Landes dem fortschreitenden Geiste des Jahrhunderts anzupassen. Von dem noch weit verbreiteten Vorurtheile, daß den Herren der Welt die politische Unfehlbarkeit angeboren sei, war er ja himmelweit entfernt, und er hat es später aus Veranlassung eines Besuches bei dem Fürstbischof Franz Ludwig von Würzburg geradezu ausgesprochen, daß bei aller persönlicher Tugend und dem besten Willen eines Fürsten sein Land sich doch herzlich schlecht befinden könne.

Das meiste für die löblichen Vorsätze kam nun auf die Ausführung derselben an. Da ist nun freilich nicht alles so glatt und eben verlaufen, als man so festen Grundsätzen gegenüber etwa hätte erwarten mögen, aber nicht minder gewiß bleibt, der Fürst hat durch alle Fährlichkeit hindurch dieselben unentwegt festgehalten, und sein Leben und Walten muß ein arbeitsvolles und schließlich ergebnißreiches genannt werden. Die Berufung und Anstellung Goethe's im weimarischen Staatsdienste hat allerdings, zumal anfangs, nicht die gerechte Würdigung erfahren, sie stand ja auch mit dem Herkommen und so zu sagen ererbten Ansprüchen nicht schlechthin im Einklang, aber sie war der originellste Ausdruck des über die landesüblichen Vorurtheile hoch erhabenen Fürsten und hat, unbefangen betrachtet, doch das Richtige getroffen. Daß schüchterne Menschen das geniale Treiben, wie es sich jetzt am Hofe und in der weimarischen Gesellschaft entwickelte, nicht stets wohlwollend censirten, läßt sich am Ende begreifen: aber ein Mißverständniß war es doch, hierin das Wesentliche des Wechsels der Dinge zu erblicken. Gewiß, es war der „Sturm und Drang“, der nun auch in Weimar seinen Einzug hielt: Anna Amalie und Wieland traten in den Hintergrund und ein neues Geschlecht rückte in ihre Stelle ein, dessen Mittelpunkt der Herzog und Goethe waren. Die Zügel der Etikette

wurden gelockert und man ließ der Natur den Lauf. An Uebermuth der „tollen Compagnie von Volk", das sich allmälig zusammenfand oder zusammenschloß, ließ man es ja nicht fehlen. Ueberall war der Herzog mit dabei oder gab nebst Goethe den Ton an und mußte zugleich die Kosten der zur Herrschaft gelangten Genialität bezahlen. Wie alle diese Dinge vielfach absichtlich übel gedeutet und nach außen hin übertrieben geschildert wurden, ist bekannt, nicht weniger jedoch, daß sich der Herzog durch die Versuche, ihn von Goethe abwendig oder diesen für die gerügten Excesse verantwortlich zu machen, nicht zum mindesten irre machen ließ. Daß K. A. mitten im Strudel den Kopf oben behielt, bedarf heutzutage auch keines Beweises mehr. „Der Beste von Allen ist der Herzog — schrieb im J. 1777 Merk an Nicolai — den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut . . . . Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheidtesten Menschen, die ich je gesehen habe". Was die Charakterfestigkeit und Gescheutheit Karl Augusts anlangt, so hatte er diese schon im J. 1776 bei Gelegenheit der Zurückweisung von Vorstellungen, die die Ernennung Goethe's zum Mitglied des geheimen Conseils (zunächst von Seite des Staatsministers v. Fritsch) hervorgerufen hatte, in einer Weise documentirt, die allein ihm für immer einen Platz unter den erlauchtesten Fürsten sichert. „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem anderen Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werd' ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohle und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennenität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalles der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können". — Daß es K. A. mit Grundsätzen dieser Art voller Ernst war, bezeugen die Einrichtungen und Umgestaltungen, die er in den ersten Jahren seiner Herrschaft auf verschiedenen Gebieten durchgeführt oder doch eingeleitet hat. Es mag hier und da eine Uebereilung mit vorgekommen sein, gegen das dabei verfolgte Ziel wird sich wenig einwenden lassen. Er mag hier und da zu selbstherrlich vorgegangen sein, es war mehr die Situation und der allgemeine Charakter der Zeit, als seine eigene Naturanlage, die ihm diesen Weg wiesen: er hat später zur Genüge documentirt, daß die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand nicht zu seinen Glaubenssätzen gehörte. Die Rechtspflege hat sich schon jetzt seiner Fürsorge erfreut. Noch das J. 1775 brachte eine neue Proceßordnung, das folgende eine Umgestaltung der Vormundschaftspflege. Für die Erneuerung des Kirchen- und Schulwesens wurde Herder berufen, ein Schullehrerseminar begründet, besondere Sorgfalt der Universität Jena zugewendet, die in der nächsten Zeit Dank den festgehaltenen liberalen Grundsätzen einen notorischen Aufschwung nahm. Fernerhin wurde auf fruchtbare Verbesserungen der Landwirthschaft Bedacht genommen, der Anbau der Futterkräuter und die Einführung der Dreifelderwirthschaft empfohlen, die Verwaltung der Forsten auf einen zweckmäßigeren Fuß gestellt. Weiterhin wurden die bisher vernachlässigten Schätze

der Bergwerke und Salzquellen mit Eifer zu heben versucht, der Handel gefördert, Manufakturen und Fabriken nach Kräften unterstützt. Ganz im Sinne der Zeit wurde das physiokratische wie merkantile System begünstigt. Freilich wurde bei diesen Bestrebungen zugleich vielfach experimentirt, aber es war das kaum zu vermeiden, sollte es überhaupt nicht beim Alten bleiben. Zu gleicher Zeit betrieb der Herzog mit emsiger Vorliebe den Gartenbau und bewies auch durch diese seine Schöpfungen, welch ein einsichtsvoller, wenn auch oft ungestümer Anhänger der Natur er war. In diesem Zusammenhange darf daher wohl seine Leidenschaft zur Jagd erwähnt werden, bei der sein kräftiges, oft derbes Wesen, seine Verachtung alles Zimpferlichen, sein Haß gegen jede Verweichlichung in ein oft grelles Licht trat. Bei solchen Gelegenheiten wurde freilich manchmal des Guten zu viel gethan, es fehlte nicht an Aergernissen und Goethe hatte häufig genug zu thun, dem Uebermuth des jungen Fürsten Zügel anzulegen. Er verkannte den „edlen Wein" keinen Augenblick, gab aber zu, daß derselbe noch in gewaltiger Gährung begriffen war und daß es oft gar zu toll herging. „Der Herzog", erzählte er in späteren Jahren, „wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab sich Tage lang abarbeiten und dann Nachts unter freiem Himmel campiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war in seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eines erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen." Das Gedicht Goethe's „Ilmenau", dessen Entstehung aber in eine spätere Zeit fällt, hat bekanntlich eine der oben angedeuteten Scenen in ebenso treffender als liebevoller Weise verherrlicht. Ein Irrthum wäre es übrigens, anzunehmen, K. A. habe sich blos in lärmender Umgebung und nur unter zechenden Gesellen wohl gefühlt; er wußte auch den Reiz der Einsamkeit und Zurückgezogenheit zu schätzen, ohne die eine innere Sammlung und ein Besinnen auf sich selbst und seine Pflichten ja auch nicht denkbar ist. Wie manchen Tag hat er gerade auch in diesen für ihn so kritischen Jahren in der Borkenhütte seines Parks in stiller grundsätzlicher Abgeschiedenheit zugebracht und höchstens den vortragenden Rath vor sich gelassen! Und daß er seine Pflichten über jenen seinen oft excentrischen Neigungen je vernachlässigt, läßt sich in keiner Weise behaupten. Er war immer wieder auf dem Platze und kräftigte zugleich seine guten Vorsätze an freiwilligen oder nothwendigen Reisen, die ihn von Zeit zu Zeit aus Weimar entführten. Im J. 1778 besuchte er Berlin, um aus Veranlassung der damaligen drohenden politischen Constellation sich mit dem großen Könige zu besprechen. Für die ernsthafte Beschäftigung mit politischen Fragen fehlte es ihm überhaupt nicht an Sinn, wie er das bald genug gezeigt hat, wenn auch der bescheidene Umfang seines Staates ihm diese seine Anlagen wenig unterstützte. Wir werden uns aber davon überzeugen, daß er den Mangel an eigener realer Macht durch seinen idealen Schwung und seinen Patriotismus auszugleichen verstanden hat. Eine besonders starke Anziehungskraft besaß für ihn der treffliche Herzog Franz von Dessau, mit welchem ihn eine unverkennbare Seelenverwandtschaft bald enger verband. „Ich habe nie Jemanden gesehen", schreibt er einmal, „der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens so rein und lauter, so gemäßigt und liebevoll in seinem Leben, als es vielleicht Manche der Alten durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer selbst zu sein nicht erlangt haben". — Eine wohlthätige Wirkung für die Läuterung und sittliche Hebung des jungen gährenden Herzogs hat die Schweizerreise des J. 1779 erzielt. Das wünschenswerthe Gleichgewicht zwischen

Freiheit und Beschränkung hatte er ja noch nicht erlangt. Das gesellschaftliche Leben am Hofe hatte sich noch keineswegs von jenen Auswüchsen und Schiefheiten voll Uebermuth befreit, die doch wieder viel Unbehagen und Verwirrendes im Gefolge hatten. An die Aufregungen knüpfte sich die Abspannung, die wiederkehrenden Schwingungen führten ebenso vielen „Ennui“ mit sich, es sammelten sich gewisse „Schärfigkeiten“, die zuletzt ausbrechen mußten. Merk war im Frühjahr 1779 in Weimar zum Besuche gewesen, und seine Abreise scheint gleichfalls eine Leere zurückgelassen zu haben. Genug, der Herzog muß sich um diese Zeit in einer peinlichen Stimmung befunden haben, aus welcher er sich nicht zu erretten wußte. Da griff Goethe ein und entführte ihn sozusagen aus der lastenden Umgebung. In den ersten Tagen des August wurde in ganz geheimer Verhandlung zwischen beiden, worin „unaussprechliche Dinge in großer interessanter Unterredung durchgesprochen wurden“, ein Ausflug und zwar in strengstem Incognito beschlossen. Am 23. September verließen sie, ohne Zweck oder Ziel der Reise zu verrathen, Weimar und gingen über Frankfurt, wo sie einige Tage in Goethe's elterlichem Hause verweilten, über Emmendingen, wo Goethe's Schwager Schlosser lebte, und Basel in die Schweiz, bis Genf und Chamouny, durchzogen das Thal von Wallis, über die Furka auf den Gotthardt und schlugen von da über Luzern und Zürich wieder den Weg nach der Heimath ein. Der von Goethe beabsichtigte Erfolg dieses „Wagnisses“ ließ nicht auf sich warten. K. A. fand mitten unter der großartigen Natur und den einfachen Menschen sich selber wieder; zugleich hatte hier, wo er den fürstlichen Freund allein für sich hatte, Goethe die erwünschte Gelegenheit, in ungestörter Kraft auf ihn zu wirken. Auch die Bekanntschaft des Herzogs mit einem Mann, wie Lavater, hat er hoch angeschlagen; er nannte sie geradezu das „Siegel und die oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide von Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren werde“. Ja, noch während ihres Marsches durch die Berge dachte er bereits an die Ausführung eines Denkmals an diese Reise, von der gewiß eine neue Epoche in des Herzogs Leben anfangen werde. Und er hat sich damit nicht getäuscht. Ende 1780 trafen die Reisenden, die unterwegs, wie z. B. an den rheinischen Höfen, sich noch mehrfach aufgehalten hatten, wieder in der kleinen Residenz ein. Die Weimaraner waren wie verblüfft über die Art, in welcher der Herzog jetzt vor ihnen erschien. Als ganzer selbstgewisser Mann kam er wieder, der als ein unfertiger, tastender, im Handeln unsicherer von ihnen gegangen war. Wieland nannte die Reise das größte Meisterstück Goethe's, und Merk, der bald darauf wieder nach Weimar kam, hat die eingetretene Wandelung sogleich durchschaut. Nur darf man sich diese nicht so vorstellen, als wäre nun sofort ein voller Bruch mit dem, was zuletzt Gewohnheit im weimarischen Leben geworden war, eingetreten, oder wäre der Fürst jetzt zum Anachoreten geworden. Das Leben behauptete nach wie vor seine Rechte, auf der Oberfläche desselben scheint sich wenig geändert zu haben, jedoch der Herzog entwickelt in der That fortgesetzt das Gute und Große, das in ihm lag, zu sichtbarer werdender Gestalt. Auf das herrschende Erziehungssystem, unter welchem er ja selbst gelitten, ist er schlimm zu sprechen. Bei Gelegenheit einer vorgeschlagenen Reform des Gymnasiums in Weimar bricht er in die Klage darüber aus, daß man noch immer glaube, „dem allermenschlichsten von allen menschlichen Begriffen, der Erziehung des Menschen, im Aktenstyle und modo voti aufhelfen zu können; denn wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durchs Contrarium bekommen, sobald er diese Akten läse“. Vorzüglich sind es Landwirthschaft und Industrie, die seine Gedanken und Kräfte in Anspruch nehmen. Bald läßt er sich von Merk über die Güterzerschlagung belehren, bald erkundigt er sich nach Beschreibungen von

Kreppfabriken; dann sucht er Quäker als Pächter seiner Domänen zu gewinnen oder auswandernde Genfer in sein Land zu ziehen, und als er vernimmt, daß in Mainz Juden von Minorka und Gibraltar angekommen seien in der Absicht, ihre Kapitalien in Fabriken anzulegen, fordert er denselben Mann auf, sie für sein Herzogthum zu werben. Neben diesen praktischen Bestrebungen vernachlässigt er die idealen Interessen nicht. Daß der fürstliche Freund Goethe's Sinn für Litteratur hatte, braucht ja nicht erst betont zu werden; er besaß aber im Durchschnitt zugleich einen guten Geschmack und ein treffendes Urtheil, welches ihn nur selten im Stiche ließ. Sein Gesichtskreis gewann in diesen Dingen einen ziemlich weiten Umfang, wenn derselbe auch durch ihm eigene sinnliche Derbheit, die er niemals recht überwunden hat, häufig getrübt wurde. In nicht geringerem Grade fesselte ihn die betrachtende Beschäftigung mit den Werken der bildenden Kunst und noch mehr der Malerei, worin er es bald zu einer Selbständigkeit und Correctheit der Beurtheilung brachte, daß Goethe, von dem die erste Anregung dazu ausgegangen war, darüber erstaunte, und Merk, der gewiß kein Schmeichler war und für ihn viele bezügliche Erwerbungen besorgte, ihm die höchsten Lobsprüche ertheilte. Die Schweizerreise hatte sein Interesse an der Pflanzenkunde erweckt, die allmälig in verständnißvolle Kennerschaft überging. Mit ähnlicher Vorliebe betrieb er anatomische Studien, und als er 1784 Sömmering in Mainz besuchte, schrieb dieser voll Bewunderung an Merk, der Herzog habe mit ihm über Anatomie nicht wie ein Dilettant, sondern wie ein Meister gesprochen. Aehnlich verhielt er sich zur Physik, wie überhaupt über die Bedeutung der Naturwissenschaft nicht leicht Jemand würdiger urtheilen konnte, als er es that. „Sie ist so menschlich, diese Wissenschaft“, schreibt er einmal, „so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an leicht zu werden, so daß auch trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem Dunkeln, Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen und bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt“.

In Karl Augusts häuslichen Verhältnissen trat im J. 1783 ein Ereigniß der wohlthätigsten Wirkung ein, nämlich die langersehnte Geburt eines Sohnes und Erben. Dasselbe hat wesentlich dazu beigetragen, sein Verhältniß zu seiner Gemahlin, das sich leicht etwas verschob, ins Gleichgewicht zu setzen. Die Herzogin Louise war eine ausgezeichnete Frau, von tiefstem Gehalt und festem Charakter, entbehrte aber der Gabe der Anmuth und Beweglichkeit, die ihr Gemahl gerne von ihrem Geschlechte erwartete. Der Herzog hat allerdings, von lebhafter Sinnlichkeit, wie er war, auch in der Folgezeit diese Beziehungen nicht in dem Maße warm und ungetrübt zu wahren gewußt, wie seine Verehrer das gerne wünschen möchten, aber er hat gleichwohl niemals vergessen, welche Perle er an der Herzogin erworben, und die seltenen und großen Eigenschaften der Fürstin zu allen Zeiten hoch geachtet und am allerwenigsten gerade in der späteren Zeit in der Wahrung der äußeren Form ihr gegenüber etwas versäumt. Im übrigen nahmen seine Aufmerksamkeit und Thatkraft gerade von jetzt an die allgemeinen deutschen Angelegenheiten im besonderen Grade in Anspruch. Es beginnt, möchte man sagen, eine neue Epoche in des Herzogs Leben, in welcher sein hoher patriotischer Sinn und sein staatsmännischer Geist erst in das rechte

Licht treten. Es ist die Zeit des werdenden Fürstenbundes, mit dessen Geschichte Karl Augusts Name auf immer und in der rühmlichsten Weise verknüpft ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte desselben irgendwie näher einzugehen, wir haben uns zu begnügen, den Antheil des Herzogs an demselben möglichst deutlich hervorzuheben. Noch ehe Friedrich d. Gr. dem Umsichgreifen Kaiser Josef II. gegenüber den Entwurf eines solchen Bundes erfaßt hatte, schon im J. 1783, war in den Kreisen der kleinen Fürsten und in voller Selbstständigkeit ein verwandter Gedanke, aber im Gegensatz zu den größeren Reichsständen aufgetaucht und erörtert worden. K. A. ist einer von denjenigen seiner Standesgenossen, der einer der ersten und eifrigsten dabei ist. Der nächste Zweck einer solchen Verbindung war die Aufrechthaltung der Reichsverfassung, Oesterreich gegenüber, durch Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Fürsten. Und als man in dieser Weise bald genug begriff, daß ohne Anlehnung an einen mächtigen deutschen Staat, also an Preußen, eine solche Union wenig Aussicht auf Erfolg hatte und in Berlin selbst das Projekt im Grundsatz nicht zurückgewiesen wurde, — der Prinz von Preußen ging aufs lebhafteste darauf ein — war es wieder der Herzog von Weimar, dessen Mitwirkung in Anspruch genommen wurde und der dazu bereit war, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu heben. Seine Reise zu dem Kurfürsten von Mainz im J. 1784 steht mit diesen Bemühungen im engsten Zusammenhang, wenn auch vorläufig nichts greifbares dadurch erreicht wurde. Inzwischen griff aber Friedrich d. Gr. selbst den Plan mit Nachdruck auf, einen Bund deutscher Fürsten zur Abwehr gegen die bedrohliche Politik des Kaisers zu stiften, die beiden Entwürfe, der ältere und jüngere, kamen sich entgegen, um zuletzt in dem einer That der Gründung des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Führung aufzugehen. In Berlin, wie an den übrigen, auch geistlichen Höfen, wurde K. A. als der rechte Mittelsmann betrachtet. Der Bund kam also wirklich zu Stande (1785) und erreichte auch seinen nächsten Zweck. Im Januar 1786 kam der Herzog, von dem großen Könige eingeladen, nach Berlin und die Angelegenheit der jungen Union wurde im Gespräche mit dem Minister Herzberg und seinem früheren Gouverneur, dem Grafen Görz, der inzwischen in preußische Dienste getreten war, lebhaft verhandelt. K. A. trat auf ergangene Einladung hin aber auch den geheimen Artikeln des Bundes bei, kraft welchen er sich eventuell zur aktiven Hülfsleistung verpflichtete. Es charakterisirt zugleich den Fürsten, daß er die Stellung Preußens an der Spitze des Bundes ausdrücklich nur insoweit urgirt, als die Interessen desselben mit denjenigen Deutschlands zusammenfallen. Innerhalb dieser Schranken stellt er aber fortgesetzt seine ganze Kraft zur Verfügung. Der Nachfolger Friedrich d. Gr., Friedrich Wilhelm II., wandte der Erhaltung und Befestigung des Fürstenbundes bekanntlich eine gesteigerte Aufmerksamkeit zu und K. A. arbeitete zu diesem Zwecke mit ihm Hand in Hand. Die Wahl des ihm längst nahe stehenden Dalberg zum Coadjutor von Mainz (Frühjahr 1787) ist zum guten Theil das Werk des Herzogs und seines persönlichen Eintretens gewesen. Reisen in den verschiedensten Richtungen, zumal bald nach Mainz, bald nach Berlin, hat er in diesem Zusammenhange unternommen. Die Stärkung der Union war und blieb sein liebster Hauptgedanke: ihm war sie ein Mittel zur Wiedergeburt Deutschlands, seines beinahe erloschenen Gemeingeistes und seiner tiefgesunkenen Gesammtkraft. Aus dem gleichen Grunde hatte er sich zugleich, wenn auch mit Vorsicht, für den von dem Markgrafen von Baden angeregten Gedanken einer „Akademie für den Allgemeingeist Deutschlands“ erwärmt, d. h. für eine Verbindung von Schriftstellern und Männern von geistigem Beruf aus allen Provinzen Deutschlands für den Zweck nicht der Gelehrsamkeit, sondern der Bildungsgemeinschaft und eines einigen Nationalgeistes auf der Basis der Union.

Dieser Vorschlag, wie man ihn sonst auch beurtheilen mag, hat aber das Stadium der ersten vorläufigen Erörterung und Begutachtung nicht überschritten und ist dann mit dem Fürstenbunde selbst untergegangen. Die Zeitverhältnisse und Stimmungen erwiesen sich am Ende dem Ausbau und, was dasselbe war, dem Fortbestand des Bundes nicht günstig: er starb im Verlaufe des J. 1788 dahin: K. A. hatte mit der Anspannung aller seiner Kräfte bis zuletzt bei ihm ausgehalten, und seine Schuld war es am wenigsten, daß er im Sand verlief. Er hat dem Sterbenden mit aufrichtigem Bedauern und gutem Gewissen, seiner Pflicht im weitesten Umfange und in den reinsten Absichten genügt zu haben, so zu sagen die Augen zugedrückt, und durfte die Hände in Unschuld waschen. Die Zeit war nahe genug, die es auch dem Stumpfen deutlich machte, was es hieß, das alternde Reich ohne die ihm zugedachte Erneuerung und Umgestaltung gelassen zu haben.

Diese Entwickelungen hatten sich vollzogen, während Goethe in Italien weilte; dieser längeren Abwesenheit des Freundes hatte die Zustimmung des Fürsten von vorn herein nicht gefehlt und ebenso war er bereit, demselben nach der Heimkehr das Maß der dienstlichen Verpflichtung zuzugestehen, das derselbe im Interesse auf seine allgemeinen Zwecke wünschte und das seinen Neigungen am meisten entsprach. Daß der Herzog die Stellung Herder's nach Kräften befestigte, ist bekannt; die Beziehungen zu Schiller waren seit längerer Zeit angeknüpft, und es braucht hier wol nur daran erinnert zu werden, daß K. A. das Seinige beigetragen hat, dem reisenden Dichter zunächst in Jena eine wenn auch bescheidene Stätte zu bereiten, wie er späterhin dessen Uebersiedelung nach Weimar und die Festhaltung desselben nicht ohne Opfer seinerseits möglich gemacht hat. Was sonst durch den Fürsten für humanitäre Zwecke und das Wohl und die Cultur seines Landes auch in diesen Jahren geschehen ist, kann im Einzelnen nicht dargelegt werden, Thatsache aber ist es, daß der Herzog über dem Großen das Kleinere nicht versäumt hat und seiner fürstlichen Pflichten stets und überall eingedenk gewesen ist. In dieser Zeit treten auch die militärischen Neigungen Karl Augusts in den Vordergrund, und ihre Befriedigung steht mit seinen nahen Beziehungen zu Preußen im engsten Zusammenhange. Schon im Sommer 1787 treffen wir ihn bei den Manövern in Berlin, in Schlesien bei den Revuen als Gast König Friedrich Wilhelms II. In den letzten Monaten desselben Jahres machte er im Gefolge seines Schwagers, des Herzogs K. W. Ferdinand von Braunschweig, den preußischen Feldzug nach Holland mit. K. A. fühlte in der That kriegerischen, besser gesagt militärischen Geist in sich, wie man das von einem deutschen Fürsten, dessen Haus mehr als einen Helden erzeugt und in welchem die besseren Eigenschaften seiner Ahnen sich vereinigt fanden, kaum anders erwarten mochte. Diese seine Neigung hatte nichts mit eitler Soldatenspielerei gemein. Die Drahtpuppen der Potsdamer Garnison widerten ihn an, er sah „lauter Sklaven“, keinen einzigen freiwillig dienenden Menschen unter ihnen und rühmte es mit Befriedigung von der sächsischen Armee, daß sie durch geregelte Conscription und nicht aus zusammengerafften oder geraubten Fremdlingen gebildet war: was er im Auge hatte, ist deutlich: eine nationale Truppe, wie sie Preußen sich im nächsten Jahrhundert geschaffen hat. Vorderhand mußte er in der Praxis freilich die Dinge nehmen wie sie waren. Im J. 1788 trat er als Generalmajor förmlich in preußische Dienste und erhielt das in Aschersleben garnisonirende Regiment übertragen. In Berlin und in der Umgebung des Königs verstand man im übrigen den hochherzigen Fürsten eines freilich kleinen Landes nicht immer. So geschah es, daß im J. 1787 Abgesandte des mit der centralisirenden und gewaltthätigen Politik Kaiser Josefs II. unzufriedenen Ungarn nach der preußischen Hauptstadt mit der Er-

klärung kamen, Ungarn wünsche aus der Hand des Königs einen neuen Herrscher zu empfangen, worauf Bischofswerder den Namen des Herzogs von Weimar als den dazu geeigneten Fürsten nannte und K. A. davon Mittheilung machte. Die Antwort die dieser auf eine so ungeschickte Versuchung gab, traf den Nagel auf den Kopf und legt ein glänzendes Zeugniß zugleich von seinem politischen Verstande ab, wenn es je dessen bedurfte: die Herren täuschten sich, ist der Sinn, über die österreichische Monarchie, die sich nicht so leicht über den Haufen werfen lasse, und er seinerseits sei wenigstens nicht geneigt, die Rolle des „Winterkönigs“ zu wiederholen. Das Verhältniß Preußens zu Oesterreich und Rußland verdüsterte sich allerdings bedenklich und führte den Herzog (1790) mit seinem Regiment nach Schlesien und es schien ein ernsthafter Conflict unausbleiblich zu sein. Diese Gefahr ging aber gleichwohl vorüber, da Kaiser Leopold II. zurückwich. Das nächste Frühjahr rief ihn noch einmal nach Schlesien, aber nicht aus kriegerischer Veranlassung, sondern nur zum Zweck einer ihm aufgetragenen Inspectionsreise. Hingegen ließ nach einer andern Seite hin ein kriegerischer Zusammenstoß, der auch den Herzog in Mitleidenschaft zog, nicht lange auf sich warten: das revolutionäre Frankreich rief das alte Europa zum Kampfe auf und erklärte Oesterreich und so mittelbar auch an das mit diesem zuletzt verbündete Preußen den Krieg. Man wird wohl fragen, wie denn K. A. überhaupt das große Ereigniß der französischen Revolution aufgefaßt habe. Daß er eine völlig objektive und zutreffende Stellung zu derselben gefunden habe, könnte man allerdings nicht sagen; dafür stand er demselben theils zu nahe, theils erschwerte ihm die Atmosphäre, in welcher er athmete, so frei von Vorurtheilen er sonst war, doch bis auf einen Grad, sogleich den zutreffenden Standpunkt zu finden: das eine hat er aber, im Gegensatz zu so vielen anderen, doch sofort eingesehen, daß jene Bewegung mit ihren sich häufenden Verbrechen eine Frucht der vorausgegangenen Verderbniß und des Mißbrauches einer wohl oder übel gegebenen Gewalt war, so wie er weiterhin und bald genug die Einsicht documentirt hat, daß die Zeit des Absolutismus vorüber und die Krankheit der Revolution nur mit verständigen freien Concessionen an die Völker zu heilen sei. Vorderhand blieb aber zu dergleichen Erwägungen wenig Zeit: die österreichisch-preußischen Heere setzten sich in Bewegung, Anfangs Mai 1792 hatte auch das Regiment des Herzogs den Befehl, sich marschbereit zu machen, erhalten und kurz nach der Geburt seines zweiten Sohnes, Karl Bernhard, verließ K. A. Weimar und brach auch er, in Begleitung Goethe's, nach dem Rheine hin auf. Der unglückliche Verlauf des Feldzugs in der Champagne, den sein Freund in seiner Weise und mit klassischer Ruhe und Anschaulichkeit beschrieben hat, ist bekannt. Der Herzog wohnte der berühmten Kanonade von Valmy bei, die das Mißlingen der bewaffneten Intervention entschied und bekam bei dem trostlosen Rückzug der preußischen Armee an Noth und Strapazen sein gutes Theil ab. Sein menschenfreundlicher Sinn hat sich bei dieser Gelegenheit in der Vorsorge für seine Umgebung und seine Soldaten aufs rühmlichste und vielfach bewährt. Das J. 1793 rief ihn mit zur Belagerung von Mainz, deren Langsamkeit seine Geduld auf Probe stellte, ihm aber zugleich Gelegenheit gab, in die Operationen mit Erfolg einzugreifen. Nach dem Falle der Festung rückte er mit der preußischen Armee über den Rhein in die Pfalz, kam mehrfach zur Action, wie z. B. in dem blutigen Treffen bei Pirmasenz (14. Septbr.) und in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern (28.—30. Octbr.). Nicht lange darauf aber nahm er Urlaub und ging in die Heimath zurück, ohne an den weiteren Kämpfen sich noch einmal zu betheiligen. Am 3. Decbr. langte er in aller Stille in Weimar an und am Anfange des J. 1794 nahm und erhielt er zum lauten Bedauern seines Regimentes die Entlassung aus dem preußischen Militär-

dienste. Die Ueberzeugung, daß bei dem gestörten Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs wenig Aussicht auf einen nachhaltigen Erfolg gegeben sei und daß er seine Kräfte an eine mehr als zweifelhafte Sache setze, mag ihn in erster Linie zu diesem Entschlusse bestimmt haben. Der Basler Frieden fand an K. A. gleichwohl keinen Bewunderer, er mußte sich der Neutralitätsacte vom 5. August 1796 fügen, obgleich er schon vorher mit Oesterreich lieber den Krieg wieder aufgenommen hätte. Es war aber das reichsfürstliche Gefühl, das ihm diesen Standpunkt dictirte und die Schwierigkeiten der preußischen Lage, bez. die Zweideutigkeiten der österreichischen Politik, die zu jenem Frieden mit geführt hatten, übersehen ließ. Der weitere Verlauf der großen Angelegenheiten, das Emporkommen Bonaparte's berührten K. A. zunächst nicht unmittelbar. Nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms III., mit welchem er seit dem Herbstfeldzuge 1792 nähere Beziehungen angeknüpft hatte, war er zwar als Generallieutenant wieder unter die preußischen Fahnen zurückgekehrt, aber gegenüber dem fortgesetzten Neutralitätssystem Preußens hatte dieser Schritt vor der Hand keine praktischen Folgen. Unter diesen Umständen sah sich der thätige Fürst in die Lage versetzt, seine Kraft ungetheilt seinem Lande zuzuwenden. Es geschah in allen den Richtungen, die wir bereits früher angedeutet haben, und K. A. ließ es nirgends an lebhaftestem Eifer und unmittelbarem Eingreifen fehlen. Die Universität Jena insbesondere erfreute sich nach wie vor seiner einsichtsvollen Sorgfalt und des Schutzes der dort emporgekommenen freien philosophischen Richtung. Einmischungen von außen, wie etwa von der kursächsischen Regierung wurden mehrmals zurückgewiesen, und selbst der vielbesprochene Conflict Fichte's, der mit dessen Rücktritt endigte, hätte einen günstigeren Ausgang genommen, wenn nicht dieser selbst notorisch durch seinen Eigensinn eine friedliche Beilegung unmöglich gemacht hätte. Die Universität wuchs indeß trotz des empfindlichen Verlustes dieses Mannes in steigender Blüthe, bis 1803 die merkwürdige Verwickelung eintrat, die einen guten Theil der berühmtesten Lehrer nach auswärts entführte. Aber auch jetzt that der Herzog das Mögliche und scheute kein Opfer, die Stiftung seiner Ahnen auf einer immerhin noch tröstlichen Höhe zu erhalten. Die Hauptstadt des Landes selbst nahm unter der Obsorge und dem Schutze des Herzogs ein immer stattlicheres Aussehen an. Der Schloßbau wurde vollendet, die vorhandenen Kunstsammlungen ergänzt und organisirt, vor allem die Blüthe des Theaters unter Goethe's Leitung und Schiller's Mitwirkung auf eine unvergleichliche Höhe gehoben. Weimar war so ein tonangebender geistiger Mittelpunkt für Deutschland geworden. Auch an Gästen von außerhalb des Reiches fehlte es nicht: namentlich hervorragende französische Ausgewanderte, wie Camille Jordau, Mounier etc. fanden sich ein und wurden speciell von K. A. äußerst zuvorkommend aufgenommen.

Oft genug freilich wurden die herrschenden Kreise an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge gemahnt: im J. 1803 starb Herder, zu dem der Herzog zwar niemals in ein vertrauliches Verhältniß getreten war, dessen amtliche wie litterarische Leistungen er aber zu allen Zeiten wohl zu würdigen verstanden hat. Im J. 1805 folgte der Tod Schiller's, dessen Verlust der Herzog im vollen Umfange empfand, wie er dessen Einfluß auf die Bildung unserer Nation in seiner ganzen Tiefe deutlich erkannt hat. Auf solche wie vorbereitende Schläge folgten bald andere, noch schwerere, welche die Verwickelung der politischen Verhältnisse, der traurige Zustand Deutschlands, der Eroberungsgeist Napoleon's herbeiführten. K. A. war seit Jahren dem Gang der Dinge mit Aufmerksamkeit und Besorgniß gefolgt und hat sich weniger als andere darüber getäuscht, daß heute oder morgen die Neutralitätspolitik Preußens auf eine harte Probe gestellt werden würde. Schon 1805 hatte es den Anschein, als sollte das Voraus-

gesehene eintreten und mit Noth zog das Gewitter noch einmal vorüber. Um so schwerer und verwüstender entlud es sich im darauf folgenden Jahre. Die Veranlassungen des verhängnißvollen Zusammenstoßes zwischen Preußen und Napoleon sind bekannt: hier sei nur das eine hervorgehoben, daß K. A. für den von Napoleon kurz vorher in seiner ganzen Hinterhaltigkeit selbst angeregten „Nordischen Bund" mit aufrichtiger Wärme eingetreten war, aber ebenso wenig war er einen Augenblick darüber in Zweifel, als die Kriegserklärung erfolgt war, was er zu thun habe: als deutscher Fürst, nicht blos als preußischer General sah er seinen Weg klar vor sich liegen. Vermöge eines zu Erfurt mit Preußen geschlossenen Vertrages vereinigte er ein vereinbartes Contingent mit dem preußischen Heere und übernahm zugleich selbst den Befehl eines Corps. Er sollte die Avantgarde über den Thüringer Wald in der Richtung gegen Franken führen und traf am 13. October in Ilmenau ein. Aber in Folge des geänderten Operationsplanes blieb die preußische Armee mit den ihnen verbündeten Sachsen im Centrum Thüringens stehen und kam es hier am 14. October vermöge der überlegenen Kriegskunst Napoleons zu den beiden Entscheidungsschlachten bei Jena und Auerstädt, in welchen das Heer Friedrichs d. Gr. eine vollständige Niederlage erlitt. Die Folgen dieser Vorgänge für die Stadt und das Land Weimar sind bekannt. Die Stadt wurde noch am 14. Abends von den Franzosen besetzt und geplündert, am 15. Nachmittags hielt Napoleon seinen Einzug. Bekannt ist, wie unerschrocken die Herzogin Louise dem Sieger entgegentrat und ihn moralisch überwand. Das Schicksal des Landes war nichts desto weniger ein schweres und die formale Selbständigkeit desselben schien eine Zeit lang in Frage zu stehen. Es hing zunächst alles von der Haltung des Herzogs ab. Derselbe hatte noch in Arnstadt die Nachricht von der Niederlage der Preußen erfahren, war dann mit seinem Corps über Erfurt in nördlicher Richtung vorgerückt und von da nach Braunschweig gezogen, wo er seinem Oheim, dem Herzog von Braunschweig, als einem Flüchtenden und Sterbenden begegnete, und wollte von da die Vereinigung mit dem Fürsten Hohenlohe gewinnen. Von Weimar aus waren inzwischen eilende Botschaften ihn zu suchen ausgesandt worden, da Napoleon seine ungesäumte Rückkehr und Lossagung von Preußen als erste Bedingung seiner ferneren Anerkennung als Landesfürst gestellt hatte. Der König von Preußen hatte ihn bereits aller Verpflichtungen gegen ihn entbunden, aber erst am 25. October wurde er von den ihn Suchenden aufgefunden und ihm der Wille des Siegers mitgetheilt. Es blieb ihm keine Wahl, jedes Zögern wäre nutzlos gewesen, er unterwarf sich dem Unvermeidlichen und kehrte nach Weimar zurück. Es war für einen Mann von seiner Denkungsweise immerhin ein schweres Opfer der Selbstüberwindung, das ihm im Interesse seines Hauses und seines Landes auferlegt wurde: er brachte es mit blutendem Herzen. Der Eintritt in den Rheinbund als weitere Forderung verstand sich von selbst, aber gerade dieser ließ den kleinen Staat auch nach dem Friedensschlusse von Tilsit nicht zum Genusse der Segnungen des Friedens, den Fürsten nicht zur Freude über denselben gelangen. Die Truppen des Herzogthums mußten im Interesse des erhabenen Protektors auf alle Schlachtfelder Europa's von Madrid bis Moskau folgen, die Centralstätte des deutschen Geistes die Siege und Geburtstage des Gewaltigen mit Illuminationen und Freudenbezeigungen feiern! Kaum daß die Rücksicht auf den russischen Hof manchmal eine kleine Ermäßigung unerschwinglicher Anforderungen gewährte! Vor Demüthigungen empfindlicher Art hat diese Beziehung den Herzog doch nicht schützen können. Die Epoche des Erfurter Congresses führte Napoleon wieder nach Weimar; das Nähere ist bekannt. K. A. mußte bei dieser Gelegenheit auf den Wunsch desselben den Zaren Alexander als Führer begleiten, als

dieser das Schlachtfeld von Jena besichtigen wollte u. dgl. m.: das Mißtrauen des Siegers gegen den stolzen deutschen Fürsten hat übrigens nie geruht. K. A. hat indeß auch während dieser drangvollen Jahre das Wohl seines Landes nie außer Acht gelassen. Die finanzielle Noth legte überdieß ganz von selbst verschiedene Maßregeln der Vereinfachung im Staatshaushalte nahe, zu welchen der Fürst sich nicht erst zwingen ließ! Das wichtigste in dieser Richtung war die Verringerung der bisher noch in drei Gruppen getrennten landständischen Verwaltung und die Errichtung des Generallandschaftscollegiums (20. Septbr. 1809), dessen ständisch gewählten Mitgliedern u. a. landespolizeiliche Aufsicht, Wünsche betr. neue Gesetze und auch selbständige Vorschläge zugestanden wurden. In gleicher Weise und so viel es die ungünstigen Zeitläufe gestatteten, fuhr der Herzog fort, den culturellen Bedürfnissen seines Landes, der Hauptstadt und der Universität Jena seine Aufmerksamkeit zu schenken und manches fruchtbare Korn ist auch in dieser schweren Zeit gesät, manche zweckmäßige Einrichtung getroffen oder erweitert worden.

Endlich war das Maß voll und es kam die Zeit der Vergeltung und Befreiung, der kaum Einer sehnsuchtsvoller entgegengesehen hatte als K. A., und die gewiß auch er in seiner Weise und nach dem Maße seiner Kräfte hat mit vorbereiten helfen. Knirschend hat er das ihm auferlegte Joch getragen, mit würdiger Genugthuung begrüßte er nun den Moment der Erlösung. Der in die Enge getriebene Weltbezwinger machte nun sogar persönliche Annäherungsversuche an den Fürsten, dem er Jahre hindurch keine Demüthigung erspart hatte, der Herzog wußte aber auch in diesem Falle seine Würde zu behaupten, ohne eine Voreiligkeit zu riskiren. Das J. 1813 mit seinen Schlachten in der Nähe schlug zwar auch seinem Lande unvermeidliche und schwere Wunden, der Herzog hat aber seiner Seits nichts versäumt, die damit verbundenen Opfer erträglicher zu machen. Und als die Fortsetzung des Krieges gegen Napoleon in Aussicht stand, rief auch er die Freiwilligen seines Landes zum Kampfe auf und sorgte mit für die Ausrüstung des sich bildenden Corps wie eines Landwehrbataillons. Aber auch für seine Person war er entschlossen, sich dem Kriege nicht zu entziehen. Zum russischen General, und was die Hauptsache war zum Befehlshaber eines deutschen Truppencorps ernannt, reiste er am 7. Januar 1814 nach dem Rheine ab und rückte von da in die Niederlande. Ein Corps von fast 30 000 Mann war seiner Führung anvertraut. Er hatte hier vollauf zu thun, General Maison stand ihm gegenüber und es wäre wol noch zu einem größeren Schlage gekommen, wenn nicht die Nachricht von dem Falle von Paris einen Waffenstillstand herbeigeführt hätte. In wiefern der Herzog bei diesen militärischen Actionen in den Niederlanden militärisches Talent entwickelt hat, müssen wir der Beurtheilung der Fachmänner anheimgeben zu entscheiden, an Wachsamkeit und Ernst hat er es sicher nicht fehlen lassen. Als nun der Kampf ruhte, ging er nach Paris und von da nach London und kam am 1. September, jubelnd begrüßt, nach Weimar zurück. Aber schon zehn Tage später setzte er sich in Begleitung des Präsidenten von Gersdorf und des Generals von Wolzogen in Bewegung, um den Wiener Congreß zu besuchen, der die aus den Fugen gegangene Welt wieder einrichten sollte. Es muß daran erinnert werden, daß K. A. mit dem den Congreß beherrschenden selbstsüchtigen Geiste nichts weniger als einverstanden war und daß er gegenüber dem Widerstande, auf welchen die Lösung der deutschen Frage bei einer Gruppe von Fürsten und Staatsmännern stieß, sich wiederholt in einer so scharfen Weise ausließ, daß sowohl sein Patriotismus, der ja nicht von heute stammte, als seine politische Einsicht dadurch in das günstigste Licht gesetzt werden. Er hat es vorausgesagt, was die Folge dieser Verblendung und sträflichen Engherzigkeit sein würde, die nur Rechte der

Dynastien und keine Rechte der Völker kennen wollte. Seine Schuld war es nicht, daß der deutschen Nation in der Bundesacte das Minimalste an Einheit geboten wurde. Was er bei der allgemeinen Vertheilung an Land und Leuten für sich gewann, überschritt wenigstens das Maß der Anstrengungen und Opfer, die ihm während der kritischen Jahre zugemuthet worden waren, in keiner Weise. Außer der Erhöhung seines Ranges zum Großherzoge wurde ihm nach mühsamen Verhandlungen, die Herr von Gersdorf mit Geschicklichkeit führte, eine Gebietsvergrößerung aus verschiedenen Bestandtheilen zugesprochen, die jedoch in keiner Weise als unverhältnißmäßig erscheinen konnte, aber nebenher theilweise wenigstens den Vorzug hatte, daß sie die östlichen Aemter seines Landes in engeren Zusammenhang unter einander brachte. Den langen Aufenthalt in Wien, der einmal für nothwendig erachtet wurde, hat K. A. zugleich dazu benutzt, die zahlreichen und reichen Sammlungen und Anstalten der Kaiserstadt zu besuchen und zu studiren, und oft genug waren die Vorstände und Wärter derselben über seine ausgebreiteten Kenntnisse erstaunt, wie er andrerseits die vornehme Gesellschaft des Congresses oft genug durch sein originelles und oft derbes Auftreten in gelinden Schrecken versetzte. Daß K. A. von der Absicht, das Königreich Sachsen als Entschädigungsobjekt zu behandeln oder doch zu theilen, nicht erbaut war, erklärt sich aus dem Umstand, daß seine Dynastie bei dieser Frage in etwas betheiligt war; er hat aber seinen Widerstand zuletzt aufgegeben, nicht blos weil er sich über die Unzulänglichkeit desselben nicht täuschen konnte, sondern weil er an die Schuld der Albertiner nicht zweifeln konnte.

Mit der Wiederkehr des Friedens beginnt die letzte, aber nicht minder wichtige und inhaltsreiche Epoche in Karl Augusts Leben. Nicht wie so manche seiner Standesgenossen trat er ermüdet und abgespannt in die Friedenszeit herein, sondern in der vollen Frische seiner Kräfte und mit dem festen Entschlusse, dieselbe auszunützen zum Wohle seines Landes und den erweckten Erwartungen gerecht zu werden. Noch vor Ablauf des J. 1815 wurde das Staatsministerium neu geordnet, die Landescollegien reorganisirt und die bereits vorbereitete Trennung der Justiz und Verwaltung, auf welche andere und größere deutsche Staaten zu ihrem Schaden noch Jahrzehnte lang warten mußten, durchgeführt. Daran reihte sich die Verleihung einer Verfassung nebst der Preßfreiheit. Die Bundesacte hatte halb sträubend dieses Zugeständniß für alle deutschen Bundesgebiete in Aussicht gestellt, K. A. beeilte sich, die Verheißung zu erfüllen. Das Herzogthum Weimar hatte aus früheren Zeiten für jeden seiner drei Landestheile je eine abgesonderte ständische Vertretung an die Schwelle des laufenden Jahrhunderts hinübergebracht: 1809, wie wir bereits angedeutet haben, hatte der Herzog dieselbe reformirt, die drei Landschaften vereinigt und eine allgemeine ständische Deputation eingeführt. Diese so vereinigten Stände wurden jetzt einberufen und ihnen ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der mit einigen Modificationen durch Vereinbarung zwischen den Ständen und der Regierung zum Staatsgesetz erhoben und am 5. Mai 1816 verkündigt wurde. Sie gründete sich nicht auf abstrakte Theorien, sondern auf die realen Bedürfnisse und Zustände des Landes und gewährte ausdrücklich die bereits thatsächlich bestandene Preßfreiheit. Der Landtag, auf der Basis des Einkammersystems, erhielt die Rechte der Steuerverwilligung, sicherte den Ständen das wünschenswerthe Maß der Mitwirkung an der Gesetzgebung und jedem Einzelnen Sicherheit und persönliche Freiheit. Sie hielt die Mitte zwischen den altständischen und den modernen repräsentativen Ordnungen: die Bestimmung, daß der deutsche Bund sie gewährleisten solle, die der Kurfürst von Hessen für eine Beleidigung hielt, rührte von dem Großherzog selber her. Es war sein voller Ernst gewesen, als er den consti-

tuirenden Ständen seinen Willen hatte erklären lassen, „die für Deutschland aufgegangene Hoffnung in seinem Lande zu verwirklichen, die Lehre der außerordentlichen Schicksale benutzend auf Eintracht das Glück des Staates zu gründen, die Eintracht aber auf die Gleichheit vor dem Gesetz, das Ebenmaß und das Verhältniß in dem Vortheile wie in den Lasten zu bauen, das die Grundveste des Staates sei". Diese Verfassung, in ganz Deutschland mit Beifall begrüßt, trat denn auch sofort in Wirksamkeit. Von den verschiedenen heilsamen Einrichtungen, welche durch das aufrichtige Zusammenwirken des Fürsten, bez. der Regierung und der Stände geschaffen wurden, sei hier nur das hervorragendste, nämlich das neue Steuergesetz vom 29. April 1821 erwähnt, durch welches nach tapferer Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten und Vorurtheile ein einheitliches Einkommensteuer-System nach dem Grundsatz der Steuerpflichtigkeit aller Staatsbürger nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit und auf Grund der Selbsteinschätzung des beweglichen Einkommens eingeführt wurde, das erste dieser Art in Deutschland, an welches auch nur die Hand anzulegen anderen Staaten noch auf lange hinaus der Muth fehlte. Die Gabe der Preßfreiheit hatte inzwischen nicht verfehlt, ihre Wirkungen zu üben. Unter ihrem Schutze nahm in Weimar und Jena die politische Journalistik einen Aufschwung, der im übrigen Deutschland etwas unbekanntes war. Daß es K. A. mit dieser Gabe Ernst gewesen war, gab ihm Oken mit seinen undankbaren und doktrinären Angriffen auf die eben erst erlassene Verfassung schnell Gelegenheit zu beweisen: trotz dem gegentheiligen Gutachten Goethe's, ließ er die „Isis" wie die Preßfreiheit fortbestehen, bis andere Mächte und Ereignisse dazwischen traten. Die deutschen Großmächte zumal betrachteten das Wehen des freien Geistes im Kleinstaate Weimar bald genug mit Besorgniß und Mißtrauen. Je sichtlicher auf der einen Seite die ungesuchte Popularität Karl Augusts bei der Nation stieg, desto deutlicher wurde die Unzufriedenheit der genannten Mächte, die auf dem Wege der Freiheit, wie sie der Großherzog verstand, nur Unheil und Gefahren kommen sahen. Abmahnungen blieben nicht aus, ohne vor der Hand den Fürsten, der dabei nicht einer Laune gefolgt war, einzuschüchtern. Die Gründung der Burschenschaft in Jena und ihr Treiben hatte in seiner Seele nicht die mindeste Befürchtung erweckt. Mit seiner Genehmigung erging, unter Ermahnungen zur Besonnenheit, die Einladung zur Wartburgfeier im October 1818. Die näheren Umstände und Folgen sind bekannt. Fast das gesammte officielle Deutschland, ja sogar die Höfe von Paris und St. Petersburg erhoben nun ihre Vorwürfe in Weimar, und die großen deutschen Höfe verlangten zugleich Abhülfe gegen das Entsetzliche, namentlich den angeblichen Mißbrauch der Preßfreiheit. Wie sollte der treffliche Fürst eines kleinen Landes den Großmächten widerstehen, die zugleich nicht mit Drohungen zurückhielten und mit welchem sie gerne weniger Umstände gemacht hätten, wenn dadurch das bekämpfte Uebel nur nicht noch schlimmer gemacht worden wäre. So mußte denn die Preßfreiheit fallen und der edle Fürst wurde vergewaltigt. Genug, das Unvermeidliche geschah, wenn auch jeder der unterdrückenden Maßregeln anzusehen war, daß sie mit Widerwillen ausgeführt wurde. Das gute Verhältniß zwischen K. A. und seinem Lande wurde durch diese Wendung aus eben diesem Grunde in nichts gestört; auch nicht als die Ermordung Kotzebue's und die Karlsbader Beschlüsse die Stellung des Fürsten und seiner Regierung noch um ein wesentliches erschwerten und dem Lande eine Art von Bann zuzogen. Das Vertrauen, das K. A. bei Verleihung der Verfassung beurkundet hatte, erwies sich jetzt als glänzend gerechtfertigt: es geschah von Seite des weimarischen Landtages das Mögliche, um die ohnedem schwierige Lage des Fürsten nicht noch mehr zu erschweren. Von den ihm abgedrungenen Einschränkungen der von ihm freiwillig gegebenen Preßfreiheit abge-

sehen, ließ sich K. A. im übrigen in seinen Gründsätzen in keiner Weise irre machen: die Theorien des Quietismus die mit der erheuchelten Liebe zum Mittelalter und unter dem lügnerischen Schimmer der Romantik vorgetragen wurden, um die Tendenzen der Restauration zu unterstützen, haben seinen Beifall niemals gefunden, er hat sie durchschaut und noch in seinen letzten Tagen hat er seinen Abscheu vor denselben Alexander von Humboldt gegenüber in klassischer Weise ausgesprochen. Die Kraft zu dieser Unerschütterlichkeit seines einmal ergriffenen Standpunktes hat er aus sich selbst geschöpft: sein Freund Goethe, der immer „feierlicher“ wurde, hat ihn in diesen Dingen nicht inspirirt, eher gehemmt; es standen dem Fürsten allerdings mehrere einsichtsvolle und gutgesinnte Räthe zur Seite, wie früher Fritsch, dann Voigt, Gersdorff, Lyncker, Schweitzer u. s. f., sie waren aber selten in der Lage ihm Directiven zu geben, sondern zu empfangen und ins Leben zu übersetzen, was seine große Seele und sein freier Geist ihm dictirten. Goethe, der kein Schmeichler war, hat ihn gut genug gekannt und lange genug beobachtet, um das treffende Wort über ihn auszusprechen. „Er hatte“, sagt er, „die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Er war beseelt von dem besten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren. Und endlich: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die eilfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis“. Und ferner: „Wie belohnend war es, für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten dem Handeln und Thun eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsehend und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man seinen Absichten gemäß gehandelt hatte.“ —

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, die noch übrige Thätigkeit des Fürsten zu erörtern. Sie ist in fortgesetzter Aktion und bewegt sich unverändert auf der Linie und in dem Kreise, die wir wiederholt beschrieben haben. Als K. A. im J. 1825 den Tag seines Regierungsantrittes zum fünfzigsten Male beging, konnte er mit gutem Gewissen sich all' des trefflichen erfreuen, das er erstrebt und ausgeführt, wenn auch gerechter Unmuth über manche Hemmung seiner besten Absichten sich in das Gefühl der Befriedigung mischen mochte. Die Liebe, mit welcher sein getreues Volk ihn überschüttete, die Verehrung, mit welcher ganz Deutschland zu ihm emporsah, hatten sich vorgenommen, diesen Tag nach Gebühr festlich zu begehen, er aber, der niemals an derartigen Demonstrationen Gefallen gefunden, hat es sich ernstlich verbeten. Er verwies die Dankbaren auf die Zeit, in welcher er es sich nicht mehr verbitten könne. Er war doch der volksthümlichste aller Fürsten der Zeit in seinem Lande wie bei der gesammten Nation. Das Bild von ihm ist bekannt, welches ihn auf seiner alten Kalesche fahrend, eine Cigarre rauchend, in Militärmütze und abgetragenem Mantel darstellt. Gerade diese Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die vielleicht gelegentlich sich zu wenig Zwang anthat — war es, die ihm die Herzen gewann, ohne daß er es suchte, und die ihn 1822, als er Mailand besuchte, dort so beliebt machte, daß er den Zunamen des principe uomo erhielt. Seine lebhafte

Theilnahme an allen Erscheinungen des Lebens, der Natur und der Litteratur hat er sich bis zu seinem Ende bewahrt. Er war ein ungemein receptiver Kopf auf der einen Seite, aber doch zugleich selbst productiv. Er sprach gerne, und wo dafür nicht Ort und Zeit war, schrieb er; seine Briefe und seine in den Beruf einschlägigen Aufsätze sind wahrlich gut geschrieben. Seine Lectüre war eine ausgebreitete, kein irgend bedeutendes Buch ließ er ungelesen und undurchdacht, seine Urtheile darüber sind in der Regel treffend. Während so sein Geist sich einer ungetrübten Frische erfreute, hatte seine Gesundheit seit der Mitte des 3. Jahrzehnts wiederholt lebhafte Besorgnisse erweckt. Im Frühjahre 1825 folgte er, trotz der Befürchtungen seiner Umgebung, einer Einladung des königlichen Hofes nach Berlin. Noch am letzten Abend vor seiner Abreise war es wie Todesahnung über ihn gekommen, er führte seinen Entschluß aber doch aus. In Berlin verkehrte er vornehmlich viel mit Alexander von Humboldt, dessen naturwissenschaftlichen Forschungen er stets die höchste Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Der Brief Humboldt's über des Fürsten letzte Tage ist bekannt und werth, immer wieder gelesen zu werden. Er führt uns den seltenen Fürsten in der Fülle seines Wesens, in der ganzen Originalität seiner Natur vor Augen. „Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben — heißt es u. a. — und, als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besessen. Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden, ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes, bei so viel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe." Jene Ahnungen haben sich schnell erfüllt, K. A. starb auf der Rückreise zu Graditz bei Torgau (am 14. Juni 1828), die untergehende Sonne im Angesicht, einen heitern und schmerzlosen Tod. Ein selten reiches und wohl angewendetes Leben hatte so seinen Abschluß erreicht. Der Fürst stand in seinem 71. Lebensjahre. Am Abend des 21. Juni standen die in Trauer gekleideten Bürger am Weichbild Weimars bis zum römischen Hause im Park mit stummen, blassen Gesichtern in dichten Reihen, als die theuren Ueberreste nach diesem seinem Lieblingsaufenthalte gebracht wurden und durch den bewölkten Sommerhimmel unabläßig die leuchtenden Blitze ohne Donner und Regen zuckten. Er fand am 25. Juni seine Ruhe in der Fürstengruft, in welcher er ein halbes Jahr vorher den Sarg Schiller's hatte unterbringen lassen. Seine Mutter war bereits im J. 1807 vorausgegangen, seine Gemahlin folgte ihm am 8. Febr. 1830, zwei Jahre später der Freund seiner Jugend: sie alle fanden sich wieder an der einen Stelle zusammen.

K. A. hinterließ zwei Söhne, seinen Nachfolger Karl Friedrich und den tapfern Herzog Bernhard; eine Tochter, Karoline, an den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählt und Mutter der Herzogin von Orleans, ist vor ihm aus dem Leben geschieden. Seine beiden Enkelinnen, Marie und Auguste, sind mit zwei Söhnen König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Karl und Wilhelm verbunden worden, und ist es ein schönes Zusammentreffen, daß eine Enkelin jenes Fürsten, der von jeher und früher als viele seiner Standesgenossen für die politische Wiedergeburt und Einheit unserer Nation mit aller Kraft eingetreten ist, den kaiserlichen Thron des neugeborenen deutschen Reiches zu schmücken bestimmt war.

Von der Litteratur, die in Frage kommt, soll hier nur das Wichtigste eine Stelle finden: Deutscher Regenten-Almanach auf das J. 1827 (Wieland).

— A. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857. — Historische und politische Denkwürdigkeiten des k. pr. Staatsministers Joh. Eustach Grafen von Görz, 2 Thle., Stuttgart 1828. — C. A. H. Burkhardt, Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar (Westermann's Monatshefte, 17. Band, S. 460 ff.). — Briefwechsel des Großherzogs Karl August von S.-W. mit Goethe, 2 Bde., Weimar 1863. — K. A. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen. — Karl Augusts Feldzug 1792—1793 (in den Grenzboten 1873). — K. L. v. Knebel's Nachlaß und Briefwechsel, Leipzig 1835. — Wachsmuth, Weimarischer Musenhof von 1775—1801, Berlin 1844. — Briefe von und an Merk, von Dr. K. Wagner, 3 Thle., 1838—1847. — Denkwürdigkeiten meiner Zeit von Dohm. — Caroline von Wolzogen's Nachlaß, 1 Bd., Leipz. 1848. — Denkwürdigkeiten des (weimar.) Kanzlers von Müller. — Fichte's Leben, herausgegeben von seinem Sohne, 2 Bde., 2. Aufl. — K. Hase, Jenaisches Fichtebüchlein, Leipzig 1853. — Chr. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. — Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, 2. und 3. Bd. — Pertz, Das Leben des Freiherrn von Stein, 6 Bde. — Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch, Weimar 1874. — L. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, 2 Bde., Leipzig 1872. — Stichling, E. Chr. A. Freiherr von Gersdorff, Weimar 1853. — Starklof, Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, Gotha 1864—66. — F. v. Weech, Briefe d. Herzogs K. A. v. S.-W. an den Markgr. Karl Friedr. v. Baden u. dessen Minister v. Edelsheim, Leipz. 1869. — Bredow's u. Venturini's, Annalen. — Weimarische Landtagsverhandlungen. Die gesammte Goethe- und Schiller-Litteratur braucht hier im einzelnen wol nicht namhaft gemacht zu werden.

v. Wegele.

Karl Friedrich, Großherzog zu Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. am 2. Februar 1783 als ältester Sohn des Herzogs Karl August und der Herzogin Anna Amalia, † auf Schloß Belvedere am 8. Juli 1853. — Zu dem Knaben von mildem, gutmüthigem Wesen fühlte sich die Mutter vor Allem hingezogen, während dem Vater der energische Sinn Bernhards, des jüngeren Bruders mehr zusagte. Des Prinzen Jugend fällt in die glänzendste Periode Weimars; wie alle ernestinischen Herzoge erhielt er eine sorgfältige Erziehung, im J. 1802 treffen wir ihn in Paris, 1804 in Petersburg, wo er sich am 3. August 1804 mit Maria Paulowna, dem fünften Kinde des Zaaren Paul und der Maria Feodorowna, vermählte. Die angstvollen Tage der Schlacht bei Jena und die darauf folgenden Wochen hat K. F. nicht in Weimar verlebt, er selbst war nach Niedersachsen, seine Gemahlin, auf Wunsch Rußlands, nach Schleswig gereist. Dort blieb sie bis ins Jahr 1807, während der Prinz im November 1806 schon wieder nach Weimar zurückkehrte. Die Folgezeit bis zur Thronbesteigung verbrachte er theils in Weimar, theils in Petersburg, wo er vom November 1821 bis zum Juni 1822, dann vom October 1824 bis zum September 1825 verweilte; auch die Nachricht vom plötzlichen Tode Karl Augusts traf den Thronfolger in der russischen Hauptstadt. Von dort aus sandte er seinem Lande sofort die Versicherung zu, daß er in die Fußstapfen seines großen Vaters zu treten gedenke, daß er sich vor Allem bestreben wolle, was Letzterer angebahnt habe, treu festzuhalten und zeitgemäß fortzubilden. Der Fürst hat diese Zusicherung streng gehalten und zunächst dadurch seinen Ernst bewiesen, daß er die bisherigen Räthe der Krone beibehielt. Dies war aber um so wichtiger, als gerade damals sich Deutschland in einer schweren handelspolitischen Krise befand und die Einzelstaaten weittragende Beschlüsse zu fassen hatten. Ist es doch bekannt, daß damals Preußen mit Hessen-Darmstadt sich zu einem norddeutschen, Baiern mit Württem-

berg zu einem süddeutschen Zollvereine zusammengeschlossen hatten. Von beiden Seiten war man bemüht gewesen, Sachsen-Weimar zu gewinnen und den Vorort Thüringens heranzuziehen. — Die Entscheidung hatte aber Karl August selber in den letzten Monaten seines Lebens getroffen. Er hatte sich nicht entschließen können, allein einer der großen Vereinigungen beizutreten. Er schrieb vielmehr noch kurz vor seinem Tode an General v. Müffling, der sich bemühte ihn für den preußischen Zollverein zu gewinnen: „hier werden wir uns gewiß lieber an Preußen anschließen als an Baiern; aber frühere provisorische Verabredungen mit den Nachbarn, die man unmöglich so geradezu von sich werfen und abschütteln kann und besonders unsere constitutionell landschaftlichen Verhältnisse lassen nicht zu, daß wir, wenn wir es auch wünschten, uns so schnell in die Zollverbindung mit Preußen einschieben sollten.“ Bei dem Glauben, daß vorläufig ein Nichteingehen auf Preußens Pläne und ein Aneinanderschließen der benachbarten Staaten das Beste sei, mußte man am meisten zu den Vorschlägen Sachsens sich hingezogen fühlen, welches die mitteldeutschen Regierungen in einem Vereine zu sammeln gedachte. Dieser Verein sollte zunächst nur negative Zwecke verfolgen: er sollte durch den Zusammenschluß der Einzelstaaten gegen die Uebermacht der großen Königreiche Halt und Stütze gewinnen und den Mitgliedern die Sicherheit geben, daß kein Einzelstaat des Bundes eigne Politik treibe, ohne vorher mit den übrigen Bundesgliedern sich verständigt zu haben. Karl August hatte sich für diesen Verein entschieden, indem er seinem Minister Schweitzer gestattete zu Oberschöna mit dem königlich sächsischen Minister Carlowitz sich dahin zu einigen, daß Sachsen, Kurhessen und Thüringen einen Handelsvertrag abschlössen, dem womöglich noch andere Mittelstaaten beitreten sollten. Die Dauer der Einigung wurde auf sechs Jahre festgesetzt. Es ist nun bekannt, wie dieser Bund zunächst sich vergrößerte, wie er durch den Zutritt Hannovers eine selbständige Bedeutung gewann, so daß er mit dem preußischen Zollvereine concurriren konnte, es ist ferner bekannt, wie die Diplomatie Preußens es verstand den Bund zu sprengen. Denn indem Preußen den süddeutschen Verein mit seinem Zollverein zu verschmelzen (27. Mai 1829) und sich mit Gotha und Meiningen über eine Straße von Langensalza nach Bamberg zu einigen wußte (Juli 1829), brachte es den mitteldeutschen Bund in eine bedenkliche Lage. Die Folge war, daß schon im April 1830, da man den mitteldeutschen Verein auf 12 Jahre hinaus, gleich dem preußisch-bairischen Zollvereine, erneuern wollte, Gotha und Meiningen ihre Zustimmung versagten; Weimar aber und das Königreich Sachsen erklärten am bisherigen sechsjährigen Bunde festhalten und sich über 1835 hinaus nicht binden zu wollen. Als nun aber Kurhessen am 25. August 1831 gar dem preußischen Zollverein sich anschloß, schien alle Aussicht auf gedeihliche Fortentwickelung des mitteldeutschen Vereins vorbei — man begann auch von Weimar aus im Stillen mit Preußen zu verhandeln. 1832 erklärten die Thüringer Herzoge sich durch den mitteldeutschen Verein nicht mehr gebunden und baten Preußen, die Initiative zu einer Vereinigung mit Thüringen zu ergreifen. Da man aber nur mit den thüringischen Fürsten in ihrer Gesammtheit verhandeln wollte, so schlossen dieselben am 10. Mai 1833 einen Zoll- und Handelsverein und erklärten Tags darauf ihren Beitritt zum großen Zollverein. Ein weimarischer Generalbevollmächtigter vertrat Thüringen und mit dem 1. Januar 1834 trat die neue Zolleinung in Kraft. Der Sinn des Großherzogs war stets der Förderung von Handel und Gewerbe auch in anderer Richtung zugewendet. So ist er denn auch besonders bestrebt gewesen eine Bahnlinie durch sein Land zu legen und dies war insofern nicht ganz leicht, als von Preußen und Kurhessen eine mehr nördlich von der später gebauten Thüringer Bahn laufende Bahnverbindung ins Auge gefaßt war. Um den Bau der letz-

genannten Bahn zu fördern, sowie eine von Norddeutschland nach Bamberg führende für das Ernestinerland zu gewinnen, schlossen 1840 die Regierungen von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und Sachsen-Meiningen einen Vertrag, zum Zwecke den Ländern Thüringens einen möglichst ausgedehnten Eisenbahnverkehr zu verschaffen; im December 1841 einigten Preußen, Kurhessen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Coburg-Gotha sich über den Bau der jetzt bestehenden thüringischen Bahn; 1846 war die Strecke Halle-Weimar fertig, in den nächsten Jahren fand die Fortführung bis Eisenach statt. Für das weimarische Land aber hatte die Bahnverbindung noch den wesentlichen Vortheil, die zwei getrennten Landeshälften Weimar und Eisenach näher zu verbinden. Aber nicht allein nach Außen hin war K. F. bestrebt im Geiste seines Vaters fortzuwirken, ganz besonders hat er auch an der inneren Verfassung fortgebaut. Fördernd wirkte hier die Bewegung von 1848; aber auch schon vorher befaßte man sich mit dem Gedanken der liberalen Weiterentwicklung der Verfassung von 1816; so hatte der Minister v. Gersdorff im Vereine mit dem 1843 ins Ministerium berufenen v. Watzdorf die Ablösung der grundherrlichen Gerechtsame des landesherrlichen Kammerfiskus in großem Maßstabe vorbereitet, eine umfassende Ablösungsgesetzgebung, die nach allen Seiten sorgfältig Rücksicht nahm, sollte dem Landtage vorgelegt werden, aber die Stürme der Revolution kamen dazwischen und den erregten Gemüthern erschienen diese Pläne im J. 1848 ungenügend. In den Märztagen dieses Jahres verlangte das erregte Volk, das am 8. und 11. März sogar zu Tumulten im Schloßhofe vorschritt, die Bildung eines neuen Ministeriums aus Männern, zu deren liberaler Gesinnung es mehr Zutrauen habe als zu den bisherigen und so geschah es denn, daß v. Gersdorff und Schweitzer entlassen wurden. v. Watzdorf, der sich großer Popularität erfreute, blieb im Amte. An seine Seite trat der bisherige Führer der Liberalen im Landtage, v. Wydenbrugk, mit ihnen zusammen erklärte K. F. den Wünschen des Volkes Rechnung tragen zu wollen. Der Großherzog hat dies Versprechen auf die ehrenvollste Weise in den trüben Tagen der Reaction gehalten, trotz gegentheiliger Einflüsterungen sein liberales Ministerium beibehalten und mit ihm die bisherigen Einrichtungen in freisinniger Weise fortgebildet. Unter dem Ministerium Watzdorf-Wydenbrugk begann alsbald eine umfassende gesetzgeberische Thätigkeit. Zunächst wurde das Kammervermögen, dessen Verwaltung bisher dem Großherzog allein zustand, mit dem landständischen Vermögen vereinigt, dem Fürsten aber eine Civilliste von 280,000 Thaler jährlich ausgesetzt. K. F. erklärte vorläufig mit 250,000 Thalern auskommen zu wollen, mit Rücksicht auf den betrübenden Zustand der Finanzen des Landes. Dann trat ein neues Wahlgesetz an des alten Stelle. Letzteres ließ nur Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern, die Häuser, Bürger- und Ortsrecht besaßen, zu. Jetzt wurde der Wahlmodus nach dem Einkommen der Wähler bestimmt und die Betheiligung allgemeiner ausgedehnt. Endlich wurde Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Landtags festgesetzt. Auch die Staatsbehörden wurden neu gestaltet. Die Geschäfte, in die früher Ministerium, Landesregierung, Kammer, Consistorium und Landschaftscollegium sich getheilt, übernahm nun das in drei Departements gegliederte Ministerium, an das sich ein Kirchenrath anschloß, an Stelle der alten Landesdirectionen traten Bezirksdirectionen mit von den Gemeinden gewählten Bezirksausschüssen. 1850 erschien eine neue Gemeindeordnung und das Jahr 1851 brachte ein neues Schulgesetz. Umfassende Aenderungen wurden im Gerichtswesen durchgeführt. Alle private Gerichtsbarkeit wurde abgelöst, Patrimonial- und Lehensgerichte nahmen ein Ende, öffentliches und mündliches Verfahren wurde angeordnet, Schwurgerichte eingesetzt. Am 1. Juli 1850 wurde im Verein mit Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt das Appellationsgericht zu Eisenach eröffnet,

Kreisgerichte zu Weimar, Eisenach und Weida und endlich das Institut der Staatsanwaltschaft eingeführt. 1850 erschien auch ein neues Strafgesetzbuch. So hat K. F. den freisinnigen Ausbau und Umbau der Verfassung sich aufs Ernsteste angelegen sein lassen und sein Volk hat dies dankbar anerkannt. Von Jahr zu Jahr stieg des Fürsten Popularität. Und als das Jahr 1853 am 15. Juni den 25. Jahrestag des Regierungsantrittes brachte, feierte das Land in aufrichtiger Freude den Tag mit. Aber nur wenige Lebenstage waren dem schon lange kränkelnden Großherzoge nach diesem erhebenden Feste vergönnt, schon am 8. Juli starb er auf Belvedere. Seine Gemahlin, die sich um das Land die größten Verdienste erworben, folgte ihm am 23. Juni 1859. Kinder: Karl (1805—1806), Marie (1808—1877), Auguste (geb. 1811), Karl Alexander (geb. 1818). Die Herzogin Marie vermählte sich 1827 mit Prinz Friedrich Karl von Preußen; Herzogin Auguste 1829 mit Prinz Wilhelm von Preußen, jetzigem deutschen Kaiser; Karl Alexander 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande. E. Wülcker.

Karl I., Herzog von Münsterberg-Oels, geb. zu Glatz am 4. Mai 1476, † zu Frankenstein am 31. Mai 1536 und in der dortigen Pfarrkirche begraben, war der jüngste Sohn des mit Ursula, einer Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg vermählten Herzogs Heinrich I. von Münsterberg, welcher nach dem allerdings fehlgeschlagenen Versuche, die Länder Herzogs Johann von Sagan (vgl. d. Art. Johann II. von Sagan) durch Vermählung seiner drei Söhne mit den drei Töchtern des letzteren an sein Haus zu bringen, 1495 die Belehnung mit dem 1492 an die Krone Böhmen heimgefallenen, die Städte Oels, Bernstadt, Trebnitz, Wohlau, Winzig, Herrnstadt mit Rützen und Constadt umfassenden Fürstenthum Oels gegen Abtretung der Herrschaft Podiebrad von König Wladislaus erlangt und diesen bedeutenden Länderbesitz 1497 noch durch Erwerbung von Steinau und Raudten vergrößert hatte. Nach seinem am 24. Juni 1498 erfolgten Tode regierten seine drei Söhne Albrecht, Georg und Karl gemeinschaftlich, doch starb Georg bereits den 10. November 1502 und Albrecht den 12. Juli 1511, beide ohne Söhne zu hinterlassen, so daß K. Alleinherr beider Fürstenthümer, Münsterberg und Oels, wurde; 1514 eröffnete sich ihm Aussicht auf neuen Länderzuwachs. Seine Tante Barbara, Markgräfin von Brandenburg (vgl. d. Art Barbara Allg. d. Biogr. Bd. II S. 49), war für ihre Ansprüche an die Fürstenthümer Glogau-Freistadt im Kamenzer Receß 1482 mit Crossen, Züllichau, Sommerfeld und dem Bobersberger Ländchen vorbehaltlich des Rechts der Krone Böhmen, die abgetretenen Gebiete jederzeit für 50,000 ungarische Gulden wieder einzulösen, abgefunden worden. Zwar hatte König Wladislaus sich 1493 desselben für die Lebzeiten des Kurfürsten Johann und seiner Söhne Joachim und Albrecht begeben, gleichwol übertrug er die ihm verbliebene Gerechtigkeit am 19. März 1514 dem bei ihm in hoher Gunst stehenden Herzog K., und sie hätte in nicht gar langer Zeit wichtig werden können, wenn die Einlösungssumme minder groß gewesen wäre. Gleicher Huld wie bei Wladislaus erfreute sich K. bei dessen Sohne König Ludwig, der ihm am 25. Mai 1519 die oberste Landvogtei in der Oberlausitz auf Lebenszeit verschrieb, ihn 1523 zum Gubernator und obersten Hauptmann des Königreichs Böhmen und 1524 zum obersten Hauptmann in Niederschlesien ernannte. Ludwigs Nachfolger König Ferdinand bestätigte ihn nicht blos in allen diesen Aemtern und Würden, sondern übertrug ihm auch 1532 die völlige Oberhauptmannschaft in Ober- und Niederschlesien und als Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste am 3. Mai 1533 auch die Hauptmannschaft des Fürstenthums Glogau mit allen Nutzungen auf Lebenszeit. In wie glänzendem Lichte diese Verhältnisse sich auch darstellen, der Stern der Podiebrad's war nichts desto weniger im Erbleichen. Die Gunst

des Hofes nöthigte zu einem Aufwande, welchem Herzog Karls Mittel nicht gewachsen waren. Von dem bedeutenden väterlichen Länderbesitz war bereits am 3. Mai 1500 die Grafschaft Glatz, allerdings unter Vorbehalt des die wegfallenden Einkünfte nicht ersetzenden Titels, von allen drei Brüdern gemeinschaftlich an ihren Schwager Graf Ulrich von Hardeck für 60,000 Thaler verkauft worden. Diesem Verkaufe folgte am 9. Juni 1504 die Verpfändung der ihrem Vater von Wladislaus zugleich mit dem Fürstenthum Oels überlassenen Kanzlei und Fischerei in Breslau und der Geschosse im Neumarktschen Lande für 5000 ungarische Gulden an den Breslauer Rath. Auch als K. Alleinherr beider Fürstenthümer geworden war, hörten die Gebietsveräußerungen nicht auf. Am 13. October 1517 wurde das Fürstenthum Wohlau nebst Steinau und Raudten mit allen geistlichen und weltlichen Lehen, Klöstern, „als nämlich die Herrlichkeit, so wir auf dem Kloster Leubus und auf dem Kloster zu Unserer lieben Frauen auf dem Sande zu Breslau bisher inne gehabt“, an Hans Thurzo von Bethlemsdorf, Grafen auf der Kremnitz und Verweser der königlichen Bergstädte in Ungarn, für 44,000 Gulden verkauft, und am 20. October desselben Jahres dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg und seinen Erben die Ansprüche auf Crossen für 6000 vollwichtige rheinische Goldgulden abgetreten. Letztere Abtretung kann indeß nicht vollständig gewesen sein, denn die Briefe über Crossen wurden erst von Karls Söhnen 1537 gegen eine weitere Zahlung von 3000 Thalern und die ihrem, dem geistlichen Stande angehörenden Bruder Joachim ertheilte Anwartschaft auf eins der beiden Bisthümer Lebus oder Brandenburg, welches sich am ersten erledigen würde, ausgeliefert. Sehr groß müssen Karls Verlegenheiten 1529 gewesen sein; „um merklichen Schimpf und Schaden abzuwenden, fürstliches Wort und Vertrauen zu erhalten, auch allenthalben Nutz, Besserung und Frommen zu schaffen“, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, verpfändet er einen bedeutenden Theil des Fürstenthums Oels, nämlich die Städte Bernstadt und Hundsfeld nebst 16 Gütern und Vorwerken dem Breslauer Rathe für 18,300 ungarische Gulden und geht dabei die bedenkliche Bedingung ein, daß, falls der Pfandschilling nicht binnen 6 Jahren in einer Summe zurückgezahlt würde, die verpfändeten Güter unwiderruflich in das Eigenthum der Stadt Breslau übergehen sollten. Es gelang ihm rechtzeitig die Einlösungssumme zu beschaffen, aber bei seinem Tode war die Schuldenlast so bedeutend, daß seine Söhne nicht im Stande waren, sich im Besitze des Fürstenthums Münsterberg, dessen Titel sie führten, auf die Dauer zu behaupten, sondern es 1542 an Herzog Friedrich II. von Liegnitz für 40,000 Gulden verpfändeten. Vom Geiste seiner Großväter Georg Podiebrad und Albrecht Achilles hatte sich auf K. nichts vererbt; er würde in der bedeutungsvollen Zeit, in welcher er lebte, sonst eine ganz andere Rolle gespielt haben. Als gefügiger Hofmann hat er in seinen hohen Aemtern dem Könige gedient, aber seinem Lande wenig genützt und Schlesien hat keine Veranlassung auf seine Geschäftsführung als Oberlandeshauptmann mit besonderer Genugthuung zurückzublicken. Die Gunst des Hofes ging ihm über Alles, ihr brachte er das Opfer der eigenen Ueberzeugung, daher die zweideutige Stellung, welche er der Reformation gegenüber einnahm. Luthers Schriften fanden anfänglich seinen vollen Beifall. Aus freien Stücken schrieb er am 24. Januar 1522 an Luther, seine christlichen Schriften hätten ihn in der Ueberzeugung befestigt und gestärkt, daß das Testament unseres Seligmachers Christi unter beiderlei Gestalt zu empfangen und genießen sei; um des Abendmahls willen aber habe der Papst seinen (des Herzogs) Großvater in den Bann gethan und bis in die vierte Generation vermaledeit, ihm auch die Unterthanen durch Lossagung von Eid und Pflicht abwendig gemacht; bis heute werde er in der Bulle coena domini jedes Jahr als Ketzer ausgerufen. Zur Ehre Christi und

zur Dämpfung der Nachtheile des Hauses Münsterberg möge Luther daher in seinen Schriften die christliche Sache und das päpstliche Thun noch klärlicher ans Licht ziehen, damit der böse Wahn wegen seines Ahnherrn beim gemeinen Volke beseitigt werde, er selber (der Herzog) aber tröstlicher und muthiger der papistischen Vermaledeiung und Ausrufung im Herzen widerstehen möge; nur solle um beweglicher Ursachen willen seiner Person nicht Erwähnung gethan und sein Name verschwiegen werden. Zu einem Mehrern als zu diesem verschämten Liebäugeln mit der Reformation hat K. nicht den Muth gefunden, und als vollends der Hof entschieden für die alte Kirche Partei ergriff, hütete er sich erst recht seinen Sympathien Ausdruck zu geben und sich durch sie in seinem Handeln beeinflussen zu lassen. Daß in seinen eignen Landen hier und da evangelisch gepredigt wurde, konnte er freilich nicht hindern, festen Fuß im Fürstenthum Oels aber hat die Reformation erst unter der Regierung seiner Söhne gefaßt. Davon, daß er auf Zureden des Markgrafen Georg von Brandenburg seine Kinder habe evangelisch erziehen lassen, kann gar keine Rede sein. Drei derselben hatte er der Kirche geweiht. Der älteste seiner Söhne ist in ihrem Dienste zu hohen Würden emporgestiegen. 1531 Domdechant in Breslau und in demselben Jahre noch zum Coadjutor des Malteser Priorats Strakonitz in Böhmen und zum Dompropst in Glogau erwählt, erhielt er in Folge des 1537 getroffenen Abkommens 1546 das Bisthum Havelberg. Von Karls Töchtern hatten zwei den Schleier genommen, Barbara im Klarenkloster zu Strehlen, als dessen Aebtissin sie am 6. April 1539 gestorben ist, und Ursula im Kloster zu Freiberg in Sachsen, aus welchem sie am 6. October 1528 mit zwei anderen Nonnen entfloh und in Luthers Hause Unterkunft fand; sie heirathete später den Freiherrn Hieronymus v. Biberstein auf Sorau; eine dritte, Katharina, ebenfalls zum Klosterleben bestimmt, war als siebenjähriges Kind im Kloster zu Strehlen 1507 gestorben. Die letzten Jahre seines Lebens residirte K. in Frankenstein, wo er 1524—1532 ein für jene Zeit großes und prachtvolles Schloß gebaut hatte, in welchem er am 31. Mai 1536 gestorben ist.

Sinapius, Olsnographia I. S. 150 ff., 352 ff. Fuchs, Reformations- u. Kirchengeschichte des Fürstenthums Oels, S. 529 ff. v. Füldner, Schlesische Bibliothek I. 325 ff. Die Urkunden bei Füldner S. 474—494 u. bei Grünhagen u. Markgraf, Besitz- u. Lehnsurkunden Schlesiens u. seiner Fürstenthümer I. S. 236 ff., sowie im Breslauer Stadtarchiv.

Schimmelpfennig.

Karl X. Gustav, König von Schweden, war der älteste Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken, Johann Casimir und der Schwester Gustav Adolfs, Katharina. Da sein Vater ein Freund und Verwandter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich war, so hatte er nach der Schlacht am weißen Berge sein Land verlassen müssen. Daher erblickte K. G. das Licht der Welt in dem Lande, das er einst als König beherrschen sollte, und zwar wurde er am 18. November 1622 auf dem Schlosse zu Nyköping geboren. Nach dem Tode Gustav Adolfs erwachte in Schweden der Gedanke, daß K. G. einst berufen sein könnte, Schweden zu regieren, und obwol der schwedische Reichsrath sowol als besonders der Reichskanzler Axel Oxenstierna, der mit Johann Casimir auf gespanntem Fuße lebte, diesen Gedanken lebhaft bekämpften, so hielt der Pfalzgraf denselben dennoch fest und ließ, obwol er selbst der reformirten Kirche angehörte, seinen Sohn in der lutherischen Confession erziehen und gab ihn daher auch, als er ihn, 15 Jahre alt, auf die Universität Upsala schickte, unter die besondere Obhut des Knut Lenäus, eines Professors dieser Universität, der als eifriger Verfechter der lutherischen Lehre in Schweden sehr angesehen war. Nach dreimonatlichem Aufenthalte an der Universität begab er sich auf Reisen, besuchte Dänemark,

Hamburg, Holland, Paris, wo er ein halbes Jahr verweilte, ferner die Schweiz und kehrte 1640 nach Schweden zurück. Gern hätte er sich Regierungsgeschäften gewidmet, allein Oxenstjerna wußte dies zu verhindern, und so entschloß sich K. G., nach Deutschland zu gehen, um dort unter Torstenson's Leitung den Kriegsdienst zu lernen. Vom Juli 1642 bis Ende 1645 blieb er als Reiteroffizier auf deutschem Boden und nahm auch an Torstenson's dänischem Feldzuge Theil; dann kehrte er nach Schweden zurück, vornehmlich von der Hoffnung bewogen, die Hand der regierenden Königin zu erhalten. Man darf wohl annehmen, daß die Königin Christine in der That früher die Absicht gehabt hatte, K. G. zu ihrem Gemahl zu machen, wenigstens hatte sie den Prinzen versichern lassen, sie würde nie einen anderen heirathen als ihn. Später hat sie diesen Gedanken aber aufgegeben, und als K. G. eine bestimmte Erklärung forderte, entfernte sie ihn aus Schweden, indem sie ihm im Januar 1648 das Obercommando in Deutschland übertrug. K. G. kam gerade noch zur rechten Zeit nach Deutschland, um nach der Eroberung der Kleinseite von Prag durch den General Königsmark noch an der Belagerung der übrigen Stadt Theil zu nehmen; dies Unternehmen war nicht von Erfolg begleitet, und die bald darauf eintreffende Nachricht von dem Abschlusse des Friedens machte den Feindseligkeiten ein Ende. Bis 1650 blieb K. G. noch in Deutschland, um auf dem Nürnberger Congresse Schwedens Interessen zu vertreten. Während seiner Abwesenheit hatte Christine beim schwedischen Reichstage den Antrag gestellt, man solle K. G. zu ihrem Nachfolger ausersehen, indem sie gleichzeitig erklärte, es sei ihre unerschütterliche Absicht, sich niemals zu vermählen. Der Reichstag ging auf diesen Antrag ein, und der Reichskanzler überbrachte selbst K. G. die Nachricht von seiner Wahl zum Erbprinzen, als derselbe aus Deutschland zurückkehrte. Um jedoch nicht in den Verdacht zu kommen, als wolle er infolge seiner Erhöhung sich in die Reichsangelegenheiten mischen, verließ der neue Erbprinz Stockholm und begab sich nach der Insel Oeland, welche er kurz vorher zu Lehen erhalten hatte. Erst Ende Mai 1654 kehrte er nach Stockholm zurück, als die Königin Christine im Reichsrathe es als ihren unumstößlichen Entschluß erklärt hatte, daß sie die Regierung niederlegen und sich ins Ausland zurückziehen wolle. Unter schwierigen Verhältnissen bestieg K. G. den Thron; namentlich die Finanzen des Staates waren in großer Unordnung, die Staatsschuld betrug 5 Mill. Thaler, die einträglichsten Besitzungen der Krone waren an die Günstlinge der früheren Königin vergeben und das Einkommen der Krone dadurch sehr beschränkt. Der neue Regent suchte vor allem Klarheit in die Verhältnisse zu bringen und eine Reform der Finanzen durchzuführen, beschränkte auch die eigene Hofhaltung auf das Nothwendigste. — Noch in dem Jahre seiner Thronbesteigung vermählte er sich mit Hedwig Eleonore, der zweiten Tochter des Herzogs von Holstein-Gottorp. — Als K. G. den schwedischen Thron bestieg, war Schweden im Kriege mit Bremen befindlich. Diesen von Christine geerbten Krieg zu beenden, gelang ihm bald. Königsmark und Stenbock eroberten die Festung Burg wieder, die durch einen kühnen Ausfall von Bremen aus den Schweden entrissen war, und da die Stadt die Hülfe, die sie von Holland erwartete, nicht erhielt, so wurde am 24. November 1654 der Friede geschlossen, in dem Bremen sich verpflichtete, dem Könige zu huldigen; die Erledigung der Frage wegen der Reichsunmittelbarkeit von Bremen wurde verschoben. — Schwieriger gestaltete sich das Verhältniß zu Polen. Dort konnte man es nicht vergessen, daß den polnischen Wasa's ein Erbrecht auf den schwedischen Thron zustand; die Hoffnung auf die endliche Erlangung desselben war gestiegen, als Christine unvermählt blieb. Außerdem war mit Polen kein Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand (zu Stuhmsdorf 1635) geschlossen worden, und alle späteren Bemühungen, den

Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln, waren fruchtlos geblieben; als nun K. G. als künftiger König von Schweden proclamirt wurde, entstand darüber in Polen große Erbitterung. Zwei Friedenscongresse, die 1651 und 52 in Lübeck abgehalten wurden, verliefen resultatlos, da die Polen die Herausgabe von Livland und außerdem eine Entschädigung für den Fall verlangten, daß ihr König seinen Rechten auf den schwedischen Thron entsagte. Bei den so zerrissenen Verhältnissen innerhalb des polnischen Reiches war es allerdings wenig wahrscheinlich, daß Polen zu einem Angriff schreiten würde, um so weniger, als es einen Aufstand der Kosacken zu unterdrücken hatte. Letztere wurden von Czar Alexei unterstützt und unterwarfen sich schließlich den Russen ganz, so daß Polen nun auch noch in einen Krieg mit Rußland verwickelt wurde. Trotzdem forderte es Schweden förmlich heraus, indem ein polnischer Abgesandter kurz vor Christinens Thronentsagung in Stockholm erschien, um zu erklären, daß sein Herr nie seine Einwilligung dazu geben würde, daß K. G. König von Schweden würde; Christine gab ihm die bekannte Antwort, derselbe habe ein gutes Recht auf Schweden und würde dies nöthigenfalls mit 30 000 Zeugen beweisen. Diese Opposition seitens Polens mußten K. G. den Gedanken an einen Krieg gegen Polen aufdrängen; dazu kam noch, daß es zu seiner Kenntniß kam, Polen habe mit den Niederlanden einen Vertrag geschlossen, wonach letztere sich verpflichteten, 20 Kriegsschiffe in die Ostsee zur Unterstützung Polens zu senden. Da diese Unterstützung nur den Zweck haben konnte, Schweden aus der Ostsee zu verdrängen und eventuell polnische Truppen nach Schweden überzusetzen, so entschloß sich K. G. zum Kriege, und wenn er auch zum Scheine noch die Friedensunterhandlungen mit Polen weiterführte, verhandelte er mit dem Kurfürsten von Brandenburg über die Bedingungen wegen des Durchzuges durch Hinterpommern und eines etwaigen Anschlusses gegen Polen. In Stettin fanden die Unterhandlungen mit Brandenburg statt; aber ehe dieselben zu irgend einem Abschluß führten, hatte der Krieg schon seinen Anfang genommen; von der Düna und von der Oder her begannen die schwedischen Heere in das unglückliche Polen vorzurücken, der schwedische General Loewenhaupt eroberte Dünaburg, von Damm in Pommern aus marschirte der Feldmarschall Wittenberg mit 17 000 Mann, ohne die Einwilligung des Großen Kurfürsten erhalten zu haben, durch Hinterpommern nach dem Netzedistricte. Geradezu unglaublich waren seine Erfolge; ohne Widerstand ergab sich der erste polnische Heerhaufen, das Adelsaufgebot löste sich auf, die Soldaten traten in schwedische Dienste. An demselben Tage, an dem Wittenberg diese Erfolge davontrug (24. Juli 1655), landete K. G. an der pommerschen Küste; ohne die Verhandlungen mit den Abgesandten des Kurfürsten weiter zu führen, eilte er nach Polen; sein Zug glich einem Triumphzuge, von allen Seiten eilte der polnische Adel herbei, um sich unter seinen Schutz zu stellen. Schon am 30. August besetzte er Warschau. Er setzte eine schwedische Regierung in dieser Stadt ein, dann eilte er, Johann Casimir, den polnischen König, vor sich hertreibend nach Krakau. In der Nähe dieser Stadt besiegte er das polnische Heer. Johann Casimir war, noch ehe der Kampf entschieden war, flüchtig geworden und begab sich nach Oppeln außerhalb seines Reiches; bald nach der Schlacht ergab sich Krakau. Das polnische Land war jetzt fast ganz in den Händen der Feinde, der Schweden oder der Russen. In Westpreußen war der Große Kurfürst eingerückt, entschlossen, das Land gegen eine etwaige Besetzung seitens der Schweden zu halten. Gegen ihn wandte sich der König. Auf die Nachricht von der Annäherung der Schweden zog sich der Kurfürst in sein Herzogthum Preußen zurück, da er sonst in Gefahr war, durch die Schweden ganz von seinem Lande abgeschnitten zu werden. Schnell besetzte der König Westpreußen, fast alle Städte ergaben sich freiwillig. — In West=

preußen aber erhielt er die Nachricht, daß Johann Casimir zurückgekehrt sei und Truppen sammle, und daß Polen sich zu erheben beginne. Um so mehr lag ihm jetzt an dem Abschlusse eines Bündnisses mit Brandenburg, und da der Kurfürst noch immer zögerte, so zog er vor Königsberg, wo sich derselbe befand, und schloß ihn darin ein. So blieb dem Kurfürsten nichts anderes übrig, als sich mit dem Könige zu verbünden; im Königsberger Vertrage (17. Jan. 1656) erhielt er das Herzogthum Preußen, sowie das Bisthum Ermeland von Schweden zu Lehen, dafür öffnete er den Schweden seine Häfen und verpflichtete sich, den König mit 1500 Mann zu unterstützen. An demselben Tage, an dem die Vertragsurkunde unterzeichnet wurde, brach K. G. wieder nach Polen auf, schlug zwar die Polen bei Golumbo, aber die polnischen Adelichen, die sich in seinem Heere befanden, verließen ihn, ein allgemeiner Abfall begann und er mußte nach Preußen zurückkehren. Ohne die Unterstützung des Kurfürsten konnte er nicht daran denken, wieder in Polen einzudringen; durch die größten Zugeständnisse bewog er denselben, daß er im Marienburger Vertrage versprach, mit seiner ganzen Kriegsmacht den Schweden zu Hülfe zu ziehen. Mit dem Kurfürsten vereint, zog nun der König vor Warschau, welches von den Polen belagert wurde, um dasselbe zu entsetzen. Sie kamen zu spät, aber um die Mauern von Warschau entbrannte nun jener dreitägige Kampf (28.—30. Juli 1656), in welchem schwedische und brandenburgische Tapferkeit den Sieg über die Polen davontrug. Nach einem kurzen Zuge in das südliche Polen kehrte K. G., da ihm der Kurfürst nicht über Warschau hinaus folgen wollte, nach Preußen zurück, besonders deshalb, weil der russische Czar Miene machte, die Schweden anzugreifen. Die schwedische Armee war durch den langen Krieg schon sehr geschwächt, und es war für den König von der größten Wichtigkeit, den Kurfürsten auf seiner Seite zu behalten; daher gestand er ihm im Vertrage von Labiau die Souveränetät in Preußen und Ermeland zu. Gleichzeitig bemühte sich Frankreich, einen Frieden zwischen Schweden und Polen zu vermitteln, jedoch ohne Erfolg; derselbe scheiterte an der Frage, wem Westpreußen zufallen solle, da sowol Polen als Schweden erklärten, unter keiner Bedingung dasselbe aufgeben zu wollen. Darauf machte K. G. einen neuen Einfall in das aufständische Polen, er vereinigte sich mit dem Fürsten Rakozy von Siebenbürgen und war dabei mit demselben Brzesc zu belagern, als er plötzlich (am 20. Juni 1657) die Nachricht erhielt, daß die Dänen ihm den Krieg erklärt hätten. Schon am 18. Juli stand er mit 6000 Mann an der Grenze von Holstein; nach wenigen Tagen gelang es ihm, Itzehoe zu erobern und die Dänen zurückzudrängen. Der dänische König hatte darauf gerechnet, daß K. G. in Polen festgehalten werden würde, und darum war das dänische Heer nicht in besonders gutem Zustande. Zunächst kehrte der König nach Wismar zurück, um von dort aus die diplomatischen Verhandlungen zu leiten, am 30. Januar 1658 erschien er wieder bei seinen Truppen und führte dieselben bei Brandsö im Angesichte des feindlichen Heeres über das Eis des kleinen Beltes hinüber nach Fünen. Am 11. Februar betraten die Schweden, nachdem sie einen höchst gefahrvollen Marsch über das Eis des großen Belts gemacht hatten, den Boden Seelands und schickten sich an, auf Kopenhagen zu marschieren. Da bat der dänische König um Frieden, der auch wenige Tage nach dem kühnen Uebergange in Roeskilde abgeschlossen wurde; Schweden erhielt Schonen, Blekingen, Halland, Drontheim, so daß es nun überall bis an die Ostsee und das Kattegat reichte, auch die Insel Bornholm kam an Schweden. Nach Abschluß des Friedens kehrte K. G. nach Schweden zurück, mit neuen Kriegsplänen gegen Brandenburg, Polen und Oesterreich beschäftigt. Am 5. Juni 1658 verließ er seine Heimath wieder, um diese Pläne auszuführen; er landete in Flensburg und begab sich von dort

nach Wismar. Anstatt aber sich gegen Brandenburg zu wenden, kehrte er um und ging nach Kiel zurück, um von dort aus einen zweiten Krieg gegen Dänemark zu beginnen, weil es die Friedensbedingungen in nicht genügender Weise ausgeführt hatte. Er hoffte Kopenhagen überrumpeln zu können, was ihm aber nicht gelang. Bald kam eine holländische Flotte unter Jacob v. Wassenaer den Dänen zu Hülfe, welche die schwedische Flotte aus dem Sunde vertrieb. Die Holländer nahmen an der Vertheidigung Theil, so daß sich die Belagerung in die Länge zog. Ein nächtlicher Sturmversuch mißlang. Dabei zog sich der Kreis seiner Feinde immer enger zusammen, K. G. mußte fürchten, auch Fünen zu verlieren. Nur von Richard Cromwell, dem neuen englischen Protector, erwartete er Hülfe. Es erschien auch eine englische Flotte unter Admiral Montague im Sunde, aber nur mit dem Auftrage, im Sunde den Holländern das Gleichgewicht zu halten, aber nicht, um K. G. gegen die Dänen zu unterstützen; nach dem bald darauf erfolgenden Sturze Richard Cromwell's kehrte sie nach England zurück. Da versuchte K. G. mit den Holländern Verhandlungen anzuknüpfen, indem er ihnen die günstigsten Vorschläge machte; wurde aber damit zurückgewiesen. Unterdeß war Fünen verloren gegangen, eben so war der größte Theil von Pommern von einem feindlichen Heere besetzt, auch in Preußen gingen die meisten Festungen verloren, so daß K. G. sich zum Frieden entschließen mußte. Aber ehe er denselben abschloß, ging er, sein Heer vor Kopenhagen zurücklassend, nach Gothenburg hinüber, um mit dem schwedischen Reichstage zu berathen. Dort ereilte ihn ein plötzlicher Tod am 23. Febr. 1660, ihn mitten aus den schwierigsten Verhältnissen hinwegraffend. Gerstenberg.

Karl Kaspar, Erzbischof und Kurfürst von Trier 1652—1676, gehörte dem alten rheinischen Geschlechte der von der Leyen an und war am 18. Dec. 1618 geboren, † am 1. Juni 1676. Er wurde am 11. Juli 1650 von der Mehrheit (9 Stimmen) des Trierer Domcapitels zum Coadjutor des 86jährigen, an Händen und Füßen gelähmten, aber bis an sein Lebensende ränkevollen und starrsinnigen Erzbischofs Philipp Christoph (von Soeteren), dessen franzosenfreundliche Politik dem Erzstifte, wie dem Deutschen Reiche so großes Unheil zugezogen hat, gewählt, von diesem aber wegen seiner habsburgischen Gesinnung verworfen und an seiner Statt der von der Minderheit (6 Stimmen) des Capitels erwählte Hugo Eberhard Cratz von Scharfenstein als Coadjutor und Nachfolger verkündet. Da indessen der Kaiser, die Reichsstände und der Papst sich für K. K. erklärten, dem bereits am 20. Juli 1650 die Festung Ehrenbreitstein überliefert worden war, und zudem Hugo Eberhard selber auf die ihm zugefallene Würde verzichtete, so gab der alte Kurfürst nachträglich seine Zustimmung zu der Ernennung Karl Kaspars. Am 19. Januar 1651 empfing dieser die päpstliche Bestätigung und bestieg, nachdem Philipp Christoph am 7. Febr. 1652 gestorben war, am 12. März dess. Js. den erzbischöflichen Thron. Dem neuen Regenten, der in seinem 35. Lebensjahr zur Herrschaft gelangte und ein kräftiger, stark gebauter Mann war, fehlte es nicht an geistigen Eigenschaften, die nöthig waren zur Erhebung seines Landes aus der tiefen Zerrüttung, in die es der erst vor kurzem beendigte 30jährige Krieg gestürzt hatte, welcher nach des Erzbischofs Philipp Christophs eigener Schätzung die Einwohnerzahl des Erzstiftes um 300 000 Seelen vermindert hatte. Auch war K. K. vom besten Willen dazu beseelt. Auf die große Politik seines Vorgängers, die das Unglück des Landes wesentlich mit herbeigeführt hatte, verzichtend, suchte er innerhalb des ihm überwiesenen kleineren Kreises im nothwendigsten und nächstliegenden zu bessern. Wiederherstellung der durch den Krieg zerstörten Wohnungen, Verbesserung der Rechtspflege, Hebung des Ackerbaues und des Gewerbfleißes, das waren die Punkte, denen K. K. unausgesetzt, unter häufig in Anspruch genommener Mit-

wirkung seiner Landstände, seine Fürsorge widmete. Daneben wurde auch die Gefahr künftiger Kriege ins Auge gefaßt und für eine bessere Bewehrung des Landes gesorgt, insbesondere wurden die Festungswerke von Coblenz und Ehrenbreitstein in besseren Stand gesetzt, Arbeiten, die im J. 1672 vollendet waren und im wesentlichen bis 1802 Stand gehalten haben. Die Hoffnungen auf eine längere Zeit des Friedens und des Gedeihens der Volkswohlfahrt im trierschen Lande aber wurden sehr bald durch die neuen, von der französischen Raubsucht und Ländergier herbeigeführten kriegerischen Störungen wieder vernichtet und vergebens schloß Kurfürst K. K. Bündnisse über Bündnisse mit den benachbarten weltlichen und geistlichen Fürsten, mit dem Kaiser, ja sogar, wenn schon widerwillig genug, mit Frankreich selber, um seinem unglücklichen Lande die Bedrückungen, Beraubungen und Verheerungen, die mit den Durchmärschen und Einquartierungen verbunden waren, zu ersparen. Schließlich, im J. 1673, bemächtigten sich die Franzosen, um den Kurfürsten von der Zurücknahme des vertragsmäßig den Franzosen zustehenden Durchzugsrechtes, an die er nicht einmal dachte, abzuschrecken, Triers und der Moselbrücke, woran sich nach und nach die Besetzung des ganzen Erzstiftes durch die Franzosen anschloß. Kurfürst K. K. rief gegen diese unerhörte, durch nichts begründete Vergewaltigung auf dem Reichstage zu Regensburg am 10. October 1673 die Hülfe des Reiches an, die ihm nach dem damaligen langsamen Gange der Dinge in ernstlicher Form erst um die Mitte des J. 1675 zu Theil wurde, nachdem Trier und seine nächste Umgebung durch die französischen Commandanten, namentlich den brutalen, gewissenlosen de Vignory, unsäglich gelitten hatten. Erst im September 1675 übergab der französische Marschall Crequi die Stadt, in die er sich nach seiner Niederlage bei Tawern an der Mosel am 11. August geworfen hatte, an die Verbündeten. Des nunmehr nach zweijähriger französischer Schreckensherrschaft wieder hergestellten Friedens sollte sich Kurfürst K. K. nicht lange mehr erfreuen. Bereits im J. 1672 hatte ihn seine Kränklichkeit dazu bewogen, einen Coadjutor in der Person seines Neffen Johann Hugo von Orsbeck anzunehmen. Er starb am 1. Juni 1676 zu Thal Ehrenbreitstein in der daselbst von seinem Vorgänger Philipp Christoph erbauten Burg. Zu den Handlungen, durch welche sich K. K. um sein Land verdient gemacht hat, gehören noch die Gründung des Knaben-Waisenhauses zu Trier, die Stiftung von Stipendien behufs Ausbildung tüchtiger Geistlicher, die Ausstattung der Freiherrlich v. Buchholz-Orey'schen Stiftung an der Universität zu Trier für adeliche Geistliche mit 12 Freistellen 2c. Höchst dankenswerth waren auch seine Bemühungen um die Regelung der Justizpflege und der Rechtsprechung durch die Herausgabe des „Chur-Trierischen Landrechts" von 1668. Drei Jahre nach dem Tode des Kurfürsten, im Jahre 1679, erstand ihm ein begeisterter Lobredner in der Person des Pastors Franz Xaver Trips zu Honnef, dessen schwungvolle lateinische Distichen unter Anspielungen auf die Bedeutung des Familiennamens des Gefeierten („Petra sum" etc.) die deutsche Gesinnung Karl Kaspars und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Reich und das habsburgische Kaiserhaus preisen.

Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes. Trier u. Saarlouis 1870. Endrulat.

Karl Joseph, Erzbischof und Kurfürst von Trier 1711—15, zweiter Sohn des Herzogs Karl V. von Lothringen, war bereits Bischof von Osnabrück und von Olmütz, als er am 24. Sept. 1710 von dem damals in Coblenz residirenden Trierer Domcapitel zum Coadjutor und Nachfolger des Erzbischofs Johann VIII. Hugo gewählt wurde. Er hielt am 20. November seinen Einzug in das von den Franzosen besetzte Trier mit Genehmigung Ludwigs XIV. und begab sich von da nach Lothringen, wo ihn die Nachricht von dem am 6. Jan.

1711 erfolgten Tode Johann Hugo's traf, die ihn zu schleuniger und wegen der Gefahr, von den Franzosen aufgefangen zu werden, heimlicher Rückkehr nach Coblenz veranlaßte. Nachdem Kaiser Joseph I. am 17. April gestorben war, begab sich der neue Erzbischof und Kurfürst nach Frankfurt a/M., um dort an der Wahl seines Nachfolgers, Karl VI., theilzunehmen. Er entfaltete bei dieser Gelegenheit eine höchst überflüssige Pracht, die seinem durch die Kriege ausgesogenen Lande einen Kostenaufwand von 40000 Thalern verursachte. Bei den behufs Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges geführten Verhandlungen bemühte sich Kurfürst K. J., zu Gunsten seines Erzstiftes zu wirken und er erlangte endlich im Herbste 1714 die Räumung Triers von Seiten der Franzosen, die von dem nach so langer Zeit wieder aufathmenden Volke durch einen Dankgottesdienst und ein Freudenfest gefeiert wurde. Zwei Tage später hielt der Kurfürst in Begleitung seines Bruders, des Herzogs Franz von Lothringen und des Abtes von Stablo, einen prunklosen Einzug in seine Hauptstadt. Im November des genannten Jahres kam endlich ein Vergleich zwischen den geistlichen und den weltlichen Ständen des Erzstifts zum Abschlusse, durch welchen die lange streitigen, beiderseitigen Leistungen zu den Provinzialbeisteuern festgesetzt wurden. K. J., der nach der mißbräuchlichen Gewohnheit jener Zeiten neben dem Trierer Erzbisthum stets die Bisthümer Osnabrück und Olmütz beibehalten hatte, wurde während eines Aufenthaltes in Wien von den Blattern ergriffen und starb an dieser Krankheit daselbst am 4. Decbr. 1715.

Leonardy, Geschichte des trierischen Landes und Volkes. Trier u. Saarlouis 1870. Endrulat.

Karl Alexander, regierender Herzog von Würtemberg, geboren den 24. Januar 1684, † den 12. März 1737, Sohn des Herzog-Administrators Friedrich Karl von der Winnenthaler Linie des würtembergischen Hauses und der Prinzessin Eleonore Juliane von Brandenburg-Ansbach. Schon am 21. Juni 1697 erhielt er, kaum 13jährig, während des sogen. zweiten Coalitionskrieges von Kaiser Leopold I. ein Patent als Oberst über das Regiment zu Fuß, welches sein Vater bis dahin innegehabt, und betheiligte sich an den Operationen der unter dem Oberbefehl des Markgrafen Ludwig von Baden am Oberrhein gegen Frankreich aufgestellten Armee, speziell an der Belagerung Ebernburgs in der Pfalz. Nachdem am 26. Septbr. in Folge des Bombardements eine verheerende Feuersbrunst in der Stadt ausgebrochen, hatte er gerade das Commando in den Tranchéen, als der Befehlshaber des Platzes, Tarcy, am folgenden Tage sich zur Capitulation gezwungen sah. Der Prinz schloß diese, wie wenigstens versichert wird, selbständig ab und besetzte Tags darauf die Festung. Im folgenden Jahre that er sich unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen im Treffen gegen die Türken bei Temesvar (19. September) rühmlich hervor. Reichliche Gelegenheit, seine kriegerische Tüchtigkeit zu erproben, erhielt er im spanischen Erbfolgekriege (1701—13), welchen er, am 4. Mai 1702 zum Oberstfeldwachtmeister ernannt, während seiner ganzen Dauer mitmachte. Bei der 14wöchentlichen Belagerung Landaus unter dem Commando des Markgrafen Ludwig erstürmte er in der Nacht vom 26./27. August 1702 mit einer Abtheilung Grenadiere den Waffenplatz der französischen Contregarde; es wurde ihm am 15. October von dem römischen König Joseph im Namen seines Vaters durch ein eigenhändiges Schreiben wegen seiner „Generosität und tapferen Valor“ gedankt und bezeugt, er habe durch seine Leistungen viel zur Eroberung der Festung beigetragen und sich dadurch bei der „werthen Posterität“ einen unsterblichen Namen gemacht. Im J. 1704 nöthigte er am 23. Februar den französischen Generallieutenant Blainville zur Räumung Munderkingens an der Donau, erhielt in dem blutigen Treffen des 2. Juli, als Marlborough und der

Markgraf Ludwig den Schellenberg bei Donauwörth erstürmten, einen Schuß in den Schenkel und betheiligte sich an der Eroberung Ulms (11. September) und Landaus (23. November). Im folgenden Jahre machte er unter Prinz Eugen den italienischen Feldzug mit, befehligte in der Schlacht von Cassano am 16. August in der Mitte des ersten Treffens, erhielt hier jedoch eine Fußwunde, die ihm bis an seinen Tod viele Schmerzen und Beschwerden machte. Im Juli 1706 half er dem Prinzen die Franzosen aus ihren Verschanzungen am Etschfluß vertreiben, befehligte in der Schlacht von Turin (7. September) den linken Flügel des ersten Treffens und drang kurz nach Eugen selbst mit dem kaiserlichen Fußvolk in die feindlichen Verschanzungen ein. Auch den Einfall in die Provence und die vergebliche Belagerung von Toulon im J. 1707 machte er mit und begleitete den Prinzen im folgenden Jahre in die Niederlande, wo er nun verschiedenen Kämpfen, Belagerungen und Eroberungen anwohnte. Nachdem er inzwischen zum Feldmarschalllieutenant (1705) und Oberstfeldzeugmeister (1708) vorgerückt, wurde er am 12. März 1709 vom Kaiser Joseph I. „in Ansehung seines für das gemeine Wesen erwiesenen Eifers in Schlachten und Belagerungen und dabei zu unauslöschlicher höchst rühmlicher Bezeugniß dessen stand- und herzhaften An- und Aufführung empfangenen harten Blessur und insonderheit wegen beiwohnender Kriegserfahrung“ zum Gouverneur von Landau ernannt. In dieser Stellung versuchte er im August des Jahres 1712 in Verbindung mit dem regierenden Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg einen Angriff auf die Weissenburger Linien, in die er vom Rücken her eindringen sollte, allein nachdem alles gut vor sich gegangen war, versetzte das Geräusch zweier anschlagenden Hunde seine fünf Bataillone in einen panischen Schrecken. Der Prinz mit seinen Offizieren warf sich mit dem Degen in der Faust den Fliehenden entgegen, allein erst die in geschlossenen Reihen anrückende Cavallerie brachte dieselben zum Stehen. Als die Franzosen unter Marschall Villars in der Nacht vom 24./25. Juni 1713 die Laufgräben gegen Landau eröffneten, trat für ihn eine herbe, jedoch würdig bestandene Prüfung ein, indem der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee, Prinz Eugen, einen Ersatz der Festung zu versuchen für unthunlich hielt und nur ein möglichst langes Aushalten der Belagerung wünschte. Karl Alexander fügte den Franzosen in wiederholten Ausfällen, sowie durch ein fast ununterbrochenes Geschützfeuer beträchtlichen Schaden zu, legte eine außerordentlich große Anzahl von Minen an — auch ein neu errichtetes Fort erhielt seinen Namen — und zwang dadurch den Feind, zeitraubende Gegenarbeiten auszuführen. Allein es fehlte nicht nur an Geld, ein Umstand, dem der Prinz dadurch abzuhelfen suchte, daß er sein Silbergeschirr einschmelzen und daraus Gulden- und Halbguldenstücke prägen ließ, sondern namentlich auch an Pulver und brauchbaren Feuergewehren, es wurden allmählich mehrere Außenwerke weggenommen, welche der Festung als Schutzmittel dienten, und schließlich lagen die Wälle dergestalt in Schutt, daß Villars Anstalten zum Sturm machte. Diesen glaubte der Prinz nicht mehr abwehren zu können, und erklärte sich am 19. August zur Capitulation bereit, wollte jedoch die Besatzung nicht kriegsgefangen ergeben. Allein Villars bestand darauf und so mußte sich der Prinz am 20. d. M. fügen. Die Garnison kam nach Hagenau, die Offiziere durften mit ihren Habseligkeiten unter der Bedingung, daß sie innerhalb drei Jahren nicht gegen Frankreich dienen, abziehen und K. A. selbst erhielt die Erlaubniß, sich zu Prinz Eugen zu begeben und ihm Rechenschaft abzulegen. In der That befriedigte er den letzteren völlig. Den größten Ruhm erwarb K. A. im Türkenkriege, der 1716—1718 unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen stattfand. Bei dem großen Sieg von Peterwardein am 5. August 1716 begann er mit 6 Bataillonen erfolgreich den Angriff und wurde vom Prinzen dem Kaiser wegen

seiner Verdienste besonders gerühmt; bei der Erstürmung der großen Planke der Festung Temeswar am 1. October, an welche sich bald die Capitulation der Festung anschloß, erhielt er den Oberbefehl über die zu dieser Action bestimmten 30 Bataillone, 30 Grenadiercompagnien und 2000 Arbeiter. Im folgenden Jahre befehligte er nunmehr als kaiserlicher Generalfeldmarschall bei dem glänzenden Sieg vor Belgrad am 16. August die das Centrum bildende Infanterie. Nach dem Frieden von Passarowitz erhielt er im J. 1719 durch Verwendung Eugen's, „auf daß ihm in seiner mittellosen Lage etwas geholfen werde", die Statthalterschaft über Belgrad und das Königreich Serbien, welche er mit dem Sitz zu Belgrad bis zu seinem Regierungsantritt in Württemberg bekleidete. Es wird ihm aus dieser Zeit besonders Förderung des früher vernachlässigten Anbaus des Landes nachgerühmt. Auch die Würde eines kaiserlichen Geheimenraths und der Orden des Goldenen Vließes wurden ihm zur Belohnung. Die vorzugsweise kriegerische Laufbahn, während der er vielfache Lorbeeren um seine Stirne gewunden, überhaupt die erste Periode seines Lebens, welche er in fremden Diensten, besonders kaiserlichen Kriegsdiensten, zubrachte, war damit zu Ende. Sein großer Oberbefehlshaber, Prinz Eugen, hatte ihn hochgeschätzt, und er selbst bei jeder Gelegenheit unerschrockenen Sinn und glänzende Bravour an den Tag gelegt, ob er jedoch als selbständiger Feldherr in derselben Weise geglänzt haben würde, wurde von mancher Seite bezweifelt. — Weniger ruhmvoll und glücklich gestaltete sich die zweite Hälfte seines Lebens, seine kurze herzogliche Regierung in Würtemberg (1733—1737). Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, mit welchem er in früherer Zeit nicht selten gemeinschaftlich gekämpft, das letzte regierende Glied der Stuttgarter oder Hauptlinie des Herzogshauses, verlor seinen einzigen Sohn, den Erbprinzen Ludwig Friedrich, bereits am 23. November 1731 und folgte demselben am 31. October 1733 im Tode, worauf das Recht der Nachfolge gemäß der Erbordnung des Hauses K. A. zustand. Nun war es für das ausschließlich evangelische Land und insbesondere die sehr einflußreiche Geistlichkeit ein großer Stein des Anstoßes, daß der Prinz bereits im J. 1712 oder 1713, zu einer Zeit, wo seine Aussicht auf den heimathlichen Fürstenthron noch sehr entfernt war, zur katholischen Religion übergetreten war. (Das genauere Datum des Uebertritts ließ sich auch aus den Registern der kaiserlichen Hofcapelle zu Wien, in welcher derselbe erfolgt sein soll, nicht erheben und die bisweilen aufgestellte Behauptung, K. A. sei der Prinz des Schillerischen Geistersehers, ermangelt weiterer geschichtlicher Anhaltspunkte.) Wie er in seinem Testamente sagt, hatte er diesen Schritt in gründlicher Erkenntniß der untrüglichen Wahrheit des christkatholischen Glaubens wohlbedächtig ohne Nebenrücksicht gethan, allein an entsprechender Bearbeitung des Prinzen durch die in Oesterreich damals so mächtige Geistlichkeit, insbesondere die Jesuiten, hat es sicher nicht gefehlt, und vortheilhaft war der Schritt für seine Stellung im kaiserlichen Dienste jedenfalls. Die würtembergische Landschaft, welche sich übrigens nicht wohl allein und durchaus von der Sorge für das Wohl des Landes, sondern auch von eigennützigen Motiven leiten ließ, von dem zur Genüge bekannten Selbständigkeitssinn des Herzogs für ihre eigenen Herrschaftsgelüste fürchtete, zum Theil auch die höheren Beamten, dachten sogar daran, einem jüngeren Bruder des Prinzen, Heinrich Friedrich, die Herrschaft zuzuwenden, allein der Prinz bewog letzteren, von allen derartigen Gedanken abzustehen und gab schon von Belgrad aus am 28. November 1729 eine schriftliche Erklärung, worin er der Landschaft alle Privilegien bestätigte, namentlich aber die strenge Einhaltung der Religions- und Friedensschlüsse und die durchaus ungekränkte Aufrechterhaltung der evangelischen Religion gelobte. Aehnliche noch bestimmtere und stärkere Zusicherungen gab er später wiederholt, so am 16. December 1732, 28. Februar und 17. December

1733 (die sog. Religionsreversalien). Außer der Hofcapelle sollte nicht der allergeringste Actus eines katholischen Gottesdienstes im Lande gehalten werden und die Besorgung aller die evangelische Religion, das Kirchen- und dahin einschlagende Oeconomie- und Polizeiwesen betreffenden Angelegenheiten wurde den 27. März 1734 allein und ohne Anfrage an ihn dem geheimen Rathe übertragen, dessen Präsident stets evangelisch zu sein hatte. So empfing der neue Herzog am 27. Januar 1734 die Huldigung zu Stuttgart, wohin er den Hof und die Kanzlei wiederum von Ludwigsburg verlegte. Die erste Thätigkeit der neuen Regierung — Gerechtigkeitssinn war an sich eine der Haupttugenden des Herzogs — bestand in der Untersuchung und theilweisen Bestrafung der unter Herzog Eberhard Ludwig so mächtigen und für das Land verderblichen Grävenitzischen Partei, d. h. der gewesenen Maitresse dieses Herzogs, Christiane Wilhelmine von Grävenitz, verehlichten Gräfin von Würben (Bd. V, S. 561 ff.), ihrer Familie und Anhänger. Doch ermöglichte der Verlauf der Untersuchung energisches Vorgehen nur gegen die Grävenitz selbst, welche das Gericht wegen ihrer mannigfachen Vergehen, insbesondere auch Mordanschlägen auf die Gemahlin des verstorbenen Herzogs, sogar zum Tode verurtheilte, und gegen ihren Bruder, den gewesenen Premierminister und Oberhofmarschall von Grävenitz. Beide wußten es übrigens nach längeren Verhandlungen, zumal da die Grävenitz in Wien und Berlin sich Freunde verschafft hatte, zu Vergleichen zu bringen, kraft deren sie, freilich nicht ohne einige Entschädigung, auf ihr sämmtliches im Lande befindliches Vermögen Verzicht leisteten. Mehr als diese langwierige Verhandlung entsprach dem Sinne des Herzogs die Betheiligung an dem Krieg, welcher aus Anlaß der polnischen Königswahl im J. 1734 zwischen Oesterreich, beziehungsweise dem deutschen Reich und Frankreich losbrach. Bereits auf der Herausreise von Belgrad hatte er zu Wien am 23. December 1733 mit dem Kaiser Karl VI. einen Unionsvertrag abgeschlossen, kraft dessen er eine Anzahl würtembergischer Truppen in kaiserlichen Sold überließ, den 14. Januar 1734 die Würde eines Feldmarschalls des schwäbischen Kreises und den 21. Mai d. J. diejenige eines Reichs-General-Feldmarschalls erhalten. Er begann nun mit vielem Eifer Kriegsrüstungen: sorgte für die Sicherheit des Landes durch Schanzen und Verhaue, Vergrößerung und Ausbesserung älterer Festungen, Verstärkung der Aushebungen, in deren Interesse die Heirathserlaubniß beschränkt wurde, u. dgl. So konnte er mit einer ansehnlichen, wohlgerüsteten Truppenschaar an den Rhein in's Feld ziehen und trat wieder unter den Oberbefehl seines jetzt freilich sehr gealterten Gönners, des Prinzen Eugen. Zweimal führte er für letzteren das Commando über die gesammte Rheinarmee, als der Prinz im Herbst 1734 und 1735 nach Wien zurückkehrte, doch kam es im ganzen Kriege, — abgesehen von der Eroberung Philippsburgs durch die Franzosen — zu keinem bedeutenderen Zusammenstoß und Würtemberg selbst blieb besonders durch das Verdienst seines Herzogs von den Drangsalen des Kriegs fast ganz verschont. Nun aber fiel K. A., der, wie bereits Prinz Eugen erkannt hatte, kein scharfer Menschenkenner war und leicht die Beute anderer werden konnte, in die Hände des Juden Süß Oppenheimer (geb. 1692 zu Heidelberg). Derselbe hatte ihm schon früher in Geldverlegenheiten ausgeholfen und sich bei ihm durch große Geschmeidigkeit sowie durch den Eifer und die Bereitwilligkeit, womit er — stets auf seinen eigenen Vortheil bedacht — anscheinend die Pläne des Herzogs beförderte, empfohlen. Der Letztere hatte ihn nach seinem Regierungsantritt zunächst zum würtembergischen Residenten in Frankfurt bestellt, berief ihn aber bald als Cabinetsfactor, später mit dem Titel eines Geheimen Finanzraths nach Stuttgart. Hier wußte Süß rasch eine beträchtliche Anzahl von Helfern und Spießgesellen um sich zu vereinigen, unter denen der Expeditionsrath und Waisenhauspfleger

Hallwachs, die Regierungsräthe Bühler und Mez die vorzüglichsten waren. Diese Genossenschaft bemächtigte sich des Herzogs vollständig und verdrängte die übrigen Beamten und Diener, die sie unausgesetzt anschwärzte, ganz aus seinem Vertrauen. Es gelang ihr dies um so leichter, als der Herzog in seiner kriegerischen Laufbahn sich an die Forderung strenger Unterordnung gewöhnt hatte, von den würtembergischen Verhältnissen im Allgemeinen und insbesondere von dem eigenartigen Verfassungsleben wohl nicht die genügende Kenntniß hatte, auch von den bereits erwähnten unangenehmen Beziehungen zur Landschaft und zu Mitgliedern der höheren Regierungscollegien, sowie von seinen längere Zeit vergeblich geführten Verhandlungen über die Erhöhung der würtembergischen Truppenmacht her auf die Landstände und die Collegien erbittert war und stets Eigennutz und Böswilligkeit argwohnte. Mit reicher Erfindungsgabe wußte Süß die pecuniären Bedürfnisse des zumal bei dem schlechten finanziellen Zustande des Landes geldbedürftigen Herzogs zu befriedigen und alle Vorschläge und Entwürfe so einzurichten, daß es schien, als ob des Herzogs und des Landes Wohl dadurch befördert werde, während der Haupterfolg seine Bereicherung war und auch seine Genossen nicht leer ausgingen. Zuerst wurde, wie übrigens damals auch sonst in Süddeutschland begonnen worden war, schlechtes Geld (über 11 Millionen Gulden) geprägt. Als Klagen beim kaiserlichen Hofe und beim Reichstage zur Herabsetzung der schlechten Münzen führten, dienten die Generallandescommissionen, die der Herzog angeordnet hatte, um die Beschwerden der Unterthanen und die von der vorigen Regierung her noch vorhandenen Gebrechen zu heben, als Finanzquelle, indem jetzt nicht mehr die wirkliche Untersuchung etwaiger Mißbräuche und Vergehen der Zweck war, sondern, selbst auf falsche Zeugnisse hin, unausgesetzt Untersuchungen eingeleitet wurden, deren Erfolg eben immer eine Geldstrafe war, andererseits durch Zahlungen die wirklich Schuldigen Untersuchungen entgingen. Der Verkauf von Diensten und Titeln, Dispensationen aller Art, Gewerbs-, Handels- und anderen Privilegien wurde durch ein Gratialamt schwunghaft betrieben, durch ein Fiscalamt fielen alle Rechtssachen unter dem Vorwande des fiscalischen Interesses dem Juden und seinen Creaturen anheim; nach Einrichtung einer Pupillenkasse mußten alle Waisengüter im Lande verkauft und der Erlös in diese Kasse eingelegt werden, worauf die Einlagen zu 4 Procent verzinst und nach erlangter Volljährigkeit nur mit mancherlei Abzügen zurückerstattet wurden. Diese Pupillenkasse mußte freilich in Folge einer Vorstellung der Landschaft bald wieder aufgehoben werden und auch der Versuch, eine allgemeine Schutz-, Vermögens- und Familiensteuer einzuführen, scheiterte. Allein noch eine große Reihe anderer Geldquellen wußte Süß bald durch List, bald durch Drohungen flüssig zu machen, so daß er dem Herzog in nicht ganz zwei Jahren 500 000 Gulden, sich selbst aber noch viel mehr Geld verschaffte, wie ihm denn z. B. sein Juwelenhandel allein innerhalb weniger Jahre über 200 000 Gulden eintrug. Er wurde immer üppiger — namentlich auch zur Befriedigung seiner Wollust scheute er kein Mittel und vernichtete das Glück mancher Familien —, gewaltthätiger und übermüthiger, der Herzog aber, mochte er auch seine Schlechtigkeit allmählich dann und wann erkennen und öfters gegen ihn aufbrausen, ließ nicht von dem Manne, der sich ihm immer wieder als uneigennützigen, treuergebenen und deshalb fälschlich angefeindeten Diener darzustellen wußte; erst in der letzten Zeit war allem nach sein Vertrauen zu Süß erschüttert und es drohte demselben die Verhaftung. Kein Wunder, daß es bei einer solchen Mißregierung zu großer Unzufriedenheit im Lande kam, wenngleich öffentliche Ausbrüche einer solchen dadurch unterdrückt wurden, daß Süß überall im Solde der Regierung stehende Auffeher und Aufpasser hielt. Auch gab es wiederholt unangenehme Verhandlungen mit dem ständischen Ausschuß, namentlich weil der

Herzog zum Zweck der größeren Sicherheit des Landes, wahrscheinlich aber auch nach seinem innersten Streben zum Zweck der Vergrößerung des Herzogthums durch Eroberungen, die Haltung einer ständigen größeren Truppenmacht anstrebte. Der Ausschuß zeigte sich nicht immer gewillt, den Forderungen des Herzogs zu entsprechen, brachte auch mehrmals, zum Theil nicht in der passendsten Form, Beschwerden vor, allein viel erreichte derselbe nicht, der Herzog wußte ihn einzuschüchtern, setzte schließlich namentlich die Gewährung der Erhöhung seiner Truppenmacht durch und fragte die Stände in manchen Fällen gar nicht mehr um ihre Einwilligung. Wohl aber wurde er immer erbitterter auf sie und sprach seinen Haß gegen sie im Kreise seiner stets schürenden Vertrauten öfters in starker Weise aus. Zu letzteren gehörte besonders der Generalwachtmeister Franz Joseph von Remchingen, ein erfahrener und dem Herzoge treuergebener Soldat, aber aufbrausend und gewaltthätig, prahlerisch und unbesonnen in seinen Reden. Er schimpfte öffentlich auf Beamte und Landstände, sowie auf den evangelischen Glauben, äußerte, man müsse eben das Landhaus mit Soldaten umringen und die widerspenstigen Mitglieder der Landschaft nebst etlichen Ministern und Räthen verhaften, dann werde es besser gehen, verkehrte viel mit einigen bischöflich würzburgischen Räthen und den Kapuzinern von Weilderstadt. Der Herzog selbst unterhielt lebhafte Beziehungen zu seinem alten vertrauten Freunde, dem Bischofe Friedrich Karl von Würzburg und Bamberg; schon nach seinem Testament vom J. 1735 sollte dieser letztere von der Vormundschaft bei wichtigen Fällen um Rath gefragt werden, und nach einem Codicill von 1736 und einem zweiten Testament von 1737 sogar förmlich Antheil an der Vormundschaft haben; nach einer zu Würzburg im J. 1736 für die Hofgeistlichen entworfenen Instruction sollten den Katholiken gleiche Rechte eingeräumt werden, wie den Evangelischen, die evangelische Kapelle zu Ludwigsburg wurde für den katholischen Gottesdienst hergerichtet, die katholische Hofgeistlichkeit umfassender organisirt, einige Kapuziner kamen ins Land, bei den Regimentern wurden Feldpatres zugelassen, der würzburgische Geheimrath Fichtel arbeitete im Auftrag des Herzogs eine Deduction aus, welche die Gültigkeit der alten Verträge über die Verfassung des Landes nicht mehr anerkannte, die Rechte der Landstände wesentlich beschränken wollte und dem Herzog wohlgefiel. Wie weit der letztere selbst in Bezug auf Aenderungen an der politischen und kirchlichen Verfassung gehen wollte, wieweit seine Vertrauten, besonders Remchingen, deren Correspondenz zum Theil abgefangen wurde, ihre Pläne als die herzoglichen hinstellten, ist nicht genügend aufgeklärt, im Lande selbst aber entstanden die beunruhigendsten, sicherlich übertriebenen Gerüchte über die von Seite des Herzogs geplante Umstürzung der kirchlichen und politischen Verfassung des Landes, von welcher man glaubte, sie werde während der Reise ins Werk gesetzt werden, die der Herzog am 13. März nach Würzburg und Danzig unternehmen wollte. Allein am 12. d. M. starb K. A. unerwartet schnell zu Ludwigsburg an einem Steckfluß, nicht ohne daß dieses rasche Ende in der aufgeregten Zeit der Volkssage Stoff zur Annahme eines unnatürlichen Todes gegeben hätte. Am 11. Mai fand die feierliche Bestattung in genanntem Orte statt. Zweitausend Krieger aller Waffengattungen erwiesen die letzte Ehre ihrem Genossen, der sich einst auf vielen Schlachtfeldern einen glänzenden Waffenruhm erworben, als Regent aber, ganz umstrickt von schlechten Rathgebern, auch die edlen und guten Eigenschaften seines Charakters — und an solchen hat es ihm nicht gefehlt — nicht verwerthet hatte. K. A., der Stifter der jetzt blühenden Linie des würtembergischen Hauses, war seit 1727 mit Maria Augusta von Thurn und Taxis vermählt, eine Ehe, welcher außer zwei frühverstorbenen Prinzen und einer Tochter, drei Söhne, Karl Eugen, Ludwig Eugen,

Friedrich Eugen entstammten, die nach einander als Herzoge in Würtemberg regierten.

Vrgl. namentlich J. U. Pregitzer, Württembergischer Cedernbaum, Stuttgart 1734. S. 23. [G. v. Renz,] Leben und Ende Herzog Karl Alexanders zu Würtemberg mit Beilagen im Patriotischen Archiv für Deutschland I, (1784) 105 ff. K. F. Dizinger, Beiträge zur Geschichte Württembergs und seines Regentenhauses zur Zeit der Regierung Herzog Karl Alexanders u. s. w. Heft 1—2. Tübingen u. Rottenburg 1834. K. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg. Th. 3, Abth. 2. Stuttg. 1839; derselbe, Württembergisches Heldenbuch, Eßlingen 1840, S. 110—113. A. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, Bd. 1—3, Wien 1858. Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, Serie I, Bd. 2 (1876) ff. C. von Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert I, 1. 2. (Dagegen war der handschriftlich vorgemerkte, amtlich bekannt gemachte Lebensabriß des Herzogs von dem Consistorialrath und Prälaten Knöbel nicht auffindbar.) P. Stälin.

Karl Rudolf, der jüngste Sohn des Herzogs Friedrich von Würtemberg-Neustadt und seiner Gemahlin Klara Augusta, einer Tochter des Herzogs August von Braunschweig, wurde am 29. Mai 1667 zu Neuenstadt a. d. Linde geboren. Sein Vater, dem im fürstbrüderlichen Vergleich 1649 durch Zuweisung der Aemter Neuenstadt, Weinsberg und Möckmühl ein eigener Besitz geschaffen worden war, trug Sorge für eine tüchtige und gewählte Erziehung seiner Söhne. Er selbst war den Künsten und Wissenschaften eifrig zugethan. So legte auch K. R., ähnlich wie seine Brüder Friedrich August und Ferdinand Wilhelm, den Schluß zu einer gediegenen Ausbildung auf den Universitäten Tübingen, Straßburg, Genf und auf längeren Reisen. Schon in seinem 15. Lebensjahre konnte er das Collegium illustre zu Tübingen beziehen, wo er neben dem Studium der lateinischen und französischen Sprache sich noch mit Geschichte und Mathematik beschäftigte. Mit besonderer Vorliebe aber betrieb er Leibesübungen aller Art, Reiten und Fechten. Im Frühjahr 1684 finden wir den Prinzen zu Straßburg, wo er seine geistige und körperliche Ausbildung fortsetzte. Von hier aus that er den ersten Blick ins Kriegslager, indem er das französische Heer, das eben Luxemburg belagerte, besuchte und nach der Eroberung unter Anleitung Vaubans die Festung in allen ihren Details kennen lernte. — Im J. 1685 trat der Prinz die Reise an, welche bei den Fürstensöhnen der damaligen Zeit den eigentlichen Abschluß ihrer Bildungslaufbahn und die Einführung ins Leben bedeutete. Begleitet war er dabei von Herrn v. Assenheim als Hofmeister. Ueber Genf — damals berühmt durch eine Anzahl von Lehrern in den verschiedensten Wissenschaften — ging es ins südliche Frankreich, dann an den glänzenden Hof Ludwigs XIV. von Paris. Sieben Monate verbrachte hier der junge Mann in der lehrreichsten und großartigsten Umgebung. Dann besuchte er noch weiter London und kehrte über die Niederlande und die verwandten Höfe in Norddeutschland besuchend nach Hause zurück. K. R. führte wie seine Brüder über die Erlebnisse und Beobachtungen auf allen diesen Reisen sorgfältig gehaltene Tagebücher. — Jetzt war der Prinz 20 Jahre alt, seinem Bildungsgang nach war der Mann fertig, es galt für ihn, einen Lebensberuf zu wählen.

Friedrich Karl, der Vormünder für Eberhard Ludwig im Herzogthum Würtemberg, fing eben damals an, ein Regiment Fußvolk für den Dienst Venedigs zum Kriege gegen die Türken in Morea zu werben. Nach allem Elend des dreißigjährigen Krieges hatte das Land eben angefangen, sich wieder zu erholen; die Bevölkerung war wieder namhaft gestiegen. So begann der thätige Herzog-Vormünder jene Reihe von Unternehmungen, welche durch 100 Jahre

hindurch würtembergische Regimenter in die Dienste Venedigs, der Niederlande, Frankreichs und Oesterreichs führten. Jugendliche Unternehmungslust litt unseren Prinzen nicht zu Hause. Zu dem 1000 Mann starken Regimente stellte er eine Compagnie von 150 Mann auf und zog als deren Hauptmann 1687 mit zu Felde. Von da an steht K. R. mit kurzen Pausen bis zum J. 1716 ununterbrochen im Kriegslager in Morea und Negroponte, dann in Irland, in den Niederlanden, an der Donau, an der Ostsee. — Mit Beginn des Sommers 1687 wurde das Infanterieregiment Würtemberg nach Venedig in Marsch gesetzt, auf dem Lido dort gemustert und nach Sta. Maura eingeschifft. Hier sammelten sich Flotte und Heer der Venetianer unter dem Oberbefehl des späteren Dogen Morosini und des Feldmarschalls Grafen Königsmark. Außer den Würtembergern waren vertreten Hessen, Braunschweiger, Waldecker, Baireuther; dazu kamen Florentiner, Malteser, Slavonier. Am 22. Juli erfolgte die Landung des christlichen Heeres bei Patras. In der siegreichen Schlacht zwei Tage später stand der Prinz erstmals im Feuer. Vom Schlachtfelde ging der Zug weiter nach Korinth und Athen, wo Winterquartiere bezogen wurden. K. R. kehrte in die Heimath zurück, wo man eben am Werke war, im Vereine mit Hessen drei weitere Regimenter zu je 1000 Mann für den Dienst Venedigs aufzustellen. Im Frühjahr 1688 kehrte K. R. als Oberst eines der neuen Regimenter nach Morea zurück; später wurde er Obercommandant aller würtembergischen Truppen im venetianischen Dienst. — Nach Morosini's Plan hatte sich die Hauptaction während des Sommers gegen Negroponte zu richten; am 24. Juli wurden die Laufgräben eröffnet. Für den 20. August war ein Sturm angesetzt. Der Prinz mit seinen Würtembergern, mit Hessen, Baireuthern und Italienern stand im zweiten Treffen. Als auch dieses zum Sturm auf die Vorwerke anmarschirte, wurde K. R. durch einen Granatsplitter am rechten Auge verwundet. Nur wenige Vortheile waren von den Verbündeten errungen. Zwei Tage später stand der Prinz mit seinem Regiment in den Laufgräben. Einem wüthenden Ausfall der Türken warf er sich an der Spitze seiner Leute entgegen, als die Florentiner gewichen waren. Da streckte den voraneilenden Prinzen eine Musketenkugel nieder; General Ohr übernahm das Commando und kaum gelang es ihm, die bisherigen Stellungen zu behaupten. Vier Offiziere trugen den Prinzen aus dem Getümmel; drei davon warf eine Kanonenkugel nieder, andere eilen herbei, wieder stürzen zwei; endlich gelingt es, den Verwundeten auf ein Schiff zu bringen. Ende September ist er geheilt und schreibt darüber seiner Mutter, mit der er in fortlaufendem Briefwechsel steht, voll Freude, „daß er wieder im Stande sei, sein Devoir in der Armee in Acht zu nehmen“. Die Kugel trug er bis zu seinem Tode in der Lunge. — Indessen standen die Sachen vor Negroponte schlecht. Seuchen wütheten, Ausfälle decimirten die Armee; im October mußte Morosini grollenden Herzens die Belagerung aufheben. In Nauplia sammelten sich die Würtemberger, um in die Heimath eingeschifft zu werden. Auch K. R. kehrte zurück, trotzdem er von Morosini die Statthalterschaft von Nadien erhielt nebst den verlockendsten Anträgen. Im Frühling 1690 war er in der Heimath angekommen. Wieder trieb es ihn fort. Mit einem Hülfscorps von 7000 Dänen stand sein Bruder Ferdinand Wilhelm (s. d. Art.) unter dem Oberbefehl König Wilhelms vereint mit Marlborough in Irland. Dorthin zog unser Prinz. Als Oberst eines dänischen Reiterregiments fand er Gelegenheit, sich im Juli 1690 in der Schlacht am Boynefluß auszuzeichnen und später bei einer Reihe von Belagerungen und Gefechten (Kork, Kingsale, Athlone, Drogheda). Die weitere Schule des Krieges führte den Prinzen 1692 nach den Niederlanden, wo er sich bei den meisten Schlachten betheiligte und hervorthat; so namentlich bei Steenkerken und Neerwinden, in welch letzterer Schlacht er sich mit zwei

Schwadronen durch die ganze feindliche Cavallerie durchschlug; zwei Pferde wurden ihm erschossen, seine Kleidung war durchlöchert und zerfetzt, er selbst blieb unversehrt; bei den Soldaten galt er von da an für kugelfest. Ausgezeichnet durch Lobsprüche des Königs von England und vom König von Dänemark zum Brigadegeneral ernannt, kehrte er nach dem Frieden von Ryswik nach Kopenhagen zurück. In den beiden nächsten Jahren folgte er seinem Bruder mit den dänischen Hülfstruppen nach Polen und später nach Holstein, bis der Friede von Travendal auch hier Ruhe brachte.

K. R. war jetzt in der Vollkraft des Mannes, ein vielbewährter Heerführer. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, übertrug darum König Friedrich IV. von Dänemark dem Prinzen als Generallieutenant den Oberbefehl über das den Holländern zu Hülfe zu schickende Armeecorps, dessen Stärke auf 12000 Mann festgesetzt war. Mit diesen tapferen Truppen focht K. R. meist unter Marlborough's Oberbefehl in den bedeutendsten Schlachten bis zum J. 1713. Schon im J. 1702 zeichnete er sich bei Venloo, Roeremond und Lüttich aus und erhielt von seinem König den Elephantenorden. Im J. 1704 sehen wir die Dänen, 7 Bataillone 11 Eskadrons stark, in der Schlacht bei Höchstädt sich auszeichnen; ihr Führer, unser Prinz, erntete dafür die höchsten Lobsprüche aus dem Munde Prinz Eugens und Marlborough's; sein König dankte ihm in einem eigenhändigen Schreiben. Das J. 1705 führt den Prinzen zurück in die Niederlande zu neuen Thaten. Auf dem Gipfel seines Ruhmes aber stand er am Pfingsttag 1706, 23. Mai, Tag von Ramillies. Fünf Tage war der Dänenführer ununterbrochen marschirt, um sich mit Marlborough zu vereinigen; er traf ihn endlich bei Ramillies in heftigem Ringen mit Villeroi und dem Kurfürsten von Baiern. Der Sieg schwankte. In vollem Laufe langte der Prinz an und erhielt Befehl, sich mit seiner Cavallerie und den Dragonern auf den linken Flügel zu setzen, um dem Feind in die rechte Flanke zu fallen. Sofort war er fertig zur Attake. Als der Feldprediger fragte, ob er nicht wie gewöhnlich vor Beginn der Action eine Betstunde halten solle, antwortete der Prinz: dieweil die Kanonen schon zusammenläuten, sei hiezu keine Zeit; Jeder solle ein andächtig Vaterunser beten und mit ihm muthig zum Streite gehen. So geschah es denn und das Glück wollte, daß die ungestüm anstürmenden Reserveschaaren gerade auf die königlichen Haustruppen stießen, die sich rühmten, noch niemals besiegt worden zu sein. Vor den Dänen aber mußten sie sammt den bairischen Kürassieren weichen; der Prinz jagte sie in einen Morast, wo sie nach dem Bericht gleich Fröschen niedergeschossen wurden. Viele Pauken und Standarten waren Zeichen des Sieges hier auf dem linken Flügel. Die ganze feindliche Armee begann jetzt erschüttert zu werden und zu weichen und mit Recht schrieben Marlborough, die Königin von England, die Generalstaaten und sein eigener König in ihren Beglückwünschungen den endlichen vollständigen Sieg dem unerschrockenen Eingreifen des Prinzen zu. — Auf den Schlachtfeldern von Oudenarde und Malplaquet 1708 und 1709 holte er sich neuen Ruhm. Bei Malplaquet hatten die Verbündeten gegen die Schanzen der Franzosen anzurücken; ihr rechter Flügel insbesondere erhielt schwere Verluste und wankte. Marlborough schickte den Prinzen dorthin mit dem Fußregiment Fühnen und einigen Eskadrons. Der Prinz überstieg die Schanzen und schlug die verdeckt stehende feindliche Cavallerie in die Flucht. Rasch wollte er nachsetzen, wurde aber durch Prinz Eugen persönlich davon abgehalten. Als aber das Fußvolk von Fühnen an Prinz Eugen vorbeimarschirte, rief der Feldherr: voilà un régiment immortel! — Es war diese That die letzte kriegerische Leistung von Bedeutung für K. R. Im J. 1713 führte er die Dänen in ihre Heimath zurück und wurde zum commandirenden General der ganzen dänischen Armee ernannt.

Kurz aber war die Zeit der Ruhe für ihn. Im J. 1715 führte er die dänische Armee vor Stralsund, das von den Schweden tapfer vertheidigt wurde. Ende des Jahres fiel die Festung und K. R. zog nach Holstein. Von Schonen her drohte Karl XII. mit einem Einfall in Seeland. Bei grimmer Winterkälte marschirte der Prinz dorthin. Für den Sommer 1716 war im Bunde mit den Russen ein Einfall von Seeland aus nach Schonen geplant. Jedoch ehe dieser Zug ins Werk gesetzt wurde, sah sich K. R. in die Heimath abgerufen. — Sein ältester Bruder, Herzog Friedrich August, war am 6. August 1716 gestorben; der Besitz der Güter sammt der Regierung des kleinen Herzogthums ging nun auf K. R. über. Der Herzog erbat sich vom König seine Entlassung und schloß damit seine kriegerische Laufbahn. Während derselben hatten ihn seine Leistungen zwar nicht auf eine Linie mit den großen Feldherren seiner Zeit stellen können, aber überall hatte er sich als einen ihrer fähigsten und unternehmendsten Heerführer gezeigt. Für ihn als Ausländer war es Ruhm genug, daß er in einem Reiche wie Dänemark, das damals fast noch im Range einer Großmacht stand und zu allen Zeiten an kriegstüchtigen Männern Ueberfluß hatte, zur höchsten militärischen Würde gelangte. Dabei bewahrte sich der schneidige hochgestellte Soldat einen äußerst humanen Sinn, wie denn von ihm gerühmt wird, daß „Sie gegen ihre untergebenen hohen und niederen Offiziers liebreich, freundlich und verträglich waren, wohl Meritirte nach Würdigkeit ihrer Dienste portirten und hervorzogen.“ Ende des J. 1716 kam er in Neuenstadt an und übernahm sofort die Regierung. Abhold allem unnöthigen Glanz und Gepränge, gottesfürchtig, Freund der Gerechtigkeit, ein Vorbild aller Tugenden für seine Beamten und Diener, ihnen allen voranstehend an Bedürfnißlosigkeit und Einfachheit, führte der alternde Kriegsmann auf seinen Gütern ein patriarchalisches Dasein. Sattler erzählt als Ohrenzeuge, wie der Herzog in seinen späteren Jahren gar oft unter der berühmten Linde seiner kleinen Residenzstadt inmitten eines mannigfaltig zusammengesetzten Zuhörerkreises saß und von seinen Zügen und Thaten erzählte. Dabei blieb er den Künsten und Wissenschaften zugethan und stand mit vielen hervorragenden Zeitgenossen in regem Briefwechsel. Als 1734 der Krieg am Rhein ausbrach, wurde der erfahrene Kriegsheld vom Kaiser zum Generalfeldmarschall des Reiches ernannt und mit der Aufsicht über die Festungen Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg betraut. — Noch einmal, am Lebensabend, sollte der Herzog aus seiner stillen Zurückgezogenheit hervortreten. Am 12. März 1737 war Herzog Karl Alexander durch jähen Tod weggerafft worden. Als nächster Anverwandter und auf die Anzeige des Geheimraths und ständischen Ausschusses begab sich K. R. sofort nach Stuttgart und übernahm die Regierung. Die Dinge lagen am Hofe keineswegs einfach. Die Partei, welche den Juden Süß und den General v. Remchingen an der Spitze, seither die Herrschaft geführt hatte, war durchaus nicht Willens zurückzutreten, sich stützend auf die Herzogin Wittwe, den Bischof von Würzburg und das hinterlassene Testament. K. R. erklärte deshalb, daß er vorerst noch keinerlei Testament anzuerkennen vermöge und zur Theilnahme an der Vormundschaft für den minderjährigen Karl Eugen Niemand zulassen werde. Freiere Hand erhielt der Herzog aber erst, nachdem er Remchingen auf den Asperg hatte bringen und einige Beamte seines Anhanges hatte absetzen lassen. Erst gegen das Ende des J. 1737 kam ein Vergleich zwischen K. R. und der Herzogin Wittwe zu Stande, nach welchem diese — innerhalb gewisser Grenzen — als Mitvormünderin zugelassen wurde. Der bisherige Rechtsstreit und die Gültigkeit des von Karl Alexander hinterlassenen Testamentes waren aufgehoben. Auf Grund dieses Vergleichs sah der Herzog in der Regierung wie im Lande wieder mehr Ruhe und Ordnung einkehren. — Indessen war die Untersuchung gegen die unmittel=

bar nach dem Tode Karl Alexanders verhafteten und von der Volksstimme als Verderber des Landes bezeichneten Beamten fortgeführt worden. Es waren dies der Jude Süß Oppenheimer, Hallwachs, Metz, Bühler und v. Scheffer. Die niedergesetzte Commission hatte insbesondere Süß Oppenheimer abzuurtheilen. Im Anfang benahm sich der Jude Süß, dem Instinkt seiner Rasse folgend, voll Trotz und Uebermuth; als seine Sachen aber schief gingen, zeigte er erbärmliche Zaghaftigkeit und Feigheit. Am 25. Januar 1738 bestätigte K. R. das Todesurtheil gegen ihn und am 4. Febr. wurde der Verbrecher an dem von Herzog Friedrich I. für seine betrügerischen Goldmacher errichteten eisernen Galgen in eisernem Käfig hingerichtet. — Den schwersten Theil der ihm gewordenen Regentenaufgabe hatte K. R. nun gelöst, aber er fühlte auch, daß ihm, dem gealterten, mehr als 70jährigen Kriegsmann, die Kräfte fehlten, um seinem Wunsche gemäß „dem völligen Detail einer so verwirrten als wichtigen Regierung genugsam abzuwarten". Ein bloßes Phantom aber wollte er nicht sein. Nach erhaltener kaiserlicher Genehmigung und nachdem er die Regierung in die Hände des Herzogs Karl Friedrich von Würtemberg-Oels niedergelegt hatte, zog er sich daher im Sommer 1738 wieder in sein geliebtes, stilles Neuenstadt zurück. Hier fand der vielgeprüfte alte Herr seine Gesundheit vollkommen wieder zur Freude seiner ganzen Umgebung und sah „so vollkommen und gesund aus, daß man sein ehrwürdiges Haupt, seine rothen Wangen, seine silberweißen Haare, nebst den holdseligen Mienen, Worten und Geberden nicht genugsam bewundern und verehren konnte." Gegen Ende des J. 1742 jedoch stellte sich ein gefährlicher Katarrh mit Fieber ein. Das Uebel schien hartnäckig und schwer zu bekämpfen. Mit christlicher Ergebung bereitete sich der Herzog auf sein Ende vor und starb am 17. Novbr. 1742. — Mit ihm, der niemals legitim verheirathet war, erlosch die Linie Würtemberg-Neuenstadt. Am 6. Decbr. wurde er in der Gruft der kleinen Residenz beigesetzt. — Sein Kriegsruhm, seine Männlichkeit, seine Güte und menschenfreundliche Milde wurden in einer Reihe von Reden in deutscher und lateinischer Sprache in Aufschriften und Gedichten verherrlicht.

Pfaff. Sattler. Leichenrede. Gespräch im Reiche der Todten; Oestr. Mil. Zeitschrift, 1829. Stadlinger, Tagebücher und Briefwechsel.

Pfister.

Karl Eugen, reg. Herzog von Würtemberg, geb. den 11. Febr. 1728 im fürstlich Thurn und Taxis'schen Familienpalast zu Brüssel, † den 24. Octbr. 1793 auf seinem Schloß Hohenheim. Sohn des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg (s. d.), erhielt er bis in sein achtes Jahr seine Erziehung unter Aufsicht seiner mütterlichen Großmutter, der Fürstin Louise von Thurn und Taxis, geb. Prinzessin von Lobkowitz, wurde jedoch, nachdem sein Vater zur Regierung des Herzogthums gelangt, auf wiederholte Bitte des ständischen Ausschusses mit seinen zwei jüngeren Brüdern, Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, 1736 nach Stuttgart verbracht. Kurz darauf, am 12. März 1737 starb sein Vater plötzlich, worauf der österreichische Hof die Verdienste desselben um ihn im J. 1739 durch Verleihung des goldenen Vließes und 1743 eines Dragonerregiments an den jungen Prinzen ehrte. Da derselbe zur Zeit jenes Todesfalls erst 9 Jahre alt war, trat eine vormundschaftliche Regierung ein, an deren Spitze zunächst Herzog Karl Rudolf von Würtemberg-Neuenstadt (s. d.), später, als dieser wegen Abnahme seiner leiblichen und geistigen Kräfte im August 1738 sich zum Rücktritt entschloß, Herzog Karl Friedrich von Würtemberg-Oels stand. Zwar gab es Zwistigkeiten mit der Herzogin-Wittwe, der schönen und geistreichen, aber herrschsüchtigen und leichtlebigen Maria Augusta von Thurn und Taxis, und ihrer, d. h. der katholischen Partei, welche auch in Wien Unterstützung fand, doch kam

besonders durch die Vermittelung des kursächsischen Gesandten am 5. Novbr. 1737 ein Vergleich zu Stande. Ihm gemäß sollte Karl Rudolf die Regierung des Landes allein führen und nur bei wichtigeren Angelegenheiten, wenn sie nicht das Kriegs- und Religionswesen beträfen, der Herzogin-Wittwe eine Mitwirkung zustehen, letztere jedoch den Titel einer Obervormünderin behalten und die Erziehung der fürstlichen Kinder, die Wahl ihrer Lehrer, der nöthigen Geistlichen und die freie Religionsübung für sich und die Ihrigen überlassen bekommen. Sodann wurde gegen die hauptsächlichsten Werkzeuge der vorigen Regierung Untersuchung eingeleitet. Süß wurde am 13. Decbr. 1737 wegen Amtserschleichung, Betrugs, Hochverraths und des Majestätsverbrechens im engeren Sinne zum Tode verurtheilt, wobei freilich der allgemeine Haß, den der Jude auf sich geladen hatte, die vom richterlichen Standpunkt aus etwas zweifelhafte Frage, ob nach der peinlichen Gerichtsordnung und der an sie sich anlehnenden Praxis auf Grund der erbrachten Beweise jene Strafe beantragt werden könne, zu seinen Ungunsten entschied, und er den 4. Febr. 1738 an einem eisernen Galgen in einem besonders verfertigten eisernen Käfig aufgehängt. Seine Spießgesellen kamen besser davon. Remchingen entfloh mit Bruch seines Ehrenwortes. Im Uebrigen wurde von den beiden Obervormündern, welchen tüchtige Räthe zur Seite standen, die Regierung des Landes zu dessen Zufriedenheit geführt; nur nahm die schon länger her ausgebildete Familienaristokratie während dieser Zeit an Macht sehr zu.

Die Erziehung des jungen „Landprinzen“ wurde, wenigstens was den Unterricht betrifft, nicht vernachlässigt, doch ist das Werkchen „Livre contenant un exacte recit de touttes les vertus et vices, en 4 tomes, composé par Charle Eugene duc de Würtemberg, à Stouttgardt le 21. Septbre. 1740“ nur eine Wiedergabe der ihm vorgetragenen Sittenlehre. Da die würtembergische Regierung befürchtete, die katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich könnten sich in die Erziehung des Prinzen mischen wollen und ihre Mutter sie zuletzt noch an einen katholischen Hof schicken, so war Herzog Karl Friedrich, um solchem zuvorzukommen, darauf bedacht, sie zur Vollendung ihrer Erziehung und völliger Ausbildung am Hofe König Friedrichs II. von Preußen, der jetzt im zweiten Jahre seiner Regierung stand, unterzubringen. Letzterer ergriff die willkommene Gelegenheit, auch in Südwestdeutschland seinen Einfluß geltend zu machen und erklärte sich mit Freude zu ihrer Aufnahme bereit, worauf sie im December 1741 nach Berlin geschickt und daselbst speciell unter die Leitung der Staatsminister Grafen von Gotter und Baron von Marschall gestellt wurden. Zwar nahm der große König das lebhafteste Interesse an dem Wohlbefinden und Gedeihen der Prinzen, allein eine Partei, welche sich der Herrschaft über K. E. zu bemächtigen strebte und wol auch seinen Aufenthalt an dem evangelischen Hofe nicht gern sah, die Herzogin-Wittwe an der Spitze, intriguirte gegen die Fortsetzung dieses Aufenthalts und wußte ihn dem jungen Landprinzen so zu verleiden, daß er Berlin zu verlassen wünschte. Da erwirkte König Friedrich, um sich seiner doch zu versichern, durch kräftige Empfehlung des nicht ganz 16jährigen Fürsten, der das übliche Alter noch nicht erreicht hatte, am 7. Jan. 1744 die Volljährigkeitserklärung desselben bei Kaiser Karl VII. Er hatte dem Kaiser erklärt, der Prinz besitze solche Einsichten, Gaben und Eigenschaften, die ihn in den Stand setzen, allein zu herrschen und sein Volk glücklich zumachen, ja einen noch größeren Staat zu regieren als denjenigen, welchen die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut. In einer glänzenden Versammlung überreichte er ihm die kaiserliche Urkunde am 5. Febr., sprach kräftige und warme Worte über die hohe Bestimmung, der er nun entgegen gehe, und übersandte ihm am folgenden Tage noch schriftlich eine Zusammenstellung der weisesten Vorschriften für einen Regenten („Miroir des princes ou instruction

du roi pour le jeune duc Charles-Eugène de Wurtenberg“ in: Oeuvres de Frédéric le Grand, IX. Berlin 1848 pag. 1—7).

Ueber Baireuth, wo sich der Herzog gemäß früher angebahnten Beziehungen mit der evangelischen Prinzessin Elisabeth Friederike Sophie, der einzigen Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth und der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen Friederike Wilhelmine verlobte (die 9. Heirathsverbindung zwischen Brandenburg und Würtemberg), kam derselbe in das Land zurück und erließ am 23. März d. J. ein Rescript, in welchem er den Regierungsantritt verkündigte und die Privilegien des Landes feierlich bestätigte. Die ersten zehn Jahre dieser selbständigen Regierung waren glückliche Zeiten für das Land, das sich im Innern und nach Außen meist der Ruhe und des Friedens, guter Rechtspflege und Polizei, untadelhaft verwalteter rationeller Staatsökonomie und Verbesserung seiner Finanzen durch Abzahlung älterer Schulden zu erfreuen hatte, wie denn Spittler († 1810) von der Zeit nach dem Tode Karl Alexanders bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges sagt, es finden sich vielleicht in der ganzen würtembergischen Geschichte keine 20 so glücklichen Jahre, als die von 1737—1757 gewesen seien. Diese Erfolge waren übrigens nur der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit der Männer zu verdanken, welche an der Spitze der Staatsverwaltung standen, so vor allem des Kammerpräsidenten Friedrich August von Hardenberg, sowie der Geheimen Räthe, namentlich Bilfinger, Zech und Georgii, denen seit 1751 der große Staatsrechtskenner Johann Jakob Moser als landschaftlicher Consulent zur Seite stand. K. E. selbst zog Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, Lustpartien, Reisen u. dgl. den ernsten Regierungsgeschäften vor, auch nachdem er sich am 26. Septbr. 1748 unter großen Festlichkeiten zu Baireuth mit seiner Braut vermählt hatte. Im December 1743 Generalfeldmarschall-Lieutenant des schwäbischen Kreises geworden, stieg er gegen Ende des nächsten Jahres zu dessen Generalfeldmarschallswürde empor. In Stuttgart, welches er als bleibenden Sitz beizubehalten versprach, errichtete er mit bedeutenden Kosten das großartige neue Schloß, dessen Grundstein am 3. Septbr. 1746 feierlich gelegt und an welchem während seiner ganzen Regierung unter der Oberleitung von Leger, Leop. Retti, de la Guepière, ja noch während der Regierung König Friedrichs gebaut wurde. Im J. 1753 unternahm er mit seiner Gemahlin und in Hardenbergs Gesellschaft eine Reise durch Italien, die ihn bis Neapel führte. Trotz vielfacher wiederholter Bemühungen des römischen Hofes ließ er sich nicht herbei, dem Papste den Fuß zu küssen, da dies eine in Deutschland, selbst gegenüber dem Kaiser, ungebräuchliche Ehrenbezeugung und kein wesentliches Stück der Religion sei.. Ganz ohne unliebsame Vorfälle und Verwickelungen ging es übrigens auch jetzt schon nicht ab, des Herzogs Liebe für Pracht und Bauten, sowie für das Militär, das er ganz nach preußischem System einrichtete, stellte an die Landschaft erhöhte Ansprüche; einige Akte von öffentlicher Ausübung des katholischen Gottesdienstes, durch welche den alsbald vom Herzog bestätigten Religionsreversalien seines Vaters zuwider gehandelt wurde, z. B. ein feierlicher Umzug im Schloßhof zu Ludwigsburg am Frohnleichnamsfest 1749, brachten eine solche Erregung hervor, daß der Herzog versprechen mußte, derartiges solle in Zukunft nicht mehr stattfinden; im J. 1752 wurde ein Subsidienvertrag mit Frankreich abgeschlossen, ein Mittel, zu dem überhaupt manche der kleineren deutschen Fürsten jener Zeit griffen, und machte sich der Herzog verbindlich, auf 6 Jahre 6000 Mann Infanterie bereit zu halten, um solche auf Requisition des Königs von Frankreich jeden Augenblick marschiren lassen zu können, wogegen Frankreich die Aufstellungskosten, den Unterhalt und Sold für diese Truppen sowohl zu Kriegs- als Friedenszeiten übernahm; endlich kam es mit der Herzogin-Wittwe, freilich durch

deren eigene Schuld zu solchen Zerwürfnissen, daß ihr Sohn sie schließlich nach Göppingen in eine Art Gefangenschaft brachte, in der sie im Jahre 1756 verstarb.

Allein erst seit dem Jahre 1755 zeigten sich bedenkliche Zeichen eines Umschwungs im Verhalten des Herzogs, der nunmehr im Alter von 27 Jahren seiner Herrschergewalt vollständig bewußt geworden war. Am 4. April d. J. erschien er plötzlich im Geheimen Rath und machte Hardenberg die heftigsten persönlichen Vorwürfe, daß er seine Befehle oft nicht befolge und in den wichtigsten Dingen nach bloßer Privatwillkühr handle, woran sich am 24. Juni die Entlassung dieses verdienten, wenngleich etwas stolzen und wenig geschmeidigen Staatsmannes anschloß. Im Herbst 1756 trennte sich die schöne aber hochmüthige und kalte Herzogin von ihrem Gemahle nach achtjähriger Ehe, welche beim völligen Mangel von Uebereinstimmung unter den Ehegatten, wol nicht allein durch des Herzogs Schuld, nicht glücklich gewesen war. Sie zog sich zunächst nach Baireuth zu ihrer Familie zurück, lebte jedoch später bis an ihren Tod (1780) zu Neustadt an der Aisch und wurde trotz der Schritte, welche ihr Oheim König Friedrich in dieser Hinsicht that, nie mehr mit ihrem Gemahl vereinigt. Jetzt war der letzte Damm gebrochen, welcher der Leidenschaft des heißblütigen Herzogs noch etwas Einhalt gethan hatte, es erfolgt nunmehr ein „wahrhaft galoppartiges Leben", Willkührherrschaft, Verschwendung, Ausschweifungen der wildesten Sinnlichkeit nahmen mit unglaublicher Raschheit und in schrecklichem Grade überhand, zumal da bei K. E. um diese Zeit und bald nachher zwei Personen starken Einfluß erhielten, welche, so sehr sie sich vielfach entgegen arbeiteten, doch darin in einem wahren Wetteifer zusammentrafen, daß das Wohl des Landes und der Unterthanen für sie nicht der mindesten Beachtung werth war, wenn es sich um die Befriedigung ihrer ehrgeizigen oder habsüchtigen Wünsche handelte. Es waren dies Phil. Friedr. Rieger und Graf Samuel Friedrich von Montmartin. Der erstere, von Haus aus Jurist, Auditeur in preußischen Diensten, wurde, nach Würtemberg zurückgekehrt, im J. 1755 Hauptmann und Regimentsquartiermeister, im J. 1757 Major und Geheimer Kriegsrath, im J. 1760 Oberst, besaß jedoch außerhalb seines eigentlichen Wirkungskreises einen vielumfassenden tiefeingreifenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte, insbesondere soweit dieselben mit dem Kriegswesen zusammenhingen. Er war ein Mann von empfehlendem Aeußeren, angenehmen, heiteren Umgangsformen, dabei von Geist und Talent, reichen Kenntnissen, rastloser, beharrlicher Arbeitskraft, Geschick zu allem, was er unternahm, im Geldpunkt uneigennützig und unbestechlich, allein erfüllt von ungemessenem Ehrgeiz, jeder menschlichen Empfindung unzugänglich, ein kalter Verächter jeden Rechts und jeder Rechtsform, ein jähzorniger strenger Pedant, trotz seines sonstigen Stolzes dem Herzog gegenüber ein unterwürfiger Schmeichler und zu jeder Gewaltthat, welche dieser wünschte, bereit. Montmartin dagegen war früher in Diensten von Karls Schwiegervater gestanden, dann wurde er sachsen-gothaischer Geheimrath und Gesandter in Regensburg, vom österreichischen Hofe wegen Verraths an den Interessen der evangelischen Sache in den Grafenstand erhoben und im J. 1758 dem Herzog empfohlen, worauf er von diesem in sein neugebildetes Staats- und Cabinetsministerium berufen, später zum Premierminister und Geheimrathspräsidenten ernannt wurde. Ohne höhere Begabung und tiefere Kenntnisse, allein erfahren in mancherlei Staatskunstgriffen, in Ränken und Schleichwegen, sehr beredt, ein vollendeter Hofmann, wußte er des Herzogs geheimste Wünsche auszukundschaften und ihnen entgegenzukommen, schreckte vor keiner Ehrlosigkeit und Schlechtigkeit zurück, wenn es galt, sich durch Erfüllung solcher Wünsche beim Herzog immer

mehr einzunisten und so zugleich die Mittel zur Befriedigung seiner schnöden Habsucht und maßlosen Prachtliebe sich zu verschaffen.

Zunächst trat Rieger's Thätigkeit in Verwendung, als im Jahr 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach, der Kaiser die Reichsexecutionsarmee gegen Friedrich den Großen aufbieten ließ, das mit ihm verbündete Frankreich vom Herzog die laut des Subsidienvertrages schuldige Mannschaft gestellt verlangte, und der Herzog zwischen diesen beiden Mächten in der Mitte und der Verdienste seines einstigen Mentors uneingedenk in wiederholten Feldzügen gegen Preußen kriegerische Lorbeeren zu erlangen strebte. Freilich waren die französischen Subsidiengelder für Lustbarkeiten verbraucht, ohne daß die verabredete Truppenzahl vorhanden gewesen wäre, und die nach der Verfassung erforderliche Einwilligung der Stände zu einer Aushebung war bei der Abneigung des ganzen Landes gegen diesen Krieg seines katholischen Herzogs gegen den Hort des deutschen Protestantismus nicht in Aussicht zu nehmen. Deshalb erhielt Rieger unumschränkte Vollmacht zur Herbeischaffung der nöthigen Mannschaft und brachte diese auch in der That mit Anwendung der größten Gewaltthätigkeiten sehr rasch zusammen. Man nahm einfach alle tauglichen jungen Leute über 18 Jahren, ohne Unterschied wo man sie fand, riß sie Nachts aus den Betten, umstellte Sonntags die Kirchen mit Soldaten 2c. Zwar brach, als der Herzog bereits ins Hauptquartier der österreichischen Armee abgereist war, am 20. Juni 1757 ein offener Aufstand unter diesen, wie über den Zweck des Krieges überhaupt, so noch insbesondere durch die Art und Weise ihrer Zusammenpressung und ihre schlechte Behandlung erbitterten Truppen aus, allein das Anerbieten allgemeiner Verzeihung für die Entronnenen, wenn sie bis zu einer gewissen Zeit zurückkehren, sowie die Drohung mit strengen Strafen für den Fall beharrlichen Wegbleibens brachte wieder viele derselben zurück und durch neue Gewaltmaßregeln machte Rieger das Heer bald wieder vollzählig, so daß der Aufbruch im August erfolgen konnte. Doch gab es noch zweimal, bei Geislingen und bei Linz, Meutereien, die durch Erschießung der Rädelsführer gedämpft werden mußten. Bei der Belagerung von Schweidnitz befehligte der Herzog unter dem Obercommando des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen von Nadasty die Würtemberger und Baiern, kehrte jedoch nach der Capitulation der Festung vom 12. Novbr. nach Würtemberg zurück. Seine Truppen betheiligten sich noch an der für Oesterreich siegreichen Schlacht von Breslau am 22. Novbr, sowie sehr wenig zu ihrem Ruhme, an der von Leuthen am 5. Dec. Der Herzog selbst bewarb sich nunmehr unter Fürsprache der französischen Regierung um den Oberbefehl über das Reichsheer, wollte jedoch zur Belohnung für diese Leistung eine Vergrößerung seines Gebiets etwa durch Reichsstädte wie Ulm und Nürnberg oder Erhebung zum Kurfürsten. Obgleich er seinen Zweck nicht erreichte, erhob er sich doch im folgenden Jahre wieder mit zwar neuorganisirter, jedoch nicht vollzähliger Mannschaft, die der bestochene französische Commissär als solche gelten ließ, und in Verbindung mit der französischen Armee, da die Oesterreicher auf seine ketzerischen und meuterischen Truppen nicht gut zu sprechen waren. Er rückte ins Hessische und Hannöverische vor, kehrte übrigens selbst in den ersten Tagen Octobers wieder heim, worauf seine Leute noch am 10. d. M. am Gefechte von Lutternberg Theil nahmen. Er erneuerte den ablaufenden Subsidienvertrag mit Frankreich und stellte ihm gemäß nunmehr 12000 Mann als ein abgesondertes Corps unter seinem persönlichen Oberbefehl auf ein Jahr ins Feld, da er es seiner Würde und Größe nicht entsprechend hielt, unter einem französischen Marschall zu stehen. Zur Erhöhung des kriegerischen Feuers stiftete er am 11. Febr. d. J. den Militär-Karls-Orden (späteren Militärverdienstorden), und durch verstärkte Anwendung der alten Mittel von Gewaltthätigkeiten, Erpres-

sungen und Grausamkeiten bei der Aushebung brachte Rieger die erforderliche Zahl zusammen. Der Herzog bezog im October ein Lager bei Fulda, allein als er eben mit einem Ball beschäftigt war, überfiel ihn der Erbprinz Karl von Braunschweig; nach mehrstündigem Gefechte, in dem sich die Würtembergischen Truppen wacker hielten, wurden sie über die Fulda zurückgeworfen, ein beträchtlicher Theil gefangen, der Herzog, den dies Schicksal beinahe getroffen hätte, entkam mit Mühe und erntete zu seiner Niederlage noch reichen Spott. Mit dem französischen Oberbefehlshaber, Marschall Broglie, bekam er Streit und stellte deshalb nach einer Convention vom 23. Juli 1760 dem Kaiser 11 000 Mann zur Verfügung, wofür er eine baare Geldzahlung von 50 000 fl. und sonstige Vortheile, so Unterstützung bei den außerordentlichen Maßregeln zur Bestreitung seines Aufwandes aus den Mitteln des Landes, zugesichert erhielt. Er operirte mit seinen Truppen wieder als mit einem selbstständigen Corps, machte aber in Wirklichkeit einen Freibeuterzug, der ihn bis Wittenberg und Dessau führte, ohne daß er an bedeutenderen Aktionen in lebhafter Weise betheiligt worden wäre. Nunmehr wollte aber weder Frankreich noch Oesterreich seine weitere Dienstleistung und auch England und Spanien bot er vergeblich Truppen an, so daß die Würtemberger von jetzt an für mehrere Jahrzehnte an keinem Feldzuge mehr Theil nahmen. Als Feldherr hatte der Herzog freilich keine Proben von Talent an den Tag gelegt, und die französischen Generale sprachen ebensosehr von seiner übertriebenen Einbildung als von seiner sehr mittelmäßigen militärischen Fähigkeit, Die Kosten der Unterhaltung der Truppen während des Krieges wurden zu 8 188 836 fl. geschätzt, wogegen der Herzog, wenigstens nach den französischen Rechnungsbüchern von 1752—1762 für sich und seine Leute im Ganzen 7 517 475 Lires an Subsidien, Sold u. dgl. bezog.

Noch ehe der siebenjährige Krieg im Hubertusburger Frieden vom 15. Febr. 1763 sein Ende gefunden hatte, war es dem schlaueren Montmartin gelungen, seinen Nebenbuhler Rieger zu stürzen. Er hatte schon bei den letzten kriegerischen Unternehmungen eine noch größere Fähigkeit in Herbeischaffung des nöthigen Geldes an den Tag gelegt, als Rieger, und als der preußische General von Kleist im Spätjahr 1762 einen Einfall in Franken machte, gelang es Montmartin, dem Herzog durch Mittheilung einer, allem nach unterschobenen Correspondenz Riegers den Verdacht beizubringen, letzterer stehe mit Preußen in landesverrätherischer Verbindung. In heftigstem Zorn riß der Herzog am 28. Nov. d. J. dem nichts ahnenden auf dem Paradeplatz vor allem Volk den Militärorden ab, Montmartin nahm ihm den Degen, zerbrach ihn und warf die Stücke vor seine Füße, worauf zwei Adjutanten seine weitere Plünderung besorgten, und der Herzog ihn noch mit dem Stock auf die Brust stieß. Volle vier Jahre lang ließ ihn derselbe auf der Festung Hohentwiel in einem jämmerlichen Gefängniß fast ohne Tageslicht, über 16 Monate ohne den Anblick eines menschlichen Antlitzes schmachten, bis er im J. 1767 durch Verwendung der Stände frei wurde. Im J. 1775 kam er wieder persönlich mit dem Herzog zusammen, trat ihm auch wieder näher, wurde 1776 Commandant von Hohenasperg, zuletzt noch Generalmajor. Er war Schiller's Pathe und wurde von ihm nach seinem Tode am 15. Mai 1782 durch die „Todtenfeier am Grabe Rieger's“ in einer nicht verdienten Weise verherrlicht, auch später im „Spiel des Schicksals“ freilich in sehr freier dichterischer Behandlung biographirt.

Weder die nothgedrungene Enthaltung von kriegerischen Unternehmungen, noch die Entfernung des militärischen Günstlings ließen im Herzog die Lust zum Soldatenwesen alsbald erlöschen. An Stelle der ernsten Kämpfe traten jetzt Kriegsspiele, große Scheingefechte vor dem Herzog mit prächtigen Lustlagern;

selbst bei Opern und Schauspielen wurden ganze Schlachten vorgestellt, bei denen 400—500 Mann zu Fuße und ganze Geschwader Reiterei mit beschuhten Pferden erschienen. So betrug die Zahl der Truppen noch im Jahr 1762 14 010 Mann, dabei 735 Offiziere, und zwar 18 Generale, 6 General- und 7 Flügeladjutanten, 22 Obersten &c. bei einer Bevölkerung von noch nicht 600 000 Menschen, und verschlang diese Kriegsspielerei immer noch sehr beträchtliche Summen, zumal da eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren angestellt war, die freilich oft lange vergeblich auf ihre Bezahlung warten mußten. Noch nach dem genannten Zeitpunkt wurden 1 621 868 fl. jährlich für das Militär verlangt. Während des Processes mit der Landschaft erfolgten übrigens allmählich Reductionen der Truppenzahl, auch nahm Karls Neigung für das Militär immer mehr ab; mochten gleich stets von Zeit zu Zeit neue Truppentheile zum Vorschein kommen, so verschwanden sie doch immer bald wieder und gegen das Ende von Karls Regierung (im J. 1789) betrug das würtembergische Militär nur noch 3700—3800 Mann, wozu weiter allerdings noch das Kapregiment (s. u.) gerechnet werden muß.

Wie im Kriegswesen, so herrschte beim Hofstaat, bei Lustbarkeiten und Hoffesten gleiches Uebermaß. Karl Eugens Hof war einer der prächtigsten in Europa, seinen Glanz vermehrte ein zahlreicher ausländischer Adel, unter dem sich gegen zwanzig Fürsten und Reichsgrafen befanden. Hoher und niederer Hofstaat war in größter Anzahl vertreten; wie jenes in Pracht wetteiferte, so wurde auch dieses, zum Theil durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Leute, vom Herzog überreich und kostbar gekleidet. Gegen 800 der schönsten und vorzüglichsten Pferde zum Theil mit schweren Kosten aus fernen Landen erworben, standen im herzoglichen Marstall. Für Schauspiel, Oper, Concert, Ballet wurden eine große Reihe namhafter Kräfte aus Italien und Frankreich gewonnen, wobei in manchen Jahren nur für Besoldungen des Personals der großen Oper 150 000 fl. aufgewendet worden sein sollen. Leiter der Musik mit 3000 fl. Gehalt war etwa fünfzehn Jahre lang der berühmte, reichbegabte Nicolo Jomelli, in früherer Zeit Capellmeister an der Peterskirche zu Rom, von Paris kam 10 Jahre über gegen eine Belohnung von mehr als 12 000 fl. alljährlich 6 Monate lang der französische „Tanzgott“ Vestris &c. Besonders feierlich wurde stets der herzogliche Geburtstag begangen, es folgte 10—14 Tage lang Fest auf Fest und strömten Fremde in Menge herbei. Aber auch sonst fehlte es während des ganzen Jahres nicht an kleineren Lustbarkeiten aller Art: Bällen, Concerten, Redouten, Schlittenfahrten, Illuminationen, brillanten Feuerwerken, landschaftlichen Festivitäten, namentlich aber Jagden. Insbesondere für die letzteren wurden mitten im Winter auf hohen Bergflächen große Seeen gegraben und mit Wassern aus den Thälern gefüllt, die prächtigsten Gebäude freilich nur aus leichtem Holz, aber mit allen Reizen der Malerei und Bildhauerkunst wie durch einen Zauberstab ins Dasein gerufen. Solche Feste leitete der Herzog in der Regel selbst bis ins kleinste Detail mit vollendeter Meisterschaft, welcher der Erfolg nicht fehlte. Durch den Bibliothekar Uriot ließ er sie in französischer Sprache beschreiben, wichtiger aber war, daß er, um für sie im eigenen Lande Kräfte zu gewinnen, am 25. Juni 1761 eine Akademie der schönen Künste gründete, zu deren Vorsteher der treffliche Maler Guibal ernannt wurde. Eben diese Künste dienten dem Herzog weiter noch zu prächtigen Bauten, vor allem der Solitude: in den Jahren 1763—1767 erhob sich, durch die Arbeit von Tausenden den Winter wie den Sommer über gefördert, auf rauher Waldeinsamkeit mit weiter herrlicher Aussicht zwischen Stuttgart und Leonberg ein prächtiges Schloß in italienischem Stil, das vermehrt durch ein Theater, Casernen, Marställe und große Gärten zu einem Sitz des rauschendsten Hofes gemacht wurde; doch geschah alles in solcher

Eile, daß noch während der Ausführung des Plans mehrere Gebäude schon wieder zu verfallen begannen. Ferner zu Ludwigsburg, das der Herzog im J. 1764 aus Aerger über Stuttgart für einige Zeit zu seinem Wohnsitz wählte, vergrößerte und verschönerte; für das Lustschloß Grafeneck 2c. Auch auf Reisen suchte K. E. seine Lust an Vergnügungen und Festlichkeiten zu befriedigen, so namentlich etwa ein halbes Dutzend Mal durch Besuch des Carnevals zu Venedig, damals der „Metropole der raffinirtesten Freiheit des Sinnengenusses“. Namentlich bei seinem dortigen Aufenthalt im Winter 1766 auf den Sommer 1767, als ihm von Montmartin zum Zweck von Ersparungen eine Reise vorgeschlagen worden war, trat er mit besonderer Pracht auf: drei Paläste waren für ihn auf 8 Monate gemiethet und dreimal in der Woche hielt er große Tafel, aus Erkenntlichkeit für diesen einträglichen Besuch wurde er von der Stadt unter ihre Nobili aufgenommen, hatte jedoch seinerseits bei seinem Abgange noch 60 000 fl. Schulden, darunter allein 1000 fl. bei Gärtnern für Blumensträuße, welche nach damaliger Sitte den zur Tafel geladenen Damen auf die Teller gelegt wurden, und mußte auf der Rückreise in Brescia seinen Hausschmuck für 15 000 Zechinen verpfänden. Um das Maß des Genußlebens voll zu machen, begnügte er sich nicht mit seinen zahlreichen, besonders italienischen Buhldirnen, sondern opferte selbst Töchter aus guten Häusern des Landes seinen Lüsten und und brachte so über viele Familien schweres Unheil, wobei er noch für den Fall, daß sich die Angehörigen wiedersetzen sollten, offen und laut mit seiner fürstlichen Rache drohte. Ueberhaupt aber gab der Hof durch seine üppige Verschwendung dem ganzen Lande ein böses Beispiel, und insbesondere die Hauptstadt Stuttgart wurde der Schauplatz ungemessener Pracht und Liederlichkeit, aber auch der Zerrüttung vielfachen Wohlstandes mit allen schlimmen Folgen des materiellen und sittlichen Verfalls. Endlich war K. E. bei jeder Gelegenheit auf Erhöhung seiner Stellung oder Vergrößerung seines Besitzes bedacht: die Kurwürde war sein immer und immer wieder angestrebtes Ziel, welches denn auch wirklich zehn Jahre nach seinem Tode von seinem dritten Nachfolger, dem späteren König Friedrich I. erreicht wurde, und auch sonst trug er sich in dieser Hinsicht mit manchen rasch zerronnenen und nicht zur Ausführung gekommenen Projekten, allein immerhin hat er einige nennenswerthe Landeserwerbungen gemacht, so besonders die Herrschaft Bönnigheim, das Amt Ochsenberg, einen beträchtlichen Theil der Grafschaft Limpurg, die Herrschaft Justingen.

Daß bei der geschilderten Verschwendung des Herzogs die ordentlichen Einkünfte desselben auch nicht im Mindesten im Stande waren, den Aufwand zu decken, und daß das ganze Land und Volk, insbesondere durch die Frohnen für die Jagden und Bauten das Landvolk schwer gedrückt wurde, ist selbstverständlich. Betrugen doch die Einkünfte aus dem zu Ende der Regierung Karl Eugens nicht ganz 200 □ Meilen und ungefähr 670 000 Einwohner zählenden Lande, in welchem ein mäßiger Wohlstand immerhin nur bei trefflicher Verwaltung und angestrengter Arbeit erzielt werden konnte, nach einer, freilich wol viel zu geringen Schätzung 3 Millionen, in die sich die fürstliche Kammer, der Kirchenrath und die Landschaft zu theilen hatten, und das persönliche Einkommen des Herzogs selbst, wenigstens nach einer Angabe Friedrichs d. Gr., 700 000 fl.; dagegen wurde berechnet, daß derselbe in den Jahren 1758 bis 1765 außer den verfassungsmäßig ausgeschriebenen Steuern im Betrag von mehr als 3 Millionen, der Einnahme aus dem Diensthandel, den Frohnen, Quartierlasten u. dgl., Nebenunkosten der Aemter und Gemeinden, welche zusammen auf mehrere Millionen berechnet werden konnten, an einseitig ausgeschriebenen Steuern, erzwungenen Verwilligungen und Vorschüssen, mit Gewalt oder sonst gegen ein offenbares Gesetz Weggenommenem 6 856 409 fl. bezog. Ein Haupt-

bestreben des Herzogs und seines in dieser Hinsicht besonders findigen Ministers Montmartin war daher die Eröffnung weiterer Einnahmequellen. In der ersten Zeit seines wilderen Lebens hatten noch die französischen Subsidiengelder etwas ausgeholfen, allein diese versiegten nach einigen Jahren, und so stellte sich als zunächst liegendes, auch schon früher öfters benutztes Mittel eine Erhöhung der Landessteuern dar, wobei freilich die Verfassung Würtembergs insofern Schwierigkeiten bot, als die Stände das Recht der Steuerverwilligung und des eigenen Steuereinzugs hatten, ein Punkt, auf den wir später noch zurückkommen werden. Ein drittes, äußerst einträgliches Mittel, sich Geld zu verschaffen, war das Gewerbe des Diensthandels, welches namentlich Lorenz Wittleder mit schamloser Frechheit zu betreiben verstand. Ein geborener Thüringer, war er dem Herzog als Stiftsverwalter zu Göppingen durch allerlei Finanzvorschläge bekannt geworden, wurde dann Verwalter des Kirchenkastens und Expeditionsrath, Vicedirector, schließlich im J. 1762 Director des Kirchenraths. Er hatte zu Ludwigsburg eine förmliche Bude errichtet, wo man sich nach Belieben ein Amt auswählen konnte, sei es ein hohes oder ein niederes, ein Herrschafts- oder ein Gemeindeamt. Nur die Kaufsumme, nicht der Käufer kam in Betracht, einen Theil der Kaufsumme bezog Wittleder selbst und um den Handel ergiebiger zu machen, schuf er neue Dienste. Nach den unter Wittleder's Papieren vorgefundenen Quittungen hat der Herzog durch seine Vermittelung 758 065 fl. bezogen, wozu von 1767—1769 durch den Hofrath, späteren Rentkammerdirector Oertinger noch 138 604 fl. und durch den Obersten von Wolfskeel in den Jahren 1779—1791 von verschiedenen Militärs ungefähr 77 000 fl. kamen. Mit dieser Erwerbsquelle nicht zufrieden, raubte Wittleder dem Kirchengut unter dem Namen eines Anlehens 400 000 fl. und lieferte dem Herzog aus der Casse dieses Gutes in kurzer Zeit 547 066 fl. Dazu kamen noch die Errichtung einer Staatscasse, zu welcher alle im Häuser- und Gütergenuß stehenden Beamten der Kammer und des Kirchenguts Anlehen geben mußten (1758), ein Befehl, alle im Lande ausstehenden Steuerreste und die Fruchtvorräthe der Gemeinden einzutreiben und an die Kriegskasse zu schicken, auch das Vermögen der bisher am wenigsten beschwerten Unterthanen aufzuzeichnen (1760), Handel und Gewerbe zerrüttende Monopole, die Ueberlassung des Tabackhandels an einen Franzosen, der Münze an einen Juden, der durch ähnliche Finanzkünste wie sein Vorgänger Süß sich rasch großen Reichthum erwarb, des Salzhandels gleichfalls an einen Juden, die Wiedereinführung des Lotto, zur Theilnahme an welchem nicht nur vermögliche Bürger, sondern auch Gemeinden, Zünfte und fromme Stiftungen gezwungen wurden, während die Landschaft dem Versuche, ihr Loose aufzudringen, widerstand, ihren Sitzungssaal jedoch zur Ziehung hergeben mußte ꝛc.

So brach ein jammervoller Zustand über das ganze Land herein, zumal da auch der Beamtenstand durch den Diensthandel und die Gewaltmaßregeln von oben durch und durch verdorben ward, seine Glieder meist willige Vollstrecker der fürstlichen Gewaltbefehle und pflichtvergessene Uebertreter der Landesgesetze waren, während die wenigen tüchtigen Männer eingeschüchtert und vielfach verfolgt wurden. Die Verfassung wurde im Grundsatz angegriffen, in der Form und in der Sache unzählige Male verletzt, ungescheut der Wille ausgesprochen, sie ganz umzustürzen; der Einzelne, in seinen persönlichen und Eigenthumsrechten in unerhörter Weise gekränkt, fand keinen Schutz.

Allerdings gab es ein Institut, welches an sich berufen gewesen wäre, dem landesverderblichen Treiben des Herzogs und seiner Räthe sich zu widersetzen: die Landschaft. Die Stände selbst waren jedoch, namentlich seit dem Tode Karl Alexanders, zu einem bloßen Schattenbilde geworden und der engere Ausschuß, das Grundübel der altwürtembergischen Verfassung, hatte so ziemlich alle Gewalt

an sich gerissen. Er selbst, eine egoistisch verknöcherte Corporation, sorgte hauptsächlich für sich und seine Angehörigen und kümmerte sich sonst wenig um das Wohl des Landes. Zwar hatte er schon von des Herzogs Vorhaben, sich am Krieg gegen Preußen zu betheiligen, abgemahnt und auch später wiederholte Vorstellungen erhoben, angesonnene Geldzahlungen — es wurde vom Herzog stets nur die Art und Weise des Herschießens des Geldes, nie die Verwilligung zum Gegenstande der Verhandlung gemacht — verweigert, allein der Herzog behandelte ihn ganz von oben herab, schrieb die Steuern ohne seine Mitwirkung selbst aus und befahl ihm im J. 1758 seine Sitzungen zu schließen, worauf er nach einem Protest gegen des Herzogs Verfahren auseinander ging. Den Landschaftseinnehmern wurde befohlen, einen Kassensturz vorzunehmen, ihn dem Grafen Montmartin unverzüglich zuzustellen, die eingegangenen Gelder aber in die Kriegskasse abzuliefern; als dieselben sich weigerten, wurden sie um Geld gestraft, das Landhaus mit Soldaten umstellt, durch drei fürstliche Abgeordnete die Kasse gestürzt und das vorräthige Geld weggenommen (1759). Der Landschaftsconsulent, der berühmte Staatsrechtsschriftsteller Johann Jakob Moser, ein durchaus rechtlicher Mann, dem die Hauptschuld an dem widerspenstigen Benehmen der Stände beigemessen wurde und der auch durch manche Anerbietungen, persönliche Bearbeitung Seitens Montmartins und des Herzogs selbst, sich nicht zum Eingehen auf deren Wünsche bewegen ließ, wurde am 12. Juli 1759 gefangen nach dem Hohentwiel geführt, seine Schriftlichkeiten mit Beschlag belegt und er in den Zeitungen verunglimpft. Fünf Jahre mußte er unverhört im Kerker schmachten, bis die Verwendungen der Landstände und des Königs von Preußen ihn daraus erlösten.

Ein im J. 1763 ersonnener und zum Theil auch in Wirksamkeit gesetzter neuer Militärplan, demgemäß der jährliche Beitrag der Stände auf 1 621 868 fl. erhöht wurde, eine viel größere Summe, als in den frühereren Verträgen zwischen Fürst und Landschaft festgesetzt worden war, sowie ein Plan zur Einführung einer neuen allgemeinen Vermögens- und Schutzsteuer brachten schließlich die Sache zur Entscheidung. Zwar schickte der Herzog die Landstände, welche statt den geforderten ersten Geldbeitrag zu bewilligen, die Beschwerden des Landes zusammenstellten, im November des Jahres wieder heim und bei dem zweiten Plane wandte er sich mit Umgehung der Landschaft unmittelbar an die Oberamtleute, allein vor allem der Tübinger Oberamtmann Huber hatte den Freimuth, sich gegen das Project zu erheben, der Stadt Tübingen, welche durch ihn geleitet auf ihrem Widerstand beharrte, auch als der Herzog ihren Abgeordneten gegenüber beim Worte Vaterland in die Rede ausbrach: was Vaterland! ich bin das Vaterland!, schloß sich eine Reihe anderer Städte und Aemter an; das Unternehmen mußte aufgegeben werden und selbst die Einziehung nach dem älteren System stieß jetzt auf Schwierigkeit. Der Herzog freilich ging mit strengen Executionsmaßregeln vor und schickte Huber nebst einigen anderen Tübingern auf die Festung Hohenasperg. Allein nunmehr reichte der ständische Ausschuß, dessen Vorstellungen beim kaiserlichen Hofe sowie bei den Königen von England, Preußen und Dänemark, den Garanten der von Herzog Karl Alexander ausgestellten Reversalien, ohne die entsprechende Wirkung gewesen, am 30. Juli 1764 durch die allgemeine Stimmung im Lande genöthigt, gegen des Herzogs verfassungswidriges Benehmen gerichtliche Klage beim Reichshofrath ein, wobei er die Lasten, die dem Lande durch die militärischen Einrichtungen des Herzogs und dessen großen Aufwand verursacht wurden, besonders betonte. Auch die Garantiemächte, welche der Herzog und Montmartin unklugerweise durch rücksichtsloses Benehmen gegen ihre Gesandten reizten, unterstützten die Landschaft am kaiserlichen Hofe nachdrücklich. So kam es, daß man von Wien aus gegen den

Herzog etwas energischer vorging und den Proceß in Verhandlung setzte. Zwar löste K. den Landtag, welchen er dem Reichshofrath gehorchend am 29. Octbr. d. J. eröffnete, am 18. Decbr. 1765, ohne daß viel erreicht worden wäre, wieder auf, allein ein Beschluß dieses Hofraths vom 15. Mai 1765, der nach Inhalt und Form für den Herzog nicht günstig war und eine Vergleichsdeputation ins Leben rief, sowie verschiedene Versuche, die er durch Gesandte in Wien vergeblich machte, um dort größeres Entgegenkommen zu finden, zwangen ihn schließlich, geschmeidiger zu werden. Zuerst erhielt Montmartin im Mai 1766, allerdings in den gnädigsten Ausdrücken, die erbetene Entlassung, freilich nicht vollständig, indem er noch immer Karl Eugens Rathgeber blieb, während dessen Reise nach Venedig in demselben Jahre zum Regenten des Landes bestellt wurde, bis er im J. 1773 besonders auf Betreiben Herzog Friedrich Eugens, dessen Gemahlin er empfindlich beleidigt hatte, definitiv entlassen wurde. Ihm folgte noch im Decbr. 1766 Wittleder, bei dessen Schlechtigkeit K. E. selbst wenig Umstände machte: als derselbe von Wittleder zu jener Reise Geld wollte und dieser Schwierigkeiten erhob, drohte ihm der Herzog, dem Ansinnen der Landschaft nach einer genauen Untersuchung gegen ihn Gehör geben zu wollen, worauf Wittleder in alles willigte und sich schleunigst von dannen machte. In Verbindung mit der Entfernung der beiden schlimmen Rathgeber war der Herzog selbst zum Einlenken und zu Reductionen geneigter und eröffnete am 2. Juni 1766 wieder einen Landtag, dem bald nachher die Sitzungen der vermittelnd auftretenden Vergleichsdeputation folgten. Noch dauerte es einige Jahre, bis alle Punkte ihre Erledigung gefunden hatten, und öfters verfiel der Herzog, der eben doch nur unter dem Druck der Umstände nachgab, in sein altes Wesen zurück. Endlich aber kamen in der 43. Sitzung die Verhandlungen zum Abschluß, der Herzog bestätigte und unterschrieb den Vergleich am 27. Febr., die wieder einberufene allgemeine Landesversammlung am 2. März 1770. Es ist dies der berühmte sog. Erbvergleich, welcher die Vereinbarung über alle, die bisherige Staatsverwaltung angehende Beschwerden in 6 Classen: Landesverfassung, Kirchenverfassung, Militärwesen, Kammergut, Forstwesen, vermischte Gegenstände enthält. Neue Rechte brachte derselbe der Landschaft und ihrem Ausschuß nur wenige, auch gelangte er nie ganz zur Wirksamkeit, allein die älteren Rechte der Landschaft wurden feierlich bestätigt, die eingeschlichenen Mißbräuche aufgehoben, die Grundsätze der unumschränkten Herrschergewalt: die Theorie, daß die früheren Landesverträge für die jetzige Zeit veraltet seien, öffentlich verworfen, nur die Forderung eines reichs- und landesverfassungsmäßigen Gehorsams dem Herzoge gestattet. Letzterer entsagte namentlich allen einseitigen Steuerausschreibungen, ließ dem Kirchenkasten für seine Eingriffe in denselben als Forderung an die Schuldkasse 547 066 fl. sowie den Verkaufpreis der veräußerten Güterstücke gutschreiben, erhielt als jährlichen Geldbeitrag fürs Militär zunächst solange die Kammerschulden vorhanden, 460 000 fl., nach deren gänzlicher Tilgung nur noch 415 000 fl., zur Erleichterung eines geordneten Zustandes des Kammergutes, dessen Schulden zu 4 Millionen angenommen wurden, für das J. 1770 einen Zuschuß von 40 000 fl., sowie ein Geschenk von 60 000 fl., einen jährlichen Beitrag zur Schuldenabzahlung von 90 000 fl., während die Kammer selbst jährlich 190 000 fl. hiefür zu leisten hatte und zur Leitung und ordnungsmäßigen Ausführung des Ganzen eine gemeinschaftliche Deputation niedergesetzt wurde. Die Brüder des Herzogs willigten in den Vergleich, der Kaiser genehmigte ihn am 24. Decbr. d. J., die früher genannten drei Garantiemächte erklärten, daß sie und ihre Nachfolger die Garantie für die Aufrechterhaltung desselben übernehmen würden, und ließen auf Bitten der Landschaft ihre Gesandten auf einige Zeit im Lande. Auch kostete die Vollziehung des Vergleichs bei dem mit wohl-

klingenden Versprechungen wie nichtigen Ausflüchten sehr freigebigen, mit der Erfüllung sehr kargen, immer nur Geld und wieder Geld verlangenden Herzog das Land noch beträchtliche Summen und zog sich noch lange hinaus. Am 11. Decbr. 1771 wandten sich die Stände wieder an den Kaiser mit der Bitte einen neuen geschärften Befehl zur Erledigung der noch übrigen Beschwerden zu erlassen, worauf der Herzog etwas größere Willfährigkeit bekundete, allein nochmals, am 26. Januar 1773, eine erneuerte Bedrohung mit einer Klage beim Kaiser herausforderte. Am 29. Mai 1775 verlegte er den Sitz des Hofes wieder nach Stuttgart, was letztere Stadt durch einmalige Zahlung einer größeren Summe und Versprechen einer jährlichen Geldleistung herausschlug. Der Ausschuß aber, welcher gleich nach dem Erbvergleich Anträge auf Untersuchung der Gebrechen der Landschaft glücklich niedergeschlagen hatte, kam jetzt, nicht zum Wohl des Landes, in den vollen Besitz der ständischen Gewalt und wußte sich durch allerlei Geldbewilligungen an den Herzog in derselben zu befestigen, ja er dehnte sogar seine Macht gegenüber von früher bedeutend aus, so daß er bei der Ratification eines mit dem Kurfürsten von der Pfalz geschlossenen Tractats im J. 1781 als Mitpaciscent auftritt, eine bei des Herzogs absolutistischem Sinn auffallende Erscheinung.

Die Verhandlungen über den Erbvergleich führen in die zweite Periode Herzog Karl Eugens über. In den beständigen, bis zum Uebermaß erschöpften Genüssen war das Feuer seiner Jugend verzehrt, seine Kraft durch die Jahre geschwächt, seine Willkühr durch den letzten Kampf gebrochen. So schränkte er sich in seinen Bedürfnissen mehr ein und zog sich selbst in eine Art von Privatleben zurück, das gegen sein früheres Auftreten sehr abstach. An seinem 50. Geburtstage, 11. Febr. 1778, erließ er jenes berühmte Ausschreiben zur Verlesung von den Kanzeln, worin er als reuiger Sünder auftretend, seine Jugendvergehungen beichtete, die Zukunft aber einzig dem Wohle der Unterthanen gewidmet erklärte, so daß jeder derselben jetzt getrost leben dürfe, da er in seinem Landesherrn einen sorgenden treuen Vater verehren könne. Vollkommen hat er allerdings die hier gegebenen Versprechungen nicht erfüllt und in manche seiner Jugendfehler ist er auch später wieder verfallen, allein er gewann doch durch diese That die Liebe seines Volkes, das ihm seine früheren Schulden verzieh und ihm für die Zukunft Nachsicht schenkte. Auch muß anerkannt werden, daß er sich in dieser späteren Zeit noch manches Verdienst um sein Land erwarb.

In die zweite Hälfte der Regierung des Herzogs fällt vor Allem diejenige Schöpfung desselben, durch die er sich in der Geschichte des deutschen Geisteslebens für alle Zeit einen ehrenvollen Namen erworben hat, der Karlsschule, welche freilich selbst wieder ihren Ruhm zu einem beträchtlichen Theile ihrem größten Zögling, Schiller, verdankt. Sie begann im J. 1770 als Erziehungshaus für 14 Söhne armer Eltern aus den niederen Ständen, hauptsächlich Soldatensöhne, unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus" auf der Solitude, im folgenden Jahre wurde sie zu einer „militärischen Pflanzschule" erhoben, die sich bereits auch Kindern höherer und gebildeter Stände öffnete, und im J. 1773 als „Militärakademie" nochmals erweitert, 1775 nach Stuttgart in eine eigene hierzu eingerichtete vormalige Caserne hinter dem neuen Schloß versetzt, wo sie dann immer ansehnlicher wurde. Im J. 1781 erfolgte ihre Erhebung zur Hochschule durch Kaiser Joseph II., der sie im J. 1777 selbst besucht hatte. Der Unterricht im ersten Jahre des Bestehens der Schule auf die Künste, besonders Gartenkunst, Tonkunst, Skulptur, beschränkt, dehnte sich allmählich auf alle Fächer einer Hochschule aus: Rechtswissenschaft, Arzneikunde und Philosophie mit Mathematik, Alterthumskunde, todten und lebenden Sprachen, aber auch Staatswirthschaft in eigenartiger umfassender Ausdehnung und Kriegswissenschaft, sowie die bildenden Künste,

Tonkunst, Schauspiel und Leibesübungen aller Art wurden gelehrt, nur die wissenschaftliche Behandlung der Theologie fand keine Vertretung, war vielmehr im Zusammenhang mit den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes der Tübinger Universität ausschließlich vorbehalten. Die Anstalt zählte in den letzten Zeiten ihrer Blüthe 82 meist treffliche Lehrer, eine eigene Buchdruckerei mit 18 Arbeitern, eine Apotheke, und es wirkten an ihr überhaupt 144 Personen. Zöglinge gingen aus ihr im Ganzen 1496 hervor, von denen beinahe die Hälfte eigentliche Würtemberger waren und denen sich 715 Stadtstudirende anschlossen. Ein enges Band hatte die Lehrer und Schüler umschlungen, der Zusammenfluß der vielen fremden Zöglinge mußte fördernd auf die Entwickelung und die allgemeine Bildung fürs Leben und für die bürgerliche Gesellschaft wirken, einen weiteren lebendigeren Gesichtskreis schaffen, wie auch die Verbindung und das innige Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst vor Einseitigkeit und Pedantismus bewahrte. Durch seine Aufsicht, seine beinahe täglichen Besuche, seine häufige Anwesenheit beim Mittag- und Abendessen der Schüler, sowie den Vorträgen der Lehrer, durch Belohnung und Bestrafung, sowie die ganze militärische Zucht brachte der Herzog, der die aus eigenem Antriebe gegründete Anstalt auch fortwährend allein unterhielt, soweit nicht allmählich durch Bezahlung von Pensionsgeldern ein Beitrag geschaffen wurde, eine bewunderungswürdige Ordnung in das Ganze. Doch waren es bei genauerer Prüfung mehr die Vortrefflichkeit des Unterrichts und der großartige Zug und Schwung des Lehrsystems, bei welchem auf der entscheidenden Stufe des vorbereitenden Unterrichtes in höchst eigenartiger Weise nicht eine klassische Sprache oder irgend ein anderes Fach, sondern geradezu die Philosophie zur centralen Einheit der wissenschaftlichen Arbeit gemacht wurde, als die, bedenkliche Schwächen verrathenden Prinzipien über die Erziehung und Charakterbildung, welche der Anstalt zu ihrem großen Erfolge verholfen haben. Erhielten in ihr doch viele Talente ihre Ausbildung, treffliche Künstler, wie Koch, Scheffauer, Schick, Wächter, Dannecker, Hetsch, Thouret, Zumsteeg, Gelehrte, wie Cuvier und Kielmeyer, vorzügliche Geschäftsmänner und Krieger, so daß wir 17 Minister und 33 Generale unter den Karlsschülern aufgeführt finden, und Würtemberg speciell hat eine ganze Generation hindurch seine höheren Beamten und damit diejenige Classe, welche auf die allgemeine Gesinnung vielfach tonangebend wirkte, aus ihr bezogen. Die Stände waren dem Institut freilich nicht günstig gestimmt und erhoben schon nach den ersten Jahren Beschwerden gegen dasselbe, sie fanden es zu kostspielig für das Kammergut, nachtheilig für die Universität, welche allerdings immer mehr abnahm, die Aufnahme katholischer Zöglinge, die in ihrer Glaubenslehre unterrichtet wurden und am herzoglichen Hofgottesdienste Theil nahmen, die Bevorzugung der aus der Anstalt hervorgegangenen Schüler, selbst Ausländer, bei Verleihung von Diensten war ihnen ein Dorn im Auge. Die Erhebung zur Hochschule wirkte nicht günstig, es gab schon über die Einrichtung derselben Mißhelligkeiten, sodann kam es zu Unordnungen, da die Zöglinge jetzt auch die gewöhnlichen Freiheiten der Studierenden genießen wollten, und es entstanden Streitigkeiten zwischen den Vorstehern und den Lehrern. Schließlich fanden selbst die Grundsätze der französischen Staatsumwälzung Eingang und wühlten die ganze Anstalt auf. So nahm des Herzogs Vorliebe für das Institut mehr und mehr ab und zur Zeit seines Todes war es der Auflösung nahe, die denn auch Herzog Ludwig Eugen kurz nach seinem Regierungsantritt, nachdem die Schule 24 Jahre bestanden hatte, verfügte.

Auch sonst ließ sich der Herzog die Bildung des Volkes, Pflege von Kunst und Wissenschaft angelegen sein. Der Universität verlieh er im J. 1772 ein neues Gesetzbuch, bewies ihr durch häufige Besuche, die Vermehrung ihres Titels (Eberhardo-Carolina), feierliche Begehung ihres Jubiläums (1777), Uebernahme

der Rectoratswürde, Stiftung mancher Institute, sein Wohlwollen. Im Jahr 1765 gründete er eine öffentliche Bibliothek zu Ludwigsburg, seit 1777 zu Stuttgart, für deren Emporblühen er mit aufopfernder Sorgfalt bemüht war, indem er seine Gesandten und Geschäftsträger überall Nachrichten von verkäuflichen Büchern und Bibliotheken sammeln ließ und insbesondere eine in Europa in ihrer Art einzige Sammlung von Bibeln in allen Sprachen zusammenbrachte. — Nach der Reducirung der großartigeren Opern und Ballete schuf er im J. 1770 ein sog. Nationalinstitut, bei dem vorzugsweise Landeskinder thätig waren und — dieselben Personen — italienische, französische und deutsche Opern, französische und deutsche Schauspiele aufführten. Das Schauspiel wurde überhaupt jetzt erst bleibend eingerichtet und namentlich unter der Direction Schubarts (1787 ff.) das deutsche besser ausgebildet. Die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung fanden eine mehr oder weniger eingehende Förderung der Regierung. Landwirthschaft, Gewerbe und Manufactur, zu deren Hebung schon im J. 1756 eine Commerciendeputation errichtet worden war, der Handel, besonders durch die Erleichterung des Verkehrs mittelst tüchtiger Straßen in hervorragender Weise, wiesen überhaupt in Verbindung damit, daß während dieser ganzen Regierung das Land selbst nie Schauplatz eines Krieges wurde, der früheren Zeit gegenüber vielfache Fortschritte auf. Vor allem die Porzellan- und Fayencefabrik zu Ludwigsburg, welche der Herzog im J. 1758 von Privaten auf seine Kosten übernahm und mit tüchtigen Arbeitern, Malern, Modelleurs aus dem Auslande, insbesondere aus der französischen Fabrik zu Sevres, betrieb, wetteiferte durch ihre ausgezeichneten Leistungen mit den besten Fabrikaten dieser Art, selbst den französischen, bis sie im laufenden Jahrhundert, besonders weil der Bezug der nöthigen Erde zu kostspielig war, aufgehoben wurde. Eine weltliche Wittwen- und Waisenkasse wurde 1756 organisirt, eine Wechselordnung 1759, eine allgemeine Brandversicherungs-Ordnung 1773 erlassen, ein Militärwaisenhaus 1779 zu Ludwigsburg gegründet. Um die Rechtspflege, welcher sich der Herzog zum Theil persönlich eingreifend, sehr annahm, erwarb er sich Verdienste durch eine Reihe von Verordnungen, die namentlich die Proceßsucht möglichst zu verhindern und die Beschleunigung des Rechtsganges zu befördern bezweckten. Die Gemeindeordnung wurde im J. 1758 erneuert.

Im Gebiete der Kirche hatte es zwar, wie wir bereits gesehen, namentlich in früherer Zeit bei der exclusiv evangelischen Richtung des Landes und vor Allem der Geistlichkeit nicht an manchen Klagen gefehlt. Allein auch unter dem katholischen Herzog als obersten Bischof des Landes erschienen manche zum Theil treffliche Verordnungen für die evangelische Kirche, so das durch den milden Geist weiser Duldsamkeit ausgezeichnete Edikt über Pietismus und Separatismus, das während seiner Minderjährigkeit 1743 erlassen unter ihm öfters erneuert wurde, die eingehenden Vorschriften über die Visitation von 1744, eine Verordnung, betreffend die Reinheit der Lehre von 1780. Das Kirchengut erholte sich allmählich von den ihm während der stürmischen Regierungszeit zugefügten Unbilden unter verständiger und thätiger Leitung und die Gründung des Besoldungs- und Verbesserungsfonds für Geistliche stammt noch aus dem letzten Jahre seiner Regierung. Hinsichtlich seiner eigenen Hofcapelle aber war K. E., kein bigotter Verehrer seines Glaubens, in seiner späteren Zeit vielfach im Sinne einer Reform in liberaler und nationaler Richtung thätig. Wie er die aufgeklärtesten Geistlichen an seinem Hofe sammelte, deren Predigten durch Redekunst, Geschmack und Zierlichkeit ausgezeichnet, auch von Evangelischen häufig besucht wurden, so ließ er eine Sammlung von deutschen aus mehreren evangelischen Gesangbüchern geschöpften Liedern anlegen, zu denen die Melodien aus dem würtembergischen Gesangbuch genommen wurden, anstatt der lateinischen Vesper und des Rosen-

kranzes deutsche Lieder singen, mehrere Meßgebete und die Communion deutsch durch den Priester vorbeten &c.

Als in den letzten Jahren des Herzogs die französische Revolution nicht blos die linksrheinischen Besitzungen Würtembergs beeinträchtigte, sondern auch ihre Wellen bis nach Schwaben hereinwarf, erreichte der Herzog, statt durch Anwendung von Gewalt das Uebel zu vergrößern, vorzugsweise durch gütige Mittel seine Beschwichtigung. Er sprach mit den Unruhigen, hörte ihre Klagen an, stellte sie soviel als möglich ab; die Lasten der Einquartierung österreichischer und anderer deutscher Heerschaaren erleichterte er durch gütiges Benehmen gegen Anführer und Gemeine, den französischen General Custine hielt er im J. 1792 durch Geschenke von den Grenzen des Landes fern. Bei einem Besuche in Paris im J. 1791 soll er selbst, um unbelästigt zu sein, die dreifarbige Kokarde getragen, sie jedoch bei der Rückfahrt hinter Straßburg alsbald in den Rhein geschleudert haben.

An des Herzogs Sinnesänderung hatte vielen Antheil seine zweite Gemahlin Franziska. Als Tochter des wenig begüterten kinderreichen Freiherrn Ludwig Wilhelm von Bernardin am 10. Januar 1748 geboren, hatte sie wegen Dürftigkeit ihrer Familie dem reichen aber häßlichen, bösartigen und rohen Freiherrn Friedrich von Leutrum, Kammerherrn des ansbach-baireuth'schen Hofes ihre Hand reichen müssen. Allein der Herzog, der sie schon seit einiger Zeit kannte und Gefallen an ihr fand, lud sie Ende des Jahres 1771 mit ihrem Gemahl zu sich ein und von nun an blieb sie, während letzterer den Hof wieder verließ, als Geliebte des Herzogs bei demselben. Den 16. Januar 1772 wurde ihre Ehe mit Leutrum durch das Consistorium gelöst und den 21. Januar 1774 wurde sie durch Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben. Als Karl Eugens rechtmäßige Gattin am 6. April 1780 verstarb und so seine Hand frei wurde, versprach ihm die Landschaft ein jährliches Geschenk von 50 000 fl., wenn er auf die sonstigen Heirathspläne, mit denen ihn die auswärtige katholische Politik bestürmte, nicht eingehe, allein seinem Wunsche, sich mit Franziska ehelich zu verbinden, stand noch lange der Widerspruch der katholischen Kirche gegen die Vermählung mit einer geschiedenen Protestantin entgegen und erst nach vielen Bemühungen erreichte der Herzog unter Beihülfe seiner Hofgeistlichen ohne Zweifel im Januar 1785 die Vermählung, die er am 2. Febr. 1786 bekannt machte. Im J. 1791 erkannte auch der Papst die Nichtigkeit der ersten Ehe Franziska's und somit die Gültigkeit ihrer Verbindung mit dem Herzog an. Nicht sowohl durch körperliche Reize, als durch ihren gebildeten Verstand, ihre angenehmen Sitten und die Kunst, sich in alle seine Launen zu schmiegen und ihm im Gewande der liebenswürdigsten Weiblichkeit zu erscheinen erlangte sie, und zwar doch vorzugsweise zum Wohle des Landes, eine unumschränkte Gewalt über den Herzog, dessen Leidenschaft sie zügelte. Sie handelte im Bunde mit dem Geheimen Rathe Albrecht Jakob Bühler, der wie sie den Charakter des Herzogs aufs Beste ergründet hatte und für seine Familie sehr gut zu sorgen verstand. Noch liegen viele Briefe Karl Eugens an Franziska vor, in denen sich seine innige Liebe zu ihr und seine treue sorgfältige Bemühung für ihr Wohlergehen ansprechend kund giebt.

Auf einem ihm im Jahre 1768 als Lehen heimgefallenen Hofe begann der Herzog bald die Gründung Hohenheims zuerst zu landwirthschaftlichen Unternehmungen, allein die Anlage erweiterte sich allmählich zu einem stattlichen Schloß mit einem großen englischen Garten, in welchem weitläufige Pflanzungen und Anlagen entstanden, die Denkmäler aller Gegenden und Zeitalter mit Geschmack und Kunst zu einem Ganzen vereinigt wurden. Auf diesem auserwählten Lustsitze brachte der Herzog den größten Theil der 18 letzten Jahre seines Lebens zu, entfernt vom Gepränge des Hofs und Getriebe der Hauptstadt, vielfach

mit der Aufsicht über seine Bauten sowie mit landwirthschaftlichen Studien beschäftigt. An Stelle der alten Prunkfeste und der fremden Künstler traten ländliche Vergnügungen und seit Erbauung des neuen Schauspielhauses in Stuttgart einfachere deutsche Stücke. Nur noch einmal, im J. 1782, bei der Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, der Tochter des Herzogs Friedrich Eugen, wurden die prachtvollen Feste der alten Zeit in einer Weise erneuert, daß in Kurzem 345 000 fl. verbraucht waren.

Ganz konnte überhaupt der Herzog den alten Menschen nicht ablegen. Er reichte eben mit seinen Einkünften immer noch nicht, häufte neue Schulden, verschlimmerte durch diese, Verpfändungen und Veräußerungen, den Zustand des Kammergutes wesentlich, so daß auch seine Brüder sich einmischten, ein Vorgehen, das zu dem sog. fürstbrüderlichen Vergleich zwischen dem Herzog und ihnen vom 11. Febr. 1780 führte. Durch denselben sollte die Verwaltung des Kammerguts besser regulirt werden, allein er wurde, wie alles, was der Herzog zusagte, nicht genügend gehalten. Noch kam es zu außerordentlichen Geldforderungen, Eingriffen in die Verfassung, Auflegung ungesetzlicher Lasten, Gewaltakten, wie — wahrscheinlich aus Rache wegen einer persönlichen Beleidigung — der hinterlistigen Gefangennahme und zehnjährigen Einkerkerung des Dichters Schubart im J. 1777; der Diensthandel dauerte, trotzdem daß der Herzog das gänzliche Aufhören desselben durch „sein bündigstes heiligstes Fürstenwort“ versprach und die Stände lange Zeit für die Aufhebung dieses Uebels demselben jährlich 20000 fl. bezahlten, während der ganzen Regierung des Herzogs unter mancherlei Gestalten noch fort, das Jagd-, Forst- und Militärwesen gab noch vielfach zu Klagen und Beschwerden Anlaß, namentlich da das Streben für die Gardelegion große wohlgewachsene Leute zu bekommen, mehrmals zu gewaltsamen Werbungen führte. Auch kam es im J. 1786 zu einem Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Compagnie, kraft dessen derselben gegen 65 000 fl. jährlicher Subsidiengelder ein Infanterieregiment und eine Artilleriecompagnie überlassen wurden; doch wird auf das entschiedenste und in glaubhafter Weise versichert, die Mannschaft habe nur aus Freiwilligen und Geworbenen bestanden, auch sei vor dem Abmarsch nochmals den Einzelnen die Möglichkeit des Rücktritts betont, jedoch nur von wenigen, die alsbald wieder ersetzt gewesen, benützt worden.

Nachdem wiederholte Krankheitsanfälle die Gesundheit des Herzogs seit mehreren Jahren erschüttert hatten, warf sich die Gicht auf die edleren Theile und am 24. Octbr. 1793 verschied er zu Hohenheim. Seine Ruhestätte ward ihm in der Familiengruft zu Ludwigsburg. Seine erste Gemahlin hatte ihm eine Tochter geschenkt, welche jedoch bereits nach einem Jahre wieder starb, die Ehe mit der zweiten († 1811) blieb kinderlos. Volle 56 Jahre, länger als irgend einer seiner Vorgänger, selbständig jedoch nicht ganz 50 Jahre, hatte er in Würtemberg geherrscht.

K. E. besaß einen kräftigen wohlgebildeten Körper, der durch starke Leibesübungen und Bewegungen noch mehr gestählt, freilich auch durch wilde Sinnenlust wieder geschwächt wurde, eine offene, edle Gesichtsbildung, bis in sein hohes Alter eine frische blühende Farbe, in Haltung und Mienen etwas Majestätisches. Seine geistige Anlage war bedeutend, die Schärfe seiner Sinne fast unzerstörbar, seine Fassungskraft rasch, sein Urtheil richtig, sein Gedächtniß ungewöhnlich stark; es eignete ihm eine lebhafte Einbildungskraft, feuriger Wille, vermöge dessen er jeden Gedanken, den er recht ergriffen, mit dem größten Eifer ausführte, freilich aber auch unbeständig in seinen Neigungen, ebenso leicht wieder fallen ließ. Seine Kenntnisse waren, wenn auch nicht besonders gründlich, doch mannigfaltig; namentlich in späteren Jahren zeigte er sich häufig als guten und eindringlichen Redner. Das Bildungsmittel der Reisen, mochten sie auch in der Jugend mehr

dem Vergnügen gewidmet sein, hat er aufs Reichlichste, wie wohl, abgesehen von Kaiser Joseph II., kein anderer zeitgenössischer Fürst sich zu Nutze gemacht. Wenige Provinzen Deutschlands gab es, die er, wenn nicht mehrmals, so doch einmal besucht hätte, dreimal war er sodann in Paris und London. Auf seinen späteren Reisen nahm er meistens Gelehrte mit und verkehrte auch vorzugsweise mit solchen, sowie in den der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Anstalten der fremden Länder. Auch stand er mit Männern wie Voltaire, Basedow, Heyne, Niemeyer, Kotzebue, in Briefwechsel und wurde Ehrenmitglied einiger auswärtiger gelehrter Gesellschaften, zu Göttingen und Zürich. Seine Hauptleidenschaft war Begierde nach Genuß und Ehre. Ihr zulieb hat er in der ersten Hälfte seiner Regierung sein Herzogthum durch maßlose Verschwendung, Gewalt und Willkür an den Rand des Verderbens gebracht. Als der Sturm der Leidenschaft sich gelegt und die bösen Rathgeber abgetreten, strebte er allerdings nach besserer Ehre und geistigerem Genuß, allein auch jetzt noch war sein Trachten doch immer durch Eitelkeit geleitet, mehr auf äußeren Glanz und Effekt, als auf inneren Gehalt gerichtet und hinter den hohen Begriffen, welche er so häufig von der Würde und den Pflichten des Regenten zum Besten gab, und den klangreichen Phrasen, mit denen er die Tugend verherrlichte, blieben die Thaten meist sehr zurück. Uebrigens war er in der späteren Zeit seiner Regierung in Ausübung seines Herrscherberufes sehr thätig, arbeitete jeden Tag mehrere Stunden mit großem Eifer, öffnete selbst die meisten Briefe und Schreiben, las sie und entwarf die Antworten darauf. Auch hatte er eine genaue und umfassende Einsicht in die Regierungsgeschäfte, überwachte die Thätigkeit sowohl der Regierungscollegien als der einzelnen Landbeamten aufs sorgfältigste, so daß er insbesondere durch die verschiedenartigsten Berichte, die er forderte, von Allem, was im Lande vorging, aufs genaueste unterrichtet wurde. Wie er vor Gewittern eine ängstliche Scheu hatte und deshalb im J. 1782 zu Hohenheim die ersten Blitzableiter in seinem Herzogthum anbringen ließ, so hatte er für Brandfälle stets mehrere Gespanne angeschirrter Pferde bereit stehen, erhielt von jedem brandähnlichen Schein am Himmel sogleich Meldung und begab sich dann sofort an Ort und Stelle, wo er die größte Thätigkeit entwickelte und durch zweckmäßige Anstalten oft noch größeres Unglück verhütete, so daß es unter dem gemeinen Volke ein allgemeiner Glaube war, er könne das Feuer bannen, und daß schon, wenn er nur kam, die Unglücklichen neue Hoffnung schöpften. Diese rastlose Thätigkeit, das Interesse, das er für die einzelne Person an den Tag legte oder doch zu legen schien, seine erstaunliche Wiedererkennungsgabe, seine herablassende Freundlichkeit, wobei ihn freilich Unmuth nicht selten zu Härte gegen Hohe und Niedere veranlaßte, sein lebhafter, vertraulicher Verkehr mit dem Volke waren es, welche ihm namentlich in seiner späteren Zeit viele Herzen gewannen und den „Karl Herzog", wie er im Volksmund hieß, zu einem populären Herrscher machten. Insbesondere seine Diener hingen mit ganzer Seele an ihm, ebenso auch meist die Karlsschüler, welche 34 Jahre nach seinem Tode in dankbarer Erinnerung seinen 100jährigen Geburtstag festlich begingen. In der Inschrift, die er in Hohenheim auf das „Grab des Einsiedlers" setzen ließ: „Freund! | Ich genoß die Welt, | Genoß sie in ihrer ganzen Fülle, | Ihre Reize rissen mich dahin, | Blindlings folgte ich dem Strome. | Gott welcher Anblick, | Als mir die Augen aufgingen, | Tage, Jahre flossen dahin, | Und des Guten ward nicht gedacht. | Heuchelei, Falschheit | Vergötterten die niedrigsten Handlungen | Und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte, | War ein dicker Nebel, | Den die stärksten Strahlen der wohlthätigen | Sonne nicht unterdrücken konnten. | Was blieb mir übrig? | Ach! Freund, | Dieser Stein bedecke mein Grab | Und damit alles Vergangene. | Herr! | Wache Du vor meine Zukunft." | erkannte man allgemein die innersten Bewegungen seines eigenen

Herzens. Er ist immerhin einer der merkwürdigsten Fürsten des 18. Jahrhunderts, und Schiller, der aus Stuttgart entflohene einstige Karlsschüler, welcher jedenfalls nicht blos von Dankesgefühl für den Herzog durchdrungen sein konnte, hat wenigstens nach der Aufzeichnung seines wahrheitsliebenden Freundes von Hoven, mochte er auch nicht immer gleichmäßig über den Herzog urtheilen, im Blick auf die fürstliche Gruft gesagt: „Da ruht er also, dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch, aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden.“

Aus der umfangreichen Litteratur vgl. besonders: Ehren-Gedächtniß des weiland .... Carl Eugens, reg. Herzogs zu Wirtemberg 2c., Stuttgart (1794); Ludwig Timoth. Freiherr v. Spittler, Geschichte des wirtembergischen Geheimen-Raths-Collegiums, in dessen: Sämmtliche Werke, 3. (1837), 420 ff.; R. Mohl, Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herz. Karl von Württemberg und den Ständen des Landes, Tübingen 1834; K. Fr. Dizinger, Beiträge zur Geschichte Würtembergs und seines Regentenhauses zur Zeit der Regierung Herzogs Karl Alexander und während der Minderjährigkeit seines Erstgeborenen, Heft 1. 2. Tübingen/Rottenburg 1834; K. Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, Th. III. Abth. 2. Stuttg. 1839 (Die Darstellung der Geschichte Herz. Karls, vielfach noch auf Mittheilungen von Zeitgenossen beruhend, ist der beste Theil des ganzen Werkes); L. J. v. Stadlinger, Geschichte des Württembergischen Kriegswesens, Stuttgart 1856, S. 398 ff.; H. Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule. 3 Bde., Würzb. 1856—58; J. Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart (Programm des Stuttgarter Realgymnasiums von 1873); E. Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, 2. Aufl., Stuttg. 1876; Arn. Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges, Bd. I. II. Abth. 1. 2. Berlin 1867/74.

P. Stälin.

Karl: Joseph K. (Carl): s. den Artikel **Dollenz**, Bd. V S. 314 Z. 12 v. o.

Karlmann (Carlomannus), der erstgeborene Sohn Karl Martells aus dessen Ehe mit Chrotrudis, bereits 722 Zeuge in einer Urkunde, erhält bei der von seinem Vater vorgenommenen Reichstheilung die germanischen Länder Austrien, Alemannien und Thüringen. Zwischen ihm und seinem Bruder Pippin findet während ihrer Regierungszeit in ihren Unternehmungen Uebereinstimmung statt. Bei der chronologischen Unzuverlässigkeit der einschlägigen Annalen, Aktenstücke und Briefe ist die Zeitbestimmung fast aller Begebenheiten seiner kurzen Regierung controvers. Trotzdem bleibt diese selbst weltgeschichtlich bedeutungsvoll; denn im Vereine mit dem Bruder hat er das gefährdete Werk des Vaters, das Reich vor Zersplitterung zu bewahren, erfolgreich fortgeführt, durch Unterstützung des Bonifaz nicht nur die Ausbreitung des christlichen Glaubens befördert, sondern auch zur Begründung der römischen Hierarchie in den gallischen und germanischen Landestheilen wesentlich beigetragen und dadurch sowol wie durch seine Abdankung und Pilgerschaft nach Rom einerseits das Bündniß zwischen Papstthum und dem karolingischen Hause erleichtert, andererseits die Herrschaft dieses Hauses gestärkt. — Wie bei des Vaters Regierungsbeginn bedrohen Familienzwiste die Hausmacht. Swanahilde, die Stiefmutter der Brüder, hat nicht nur den eigenen Sohn Grifo zu Ansprüchen auf das ganze Reich oder einzelne Reichstheile, sondern auch ihre Stieftochter Chiltrudis zur Flucht zum Baiernherzog Odilo und zur Vermählung mit diesem ihrem Oheim aufgestachelt. Rasch wird der Aufstand unterdrückt (741), Grifo in Laon besiegt und von K. in Neufchateau in den Ardennen bis zu seiner Abdankung gefangen gehalten, die Stiefmutter nach Kloster Chelles

verwiesen. Im Innern gesichert, wenden sich die Brüder gegen die äußeren Feinde, die sich zu gleichzeitiger Erhebung verabredet zu haben scheinen. Zuerst wird der abtrünnige Aquitanierherzog Chunoald in Bourges belagert, zur Flucht gezwungen und die Burg Loches am Indre erobert. Dabei wird in Alt-Poitiers eine Theilung des erworbenen Gebiets oder eine neue Reichstheilung vorgenommen (742). Ein Zug an die Donau bis zu unbestimmtem Ort dämpft den Aufstand Theudebalds, eines Sohnes des letzten Alemannenherzogs Gotfried (Herbst 742). Um jeden Vorwand zur Empörung zu beseitigen, setzt K. Childerich III. auf den Thron, den letzten Merowingerkönig (743); doch bleibt dieser bedeutungslos. Durch Ein- und Absetzung und Urkundenunterschriften ist sein Name allein bekannt; unter dem unscheinbaren Titel „Majordomus, Herzog und Fürst der Franken" führen K. und sein Bruder die eigentliche Herrschaft. Durch des Königs Namen geschützt, bekämpfen sie mit dem Aufgebot der ganzen fränkischen Macht den gefährlichsten Gegner, ihren Schwager Odilo, den Vater Thassilos II., der mit Aquitaniern, Alemannen, Sachsen und Slaven in Verbindung stand. Die Intervention eines päpstlichen Legaten half ihm nichts. In seiner sicheren Stellung am Lech umgangen, zur Flucht über den Inn gezwungen, ward er doch gefangen aus dem Land geführt (743) und erhielt die Herrschaft wol erst gegen Anerkennung der fränkischen Oberherrlichkeit wieder (744). Auch bei den Sachsen nöthigt er eine Burg Hochseoburg (Seeburg, Sachsenburg oder Asseburg) und einen Führer Theoderich zur Ergebung, viele zur Taufe (745; Mühlbacher's Reg. 743, 744), während sein Bruder den aufständischen Theudebald im Elsaß bekämpft. Die Aquitanier bitten schon beim Nahen eines Heeres um Frieden (746; Mühlb. Reg. 745). Die Alemannen aber erhalten durch hinterlistige Umzingelung ihres Aufgebots bei Cannstatt einen blutigen Denkzettel. Das Land kommt dauernd in die Reichsgewalt. Grafen erscheinen von da ab als deren Vertreter. Angeblich soll Reue über das angedeutete Blutbad seinen Entschluß zur Abdankung gereift haben. Jedenfalls zeigen sich neben Zügen der Härte in seinem Charakter Spuren von Frömmigkeit und von Wankelmüthigkeit; die Frömmigkeit, vielleicht durch seine Erziehung im Kloster St. Denys angebahnt, bekundet sich nicht nur in zahlreichen Schenkungen an Kirchen und Klöster, wie Fulda, das Bonifaz mit seiner Hülfe begründet (744), Lüttich, Stablo und Malmedy, sondern vor allem in der Einführung von Synoden und der durch sie bewirkten Kirchenverbesserung. Zahl, Zeit, Art dieser Synoden, ob allgemeine oder territoriale, stehen nicht durchweg fest. Die erste austrasische fand am 21. April 742 an unbekanntem Orte, eine allgemein fränkische gleichfalls in Austrasien in Estinnes (Liftinas, s. ö. Mons) am 1. März 745 (Mühlb. Reg. 743), dazwischen außer der von Soissons in Neustrien (744) auch vielleicht eine von Austrasien 744 statt. Auf Anregung und unter Beirath des Bonifaz und seiner Mitbischöfe, aber in gemischter weltlich-geistlicher Versammlung und unter selbständiger Leitung des Fürsten werden Maßregeln getroffen, um der eingerissenen Verweltlichung und Unsittlichkeit der Geistlichen zu steuern, wie z. B. durch Verbot des Waffentragens, Jagens, weltlicher Trachten, durch Absetzung und Bestrafung ehrvergeßner Mönche, Nonnen und Priester, für die Zukunft aber nach römischem Muster ein fester Verband von Erzbischöfen und Bischöfen eingeführt, die eben von Bonifaz eingesetzten, wie in Würzburg, Buraburg, Utrecht ꝛc. bestätigt, das Aufsichtsrecht derselben über die Geistlichen und die Pflichten dieser gegen jene und im Amte geregelt. Auch unsittliche Ehen der Laien, ferner heidnische Gebräuche werden verboten. Vor Allem aber werden die Besitzverhältnisse der Kirchen und Klöster, die in den vorangehenden kriegerischen Zeiten Verluste erlitten haben, sowie das Nutzungsrecht des Staats und seiner Getreuen geordnet, und zwar so, daß die kirchlichen Institute theils durch Zins von den verliehenen Gütern, theils durch Rückerstattung in bestimmten Fällen vor Noth gewahrt

bleiben. Eine planmäßige Säcularisation fand nicht statt. Nach kurzer Regierung dankt K. ab, um sich nach der oft geübten Sitte der Zeit in ein italisches Kloster zurückzuziehen, vielleicht aus Reue über unnöthige Härte, vielleicht aus Neigung zu beschaulichem Leben und Erkenntniß eigener Unfähigkeit, Züge, die sich in späteren Anekdoten über sein Mönchsleben wiederspiegeln. Seine Söhne, darunter Drogo, den ältesten, empfiehlt er dem Bruder, unter dessen Oberleitung jener wahrscheinlich seinen Reichstheil behält; trotzdem wird Pippin durch diesen Rücktritt in der Regierung gestärkt. Mit reichen Geschenken für P. Zacharias geht K. über St. Gallen nach Rom, wird Mönch, gründet das Kloster des heiligen Silvester auf dem Soracte (Soratte bei Rom), begiebt sich aber wegen häufiger Störung durch heimische Pilger nach Montecasino in Benevent (c. 750). Einige Mal greift er in die heimischen Verhältnisse wieder ein. So versucht er durch Vermittelung von Zacharias Pippin und seinen Bruder Griso auszusöhnen, freilich vergebens (c. 749—51), ferner auf Drängen Aistulfs und seines Abtes Optatus persönlich das Bündniß seines Bruders mit Papst Stephan II. gegen die Langobarden zu verhindern (754). Wegen eines anscheinend daraus entstandenen Conflicts wird er mit Zustimmung des Papstes in einem Kloster in Vienne festgehalten, wie auch seine begleitenden Mönche (754). Seine Söhne werden gleichfalls einem Kloster übergeben, die Herrschaft so bei Pippins Hause befestigt. K. kränkelt und stirbt in Vienne am 17. August 754. Sein Leichnam wird auf Pippins Geheiß in Montecasino beigesetzt.

Waitz, D. Verf., III. — Hahn, Jahrb. d. fr. Reichs (741—52), 1863. — Oelsner, Jahrb. d. fr. R. unter K. Pippin (s. v. Karlmann), 1871. — Richter, Annal. d. fr. R., 1873. — Mühlbacher, Reg. d. Kaiserreichs unter den Karolingern, 1880. H. Hahn.

Karlmann, jüngerer Bruder Karls des Großen, Sohn König Pippins und der Bertrada, einer Tochter des Grafen Charibert von Laon. — Als Karlmanns Geburtsjahr wird 751 angegeben. Von seiner Kindheit wissen wir, wie von der Karls, nur sehr wenig. Am 28. Juli 754 wurde er zugleich mit seinem Vater und Bruder von dem Papste Stephan II. in St. Denis zum Könige gesalbt und zum Patricius der Römer ernannt. Im Juli des folgenden Jahres (755) wohnte er mit Pippin und Karl der Translation des heiligen Germanus in St. Germain des Prés bei, dessen Gebeine damals aus einer Seitenkapelle der Stiftskirche in den Chor derselben übertragen wurden. Im J. 762 begleitete er, gleich Karl, den Vater auf dessen drittem Feldzuge nach Aquitanien, demjenigen, in welchem die Hauptstadt dieses Landes, Bourges, erobert wurde. Am 13. August desselben Jahres ertheilen beide Söhne ihre Einwilligung zu der Stiftungs- und Schenkungsurkunde ihrer Eltern an das Kloster Prüm; 763 erhalten beide einige Grafschaften, gleichsam als Vorbereitung für ihre künftige Herrscherthätigkeit. Wir finden K. sodann mit Bertrada und Karl in der Begleitung Pippins, als sich dieser im J. 768, schon vorher in Saintes von tödtlicher Krankheit ergriffen, von St. Martin zu Tours nach St. Denis begab. Hier nahm der sterbende König unter Zustimmung der weltlichen und geistlichen Würdenträger die Theilung des Reichs unter seine Söhne vor, bei welcher K. Burgund nebst der Provence und Gothien sowie Alamannien und Elsaß empfing, während das von Pippin eroberte Aquitanien zwischen beide Söhne vertheilt werden sollte. Nachdem Pippin bald darauf (24. September 768) verschieden war, bestatteten ihn seine Söhne seinem Willen gemäß in St. Denis und eilten dann von ihren Theilreichen Besitz zu nehmen. Karlmann's Thronerhebung erfolgte am 9. October 768 zu Soissons, während diejenige Karls am nämlichen Tage zu Noyon geschah. Aber alsbald trat Uneinigkeit unter den beiden königlichen Brüdern hervor, wie denn schon früher ein tiefgehendes Mißverhältniß zwischen ihnen bestanden zu haben scheint, über dessen Gründe wir indessen auf

unsichere Muthmaßungen angewiesen bleiben. Bei dem Zuge, welchen Karl im J. 769 nach Aquitanien gegen Hunald unternahm, entzog ihm der Bruder die Hülfe, obwol er sie ihm versprochen hatte. Beide Könige hatten eine Zusammenkunft in Duasdives (wahrscheinlich Moncontour an der doppelarmigen Dive, Departement Vienne), nach welcher K. in sein Reich zurückkehrte, während Karl den begonnenen Feldzug fortsetzte. Im nächsten Jahre (770) traf K. zu Selz im Elsaß mit seiner Mutter Bertrada zusammen, die mit ihm daselbst ohne Zweifel wichtige politische Verhandlungen führte. Bald darauf sehen wir sie eine Reise nach Italien antreten, deren doppeltes Resultat die Rückgabe zahlreicher Städte seitens der Langobarden an den päpstlichen Stuhl und die Vermählung einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius mit Karl war. Schon vorher hatten Karl und K. dem Papste Stephan III. durch Gesandte mittheilen lassen, daß die Zwistigkeiten zwischen ihnen beseitigt und eine Versöhnung hergestellt sei. Aber diese Ausgleichung scheint nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Einhard drückt sich über das Verhältniß der königlichen Brüder so aus, daß die Eintracht zwischen ihnen nur mit der größten Schwierigkeit aufrecht erhalten worden sei, da Viele auf Seiten Karlmanns sie zu trennen gestrebt, Einige sogar darauf gesonnen hätten sie in Krieg mit einander zu verwickeln. So soll es nach einer anderen Quelle auch der Rath seiner Großen gewesen sein, der Karlmanns oben erwähntes Verhalten im aquitanischen Kriege verschuldete. An einer anderen Stelle macht Einhard aber auch K. persönlich für das höchst unerfreuliche Mißverhältniß verantwortlich, indem er die Gelassenheit rühmt, mit welcher Karl die Mißgunst und die Ränke des Bruders ertragen habe. In einem Briefe an Karl, welcher um 775 geschrieben ist, wird unter den besonderen Wohlthaten, welche der König der göttlichen Vorsehung verdanke, auch die aufgezählt, daß ihn dieselbe vor den Nachstellungen seines Bruders bewahrt habe, wie Jakob vor Esau; ferner daß sie jenen davongenommen und ihn ohne Blutvergießen über das ganze Reich erhöht habe. K. starb nämlich schon nach nicht viel mehr als dreijähriger Regierung in der Blüthe der Jugend; er erlag am 4. December 771 zu Samoussy einer Krankheit. In einer ganz kurz vorher von ihm ausgestellten Schenkungsurkunde für das Kloster St. Denis, welches er überhaupt eifrig begünstigte, scheint sich schon die Voraussicht des nahen Todes auszusprechen. Bestattet ward K. zu St. Remi bei Reims, welcher Kirche er die Villa Novilliacus (vermuthlich Neuilly-St. Front, Departement Aisne) geschenkt hatte. — Was wir sonst über Karlmanns Politik erfahren, bezieht sich im Wesentlichen auf die Verhältnisse zum päpstlichen Stuhl, ist jedoch äußerst fragmentarisch und wenig klar. Zu Papst Stephan III. hatte er in näheren Beziehungen gestanden; als sich dieser Papst jedoch unter dem Einflusse seines Oberkämmerers Afiarta dem Langobardenkönige Desiderius in die Arme warf und die bisherigen fränkisch gesinnten Leiter seiner Politik Christophorus und Sergius fallen ließ, änderte sich das Verhältniß. Ein Bevollmächtigter Karlmanns, Dodo, welcher sich damals (771) mit Truppenmacht in Rom befand, hatte für Christophorus und Sergius Partei ergriffen, und man glaubte sogar, daß K. mit Heeresmacht nach Rom kommen werde, um jene zu rächen und den Papst gefangen zu nehmen. — Von Karlmanns Hofbeamten kennen wir seinen Kaplan Abt Fulrad von St. Denis, welcher dieselbe Stelle auch schon unter Pippin und auch später unter Karl bekleidete, den Kanzler Maginarius (der mit dem gleichnamigen Nachfolger Fulrads in St. Denis nicht identisch zu sein scheint) und den Pfalzgrafen Chrodoin. — Karlmanns Tod bahnte Karl den Weg zur Alleinherrschaft. Die meisten Großen Karlmanns, der Abt Fulrad, der Erzbischof Wilcharius und die Grafen Warin und Adalhard an der Spitze, unterwarfen sich Karl alsbald zu Corbeny bei Laon. So gewann Karl mit überraschender Schnelligkeit das ganze Frankenreich und hat die kurze Regierung

seines Bruders auch später offenbar möglichst ignorirt und der Vergessenheit anheimfallen lassen. Dagegen flüchtete sich Karlmanns Wittwe Gerberga mit ihren kleinen Söhnen (der zweite hieß Pippin und war 770 geboren) und einigen der vornehmsten Großen ihres verstorbenen Gemahls, worunter Autchar, unter den Schutz des Langobardenkönigs Desiderius. Die letzteren repräsentiren offenbar diejenige Partei, welche schon bei Karlmanns Lebzeiten den Zwist mit Karl unterhalten hatte. Karl soll diese Flucht, welche nach Einhards Behauptung nicht motivirt war, gelassen hingenommen haben. König Desiderius aber, dessen Tochter Karl verstoßen hatte, suchte sich der Söhne Karlmanns als Mittel seiner Politik zu bedienen. Er drang in den Papst Hadrian I. zu ihm zu kommen, um dieselben zu Königen zu salben. Da der Papst sich dessen hartnäckig weigerte, setzte sich der Langobardenkönig mit Heeresmacht und einem Gefolge, in dem sich auch Gerberga nebst ihren Söhnen und Autchar befanden, nach Rom in Bewegung. Als Karl sodann (773) in Italien eingedrungen war, zog sich des Desiderius Sohn und Mitregent Adalgis mit Karlmanns Familie und Autchar in das besonders feste Verona zurück, jedoch lieferten die letzteren sich K. aus, als dieser mit Kerntruppen seines Heeres von dem belagerten Pavia aus vor Verona zog. Seitdem hören wir auch von Karlmanns Familie nichts weiter, wenigstens nicht in der beglaubigten Geschichte.

Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern, 1. Lfg. Innsbruck 1880. — Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin. Leipzig 1871. — S. Abel, Jahrb. des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. I. Berlin 1866. B. Simson.

Karlmann, König von Baiern (876—879) und von Italien (877 bis 879), † am 22. September 880, der älteste Sohn Ludwig des Deutschen und der Königin Hemma. 842 wird seiner zuerst gedacht, da er dem Vater zum Kampfe gegen den Oheim Lothar ein starkes bairisch-schwäbisches Heer zuführte. Seine bei Mainz vollzogene Vereinigung mit den väterlichen Truppen entschied den Feldzug zu Gunsten Ludwigs des Deutschen. Die Leitung der bairischen Marken im Osten und Südosten, einschließlich Kärnthens, die ihm sein Vater 856 übertrug, stellte K. schwierige und bedeutsame Aufgaben. Seit Jahren suchten die Böhmen und mit noch größerer nationaler Kraft die Mährer an der Grenze der bairischen Ostmark der Abhängigkeit von den Deutschen sich zu entwinden. An den Feldzügen, die gegen diese Slaven wiederholt unternommen worden, mag sich K. schon vorher betheiligt haben; ihre Fortsetzung ward nun seine eigentliche Lebensaufgabe, und während er später als Regent, bald von Krankheit gelähmt, nur geringe Wirksamkeit entfalten konnte, errang er als Prinz in diesen Kriegen den Ruhm glänzender Tapferkeit und ansehnliche Erfolge. In dem umfassenden Slavenkriege, der 858 geplant war, sollte K. dem gefährlichsten der Gegner, dem Herzoge Rastislav von Mähren, entgegenziehen, doch als sich die Heere im Juli eben versammelt hatten, ward König Ludwig nach dem Westen abberufen und von den beabsichtigten Feldzügen nun, wie es scheint, nur der gegen die Abodriten ausgeführt. K. war verheirathet mit einer Tochter des mächtigen Grafen Ernst von der böhmischen Mark. Dieser ward 861 auf die Anklage der Untreue hin gestürzt und, sei es als Ursache, sei es als Folge, es hing wol damit zusammen, daß K. um diese Zeit eigenmächtig alle Grafen in seinen Marken absetzte und durch ihm ergebene Anhänger ersetzte. Man warf ihm auch geheimes Einverständniß mit Rastislav von Mähren vor, und wenn der von König Ludwig mit Unterpannonien belehnte Häuptling Priwina damals von den Mährern erschlagen ward, fragt sich, ob ihn etwa K. als Preis des Bündnisses dem Herzoge Rastislav geopfert habe. Im karolingischen Hause war die Auflehnung der Söhne gegen den Vater ein hergebrachtes Uebel; indessen ist es unmöglich über Karlmanns Schuld ein sicheres Urtheil zu fällen; der Ge-

schichtschreiber Rudolf von Fulda erklärt nicht nur die damaligen, sondern auch die späteren Anklagen gegen K. als unbegründet. In der That wußte K., als er 862 unter freiem Geleite in Regensburg vor dem Vater erschien, den Aemterwechsel, den er angeordnet, zu rechtfertigen und gegen das eidliche Versprechen, gegen des Vaters Willen nichts zu unternehmen, ward ihm der Besitz der Marken vorläufig bestätigt. Bald aber wurden neue Klagen laut, daß K. mit Rastislav im Bunde auf Empörung sinne. Auf einer Versammlung der bairischen Großen erklärte König Ludwig öffentlich, nie wieder, so lange er am Ruder sei, solle K. zu Ehren und Aemtern gelangen. Dieser war bereits auf dem Wege zum Vater, kehrte aber auf die Kunde von dessen gereizter Stimmung nach Kärnthen zurück. Im Frühjahr 863 zog der König gegen ihn ins Feld und gewann die Oberhand durch den Uebertritt des Grafen Gundakar, der, von K. zum kärnthischen Markgrafen erhoben, für diesen die Furth der Schwarzau bei Schottwien decken sollte. Ludwig fürchtete, daß K., der auf dies die Flucht ergriffen hatte, sich in das Westreich wenden werde und ließ seinen Bruder Karl ersuchen, ihm keinen Schutz zu gewähren. K. jedoch stellte sich, nachdem mehrere Große für seine Sicherheit Bürgschaft geleistet, bald darauf freiwillig dem Vater. Auf dessen Befehl ward er zu Regensburg in freier Haft gehalten, bis er 864 unter dem Vorwande eines Jagdausfluges entwich und in die Marken zurückkehrte, wo ihn die Grafen, selbst Gundakar, wieder als ihren Oberherrn anerkannten. Eine Unterredung mit dem Vater, der ihm auf dem Fuße nachgefolgt war, erwarb ihm dessen Verzeihung und den Wiederbesitz seiner früheren Stellung; das Jahr darauf erfolgte eine völlige Wiederaussöhnung und bei der vorläufigen Reichstheilung, welche Ludwig damals anordnete, wurde K. das als Hauptland betrachtete Baiern mit seinen Marken und den zinspflichtigen Slaven bestimmt, eine Anordnung, die Ludwig 872 bestätigte. Seitdem bewährte sich K. als die treueste Stütze des Vaters, während ihn die jüngeren Brüder mit Mißgunst betrachteten. Seine Bevorzugung war der Grund, der Ludwig d. J. 866 zur Empörung gegen den Vater, auch, wie es heißt, zur Aufhetzung Rastislav's gegen Baiern trieb. K. wachte damals mit Erfolg über die Sicherheit der Ostmark, verhinderte den beabsichtigten Einfall Rastislav's und besiegte einen empörerischen Vasallen Namens Guntbold. Auch später noch grollten Ludwig und Karl dem Vater und dem älteren Bruder; in Frankfurt kam es im Januar 873 zu einem schrecklichen Auftritt, da Karl, in Krämpfen sich windend, seinen Haß gegen K. bekannte, den er teuflischer Einflüsterung zuschrieb. Die Jahre 868 und 869 brachten K. neue Kämpfe mit Rastislav, der in zwei verlustvollen, aber auch beutereichen Treffen besiegt ward. Als im August 869 die vereinten Kräfte des Reiches gegen die slavischen Völker aufgeboten wurden, übernahm K. an der Spitze der Baiern den Angriff auf Suatopluk, einen Neffen Rastislav's, drang glücklich bis in das Innere des mährischen Reiches vor und vereinigte sich dort mit seinem Bruder Karl, der den Kampf gegen Rastislav führte. Mit reicher Beute zogen die Sieger heim, nachdem die Böhmen mit K. Frieden, die Mährer ein vorläufiges Abkommen getroffen hatten. Ein nachhaltiger Erfolg schien erreicht, als bald darauf Suatopluk mit dem Gebiete, das er unter Rastislav's Hoheit beherrscht hatte, K. huldigte, dem Oheim, der ihn bedrohte, zuvorkam und diesen gefürchteten Feind der Deutschen gefesselt an K. sandte. Ohne Widerstand drang K. nun in Mähren ein, empfing die Unterwerfung des Landes, übertrug dessen Verwaltung den bisherigen Grafen der Ostmark und entführte den reichen mährischen Herzogsschatz nach Baiern. Rastislav, von einer Gerichtsversammlung als treubrüchiger Vasall zum Tode verurtheilt, ward zum Verluste der Augen und zur Einsperrung in einem Kloster begnadigt. Zwischen K. und Suatopluk gestaltete sich ein so inniges Verhältniß, daß der letztere einen Enkel Karlmanns, der nach ihm den Namen Zwentibold

empfing, aus der Taufe hob. Gleichwol ward seine Treue bald nachher K. mit Erfolg verdächtigt und er gefangen gesetzt. In wüthendem Aufstande erhob sich nun das mährische Volk, das Suatopluk todt glaubte, unter einem Priester Sklagamar gegen die deutsche Oberherrschaft. Indessen hatte K. seinen Gefangenen wieder frei gelassen, da er die gegen ihn erhobenen Anklagen als unbegründet durchschaute oder zu durchschauen glaubte. Er suchte ihn durch Geschenke zu begütigen und vertraute ihm sogar die Führung des bairischen Heeres an, das er gegen Sklagamar ziehen ließ. Suatopluk aber, innerlich nicht versöhnt, führte dieses in Mähren in einen Hinterhalt, wo es theils niedergemacht, theils gefangen ward, und als K., dessen Vertrauensseligkeit das Unglück verschuldet, in der ersten Bestürzung alle in Baiern lebenden mährischen Geiseln an Suatopluk zurücksandte, hatte er eine zweite Unklugheit begangen, da die Mährer ihm als Entgelt höhnisch nur einen dem Tode nahen Gefangenen auslieferten. In dem großen Slavenkriege, der dann 872 unternommen ward, leitete K. von der Ostmark aus den Angriff gegen Suatopluk. Unter glücklichen Kämpfen rückte er bis vor dessen wohlbefestigte Hauptburg inmitten des Landes, deren Belagerung jedoch nicht zum Ziel führte. Auf dem mühevollen Rückwege erlitten die Baiern schwere Verluste und gleichzeitig ward die an der Donau zur Deckung der Ueberfahrtsflotte aufgestellte Reserveabtheilung von den Mährern überfallen und aufgerieben. Im Sommer 873 drang der Feind sogar in die Ostmark ein und brachte K. selbst in schwere Gefahr. Nach dem allen waren die Bedingungen des 874 zu Forchheim geschlossenen Friedens für die Deutschen noch günstig, da Mähren die deutsche Lehenshoheit wieder anerkannte, vielleicht sogar das Machland am nördlichen Donauufer erst damals mit der Ostmark vereinigt wurde. Nach dem Tode Kaiser Ludwigs II. eilte Karl der Kahle nach Italien, um dem Bruder in der Besitzergreifung zuvorzukommen. Dagegen hatte die Kaiserinwittwe Engelberga, wie der letzte Wille ihres Gemahls bestimmte, Ludwig den Deutschen aufgefordert seinen ältesten Sohn als Thronbewerber über die Alpen zu senden. K. rückte denn auch (875) mit einem starken bairischen Heere über den Brenner. Vergebens suchte Karl der Kahle in einem Engpasse den Neffen aufzuhalten: die Baiern erstiegen die beherrschenden Höhen und gelangten dem Feinde in den Rücken. Nachher treffen wir K. im Thale der Brenta; dort, nicht im Etschthale, dürfte also auch der Schauplatz dieser Umgehung zu suchen sein. Glänzende Anerbietungen, durch die K. den Neffen zu gewinnen suchte, wies dieser zurück, ließ sich aber dann durch Karls eidliches Versprechen, daß er Italien gleich nach ihm verlassen werde, zum Abschlusse eines Waffenstillstandes und zum Rückzuge bestimmen. Kaum war er jedoch nach der Heimath aufgebrochen, so schlug der Oheim sein Gelöbniß in den Wind und rückte gegen Rom. Der Tod des Vaters (28. August 876) berief K., der damals eben wieder gegen die Mährer zu Felde lag, zur Regierung des Königreichs Baiern. Er zählte damals ungefähr 48 Jahre und, wie ein Zeitgenosse meint, von allen Eigenschaften, die königlicher Majestät geziemen, ließ er keine vermissen. Man rühmte seine Thätigkeit, Friedensliebe, Gerechtigkeit, Religiosität, auch wissenschaftliche Bildung; man fand, daß er mit außerordentlicher Schönheit und staunenswerther Manneskraft hochherzige Gesinnung verbinde, den Feinden furchtbar, den Seinigen mild und leutselig sich erweise. Während aus seiner Ehe keine Nachkommenschaft entsprossen war, hatte ihm eine edle Frau Liutswinde außerehelich einen tüchtigen Sohn, den späteren Kaiser Arnulf, geboren. Diesem übertrug K. nun die Verwaltung der Marken Kärnthen und Pannonien. Mit seinen Brüdern hielt der neue König im Ries, an der Grenze ihrer Reiche, im November 876 eine Zusammenkunft; die drei Herrscher verbürgten sich gegenseitig eidlich ihre Reiche und erklärten alle ihre Zwistigkeiten als beigelegt. In der ersten Septemberwoche 877 zog K. mit einem gewaltigen Heere von Baiern und Slaven über die Alpen, um gegenüber seinem

Oheim Karl die väterlichen Ansprüche auf Italien zu erneuern. Karl wie Papst Johann VIII. wichen ihm aus, der erstere starb bald darauf und in Pavia empfing K. als der erste deutsche König die italienische Königskrone. Der Papst fühlte sich beunruhigt durch die Verbindung, die K. mit seinen vertriebenen Gegnern anknüpfte, und auf Karlmanns Ankündigung, daß er demnächst zur Krönung nach Rom ziehen werde, lautete seine Antwort nichts weniger als ermunternd; immerhin sandte er auf Karlmanns Ansuchen an dessen Erzkaplan, Erzbischof Theotmar von Salzburg, das Pallium. Schon Ende November trat K. den Rückweg nach Baiern an, da eine schwere Epidemie in seinem Heere ausgebrochen, er selbst gefährlich erkrankt war. Auf einer Sänfte ward er über die Alpen nach seiner Lieblingspfalz Oetting am Inn getragen, wo er, nur mit den benachbarten Pfalzen Ranshofen und Hochburg wechselnd, die nächste Zeit verweilte, zuweilen von Gesandtschaften der Italiener aufgesucht. Diese ließen sich durch des Papstes Versuche, Italien einen neuen König aufzudrängen, in ihrer Treue gegen K. nicht beirren. In Karlmanns Auftrage, wie er behauptete und wol glaubhaft ist, rückte indessen der Herzog Lambert von Spoleto mit seinem Verbündeten Adalbert von Tuscien in Rom ein, nöthigte die römischen Großen, K. als Schirmherrn der Kirche den Treueid zu leisten und behandelte den Papst als Gefangenen. Dieser sprach den Bann über Lambert und dessen Genossen aus und entfloh in das Westreich. K., der im Winter 878 auf 879 durch einen Schlaganfall der Sprache beraubt worden war und in Oetting den traurigen Rest seiner Tage verlebte, übertrug im Sommer 879 die Herrschaft Italiens seinem jüngsten Bruder Karl. Vor seinem älteren Bruder Ludwig erschienen damals bairische Große, an ihrer Spitze Graf Erambert vom Isengau, die Arnulf in Folge von Streitigkeiten zwischen ihnen und seinem Vater abgesetzt hatte; sie bezichtigten Arnulf, der an Stelle des erkrankten Vaters damals wol thatsächlich die Regierung führte, daß er nach dessen Tode sich die Nachfolge anzumaßen gedenke. Als Ludwig auf dies hin nach Baiern zog und seinen Anhängern die Lehen zurückstellte, mußte K., körperlich gebrochen, geschehen lassen, was er nicht ändern konnte; er ließ den Bruder zu sich rufen und übergab ihm schriftlich (Herbst 879) seine Gattin, seinen Sohn und sein ganzes Reich. Zu seinem Unterhalte behielt er nur die Einkünfte einiger Bisthümer, Klöster und Grafschaften. Er starb und ward begraben in Oetting, wo er eine der heiligen Jungfrau und dem Apostel Philipp gewidmete und mit vielen Reliquien beschenkte Kirche erbaut und ein Stift gegründet hatte. Es ist bemerkenswerth, daß Karlmanns Mutter, die Welfin Hemma, ihre letzten Lebensjahre in derselben körperlichen Hilflosigkeit wie ihr Sohn zugebracht hat; wie der Krankheitskeim von ihr auf zwei der Söhne, K. und Karl, übergegangen zu sein scheint, vererbte ihn der erstere wiederum auf seinen Sohn Arnulf.

Besonders Annales Fuldens.; Regino; Hinkmar. Dümmler, Gesch. d. ostfränkischen Reichs, Bd. I u. II. Riezler.

Karlstadt: s. **Bodenstein,** Andreas, Bd. III. S. 8.

Karmarsch: Karl K., der berühmteste, verdienstvollste deutsche Technolog, wurde am 17. October 1803 in Wien von braven, aber nicht sehr bemittelten Eltern geboren. Sein Vater war Schneidermeister und bekleidete als solcher das Amt eines sogenannten Abrichtemeisters, welchem die Anweisung und Ueberwachung derjenigen Gesellen oblag, die mit der Anfertigung ihres Meisterstückes beschäftigt waren. Die nicht immer ganz sorgenfreie Ehe war mit 12 Kindern gesegnet und zwar war unser Karl das zweite. Den ersten Schulunterricht erhielt K. von 1809—1814 in der zur Pfarrkirche am Hofe gehörigen Volksschule, worauf der Besuch der Normalhauptschule und dann der sogenannten Realakademie zu St. Anna folgte. Im November 1817 trat K. in die commercielle Abtheilung des 1815 gegründeten Wiener Polytechnischen Instituts. Die ge-

dachte Abtheilung desselben absolvirte er mit glänzenden Zeugnissen, konnte jedoch keinen Platz auf einem kaufmännischen Comptoir erlangen und entschloß sich deshalb 1818 in die technische Abtheilung des Polytechnischen Instituts zu treten. Mit ganz besonderem Erfolge studirte er hier Physik unter Neumann, Chemie unter Scholz und Technologie unter Altmütter. Letztgenannter Professor wählte im November 1819 K. zu seinem Assistenten und damit beginnt seine Laufbahn als Forscher, Schriftsteller und Lehrer. Für alle drei Richtungen bildete sich K. durch das eifrigste Selbststudium fort, obwol er die Technologie als Hauptfach vorzugsweise im Auge behielt, worin er durch die von Altmütter am Wiener Polytechnikum angeschafften, außerordentlich reichen Sammlungen von Werkzeugen und Fabrikaten sehr unterstützt wurde. Von der Emsigkeit seiner Selbstunterrichtsbestrebungen während der vier Assistentenjahre (1819—1823) entwirft K. in seiner Selbstbiographie (vom Professor Hoyer in München herausgegeben unter dem Titel: „Karl Karmarsch. Ein Lebensbild gezeichnet nach dessen hinterlassenen Erinnerungen aus meinem Leben.“ Hannover 1880. Die hier aufgenommene Stelle befindet sich Seite 12) folgendes Bild: „Ich legte mir kleine Sammlungen von Mineralien und Drogueriewaaren, sowie ein nicht unbedeutendes Herbarium an; war ein fleißiger Besucher des botanischen Gartens der Universität, sowie der beiden öffentlichen Bibliotheken, wo ich nicht nur las, sondern auch in umfassender Weise excerpirte. Mit der Feder in der Hand nahm ich z. B. in der kaiserlichen Hofbibliothek die vier Bände von Thenard's Traité de Chimie und drei Bände von Lichtenstern's Geographie des österreichischen Staates Zeile für Zeile durch und sammelte einen Berg schriftlicher Auszüge. Ich compilirte in vielen sorgsam geschriebenen Heften ein Handbuch der Naturgeschichte und ein Handbuch der Geographie, welchem letzteren ich Landkarten (einzelne sogar von mir selbst gezeichnet) einverleibte. Durch dieses Treiben, unterstützt von einem vortrefflichen Gedächtnisse, erwarb ich eine große Menge mannigfaltigen Wissens, übte mich im schriftlichen Ausdruck und auch im schnellen Uebersetzen aus dem Französischen, in welcher letzteren Sprache ich durch Conversations- und Uebungsstunden bei einem Lehrer (1827—1830) noch fester zu werden mich bemühte. Die allmähliche Sammlung einer nicht ganz unbedeutenden eigenen Bibliothek lief nebenher. Wenn ich so beinahe unvermerkt mir eine fast encyklopädische Bildung aneignete, so kam mir dies später bei meiner Stellung in Hannover ungemein zu Statten, weil ich dort keinem der unter meiner Direction wirkenden Lehrer als ein völlig Unkundiger seines Wissenschaftsfaches gegenüber stand.“

Die ersten schriftstellerischen Arbeiten (vorzugsweise Mittheilungen aus englischen und französischen Zeitschriften) unseres K. datiren von 1820 und finden sich im zweiten Bande der „Jahrbücher des Wiener Polytechnischen Institutes“. Diesen folgte im J. 1821 sein erstes selbständiges Werk unter dem Titel: „Grundriß der Chemie nach ihrem neuesten Zustande, besonders in technischer Beziehung.“ K. selbst nennt in seiner Selbstbiographie (a. a. O. S. 14) dieses Buch „das Ergebniß unreifer Thätigkeit als chemischer Schriftsteller“ und setzt hinzu „es sei sehr schnell völlig nach Verdienst verschollen“. Das ungünstige Urtheil über dieses Werk war wahrscheinlich der Grund, daß K. den Gedanken aufgab, die „chemische Technologie“ vornehmlich zum Hauptziele seiner Studien zu machen und an deren Stelle die „mechanische Technologie“ treten zu lassen. Als Ergebniß dieser veränderten Richtung ist von 1823 ab sein 1825 (in Wien) erschienenes zweibändiges Werk: „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie“ zu betrachten. Der erste Band hiervon umfaßt „die Mechanik in ihrer Anwendung auf Gewerbe“, während der zweite Band eine „Vollständige Aufzählung und Charakteristik der in den technischen Künsten angewandten Maschinen mit vor-

züglicher Berücksichtigung der neuesten Erfindungen" enthält. K. beurkundete durch dies Werk zum ersten Male seine kolossale Arbeitskraft und sein schriftstellerisches Talent im Behandeln und Beherrschen eines Stoffes, welcher damals noch als ein wahres Chaos durcheinander geworfen vorlag. Gelang es ihm auch nicht, in diesem Erstlingswerke einigermaßen Systematik in die Sache zu bringen, so bereicherte er doch damit sein eigenes Wissen in eminenter Weise, lernte Litteratur beherrschen und ausnutzen, so daß es in letzterer Beziehung noch heute als ein vortreffliches Gerippe für geschichtliche Notizen bis zur Zeit seiner Abfassung dienen kann.

Im J. 1829 hatte der Druck von Prechtl's Technologischer Encyklopädie begonnen, worin K. der wichtige Artikel „Baumwollspinnerei" übertragen worden war und für welches Werk er einer der fleißigsten und tüchtigsten Mitarbeiter wurde. Noch in der zweiten Hälfte desselben Jahres erhielt K. die ersten Anfragen aus Hannover wegen eines tüchtigen Directors für eine polytechnische Lehranstalt, die man dort zu errichten beabsichtigte. K. consultirte damals den Münchener Professor (späteren Staatsrath) v. Hermann, der ihn besonders aus seinen technisch-litterarischen Arbeiten kannte. Auf Hermanns Rath folgte K. in dem darauf folgenden Jahre (1830) dem Rufe als erster Director der damals im Entstehen begriffenen höheren Gewerbeschule. Den Namen polytechnische Schule hielt man zu dieser Zeit in Hannover für staatsgefährlich, weil inzwischen die Zöglinge der Ecole polytechnique in Paris beim Straßenkampfe Barrikaden vertheidigt und die Kanonen gegen die Regierungstruppen gerichtet hatten. Die sich bald überall herausstellende Energie, gestützt auf eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, war es, welche dem verhältnißmäßig sehr jungen, erst 27 Jahre alten Director die Leitung der Lehranstalt möglich machte, an welcher man ihm zugleich das Lehramt für Technologie und theoretische Chemie überwiesen hatte. Am 2. Mai 1831 wurde die höhere Gewerbeschule eröffnet, deren Schülerzahl in demselben Jahre bis auf 64 anwuchs.

Das Jahr 1834 hatte für K. eine besondere Bedeutung, indem sowol von der Regierung der Bau eines neuen Schulhauses beschlossen, als auch der Gewerbeverein für das Königreich Hannover gegründet wurde. Für den Bau eines eigenen Hauses wurde der höheren Gewerbeschule ein geeignetes Grundstück an der Georgstraße angewiesen. Dies schöne vom Architekten Ebeling in Hannover entworfene Gebäude, wobei sich der Künstler die Façaden der Paläste Riccardi und Strozzi in Florenz zum Muster genommen hatte, diente bis zum J. 1880 mit seinen Räumlichkeiten für Lehrzwecke und Sammlungen, bis es sich in letzteren Beziehungen in jeder Weise als unzureichend herausgestellt hatte.

Im J. 1837 begann K. die Bearbeitung seines Grundrisses der mechanischen Technologie (wovon eine schwedische Uebersetzung durch Almroth in Stockholm und eine dänische durch Wilkens in Kopenhagen besorgt wurde). Im J. 1840 erhielt K. die Berufung zu einer ordentlichen Professur an der staatswissenschaftlichen Facultät der Universität Tübingen (an Stelle des altersschwach gewordenen Hofraths Poppe). Obwol K. anfänglich nicht abgeneigt war, dem Rufe zu folgen, so wurden ihm doch bald von der Regierung nicht nur bedeutende Gehaltszulagen gewährt, sondern auch, was für K. von noch größerem Werthe war, dadurch eine Arbeitserleichterung verschafft, daß ihm der Vortrag der Chemie abgenommen wurde. Noch in demselben Jahre (1840) war K. bei der dritten Gewerbeausstellung für Hannover thätig und um dieselbe Zeit erhielt er den Antrag der Buchhandlung Gottlieb Haase Söhne in Prag zur deutschen Bearbeitung von Ure's Dictionary of Arts. Diese Arbeit wurde von ihm, dem Professor Heeren und mehreren anderen Collegen der höheren Gewerbeschule ausgeführt. Das so entstandene „Technische Wörterbuch" (auch Handbuch der Ge-

werbekunde) erschien von 1843—1844 in 3 Bänden und in zweiter, ganz umgearbeiteter Auflage von 1854—1857. Hauptbeschäftigung für K. boten ihm im J. 1844 die drei industriellen Ausstellungen, die (zehnte) zu Paris, die (vierte) in Hannover und endlich die allgemeine deutsche Industrieausstellung in Berlin. Im J. 1845 wurde K. mit seinem Collegen Professor Rühlmann zur ersten Wiener Industrieausstellung abgesandt, wodurch beide Herren viel Gelegenheit bekamen sich mit den verschiedenartigsten Zweigen der österreichischen Industrie bekannt zu machen. In demselben Jahre empfing auch K. die Insignien des preußischen Rothen Adlerordens 3. Klasse, in Veranlassung seiner Theilnahme an den Arbeiten der Berliner Industrieausstellung des vorigen Jahres. K. spricht sich hierüber in den bereits wiederholt genannten „Erinnerungen aus meinem Leben" (S. 81) wie folgt aus:

„Es stand zwar diese Auszeichnung in richtigem Verhältnisse zu den sonstigen bei dieser Gelegenheit verliehenen Decorationen; doch glaube ich nicht ohne Grund, daß einflußnehmende Freunde in Berlin mit Vergnügen den Anlaß ergriffen, um mir für die vor zwei Jahren empfangene hannoversche silberne Verdienstmedaille gewissermaßen eine Genugthuung zu verschaffen. Jedenfalls zeigte der Contrast die Verschiedenheit des Maßstabes, welchen der eigene und ein fremder Staat an meine Stellung und Wirksamkeit legten." (K. sagt speciell hierüber a. a. O. S. 72, folgendes: „Obgleich ich kein Großkreuz des Guelphenordens erwarten konnte, so war ich doch überrascht die — silberne Verdienstmedaille (von 35 Millimeter Durchmesser und 26½ Gramm Gewicht) in rothsaffianenem Etui zu empfangen. Noch größer war aber meine freudige Ueberraschung, als neben mir auch der Leibkutscher des Königs Ernst August dieselbe Medaille erhielt. Meine untergeordnete Stellung erlaubte mir nicht, das Zeichen allerhöchster Gnade zurückzugeben; ich hatte aber die Genugthuung, daß sozusagen die ganze Stadt Hannover ein Hohngelächter aufschlug, das — nicht mir galt.")

Im März 1845 verheirathete sich K. zum zweiten Male (nachdem er die Quälereien eines fünfjährigen Scheidungsprozesses überwunden hatte, den er wegen seiner ersten Frau, einer tollköpfigen Wienerin, führen mußte) mit der Schwester des Fabrikanten und Kaufmanns Wessel in Hameln. Diese Ehe war eine höchst glückliche und fand K. reichen Trost und Entschädigung für die vielfachen Leiden, zu welchen sein erster Ehebund Veranlassung gegeben hatte. Noch in demselben Jahre wurde K. zugleich mit Professor Rühlmann vom hannoverschen Ministerium zum Besuche der (dritten) allgemeinen österreichischen Industrieausstellung beordert, welche am 15. Mai in Wien eröffnet wurde. Da der Besuch in Begleitung seiner zweiten Frau erfolgte, so bezeichnete K. diese Tour sehr gern als seine „Hochzeitsreise".

Im J. 1846 empfing K. (zugleich mit seinen Collegen Professor Heeren, Professor Rühlmann und dem Eisenbahn-Maschinendirector Kirchweger) das Diplom eines Ehrenbürgers der Stadt Hannover, vorzugsweise als Anerkennung der Verdienste um das Gewerbewesen der Stadt Hannover, für desfallsige im Gewerbevereine gehaltene Vorträge ꝛc. Das folgende Jahr (1847) war für die hannoversche „Höhere Gewerbeschule" insofern von nicht geringer Bedeutung, als diese Lehranstalt zufolge vielfacher Erweiterungen, insbesondere durch Errichtung von Lehrkanzeln ganz neuer Fächer (namentlich der Bau- und Ingenieurwissenschaften), nicht mehr ihrem zeitherigen Namen entsprach. Laut Ministerialrescript vom 12. Juni 1847 wurde vom Könige Ernst August genehmigt, daß die höhere Gewerbeschule für die Folge den Namen „Polytechnische Schule" führe, übereinstimmend mit denjenigen ähnlicher Anstalten Deutschlands, mit welchen sie ihren Einrichtungen, Zwecken und Leistungen nach auf gleiche Linie gebracht worden war. Das verhängnißvolle Jahr 1848, welches auch in Hannover ge-

waltige politische Veränderungen herbeiführen sollte, äußerte naturgemäß seine Wirkungen auch auf die neue Polytechnische Schule. Zur Verstärkung der städtischen Sicherheitswache bildete sich zunächst ein bewaffnetes Corps der Polytechniker, dem sowol K. als die meisten Lehrer als Offiziere beitraten. Am 17. December 1848 leistete das neue studentische Corps (bei einer Parade in der Herrenhäuser Allee) dem Bürgerwehrgeneral, Hofrath Holscher, durch Handschlag den Diensteid. Am 21. August 1848 wurde bei K. von Wien aus angefragt, ob er gesonnen sei den Platz des Directors Prechtl am Wiener Polytechnikum einzunehmen. Mancherlei Gründe wurden Veranlassung, daß K. eine abschlägige Antwort ertheilte. K. selbst urtheilt (S. 109 der Erinnerungen aus seinem Leben) über letzteren Schritt wie folgt: „Verhehlen kann ich nicht, daß ich mir später Glück wünschte den entsetzlichen Ereignissen entgangen zu sein, welche in Wien nach dem August von 1848 stattfanden.“ Am 3. Mai 1849 mußte, verschiedener ordnungswidriger Handlungen wegen, das Wehrcorps der Polytechniker aufgelöst und die Vorlesungen eine Zeit lang geschlossen werden. Im folgenden Jahre (1850) wurde K. als Preisrichter zu der während der Ostermesse in Leipzig veranstalteten allgemeinen deutschen Industrieausstellung berufen, und dies Geschäft von seinen Freunden als ostensibler Anlaß gebraucht, um ihm das Ritterkreuz des königlich sächsischen Verdienstordens verschaffen zu können. Noch in demselben Jahre veranstaltete der hannoversche Gewerbeverein, vom 5. August bis 8. September, eine (fünfte) Gewerbeausstellung für das Königreich Hannover, wobei K. sowol zum Vorsitzenden der Ausstellungs- wie der Beurtheilungscommission gewählt wurde, und auch hierbei wiederum seine energische, rastlose Thätigkeit nach allen Seiten hin mit Erfolg entwickelte.

Im J. 1851 wurde K. mit Heeren und Rühlmann zur ersten Weltausstellung nach London entsandt. Alle drei kamen allerdings zu spät, um sich vollständig an den Arbeiten der Preisrichter zu betheiligen, indeß lieferten sie doch sämmtlich werthvolle, amtliche Berichte für die deutsche Zollvereinscommission. K. lieferte selbständig das Referat über Klasse XXI, dritter Theil des amtlichen Berichtes S. 1—35 (Messerschmiedearbeiten), Rühlmann ebenfalls selbständig das Referat über Klasse XXVII (Fabrikate aus Mineralstoffen), ebendaselbst S. 440—455, und Heeren war einer der drei Berichterstatter, welchen man Klasse III, Erster Theil des amtlichen Berichtes (Nahrungsmittel ꝛc.), S. 292, zugewiesen hatte.

Zur allgemeinen deutschen Industrieausstellung in München, im Sommer von 1854, ward K. wieder mit Rühlmann und dem Apotheker Angerstein (nachherigem Kommerzrath in Hannover) zur Betheiligung am Beurtheilungsgeschäfte abgesandt. Letzteres Geschäft war in nothwendigster Weise kaum erledigt, als die asiatische Cholera mit solcher Heftigkeit auftrat, daß wenigstens diejenigen Preisrichter Ende August oder Anfang September München eiligst verließen, welche nicht durch besondere Umstände zum Verbleiben veranlaßt waren. Im folgenden Jahre 1855 fand die zweite Weltausstellung in Paris statt, zu welcher das hannoversche Ministerium wiederum K. und seine beiden Collegen Heeren und Rühlmann absandte. Bekanntlich war der Vetter des Kaisers, der Prinz Napoleon, bekannt durch seine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon I., oberster Leiter dieser Ausstellung und als solcher auch Vorsitzender im Classen-Präsidentenrathe. Obwol der Prinz durch allerlei Einladungen zu besonderen Festlichkeiten bemüht war, den Mitgliedern der Beurtheilungscommission mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit zu begegnen, so hatte sich doch K. durch seine offene und richtige Opposition (namentlich in den Gruppensitzungen) so sehr bei einflußreichen Personen in Ungunst versetzt, daß der für ihn vorgeschlagene Ehrenlegionsorden nicht ertheilt wurde. Auch die deutschen Ausstellungscommissäre und Preisrichter

hielten (im Ausstellungsgebäude „Salon des Kaisers") mehreremals Versammlungen zu Berathungen und freundschaftlichen Verkehr unter Vorsitz des Geheimen Oberfinanzrath v. Viebahn aus Berlin, welcher Präsident der preußischen Ausstellungscommission war und der durch seine Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit überhaupt allgemein erfreute und nützte.

Von Karmarsch's größeren litterarischen Arbeiten sind aus den 50er Jahren vorzüglich drei hervorzuheben. Erstens die 2. Auflage des „Technischen Wörterbuches" (Handbuchs der Gewerbekunde), ferner die ebenfalls zu einem völlig neuen Werke umgeschaffene 2. Auflage seines „Grundrisses der mechanischen Technologie" und drittens „Supplemente zu Prechtl's Technologischer Encyklopädie". Das erste Werk (ursprünglich nach Ure's Dictionary of Arts, Manufactures and Mines frei bearbeitet) wurde völlig zu einer selbständigen Arbeit umgestaltet, so daß das englische Buch factisch aufgehört hatte, die Grundlage der Gewerbekunde von K. und Heeren zu bilden.

Das zweite, größte und wahrhaft Epoche machende Werk unseres K. erschien 1851 unter dem Titel: „Handbuch der mechanischen Technologie". K. selbst sagt noch 1872 (Geschichte der Technologie. Elfter Band der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland [Neuere Zeit], herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften [in München], S. 889) über diese seine Arbeit Folgendes: „Ich brachte zuerst den Gedanken zur Ausführung, wenige große Abschnitte nach dem Principe der speciellen Technologie zu bilden, die Einzelbehandlung aber nach der Methode der allgemeinen Technologie (doch wesentlich abweichend von den Vorgängern Beckmann, Poppe u. A.) zu organisiren, dabei den Details große Berücksichtigung zu schenken. Es dürfte dem Verfasser selbst wol gestattet sein zu sagen, daß dieser neue Weg und daneben das Bemühen, in allen Angaben thunlichst zuverlässig zu sein, Beifall gefunden hat ꝛc." Ganz vortrefflich charakterisirt der Bearbeiter der jüngsten Auflage (1875) (Handbuch der mechanischen Technologie. Fünfte Auflage, Hannover 1875, S. III. [Vorrede]), Herr Regierungsrath Professor Dr. Hartig in Dresden, den Werth des Werkes unseres K. in folgenden Worten: „Bei Uebernahme der Neubearbeitung des berühmten Handbuches war mir die Wahrnehmung bestimmend, daß der technologische Bildungsgang der jetzt lebenden Ingenieure und Constructeure Deutschlands durch hundert Fäden mit diesem Buche verknüpft ist, und daß unsere polytechnischen Schulen ein so bewährtes Hülfsmittel beim Studium der mechanischen Technologie auch in Zukunft schlechterdings nicht entbehren können. Es leistet in der sprachlichen Darstellung technischer Objecte das anerkannt Höchste und vereinigt in unübertroffener Klarheit und in concentrirtester Form einen großen und überwiegend wichtigen Theil des mechanisch-technologischen Wissens. Durch seine zahlreichen und sorgfältig ausgewählten litterarischen Nachweisungen orientirt es zugleich den Leser in der gesammten übrigen technischen Litteratur."

Beim dritten Werke, den fünf Supplementbänden zu Prechtl's Technologischer Encyklopädie, führte zwar K. vorzugsweise die Redaction, lieferte aber dennoch mehrere werthvolle, wenn auch vorzugsweise kleinere Artikel (insbesondere die Artikel: Aetzen, Alkohol, Ausdehnung, Bohren und Bohrmaschinen, Bronze, Chokolade, Durchschnitt, Eisengießerei, Stahlschreibfeder, Fraise, Glas, Gyps, Hobelmaschine — Kalander, Stearinkerzen, Knopffabrikation, Lampe, Zinkguß, Zinngießerei und Zwirn), die sämmtlich Zeugniß ablegen, daß er 1868 den Schlußartikel „Zwirn" des ganzen Werkes noch mit derselben geistigen Frische, Klarheit und Sachkenntniß abfaßte, als dies im J. 1829 mit der ersten von ihm verfaßten Abhandlung „Baumwollspinnerei" der Fall war.

Am 2. Mai 1856 fand das 25jährige Jubiläum der Polytechnischen Schule

statt, als deren Schöpfer und Förderer K. unzweifelhaft hoch gefeiert und geehrt werden mußte. Behörden, Corporationen, ehemalige Studirende, Freunde und die Studirenden der Gegenwart bemühten sich eifrig, unserem K. in würdiger Weise Dank und Ehre zu erweisen, in welcher letzteren Beziehung hervorgehoben werden muß, daß er das ihm überreichte Ehren-Doctordiplom der Universität Göttingen als eine ganz besondere Anerkennung und Auszeichnung betrachtete. Im folgenden Jahre 1857 ward K. im Auftrage des Ministers v. d. Heydt die Directorstelle des Berliner Gewerbeinstituts angetragen. K. war anfänglich zweifelhaft, ob er sich für das Verbleiben oder Fortgehen entscheiden sollte, namentlich wenn er sich die noch kurz vorher erfahrene üble Behandlung Seitens seines hannoverschen Ministers (v. Borries) ins Gedächtniß rief. Mit Rücksicht auf das ihm als zweite Heimath durch 26jährigen Aufenthalt lieb gewordene Hannover und mehr noch aus Anhänglichkeit an die von ihm geschaffene und groß gezogene Lehranstalt trug K. die Angelegenheit dem Vorsitzenden der Verwaltungscommission der Gewerbeschulen, dem Oberschulrath Kohlrausch, vor, und dieser scheute nicht den „schweren“ Gang zu dem damals noch allmächtigen Minister v. Borries zu machen, um für Festhaltung eines Verfehmten (wie in der That K. war, da ihn König Georg V. selbst lange Zeit für einen rothen Republikaner hielt!) zu sprechen. Mit ausdrücklicher Genehmigung König Georgs (dessen geringe Hinneigung, richtiger Abneigung zu Preußen nicht ohne Einfluß gewesen sein mochte), wurde Kohlrausch ermächtigt, mit K. wegen seines Bleibens zu unterhandeln. Letzterer mit dieser Genugthuung zufrieden, setzte große Schwierigkeiten nicht entgegen und erklärte sich nach Erfüllung der von ihm gestellten Bedingungen bereit, den Ruf abzulehnen. Im folgenden Jahre wurde unserem K. die Stelle des Directors der polytechnischen Schule in Stuttgart angeboten, natürlich aber ebenfalls dankend abgelehnt. Vom 8. Mai bis 2. Juni 1859 fand auf Veranstaltung des hannoverschen Gewerbevereins die sechste Ausstellung von Gewerbe- und Industrieerzeugnissen des Königreichs statt, wobei K., wie gewöhnlich, wieder die Aemter als Vorsitzender, sowol der Ausstellungs- wie der Beurtheilungscommission übernehmen mußte. Das am Abende des Eröffnungstages (8. Mai) folgende Festessen im Börsensaale galt gleichzeitig der Feier des 25jährigen Bestehens des hannoverschen Gewerbevereins. Am Geburtstage des Königs (27. Mai) erhielt K. die dritte Klasse des Guelphenordens, wodurch er zugleich hoffähig wurde.

Im Januar 1861 wurde K. von Seite des hannoverschen auswärtigen Ministeriums als Mitglied einer Commission zur Einigung im Maß- und Gewichtswesen nach Frankfurt a. M. abgeordnet. Dem Minister des Innern — dem seit Juni 1860 in den Grafenstand erhobenen Herrn v. Borries — schien jedoch durch Karmarsch's Entsendung das Interesse der Sache nicht hinlänglich gewahrt, weshalb er einige Tage nach Karmarsch's Abreise als hannoverschen „Mitcommissär“ den Stadtdirector Rasch nachsandte, dessen unerwartete Ankunft im Kreise des Frankfurter Fachcollegiums eine nicht geringe Verwunderung erweckte! K. erfuhr dafür Seitens der Commission die Auszeichnung, daß er zum Referenten für die Aufstellung und Begründung des Maß- und Gewichtssystems auf Basis des Meters ernannt wurde und daß sich die betreffende von K. gelieferte Arbeit (das Commissionsgutachten) nicht nur eines höchst schmeichelhaften Beifalls zu erfreuen hatte, sondern daß dasselbe auch im Wesentlichen unverändert endgültig angenommen wurde.

Im J. 1862 wurde Seitens der hannoverschen Regierung K. in Gemeinschaft mit Rühlmann zur zweiten Londoner „Weltausstellung“ abgeschickt. K. war als (erster) hannoverscher Commissär, beide aber als Mitglieder der Jury betheiligt, wobei K. der 32. Klasse (Stahlwaaren, Messerschmiedewaaren und

Werkzeuge) angehörte, Rühlmann aber stellvertretender Vorsitzender der 7. Klasse (Werkzeugsmaschinen) wurde. Die desfallsigen amtlichen Berichte beider wurden durch die deutsche Zollvereinscommission veröffentlicht. Später wurde auch Professor Heeren der hannoverschen Commission beigesellt, der auch, nach K. und Rühlmann, zeitweise als Regierungscommissär thätig sein mußte. Unserem K. wurde im folgenden Jahre (1863) von Oesterreich für sein ungewöhnliches Interesse, was er an österreichischen Ausstellern genommen, das Komthurkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen. Auch König Georg V. äußerte (bei Gelegenheit der Einhändigung des letztgenannten Ordens) „seine besondere Zufriedenheit mit K. in auffällig hervorgehobener Weise.“ Hierzu bemerkt K. (S. 162 der „Erinnerungen aus meinem Leben“), daß er zwar hierauf bescheiden erwiederte, „er werde sich bestreben dieser Allerhöchsten Gnade würdig zu sein“, jedoch auch nachher gestanden habe, daß er nicht wisse, was er gethan, solche Ehre zu erwerben? Durch Schmeichelei und Krummbuckelei habe er sie sich wahrlich nicht zugezogen!“ Am 1. Februar 1864 empfing K. das Diplom als auswärtiges Mitglied der königlich schwedischen Akademie der Wissenschaften.

Im J. 1865 wurde K. vom hannoverschen Ministerium des Auswärtigen (Grafen v. Platen) berufen, durch Theilnahme an einer desfallsigen Commission das 1861 in Frankfurt begonnene Werk „Aufstellung eines einheitlichen Maß- und Gewichtssystems“ mit zur Vollendung zu bringen. Diesmal unterschied sich die Commission dadurch, daß nunmehr auch Preußen, sowie Kurhessen und Mecklenburg dieselbe beschickten. Leider führten alle betreffenden Verhandlungen nicht zu dem erwünschten Ziele, als Preußen — neben dem Meter — den Fuß zu 300 Millimetern unbedingt festhielt und sogar die betreffenden Commissäre zu der Erklärung veranlaßte, ihre Regierung werde von der Sache zurücktreten, wenn man ihr nicht hierin willfahre! Damals machte die Sache böses Blut und muß die damalige Opposition um so bedauerlicher erscheinen, als drei Jahre später (1868) auf Preußens eigenen Betrieb der norddeutsche Bund (später auch Süddeutschland) das metrische System ohne den Fuß bekam, mit der Bestimmung, daß dasselbe vom 1. Januar 1872 an alleinige Gültigkeit haben sollte.

Die Besetzung des Königreichs Hannover durch preußische Truppen, die am 17. Juni 1866 die Residenzstadt erreichten und der bald darauf die Annexion folgte, brachte auch K. anfänglich in einige unliebsame Verhältnisse. Referent berichtet in dieser Beziehung am Besten das, was K. (S. 181 der „Erinnerungen aus meinem Leben“) in Bezug auf zwei hervorragende Persönlichkeiten mittheilt. Er sagt wörtlich folgendes: „Am 27. October 1866 erhielt die polytechnische Schule auch einen Besuch des Ministerialdirectors Delbrück. Dieser Herr zeigte die mir schon längst an ihm bekannte Unnahbarkeit, zu der jetzt noch meine untergeordnete Stellung eines eroberten Directors kam.“ Als ferner (im März 1867) K. nach seiner Ernennung zum Mitgliede des Preisgerichtes für die Pariser Weltausstellung in Hannover dem damaligen Civilcommissär v. Hardenberg seinen Abschiedsbesuch vor Antritt der Reise nach Paris machte, suchte dieser Herr mit wohlgestellten und sehr verständlichen Worten begreiflich zu machen, welche große Auszeichnung K. durch die Ernennung zum Juror erwiesen sei. K. äußert sich hierüber (S. 181 der „Erinnerungen“ ꝛc.) wörtlich wie folgt: „Das erste Mal ließ ich die Phrase verklingen, ohne mich so gerührt zu zeigen, wie es v. Hardenberg erwartet haben mochte. Als er aber mit Betonung darauf zurückkam, konnte ich nicht umhin, merken zu lassen, daß ich mich allerdings darüber freute, übrigens aber ein solcher Auftrag mir nicht zum ersten Male komme und ich annehmen dürfe, der Minister habe mich für den Posten tauglich gehalten.“ „Es gab in jener Zeit Leute — und v. Hardenberg gehörte offenbar unter diese — welche vermeinten, einer der eroberten Hannoveraner müsse es sich zum höchsten

Glücke rechnen, wenn von seinen Kräften und Fähigkeiten durch Preußen Gebrauch gemacht würde. Zur Steuer der Wahrheit sage ich gerne, daß nicht alle so dachten und daß auch die Zeit bessere Ansichten allmählich gereift hat.“ Am 3. Februar 1869 wurde K. vom Könige mit dem Titel Geheimer Regierungsrath beehrt, auch ihm zugleich der Rang eines Rathes dritter Klasse ertheilt. Noch in demselben Jahre (durch Schreiben vom 7. August) ernannte der norddeutsche Bundeskanzler unseren K. zum „beigeordneten Mitgliede“ der in Berlin eingerichteten „Normal-Aichungs-Commission“ (obersten technischen Bundes- — jetzt Reichs- — Behörde für das Maß- und Gewichtswesen) auf 5 Jahre. Diese Bestellung, welche keinen Gehalt, wol aber Reisekosten und Diäten für die in Berlin stattfindenden Plenarsitzungen einbringt, wurde für K. am 23. Mai 1874 auf weitere 5 Jahre erneuert. Durch königliches Patent vom 18. Januar 1872 wurde K. mit dem Preußischen Rothen Adlerorden 2. Klasse beehrt und ebenfalls in demselben Jahre vollendete er seine „Geschichte der Technologie“, die er, seinen Freunden gegenüber, gern als sein „litterarisches Testament“ bezeichnete. Es bildet das Werk zugleich den 11. Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, welche auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Baiern, Maximilian II., durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird. Diese Arbeit besteht dem Inhalte nach aus zwei Theilen, wovon der erste Theil „Geschichte der Industrie“ 850 Seiten umfaßt, der zweite Theil „Geschichte der technologischen Wissenschaft“ aber nur aus 30 Seiten besteht, so daß es etwas zweifelhaft erscheint, ob sich Titel und Inhalt des Werkes in rechter Uebereinstimmung befindet. Nichtsdestoweniger hat K. in diesem Werke einen so colossalen Schatz von litterarischen Notizen und anderem höchst werthvollen Materiale für alle die aufgespeichert, welche in der Folge an einer Geschichte der technologischen Wissenschaften sich versuchen wollen, worin deren Einfluß auf die Kultur der ganzen Menschheit in das rechte Licht gestellt wird *).

Leider begann K. von 1874 ab an einem Augenübel zu leiden, während er sich bis dahin einer vortrefflichen Sehkraft erfreuen konnte. Von etwas zu ängstlichem Gefühle, mit mehr oder weniger unbrauchbaren Augen dem Geschäfte eines Directors der technischen Hochschule zur eigenen Zufriedenheit vorstehen und daneben der gerechte Wunsch, ein paar vom Himmel gegönnte Lebensjahre in Ruhe genießen zu können, reichte K. am 2. Februar 1875 sein Gesuch um Pensionirung ein. Durch verbindliche Schreiben des Herrn Handelsministers Achenbach und des Oberpräsidenten der Provinz Hannover, des Grafen Eulenburg, wurde Karmarsch's Wunsch ganz seinem Antrage gemäß erfüllt. Er hatte zur Pensionirungszeit den 1. August 1875 gewählt; die königliche Entlassungsurkunde ist vom 11. Juni und aus Bad Ems datirt. Von mehreren Mitgliedern der Direction des hannoverschen Gewerbevereins angeregt und von Studirenden der Hochschule lebhaft unterstützt, wurde eine Karmarsch's Namen führende Stipendien-Stiftung gegründet, die bald auch in weiteren Kreisen, in ganz Deutschland, Oesterreich, in den Ostseeprovinzen, Rußland ꝛc. so sehr Einklang fand, daß gegenwärtig das Gesammtkapital nicht weniger als 30 000 Mark beträgt. Im Frühjahr 1876 begann K. seine hier überall benutzten und wiederholt genannten „Erinnerungen aus meinem Leben“ zu schreiben, worin sich seine noch fortdauernde Frische und erstaunliche Arbeitskraft in merkwürdiger Weise immer noch

*) Der Verfasser gegenwärtiger Biographie befindet sich hier zum Theil im Widerspruche mit den Bemerkungen des Herausgebers von Karmarsch's „Erinnerungen aus meinem Leben“, über Karmarsch's „Geschichte der Technologie“, weshalb er unparteiische Leser bittet, vorstehende Urtheile mit den Notizen des Herrn Professor Hoyer (Note 11 von Seite 99 der Erinnerungen ab) gütigst vergleichen zu wollen.

erhalten zeigte. In der kurzen Zeit von weniger als drei Monaten, bis zum Abschlusse des Jahres 1875, beschrieb er zu diesem Zwecke (und zwar verhältnißmäßig sehr eng) mehr als 200 Bogen in Schreibpapierformat. Eine heftige Neuralgie beider Arme veranlaßte K. im J. 1877 zur Kur nach Wildbad zu reisen, an welchem letzteren Orte er sich derartig erfrischte, daß er nach der Kur eine ziemlich umfangreiche Reise durch Holland, Belgien, Lothringen, Elsaß und einen Theil Badens machen konnte. Im folgenden Jahre 1878 trieb es K., nachdem er alle europäischen Gewerbe- und Weltausstellungen von irgend welcher Bedeutung kennen gelernt hatte, auch noch zum Besuche der (dritten) Pariser Weltausstellung, obwol allein seine immer mehr abnehmende Sehkraft zum Wegbleiben von einer solchen Stelle der gewaltigsten Aufregung hätte rathen müssen. Noch im Herbst 1878 wurde er auf ein schweres Krankenlager geworfen. Fünf Monate hindurch litt er die unsäglichsten Schmerzen, bei vollkommener Geistesfrische, bis ihm am 24. März 1879 der Tod die wünschenswerthe Erlösung brachte. Die am 6. October 1879 erfolgte Einweihung des Welfenschlosses zur hannoverschen technischen Hochschule sollte K. leider nicht erleben.

Unmittelbar nach seinem Tode wurde der Plan zur Errichtung eines Standbildes für K. in Hannover gefaßt, dessen Ausführung in Marmor jetzt beschlossen ist und dessen Aufstellung wahrscheinlich an einer höchst passenden Stelle, unweit der sogenannten alten Polytechnischen Schule (dem jetzigen Continental-Hôtel) in nicht zu langer Zeit erfolgen wird. Zum Schlusse hält sich Referent verpflichtet, noch einige ausgezeichnete, im Vorstehenden nicht erwähnte Eigenschaften unseres K. in Erinnerung zu bringen. Zunächst verstand er über die einfachsten Dinge in merkwürdig anregender Weise und zwar oft wirklich unvorbereitet klar und scharf zu sprechen. In der Regel war seine Ausdrucksweise vollendet, ungekünstelt, markig und doch edel. Bei Discussionen war K. durch Schneidigkeit, Schlagfertigkeit, zündenden Witz und, wenn es nöthig war, durch niederschmetternde Derbheit ein fast unbesiegbarer Gegner, glänzende Eigenschaften, welche ihm bis zu seinen letzten Lebensjahren treu blieben*). Was K. so äußerst beliebt und unvergeßlich, insbesondere bei seinen Collegen an der hannoverschen technischen Hochschule machte, war sein offener, gerader, ehrlicher Charakter, frei von diplomatischen Künsten und ohne jede hinterlistige Ränkesucht. Die frappante Behauptung zu üben, „daß dem Menschen die Sprache deshalb gegeben sei, um damit seine Gedanken verbergen zu können“, lag völlig außer Karmarsch's Charakter. War er selbst zuweilen grob und rücksichtslos, so währten derartige Zustände meist nur so kurze Zeit, daß man dem wackeren Manne bereits Alles nachgesehen und vergeben hatte, bevor man ihn verließ.

Verzeichnisse der vorzüglichsten litterarischen Arbeiten unseres K. liefert er selbst (bis zum J. 1856 und beziehungsweise bis 1863 reichend) in der zweiten Auflage seines Buches „Die polytechnische Schule zu Hannover“ und im ersten Bande von Poggendorff's „Biograph.-Litterar. Handwörterbuche“ S. 1224. Dann finden sich weiter gehende Angaben in dem vorerwähnten, vom Geh. Reg.-Rathe Launhardt geschriebenen Nekrologe (Jahrg. 1879 der Zeitschr. des Hannov. Arch.- und Ing.-Vereins S. 487) und in dem von demselben Herrn (Rector ꝛc. Launhardt) 1881 verfaßten Buche „Die Königl. Technische Hochschule zu Hannover von 1831—1881“ S. 174. Rühlmann.

---

*) Der Verfasser folgte hier fast wörtlich den Urtheilen des Herrn Geh. Reg.-Rathes Launhardt, des gegenwärtigen Rectors der Hannov. Techn. Hochschule im Jahrgange 1879 (Bd. XXV) S. 486 der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover. Diese Urtheile sind so richtig und vortrefflich gefaßt, daß Referent erklärt, damit, nach eigenen Erfahrungen, völlig übereinstimmen zu können.

Karoch: Samuel K., gebürtig aus Lichtenberg in Oberfranken, ist merkwürdig als einer der frühesten Verkündiger des Humanismus in Deutschland, wenn auch noch in sehr mangelhafter Weise. Er hat rhythmische Dichtungen und Erzählungen in Prosa, in gesuchtem aber fehlervollen Latein verfaßt, auch eine sog. Barbarolexis, die aus Deutsch und Latein gemischt ist, zum Theil sehr unsauber, und interpretirte diese seine Werke nebst der Rhetorik des Agostino Dato in Vorlesungen, wovon sich noch Ankündigungen aus Erfurt erhalten haben. Durch irgend einen Fehltritt, wie es scheint, war er in Noth gerathen und in Armuth hat er in Italien den Humanismus kennen gelernt. Im J. 1466 nach neun Nothjahren, dann wieder 1469 und 1470 hat er in Leipzig bei dem Festmahl der Magisterpromotion (Prandium Aristotelis) Reden gehalten und um Unterstützung gebeten. Bei der Gründung der Universität Ingolstadt 1472 wird er als Mitglied der Artistenfacultät genannt, aber schon 1476 erscheint er wieder hülfsbedürftig in Heidelberg. Ich habe über ihn in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Bd. 28, gehandelt, und im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Bd. 26—28, verschiedene seiner Produkte mitgetheilt.

Vgl. G. Voigt, Wiederbelebung des klass. Alterthums. II, 304.

W. Wattenbach.

Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, von ihren Zeitgenossen „die große Landgräfin" genannt. Geboren am 9. März 1721, † am 30. März 1774. Sie verdankt diese ehrende Bezeichnung nicht der Großartigkeit ihrer Lebensschicksale, auch nicht einer politischen Thätigkeit, wie sie von einzelnen Fürstinnen, sei es in selbständiger Regierung eines Landes, sei es als berathende fürstliche Gemahlinnen entwickelt worden ist; sie findet auch nicht eine Erklärung in einer unmittelbaren thätigen Mitwirkung bei den litterarischen Bestrebungen ihrer Zeit, wie man sie von jeher, aber ohne einen jeden anderen Beleg, als die von ihr veranstaltete erste Ausgabe der Klopstock'schen Oden anzunehmen geneigt war. Sie war einzig und allein begründet in dem Eindruck, den ihr ganzes Denken und Fühlen auf ihre Zeitgenossen machte. An dieser Bewunderung nahmen Fürsten und Staatsmänner, Dichter und Gelehrte, Hofleute und Bürger Theil. Es nannte sie Goethe „die große Landgräfin", Wieland wünschte einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein, um sie zur „Königin von Europa" zu erheben, Friedrich II. nannte sie die Fürstin, welche die Zierde und die Bewunderung des Jahrhunderts bildet, und ehrte ihr Andenken durch das Denkmal, welches den Hügel über ihrer Grabesgruft krönt, mit der vielsagenden Inschrift: „An Geschlecht ein Weib, an Geist ein Mann", der Encyklopädist Grimm beklagt, daß sie nicht allmächtig, wie die Vorsehung sei, weil sie dann das Glück der Welt sein werde, und in ähnlicher Weise sprechen sich noch andere hervorragende Männer und Frauen aus, wie z. B. die Frau v. Buchwald, die hochgepriesene Freundin Wieland's, Herder's und Goethe's, welche sich in den begeistertsten Worten vernehmen läßt, wo sie der Landgräfin gedenkt. Wir Nachkommen erkennen diese menschliche Größe aus den Tausenden von Briefen, welche von ihr erhalten sind. Aus ihnen erkennt man die Landgräfin in ihrer seltenen hohen Geistes- und Gemüthsbildung, in ihrem Gefühle für alles Schöne und Edle, in der Güte ihres Herzens, in der Klugheit ihres Verhaltens in den schwierigsten Lebensverhältnissen, als Gemahlin eines eigenartigen Fürsten, als Mutter, als Tochter, als Freundin, als Beschützerin der Verfolgten, als Helferin der Bedrängten in gleich großer Weise. Diese ihre hervorragenden Geistes- und Gemüthseigenschaften, welche ihre Zeitgenossen in unmittelbarer Anschauung zu erkennen Gelegenheit hatten, waren es, welchen sie die schon erwähnte ehrende Bezeichnung der „großen Landgräfin" verdankte. K. war die am 9. März 1721 geborene Tochter des Herzogs Christian III. von Pfalz-Zweibrücken und der Prinzessin Karoline von Nassau-Saarbrücken. Nach dem Tode Christians III. führte

seine Wittwe als Vormünderin mehrere Jahre die Regierung bis zur Mündigkeit ihres ältesten Sohnes, dann zog sie sich mit ihren Töchtern auf ihren Wittwensitz Bergzabern zurück. Hierher kam bei öfteren Besuchen der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, der nach der Bestimmung seines Großvaters, des letzten Grafen von Hanau, seinen Sitz in der Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, in Buxweiler, hatte. Die Herzen fanden sich und der Erbprinz Ludwig wurde der Gemahl der jungen Prinzessin. Als regierender Graf von Hanau blieb der Prinz in Buxweiler wohnen; Buxweiler wurde Residenz des jungen Paares. Die Neigung des Prinzen zum Soldatenstande bestimmte ihn in französische Kriegsdienste zu treten. Allein auf die Dauer genügte ihm der französische Kriegsdienst nicht, er strebte darnach, sich als deutscher Reichsfürst sein eigenes Militär zu schaffen, das that er, indem er sich nach seiner Grafschaft Lemberg, welche unter deutscher Oberhoheit stand, in den kleinen Ort Pirmasens, wo sein Großvater ein Jagdschloß besaß, zurückzog, während seine Gemahlin in ihrer Residenz Buxweiler zurückblieb. Dieser Schritt war entscheidend, denn er führte zu einem getrennten Leben der beiden Ehegatten, welches mit Ausnahme zeitweiser Besuche bis zum Tode der Prinzessin sich fortsetzte und nur wenige Jahre eine Unterbrechung erfuhr, als der Prinz in preußische Kriegsdienste getreten war, denn auch als ihn nach dem Tode seines Vaters seine Pflichten als Landgrafen nach seinem eigenen Stammlande riefen, behielt er Pirmasens als seine persönliche Residenz bei. Die Schwierigkeiten, welche der soldatenliebende Prinz bei der Bildung seiner Truppen fand, namentlich der Mangel an Geldmitteln zu diesem Zwecke, die Aergernisse, welche ihm aus der Werbung seiner Grenadiere und deren häufiger Desertion entsprangen, machten ihn mißmuthig, und der ihn beherrschende Mißmuth konnte nicht verfehlen, auch seiner Gemahlin Leben zu verbittern, zumal da die natürliche Eigenartigkeit seines Charakters in diesem Mißmuth einen noch stärkeren Ausdruck erfuhr. Der Prinz sehnte sich nach einem ausgedehnteren militärischen Wirkungskreis und er trat daher in preußischen Kriegsdienst; es wurde ihm das Regiment Selchow verliehen, welches in Friedenszeiten in Prenzlau in Garnison lag. Der Prinzessin bot dieser Aufenthalt in Prenzlau keine besonderen Annehmlichkeiten; er war ein sehr einförmiger und genügte der geistreichen Frau in keiner Weise. Ihr Gemahl war viel abwesend, bald in Berlin bei dem König, bald bei militärischen Uebungen, bald im Felde, und die Einförmigkeit erfuhr nur selten eine Abwechslung durch kleine Festlichkeiten, an dem kleinen Hofe erwünschte Besuche. Während des Aufenthaltes in Prenzlau wurde K. Mutter von vier Kindern, darunter die des langersehnten Thronerben. Eine der Prinzessin unendlich angenehme Unterbrechung bildete der öftere zuweilen auf Wochen sich ausdehnende Aufenthalt in Berlin, wohin sie ihren Gemahl begleitete und wo sie im Umgange mit dem geistreichen Könige und der ganzen ihr mit höchster Achtung begegnenden königlichen Familie Genüsse fand, wie sie solche liebte. In ihren vertrauten Briefen an ihre Schwägerin von Baden weiß sie dieselben nicht genug zu rühmen. Der Erbprinz hing mit der höchsten Verehrung an dem großen König und dieser schätzte den Prinzen sehr hoch, namentlich wegen seiner militärischen Pünktlichkeit, so daß er öfters dessen Regiment als ein Musterregiment bezeichnete und anderen Regimentern, wenn sie ihn nicht befriedigten, drohte, sie in die Schule des Erbprinzen geben zu wollen. Aber ungeachtet dieser wechselseitigen Zuneigung sah sich der Erbprinz genöthigt, den preußischen Dienst zu verlassen, weil sein Vater, ein leidenschaftlicher Anhänger der Kaiserin Maria Theresia, den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Sohn in dem zwischen den beiden Mächten drohenden neuen Kriege gegen die österreichischen Truppen kämpfen sollte. So sehr sich auch der Prinz dagegen sträubte, er mußte den dringenden Bitten des Vaters willfahren. Die Pietät gegen den alten Schwieger-

vater veranlaßte die Prinzessin, wenn auch mit schwerem Herzen und gegen ihre eigene Neigung, den Gemahl zu dem Entschlusse bereden zu helfen. Als nächster Vorwand für die Entlassung mußte des Prinzen durch die Strapatzen, namentlich während des böhmischen Feldzuges, gestörte Gesundheit dienen. Als stichhaltiger Grund konnte indessen auch der Umstand gelten, daß die von Frankreich an Preußen erfolgte Kriegserklärung dem unter französischer Oberherrlichkeit stehenden Hanauer Land Gefahr bringen könnte, wenn der Prinz in preußischem Kriegsdienst bliebe. Genug, der König gab die erbetene Entlassung und das fürstliche Paar ging wieder in sein Hanauer Land zurück, um da wieder wie ehedem, getrennt, der Prinz in Pirmasens, die Prinzessin in Buxweiler zu leben, und in ähnlicher Weise wie früher seine Tage zu verbringen. Die Prinzessin verließ das preußische Land mit schwerem Herzen. Der Verkehr mit dem preußischen Hof war ihr ein so lieber geworden, daß sie ihn schmerzlich vermissen mußte, zumal da sie sehr wenig Aussicht hatte, daß sich derselbe wieder anknüpfen werde. Was sie aber sonst schmerzte, war, daß sie in ihrem Heimathlande, namentlich bei ihrem Schwiegervater, einer Gesinnung gegen den König Friedrich II. und seine Politik begegnete, die in geradem Gegensatze zu der ihrigen stand. In ihren Briefen an die Prinzessin Amalie gibt sie diesem Gefühle von da an fortwährend Ausdruck. Sie hatte sich stets zu hüten, daß sie ihre Freude über die Siege „ihres Heros", wie sie den König nannte, sowie ihren Kummer über die ihn treffenden Niederlagen nicht allzulaut äußerte. Alle diese Briefe bekunden die wechselnden Gefühle, denen sie zu Hause keinen Ausdruck geben durfte, alle verrathen aber auch die Sehnsucht, wieder nach Preußen zurückzukehren. Wie sehr sie den Aufenthalt am preußischen Hofe, den sie gerade in dem letzten Jahre Monate lang genossen hatte, vermißte und wie groß ihr der Gegensatz ihres Lebens zu Pirmasens, wo sie öfters Wochen lang aushalten mußte, erschien, spricht sie in einem Briefe vom Jahre 1757 an die Prinzessin Amalie in den Worten aus: „Ich hatte ein Jahr lang das Glück in der strahlendsten Gesellschaft zu leben und nun sitze ich am Tisch mit Leuten, die in ihrer größeren Mehrzahl das Rad und den Strick verdienten." Zu einem Umzuge nach Darmstadt wollte sich der Erbprinz aber trotz aller Bitten seines Vaters und trotz des dringenden Wunsches seiner Gemahlin nicht überreden lassen. Den Hauptgrund dieser Weigerung bildete die Liebe zu seinen Pirmasenser Grenadieren, von denen er sich nicht trennen wollte. Da jedoch Landgraf Ludwig VIII. das hohe Greisenalter erreicht hatte und sein baldiger Tod befürchtet werden konnte, gebot es die Staatsklugheit, daß wenigstens die Erbprinzessin mit ihren Kindern unter ihren künftigen Unterthanen lebe und gegen diese Nothwendigkeit wußte auch der Erbprinz keinen Einwand zu erheben. Und so verließ sie im J. 1765 das ihr liebgewordene Buxweiler, ihr doppelt lieb durch die Nähe von Bergzabern, wo ihre heißgeliebte Mutter lebte, und zog nach Darmstadt über. Den Anfang ihres Darmstädter Aufenthaltes theilte indessen ihr Gemahl mit ihr und er dehnte seinen Aufenthalt, den er anfangs auf sechs Wochen bestimmt hatte, endlich auf vier Monate aus, wie die Prinzessin ihrer Schwägerin Karoline von Baden in einem Briefe vom 26. October 1765 berichtet. Die Verhältnisse, in die sie hier trat, gaben ihr einen ungenügenden Ersatz für das, was sie verließ, ihr Pflichtgefühl machte ihr das Opfer leichter. Die Residenz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt hatte sich von dem ersten Landgrafen an durch den Anbau einiger Vorstädte vergrößert und durch die allmähliche Vergrößerung des Residenzschlosses ihre Physiognomie wesentlich verändert, wenn auch die Erweiterung des Schlosses bei der Unfertigkeit des Baues gerade nicht zum Glanze der Stadt beitrug. Der weitläufige über die Häuser der Stadt hervorragende Bau des neuen Schlosses stand in seinen Mauern, aber seine Fensteröffnungen

standen offen oder waren mit Brettern geschlossen. Nur das alte Schloß befand sich in bewohnbarem Zustande und bot nicht einmal für alle in Darmstadt befindlichen Mitglieder des fürstlichen Hauses die nöthigen Wohnräume, so daß, als die Erbprinzessin kam, kleine Neubauten vorgenommen werden mußten und der Prinz Ludwig vorerst im sog. Jagdhause Quartier zu nehmen genöthigt war. Karoline's Hauptthätigkeit und ihre größte Freude bildete die Sorge für die leibliche und geistige Erziehung ihrer Kinder, dann ihr Briefwechsel und ihre Beschäftigung mit der neuen Anlage des „Herrngartens", von dem ihr sie zärtlich liebender Schwiegervater ihr im J. 1766 ein großes Stück zu beliebiger Anlage überlassen hatte. Von dieser Zeit an datirt die schöne Verwandlung des Gartens aus einem schlichten Obst- und Gemüsegarten in eine englische Anlage. Am 17. October 1768 ereilte der Tod den alten Landgrafen Ludwig VIII. ganz plötzlich, als er sich im Theater befand. Die Erbprinzessin, welche von ihrer Tochter einige Stunden zuvor aus Homburg zurückgekommen war, hatte einige Minuten vorher noch mit ihm gesprochen und nicht geahnt, daß ihre Worte die letzten sein sollten, die sie mit dem hochverehrten Vater wechseln könne. Ihr fiel die Aufgabe zu, das unerwartete Ende des Landgrafen seinem Nachfolger, ihrem Gemahle, und ihrer geliebten Schwägerin von Baden zu verkünden. Durch den Tod des Landgrafen und die Thronbesteigung des Erbprinzen erfuhren die Verhältnisse allerdings eine Veränderung; dieselben legten der nunmehrigen Landgräfin zwar schwerere Pflichten auf, aber sie erhöhten ihr die Lebensannehmlichkeiten in keiner Weise. Die Uebernahme der Regierung konnte den neuen Landgrafen von Hessen-Darmstadt nicht bestimmen, nach seiner hessischen Residenz über zu ziehen; allen Bitten seiner Gemahlin setzte er deshalb anfangs entschuldigende Ausflüchte und dann einen schweigenden Widerstand entgegen. Sein Aufenthalt inmitten seines Grenadierbataillons war ihm zu angenehm und seine Gewöhnung zu mächtig, als daß er sich zur Erfüllung dieser Regentenverpflichtung hätte entschließen können. Die Landgräfin empfand es sehr schmerzlich, und ihre Lage wurde ihr ungemein erschwert durch die Anordnungen, welche ihr Gemahl einerseits in Rücksicht auf die zerrütteten Finanzverhältnisse, andererseits aber auch in seinem Gefühle, daß er nun gebietender Herr sei und das, was ihm bisher ein Aergerniß gewesen war, anders machen könne, zu treffen für gut fand. Diese Anordnungen, welche sich der Landgraf schon lange überdacht und beschlossen hatte, bezogen sich ebenso auf die Regierung des Landes, wie auf die Umgestaltung des fürstlichen Hofes. In beiden Beziehungen konnte ihnen Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, ja zum Theil sind sie als höchst heilsam anzusehen; sie wurden aber schwerer empfunden, weil sein energischer, ja schroffer Charakter keine vermittelnden Uebergänge duldete, sondern die Veränderungen rücksichtslos und ohne alle Beachtung bestehender Verhältnisse zur Ausführung bringen ließ. Wir haben hier nur von einigen Veränderungen zu reden, die unsere Landgräfin berührten. Sie bezeichnet dieselben in einem Briefe an ihre Freundin und Schwägerin von Baden in folgenden Worten: „Du weißt, in welcher Unordnung die Verhältnisse liegen; der Landgraf wird, um sie zu bessern, in allen Zweigen der Verwaltung Einschränkungen machen. Die Parforcejagd ist sogleich aufgehoben worden, der Marstall hat nur 60 Pferde behalten, die Pferde der Dragoner wurden genommen, um die Gardes du corps beritten zu machen, und um den Marstall in Pirmasens zu ergänzen, die Pagen sind entlassen — — — unsere Tafel ist vereinfacht und für gewöhnlich auf 14 Personen beschränkt, viele Diener sind entlassen, ich beklage aber nur die, welche lange treu gedient haben, das schmerzt mich, aber ich sehe ein, daß es sein muß. Es ist nicht die Einschränkung des „Staats", was mich betrübt, denn aus diesem habe ich mir nie etwas gemacht, aber ich leide, weil ich Unglückliche sehe." So mußte sich nun

die Landgräfin das Leben in der Residenz gestalten, wie es die bestehenden Verhältnisse möglich machen konnten. Es blieb, was es vorher gewesen, ein einfaches und doch vielfach bewegtes; aber den Mangel an fürstlicher Pracht, welche sie ohnedies nicht liebte, suchte sie sich zu ersetzen durch Genüsse, welche ihr gebildeter Geist, ihr Sinn für Edles und Schönes, die Liebe und Sorge für ihre Kinder ihr bereiten konnten. Ein noch größerer Genuß als er bisher schon gewesen, wurde ihr von jetzt an ihre Correspondenz, der sie bis zum Schaden für ihre Gesundheit lebte. Ihr Lieblingsplatz dafür wurde ihr eine Einsiedelei, die sie sich in dem von ihr mit Liebe angelegten Herrengarten erbauen ließ. Dort brachte sie viele Stunden des Tages zu und dort müßte man auch den Schauplatz der Begegnung mit Goethe suchen, welche in Erzählungen und dramatischen Dichtungen verherrlicht worden ist, nicht aber in der Grabesgrotte, welche sie im Herrengarten als ihre einstige Ruhestätte hatte herstellen lassen, die aber verborgen und nur wenigen Personen bekannt war. Hier liebte sie auf einer in der Nähe stehenden Bank sich frommen Betrachtungen hinzugeben und im Gebete Stärkung zu holen in den Mühen des Lebens. Mit treuer Sorgfalt lebte sie den Aufgaben der Erziehung ihrer Kinder, die sie allein zu lösen hatte und die ihr von ihrem Gemahle nie erleichtert, oft aber auch sehr erschwert wurden. Es war namentlich die Erziehung ihres ältesten Sohnes, der einmal der Vater seiner Unterthanen werden sollte, welche ihr am Herzen lag. Sie beobachtete ihn in seinem ganzen Denken, Fühlen und Handeln, und theilte ihre Beobachtungen mit den sich an diese knüpfenden Hoffnungen und Befürchtungen stets den Männern mit, auf deren Urtheil in dieser Beziehung sie ein Gewicht legte und die sie dabei zu berathen pflegte, wie z. B. v. Moser und Grimm, welcher letztere auf ihren dringenden Wunsch den Prinzen Louis auf der Reise nach England begleitete. Schon frühe lag ihr daran, tüchtige Lehrer für ihn zu gewinnen; Moser stand deshalb mit Sturz und mit Hamann in Unterhandlung, aber die Wahl des ersteren scheiterte an der Weigerung des Vaters, die des letzteren an seiner eigenen Ueberzeugung, daß er für solche Stelle nicht passe. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten. Mit gleicher Theilnahme schlug ihr Herz für das Wohl und Weh des Landes und sie war dafür thätig, so weit sie dies durfte, ohne das Mißfallen des Gemahls zu erregen. Sie stand darin dem durch sie in den darmstädtischen Dienst gelangten, seiner Zeit vorangeschrittenen berühmten Kanzler K. F. v. Moser zur Seite. Genüsse gewährten ihr die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der Litteratur, die in Frankreich und Deutschland an die Oeffentlichkeit traten, die Pflege der musikalischen Kunst und der Umgang mit den gebildeten Kreisen ihrer Residenz und den auswärtigen Gästen dieses Kreises, dessen Mittelpunkt der im darmstädtischen Dienste stehende Merck bildete und zu dem der Geschichtschreiber H. B. Wenck, Herder, Goethe, Wieland, Gleim, Sophie la Roche u. a. m. gehörten. Durch ihre Verbindung mit Grimm, der mit dem höchsten Vertrauen von ihr beehrt war und ihre litterarischen Bedürfnisse in Frankreich besorgte, trat sie auch in Beziehung zu den französischen Zeitgenossen, welche sie besuchten, wenn sie auf ihren Wanderungen Darmstadt berührten. Ihre Haupterholung bildete aber die Correspondenz, die sie nach allen Seiten hin führte, wie z. B. mit Friedrich II., mit ihrer Herzensfreundin Prinzessin Amalie von Preußen, mit Grimm u. a. m. und die sie gegen den Rath der Aerzte bis

zum Schaden ihrer Gesundheit ausdehnte. Die Sorgen der Landgräfin hatten mit dem Heranwachsen ihrer Kinder und deren immer schwieriger werdenden Erziehung, sowie mit der Vermählung ihrer Töchter eine bedeutende Steigerung erfahren. Alle damit verbundenen Aufgaben ließ der Landgraf sie allein lösen, ja dessen Eigenartigkeit erschwerte ihr diese Lösung sehr vielfältig. Bei der Vermählung der Töchter reichten sich freudige Erregung und sorgenvolle Gedrücktheit die Hand und übten nebst den dabei unvermeidlichen körperlichen Anstrengungen auf ihren ohnedies geschwächten Körper eine verderbliche Wirkung. Am 26. Mai 1765 hatte die Landgräfin, als in dem Prinz Georg'schen Hause wieder eine Prinzessin zur Welt gekommen war, an die Markgräfin von Baden geschrieben: „Ich gratulire Dir zu der neuen Nichte, die uns unsere Schwägerin geschenkt hat; ich hätte indeß doch einen Neffen vorgezogen. Wo soll man Männer finden für die neun Prinzessinnen in Darmstadt?" Diese Sorge haben die Ereignisse als eine unbegründete erscheinen lassen; alle neun Prinzessinnen haben sich vermählt und alle bildeten Zierden ihres Geschlechtes. Sie hatte das Glück, die Vermählung von dreien derselben zu erleben. Die älteste, Karoline, wurde die Gemahlin des Landgrafen Friedrich V. von Homburg, die zweite, Friederike, die Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Die Vermählung ihrer dritten Tochter, Wilhelmine, mit dem Großfürsten Paul von Rußland wurde Veranlassung, daß ihr Leben rascher seinem Ende entgegen ging. Ihre Gesundheit, bereits seit Jahren sehr geschwächt, so daß sie schon im J. 1767 einmal nach Paris gereist war, um den berühmten Tronchin zu consultiren, fing nun an immer zweifelhafter zu werden. Die großen Sorgen der Vorbereitungen zur Reise nach Petersburg, ihr vermehrt durch die Schwierigkeiten, welche ihr eigenartiger Gemahl ihr bereitete, die anstrengende Reise selbst und der die Kräfte aufreibende Aufenthalt am russischen Hofe mußten ihre Gesundheit in erhöhtem Maße schädigen. Sie kehrte schwer krank nach Darmstadt zurück und ihr Leiden nahm von Tag zu Tag zu. Am 30. März 1774 verschied sie, nachdem sie noch den Schmerz erlebt hatte, ihre bei ihr weilende geliebte Mutter fünf Tage vor ihrem eigenen Tode zu verlieren. Groß war die Trauer um die edle Fürstin allüberall und gab sich in den aufrichtigsten Aeußerungen kund. König Friedrich II. weihte ihrem Andenken das Monument auf ihrem Grabeshügel mit der vielsagenden Inschrift: Femina sexu, ingenio Vir.

Walther, Die „große Landgräfin", Darmstadt 1873 (auch im Archiv des histor. Vereins für das Großherzogthum Hessen, XI). Briefwechsel der Landgräfin Karoline von Hessen, hrsg. v. Walther, 2 Bde., Wien 1877.

Walther.

Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt, — Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg Friedrich V. Ludwig Wilhelm Christian und dessen Gemahlin K., einer Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt —, wurde den 26. August 1771 in Homburg v. d. H. geboren, † am 20. Juni 1854. Sie genoß eine einfache, aber gründliche, fromme Erziehung und zeigte schon früh eine große Charakterfestigkeit, wie einen tief religiösen Sinn. 1791 vermählte sie sich mit dem Erbprinzen und nachmaligen Fürsten Ludwig Friedrich II. von Schwarzburg-Rudolstadt. An der Seite dieses ihres vielseitig gebildeten, kunstsinnigen, seinem fürstlichen Berufe mit großer Liebe und Treue ergebenen Gemahls fand sie bald Gelegenheit, als eine mit hohem Geiste und tiefem Gemüthe begabte Frau ihre Pflichten gegen Land und Familie in seltener Weise zu erfüllen. Mit um so tieferem Ernste mußte sie daher die politische Constellation der Jahre 1806 und 1807, die für das Fürstenthum verhängnißvoll zu werden drohte, erfüllen und ihre Thätigkeit um so mehr in Anspruch nehmen, als des Fürsten Gesundheit in bedenklicher Weise wankend

zu werden begann. Hier verdient aus dem Jahre 1806, in welchem die Kriegsunruhen, vor und nach dem Treffen bei Saalfeld, auch Rudolstadt empfindlich trafen, erwähnt zu werden, daß Prinz Louis Ferdinand von Preußen den Abend vor dem 10. October in der fürstlichen Familie zubrachte, worüber die Fürstin schätzenswerthe Aufzeichnungen in ihrem Tagebuche hinterließ. Die von jener Zeit an immer steigenden Lasten, welche die französische Administration dem kleinen Lande brachte, ruhten fast allein auf ihren Schultern, da des Fürsten Krankheit ihn jetzt von allen Geschäften zurückhielt. Den rastlosen Bemühungen der Fürstin war es daher zuzuschreiben, daß Villain, du Moulart u. A. ihre maßlosen Forderungen milderten, bis mit dem Eintritt der schwarzburgischen Fürstenthümer in den Rheinbund weitere Besorgnisse um das Land theilweise gehoben wurden. Als 1807 der Fürst gestorben war, führte sie während der Minderjährigkeit des Erbprinzen auch die obervormundschaftliche Regierung während Deutschlands tiefster Erniedrigung 1807—1813. Eine deutsche Fürstin durch und durch, wußte sie, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, sich der eisernen Nothwendigkeit zu beugen und unermüdlich alle nur mögliche Erleichterung für das Haus und Land Schwarzburg in jener schweren Zeit zu erzielen. 1813 den 17. November entsagte auch sie dem Rheinbunde und wirkte für die gemeinsame Sache der Unabhängigkeit Deutschlands im kleinen Kreise nach Kräften, bis sie 1814 die Regierung in die Hände ihres nunmehr volljährigen Sohnes, des jungen Fürsten Friedrich Günther nach dessen Rückkehr aus dem Feldzuge niederlegte. Trotz der politischen Unruhen hatte sie während ihrer Regierung dennoch Zeit gefunden, Werke des Friedens zu fördern. Das bezeugt ihre Fürsorge für Schule und Kirche, für Hebung des kirchlichen und sittlichen Lebens, für Ausbildung der Volksschullehrer durch Hebung des Seminars, für das Gymnasium, für Unterstützung talentvoller, junger Leute jeglichen Standes und Geschlechts, für Vergrößerung und zweckmäßige Benutzung der verhältnißmäßig nicht unbedeutenden öffentlichen fürstlichen Bibliothek. Sie war sprichwörtlich „die Landesmutter“. Während ihres Stilllebens widmete sie sich wissenschaftlichen Studien. Mit den Heroen ihrer Zeit, mit Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt (der sie eine Frau nennt, „wie man sie selten findet“), H. Voß, Abeken, Luden und vielen anderen war sie persönlich bekannt und blieb mit vielen derselben in fortwährendem Verkehr. Sie war ein würdiges Glied der Homburger Familie, deren Söhne und Töchter sich einen bleibenden Namen in der deutschen Geschichte gesichert haben, eine ebenbürtige Schwester der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Bis in ihr Greisenalter bewahrte sie trotz der schweren Prüfungen, welche ihr nicht erspart blieben, geistige Frische und Elasticität und starb nach kurzer Krankheit den 20. Juni 1854.

Außer der Biographie von B. Anemüller: Karoline Louise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzessin v. Hessen-Homburg; nach ihren eigenen Aufzeichnungen 2c. Rudolst. 1869 u. einer solchen von K. Schwartz in dessen: Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg 2c. Rudolstadt 1878, 3. Bd. S. 244 f. — vgl. noch Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 1. Thl. Stuttgart 1829, S. 229; Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. 2. Bd. Stuttgart 1862, S. 35 ff.; W. v. Humboldt in den Briefen an eine Freundin, 4. Aufl., 1. Thl. Leipzig 1850, S. 266 ff.; L. F. Hesse, Rudolstadt und Schwarzburg nebst ihren Umgebungen, histor. u. topograph. dargestellt. Rudolstadt 1816, S. 83 ff. Anemüller.

Karolus: Johann K. (Carolus), Buchdrucker zu Straßburg zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Ob er ein Eingeborener dieser Stadt gewesen, sowie welcher Art sein äußerer Lebensgang war, ist unbekannt, auch sein Geburtsort und Todesjahr sind nicht überliefert. Er war ein Zeit=

genosse des Buchdruckers Tobias Jobin (vergl. d.) und übernahm, nachdem diese Officin eingegangen war, unter andern die Herstellung oder den Wiederdruck mehrerer Fischart'scher Werke, deren fast ausschließlichen Druck J. besorgt hatte. Unter diesen Erzeugnissen sind bemerkenswerth der aus zwei Bildern zusammengeklebte Großfolio-Holzschnitt, die Thierbilder im Münster zu Straßburg darstellend mit 224 Versen Fischart's 1608, „Flöh Hatz, Weiber Tratz . . .“, 1610, 8⁰, und des Balthasar Schnurr von Lendsiedel Gedicht: „Der Ameisen- und Mücken-Krieg . . .“, 1612, 8⁰. Aber auch noch durch eine ganz besondere typographische Thätigkeit hat K. sich in der Buchdruckergeschichte verewigt dadurch, daß in seiner Officin die erste bis jetzt nachweisbare deutsche Zeitung redigirt und gedruckt wurde. Dies geschah im J. 1609, aber nach dem Eingange des Vorworts zu diesem Jahrgange erfahren wir zugleich, daß er „in Ausfertigung der ordinarii avisa, wie nun etlich Jahr geschehen, zu continuiren vermittelst göttlichen Gnaden bedacht“ ist. Mit diesen Worten erklärt also der Herausgeber, daß er schon seit Jahren Zeitungen veröffentlicht habe und daß dieser Jahrgang nur eine Fortsetzung eines älteren Unternehmens sei; aber ein früherer Jahrgang als 1609 hat sich nicht erhalten. Dagegen ist die Universitätsbibliothek zu Heidelberg im Besitze eines vollständigen und unversehrten Jahrgangs 1609, während eine Nürnberger Zeitung von 1620 die kaiserliche Bibliothek zu Berlin, eine Hildesheimische desselben Jahres das Museum in Hildesheim, und die königliche Bibliothek zu Stockholm bedeutende Ueberreste eines Nürnbergischen und eines Augsburgischen Blattes aus den Jahren 1627—1631 aufbewahren. Der Titel aber dieser bis jetzt ältesten bekannten deutschen Zeitung, einer der größten typographischen Seltenheiten, lautet buchstäblich folgendermaßen, und ich glaube ihn der Wichtigkeit dieses Unicums wegen hier vollständig wiedergeben zu sollen: „Relation aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen Historien, so sich hin vnd wider in Hoch und Nider Teutschland, auch in Franckreich, Italien, Schottland vnd Engelland, Hisspanien, Hungern, Polen, Sibenbürgen, Wallachey, Moldaw, Dürkey ꝛc. Inn diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte. Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen vnd zuwegen bringen mag, in Truck verfertigen will“. Die ganze Zeitung füllt einen Quartband von 125 Blättern mit 52 Nummern und aus dem Wortlaute des angeführten Titels ergibt sich, daß derselbe vor der ersten Nummer beigefügt war und nicht, wie es jetzt geschieht, erst mit der letzten Nummer ausgegeben wurde. Im Vorworte unterzeichnet sich der Herausgeber und Drucker „Johann Karolus“ und richtet die Bitte an den Leser, etwaige Versehen, besonders in den Orts- und Personennamen, zu entschuldigen und zu verbessern, rechtfertigt auch diese Bitte mit der Eile, in welcher die Zusammenstellung und Veröffentlichung erfolgen „vnd daß bei der Nacht eilend gefertigt werden mußte“. Die Ueberschrift der ersten Correspondenz jedes Stückes führt sich mit dem Worte „Zeitung“ ein und beginnt das erste Blatt mit den Worten „Zeitung aus Köln, vom 8. Jenner Anno 1609“. Der ganze Jahrgang aber umfaßt Correspondenzen aus 17 Städten und ganz besonders solche aus Italien, wie denn auch aus Venedig in Nummer 37 (4. September) den damaligen Deutschen die erste Kunde über den großen Physiker Galilei (Signor Galileo) und seine Entdeckung des Fernrohres gebracht wurde.

Flögel, Gesch. der Kom. Litteratur III, 350. Wolff, Lectiones memorab. II, 977. Grandidier, Essais histor. sur l'Eglise cathédrale de Strasbourg p. 68. Goedeke, Gr. 2, 388. 389. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse. 1879.

J. Franck.

Károlyi: Franz Anton Graf K. (Károly von Nagy), kaiserlich österreichischer Feldzeugmeister, Ritter des Goldenen Vließes und des Militär-Maria-

Theresien-Ordens, Inhaber des 52. Infanterieregiments, geboren zu Nagy-Károly in Ungarn am 8. November 1732, † zu Penzing bei Wien am 24. August 1791. Einziger Sohn des Grafen Franz, kaiserlich königlichen Generals der Cavallerie, trat K. als Hauptmann bei dem Infanterieregiment Nr. 37 in den kaiserlichen Dienst, ward mit 23 Jahren Oberst (1755), drei Jahre später Generalmajor, 1763 Inhaber des 52. Infanterieregiments und 1766 Feldmarschall-lieutenant. Im J. 1787 ernannte ihn der Kaiser zum Generalfeldzeugmeister und zum Capitän der königlich ungarischen Leibgarde. K. hatte im 7jährigen Kriege bei Lobositz (1. October 1756) gekämpft, wo er gefährlich verwundet worden war. Bei Hochkirch (13./14. October 1758) führte er die beiden Infanterieregimenter Josef und Nicolaus Esterházy (Nr. 37 und 33) und wurde für seine glänzenden Leistungen mit dem Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens belohnt (1759). Die in den Feldzügen erhaltenen Wunden zwangen K. den activen Dienst zu verlassen. Er war ein Gönner der Wissenschaft und Wohlthäter der Armen und stiftete auch im Privatleben, besonders in dem Comitate, in welchem er Obergespann war, viel Gutes. K. A.

Karpe: Franz Samuel K., Sohn eines unbemittelten Bürgers zu Laibach in Krain, geb. 17. November 1747, † am 4. September 1806. Er besuchte das Lycäum seiner Vaterstadt und errang sich am 26. Juni 1768 die philosophische Doctorwürde. Bald erhielt er eine Stelle in Wien als Erzieher beim Münzmeister von Cronenberg und verlegte sich daselbst vom J. 1769 bis 1773 auf juridische, historische, philologische und ästhetische Studien und auf die Leibnitz-Wolff'sche Philosophie. Während er sich mit dem Plane trug, durch Ablegung der strengen Prüfungen aus der Rechtswissenschaft sich ganz diesem Fache zu widmen, bestimmte ihn Hofrath von Martini, dasselbe mit der Philosophie zu vertauschen, in welcher er bereits Privatunterricht ertheilt hatte. Nachdem er dieselbe kurze Zeit in Wien supplirt hatte, erhielt er im J. 1774 nach abgelegter mündlicher und schriftlicher Concursprüfung die Lehrkanzel der Logik, Metaphysik und Moralphilosophie an der Universität zu Olmütz, ward bald Assessor des akademischen Senates und der mährischen Studienkommission und Director des philosophischen Studiums. Als solchem gaben ihm die von Maria Theresia an diese Universität abgeordneten Commissäre Wittola und Heinke das ehrenvolle Zeugniß, „daß sie ihn für den Mann halten müssen, dem der verbesserte Zustand der ganzen Olmützer Universität am meisten zu danken sei.“ Vom J. 1778, in welchem er mit der Universität nach Brünn überwanderte, bis zum J. 1782 hielt er auch unentgeltliche Vorlesungen über Pädagogik. Als Rector magnificus im J. 1781 führte er den Religionsunterricht und akademischen Gottesdienst ein. Im J. 1786 ward er als Professor der Philosophie an die Wiener Universität übersetzt, wo er sich bis zu seinem Tode, am 4. September 1806, der Gunst und des Vertrauens der Regierung und der Studentenschaft erfreute. Letztere stellte am 9. September des letztgenannten Jahres unter entsprechender Feierlichkeit sein gemaltes Porträt im philosophischen Hörsaale auf, während gleichzeitig ein Stich desselben an alle Anwesenden vertheilt wurde. Seine zum Druck gelangten Werke sind: „Argumentum tentaminis ex philosophia rationali in conspectu tabellari exhibitum“, 1776; „Filum tentaminis ex philosophia speculativa“, 1776; „Darstellung der Philosophie ohne Beinamen in einem Lehrbegriffe als Leitfaden zum liberalen Philosophiren“, 1802 und 1803, 6 Thle. „Institutiones philosophiae dogmaticae“, 1804, 3 tomi. „Institutiones philosophiae moralis“, 1804, 3 tomi.

Vgl. (de Luca) Das gelehrte Oesterreich, Wien 1776, 1. Bd., 1. St., S. 227. Meusel, Gel. Teutschl. Neue Annalen der Litteratur des österr. Kaiserthums, Wien, Doll, 1. Jahrg., Bd. I. Intelligenzblatt des Monats

Februar, Sp. 61—64 (nach diesem gest. 19. Sept. 1806). Krug, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, Leipzig, Brockhaus, 1832—34, Bd. II, S. 581; Oesterreichische National-Encyklopädie (von Gräffer u. Czikann, Wien, Beck, 1835, Bd. III, S. 155. Wurzbach, Biograph. Lex., Bd. XI, S. 14). P. Ant. Weis.

Karpfanger: Berend Jacobsen K., Hamburger Seecapitän und Admiral, geb. zu Hamburg im J. 1623, stammte aus einer dort eingebürgerten niederländischen Seefahrerfamilie. Frühzeitig sich ebenfalls dem Seedienste widmend, stieg er rasch vom Schiffsjungen zum Führer eines Handelsschiffes empor. Als solcher erwarb er 1655 das Bürgerrecht der Stadt Hamburg und befuhr nun bei günstiger Jahreszeit auf eignem Schiffe die damals dem Handel seiner Vaterstadt erschlossenen nordischen und südlichen Meere, während er die Wintermonate hindurch in Hamburg auf vielfache Weise zum Besten des Gemeinwesens thätig war. Er fungirte nämlich nicht nur in der Corporation der seefahrenden Schiffer als Vorsteher, sondern er hatte auch Sitz und Stimme in der Admiralität, dem Admiralitätsgerichte und der die erste Handelsbehörde des Freistaates bildenden Commerzdeputation. Daneben war er noch Mitglied eines der bürgerlichen Kirchencollegien, denen nach der damaligen hamburgischen Verfassung sehr wichtige politische Rechte zustanden. Aus allen diesen bürgerlichen Ehrenämtern mußte K. scheiden, als er sich 1674 entschloß, in den Hamburgischen Staatsdienst zu treten und den Posten eines Convoycapitäns zu übernehmen. Die nunmehr von ihm befehligte Fregatte „Kaiser Leopoldus“, ausgerüstet mit 150 Seeleuten, 80 Marinesoldaten und 54 Kanonen, war eins der Orlog- oder Kriegsschiffe, welche die Stadt Hamburg zur schirmenden Convoyirung ihrer Handelsflotten gegen die damals so häufigen Angriffe feindlicher Corsaren unterhielt. Solche Convoyfahrten gingen, wie es die damalige Richtung des Hamburgischen Seehandels erforderte, sowohl in die nordischen Meere zum Schutz der Grönlands- und Archangelfahrer als in die Westsee und das Mittelmeer. Alle großen Hafenplätze dieser Meere, wo Hamburgische Niederlassungen waren, z. B. Lissabon, Cadix, Malaga, Livorno waren auch Stationen der Convoyschiffe. Je 20—30, ja oft 40—50 Kauffahrer bildeten diese zu schützende Handelsflotte und sammelten sich um die Fregatte wie wehrloses Volk um einen gewappneten Mann. Der Capitän derselben übernahm den Oberbefehl mit dem Range, der Macht und der Verantwortlichkeit eines Admirals. Nicht nur die Vertheidigung gegen Seeräuber, sondern auch die gegen Wind und Wetter, die nautische sowohl wie die strategische Führung war ihm anvertraut. Außerdem hatte er die diplomatischen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen zu leiten und mußte daher einige Uebung in Geschäften besitzen und mit großen Herren umzugehen wissen, „damit die Stadt Ehre und Ruhm davon habe“. Für dieses wichtige Amt war nun unser K. eine in jeder Beziehung geeignete Persönlichkeit, denn er galt in nautischer Beziehung als Autorität, hatte sich auch bereits auf seinen früheren Fahrten vielfach mit Türken und anderen Piraten herumgeschlagen und war nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen „ein gar feiner, zierlicher Mann, der sich überall wohl aufzuführen verstand“. Am 14. Juli 1674 empfing er von dem ersten Bürgermeister der Admiralität einen silbernen Degen und den Admiralstab und schwur dann vor versammeltem Senat, bei der Defension der anvertrauten Flotte mannhaft zu stehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, als sie und sein Schiff zu verlassen, — ein Gelübde, das er getreu bis in den Tod erfüllt hat. Die Fahrten, welche K. dann im Dienste des Hamburgischen Staates alljährlich nach Cadix, Malaga, Lissabon oder ins nördliche Eismeer unternahm, waren reich an Gefahren und Abenteuern, denn die Kaufleute waren zu damaliger Zeit auf See keinen Augenblick ihres

Gutes und Lebens sicher. Einmal wurde der mit seiner Flotte heimkehrende K. sogar noch an der Elbmündung von fünf französischen Kapern angegriffen, der Capitän aber wußte sofort Anstalten zu treffen, daß die seiner Obhut anvertrauten Schiffe völlig gedeckt blieben, während er selbst den Kampf mit den Piraten ausfocht. Dieser dauerte 12 Stunden; zwei der feindlichen Schiffe wurden in den Grund geschossen, so daß sie mit Mann und Maus versanken, die übrigen aber mußten schließlich das Weite suchen. Ein ander Mal galt es, sich brandenburgischen Kapern gegenüber vorsichtig zu benehmen, denn K. hatte strenge Ordre, nur defensiv zu verfahren. Das große hamburgische Admiralsschiff flößte den Brandenburgern Respekt ein; sie sandten daher nur eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß. Man trank nun miteinander, verabschiedete sich höflich und gab schließlich beiderseits Salutschüsse ab. Aehnlich wie hier die Brandenburger fürchteten bei anderer Gelegenheit am Cap St. Vincent drei türkische Seeräuber die Stärke der Hamburger. Sie machten sich nämlich, wie K. berichtet, schnell davon, „weil der Kaiser Leopoldus ein gar zu ernsthaftes Gesicht machte und sie keine Weitschichtigkeit mit ihm befahren wollten“. Diesen und andern Piraten konnte K. nicht nachfolgen, ohne die ihm anvertraute Handelsflotte unnöthig aufzuhalten und zu gefährden. Wohl aber hielt er es für angemessen, auf einer seiner Südfahrten die spanische Silberflotte im Kampf mit türkischen Seeräubern wirksam zu unterstützen. Das Treffen stand bereits ungünstig für die Spanier, einige schwere Gallionen waren abgeschnitten und wurden von den Türken bewältigt. Da kam unversehens K. hinzu, ließ sofort seine gewichtigen Kanonen gegen die Piraten donnern und befreite nach tapferem Kampfe die spanischen Schiffe. Zum Dank für diese kühne und wohlausgeführte That ward er an den Hof Karls II. von Spanien geladen und vom König persönlich mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt. Auch mit anderen einflußreichen Persönlichkeiten kam der schlichte Capitän auf seinen vielfachen Fahrten in Berührung. So wurde er z. B. von dem König von England, dessen Schiffe er im Canale traf, zur Tafel geladen und von den holländischen Admirälen Tromp und de Ruyter in ehrenvoller Weise begrüßt. Seine mühevollen Reisen wurden in der Regel durch einen verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt in Hamburg unterbrochen. Leider fehlte es ihm aber auch dann nicht an Sorgen und Unannehmlichkeiten mannigfacher Art. In Hamburg nämlich begann fast immer ein Mäkeln mit den Behörden um die aufgewandten Unkosten, ein lästiges Schreiben von Berichten und eine peinliche Verantwortung wegen einzelner Dispositionen, deren Nothwendigkeit den Herren am grünen Tisch nicht einleuchten wollte. Gelang es auch K. leicht, sich in jedem Falle gebührend zu rechtfertigen, so waren doch die vorangehenden Weitläufigkeiten dem von seiner Fahrt ermüdet heimkehrenden Seemann äußerst verdrießlich. — Im Juli 1683 trat K. seine letzte Fahrt an, und zwar diesmal, da der „Kaiser Leopoldus“ Reparaturen bedurfte, mit dem „Wappen von Hamburg“, einer anderen hamburgischen Fregatte. Die Flotte gelangte glücklich nach Spanien, erledigte dort ihre Geschäfte und sollte bereits in kurzer Zeit wieder gen Norden segeln, als am 10. October 1683 das in der Bai von Cadix vor Anker liegende „Wappen von Hamburg“ in Brand gerieth. Mit großer Umsicht suchte K. dem schnell wachsenden Feuer Einhalt zu thun, doch vergebens. Auch die wiederholten Nothsignale nützten nichts, da sich die von andern Schiffen ausgesetzten Boote aus Furcht vor einem Explodiren der Pulverkammer nicht näher zu kommen getrauten. In kurzer Zeit stand das ganze Schiff in hoch gen Himmel lodernden Flammen, ein furchtbar prächtiges Leuchtfeuer in der nächtlich dunklen Bai von Cadix. Mit entsetzlichem Geschrei suchte sich nun die Mannschaft nach allen Seiten hin zu retten. Der Mehrzahl gelang dies; viele aber fanden auch ihren Tod in den Wellen. K. selbst blieb

trotz aller Bitten seiner Freunde allein auf dem brennenden Schiffe. Es mochte um die Mitternachtsstunde sein, als ihn die Letzten verließen. Bald darauf gingen alle Kanonen auf dem Schiffe los; ein Stück nach dem andern donnerte einen furchtbaren Scheidegruß über die Meeresfläche dahin. Um 1 Uhr erreichte die Flamme das Pulver in der Kugelkammer. Das Hintertheil des in der Mitte geborstenen Schiffes flog in die Luft, das Vordertheil legte sich auf die Seite und begann zu sinken. Bis zuletzt soll der edle Capitän noch mit bleichem Antlitz einsam auf seiner dem Verderben verfallenen Fregatte, die er nicht verlassen wollte, umhergewandelt sein. Seine Leiche ward am nächsten Morgen in den Wellen treibend gefunden. Unter großer und allgemeiner Theilnahme fanden am 13. October in Cadix die Begräbnißfeierlichkeiten statt. Die Kanonen des Castells und aller Schiffe gaben drei Salven ab, um dem tapferen Capitän die letzte Ehre zu erweisen. König Karl II. von Spanien aber ließ auf Karpfanger's Grabe ein Denkmal errichten, das leider später zerstört und verschwunden ist.

O. Beneke, Hamb. Geschichten und Denkwürdigkeiten, Hamburg 1856, S. 181 ff. G. Freytag, Bilder aus d. deutschen Vergangenheit, Bd. III, 11. Aufl. Leipzig 1879, S. 375 ff. W. von Melle.

Karschin: Anna Luise K., Dichterin, war geb. am 1. December 1722 „auf dem Hammer“, einer zwischen Züllichau und Krossen nahe der niederschlesischen Grenze gelegenen Meierei, wo ihr Vater Christian Dürbach Pächter des Gasthofs war, † am 12. October 1791. Seine erste Bildung empfing das Kind durch einen Oheim, der es im Alter von sechs Jahren nach dem frühen Tode des Vaters zu sich genommen hatte. Mit Leichtigkeit lernte es von ihm lesen, schreiben und rechnen, aber als er auch Latein mit ihm zu treiben begann, nahm es die Mutter ins elterliche Haus zurück. Hier begann eine lange Reihe von Leiden für die 10jährige. Die durch eine zweite Heirath der Mutter in ihren Vermögensumständen herabgekommene Familie war nach dem Städtchen Tirschtiegel übergesiedelt. K. mußte Kinder warten und vom 13. bis 16. Jahre den kleinen Viehstand der Eltern auf dem Felde hüten. Dabei fand sie Zeit und Gelegenheit, ihren Lesetrieb durch Bücher aller Art, u. a. auch die asiatische Banise zu befriedigen und selbst die ersten Versuche im Dichten zu machen. Kaum 16 Jahre alt schloß sie nach dem Willen der Eltern eine Ehe mit einem Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus, die sich nicht ohne ihre Schuld höchst unglücklich gestaltete und nach 11 Jahren geschieden ward. In dem Elend, worein sie dadurch gerathen, gab sie ihre Hand einem Schneider Karsch, einem Trunkenbolde, der sie in noch schlimmere Lage brachte. Trotz alles Leids entwickelte sich jedoch ihr dichterisches Talent immer weiter und verschaffte ihr in Fraustadt, wo sich ihr Mann niedergelassen, dann und wann einigen Ertrag, vor allem aber Gönner und Freunde. Auf deren Rath nahm sie 1755 ihren Wohnsitz in Großglogau und erhielt dort durch wohlthätige und gebildete Bekanntschaften geistige Anregung und öftere Veranlassung, ihre Gelegenheitsgedichte für ihren Unterhalt zu verwerthen. Hier fand sie endlich auch durch einen Baron von Kottwitz, den ihr Talent in Staunen gesetzt hatte, Erlösung aus ihrer überaus traurigen Lage. Ihr liederlicher Ehemann wurde unter die Soldaten gesteckt und sie selbst auf ihre Bitten nach Berlin geführt (1761). Dorthin war ihr Ruf schon vorher gedrungen, und die gewandte Stegreifdichtung der Bäuerin wurde nun in den gebildetsten Kreisen allgemein bewundert. Man nahm sich ihrer in jeder Weise an; Rammler wurde ihr Lehrer, Sack, Sulzer, Mendelssohn und viele andere ihre Gönner und Freunde. In erhöhtem Selbstgefühl knüpfte sie mit den bedeutendsten litterarischen Größen Deutschlands jetzt und in der Folge brieflichen Verkehr an. Gleim lud sie nach Halberstadt ein, verschaffte ihr die Gunst und

ein Jahrgeld der gräflich Stolbergischen Familie, behielt sie wiederholt längere Zeit in seinem Hause, ohne jedoch ihre Liebe zu seiner Person zu erwiedern. Indessen veranstaltete er 1763 die erste Sammlung ihrer Gedichte auf Subscription, die ihr 2000 Thaler eintrug und ihre Zukunft einigermaßen sicherte; denn sie selbst war ganz unfähig mit Geld umzugehen und lebte daher trotz mehrfacher fortdauernder Unterstützungen edler Gönner, wie der Herzoge Friedrich und Ferdinand von Braunschweig u. a. doch in beständiger Noth. Den König Friedrich II. hatte sie in hoher Begeisterung immer von neuem in Gedichten gefeiert, und nach seiner Rückkehr aus dem Kriege 1763 verhieß er ihr auch in einer Audienz eine Versorgung, gab ihr aber nur einmal ein Geschenk von 50 Thalern, ja später schickte er ihr auf erneute Gesuche 2 Thaler, die sie Ehrgefühl genug hatte zurückzuschicken. Erst Friedrich Wilhelm II. ließ ihr ein kleines Haus am Haakeschen Markte erbauen, in welchem sie am 12. October 1791 ihr unruhiges und leidvolles Leben endete. Ihre Tochter war die ebenfalls als Dichterin aufgetretene Karoline v. Klencke (geb. 1754, † am 21. September 1802; vgl. Brümmer's Dichter-Lexicon I, S. 440) und deren Tochter wieder Wilhelmine v. Chezy (Allg. d. Biogr., Bd. IV, S. 119). Die K. erregte zu ihrer Zeit ein außerordentliches Interesse; ihr angebornes, mit den geringfügigsten Mitteln gepflegtes und doch zu seltener Fertigkeit entwickeltes Talent für Versbildung dünkte den meisten ein unerklärliches Wunder, und auch heut, wo manche der bildend auf sie wirkenden Ursachen zu Tage liegen, ist die Kraft ihrer urwüchsigen, durch keine Noth vertilgbaren Phantasie und Redegabe immer noch staunenswerth. Allerdings dürfen ihre Erzeugnisse nicht überschätzt werden. Sie waren Kinder des Augenblicks, einzelne und zuweilen recht gute Gedanken, deren Durchführung aber meistens größere oder geringere Mängel verräth. Die Gelegenheit bot ihr die Stoffe; ihre Begeisterung erscheint meist unmittelbar und ungekünstelt; zu planmäßig angelegten und sorgfältig gefeilten Erzeugnissen war sie unfähig. Durch Rammler's Unterweisung erhielten ihre Gedichte regelmäßige und strophische Form, meist die der Ode; der Alexandriner machte jambischen und trochäischen Maßen Platz; aber den mythologischen und historischen Schmuck, den sie sich erst anstudirt hatte, beherrschte sie nur mangelhaft. Die Mehrzahl ihrer in den Sammlungen uns aufbewahrten Gelegenheitsdichtungen sind besserer Art, einzelne erheben sich zu höherem Schwunge; übergroß mag die Zahl der ihr von der Noth abgedrungenen, auf Bestellung und für Geld namentlich in der letzten Zeit ihres Lebens angefertigten gewesen sein, in denen sie sich von den Machwerken elender Reimer wenig mehr unterschied. Wir haben drei größere Sammlungen fast durchaus verschiedenen Inhalts. 1) Auserlesene Gedichte, Berlin 1764, herausgegeben von Gleim mit einer Vorrede von Sulzer; 2) Neue Gedichte, Mietau und Leipzig, 1772; 3) Gedichte. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben von ihrer Tochter C. L. von Kl(encke) geb. Karschin, Berlin 1792 u. 1797, eine ziemlich unordentliche Nachlese zu den beiden vorigen. Die Einzeldrucke sind in diesen drei Sammlungen meistens aufgenommen.

Für das Leben ist die stark verschönerte Darstellung ihrer Tochter die Hauptquelle. Besondere Behandlung desselben bringt Th. Heinze im Programm des Anclamer Gymnasiums von 1866 und B. Seuffert in der Zeitschrift des Harzvereins, 13. Jahrg., S. 189—208 in einem Aufsatze: Die Karschin und die Grafen zu Stolberg Wernigerode, 10 ungedruckte poetische Episteln enthaltend. H. Palm.

Karsten: Dietrich Ludwig Gustav K., berühmter Mineraloge, geb. am 5. April 1768 zu Bützow in Mecklenburg, † am 20. Mai 1810 in Berlin. Sohn des berühmten Mathematikprofessors Wenceslaus Johann Gustav Karsten.

K. erhielt, da er als 10jähriger Knabe mit seinem nach Halle berufenen Vater dahin übergesiedelt war, seine erste vorzügliche Bildung an dem Pädagogium daselbst und sollte dann nach dem Wunsche seines Vaters für seinen künftigen Beruf zwischen der Arzneiwissenschaft oder Buchdruckerkunst wählen. Doch den strebsamen jungen Mann zog es nach anderer, ihn besonders anregender Beschäftigung. Auf Rath des Ministers von Heinitz sollte es der junge K. in Freiberg mit dem Studium der Bergwerkswissenschaft versuchen. So begab sich K., erst 14 Jahre alt, 1782 auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er in dem Hause des befreundeten Professors der Mathematik Lempe aufgenommen wurde. Hier fesselte ihn das Studium der Mineralogie unter Werner, mit dem er bald in nähere Beziehungen trat, wie er selbst sich ausdrückt, unwiderstehlich. Namentlich war es Werner's klar und bestimmt durchgeführte Kennzeichenlehre, welche den jungen Mann ganz in Beschlag nahm und in einen gewissen Gegensatz zu der damals hauptsächlich von England ausgehenden, vorwaltend chemischen Betrachtung der Mineralien brachte. Vier Jahre verweilte K. in Freiberg und erwarb sich zugleich neben den mineralogischen auch vorzügliche Kenntnisse in allen Zweigen des Bergfachs. Nach Halle 1786 zurückgekehrt, erhielt er einen ehrenvollen Antrag von der spanischen Regierung zu einer bergmännischen Expedition nach Südamerika, den er aber der Kränklichkeit des Vaters wegen ausschlug, um in Halle seine Studien der Rechtswissenschaft fortzusetzen. Damals trat bereits K. zuerst als Schriftsteller auf, indem er 1787 die gekrönte Preisaufgabe: „Ueber die beste Classification des Thonschiefers, des Hornschiefers und der Wacke“ löste. Auch erwarb er sich damit in Halle den Doctorhut. Nach des Vaters Tode folgte er 1788 einer Aufforderung, die große Mineraliensammlung des Professors Leske in Marburg zu ordnen und zu beschreiben. Dieser Arbeit unterzog sich K. mit dem glänzendsten Erfolge; schon 1789 publicirte er die Frucht dieser Studien in dem zweibändigen Werke: „Des Herrn Leske Mineraliencabinet, systematisch geordnet“, welches als für die Mineralogie epochemachend bezeichnet werden darf, indem es K. in diesem Werke gelang, im Sinne Werner's den Werth der äußeren Kennzeichen zur Bestimmung der Mineralien glänzend zur Geltung zu bringen und der Werner'schen Methode damals das Uebergewicht zu verschaffen. Auf Minister von Heinitz' Veranlassung wurde K. 1789 nach Berlin als Assessor der Provinzialadministration berufen. Von da an durchlief K. in ungewöhnlich raschem Gange die verschiedenen Dienstesgrade des Bergfachs, ward schon 1792 zum Bergrath befördert, 1797 zum Oberbergrath und Mitglied der allgemeinen Bergwerkdirection, 1803 zum Geheimen Oberbergrath und endlich wenig Wochen vor seinem frühzeitigen im 43. Lebensjahre erfolgten Tode zum Staatsrath und Leiter des preußischen gesammten Bergwesens ernannt. Trotz der angestrengten Dienstgeschäfte wurde der unermüdliche Forscher doch nicht seinen wissenschaftlichen Forschungen untreu, in denen er nur eine Erholung von der anstrengenden amtlichen Thätigkeit suchte und fand. Schon seit seiner Berufung nach Berlin mit dem Vortrage über Mineralogie an dem Bergwerks-Eleven-Institut beauftragt, wußte er durch geistreiche und anziehende Darstellung Männer aus allen Kreisen in seine Vorlesungen zu ziehen, die so zahlreich besucht waren, daß K. dieselben Vorträge in einem Winter zwei- und dreimal wiederholen mußte. Hierzu fehlte ihm aber ein zweckmäßiger Leitfaden, welchen er 1791 in Form einer „tabellarischen Uebersicht der mineralogischen einfachen Fossilien“ verfaßte und veröffentlichte. Dieser Leitfaden war noch ganz im Sinne der Werner'schen Lehre angelegt, umfassend genug, um auch die Geognosie in ihren Hauptumrissen aufzunehmen. K. versuchte aber darin über Werner hinaus, dem er in Ansehen der Ur-, Uebergangs- und Basaltgebirge noch folgte, in den sog. Flötzformationen eine bessere, naturgemäßere Grundlage zu ge-

winnen. Indem er dabei alle ihm bekannten Schichten auch fremder Länder berücksichtigte, lieferte er damit eine eigentliche Grundlage für eine allgemeine und vergleichende Geognosie. Diese Eintheilung der Flötzbildungen, welche sich hauptsächlich auf die Schichtenfolge in Thüringen stützte und später nach den Untersuchungen A. v. Humboldt's und Freiesleben's bezüglich der alpinen Gesteinsbildungen etwas abgeändert wurde, muß als höchst wichtig bezeichnet werden, weil sie namentlich für die Zutheilung alpiner Schichten fast bis in die Mitte unseres Jahrhunderts als maßgebend angenommen wurde. K. führt in der neuen Auflage seiner tabellarischen Uebersicht, welche 1800 unter dem Titel „Mineralogische Tabellen" und in weiterer Aufl. 1808 erschien, folgendes System durch: 1) Urgebirge, 2) Uebergangsgebirge, 3) Thonschiefer von Camsdorf, 4) Todtliegendes, 5) Alpenkalk oder Zechstein, 6) Steinsalz und Gyps, 7) Jurakalk mit der Rauhwacke, 8) bunter Sandstein, 9) jüngerer Gyps, 10) Muschelkalk, 11) Kreide, 12) Quadersandstein mit Steinkohle. Auch in der eigentlichen Mineralogie war K. in der zweiten Auflage seiner Tabelle der durch Hauy ins Leben gerufenen krystallographischen Betrachtung näher getreten; seine Kränklichkeit hinderte ihn, sie ganz zu erfassen. Diese Schrift diente jedoch 1817 Breithaupt zur Grundlage seiner neuen Publication. Besonders fördernd wirkte K. auf den Fortgang der mineralogischen Wissenschaft durch die Anlage einer umfassenden Sammlung, in welcher er in der uneigennützigsten Weise seine auf zahlreichen Reisen gemachten Erfunde, sowie alles Neue und Wichtige auf dem Gebiete der Mineralogie zu vereinigen wußte. Auch durch sein persönliches Wohlwollen unterstützte er die Bestrebungen seiner Freunde und half jüngeren strebsamen Männern mit Rath und That. Mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt, L. v. Buch, Blumenbach, Gilbert, Gehlen war er eng befreundet und hatte mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit lebhaften brieflichen Verkehr. Zahlreiche Ehrenbezeugungen aus wissenschaftlichen Kreisen bekunden das hohe Ansehen, in welchem K. stand. Sechszehn gelehrte Gesellschaften nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Schon 1803 wurde er von der Berliner Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen, 1808 zum ordentlichen Mitgliede gewählt und seit 1795 gehörte er auch der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, in deren Schriften zahlreiche kleiner Abhandlungen Karsten's zur Veröffentlichung gelangten, an. Außer den schon genannten Publicationen veröffentlichte K. noch folgende Schriften: La Peirouse, „Abhandlung über die Eisenbergwerke und Eisenhütten in der Grafschaft Foix", 1789 (Uebersetzung); „Ueber Werner's Verbesserungen in der Mineralogie", 1794; „Mineralogische Charakteristik der Fossilien" (Klaproth's Beiträge z. chem. Kennt. d. Miner., 6. Bd., 1808—1815); „Beobachtungen auf dem Basaltberge bei Amöneburg" (Köhler's bergm. J. I, 318, 1788); „Ueber das Vogelsgebirge" (ebend. II, 646); „Beschreibung einer neuen Art Feldspath" (das. II, 809); „Ueber Weißgiltigerz, Fahlerz, rothen Schörl" (das. 170 I, 375); „Ueber des Grafen Dundonald Behandlung der Steinkohlen" (das. 515); „Ueber die alte und neue Bergwerksverfassung in Frankreich" (das. 1791—1794); „Ueber Smaragdkrystalle" (das. 1792 I, 285); „Ueber d. Steinkohlenbergbau in Schlesien" (das. 382); „Ueber Lillalit und Lepidolit" (das. 1792 II, 80); „Bemerk. über die Lehmann'sche Theorie" (N. bergm. Journ., 1795 I, 63); „Ueber d. Einfluß der Chemie auf die Mineralogie" (Crell's chem. Ann., 1788, III.); „Ueber d. natürl. Vitriol-, das Haar- rc. Salz" (Höpfner's Mag. f. Nat., 1790, IV.); „Aeußere Beschreibung des Melanits und des Augits" (Götting. J. f. Nat. 1797); „Oryctogn. Anmerk. über d. Apatit, Prasem und Wolfram" (Schrift. d. Ges. naturf. Fr. in Berlin), 1789, IX, 355); „Oryctogn. Versuch zur näheren Bearbeitung d. Naturgeſ. des Uraniums" (das. 1792, X, 170); „Bemerk. über d. Serpentin-

gebirge in N. Schlesien“ (das. 348); „Oryctogn. Beitrag z. Geschichte des Zinns“ (das. 390); „Beschreib. des Lilaliths“ (das. 1793, XI, 59); „Beschreib. d. Lipoliths von Rotza in Mähren“ (das. 71); „Geogn. Beobacht. in Schlesien“ (N. Schrift. d. Ges. nat. Fr., 1795, I.); „Ueber d. Harzer Buttermilcherz“ (das.); „Entwicklung 2 specul. Fragen, die Fossilien betr.“ (das.); „Mineral. Beschreib. v. Benestedt, Beidersee und Morl“ (das.); „Rede zur 25. Jahresfeier d. Ges. naturf. Fr.“ (dass. 1799, II.); „Phys.-mineral. Beschreib. d. Gold- und Silberbergwerks zu Nagyag in Siebenbürgen“ (das.); „Geogr.-histor. Nachtrag zu d. Beschreib. v. Fossilien aus dem Sendomirschen“ (das.); „Mineral. Beschaffenheit der Steinkohlenflötze am Dickeberg, Buchholz und Schafberg“ (das.); „Mineralogische Bemerkungen über arseniksaures Kupfer“ (das. 1801. III.); „Ueberfluß an Braunkohle in der Neumark“ (das. 1803. IV.); „Ueber Steinkohlenflötze bei Hultschin in Oberschlesien“ (das.); „Ueber oktaëdrisches Olivenerz“ (das.); „Ueber den Weißstein“ (das.); „Ueber das in der Neumark aufgefundene Erdpech“ (das.); „Charakteristik der Silbergattung Hornerz“ (S. Ges. Nat. F. z. Berlin Magaz. 1807. I. 156); „Untersuchung des mürben Zoisits am Nadelgraben“ (das. 1808. II. 187); „Untersuchungen der Sphene aus dem Felberthale im Pinzgau“ (das. 188); „Untersuchung des Eisenpecherzes von der Christbescheerung bei Freiberg“ (das. 191); „Mineralogisch-chemische Untersuchung des Eläoliths“ (das. 1809. III. 43); „Ueber den Marmor von Piborn“ (das. 79); „Ueber die seltene Versteinerung Cornu Copiae in Sicilien“ (das. 95); „Eine neue Fossiliengattung aus dem Norden (Lythrodes)“ (das. 1810. IV. 78); „Ueber die Agusterde (Agustit) Gehlen's“ (N. Journ. f. 1803. I. 281); „Untersuchung eines neuen Bleierzes“ (das. 1804. III. 60); „Untersuchung des Ichthyophthalm“ (das. 1805. V. 35); „Aeußere Kennzeichen des Antophyllits“ (Gehlen's Journ. f. Ch. u. Ph. 1806. II. 496); „Ueber den St. Andreasberger Pharmakolith“ (das. 1807. III. 540); „Untersuchung des Wernerits, Kannelsteins und Zirkons (das. IV. 183—386); „Traubenerz, eine eigenthümliche Gattung von Bleierz“ (das. IV. 394); „Ueber die Breccia verde d'Egitto der Italiener“ (das. IV. 400); „Untersuchung des erdigen Talks und Nadelerzes aus Sibirien“ (das. 1808. V. 222 u. 227); „Profil des Alpengebirges zwischen Wien und Triest und von Triest bis Salzburg“ (Gilb. Ann. 1805. XX. 193. 256); „Ueber filtres inaltérables“ (das. 1805. XXI. 483); „Ueber das Alter der Metalle“ (das. 1806. XXIII. 33). K. zu Ehren hatte Hausmann ein Mineral Karstenit genannt, das aber bereits Hauy als Chaux sulfatée anhydre beschrieben und Klaproth mit dem Namen Anhydrit belegt hatte.

Poggendorff, Biogr. I, 1226. Abh. d. Berl. Akad. 1814—15. 7. Karsten's Arch. XXVI, 205. Gümbel.

Karsten: Hermann K., Professor der Mathematik und Mineralogie an der Universität Rostock, Sohn des berühmten Metallurgen und Mineralogen Karl Johann Bernhard K. und Vetter des gleichnamigen Botanikers Hermann K., welcher gleichfalls mehrere geologische Abhandlungen schrieb, weshalb beide Gelehrte vielfach mit einander verwechselt werden. K. war geboren am 3. Sept. 1809 zu Breslau und starb am 26. Aug. 1877. Er besuchte zuerst die Bildungsanstalten seiner Geburtsstadt, dann nach Versetzung seines Vaters nach Berlin jene Berlins und bezog nach vollendeten Gymnasialstudien erst 16½ Jahre alt die Universität Bonn, um Jurisprudenz zu studiren. Doch die anererbte und von Jugend auf ihm innewohnende Neigung zu naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien veranlaßte ihn schon 1827 der Jurisprudenz zu entsagen und auf der Universität Berlin den seiner Neigung entsprechenden Fächern sich zu widmen, die er mit solchem Eifer betrieb, daß er schon nach zwei Jahren, 1829, durch seine Dissertation: „De cristallographiae mathematicae problematicis nonnullis“ sich den Doctorhut in der Philosophie

erwarb. Zur Vervollständigung seiner Studien ging K. dann auf ein Jahr nach Königsberg, um unter Bessel's Leitung auf der Sternwarte daselbst in astronomischen Arbeiten sich zu üben. So gründlich vorbereitet, habilitirte sich K. einem Lieblingswunsche seines Großvaters entsprechend im Frühjahr 1830 an der Universität Rostock für Mathematik und Mineralogie, wurde schon im folgenden Jahre zum außerordentlichen und nach weiteren fünf Jahren zum ordentlichen Professor der Mathematik ernannt. K. hielt aber nicht blos Vorlesungen über mathematische Fächer, sondern auch über Astronomie, Physik und Mineralogie und beschäftigte sich nebenbei vielfach mit mineralogisch-geologischen Gegenständen, wie eine eingehende Arbeit „Ueber das Vorkommen des Bernsteins an der preußischen Küste" (Karsten's Arch. II. 1830) beweist. Auch war K. schon seit 1830 als vorzüglich geschulter Astronom mit der Berechnung des Kalenders für Mecklenburg betraut, eine Arbeit, die er bis zu seinem Lebensende fortführte. In dieser Richtung publicirte K. den mecklenburgischen Kalender seit 1830 und den „Kleinen astronomischen Almanach, vorzüglich zum Gebrauch für Seeleute" (1830—1850) und „Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstabellen" (Rektoratsprogramm 1845). Das Ordnen der mineralogischen Universitätssammlung, für deren Vervollständigung er eifrig bemüht war, veranlaßte eine weitere geologische Publication: „Verzeichniß der im Rostocker Museum enthaltenen Versteinerungen der Tertiärformation" (Rekt. 1849) und daran anschließend: „Versteinerungen aus dem Sternberger Gestein" (Karsten's Arch. XXIII. 1850). Mit dem J. 1854 wurde ihm überdies die Direction der Rostocker Navigationsschule übertragen und K. wendete sich in späteren Jahren mit Vorliebe der Nautik und den Bestrebungen des deutschen nautischen Vereins zu, dessen Vorstandschaft er 1874 übernahm. K. bekleidete wiederholt die Stelle eines Rektors der Universität und versah vielfache Ehrenstellen. Seit 1874 war er auch Mitglied der k. Leop. Carol. Akademie der Naturforscher. Er starb nach kurzer Krankheit in Folge einer Lungenentzündung am 26. August 1877 im Bade Reinerz in Schlesien. Außer den schon genannten Schriften Karsten's sind noch zu verzeichnen: „Thermometerbeobachtungen während der Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851" (Astr. Nachr. XXXIII. 1852); „Die Plänerformation in Mecklenburg" (Ztschr. d. geol. Gesellsch. VI. 1854); „Krystallographie" (in d. Allg. Encykl. d. Physik, Lief. I u. II. 1856); „Ueber die klimatischen Verhältnisse des Jahres 1858" (Kiel, Mitth. d. Vereins Elbe, III. 1859); „Lehrbuch der Krystallographie" (II. Bd. der Encykl. d. Physik v. G. Karsten, 1864); „Zur Geschichte der naturhistorischen Sammlungen der Rostocker Universität" (Rector. 1874); verschiedene astronomische Beobachtungen (Astron. Nachr. 8, 9, 14, 16, 17, 20 u. 23).

Poggendorff, Biogr. Lex. I, 1229. Leopoldina, Heft XIII, 1877. 162.

Gümbel.

K. war als „der alte Karsten" eine der bekanntesten und allgemein bei allen Parteien, obwol er seine liberale Ueberzeugung nie verhehlte, beliebtesten Persönlichkeiten in ganz Mecklenburg. Sein Einfluß im bürgerlichen Leben, der zuletzt den wissenschaftlichen weit überwog, war daher ein tiefgreifender, welcher der Universität eine Einwirkung auf die verschiedensten Lebenskreise eintrug, die ihr sonst versagt gewesen wäre. Auch die Regierung wußte diese Vertrauensstellung in vielen Aufträgen zu würdigen. Außer den vielfachen Deputationen und Commissionen der Universitätsverwaltung, die er leitete oder denen er angehörte, war er Vorsitzender der Navigations-Prüfungsbehörden zu Rostock und Wustrow, Ausschußmitglied des Vereins für Rettung Schiffbrüchiger, der die entscheidende Stimme führte, Vorsitzender des Landesausschusses des mecklenburgischen Landesvereins der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden,

den er vorzugsweise mit begründete. Als ständiger Secretär des „Rostocker Distrikts des Patriotischen Vereins“, war er der eigentliche Leiter dieses wesentlich landwirthschaftlichen Vereines. Ein vielseitiger Freund der Künste, stand er an der Spitze des mecklenburgischen Sängerbundes wie des Kunstvereins, dem die Gemäldeausstellungen des norddeutschen Kunstvereins in Mecklenburg zu verdanken waren. Sein Versuch, in den letzten Lebensjahren die alte wichtige Matrikel der Universität Rostock zum Abdruck zu bringen, kam nicht zur Ausführung. Krause.

Karsten: Karl Johann Bernhard K., preuß. Geh. Oberbergrath in Berlin, einer der hervorragendsten Hüttenmänner und fruchtbarer Schriftsteller der Metallurgie, geb. am 26. Novbr. 1782 zu Bützow, † am 22. Aug. 1853 in Berlin. Sohn des Professors der Nationalökonomie in Rostock, Franz Christ. Lorenz K., erhielt K. seine erste Erziehung zunächst in seiner Geburtsstadt, später in Rostock und bezog erst 17 Jahre alt, hier die Universität, um Medicin und Rechtswissenschaft zu studiren. Der nähere freundschaftliche Umgang mit dem später berühmten Botaniker Link, der damals Vorträge über Naturwissenschaften in Rostock hielt, lenkte ihn aber frühzeitig auf naturwissenschaftliche Studien. Schon nach einjährigem Besuche der Universität publicirte K. ein „Vollständiges Register über Green's (seines verstorbenen Vetters) neues Journal der Physik“, das von dem umfassenden Wissen und der Urtheilsreife des jungen Mannes glänzendes Zeugniß giebt. Auch in der Chemie arbeitete K. mit Fleiß und Erfolg, sendete einige chemische Ausarbeitungen an Scherer, welche in dessen Journal Aufnahme fanden und Veranlassung gaben, daß Scherer den jungen Chemiker als Assistent nach Berlin berief, um denselben bei der Redaction seines Journals zu verwenden. 1801 siedelte K., um diese Stellung bei Scherer anzunehmen, nach Berlin über, wo er zugleich seine medicinisch-naturwissenschaftlichen Studien weiter fortsetzte. Veranlaßt und unterstützt von seinem Verwandten Oberbergrath D. L. G. Karsten warf sich hier K. mit besonderem Eifer auf Mineralogie und Metallurgie und bearbeitete in Gemeinschaft mit dem später berühmten Mineralogen und Krystallographen S. Weiß eine deutsche Ausgabe von Hauy's großer Mineralogie, 1805—1810, besorgte fast gleichzeitig selbstständig eine Uebersetzung von Beaume's chemischem System und verfaßte eine Abhandlung: „De affinitate chemica“, mit welcher er sich inzwischen in Rostock den Doctorgrad erwarb. Auch lag ihm fast allein die Redaction von Scherer's chemischem Journal, in welchem er mehrere selbständige Abhandlungen zur Publication brachte, ob, ohne gleichwohl besondere Anerkennung für dieses mühevolle Geschäft von Scherer zu erhalten. Er trennte sich daher im Herbste von seiner Verbindung mit letzterem und widmete sich besonders dem Studium von Hüttenanlagen, zu welchem Zwecke er mehrere Hüttenwerke besuchte. Seine allseitigen und gründlichen Beobachtungen, welche er hierbei anstellte, faßte er in einer Abhandlung: „Ueber den Unterschied des Stabeisens, des Roheisens und des Stahls und über die Erzeugung des Roheisens in den Hohöfen“ zusammen. Diese vortreffliche Arbeit verschaffte ihm die amtliche Erlaubniß, sämmtliche schlesische Hüttenämter zu bereisen, wobei K. besonders sich praktisch auszubilden bemüht war. In Folge mehrerer eingereichter vortrefflicher Reiseberichte erhielt K. den ministeriellen Auftrag, eine Steinkohlentheerfabrikation auf der Gleiwitzer Hütte zu errichten (1804), eine Aufgabe, die er zur vollen Zufriedenheit löste. Ende 1804 wurde er zum Referendarius bei dem oberschlesischen Oberbergamte ernannt und damit in den Staatsdienst aufgenommen: in dieser Stellung fand er reichlich Gelegenheit, sich praktisch weiter auszubilden, namentlich beschäftigte sich K. mit der damals noch geheim gehaltenen Fabrikation des Zinks mit so glänzendem Erfolge, daß die Einführung der später so blühenden Zinkindustrie in Schlesien hauptsächlich

seinen Bemühungen zu verdanken ist. Es erfolgte auch bald 1805 seine Beförderung zum Oberbergamtsassessor zugleich mit dem Auftrage, gemeinschaftlich mit dem Oberhüttenrath Abt, später selbständig die Leitung des gesammten oberschlesischen Hüttenwesens zu übernehmen. In Folge seiner hervorragenden Leistungen wurde er 1810 zum Bergrath und 1811 zum Oberhüttenrath und Oberhüttenverwalter für Ober- und Nieder-Schlesien befördert, wobei ihm auch die Herstellung und Einrichtung einer Gewehrarmaturfabrik in Malapane und Kraschеow übertragen wurde. Seine Hauptaufgabe in dieser Stellung, die Hebung der schlesischen Zinkfabrikation und die Herstellung aller Armee-Armatur-Bedürfnisse zugleich mit dem Aufschwung des Eisenhüttenwesens löste er mit so viel Geschick und Glück, daß ihm als Anerkennung 1816 der Orden des eisernen Kreuzes II. Classe verliehen wurde. Im J. 1815 erhielt er eine neue Aufgabe bei der Grenzregulirung zwischen Nassau und Preußen, die montanistischen Interessen besonders ins Auge zu fassen, welche ihm reichlich Gelegenheit verschaffte, die rheinischen Hüttenwerke aufs Gründlichste kennen zu lernen. Er kehrte nur auf kurze Zeit nach Breslau zurück, um 1819 erst in Stellvertretung, seit 1821 aber als Geheimer Oberbergrath in der Oberberghauptmannschaft ernannt in Berlin seine amtlichen Dienste weiter fortzuführen. Diese umfassende Thätigkeit, mit der er zugleich ein bewunderungswürdiges organisirendes Talent verband, hatte zwar Karsten's wissenschaftliche Weiterbildung nicht gehemmt, aber ihn eine Reihe von Jahren hindurch verhindert, seine reichen Erfahrungen zur Veröffentlichung zu bringen. Nur eine deutsche Bearbeitung von Rinmann's Geschichte des Eisens fand er 1814 und 1815 Muße in 2 Bänden zu publiciren. Es war dies gleichsam eine Vorarbeit zu Karsten's bedeutendstem epochemachendem Werke: „Handbuch der Eisenhüttenkunde“ in 2 Bdn., 1816, in welchem zum ersten Mal die praktischen Erfahrungen in diesem Fache auf feste wissenschaftliche Grundlage zurückgeführt wurden. In gleichem Sinne verfaßt erschien schon 1817 ein zweites, bedeutendes Werk: „Grundriß der Metallurgie und der metallurgischen Hüttenkunde“, in welchem K. zuerst den Versuch machte, ein vollständiges System der Hüttenkunde aufzustellen und weniger eine eingehende Schilderung der wirklich stattfindenden Prozesse, als eine wissenschaftliche Darlegung der vorzunehmenden Hüttenarbeiten, sowie der Gründe, auf welche sie sich stützen sollen, zu geben. Der Erfolg war ein durchschlagender und veranlaßte K., diesen Grundriß später 1831 zu einem großen Handbuch: „System der Metallurgie, geschichtlich, statistisch, theoretisch und technisch“ in 5 Bänden mit 51 Karten zu erweitern. K. erwarb sich mit diesem Werke den Ruhm eines Begründers der wissenschaftlichen Metallurgie. Auch das Handbuch der Eisenhüttenkunde, das schon in der ersten Auflage ins Französische übersetzt worden war, erhielt in einer 2. Auflage 1827, mehr noch in einer 3. 1841 eine durchgreifende Umarbeitung, Verbesserung und Erweiterung bis zu 5 Bänden mit einem Atlas von 63 Karten. In einer kleinen, 1816 erschienenen, später im ersten Band des Archivs wesentlich erweiterten Schrift hob K. die Vorzüge des fiskalischen Betriebs von Berg- und Hüttenwerken hervor. Noch kurz vor seinem Abgange aus Schlesien trat K. mit einer höchst wichtigen Arbeit an die Oeffentlichkeit, nämlich mit der Gründung eines Archivs für Bergbau und Hüttenkunde, welche an die Stelle des inzwischen eingegangenen Hoffmann'schen Neuen bergmännischen Journals tretend, sich die Aufgabe stellte, die Ausübung des Berg- und Hüttenwesens in ihren praktischen Erfahrungen nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu befördern. 20 Jahrgänge dieses Archivs (1818—1831) erzielten die besten Erfolge durch die erstrebte Verbindung der Industrie mit der Wissenschaft. In einer zweiten Folge trat v. Dechen 1829 mit in die Redaction ein und damit wurde das Werk zu einem Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde erweitert und in einer Reihe von 26 Bänden

(1829—1854) auf die glänzendste Weise fortgeführt als eine höchste Zierde der deutschen Litteratur in diesem Fache. Mit seiner Uebersiedelung nach Berlin war K. ein reicher Wirkungskreis in der Oberleitung des gesammten preußischen Hüttenwesens und der Salinen zugewiesen. 30 Jahre lang verwaltete K. mit unermüdlichem Eifer dieses verantwortliche Amt mit den besten Erfolgen. In allen Zweigen wirkten seine Anregungen und zweckmäßigen Anordnungen, seine Verbesserungen und Neuerungen befördernd, befruchtend und trugen viel zu einem mächtigen Umschwung des Montanwesens in Preußen bei. Seine in dieser Stellung unternommenen zahlreichen Dienstreisen lieferten ihm nicht nur das Material zu seinen zahlreichen amtlichen Berichten, sondern vielfach auch zu wissenschaftlichen Arbeiten. Eine größere Reise durch Baiern und Oesterreich gab (1830) Veranlassung zu einer neuen und sehr inhaltreichen Publication: „Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und durch die süddeutschen Provinzen Oesterreichs“, 1821. Im J. 1843 erschien seine „Philosophie der Chemie“, in welcher er sich als Kantianer und Dynamiker bekennt und gegen realistische Vorstellung der Atome und gegen die Richter'schen Atomgewichte in Opposition trat. Auch auf dem Gebiete des Bergrechts war K. reformatorisch thätig. Schon 1828 hatte er in seinem „Grundriß der Bergrechtslehre“ eine wichtige Quelle für das Bergrecht geschaffen und war in den Jahren 1845—46 bei einer Commission zur Ausarbeitung eines allgemeinen Bergrechtes ganz besonders und mit Erfolg thätig. Leider erlitt er auf einem andern Felde seiner amtlichen Thätigkeit, nämlich bei den Verhandlungen über die Eisenzollfrage 1842—1845, in welcher K. sich auf die Seite des Freihandels stellte, viele Anfeindungen und Kränkungen und tief beklagte er den Rückgang der freien Verkehrsbewegung, welche mit der Gründung des Zollvereins aufzublühen begonnen hatte. In diese Zeit fällt die Publication eines vortrefflichen „Lehrbuchs der Salinenkunde“ (1846—47 in 2 Bdn.). Die rückschrittlichen Bewegungen, welche überhaupt in Preußen in politischen und religiösen Beziehungen um diese Zeit immer schärfer hervortraten, bestimmten endlich den wahrhaft liberalen, ernst-sittlichen, aber nicht religiösen Frömmeleien holden freien Charakter in Verbindung mit der Kränkung, daß man ihn bei der Besetzung der Vorstandschaft der obersten Montanbehörde übergangen oder erst zu spät diese Stelle angetragen hatte, nach 46jährigem Dienste um seinen Abschied nachzusuchen, welcher ihm im December 1850 in einer nahe an Ungnade grenzenden Form ertheilt wurde. Aber gleichwohl blieb K. vielseitig thätig, nicht blos auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem er seine begonnenen Arbeiten mit größtem Eifer fortsetzte, sondern fand auch ein neues Feld auf dem Gebiete des Staatslebens, seitdem er für den Oppelner Bezirk zum Mitglied in die erste Kammer (1850—51) gewählt worden war, wo er der liberalen Fraction angehörte und neben v. Arnim, Camphausen, v. Vincke mit jugendlicher Begeisterung gegen die Reaction ankämpfte. Aber schon zeigten sich inmitten seiner rastlosen Thätigkeit die Anzeigen eines tödlichen Leidens, dem er nach schweren Leiden am 22. August 1853 erlag, bevor er noch zum Abschluß des letzten Bandes des Archivs, dessen Beendigung durch die Herausgabe der officiellen Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen für den preußischen Staat geboten schien, und auch beschlossen war, gelangen konnte. Noch hatte K. die Freude erlebt, 1852 zu seinem Doctorjubiläum von der Universität Rostock durch seinen Sohn beglückwünscht zu werden. Mit K. schied ein Mann von gründlichem und vielseitigem Wissen, in welchem mit ungewöhnlicher Thatkraft die edelste Humanität gepaart war, aus einem an Erfolgen in Theorie und Praxis reichen Leben. Unter seinen zahlreichen kleineren Schriften und Abhandlungen können wir außer den bereits genannten nur einige wenige als besonders bemerkenswerth hervorheben: als eine seiner ersten chemischen Arbeiten „Ueber die Darstellung

der Korksäure“ (Scherer's Journ. V. 344. 1800); „Ueber Benzoësäure im Pferdeharn“ (das. VII. 588); „Ueber den Unterschied der Alkalien und alkalischen Erden“ (das. 615); „Ueber die Gewinnung des Eisens im Großen aus seinen Erzen“ (das. X. 339); „Ueber die Verbindung des Eisens mit Kohle“ (Abh. d. Akad. d. Wissensch. in Berlin 1822. 23); „Ueber die chemische Verbindung der Körper“ in 7 Abhdlgn. (das. 1824—41); „Ueber den Saigerhüttenprozeß“ (das. 1824); „Ueber das Roheisen“ (das. 1825); „Ueber die Veränderungen, welche die Festigkeit des Eisens durch geringe Beimischungen erleidet“ (das. 1826); „Ueber das Erz-führende Kalksteingebirge von Tarnowitz“ (das. 1827); „Der Amalgamationsprozeß“ (das. 1828); „Die chemische Wahlverwandtschaft“ (das. 1834); „Ueber die Carburete des Eisens“ (Monatsber. d. Akad. 1846); „Davy'sche Sicherheitslampe“ (Archiv A. 1. 165); „Uebersicht des Zustandes des Bergbaues und Hüttenwesens in Schlesien“ (das. 6. 3); „Beitrag zur Bleihüttenkunde“ (das. VI. 92); „Beitrag zur Kupferhüttenkunde“ (das. 294); „Ueber die Scheidung des Silbers vom Kupfer &c.“ (das. 371); „Ueber Bereitung und Behandlung des Gußstahls“ (das. IX. 397); „Untersuchungen über die kohligen Substanzen des Mineralreichs überhaupt und in der preußischen Monarchie insbesondere“ (das. XII. 3); „Ueber den Kieselerdegehalt der Mineralquellen &c.“ (das. 468); „Ueber die Zusammensetzung des Glühspans“ (das. XIII. 365); „Gemischte Untersuchung verschiedener Erze und Mineralien“ (das. XV—XVII); „Ueber Atomengewichte und isomorphe Bildung in der Zusammensetzung der Silikate“ (das. B. IV. 362); „Ueber Bildung und Umbildungen der Gebirge durch Contakt (das. X. 495); „Ueber Steinkohle, Braunkohle und Torf hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung“ (das. XI. 379); „Ueber Anwendung der rohen Steinkohle beim Betriebe der Hohöfen zum Eisenschmelzen“ (das. XII. 496); „Ueber die Steinsalzablagerungen bei Staßfurt &c.“ (das. XXI. 487); „Ueber die gegenseitigen Beziehungen, in welchen Anhydrit, Steinsalz und Dolomit in ihrem natürlichen Vorkommen zu einander stehen“ (das. XXII); „Zur Lehre der Erzlagerstätten“ (das. 740); „Ueber die Besteuerung der Bergwerke im preußischen Staate“ (das. XXIV. 505); „Die Entsilberung des silberhaltigen Bleis (das. XXV. 192); „Ueber die Bereitung des Gußstahls“ (das. 218) und als eine seiner letzten Abhandlungen: „Ueber Feuermeteore &c.“ (das. XXVI. 295. 1853). Auch veröffentlichte K. in seinem Archiv seit 1823 eine Uebersicht der berg- und hüttenmännischen Production in der preußischen Monarchie. K. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften; schon 1822 war er als Mitglied in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen, 1826 wurde er als Mitglied der Leop. Carol. Akademie und 1845 zum ord. Mitglied der Göttinger Akademie gewählt. Viele gelehrte Vereine ehrten ihn durch Diplome. Auch wirkte er in vielen wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften selbstthätig mit. Außer früheren Auszeichnungen erhielt K. den rothen Adlerorden III. Cl.; 1845 den der II. Cl. mit Eichenlaub.

Nekrolog in Karsten's Archiv XXVI, 222. Abh. d. Gesellsch. d. Wiss. in Göttingen, Bd. V. Poggendorff, Biogr. I. 1227. Gümbel.

Karsten: Wenceslaus Johann Gustav K., geb. den 15. December 1732 in Neubrandenburg (Mecklenburg-Strelitz), † den 17. April 1787 in Halle a. S. Seit 1750 zu Rostock, später zu Jena, Mathematik und Theologie studirend, erwarb sich K. im J. 1755 die Magisterwürde an der erstgenannten Hochschule und habilitirte sich sofort daselbst als Docent der philosophischen Disciplinen im allgemeinsten Sinne des Wortes. 1758 erhielt er eine Professur der Logik und ging 1760 an die neugegründete Universität zu Bützow über. Hier lehrte er 18 Jahre lang mit großem Erfolge, folgte aber dann einem Rufe nach Halle, wo er sich blos noch speciell mit den mathematischen Wissenschaften

zu beschäftigen hatte. Mit dem Charakter eines mecklenburgischen und preußischen Hofrathes ausgestattet, starb er daselbst im frühen Alter von wenig über 54 Jahren. Die wissenschaftliche Thätigkeit Karsten's war eine äußerst umfassende, wenn sie uns auch nach unseren heutigen Anschauungen als eine etwas zersplitterte erscheinen muß. Getreu dem ursprünglich erwählten Lebensberuf, bethätigte er sich mehrfach als Schriftsteller im theologischen Fache und zwar im ausgeprägt orthodoxen Sinne, wie besonders sein „Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion" (Rostock 1759) darthut. Auch für die, damals erst zu größerer Bedeutung sich emporringenden naturwissenschaftlichen Studien legte K. reges Interesse an den Tag; vgl. die, von seinem Sohne Diedrich zum Abschluß gebrachten „Physisch-chemischen Abhandlungen" (Halle 1786). Von seinen mathematischen Leistungen können hier natürlich nur die wichtigsten angeführt werden. Hieher rechnen wir die Rostocker Dissertation (1759) „Regulae pro differentiandis functionibus duarum variabilium", hierher den manche gesunde Ansichten enthaltenden „Versuch einer neuen Parallelentheorie" (Greifswald 1779); hierher besonders die in den Denkschriften der kurbaierischen Akademie (1768) erschienene Abhandlung über die Logarithmen der negativen Größen, welche mit Glück in diese damals äußerst lebhaft ventilirte Streitfrage eingreift und die Lehre des Imaginären beträchtlich fördert. Die photometrischen Untersuchungen Karsten's sind die ersten, welche in Deutschland an Lambert's berühmtes Werk über diesen Gegenstand anknüpfen. Auch die technische Mechanik bereicherte er mit verschiedenen Arbeiten, von denen besonders die „Abhandlung über die vortheilhafteste Anordnung der Feuersprützen" (Greifswald 1773) sich Anerkennung erwarb. In der mathematischen Lehrbücherlitteratur endlich bezeichnet Karsten's Name einen sehr entschiedenen Fortschritt; den damals auf allen Mittel- und Hochschulen eingeführten Compendien C. v. Wolf's und Kaestner's erwuchs durch den achtbändigen „Lehrbegriff der gesammten Mathematik" (Greifswald 1767 bis 1777) eine gefährliche Concurrenz. Für die Richtigkeit der Grundsätze, auf welchen dieses ungewöhnlich stoffreiche Werk beruht, zeugt wohl der Umstand, daß noch nach des Autors Tode verschiedene Neubearbeitungen desselben veröffentlicht wurden.

Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, 6. Band. — Allgemeine deutsche Bibliothek, 1788. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des 18. Jahrhunderts.

Günther.

Karsthans, eine halb mysteriöse Persönlichkeit aus den ersten Jahren der Reformationszeit. Der Name wurde von vielen Schriftstellern nur als Collectivbezeichnung genommen für alle Pfaffenfeinde und Reformationsfreunde in den niederen Volksklassen, besonders im Bauernstande, ähnlich den Namen Kegelhans, Flegelkunz, Schlemmerhans, Fritzhans u. a. oder als „der typische Charakter und Namen eines bibelfesten, politisch-ecclesiastisch reformationslustigen Vorläufers der Reformation." Allein eine Reihe unverwerflicher und gleichzeitiger Zeugnisse deutet ganz unzweideutig auf eine bestimmte Persönlichkeit unter diesem Namen, die sowohl in Straßburg als in Schwaben Luther's Lehre verkündigt hat. Sein eigentlicher Name war, wie wir unten sehen werden: Hans Maurer genannt Zündauf und seine Beschäftigung die eines Arztes. Was die Stadt Straßburg anbelangt, so kam im Juli 1522 K. dahin, wo er auf öffentlicher Straße predigte und u. a. sagte „jetzt sei die Zeit, alles Erbvolk (d. h. den Clerus) gänzlich zu vertilgen, darum daß sie fälschlich bisher die Pfenning von den Laien abgezogen haben, denn das Erbvolk hab bisher gepredigt, es wär ein Fegfeuer und daß die Seelen durch Hilf und Gebet erlöset werden, die Ding doch alle falsch seind." Ob diese von bischöflicher Seite erhobene Beschul-

digung gegründet war, läßt sich aus Mangel anderweitiger Nachrichten nicht entscheiden. Dagegen nahmen sich des K. viele Bürger an und achteten ihn als einen unerschrockenen Bekenner der lang unterdrückten Wahrheit; desto bitterer war gegen ihn der Haß der Geistlichkeit: einige derselben fielen bei Nacht auf der Neuen Brücke mit langen Messern und anderer Wehr bewaffnet, über ihn her und schrieen, man solle den diebischen Bösewicht über die Schindbrücke werfen, den zur Hülfe aber herbeieilenden Bürgern riefen sie drohend zu: ihrer hundert wollten wohl drei- oder vierhundert bestehen (Tagebuch vom J. 1522, Freitags nach Margaretha). Um ferneren Unruhen vorzubeugen, wurde nun K. aus der Stadt gewiesen und er ging nach Basel, wo er jedoch ebenfalls bald weichen mußte. In einer von dem Bischof Wilhelm im J. 1523 gegen Matthias Zell, den ersten evangelischen Pfarrer zu Straßburg erhobenen Klagschrift in 24 Artikeln (abgedruckt in des letzteren „Christliche Verantwortung", Straßb. Wolfg. Köpfel, 1523, 4., beide auch abgedruckt in Rabus' Märtyrerbuch, Straßb. 1571, II, 227—317) wird Zell in den Artikeln 9—11 sein Umgang mit einem gewissen „Karsthans" vorgeworfen, einem Laien und „nachgültig schweifenden Menschen und als ein alleruffrürigster und der lutherischen Ketzerei anhangend, rumor und faction wider alles Erbvolk erregend". Hierauf entgegnet Zell: „Wolan nun geht es an die Arbeit von Karsthansen, in welches Spiel sie mich auch haben wöllen ziehen, wie dann auch manchen frummen Mann. Dem welcher jetzund ein Zeitlang vom Evangelio . . . geredt, oder einem Redenden zugehört, hat ein Karsthans müssen sein . . . Es ist kundlich, wie uff ein Zeit ein armer guter Mensch (anders ich von ihm nit sag, auch nit weiß) hie und anderswo ausgangen, vom Evangelio gesagt und predigt . . . Dieser so er verhasset von etlichen worden ist, von wegen seines Predigens und Sagens unter den Laien, daß er uffrürig Ding gesagt soll haben, hat sie gut gedünkt, mich ihm zu vergleichen . . . Daß mein Articulirer spricht: ich hab mich desselbigen angenommen, sein Predigt gehört, ihm ein Mal zugericht . . . Wohlan dieses alles redt er uß eigenem Muthwillen . . . Darum sag ich also darzu, daß ich mich sein gar nichts sonderlich angenommen hab, ein Wort oder drei hab ich mit ihm geredt oder zugeloßt (zugehört), daraus ich nichts Freventlichs hab wöllen noch können urtheilen . . . Daß ich ihn aber geherberget hab, da redt er was er will; uff einmal hab ich ihn geladen in mein Haus, ist aber nit kommen. Und ob er kummen wäre und mit gessen und trunken hätt, was wär das übel gethan? . . ." Ueber seinen Aufenthalt in Freiburg i. Br. berichtet Schreiber a. a. O. aus dem Stadtarchive: Am 6. Decbr. 1522 habe „Römisch kaiserl. und Hispanisch königl. Majestät Landvogt, Regenten und Räthe im oberen Elsaß" an die Stadt Freiburg geschrieben, es halte sich daselbst der Karsthans auf, den sie einfangen und über seine Conspiration und Meuterei peinlich befragen sollten. Durch eifrige Erkundigung brachte es Freiburg endlich dahin, am 21. Febr. und 21. März des folgenden Jahres (1523) an die österreichische Regierung zu Stuttgart folgendes berichten zu können: „Hans Maurer, von seinem hier gesessenen und verstorbenen Stiefvater Zündauf genannt, der sich auch Karsthans nennen lasse, ziehe das Land auf und ab, Luther's Opinion in Winkeln predigend, eine kurze dicke Person, in grauem Rock ohne Aermel, schwarzen Hosen und breiten grauen Hut. Vor Jahren habe er sich als Arzt in Freiburg aufgehalten und sich gerühmt, in der Türkei und Böhmen gewesen zu sein. Letzten Winter habe er einen Bürger, dessen Tochter von ihm „geartznet" (behandelt) worden, wieder besucht und demselben eröffnet, er sei nun evangelisch und ihrer vier und zwanzig, darunter Doctoren und andere namhafte Leute hätten es sich zugesagt, unter Todesgefahr den wahren christlichen Glauben wieder an den Tag zu bringen . . ." Dieser Karsthans, fügte der Stadtrath noch weiter

bei, triebe sich gegenwärtig am Neckar umher, wo er auch eingefangen und zu Tübingen eingesetzt wurde. Ein Jahr später, 1523, berichtete die Obrigkeit zu Freiburg an die württembergische Regierung, daß ein gewisser, Namens Karsthans, hin und her dem gemeinen Volke die lutherische Lehre predige und unter evangelischem Scheine es zu einem Bundschuh aufwiegele. Dieser Mann kam auch nach Balingen, wo ihn der Keller zur Rede stellte, warum er predige, da er doch ein Laie und ungeweiht sei. Dieser aber bekam zur Antwort, daß er von den Leiden Christi geweiht und nicht weniger als die Bischöfe und Päpste erlöst sei. Es wäre niemanden verboten, Gottes Wort zu verkünden und er wolle es auch ferner thun oder das Leben verlieren . . . „Wegen dieser Bekanntnuß wurde er also gefangen genommen und den 4. Martii 1524 nach Tübingen abgeführt.“ Hier erhielten die Amtleute den Befehl, „den Karsthans mit ernstlicher peinlicher Frage wegen seines unchristlichen Predigens und ketzerischen Gemüths zu erkundigen, ob er nicht das gemeine Volk zu Ungehorsam gegen die Obrigkeit verleite . . .“ Nach dieser amtlichen Urkunde verlieren sich alle und jede Spuren des räthselhaften Mannes und weitere urkundliche oder sonstwie zuverlässige Nachrichten über denselben sind bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen. Sein Leben aber endigte wahrscheinlich im Gefängnisse zu Tübingen und vermuthlich in der Folge der „peinlichen Frage“. Man könnte versucht sein, K. für ein Werkzeug Sickingens zu halten, der etwa die Gesinnungen des Volkes untersuchen wollte, inwiefern es dessen Plane zur Erregung eines allgemeinen Aufstandes zu Gunsten der Reformation geneigt sei (vgl. auch über diesen Plan Sickingen's „Gesprächbüchlein Neu Karsthans“ in Hutten's Werken V, 455 [Münch] und Münch's Sickingen I, 208), wenn man nicht mit mehr Wahrscheinlichkeit in diesem K. eine der ersten Spuren jenes unseligen Feuereifers erblickte, der schon in Karlstadt's Bilderstürmerei zu Wittenberg und bei den Wiedertäufern sich gezeigt hatte. Unter dem Titel „Karsthans“ erschien auch um dieselbe Zeit eine mit vielem Witz geschriebene Satyre mit Holzschnitten, welche so großen Beifall fand, daß sie mit geringen Titel- und Textänderungen neun Auflagen erlebte, und man war früher nicht abgeneigt, den Laienprediger K. selbst oder auch Ulrich von Hutten als Verfasser anzusehen. Beides bleibt nur Vermuthung und selbst Murner in seinem „Großer Lutherischer Narr“ (Kurz v. 2660) sagt deutlich, daß er nicht wisse, wer der Verfasser sei und nennt ihn „der vnbekant vnd verborgen Karsthanß“. Die wirkliche Autorschaft ist auch noch heute unermittelt und selbst die Druckorte der verschiedenen Ausgaben werden uns nicht genannt. Daß aber Süddeutschland, wahrscheinlich Straßburg, die Heimath der Schrift sei, tritt aus ihr selbst, ihrem Namen und ihrem Dialekte deutlich genug entgegen. Die Abfassungszeit fällt höchst wahrscheinlich in das J. 1520, da es auf der ersten Seite des 6. Blattes heißt „Witers wz wunders is gsehen in disem zwentzigsten iar zu Mentz“, wie schon Panzer a. a. O. bemerkt hat, und in einem Briefe Gerbels an Bucer (Ep. Msc. Röhrich I, 119) datirt „Arg. 23. Nov. 1520“ wünscht derselbe dem Murner noch erst einen Züchtiger und schreibt wörtlich: „Molitus alia quaedam stultiora in Lutherum Murr Narr. Deus Apellem aliquem servum excitet qui ἄγριον ὄνον colore suo depingat.“ Daß aber das Buch wenn auch nicht in Straßburg selbst, so doch in dessen Gegend gedruckt worden sei, darauf deutet auch folgende Stelle (Bl. 5. Kurz a. a. O. S. 171): „Gang zum grüniger dem trucker (dem bekannten straßb. Buchdrucker Grüninger) vnd heisz dir zwey büchlin geben“. Die Form der Schrift aber ist die einer derben, schlicht verständlichen Antikritik gegen Murner wegen seiner Schmähreden auf Luther und gegen Dr. Eck und dessen mißlungene Leipziger Disputation. Die bis jetzt bekannten 9 Drucke hat Böcking a. a. O. bibliographisch und chronologisch be-

schrieben und zugleich zu begründen gesucht, daß Hutten der Verfasser der Schrift nicht gewesen sein könne. Den Abdruck der ersten Ausgabe giebt er Hutteni Opp. IV, 620—648 und den des Gesprächbüchleins „New Karsthans" S. 649 bis 681.

Röhrich, Mittheil. a. Gesch. d. evang. Kirche d. Elsasses II, 31; III, 117 und dessen Gesch. d. Reform. im Elsaß I, 135—136. 146. Jung, Beiträge zur Gesch. d. Reform. II, 69. 73. 254—255. 257. Sattler, Gesch. d. Herzogth. Wüttemberg unter den Herzogen II, 105—106. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg III, 293. Baur, Deutschland in den Jahren 1517—25, S. 73—85. Panzer, Ann. Suppl. S. 197. Flögel, Gesch. d. kom. Lit. III, 184. Waldau, Murners Leben. S. 11. Böcking, Hutteni Opp. III, 566. IV, 616. 619. Maltzahn, Bücherschatz I. Abth. 421. 927. 928. H. Kurz, Th. Murner's Gedicht vom großen lutherischen Narren V—VIII. Weller, Annalen II, 344. Goedeke, Gr. I, 202. 244. J. Franck.

Karup: Wilhelm K., Literat, geb. am 24. Decbr. 1829 zu Kopenhagen, † am 18. April 1870 zu Dresden. Da er der Dürftigkeit seiner Eltern wegen seiner Neigung, zu studiren, nicht folgen konnte, arbeitete er 1845—47 in einer Druckerei. Er wollte dann erst Lehrer, dann Prediger werden, beschäftigte sich aber seit 1849 zu Kopenhagen mit Stundengeben und litterarischen Arbeiten. 1852 machte er mit einem Stipendium, welches ihm der König auf Empfehlung von Hauch und Andersen, die auf seine Gedichte aufmerksam geworden, bewilligt hatte, eine Reise nach England. 1853 trat er zu Kopenhagen zur katholischen Kirche über und veröffentlichte seitdem neben vielen politischen Broschüren und Gedichten auch eine Reihe von specifisch katholischen Schriften, von denen eine 1859 erschienene „Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark" auch ins Französische und Deutsche (1863) übersetzt wurde. Durch seine journalistische Thätigkeit und socialpolitische Vorträge gerieth er in mehrfache Conflicte mit den Behörden. 1863 siedelte er als Beamter der Lebens- und Rentenversicherungsbank Imperiale nach Dresden über und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Schriften über Versicherungswesen. Seine Projecte einer Bruderschaft, deren Mitglieder ihr Leben zu Gunsten des Papstes versichern sollten, und einer katholischen Lebensversicherungs- und Ersparnißbank kamen nicht zur Ausführung.

Rosenthal, Convertitenbilder, 2. Aufl., 1. Bd. 3. Thl. S. 61—78.

Reusch.

Kaschube: Johann Wenceslaus K., geb. (unbekannt wann) zu Strehlen in Schlesien, gest. 1727 (?). Es ist von diesem Manne lediglich bekannt, daß er in Jena den Magistergrad erwarb, ausgedehnte Reisen nach Holland, England und Frankreich unternahm und später eine Pfarrstelle bekleidete. Bei seinen Wanderungen hatte er vermuthlich Interesse für das Seewesen gewonnen, und so vermochte er in seinem auch sonst verdienstlichen „Cursus mathematicus oder deutlicher Begriff der mathematischen Wissenschaften" (Jena 1717) eine für den Binnenländer ungewöhnlich eingehende Darstellung des mathematischen Theiles der Nautik zu liefern. Von seinen übrigen Schriften sind höchstens die „Elementa physicae mechanico-perspectivae cum appendice de geniis" (Jena 1718) einer Erwähnung werth.

Jöcher, S. 2051. — Adelung, Fortsetzung hierzu. — Stoll, Historie der Gelahrtheit. — Günther, Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie, 6. Heft, Halle 1879. Günther.

Käsebier: Christian Andreas K., zu Halle geboren, sollte das Handwerk seines Vaters, welcher Schneider war, erlernen, entlief aber und ward ein berüchtigter Dieb und Einbrecher, dessen Ruf bald dem eines Cartouche und

Jonathan Wild gleichkam. Als er sich 1748 unter falschem Namen in Brandenburg aufhielt, wurde er ergriffen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Er gab damals sein Alter auf 35 Jahre an. Als König Friedrich II. 1757 Prag belagerte, ließ er den seiner Gewandtheit wegen in den weitesten Kreisen bekannten K. aus Stettin, wo er sich in Haft befand und inzwischen ein gewisses Vertrauen erworben hatte, so daß man ihn zu einer Art von Vorgesetzten seiner Mitsträflinge gemacht hatte, zu sich in das Lager holen und schickte ihn als Spion zwei Tage hintereinander in die Festung. Als er ihm am dritten Tage den gleichen Auftrag gab, äußerte K. Bedenken, weil er zu bekannt zu sein fürchtete. Der König drohte darauf, ihn nach Stettin zurückbringen zu lassen, wenn er nicht ginge. Er gehorchte, kam aber nicht wieder zum Vorschein.

Beiträge zur juristischen Litteratur in den preußischen Staaten, 7. Sammlung, S. 256, Berlin 1782. — Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Von einem Zeitgenossen (v. Retzow) I, 108. Berl. 1802.

Poten.

Käser (Kaiser, Kayser, Keyser): Leonhard K., Pfarrvicar in Waitzenkirchen, Märtyrer der evangelischen Kirche, geb. zu Raab bei Schärding im Hausruck. Schon früh hatte er sich, vielleicht durch Michael Stiefel gewonnen, der evangelischen Lehre zugewendet und deshalb Strafe von seinen Oberen erlitten: Bischof Ernst von Passau hatte einen dreitägigen Arrest über ihn verhängt und ihn zu der Erklärung gezwungen, der lutherischen Lehre abzusagen. K. hatte damals die Heimath verlassen und in Wittenberg bei Luther eine Zufluchtsstätte gesucht (Januar 1525). Hier blieb er, mit Studien beschäftigt, bis zum J. 1527. Als aber sein Vater tödtlich erkrankte, war er in die Heimath geeilt, ihn vor dem Tode noch einmal zu sehen. Am 3. April 1527 von den Schergen des Bischofs von Passau entdeckt, wurde er ergriffen und am folgenden Tage auf der Feste Oberhaus eingekerkert. Die am 17. Juni beginnenden Proceßverhandlungen gingen darauf aus, K. der Ketzerei zu überführen, zweifellos mit der gleichzeitigen Absicht, an ihm ein abschreckendes, blutiges Beispiel zu statuiren. Eck fungirte als Ankläger, wie er denn seit Jahren in immer heftigerer Leidenschaft erglühend, die Seele der Verfolgungen der Ketzer in Baiern geworden war; Dr. Ramesbach, Prediger in Passau, als bischöflicher Official; die Domherren Rosin und Fröschl, der Notar Hugel als Beisitzer. Man kann nicht sagen, daß K. von seiner religiösen Ueberzeugung aus Furcht vor den Drohungen seiner Richter das Geringste aufgegeben habe. „Er berief sich immer auf die Schrift und setzte bei, daß Deutschland das Evangelium noch nie gehabt oder wenigstens nicht recht gehabt hätte.“ Auch Ueberredung half nicht; selbst als der Bischof in einer besonderen Unterredung ihn von seinen Irrthümern abzuwenden sich bemühte, blieb er in seinem Glauben standhaft und unerschütterlich. Das Anerbieten, das er selbst stellte, seine Sache in irgend einer Stadt des Reiches, z. B. Nürnberg oder Augsburg oder Ulm beurtheilen zu lassen mit obligatorischer Verpflichtung sich dem Ausspruch des Gerichtes zu unterwerfen, oder das seiner Freunde und Verwandten, die Entscheidung auf einen Monat hinauszuschieben und die Möglichkeit zu gewähren, auf eigene Kosten einen Procurator zu gewinnen, wurde besonders auf Betrieb Eck's, welcher mit widerwärtiger Hartnäckigkeit des Opfers Blut forderte, abgewiesen. So wurde denn am 18. Juli 1527 unter dem Vorsitz des Bischofs von Passau von den Richtern, unter denen auch Eck sich befand, das Urtheil gesprochen und K. am 16. August in Schärding auf dem Gries verbrannt. — Daß sein Tod auf die nächste Umgebung tiefen Eindruck machte, geht daraus hervor, daß die Sage sich verbreitete, er habe noch in den letzten Augenblicken Wunder gethan. — Es

war natürlich, daß von Katholiken und Evangelischen der Versuch gemacht wurde, den Proceß Käser's in einem ihren Bestrebungen günstigen Lichte darzustellen. Die letzteren hatten darin entschieden Recht, daß sie nicht nur die Richter, sondern auch die Gemeinschaft, welche diese vertraten, der widerchristlichen Grausamkeit anklagten. Zuerst erschien vom evangelischen Standpunkte geschrieben: Wahrhafte Historie des Leydens und Sterbens Lienhard Kaysers, Pfarrers zu Wayzenkirchen beschrieben, Wittenberg 1527. Dagegen von katholischer: D. Eck, Warhaftige Handlung, wie es mit herr Lenhart Käser, zu Schärding verbrennt, ergangen ist. s. l. et a. Dann Luther nach Michael Stiefel's Predigers zu Tollet im Hausruck, Bericht über Käser's Prozeß und Tod: Gründlicher der seligen Geschicht von Leonhard Kaysern in Bäyern, welcher um des Evangelii willen verbrant worden (mit einer Vorrede und einem Nachwort) 1527. Luther's Schriften, herausgegeben von J. G. Walch, Halle 1749. Th. XXI. S. 173 ff. — Daß man von katholischer Seite in neuerer Zeit versucht hat, Käser's Sache dadurch herabzusetzen, daß man ihn unter die Anabaptisten zählte, von denen einige ihn allerdings, wiewol ohne jeden Grund, in Anspruch nahmen, hat an dem historischen Urtheil über K. nichts zu ändern vermocht.

Vgl. J. E. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526, Freiburg i. B. 1851. S. 723 ff. — Th. Wiedemann, Dr. Johann Eck, Regensburg 1865. S. 201 ff. — J. Köstlin, Martin Luther, Bd. 2. S. 113 ff., Elberfeld 1875. — C. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität, München 1872. Bd. I, S. 161. — Zu der Frage im Allgemeinen vgl. V. A. Winter, Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Baiern, München 1809. S. 239 ff. Brecher.

Kaske: Thomas K., Rostocker Rathsherr seit 1525, führte die Rostocker Schiffe den Verbündeten, König Friedrich von Dänemark und den übrigen wendischen Städten, 1522 nach dem Sunde zu, als es galt, den in Norwegen gelandeten König Christian II., der sich in Anslaw (Onslo), d. h. Christiania, festgesetzt hatte, zu bewältigen. Als der letztere zu Verhandlungen geneigt war, die Städter aber schlagen wollten, schoben die dänischen Führer, die Brüder Knut und Magnus Gyldenstjern, diesen die Verantwortlichkeit für ein Mißlingen zu, worauf die städtischen Rathsherren den Thomas K. beauftragten, in ihrem Namen der Verhandlung beizuwohnen, was in der Woche vor Johannis geschah, am 28. Juni referirte er den Rathssendeboten und den Schiffern und Hauptleuten der Städte, worauf am 1. Juli der Vertrag abgeschlossen wurde, der Christian II. der Gefangenschaft gegen dessen Wortlaut überlieferte. Wie sich K. vom Lübecker Rathsherrn und „Omeral“ Gert van Odingborch und dem Stralsunder Jacob von Hilsheim (bei Waitz: Hitsheim) Vollmacht und Sicherheitsbrief ausstellen ließ, so auch von den Gyldenstjern, daß er nur die öffentlichen Verhandlungen anhören und sich und die Städte nicht binden wolle. Beide im Rostocker Archive enthaltenen Aktenstücke sind seltsamer Weise erst nachträglich vom 3. Juli datirt. Vielleicht berief sich später Lübeck, als es gegen Christian III. feindlich vorging und die widerrechtliche Gefangenhaltung Christians II. als Vorwand brauchte, gerade auf den Kaske'schen Vorbehalt, obwol es selber gegen die Freigebung aufgetreten war. Als später Jürgen Wullenweber durch Johann Oldendorp die Rostocker Bürgerschaft gegen den Rath, der ihm nicht folgen wollte, erregen und die Wahl von Sechzigern 1535 durchsetzen ließ, wurden der Bürgermeister Muermann und K., als Gegner dieses demokratischen Ausschusses und des geforderten „Bürgerbriefes“ in Gewahrsam gelegt; dann hören die Nachrichten über ihn auf. Er war der einzige seines Namens im Rathe und gehörte schwerlich zu den Katzow oder Kassow, welche als patrizisches Geschlecht vermuthlich schon 20 Jahre vorher erloschen.

Vgl. Waitz, Jürgen Wullenweber, I, 172. 354 f. Ungnaden, Amoenit. p. 1044, wo aber falsche Herzogsnamen genannt sind.

Krause.

Kaspar von der Rön, aus Münnerstadt in Franken gebürtig, studirte 1474 in Leipzig. Sein Name ist in der deutschen Litteraturgeschichte bekannt durch das nach ihm benannte „Heldenbuch“ in Dresden, eine Sammlung von umgearbeiteten Texten aus dem Kreise der deutschen Heldensage. Dieselbe wurde 1472 für den Herzog Balthasar von Mecklenburg geschrieben von zwei fränkischen Schreibern, von denen der eine K. war. Dieser hat seinen Namen den von ihm geschriebenen Stücken theils vollständig, theils mit den bloßen Initialen beigefügt. Von ihm rühren folgende Stücke her: Ecke, Rosengarten, Sigenot, der Wunderer, Herzog Ernst und Laurein. Daß er selbst der Umarbeiter der ihm vorliegenden Texte gewesen sei, läßt sich nicht behaupten; nur von dem andern Schreiber, der den ersten und letzten Theil der Handschrift geschrieben hat, ist es sicher, daß er sich bedeutende Abkürzungen seiner Vorlagen erlaubte.

Vgl. Zarncke in Pfeiffer's Germania I, 53—63 und in den Sitzungsberichten der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1870. S. 207.

K. Bartsch.

Kasthofer: Gottlieb Rudolf K., Kanzler des Kantons Aargau (1768 bis 1823). Er wurde den 27. Febr. 1768 in Bern geboren und erhielt, nachdem er die gewöhnliche praktische Bildung empfangen, eine kleine Staatsbeamtung in seiner Vaterstadt. Die politischen Stürme der Revolution machten erst seinen Werth offenbar. K. gehörte zu den Männern, welche eine Veränderung der Staatseinrichtungen herbeizuführen, aber jede Anwendung von gewaltthätigen Mitteln zu vermeiden wünschten. Als die Umwälzung vor sich gegangen, trachtete er der Parteiwuth nach beiden Seiten Einhalt zu thun. Unter der helvetischen Einheitsverfassung wurde er Vorsteher der Kanzlei im Ministerium des Innern, dann Regierungsstatthalter des Kantons Bern vom November 1802 bis zur Einführung der Vermittlungsakte, 1804, welche der Schweiz ihre frühere föderale Gestalt wieder gab. Er wandte sich jetzt nach Aarau, wo seine Familie das Bürgerrecht besaß, wurde Kanzler des neugeschaffenen Kantons Aargau und war nach den verschiedensten Seiten thätig, um das öffentliche Leben des neuen Staates zu heben und zu pflegen, als Mitglied des großen Rathes, des Bezirksschulrathes und anderer Behörden, namentlich aber von 1820 bis zu seinem Tode, als Präsident der „Gesellschaft für vaterländische Cultur“, deren tiefgreifendem Wirken der Aargau vieles verdankt. Er starb in den ersten Tagen des Jahres 1823. Sein Charakter hatte ihm allgemeine und ungetheilte Achtung verschafft.

Verhandlungsblätter der aargauischen Culturgesellschaft. Der Jahrgang 1823 enthält einen Nekrolog Kasthofer's. — Lutz, Moderne Biographien (Auszug aus dem Vorigen). Blösch.

Kasthofer: Karl K., Forstmann, geb. 1777 in Bern, † am 22. Januar 1853. Er erhielt den ersten forstlichen Unterricht von seinem Vorgänger, Forstmeister Gruber in Bern, studirte dann drei Jahre lang auf den Universitäten Heidelberg und Göttingen, machte einen forstpraktischen Cursus am Harze durch und bereiste hierauf noch verschiedene Waldgebiete des nördlichen Deutschlands. 1806 wurde ihm die Oberförsterstelle im Berner Oberland mit dem Amtssitze in Untersee übertragen. Hier wirkte er bis 1832 mit entschiedenem Erfolg. Die Bestände am kleinen und großen Rugen bei Interlaken und anderwärts zeugen von seinem Eifer für die Verbesserung der Forstwirthschaft. Außerdem beschäftigte er sich während dieser Zeit auch mit der praktischen Ausbildung junger Forstmänner und mit litterarischen Arbeiten. Im J. 1832 vertauschte er seine Oberförsterstelle mit derjenigen eines Kantonsforstmeisters in der Stadt

Bern, und 1838 wurde er sogar in den Regierungsrath daselbst gewählt. Aus Vorliebe für die Lösung volkswirthschaftlicher Fragen nahm er diese Wahl an, behielt aber seine Forstmeisterstelle daneben bei. Seine Hoffnung, dem Kanton als Mitglied der Regierung recht nützlich zu werden und dessen Wohl kräftigst zu fördern, verwirklichte sich leider nicht, indem seine ideale Richtung nicht immer die gehoffte Anerkennung fand, und oft sehnte er sich in seine frühere Thätigkeit nach dem Oberland, in die von ihm begründeten und gepflegten Wälder zurück. Bei der Erneuerungswahl (1844) wurde er nicht mehr in den Regierungsrath gewählt und sodann auch nicht mehr zum Kantonsforstmeister. Durch diese Zurücksetzung fühlte er sich bei seinem ohnedies reizbaren Temperament so verletzt, daß sich seine letzten Lebensjahre freudlos gestalteten. 1850 wurde er körperlich so leidend, daß er das Krankenlager nicht wieder verlassen konnte. Trotzdem erhielt sich sein Eifer und sein warmes Interesse am Forstwesen und namentlich auch für das Gedeihen des schweizerischen Forstvereins, zu dessen Stiftern er mit gehörte, bis zu seinem Tode.

K. veröffentlichte folgende Werke und Zeitschriften: „Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs“ (1818); „Der Lehrer im Walde“ (1828 und 1829 in 2 Theilen); „Der Lehrer im Walde und Gebirge“ (1. Jahrgang 1836); „Kurzer und gemeinfaßlicher Unterricht in der Naturgeschichte der nützlichsten einheimischen Waldbäume, in der Schlagführung zur Förderung der natürlichen Wiederbesamung der Wälder“ ꝛc. (1847) u. s. w. Alle diese Schriften, welche in der Schweiz ziemlich verbreitet sind (namentlich findet sich „Der Lehrer im Walde“ fast in jedem Forsthause), bekunden einen lebhaften Berufseifer, eine sehr gute Beobachtungsgabe und eine richtige Auffassung der einheimischen forstlichen Verhältnisse. Ihre Tendenz geht dahin, beim Volk die leider in der Schweiz noch vielfach zu vermissende Liebe zum Wald zu erwecken und die zur Waldwirthschaft berufenen Personen (Gemeindevorsteher, Gutsbesitzer, Privatwaldeigenthümer, Förster) in allgemein faßlicher und leicht verständlicher Weise über die zweckmäßigste Behandlung der Wälder zu belehren. Wären die Rathschläge und Lehren Kasthofer's mit Eifer und Ausdauer zur Anwendung gekommen, so würde der Zustand der Schweizer Alpenwälder sehr viel besser sein.

(Nach Privatmittheilungen.) R. Heß.

Kastner: Johann Baptist K., katholischer Geistlicher, geb. am 8. October 1775 zu Lindenhof bei Stadtkemnath in der Oberpfalz, † am 16. April 1841 zu Wutschhausen bei Amberg. Er machte seine Studien zu Amberg, wurde 1799 Priester und Cooperator in Sulzbach, 1806 Pfarrer in Mißbrunn, 1827 in Wutschhausen. Er gab eine Reihe von Schriften von streng katholischer, meist polemischer oder apologetischer Tendenz heraus: „Würde und Hoffnung der katholischen Kirche mit Rücksicht auf die protestantische Kirche“, 1822 (2. Aufl. 1826), und als Anhang dazu: „Der Sieg des christlichen Glaubens über die Welt“, 1823; „Ueber das Urchristenthum. Nebst Antwort für die Gegner der Schrift: Würde“ ꝛc., 1825, und als Anhang dazu: „Katholicismus und Nichtkatholicismus in Beziehung auf Wahrheit und Vollständigkeit des Glaubens“, 1827; „Die Ehre des päpstlichen Jubeljahres gerettet“, 1826; „Die Leyer und der Hirtenstab oder vermischte Gedichte“, 1828 (2. Aufl. 1833, 2 Bde., ohne allen poetischen Werth); „Die katholische Kirche in ihrer projectirten und möglichen Verbesserung“, 1829; „Jesus Christus der Messias und Weltheiland, oder die Wahrheit und Wichtigkeit des Glaubens an die Gottheit Jesu“, 1830; „Der Revolutionismus unserer Tage“, 1831; „Des Papstthums segensvolle Wirksamkeit erörtert und geschichtlich dargestellt“, 1832; „Das Unsichtbare sich kundmachend in den Erscheinungen unserer Zeit“, 1832; „Ueber den Pfarrzehnt und die angeregte Fixation desselben“, 1833; „Der große Streit über die gemischten

Ehen", 1838; außerdem viele Aufsätze in Zeitschriften, „Religionsfreund", „Athanasia" u. a. Nach seinem Tode erschien noch von ihm: „Die sieben Schmerzen unserer Zeit, gesammelt und herausgegeben von G. Riederer", 1852.

N. Nekrol. 1841, Nr. 129. Kehrein, Lexikon, S. 183.

Reusch.

Kastner: Karl Wilhelm Gottlob K., geb. am 31. October 1783 in Greifenberg in Pommern, † am 13. Juli 1857 in Erlangen. Erst Pharmaceut, später, nachdem er in Jena studirt, Professor der Chemie in Heidelberg, Halle, Bonn und Erlangen. Hier war er geraume Zeit einer der anregendsten und beliebtesten Lehrer, wie überhaupt seine Bedeutung besonders auf diesem Gebiet zu suchen ist. In seinen Vorträgen umfaßte er die gesammten Naturwissenschaften, hauptsächlich Chemie und Physik. Er erfreute sich besonderer Verehrung der Jugend, auch hervorgerufen durch seine Theilnahme an den Freiheitskriegen. Er ist der Verfasser eines „Grundriß der Chemie" (Heidelberg 1807), eines „Grundriß der Physik" (ibid. 1809—1810), eines „Chemischen Handwörterbuchs" (Halle 1813), eines „Handbuchs der Meteorologie" (Erlangen 1821—25) ꝛc. Ferner der Herausgeber des „Deutschen Gewerbsfreund" (Halle 1815—1824), des „Archivs für die gesammte Naturlehre" (Nürnberg 1824—1829), des „Archivs für Chemie und Meteorologie" (Nürnberg 1830—1835).

Poggendorff, Biogr. Wörterbuch, I. 1231. Augsburger Allgem. Zeitung 1857 Nr. 199.

Ladenburg.

Kaestner: Abraham Gotthelf K., Mathematiker und Dichter, geb. zu Leipzig am 27. September 1719, † zu Göttingen am 20. Juni 1800. Sein Vater war Professor der Jurisprudenz und erzog selbst den einzigen Sohn zu seiner Wissenschaft, eine Erziehung eigenster Art, an welcher auch der Bruder von Frau Professor K., Dr. Gottfried Rudolf Pommer, praktischer Jurist in Leipzig, einen Antheil hatte. Der Knabe lernte gegen alle Gewohnheit damaliger Pädagogik lesen, ohne von einer Ordnung der Buchstaben im A B C eine Ahnung zu haben, welche ihm erst bekannt wurde, als er eines lateinisch-deutschen Wörterbuches sich bedienen sollte. Mit sechs Jahren gab man ihm zu seinem Geburtstage eine Bibel und er erfüllte die ihm auferlegte Verpflichtung täglich zweimal, am Morgen und am Abend, darin zu lesen so getreu, daß er in $1\frac{1}{2}$ Jahren zum ersten Male damit zu Ende kam (ad finem libri perveni prima vice die 12 April. 1727, heißt es in Kaestner's Selbstbiographie). So bildete sich in ihm eine Strenggläubigkeit aus, in welcher er allerdings dem Vater noch nicht genügte, welche aber bis zum Lebensende ihm blieb und nicht volle drei Wochen vor seinem Tode die Grabschrift ihm dictirte, welche auch auf seinem Leichensteine Platz fand:

> Von Müh' und Arbeit voll kam mehr als hoch mein Leben,
> Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht.
> Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
> Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Von der theilweise naiven Auffassung des Vaters in Bezug auf solche Dinge, welche das Jenseits betreffen, gibt eine Stelle aus einem Briefe Kaestner's Kunde: „Es war meines Vaters ernste Meinung, wir würden im Himmel Musik haben, eine Aussicht in die Ewigkeit, die wenigstens eben so verzeihlich ist als viele andere, und sich allenfalls wol eher rechtfertigen ließe als die Behauptung mancher Theologen, daß im Himmel hebräisch gesprochen werde." Der Knabe sollte aus diesem eigenthümlichen Grunde zur Musik angehalten werden, lernte aber nur das Lied: „Nun danket alle Gott" und einige Menuette auswendig klimpern, zum Spielen nach Noten fehlte ihm Geduld und Neigung. Rhythmisches Gefühl war überhaupt Kaestner's stärkste Seite nicht. Sogar manche seiner Ge-

dichte könnten dafür zeugen, wenn wir nicht den litterargeschichtlichen Theil dieser Lebensbeschreibung einer berufeneren Feder überlassen dürften; dafür zeugt aber auch eine eigenthümliche Abneigung gegen das Tanzen. Andere Leibesübungen liebte er, besonders das Fechten, welches er nachmals gegen des Vaters Willen heimlich bei dem Fechtmeister Gellert, einem Bruder von Christian Fürchtegott Gellert, erlernte. Dem Unterrichte des Oheims verdankte er insbesondere die Kenntniß von vier modernen Sprachen: Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch. Auch Anfänge der Mathematik erlernte er schon in diesen ersten Jahren, nur das eigentliche Rechnen fiel ihm schwer; das Einmaleins wurde ihm nur sehr allmählich geläufig, selbst die Regeln des Addirens zu beobachten war er, nach eigener Erzählung, zu flüchtig und wurde oft von seinen Eltern ausgelacht, wenn er sich darauf verließ, in der Mathematik rechnen zu lernen. So erreichte K. das 10. Jahr. Der Vater hielt es für zeitgemäß ihn in seine Vorlesungen über Institutionen mitzunehmen, welchen der Knabe so aufmerksam folgte, daß er im folgenden Jahre sich bereits an einem Disputatorium betheiligen konnte, und als er, genau 12 Jahr alt, am 27. September 1731 als Student der Rechte in das Universitätsalbum eingetragen wurde, war er an Kenntnissen den übrigen neu Immatrikulirten weit voraus. Sein Körper hatte unter der Frühreife des Geistes durchaus nicht gelitten und er war auch sein Leben lang der Ansicht, es sei thörig anzunehmen, daß Kinder an geistiger Thätigkeit, der ihr Geist gewachsen sei, körperlich zu Grunde gehen können. Ihrem Alter vorauseilende Kinder seien meistens nicht darum auch schwächlich, sondern es verhalte sich oft umgekehrt: weil sie schwächlich seien, vergnügten sie sich lieber ruhig mit Lesen als in wilden Spielen und erwürben sich so ihre Kenntnisse. Dagegen gab er zu, daß man individualisiren müsse. „Manche Gelehrte — so schrieb er 1796 — können physiologische und psychologische Entschuldigungen haben, wenn es ihnen, bei etwas anhaltender Arbeit, geht, wie manchen Reutern, daß sie sich sogleich einen Wolf studiren. Dabei hülfe ihnen freilich nicht, nur mit dem Pferde wechseln." Der Wunsch des Vaters, seinen Sohn zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten heranzubilden, ging so weit in Erfüllung, daß derselbe 1733 zum Notar ernannt wurde und vier Jahre darauf als Candidat der Rechte sich bezeichnen durfte, aber anderweitige Wissenszweige hatten doch das Hauptinteresse des jungen Studenten auf sich gezogen. Auch hierüber hat K. sich später in seiner Weise ausgesprochen: „Des Sokrates Vater war ein guter Bildhauer und hielt seinen Sohn auch zu seiner Kunst an, und mein Vater war ein nützlicher Rechtsgelehrer und ließ mich auch Jura studiren. Lucian, oder sonst ein Alter, sagt an einem Orte: Es sei Athen mehr daran gelegen gewesen, viel gute Steinmetzen zu haben, als viel Philosophen; gleichwol habe Sokrates ganz wohl gethan, daß er kein Steinmetz geworden sei." Die Wissenschaften, welche K. dem Berufe, zu welchem er bestimmt werden sollte, entzogen, waren vorzugsweise Mathematik, Physik, Philosophie und Geschichte, für welche alle seine Neigung sich unverändert erhielt. Doch kann man wol sagen, daß kaum eine Vorlesung in der philosophischen Facultät gehalten wurde, an welcher er nicht theilnahm, daß er daneben auch medicinischen Demonstrationen folgte. Botanik, Chemie, Feldmessen, Anatomie, gerichtliche Medicin hat K. zu verschiedenen Zeiten gehört und in seinem riesigen Gedächtnisse Schätze des mannichfaltigsten Wissens aufgespeichert. Die Beziehungen zu Gottsched übergehen wir, als dem zweiten Theile dieser Lebensbeschreibung angehörend. K. erwarb sich 1735 den Titel als Baccalaureus, 1737 den als Magister. Zwischen beide Examina fällt seine erste Schrift „De theoria radicum in aequationibus", 4°, Lips. 1736. K. hatte seit 1735 mit Vorliebe an den Vorlesungen von Professor Hausen theilgenommen. Christian August Hausen, Sohn eines Dresdener Pastors gleichen Namens, ist

am 19. Juni 1693 geboren. Er wurde 1714 außerordentlicher, dann 1726 ordentlicher Professor der Mathematik in Leipzig und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 2. Mai 1743. Seine Schriften, von welchen der Verfasser dieser Lebensbeschreibung keine zu Gesicht bekommen hat, wurden geschätzt, namentlich seine „Elementa matheseos“, 4⁰, Lips. 1734. Der Inhalt dieses letzteren Werkes wird wol gemeint sein, wenn K. sagt: „Professor Hausen las über seine Elementa öffentlich; denn die Arithmetik, die darin enthalten ist, die Euklidische Geometrie und die Kegelschnitte wollte Niemand um Geld hören, und selbst umsonst verlangten sie manchmal auch nur drey zu wissen. Ich besuchte auch alle seine Privatstunden über die Wolfischen Anfangsgründe, Hamberger's Physik (wo die meiste Zeit mit Widerlegung hinging) und Newton's „Arithmeticam universalem“. Diese Vorlesungen waren, wie K. an einem anderen Orte sagt, ungemein deutlich, aber Hausen „forderte doch mit Recht, daß man bei dem Uebrigen sich selbst angreifen sollte und gab, wenn man ihn besonders fragte, immer einen Unterricht, der dem Fragenden noch viel zu erforschen übrig ließ.“ Die Frucht eines solchen tieferen Eindringens in die vom Lehrer angeregten Dinge muß die oben erwähnte Abhandlung über Gleichungswurzeln gewesen sein, mit welcher Hausen nicht recht zufrieden gewesen zu sein scheint, während ein anderer befugter Richter, Leonhard Euler, welchem der junge Schriftsteller ein Exemplar zustellen zu lassen gewagt hatte, seine Billigung der Arbeit aussprach. Auch die philosophische Facultät hat — doch wol auf Hausen's Antrag? — ein günstiges Urtheil darüber soweit gefällt, als sie zuließ, daß K. 1739 über diese Abhandlung disputirte, um sich als Privatdocent in Leipzig niederlassen zu können. Eine rein philosophische Abhandlung „Ueber den Gottesbeweis des Descartes“ hatte K. fallen lassen, weil während der Niederschrift alle seine Gründe, so wie sie entstanden, entkräftet wurden; der Vater meinte, weil er von Gott habe schreiben wollen und dabei wenig an Gott gedacht habe. Als Privatdocent hielt K. mathematische Lehrstunden ab, las Logik, Naturrecht und leitete ein logisches Praktikum und Disputatorium. Um diese Zeit fing K. auch an mit Astronomen sich zu beschäftigen und eine Kometenbesichtigung im J. 1742, zu welcher ein Rohr ohne Okular benutzt wurde, an welches aus freier Hand ein nicht dazu passendes Okular hingehalten werden mußte, hat K. in humoristischer Weise besungen. Wir entnehmen aus dieser Schilderung nicht weniger als aus dem, was wir vorhin von K. über Hausen's Vorlesungen und der Nichtbetheiligung der Studirenden erfahren haben, wie unendlich dürftig es mit dem Studium der Mathematik und Astronomie in Leipzig aussah, in Leipzig, wo die „Acta Eruditorum“ erschienen, einst die Veröffentlichungsstätte eines Leibnitz und der Brüder Bernoulli zu einer Zeit, in welcher die Berliner Akademie unter Euler's Leitung stand! Und nicht besser als in Leipzig war es an fast allen deutschen Hochschulen bestellt. Mathematiker gab es, zum Theil auch solche, deren Leistungen der Geschichte angehören, aber ihre Leistungen kamen nicht auf dem Katheder zur Geltung. Der althergebrachte niedere Standpunkt der mathematischen Lehren, welche an Universitäten vorgetragen wurden, hatte sich kaum nennenswerth gehoben und wenn die Leibnitzische Philosophie in vielen Hörsälen Schüler fand, die Leibnitzische Mathematik schien nur für das Arbeitscabinet der Forscher geschaffen. Diesen Hintergrund darf man nie aus den Augen lassen, wenn man die Persönlichkeiten richtig würdigen will, welchen die Vertretung der Mathematik an den Hochschulen oblag. Ein einzelner Lehrer konnte namentlich bei der staatlichen Zersplitterung Deutschlands keine Aenderung bringen, mochte er seine Versuche wagen, wo er wollte, das hat am Deutlichsten der Mißerfolg eines Gauß in Göttingen gezeigt, wo er noch ein Jahrhundert nach der Zeit, von der jetzt die Rede ist, für einigermaßen höhere

Vorlesungen keine Zuhörer fand, und so werden wir es K. gewiß als Verdienst anzurechnen haben, daß er wenigstens Differential- und Integralrechnung später in Göttingen las. Wir kehren zum Jahre 1743 zurück, in welchem K., seit wenigen Jahren Privatdocent, eine neue Abhandlung veröffentlichte: „Aequationum speciosarum resolutio Newtoniana per series“. Der Titel zeigt, daß K. das Studium Newton'scher Schriften, welches er unter Hausen's Leitung begonnen hatte, fortsetzte. Das letztere Thema entstammte der nachgelassenen Abhandlung des großen englischen Mathematikers, welche John Colson 1736 zuerst in Uebersetzung als Method of fluxions and infinite series veröffentlicht hatte. Es handelte sich um das sogenannte Newton'sche Parallelogramm, d. h. um eine Methode zur Lösung der Aufgabe aus einer Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen x und y, die eine, etwa y, durch eine Reihe zu finden, deren Glieder nach Potenzen der anderen x geordnet sind. K. hat diese Abhandlung, auf welche er großes Gewicht legte, später in seine „Anfangsgründe der Analysis endlicher Größen“ (3. Aufl., Göttingen 1794 S. 417 ff.) eingefügt und Georg Jonathan von Holland (vgl. Bd. XII S. 748 ff.) hat dieselbe weitläufiger erläutert. Einige Jahre nach der Veröffentlichung dieser zweiten Arbeit 1746 wurde K. zum außerordentlichen Professor der Mathematik in Leipzig mit einem Jahresgehalt von 100 Thalern ernannt. Während seiner Studienzeit hatte K. nie ein Stipendium oder dergleichen genossen, so viele derartige Einrichtungen damals bestanden, nur als er die Magisterwürde erwarb, erhielt er wie jeder Angehörige der Meißnischen Nation in gleichem Falle nach altem Herkommen einige Thaler, von welchen er einen für eine Vorlesung über Anatomie verwandte und den Rest für einen Band von Wolf's lateinischer Mathematik. Das war der Grundstock einer der ansehnlichsten Büchersammlungen, die jemals ein Einzelner zusammenbrachte und deren Vergrößerung ihm fortwährend durch billige Gelegenheitskäufe angelegen war, insbesondere jetzt, wo er über selbsterworbene, wenn auch geringe Mittel zu verfügen hatte. Bald mußte er jedoch über seine Besoldung in anderer Weise verfügen. Der Vater starb 1747, ohne Vermögen zu hinterlassen und K. fiel die Sorge für die kränkliche Mutter zu, zunächst in Gemeinschaft mit dem früher genannten Oheim, dann, als auch dieser 1750 starb, allein. Da galt es Geld zu erwerben und K. bediente sich dazu seiner Kenntnisse in den modernen Sprachen, welche zu jener Zeit, weil seltener, noch lohnbringend waren. Er fertigte Uebersetzungsarbeiten der verschiedensten Art; bald war es Montesquieu's eben erscheinender Esprit des lois, bald waren es die englischen Zeitromane Grandison, Pamela, welche er für deutsche Leser bearbeitete, bald die schwedisch geschriebenen Abhandlungen der Stockholmer Akademie, Lulof's physikalische Erdbeschreibung aus dem Holländischen, bald wieder Hellot, Art de la teinture des laines etc. und Robert Smith, Complete system of opticks. „Meine Lage nöthigte mich, schreibt er darüber, Zeit, die ich lieber auf Erweiterung meiner Kenntnisse gewandt hätte, mit Arbeiten, die durch meine Umstände nöthig wurden, zuzubringen. Indessen habe ich nie diese Stunden für übel angewandt gehalten, die ich Pflichten aufopferte. Der Wunsch war aber wol sehr natürlich, die Mittel zur Erfüllung dieser Pflichten durch Beschäftigungen zu erhalten, die meiner Neigung und dem Entwurf, den ich mir zu meinem Leben gemacht hatte, gemäßer wären.“ Am interessantesten waren für K. in dieser Beziehung unzweifelhaft die schwedischen Abhandlungen, an deren Uebersetzung er sich 1748 „mit einer mittelmäßigen Grammatik und einem noch weniger als mittelmäßigem Wörterbuche“ machte, ohne eine Ahnung von der Sprache zu besitzen, welche er erst während der Arbeit selbst kennen lernte. Kaestner's Name wurde inzwischen in immer weiteren Kreisen bekannt. So wurde er 1749 zum auswärtigen Mitgliede der Berliner Akademie ernannt und es lag nicht an

Maupertuis, dem Präsidenten ihrer physikalischen Klasse, daß K. nicht persönlich nach Berlin gezogen wurde. So erzählt wenigstens K. („Maupertuisium etiam propense mihi faventem expertus sum. Academiae Regiae Prussicae inde ab a. 1749 exterus Sodalis, per eum non stetit, quin aliquot annis post adjungerer Viris illustribus, qui Berolini scientias ornant et augent“), ohne freilich die Behinderungsgründe anzudeuten. Eine Berufung nach Göttingen ward ihm 1753 angeboten. (Kaestner's lateinische Autobiographie verlegt zwar dieses Ereigniß auf 1743, aber sicherlich nur in Folge eines Druckfehlers, wie neben anderen Gründen aus dem bekannten Datum von Haller's Abgang von Göttingen hervorgeht.) Damals verließ nämlich Albrecht v. Haller (vgl. Bd. X S. 422) Göttingen, um zunächst als Rathhausammann seiner Vaterstadt Bern seine Kräfte zu weihen. Die, man kann fast sagen durch ihn 1751 gegründete Societät der Wissenschaften zu Göttingen verlor dadurch ihren Präsidenten und möglicherweise dachte man in Erinnerung an manche Zwistigkeiten, zu welchen der hochbedeutende, aber überaus reizbare Mann Veranlassung gegeben hatte, daran, die leitende Stellung jetzt einer weniger berühmten Persönlichkeit anzubieten, die sich mehr als Geschäftsführer, weniger als Herr der Societät fühlen würde. Diese Auffassung bietet wenigstens die beste Erklärung dafür, daß ein gewisser Hartmann, Leipziger von Geburt, Verwandter von Kaestner's Mutter, in Hannover als höherer Beamter angestellt, bei K. anfragte, wie er über eine Berufung nach Göttingen an Haller's Stelle mit dem Titel Professor zur Leitung einer gelehrten Societät denke? K. antwortete, er wisse nicht, wie er den Verlust Haller's irgend ersetzen könne; Gelehrte zu leiten sei übrigens, wenn er andere nach sich beurtheilen dürfe, ziemlich schwer; endlich sehe er für sich überhaupt keine fruchtbare Thätigkeit an einem Orte, wo schon ein Segner und ein Tobias Mayer (s. beide) wirkten. Der geheime Grund der Ablehnung bestand darin, daß Kaestner's kranke Mutter ihm weder hätte folgen, noch die Trennung von ihm hätte ertragen können. Der Vortheil, der ihm aus jener Anfrage erwuchs, beschränkte sich darauf, daß er in Leipzig die Zusage der nächsten frei werdenden ordentlichen Professur in der philosophischen Facultät erhielt, eine Zusage, zu deren Erfüllung es aber nicht kam. Die Mutter wurde kränker und kränker; seit 1755 gaben die Aerzte sie rettungslos verloren; ihr Tod konnte als unmittelbar bevorstehend bezeichnet werden, als Segner 1756 einem Rufe nach Halle Folge leistete und K. für dessen Ordinariat der Mathematik und Physik in Aussicht genommen wurde. Jetzt folgte K. diesem Rufe, der seinen wissenschaftlichen Neigungen vollständig entsprach. Allerdings starb damals der Leipziger Professor der Beredtsamkeit, Kapp. Aber hätte K. unter Betonung jener Zusage mit Ernesti (vgl. Bd. VI S. 236) wetteifern sollen? Dieser bekam die Stelle und blieb Leipzig erhalten. Auch im August 1756 wurde durch den Tod Christ's (vgl. Bd. IV S. 142) die Professur der lateinischen Poesie frei, K. fühlte sich nicht als Dichter in lateinischer Sprache, wenn er auch über seine deutschen Verse günstiger urtheilte. (Fudi interdum etiam latinos versiculos; illorum vero, quibus, latinos esse poetas, dederim, primum ego me excerpam numero: sunt, qui vix inter vernaculos locum concedant, sed ego non credulus illis.) Er verschmähte also auch diese Möglichkeit in Leipzig zu bleiben und siedelte nach Göttingen über. „Ich konnte“, sagt er, „meinen Hauptbewegungsgrund fast Niemandem glaublich machen, daß ich lieber Neigung und Pflicht vereinigen, als Namen und Einkünfte von einem Theil der Gelehrsamkeit haben wollte, an dem ich etwa nur zu einem Nebenwerk Gefallen fände. Ich wünschte diesen Ungläubigen reiche Weiber, die sonst keine Reizung für sie hätten, und sie haben es nicht empfunden, daß mein Wunsch aus Bosheit geschah.“ Somit war Kaestner's wissenschaftlicher Beruf auch äußerlich zur Entscheidung gekommen. Er war und blieb Mathematiker

und Göttingen die Heimath seines von Jahr zu Jahr wachsenden Ruhmes. Er zog nicht allein dahin. Seit 1742 war K. mit Joh. Chr. Baumann, einem astronomischen Autodidakten, der es zu einer großen Geschicklichkeit in der Anfertigung der nothwendigen Apparate, als Fernröhre ꝛc., gebracht hatte und mit dessen sein gebildeter, von ähnlichen wissenschaftlichen Neigungen erfüllten Schwester Johanna Rosina bekannt geworden. Letztere wurde Kaestner's Gattin; ersterer begleitete das junge Ehepaar in der Eigenschaft als angestellter Universitätsoptikus nach Göttingen. Die glückliche Ehe sollte nicht von langem Bestande sein. Am 4. März 1758 starb Kaestner's „Hanchen" unter schweren Leiden. Er hat sich in späteren Lebensjahren noch einmal mit der Wittwe eines französischen Offiziers verheirathet. Die Ueberlieferung, aus dieser zweiten Ehe sei eine Tochter, die nachmalige Frau Magister Kirsten, die Mutter eines ungemein hoffnungsvollen, in zartester Jugend verstorbenen Kindes Gotthelf Christian, geboren worden, ist vermuthlich irrig, denn das Kind würde K. doch wol Großvater und nicht Pathe genannt haben, von welcher letzteren Anrede K. selbst in einem Erinnerungsblatte an Gotthelf uns Kenntniß gibt. Als K. 1756 nach Göttingen kam, war für diese Stadt eine kriegerisch bewegte Zeit. Französische Truppen waren mit Beginn des siebenjähriges Krieges in Hannover eingedrungen und hielten Göttingen bald dauernd, bald vorübergehend bis October 1762 besetzt. Ihr Benehmen namentlich gegen das weibliche Geschlecht scheint große Erbitterung hervorgerufen zu haben, welche K. theilte, so wenig er persönlich zu leiden hatte; im Gegentheil bildeten französische Offiziere mit großer Regelmäßigkeit einen Stamm von Zuhörern für ihn, von welchen er eingestand: „Ich fand aber wenigstens bei denen, die sich meines Unterrichtes bedienten, daß sie in der Naturlehre einen besseren Geschmack hatten und in der Meßkunst um tiefere und gründlichere Einsichten bemüht waren, als die meisten der deutschen Studirenden." Kaestner's nächster Fachgenosse war der Director der Sternwarte, Tobias Mayer. Das gegenseitige Verhältniß beider ließ nichts zu wünschen übrig. Mayer lehrte Astronomie und stellte wissenschaftliche Beobachtungen an, K. und seinem Schwager Baumann war es überlassen Lehrbegierige zu befriedigen, welchen es genügte die Himmelsbegebenheiten nur einfach zu sehen. Diese Arbeitstheilung vertheidigte K. selbst, als ein Regierungsrescript ihn geradezu aufforderte, an der Leitung der Sternwarte Theil zu nehmen: die Aufsicht müsse einem Einzigen bleiben und zwar Mayer, der ihm und von ihm eingeführten Schaulustigen den Eintritt verstatte, wenn immer er ihn begehre. K. schickte diese Antwort ab und zeigte dann erst dem Freunde deren Entwurf, der diesen ungemein befriedigte. Man muß in Göttingen nicht alt werden! war Mayer's bittere Bemerkung bei dieser Gelegenheit, eine Bemerkung, die sich in anderem Sinne, als sie gemeint war, für Mayer bewahrheitete, als er nur 39 Jahre alt den 20. Februar 1762 starb. Lowitz wurde dessen Nachfolger an der Sternwarte und auch ihm drängte K. sich keineswegs zu. Erst als Lowitz 1763 unter Niederlegung seines Amtes in das Privatleben zurücktrat, kam die Leitung der Sternwarte in Kaestner's Hände. Damals, in den sechziger und siebenziger Jahren, war die erfolgreichste Zeit von Kaestner's Lehrthätigkeit. Ein zahlreicher Schülerkreis, unter welchen wir nur Georg Simon Klügel und Wilhelm Olbers hervorheben, sammelte sich um ihn. In einem Aufsatze über den Letztgenannten (Allg. geograph. Ephemeriden, herausgegeben von F. v. Zach, Bd. IV S. 284, Weimar 1799) liest man die Schilderung: In Göttingen hatte er das Glück, unseres verehrungswürdigen Kaestner's gründlichen Unterricht zu genießen. Er hörte alles, was derselbe las, außer reine Mathematik, die er nicht mehr nöthig zu haben glaubte. Den größten und vorzüglichsten Nutzen leistete ihm ein Privatissimum, das er über die Analysis des Unendlichen bei K. gehört hatte. Die Methode, zu welcher diese große

Lehrer seine Schüler gewöhnt, ist ganz vortrefflich und Dr. Olbers verdankt ihm ganz, was er bisher in Auflösung schwieriger Aufgaben zu leisten vermochte. Vergleichen wir damit den Ausspruch eines Theologen, der gleichfalls Kaestner's Zuhörer war (Ebert's Ueberlieferungen, Bd. I, 1, 67): Ich halte K. für den größten Geist unter den europäischen Gelehrten, zu groß, um vor Jünglingen Lehrer zu sein, es erfordert ganz außerordentliche Anstrengungen ihm zu folgen: in philosophische Betrachtungen verkettet, vergißt er oft sich selbst. Vergleichen wir endlich mit beiden die gedruckten Werke Kaestner's, welche der Hauptsache nach aus seinen Vorlesungen in den Jahren 1758—69 entstanden sind und wiederholt, z. B. die „Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie und Perspective" sechsmal aufgelegt werden mußten, so können wir ein Urtheil über K. als Lehrer gewinnen und zwar nur ein günstiges. Wir haben dabei kein Wort von dem zurückzunehmen, was wir in der Lebensbeschreibung von Gauß (vgl. Bd. VIII S. 432) gesagt haben. Wenn Olbers 1777 über die reine Mathematik des 58jährigen Lehrers hinaus war, so mußte 1795 jede Vorlesung des nun 76jährigen für Gauß als elementar und ungenießbar gelten, aber für ihre Zeit, d. h. wie wir oben bemerkten für die beiden Jahrzehnte 1760—80, waren Kaestner's Vorlesungen in Göttingen Epoche bildend. Da wurde Alles gelehrt, was nicht für damals die höchsten nur Wenigen zugänglichen Höhen der Mathematik darstellte, also der verhältnißmäßigen Qualität, wenn auch keineswegs dem Stoffe nach, genau so viel als auch heute in Universitätsvorlesungen vorgetragen zu werden pflegt, aus welchen selbst diejenigen Forscher, die am meisten zum Fortschreiten der Wissenschaft beitragen, die noch im Flusse des Werdens befindlichen allerneuesten Gipfelpunkte auszuscheiden wissen. Da wurde ein entschiedenes Gewicht auf Strenge der Beweise wenigstens so weit gelegt, daß im Allgemeinen die synthetische Darstellung der analytischen vorgezogen, daß kaum jemals die sogenannte Methode der unbestimmten Coefficienten als genügend erachtet wurde, sondern meist ein Ergänzungsbeweis nach der Methode der vollständigen Induction hinzutrat, so daß man diese Methode (den Schluß von n auf n + 1) nicht selten mit Unrecht die Kaestner'sche Methode genannt hat. Da wurde keine Gelegenheit versäumt auf die Quellen hinzuweisen, reiche historische und litterarische Notizen einzustreuen, wodurch die Kaestner'schen Schriften noch heute lesenswerth erscheinen, wir sollten vielleicht sagen heute um so lesenswerther erscheinen, als nicht wenige der angeführten Werke und Verfasser mit Unrecht in vollständigste Vergessenheit gerathen sind. Ein ähnliches Verdienst hat K. durch jenes Werk seiner letzten Lebensjahre sich erworben, welches als „Geschichte der Mathematik" in 4 Bänden von 1796—1800 im Drucke erschien. Man darf getrost zugestehen, daß das Werk nicht hält, was der Titel verspricht; es ist keine Geschichte der Mathematik, am allerwenigsten eine solche, wie sie uns als Ideal vorschwebt; man darf auch zugeben, daß die Redseligkeit des fast 80jährigen Verfassers sich etwas breiter als wünschenswerth macht; und dennoch wird man das oft verunglimpfte Werk nicht entbehren können, wenn man selbst geschichtlich-mathematische Arbeiten unternimmt. Die Seltenheiten der Kaestner'schen Büchersammlung sind heute oft unauffindbar geworden. Man muß nicht eben besonders genügsam sein, um in solchen Fällen der ausführlichen, sachgemäßen Auszüge Kaestner's sich zu freuen. Und das Werk ist denn doch auch etwas mehr als bloße Reihenfolge unzusammenhängender Auszüge. Durch einzelne Abschnitte wenigstens läßt ein Faden sich verfolgen, zeigt sich wenn auch kein einheitliches Ganzes, doch eine Summe von Ganzen, die es möglich machen heute noch in dem Werke zu lesen, wenn wir auch dem beistimmen wollen, daß seine Hauptverwerthung die eines Nachschlagewerkes sein wird, vorausgesetzt, daß man vorher ein selbstangelegtes Inhalts-

verzeichniß sich hergestellt habe. Daß die Nachwelt aus Kaestner's Originalabhandlungen, um auch von diesen noch zu reden, nicht Dinge gelernt hat, welche zum Ausbau der Mathematik streng unentbehrlich waren, und welche vor K. nicht existirten, ist wieder unleugbare Wahrheit. Wir glauben nicht, daß man sie darum werthlosen Plunder schelten darf. Aufsätze, die zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse dienten, ohne ihre Verflachung zu verschulden, haben zu allen Zeiten Berechtigung gehabt, und diese wird man daher auch jenen Abhandlungen nicht absprechen, in welchen K. die Lehre von der Winkeltheilung in ein analytisches Gewand kleidete und vervollkommnete, in welchen er der analytischen Trigonometrie Euler's zum allgemeinen Bürgerrecht verhalf, in welchen er mit den halbregelmäßigen Archimedischen Körpern sich beschäftigte, in welchen er von parallelen Curven handelte. Die etwas ausführliche Kennzeichnung von Kaestner's Werken darf uns eine Schilderung der Zeit, in welcher dieselben entstanden, ersetzen. Wir können nur beifügen, daß seit Ende September 1799 K. von heftigen Gichtleiden im rechten Arme gequält war. Am 24. April 1800 schrieb er darüber an Fr. v. Zach (Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde vom Juli 1800, Bd. II, S. 118): „Ich muß die ganze Nacht auf dem Rücken liegen und das in starkem Schweiße; das mattet mich sehr ab. Sonst fühle ich innerlich keine Krankheit, auch keinen Mangel an Gemüthskräften, nur läßt sich freilich bei beständigen Schmerzen nicht wohl etwas schweres ausarbeiten.“ In diesem Zustande war es ein letzter Lichtblick, daß er in den ersten Junitagen die Vollendung des Druckes des 4. Bandes seiner „Geschichte der Mathematik“ und der 6. Auflage seiner „Anfangsgründe der Arithmetik“ ꝛc. erlebte. Fast unmittelbar darauf wurde die rechte Hand ganz lahm und unbrauchbar, welches seine ihm stets eigene Heiterkeit völlig störte. Er entschlief sanft und ruhig den 20. Juni Morgens um 8 Uhr in einem Alter von 79 Jahren 8 Monaten und 23 Tagen. Seit dem 14. Mai 1801 ist in der Göttinger Bibliothek eine von Professor Döll in Gotha ausgeführte Büste aufgestellt, welche Friedrich August, Herzog zu Braunschweig-Oels, auf seine Kosten anfertigen ließ. Sie trägt die Inschrift: „Kästnern dem Einzigen seiner Art.“ Die grenzenlose Ungerechtigkeit gegen Vorgänger und Nachfolger, welche in diesen Worten enthalten ist, liegt am Tage. Aber nicht weniger ungerecht gegen K. selbst ist die oftmals geäußerte Geringschätzung seiner, wenn sie auch auf keinen Geringeren als Gauß zurückgeht, der in einer Vorlesung einmal der epigrammatisch zugespitzten Redewendung sich bediente: „K. war unter den Dichtern seiner Zeit der beste Mathematiker, unter den Mathematikern seiner Zeit der beste Dichter.“ C.

Mit Bezug auf K. hat Lessing geschrieben: „Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltener der Philosoph und der Meßkünstler (Mathematiker), am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in einer Person beisammen finden.“ Wir halten K. heute für kein Genie mehr, wie Lessing zur Verbindung so widersprechender Eigenschaften anzunehmen für nöthig findet. Die Erklärung ergibt sich uns aus dem Charakter der Gottsched'schen Dichtung und Dichtungslehre, von welchen K. ausgeht. Gottsched selbst nimmt von der Wolff'schen Philosophie seinen Ausgang, deren mathematische Methode er auf das Gebiet der schönen Wissenschaften überträgt. Seine Poetik war Algebra, für welche die Dichter nur die bestimmten Zahlen einzusetzen hatten, um etwas Großes zu produciren. Die Dichtungen seiner Anhänger waren Rechenexempel, deren Methode sie in Gottsched's Schule gelernt hatten. Ein Anhänger Gottsched's, so sehr er es auch später in Abrede stellte und so sehr er auch in einzelnen Anschauungen von ihm abweichen mochte, war auch K.

Früh beschäftigte sich K. neben mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien auch mit den sog. schönen Wissenschaften. Unter Gottsched's Leitung übte er sich in der Poesie und Beredtsamkeit; er war ein Mitglied von dessen vertrauter Rednergesellschaft, seit 1741 der Leipziger deutschen Gesellschaft. Die prosaischen Reden und Abhandlungen sowie die Lehrgedichte, welche er in der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes und größtentheils im Namen der Leipziger deutschen Gesellschaft verfaßte, sind ganz in Gottsched's Geiste, wenn auch mit größerem Geschmacke, abgefaßt. Mit Gottsched eifert er gegen die Zurücksetzung der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen und französischen; mit Gottsched vertheidigt er den Reim gegen die Schweizer, mit Gottsched ist er bestrebt Philosophie und schöne Wissenschaften zu verbinden und die Möglichkeit eines gefälligen Vortrags auch bei ernsten philosophischen Materien zu zeigen. An Gottsched's „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit", an Schwabe's die Gottsched'sche Partei haltenden „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" betheiligt er sich eifrig, den von Gottsched abgefallenen Bremer Beiträgen steht er ferne. Eine Differenz, welche zwischen ihm und dem Lehrer über den Dichterwerth Haller's, den K. als Lieblingsdichter verehrte, entstanden zu sein scheint, war jedenfalls bald wieder beigelegt. Schon bald nach seiner Uebersiedlung nach Göttingen (1756) steht K. wieder mit Gottsched in Correspondenz. Wenn er auch mit Gottsched's hartnäckigem Stillestehen auf dem mit Mühe errungenen Standpunkte nicht zufrieden war und es an Epigrammen gegen Gottsched und seinen Günstling Schönaich nicht fehlen ließ; so trat er doch bald nach Gottsched's Tode in der Göttinger deutschen Gesellschaft als Apologet seines Lehrers gegenüber den Schweizern auf. Seine „Betrachtungen über Gottsched's Charakter" (zuerst Neue Bibliothek der Wissenschaften, 6. Bd. 1. Stück; dann vermischte Schriften II. 76 ff.) waren die ersten öffentlichen Urtheile, welche sich objectiv über Gottsched vernehmen ließen. K. war ein nüchterner, klarer Verstand, für den Parteifanatismus ein für allemal verloren und wol im Stande, sich ein Ding von zwei Seiten anzusehen. Er war der einzige von Lessing's Leipziger Lehrern, mit dem Lessing auch späterhin in Verkehr blieb; den er gelegentlich bei einer Durchreise durch Göttingen besucht, dem er einen Bogen der antiquarischen Briefe zur Verbesserung überschickt.

Bald nach seiner Ankunft in Göttingen wurde K. (1762) zum Vorstande der nach dem Muster der Leipziger 1739 von Geßner gestifteten Göttingischen deutschen Gesellschaft gewählt, für welche er mit demselben Eifer wie ehemals für die Leipziger (besonders von 1770 an) eine Reihe von populären Vorträgen über verschiedene Themen ausarbeitete. Der Schwerpunkt fiel hier freilich ganz auf die populäre Wissenschaft; die Dichtung wurde im gelehrten Göttingen kaum gefördert. K. recensirte für die Göttingischen gelehrten Anzeigen; lieferte einige Aufsätze in die Neue Bibliothek der Wissenschaft (außer dem Citirten vgl. N. Bibl. 8. Bd. 1. St. und 13. Bd. 1. St.) und betheiligte sich als einer der ersten an Nicolai's Allgemeiner deutscher Bibliothek (er recensirte über Physik und Mathematik; seine Beiträge und Chiffren bei [Parthey]: „Die Mitarbeiter an Nicolai's Allgemeiner deutscher Bibliothek", Berlin 1842). Wenn er auch der fortschreitenden Entwicklung, welche unsere Litteratur gerade seit den Bremer Beiträgen nahm, nicht zu folgen vermochte, so ließ er dieselbe doch nicht unbeachtet und zeigte sich den jüngeren Dichtern des Göttinger Bundes, denen er kein Führer und Leiter werden konnte, wenigstens persönlich liebreich und gefällig. Für Boie's deutsches Museum lieferte er manchen Aufsatz und in die Göttinger Musenalmanache bis ans Ende des Jahrhunderts seine Epigramme.

K. darf als Prosaiker nicht, wie es bisher immer geschehen ist, übergangen

werden. Unzweifelhaft lag seiner verstandesmäßigen Begabung die Prosa weit näher als der Vers. Der weitaus größere Theil seiner „Vermischten Schriften“ (2 Bde., Altenburg 1755 und 1772), seine „Vorlesungen“ (zwei Sammlungen, Altenburg 1768, 1773) sind fast ganz in Prosa abgefaßt. Sein prosaisches Talent entfaltet sich viel reicher als sein poetisches. Die Form von Briefen, Reden, Vorträgen, Aufsätzen ist ihm ebenso lieb und geläufig wie die Anekdote, Miscelle, das Epigramm in Prosa, die kurze Erzählung. Sein Streben geht dahin das Lob zu verdienen, welches am Beginne seiner Laufbahn fast nur den Schriftstellern Frankreichs gezollt wurde: „tiefe und gründliche Betrachtungen durch eine lebhafte und zierliche Schreibart deutlich und rührend vorgetragen zu haben.“ Sein klarer, deutlicher, im guten Sinne breiter Vortrag wird durch reiche Exemplification, in Beispielen aus den Naturwissenschaften nur anschaulicher und ist nicht ohne Anmuth. Auf populäre Verständlichkeit ist es auch dort abgesehen, wo K. als Mann der Wissenschaft redet; wie er denn den Begriff eines Philosophen gelegentlich ganz populär als eines jeden, der sich am Erkenntnisse der Wahrheiten vergnügt, genommen wissen will. Der praktische Einfluß der Wissenschaften auf das Leben und ihr Verhältniß zu dem Leben wird wiederholt ins Auge gefaßt. Allgemein interessirende Themen aus den verschiedensten Gebieten behandelt K. auf diese Weise: Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Sprache, Geschichte und Litteraturgeschichte weiß er zu verwerthen.

Auch der Dichter K. pflegt mit Vorliebe diejenigen Gattungen, welche der Prosa und dem Verstande am nächsten liegen: also das Lehrgedicht und das Epigramm. Für die eigentliche Poesie ist er schon rhythmisch zu beschränkt. Herder und A. W. Schlegel haben es noch später ausgesprochen, daß Jamben und Trochäen die der deutschen Sprache angemessensten Versfüße seien. K. kennt überhaupt nur zweifüßige Versfüße, fast nur Jamben. Der einzige Wechsel und die einzige Kunst, die in den deutschen Vers (als solcher gilt natürlich der Alexandriner) zu bringen sei, sei die Freiheit lange Silben zu kürzen und kurze zu dehnen. Der Dactylus sei nur selten. Dieser engen Ansicht, welche K. von der Theorie des deutschen Verses hat, entspricht seine Praxis aufs Genaueste: fast nur Jamben, überwiegend der Alexandriner. Zeitlebens war das Metrum für K. ein Zwang, so daß er es am Ende seiner dichterischen Thätigkeit ganz aufgab und seine Epigramme in Prosa schrieb.

Am unglücklichsten ist er in den sogenannten Oden, d. h. in strophischen Gedichten, welche durch den eintönig jambischen oder trochäischen Rhythmus, sowie durch die linkische Reimstellung ermüden. Die ernsten Gedichte dieser Art sind schwunglos und nüchtern wie Rechenexempel, meistens erzwungene Gelegenheitsgedichte. Vor diesen ernsten Oden heben sich die in Nachahmung Hagedorn's gedichteten anakreontischen vortheilhaft heraus. Der späteren Anakreontik dagegen wird nur die Ehre einer Parodie zu Theil, welche Lessing in das „Neueste aus dem Reiche des Witzes“ aufgenommen hat. Mehr Empfindung und Schwung zeigen die Elegien, deren Thema die Klage um Tod oder Abschied von Freunden und Verwandten oder die Sehnsucht nach Zufriedenheit bildet. Hier wendet K. eine sich der Stanze nähernde Strophenform an, indem er das den ersten vier Zeilen der Stanze zu Grunde liegende System sich zweimal oder dreimal wiederholen läßt. Auch die Fabeln Kaestner's sind unbedeutend, wenig zahlreich und in Hagedorn's Manier.

Auch die Lehrgedichte sind eigentlich nur in Alexandriner gebrachte Prosa. Auch hier wie in den prosaischen Aufsätzen das mathematische quod erat demonstrandum: Beweis und Gegenbeweis, Einwand und Zurückweisung.

Bezeichnender Weise fallen sie alle in die Leipziger Zeit und sind größtentheils im Namen der Leipziger deutschen Gesellschaft abgefaßt. Weder die künstlerische noch die äußere Form (abwechselnd weiblich und männlich reimende Alexandrinerpaare) bieten ein bemerkenswerthes Moment; wol aber die Themen. Die Gottsched'sche Doctrin ist hier gewissermaßen in Verse gebracht; die Quintessenz der Gottsched'schen „Beiträge“ in poetische Form abgezogen. Zunächst wird über Gegenstände der Dichtung und Sprache gehandelt. „Ueber einige Pflichten des Dichters“ und „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter allen Lesern deutlich zu sein“: in beiden wird der Dichter gewarnt, sich durch das Lob des Pöbels verführen zu lassen. Das Lehrgedicht „Ueber die Reime“ beginnt in (parodistisch gemeinten) reimlosen Alexandrinern. K. ergreift für den Reim Partei, also für Gottsched gegen die Schweizer; wie er auch praktisch den Reim überall anwendet und nur in Parodien reimlos dichtet, auch wol in diesen gelegentlich den Schweizern zum Trotz gereimte Hexameter parodirt. Ziemlich deutlich ist es, daß K. zunächst als Mathematiker für den Reim Interesse hatte, wenn es in dem Lehrgedicht heißt:

„Dies weiß man, daß es stets dem Geiste Lust erweckt,
Wenn er was neues sieht, was ähnliches entdeckt,
Das Maaß im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
Was ihn vergnügen soll, muß Stoff zum Wirken reichen,
Zum Sprechen eben nicht. Was ist es, das man spürt,
Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
Nur Ordnung, Aehnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderspielen.“

Die Dichtung, fährt er weiter fort, müsse nicht nur den Verstand, sondern auch das Ohr ergötzen. Der Reim mache freilich noch nicht den Dichter, aber die musikalische Wirkung gehöre zum Gedicht. Ein ander Mal suchte er unter einem an einen späteren Aufsatz Schiller's anklingenden Titel den „Nutzen der schönen Wissenschaften beim Vortrag philosophischer Lehren“ nachzuweisen; also die Forderung eines gefälligen Vortrages, welche er an sich selbst zu stellen gewohnt war. Bei seinem Eintritt in die deutsche Gesellschaft las K. ein anderes Lehrgedicht vor: „Ob eine Gesellschaft die Sprache zu verbessern durch öffentliches Ansehen müsse berechtigt werden.“ Schon die Gelegenheit und der Titel weisen auf engen Anschluß an Gottsched. K. nimmt sich hier der Meißnischen Mundart gegen die lettres germaniques (des älteren Mauvillon) an, welche das Joch, das die Meißnische Mundart den übrigen Stämmen und Ländern Deutschlands auferlegte, abgeschüttelt wissen wollten. Ein Volk, sagt K. dagegen, wird noch nicht als Oberherr verehrt, wenn es ein gleiches Volk der Sprache Schönheit lehrt. Hatten sich die lettres auf Frankreich berufen, wo der König die 40 Akademisten einsetze, welche der Sprache ihre Gesetze zu geben hätten: so nennt K. dagegen Brauch, Ursprung, Aehnlichkeit (also sehr richtig Sprachgebrauch, Etymologie und Analogie) als die Quellen der deutschen Sprachkunst, welche von dem Gebote keines Fürsten abhängig sei. Auch die vierzig in Frankreich fänden nicht allgemeine Anerkennung. Gefühl, nicht Gebot regiert des Deutschen Ohr; er zieht die Meißnische Mundart nicht als die unfehlbare, aber doch als die am meisten richtige vor. In einem anderen Lehrgedicht: „Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Kriticorum“ entwirft K. wenigstens Bilder der einander entgegenstehenden Parteien, welche zugleich die damaligen Gegensätze der Universitäten Jena und Leipzig repräsentiren: der Afterphilologe, der nur aus Eitelkeit die Wissenschaft betreibt und über die Wortkrämerei nicht hinauskommt, wird den Afterphilosophen, den Nachbetern ihrer Lehrer, entgegengesetzt. Das berühmteste von Kaestner's Lehrgedichten: „Philosophisches Gedicht

von den Kometen“ (zuerst in den Belustigungen 1744, März) gehört wie Haller's Alpen der beschreibenden Lehrdichtung an und ist eingestandenermaßen durch Opitz' Gedicht „Vesuv“ angeregt. Einen äußeren Anlaß, der bei K. selten fehlt, bot die Erscheinung eines merkwürdigen Kometen. Zur Belehrung und Ergötzung (das alte Horazische Motto der Belustigungen) wird die ganze astronomische Lehre von den Kometen vorgetragen:

„Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf,
Doch gründlich, wie man es in Versen werden darf.“

Die Entstehung, Gesetze, Bahnen ꝛc. der Kometen werden beschrieben; die abweichenden Ansichten der Gelehrten, die namentlich aufgeführt werden, nebeneinander gestellt und beurtheilt; die beliebte moralische Ausdeutung der Naturerscheinungen fehlt nicht; moralische Sentenzen werden auch nebenbei eingeflochten. Das Ganze also eine in Verse gebrachte Astronomie; die dazu nothwendigen Noten hat K. später noch vermehrt.

Wenn wir die lange Zeit, während welcher K. dichtete, ins Auge fassen, erscheinen uns seine Epigramme wenig zahlreich. Von nahezu 400 sind überdies kaum die Hälfte in der Zeit, wo Kästner's Name etwas galt, veröffentlicht worden. Die erste Sammlung der Vermischten Schriften brachte an 60, die zweite etwa 100 Epigramme. Die übrigen wurden erst 1781 und 1800 (nach Kästner's Tode) gesammelt und waren vorher zum Theil in Zeitschriften zerstreut. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß viele Epigramme auf Personen seiner Umgebung nicht gedruckt wurden; sie liefen als Witzworte in der Göttinger Gesellschaft umher und erhielten sich blos in mündlicher Tradition. Auch hier wendet K. gereimte jambische Versmaße an, in welche er selten (und nur hier) hüpfende (anapästische) Versfüße einmischt. Einige Male finden wir parodirende „Zyrcherische“ Hexameter; ganz selten mehrstrophige Epigramme. Neben der ältesten Form des Epigrammes, der Inschrift auf Oertlichkeiten, sind weitaus die meisten an Personen gerichtet. Ein bestimmter äußerer Anlaß ist fast immer anzunehmen; wenn ihn K. oft auch erst in den späteren Ausgaben, wo er die * und ** durch Namen ersetzt, deutlich gemacht hat (vgl. darüber auch Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte IX. 582 f.). Nur selten hängt sich Kaestner's Witz an vergangene geschichtliche Ereignisse; die alltäglichen Vorkommnisse des privaten und litterarischen Lebens begleitet er mit seiner Satire. Das was der Tag bringt und worüber die Gesellschaft sich in Prosa moquirt, bewitzelt er in Versen. Das öffentliche Leben, die Politik wird kaum gestreift; höchstens den Franzosen bis zum Ueberdrusse des Lesers der Name Roßbach eingegeißelt. Die typischen Charaktere der Stutzer und Schönen, die Candidaten, irrenden Marquis, die Helden, die das Maul voll nehmen, aber davon laufen, wenn es auf Muth ankommt, sind seiner Satire verfallen; sie werden auch mit den typischen, zum Theil der lateinischen Satire entnommenen Namen Mendax, Stax, Bav ꝛc. bezeichnet. Satire gegen die gelehrten Stände: Dichter, Philosophen, Rechtsgelehrten, Aerzte schließt sich daran. Im Ganzen aber ist Kaestner's Satire eine fast ausschließlich litterarische. Das bornirte Gelehrtenwesen, das er in Göttingen leicht mit Händen greifen konnte und oft auch gegriffen hat, und die schöne Litteratur bilden das Hauptthema seiner Epigramme. Die Hahnreischaft der Gelehrten, alle Arten schlechter Autoren und Dichter, die „Zyrcherschen“ Heldengedichte und auch die Meißnischen Reime (also auch gegen Gottsched und seine Anhänger), die philosophische, absichtlich verhüllende Sprache der Poetiken ꝛc. sind beliebte Motive. Kaestner's Satire ist nicht scharf und beißend, noch weniger züchtigend, sondern mit Behagen witzelnd und spöttelnd: Einfälle und Witze, wie sie der gesunde Menschenverstand hat und die dem, den sie trafen, wol lästig werden konnten, eine höhere sittliche Wirkung aber weder bezweckten noch aus-

übten. Nicht selten wird K., besonders in späteren Epigrammen, anstößig, derb, fast cynisch und vergibt dadurch seiner Satire noch mehr.

Kaestner's Hauptschaden war, daß er nicht zur rechten Zeit zu enden wußte. Witz und Humor laufen bei andauerndem Ruhme am leichtesten Gefahr sich abzunutzen: die Grenze, wo K. nur mehr Epigramme schrieb, weil man seinen Witz in der Gesellschaft und in den Almanachen einmal gewohnt geworden war, hatte er bald erreicht. Bis ans Ende des Jahrhunderts witzelte er fort; auch noch dann, als sein Standpunkt lange schon veraltet war. Ueber Goethe's Werther, Fichte's Ichlehre, die französische Revolution ꝛc. ließ sich K. epigrammatisch vernehmen. Den neuen Zeiten gegenüber stimmt er das Lob der früheren an, über die er sich einstmals ebenso moquirt hatte. Endlich wurde ihm das Silbenmaß, das ihm nie eine leichte Sache gewesen war, ein unerträglicher Zwang; er griff am Abend seines Lebens zur Prosa und eiferte nun sogar gegen das gothische Gesetz des Reimes, den er einstmals selbst in Schutz genommen hatte. Zwar die Xenien ignorirten seinen unschädlichen Witz. Weniger duldsam war die junge Generation der Romantiker. A. W. Schlegel (sämmtl. Werke X. 356 f.) ließ schon in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1797 gelegentlich ein Wort fallen, daß die epigrammatische Dichtart, welcher K. immer noch getreu bliebe, ihm zuweilen untreu zu werden scheine. Kaestner's Hinweis auf Batteux wird als veraltet, seine Angriffe auf die moderne Philosophie werden als incompetent zurückgewiesen; schonend zwar, aber man läßt ihn die Schonung fühlen. Solche Rücksichten kannte der „Litterarische Reichsanzeiger“ (Athenäum 1799 II. 2, 335) nicht mehr. Hier erhielt K. in Erwägung, daß Niemand sich mit Erfolg über das Zeitalter lustig machen könne, als wer auf der Höhe desselben stehe; daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn sie sich herausnehme über die Philosophie zu spotten; daß, wenn jemand nach den neuen französischen Kriegen immer noch nicht von der Schlacht bei Roßbach aufhören könne, von ihm keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen seien; daß man von dem Satiriker und Epigrammatisten auch scharfe Selbstkritik und Unterdrückung unnützer Papierschnitzeln erwarten dürfe; daß endlich nichts trauriger sei als ein halbwitziger Einfall, der wegen Abgang der zum Versificiren nöthigen Geschmeidigkeit auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibe: — in Erwägung all dieser Punkte erhält K. hier seine förmliche litterarische Dienstentlassung und wird sein Witz mit Anerkennung der vieljährigen geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen gnädigst in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt. Gleichzeitig mit seinem physischen Tode war K. hier auch für die Litteratur todt gemacht worden. Eine Sammlung seiner poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke, welche im J. 1841 in Berlin herausgegeben wurde, konnte kein größeres Publikum mehr gewinnen.

M. Cantor. J. Minor.

Kästner: Joseph Victor K., mundartlicher Dichter, geb. am 1. Januar 1828 zu Kerz in Siebenbürgen, † als k. k. Finanzbezirkscommissär in Hermannstadt am 29. August 1857. Auch die litterarischen Bewegungen im Mutterlande ziehen ihre letzten Kreise in den Colonistengebieten diesseits und jenseits des Oceans. Jungdeutschland fand unter den Sachsen in Siebenbürgen keinen ganz unbedeutenden Vertreter in Josef Marlin (s. d.), die romantische Schule in K. Er ist einer der ersten gewesen, der überdieß dem volksmäßig Nationalen nicht nur in bald sinnig minnigen, bald märchenhaften, bald patriotischen, bald scherzenden Weisen Ausdruck verlieh, sondern die Mundart selbst nach allen diesen Richtungen hin anwendet. Als Sohn eines sächsischen Landpfarrers stand sie ihm allerdings auch mit ihrer ganzen Fülle und Weichheit zur Verfügung, und der hohe landschaftliche Reiz seines Geburtsortes Kerz im schönen Thale des

Altflusses, an dessen südliche Ufer die Hochgebirge der Karpaten herantreten, hatten sein poetisch empfängliches Gemüth ebenso nachhaltig berührt als die historischen Erinnerungen an die Cistercienserabtei des 12. Jahrhunderts, deren Trümmer den Pfarrhof begränzen. Nimmt man dazu noch die politisch aufgeregte Zeit, in welche seine Jugend fällt, mit dem beginnenden Kampfe der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns gegen die zu überschäumendem Selbstbewußtsein erwachten Magyaren, das endlich in den Jahren 1848—49 zum ersten stürmischen Ausbruch kam, nach Bewältigung der Revolution den kurzsichtigen österreichischen Absolutismus, der die Nationalitäten in kaum geringerem Maße bedrohte als der Chauvinismus, so sind alle Elemente vorhanden, um dichterisch zu stimmen. Und so fehlte zuletzt auch der tragische Conflict nicht: der glühende Freund seines Volkes, der leidenschaftlich aufwallende Dichter fand seinen äußern Beruf als — Finanzbeamter im Dienste der Gewalt, die in den Völkern wie in den Einzelnen nur Material für die Büreaukratie sah. Aus diesem innern Widerspruche fließen nicht wenigere seiner Lieder als aus der Liebe zur Heimath und zu Weib und Kind, die ihm die letzten drei Jahre seines Lebens verschönerten. Ein früher Tod raffte ihn dahin. Seine Gedichte (Lyrisches, Episches und Scherzhaftes) erschienen von Freundeshand gesammelt 1862 in Hermannstadt bei Th. Steinhaußen, zugleich in Schriftdeutsch übertragen. Einen biographischen Nachruf widmete ihm Eugen v. Trauschenfels im „Oesterreichischen Morgenblatt" 1858, Nr. 46—49 und später „Transsilvania", Neue Folge, 1863, Nr. 8 und Trausch im Schriftsteller-Lexikon u. d. W.

Fr. Müller.

Katerkamp: Johann Theodor Hermann K., katholischer Theologe — als Sohn eines begüterten Bauern zu Ochtrup bei Rheine am 17. Januar 1764 geboren, als Professor der Kirchengeschichte an der Akademie zu Münster am 9. Juni 1834 gestorben — erhielt seine Vorbildung durch einen Geistlichen seines Geburtsortes, auf dem Progymnasium zu Rheine und auf dem Gymnasium zu Münster, studirte dann auf der Universität ebendaselbst 1783—1787 Philosophie und Theologie und erhielt 1787 die Priesterweihe. Er hatte sich näher an den Professor Clemens Becker angeschlossen und in Folge dessen insbesondere Kirchengeschichte studirt, erhielt auch durch ihn eine Empfehlung zur Stelle eines Hauslehrers bei dem Freiherrn von Droste-Vischering und begleitete später seine Zöglinge, Franz Otto und Clemens August von Droste-Vischering, auf einer zweijährigen Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien, wobei er Lavater und andere berühmte Männer kennen lernte und besonders in Italien sein Talent zum Erstaunen seiner Umgebung zuerst deutlicher zu zeigen begann. 1797 zurückgekehrt, trat er in das Haus der Fürstin Gallitzin und blieb in demselben bis zum Tode der Fürstin 1806; hier, in dem Kreise der vielen geistvollen Männer, die sich dort einfanden, hatte er reiche Gelegenheit, sich noch weiter auszubilden und seine Anschauungen zu erweitern, hielt sich aber bis dahin noch still; 1806 jedoch gab er sein erstes Buch heraus, „Anleitung zur Selbstprüfung für Weltgeistliche" (Uebersetzung eines französischen Werkes Miroir du Clergé), 2 Bände, (3. Aufl. 1845), und erhielt dann 1809 provisorisch das Lehramt der Kirchengeschichte an der Universität zu Münster. Als diese 1819 zur Akademie umgewandelt ward, erhielt er an ihr die Anstellung als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte, die ihm zeitlebens blieb; 1820 ward ihm von der Universität Landshut das theol. Doctordiplom verliehen, und 1821 ward er zum Examinator synodalis ernannt. Als akademischer Lehrer zeichnete er sich durch gründliche Forschung und umfassende Kenntniß seines Lehrfaches aus; seine Vorlesungen waren so anziehend, daß sich Jahr aus Jahr ein Hunderte von Zuhörern bei ihm einfanden; doch ließ sein meistens freier Vortrag,

bei lebhafter, sympathischer Erregtheit für den betreffenden Gegenstand, mitunter an Präcision und Gründlichkeit zu wünschen übrig. Sein Hauptwerk war seine „Kirchengeschichte", von der zuerst die Einleitung dazu 1819 und dann fünf Bände in den Jahren 1823—1834 erschienen, worin die Kirchengeschichte bis zum J. 1153 fortgeführt wird. Es ist dies das größte, ganz selbständige Werk über diesen Gegenstand, welches von einem deutschen Katholiken in neuerer Zeit erschienen ist, vortrefflich, geistvoll und individuell bearbeitet, aber doch mit fehlerhafter Eintheilung, wodurch die Uebersicht erschwert wird, und auch an scharfem Quellenstudium hin und wieder Einiges vermissen lassend. Außerdem veröffentlichte er noch eine polemische Schrift: „Ueber den Primat des Apostels Petrus und seiner Nachfolger; zur Widerlegung der 3. Beilage im 3. Hefte des Sophronizon", auch unter dem Titel: „Friedrich Leopold Stolbergs historische Glaubwürdigkeit im Gegensatz zu Herrn Dr. Paulus kritischer Beurtheilung seiner Geschichte", 1820, und eine weitere zeitgenössische Schrift: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallitzin, mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen Hemsterhuys, Fürstenberg, Overberg und Stolberg", 1828. 2. Ausg. 1839. Endlich gab er noch drei lateinische Synodalreden heraus. Münster 1829, 1830, 1834. Er ward auch 1823 zum Domcapitular und 1831 zum Domdechant ernannt.

Raßmann, Nachrichten von . . . Münsterl. Schriftst. S. 170.

Lutterbeck.

Katsch: Christoph v. K., geb. am 15. Sept. 1665, † am 29. Juli 1729, stammte gleich mehreren andern der vornehmsten Minister Friedrich Wilhelms I. von Preußen aus dem Magdeburgischen. Nach Absolvirung des Rechtsstudiums scheint er zuerst an einem Collegium seiner Heimath thätig gewesen zu sein. Dort muß er frühzeitig die Aufmerksamkeit der Leiter des Justizwesens auf sich gezogen haben. Bereits im Alter von 37 Jahren, am 10. März 1703, wurde er zum ordentlichen Mitgliede des Hof- und Kammergerichts zu Berlin, des obersten Landesgerichts der Marken berufen. Dieser Berufung folgte drei Jahre später, 1706, über die Köpfe mancher Aeltern hinweg die in den Geh. Justizrath, der Justizabtheilung des Geh. Staatsraths zur Entscheidung angefochtener Erkenntnisse der Gerichts- und Verwaltungsbehörden in letzter Instanz, wie von Suppliken und Beschwerden. K. verharrte officiell in dieser doppelten Stellung bis zu seiner zwölf Jahre später erfolgenden Ernennung zum Minister. Doch nahm ihn seine Thätigkeit in Militär-, Commissariats-, Justiz- und Gesetzgebungsfragen bald derart in Anspruch, daß er den Gerichtssitzungen nur noch gelegentlich beiwohnen konnte. Er war nämlich um diese Zeit zum Oberauditeur in den Marken gemacht worden und hatte in diesem Amt, das er mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit und Unerbittlichkeit wahrnahm, die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm dermaßen auf sich gezogen, daß dieser ihn seitdem nicht mehr aus den Augen ließ, um ihm später einen der hervorragendsten Plätze einzuräumen. Dieser Empfehlung dürfte auch seine 1712 erfolgende Berufung zum Geheimen Kriegsrath und Decernenten für Justizsachen im General-Kriegscommissariat zuzuschreiben sein. Diese letztere Behörde war eben damals durch Fr. Wilhelm v. Grumbkow unter der Begünstigung des Kronprinzen reorganisirt worden. Da ein großer Theil der Justizsachen, alles was sich auf indirekte Abgaben, Kämmereiwesen der Städte, Innungs- und Privilegienstreitigkeiten 2c. bezog, durch die Ordnungen von 1712 und 1715 der Cognition des General-Kriegs-Commissariats zugewiesen wurde, so ward hier die Thätigkeit des Decernenten zu einer höchst ausgedehnten. Die berührten beiden Ordnungen, die die Kompetenzgrenzen in den genannten Dingen zwischen Regierungen (Obergerichten) und Commissariaten regelten, dürften in ihrer Hauptsache auf K. zu-

rückzuführen sein, der seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. auch eine bedeutende gesetzgeberische Thätigkeit zu entwickeln begann. Die Zeit drängte immer mehr auf die Sonderung von Justiz und Verwaltung, die Aufstellung fester Normen für die Rechtsprechung der Verwaltungsbehörden. Dazu bedurfte es eines Mannes, der, von klarer Einsicht in die gegebenen Verhältnisse und gesetzgeberischer Initiative, die Macht erhielt zu selbständigen Reformen, ohne von den laufenden Geschäften erdrückt zu werden. Eine solche Stellung wünschte Friedrich Wilhelm seinem auf allen Gebieten der Rechtspflege bereits erprobten Rathe zu geben, als er ihn unterm 8. Juni 1718 zum Wirklichen Geheimen Etats- und Kriegsrath und zugleich zum Generalauditeur der Armee machte. Er hob ihn damit über die Masse des Beamtenthums hinaus auf eine der Stellen ersten Ranges. Die Bestellung zum Generalauditeur sowie der Wortlaut seines Bestallungspatents bekunden übrigens, daß der König sich noch nicht entschließen konnte eine Stelle zu schaffen, die nur mit der obersten Leitung der Justiz zu thun, um das Detail der Rechtspflege selbst sich nicht zu kümmern hatte. Im Gegentheil war auch die praktische Thätigkeit Katsch's in der folgenden Zeit eine sehr beträchtliche. Neben der Respicirung der Militärjustiz in der obersten Instanz, hatte er die Leitung der Criminaljustiz der Residenz wie der Kurmark im Allgemeinen, wofür an Stelle der bisherigen Hausvoigtei im J. 1720 ein Kriegs-, Hof- und Criminalgericht zu Berlin begründet wurde. Dazu kam seine Thätigkeit als Decernent für die Justizsachen des General-Kriegscommissariats, das sich wenige Jahre darauf (Dec. 1722) zum Generaldirektorium erweiterte und K. somit die letzte Entscheidung über alle das Polizei- und Verwaltungswesen betreffenden Rechtssachen überließ. Endlich erschien er fast ohne Unterbrechung in den Sitzungen des Geh. Staatsraths und referirte dort über alle einschlägigen Sachen seiner diversen Ressorts. Auch der Bericht über die hier darüber gefaßten Beschlüsse an den König und die Ausführung von dessen Entscheidungen waren seine Sache. Seine seltene Arbeitskraft und Energie ermöglichten ihm dabei die ganze Gesetzgebungsarbeit aus der ersten Hälfte von Friedrich Wilhelms Regierung entweder selbst zu leiten oder mindestens zu überwachen. Diese reiche Thätigkeit lohnte der König durch seine Erhebung zum dirigirenden Minister und Vicepräsidenten des fünften (Justiz-)Departements beim General-Directorium gelegentlich der Begründung desselben im Januar 1723. K. wurde durch sein Patent dahin gewiesen, in allen Dingen seines Ressorts, d. h. allen Rechtsfällen der andern vier Departements des Directoriums, die oberste Leitung zu führen und für eine prompte und gerechte Justiz zu sorgen. Gleichzeitig wurde ihm sowol die Redaction aller aus dem General-Directorium emanirenden Edicte, Verordnungen und Verfügungen aufgetragen, als auch die Beseitigung alles dessen, was aus früheren übrig geblieben, dem jetzigen Zustande widersprach. Seine bisherige Thätigkeit wurde somit erweitert und fester normirt. Neu dagegen war die Stellung, die der König ihm den andern vier Ministern des General-Directoriums gegenüber in einer Geheimen Instruktion anwies. Danach sollte er auch die Thätigkeit dieser obersten Beamten der Krone überwachen. Ueber jede Unregelmäßigkeit, Nachlässigkeit, Parteilichkeit oder Intrigue sollte er dem Könige im Geheimen berichten, ohne Furcht und ohne Scheu, wogegen der König ihn seines Schutzes und seiner Gnade gegen Jedermann versicherte. Ob und in wie weit K. von dieser Befugniß Gebrauch gemacht hat, erhellt aus den Acten jener Zeit nicht. Es war dieß die letzte Consequenz, die der König in seinem System zog, alles, Personen wie Zustände, der schärfsten fiskalischen Kontrole zu unterwerfen. Und er wußte, wem er diese Aufgabe zuwies. Nebenbei leitete K. in seiner Eigenschaft als Generalauditeur die namhaftesten Militärprocesse, was natürlich nicht zur Verbesserung seiner persönlichen Stellung beitrug. Er war,

wie sich aus der Tradition seiner Zeit und der nächstfolgenden Generation ergibt, einer der bestgehaßten Männer seiner Epoche — ein Zeichen, daß er seiner eben so schwierigen wie undankbaren Aufgabe so gut als es anging gerecht wurde. Auch bei andern gesetzgeberischen Maßregeln von nachhaltigstem Einfluß war K. betheiligt. So soll er als der Erste auf den Vortheil der Allodification der Ritterlehen hingewiesen und diese Maßregel mit vorbereitet haben. Vier Jahre zuvor, 1713, war ihm vom Könige die Revision des Bartholdi-Sturmschen Entwurfs zur Reform des Justizwesens übertragen worden. Als Sam. v. Cocceji mit dem Entwurf zur Reform des Processes in der Kurmark betraut worden war, erhielt K. gemeinsam mit dem Minister Johann Heinrich v. Fuchs 1725 auch hier die Revision. Daraus erhellt gleichzeitig, daß seine praktische Thätigkeit zu groß war, als daß ihm die großen Gesetzreformen selbst hätten aufgetragen werden können. Als erster preußischer Justizminister, als ein Mann, der im Dienste seines Königs in einer schweren und rauhen Zeit unermüdlich und ohne Rücksicht auf sich bis zu seinem letzten Athemzuge thätig war, verdient K. einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Preußischen Beamtenthums.

Neben den Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin, Cosmar und Klaproth, Geschichte des Preuß. Geh. Staatsraths. 404 und E. Friedländer, König Friedrich Wilhelms I. Entwurf zu der Instruktion für das General-Directorium und Königs Friedrichs II. Anmerkungen dazu, Zeitschrift für Preuß. Geschichte. Jahrg. 1880 S. 385—86. Isaacsohn.

Katte: Hans Heinrich Graf v. K., geb. am 16. October 1681 als Sohn des fürstlich sachsen-koburgischen Hofmarschalls Hans v. K. und der Eva Auguste v. Stammern, † am 31. Mai 1741. Er trat erst in gothaische Dienste, wo er 1703 Major war und 1706 in das preußische Heer, in welchem er Oberst und Commandeur eines Kavallerieregiments wurde. Am 6. Juni 1718 Generalmajor, 5. Juli 1731 Generallieutenant, 17. Juli 1736 General der Kavallerie ward K. im Juni 1740 Generalfeldmarschall und mit seiner Familie in den Grafenstand erhoben. — Auf den Schlachtfeldern von Ramillies und Malplaquet bewährt, zeichnete er sich 1715 vor Stralsund besonders aus und erhielt den schwarzen Adlerorden. Später bekam er mehrere große Commandos bei Kavallerieübungen und einige besondere Aufträge des Königs. 1734 war er Gouverneur von Kolberg geworden. Am 31. Mai 1741 starb er zu Rekahn bei Brandenburg. K. war zwei Mal verheirathet: 1) mit Dorothea Sophie Reichsgräfin v. Wartensleben († am 5. Nov. 1706); 2) mit Katharina Elisabeth v. Bredow († am 18. Juli 1736). Ein Sohn erster Ehe, geboren zu Berlin, am 28. Februar 1704, Hans Hermann, ist der unglückliche Freund Friedrichs II.

(König) Biograph. Lexikon II. 254. Ernst Friedlaender.

Katte: Hans Hermann v. K., geb. am 28. Februar 1704, † am 6. November 1730, Sohn des 1741 als preußischer Feldmarschall verstorbenen Hans Heinrich v. K. Nach einer sorgfältigen Ausbildung, welche ursprünglich die Vorbereitung zu der juristischen Laufbahn bezweckt hatte, widmete sich K., wie es heißt gegen seine Neigung, dem Soldatenstande. Als Lieutenant im Regiment der Gensd'armes zu Berlin bald in enge persönliche Beziehungen zu dem Kronprinzen Friedrich getreten, wurde K. der Vertraute der Entweichungspläne, mit denen der Prinz seit Ende 1729 sich trug. Nach der Entdeckung des vereitelten Fluchtversuchs vom 4. August 1730 wurde K., der trotz einer Warnung seine Rettung versäumt hatte, zu Berlin verhaftet. Dasselbe Kriegsgericht, das sich zur Urtheilsprechung über den Thronfolger für incompetent erklärt hatte, verdammte K. zu ewiger Festungsstrafe, indem bei Stimmengleichheit die für den Tod abgegebenen Stimmen als Minorität angesehen wurden. Als bei einer von Friedrich Wilhelm I. angeordneten nochmaligen Aufnahme des kriegsrecht-

lichen Verfahrens die Abstimmung zu demselben Ergebniß führte, verwandelte der König das Erkenntniß in ein Todesurtheil. Am 6. November 1730 wurde K. zu Küstrin auf den Richtplatz geführt, vor dem Gefängniß des Kronprinzen wechselte er Abschiedsworte mit dem am Fenster stehenden Freunde, der ohnmächtig zusammenbrach. Ob der Sandhaufen, vor dem knieend K. den Todesstreich empfing, von dem Fenster des Kronprinzen gesehen werden konnte, vermag mit Sicherheit nicht gesagt zu werden.

Informatio ex actis, bei Preuß, Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, Bd. IV., 470. — [Danneil,] Vollständige Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts. Berlin 1861. — Hoffbauer, Die Hinrichtung des H. H. v. Katte (Mittheilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. O. VI. VII).

Koser.

Katte: Johann Friedrich v. K. (von den Zeitgenossen vielfach Katt geschrieben), preußischer Generallieutenant, 1699 im Magdeburgischen geboren, † am 26. März 1764, zeichnete sich in dem Küraßierregimente (Nr. 9), dessen Chef sein Oheim, der Feldmarschall Graf K. war, und in welchem er 1717 zum Lieutenant, 1739 zum Oberstlieutenant ernannt wurde, in den beiden ersten schlesischen Kriegen, namentlich bei Soor, Hohenfriedberg und Kesselsdorf, mehrfach aus und erhielt 1747 das Leibküraßierregiment (Nr. 3). Durch Kabinetsordre vom 5. April 1757 ernannte ihn der König zum Kommandanten von Breslau, „da Ich nothwendig wieder Jemanden dort haben muß, auf den Ich Mich verlassen kann". K. rechtfertigte dieses Vertrauen nicht. Schon am 6. October, als die Dinge in Schlesien sich zum Uebeln zu wenden drohten, nahm der König, vermuthlich weil K. sich öffentlich in pessimistischer Weise geäußert hatte, Veranlassung, ihn in einem sehr ernsten Schreiben an seine Pflicht zu erinnern und ihn zu eventueller äußerster Vertheidigung der ihm anvertrauten Stadt anzuweisen. Als dann ein feindlicher Angriff mit Grund erwartet werden mußte, erbat K. von dem in Breslau anwesenden Herzog von Bevern, welchem der König, als er sich gegen die Franzosen und die Reichsarmee in Thüringen wandte, den Oberbefehl gegen die Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien übertragen hatte, Verstärkung der Besatzung und, für den Fall daß der Herzog Breslau verlassen sollte, Befehle in Betreff seines Verhaltens als Festungskommandant, „indem er allezeit bei der Kavallerie gedient habe". Die letzteren erhielt er, mit den vom Könige gegebenen nicht übereinstimmend, dahin, „daß er bei der äußersten Extremität die beste und honorabelste Kapitulation machen solle". Kaum war am 22. November der Herzog zur Schlacht an der Lohe abmarschirt, so forderten die Oesterreicher K. zur Uebergabe auf. Er fragte beim Herzoge an und erhielt die Weisung, die Unterhändler an Bevern selbst zu weisen. Dies geschah, als am 24. die Aufforderung unter Androhung des Bombardements wiederholt wurde. Inzwischen war der Herzog gefangen genommen worden; die beiden ältesten Generale (v. Kyaw und v. Lestwitz) aber beschieden ihn erneut dahin, „daß, sollte die Noth dringen, sie der unmaßgeblichen Meinung seien, einen freien Abzug auszudingen". K. wies nun die Unterhändler vorläufig nochmals zurück, entwarf aber gleichzeitig die Vorschläge behufs der Uebergabe und hatte diese soeben abgesandt, als am 24. Mittags 1 Uhr die Nachricht eintraf, der König habe den Generallieutenant v. Lestwitz zum Gouverneur ernannt und K. von Allem dispensirt. Dies war durch ein Schreiben, d. d. Bautzen, den 21. November, geschehen. K. glückte es, den Ueberbringer seiner Vorschläge zurückzurufen, worauf Lestwitz das schmähliche Werk der Ueberlieferung des wichtigen Platzes ohne Gegenwehr zu Ende führte. Ein unter dem Feldmarschall Fürst Moritz von Anhalt-Dessau am 11. März 1758 zur Untersuchung des Verhaltens der Generallieutenants v. Kyaw, v. Lestwitz und v. K.

zusammengetretenes Kriegsgericht verurtheilte letzteren, weil er seinem Nachfolger Lestwitz die ihm ertheilte Ordre vom 6. October nicht mitgetheilt habe, zu einjährigem Festungsarrest, sprach ihn aber im übrigen frei. Noch im selben Jahre verabschiedet, starb er am 26. März 1764 zu Berlin.

J. Mebes, Beiträge zur Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates und Heeres. I. Berlin 1861. — Friedrich der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen (von v. Ollech). Berlin 1858. Poten.

Katzeler: Friedrich Georg Andreas v. K., preußischer Generallieutenant, Enkel von Nikol. Andr. v. K. (s. u.), wurde am 24. Januar 1765 auf dem väterlichen Gute Grimminghausen bei Altena in der Grafschaft Mark geboren, † am 12. Juli 1834. Fünfzehn Jahr alt, wurde er von Friedrich dem Großen zum Cornet im Husarenregiment Hohnstock ernannt. Die Feldzüge von 1793 und 1794, in denen er in den Niederlanden den Orden pour le mérite erwarb und bei Kaiserslautern sich besonders auszeichnete, machte er als Lieutenant und Stabsrittmeister in Blüchers Husarenregiment, den Feldzug von 1806 und Blüchers Rückzug bis Lübeck als Major im Husarenregiment Pletz (Nr. 3) mit, bei Reorganisation der Armee erhielt er das Kommando des westpreußischen Ulanenregiments, bei Ausbruch des Krieges von 1813 das der Kavallerie der brandenburgischen Brigade. Blücher machte ihn zum Führer seiner Vorhut, mit welcher er bei Groß-Görschen focht, und die er als Nachhut, nachdem er bei Bautzen gekämpft, nach Schlesien zurückführte. Nach Beendigung des Waffenstillstandes kam er zu Yorks Armeecorps. Dieser empfing ihn, trotzdem K. mit Blücher innig befreundet war, mit günstigem Vorurtheil und übertrug ihm den Befehl seiner combinirten Avantgarde, wie der König solche aus allen Waffen zu bilden befohlen hatte. Da war K. an seinem Platze, ein listiger und lustiger Husar, wachsam und unermüdlich, tapfer bis zur Tollkühnheit, aber auch unbesonnen und mit einer ausgesprochenen Neigung zum Wohlleben, sein Küchenwägelchen wußte er vor Yorks Späherblicken stets früh genug in Sicherheit zu bringen. Was ihm an ruhiger Ueberlegung und sicherer Abwägung der Verhältnisse, sowie an Fähigkeit zur Führung von Geschäften abging, besaß sein Adjutant Reyher, der spätere Chef des großen Generalstabes, dessen Leistungen überall eintraten, wo bei K. etwas mangelte, so daß beide, stets Hand in Hand gehend, sich auf das Glücklichste ergänzten. Yorks Avantgarde, zuweilen auch nothgedrungen seine Nachhut, hat K. dann mit hoher Auszeichnung über die Schlachtfelder Schlesiens und Sachsens bis nach Möckern und, nachdem er hier verwundet war, vom Rhein über die Walstätten, welche in Frankreich die Etappen der Heuriche bildeten, nach Paris geführt. Im December 1813 General geworden, erhielt er, als 1815 von neuem Krieg bevorstand, die Bestimmung beim 5. Armeecorps, welches York unterstellt wurde, die Reservekavallerie zu führen, das Corps kam jedoch nicht zu kriegerischer Thätigkeit. Nach Friedensschluß wurde er Brigadekommandeur in Stettin und bald darauf Kommandeur der Danziger Division (bis 1818 Brigade genannt). 1825 trat er in den Ruhestand und lebte fortan auf seiner Besitzung Wittinfelde bei Elbing, wo er am 12. Juli 1834 starb.

Beihefte zum Militär-Wochenblatt, März 1861, S. 49 ff., 7. Heft 1873, S. 514, in der Lebensbeschreibung des General v. Reyher von v. Ollech. Poten.

Katzeler: Nikolaus Andreas v. K. (Katzler), preußischer Generallieutenant, ward im September 1696 zu Mastricht, wo sein Vater als Hauptmann bei den holländischen Dragonern in Garnison stand, geboren, † am 10. November 1760. Er trat zunächst gleichfalls in holländische und 1715 als Cornet beim Regiment Kronprinz zu Pferde (später Kürassierregiment Nr. 2) in preußische Dienste. Bei der im gleichen Jahre stattfindenden Belagerung von

Stralsund legte er besondere Bravour an den Tag, so daß, als er hier verwundet in schwedische Gefangenschaft gerieth, König Karl XII. ihn durch rücksichtsvolle Fürsorge auszeichnete. 1742 zum Oberst, 1745 zum Generalmajor aufgestiegen, hatte er an den schlesischen Kriegen, namentlich an den Schlachten bei Czaslau, Hohenfriedberg, Soor und Katholisch-Hennersdorf ehrenvollen Antheil, bei Beginn des siebenjährigen Krieges, in welchem er bei Lowositz mitfocht, nöthigte ihn bald Krankheit nach Hause zurückzukehren, doch beließ ihm der König das Regiment Gensd'armes, welches ihm 1747 verliehen war, bis zu seinem am 10. Nov. 1760 zu Gardelegen erfolgten Tode. Vortreffliche Charaktereigenschaften (Beläge: Allgemeiner Militärkalender für die preußische Armee für 1839, Glogau, S. 75; Soldatenfreund, 29. Jahrgang. Berlin 1862, S. 540), und soldatische Fähigkeiten veranlaßten Seydlitz bei seinem Tode zu dem Ausruf: „Einen K. bekommen wir nicht wieder", und verschafften seinem Namen einen Ehrenplatz auf dem Denkmale König Friedrichs unter den Linden in Berlin.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 2. Theil, S. 258. Berlin 1789. Poten.

Katzianer: Hans K., Freiherr zu Katzenstein und Fledingen, Landeshauptmann von Krain und Obristfeldhauptmann des römischen Königs Ferdinand von Oesterreich; geb. Ende des 15. Jahrhunderts auf der Burg Katzenstein in Krain aus edlem Geschlechte, † im Grenzschlosse Kostainitza an der Unna, am 27. October 1539. — Die erste Kunde von ihm fällt in das Jahr 1527, als Ferdinand von Oesterrreich das Kriegsvolk seiner Erblande aufbot, um nach der Katastrophe von Mohács sein Recht auf die Krone Ungarns wider den Gegenkönig Johann Zápolya zu wahren. K. führte dem bei Wien sich sammelnden königlichen Heere die Streiter aus Krain zu und gab während dieses Kriegszuges so glänzende Beweise seines kühnen Unternehmungsgeistes, daß ihm Ferdinand 1528 den Befehl in Oberungarn übertrug, wo er Zápolya am 8. März bei Szina (südlich von Kaschau) besiegte, aber durch Erpressungen und die Gewaltthätigkeiten seiner Soldatesca sich die Bevölkerung entfremdete. 1529 betheiligte er sich rühmlichst an der Vertheidigung Wiens während der Türkenbelagerung und kämpfte nach Aufhebung derselben erfolgreich als Befehlshaber der leichten Reiterei mit der Nachhut Solimans, wobei er viele gefangene Christen befreite. Nach des Grafen Niklas von Salm Tode 1530 zum Obristfeldhauptmann in Ungarn ernannt, oblag ihm die schwierige Aufgabe, sich mit geringen Mitteln gegen den wachsenden Anhang Zápolyas in dem von erbitterten Parteikämpfen heimgesuchten Lande zu behaupten. Als Soliman 1532 mit seinen Horden Ungarn neuerdings überschwemmte und während der Belagerung von Güns (vgl. Jurischitz), Kasim Beg und Osman Aga zur Verwüstung der österreichischen Lande aussandte, glückte es K. die Reste dieser von den kaiserlichen und Reichstruppen bei Leobersdorf und Traiskirchen geschlagenen türkischen Streifcorps auf ihrer Flucht durch die südöstlichen Grenzgebirge Niederösterreichs vollends zu vernichten. K. brachte hierauf dem über Steiermark abziehenden Sultan durch Beunruhigung seines Marsches empfindliche Verluste bei und unternahm schon im nächsten Jahre einen Repressalienzug nach Bosnien. Nach einer kurzen Waffenstillstandsperiode kam es 1537 in Folge ernsterer Grenzverletzungen durch die Paschas von Bosnien und Semendria zu neuem Kriege. Um die Türken aus Slavonien zu vertreiben, sammelte sich ein königl. Heer von 24,000 Mann bei Kopreinitz an der Drau. K., zum Oberbefehlshaber darüber ernannt, vermochte sich jedoch bei dieser aus den widerstrebendsten Elementen zusammengewürfelten Streitmacht nicht das nothwendige Ansehen zu verschaffen und der Feldzug nahm bei der Unschlüssigkeit und dem fortwährenden Zwiste der Anführer ein klägliches Ende. Nach einem

erfolglosen Marsche gegen Essegg löste sich das durch Hunger und Seuchen demoralisirte Heer während des Rückzuges gegen Valpó zum großen Theile auf, nur ein Haufen Oesterreicher, Kärnthner, Tiroler und Böhmen, der sich noch zur Wehre setzte, unterlag der Uebermacht des Feindes. K., dem der unglückliche Ausgang zur Last gelegt und insbesondere der Vorwurf gemacht wurde, daß er die Seinigen im Stiche gelassen und sich vorzeitig aus dem Feldlager bei Gara auf die Flucht gemacht habe, ward durch königl. Befehl auf den Landtag zu Krems zur Verantwortung entboten, und als seine Vertheidigungsschrift für ungenügend erklärt worden war, verhaftet und nach Wien geführt. Seine Schuld, welche man am Hofe Ferdinands als Crimen laesae majestatis aufgefaßt wissen wollte, ist niemals völlig erwiesen worden. Nachdem er wiederholt, aber vergeblich, an die Gnade des Königs appellirt hatte, entzog er sich dem voraussichtlich ungünstigen Ausgange des Processes am 31. Januar 1538 durch die Flucht nach Kroatien, wo ihm die Grafen Zrinyi das Schloß Kostainitza an der Unna zum Aufenthalte einräumten. Obwol geächtet, gewann er dort bald einen großen Anhang und ward nun erst durch Conspiration mit den Gegnern Ferdinands zum offenen Verräther. Ehe sich jedoch seine feindseligen Pläne verwirklichen konnten, wurde er am 27. October 1539 von dem jüngeren Grafen Niklas Zrinyi beim Gastmahle meuchlings erdolcht. Das tragische Ende Katzianer's ist auf seinem Grabmale zu Oberburg in Krain durch die Fabel vom Fuchs dargestellt, der einen Vogel zu Gaste ladet, um ihn dann selbst als willkommene Speise zu verzehren.

Raumer, Historisches Taschenbuch, Neue Folge, 5. Jahrg. Leipz., 1844.

K. A.

Katzmair: Jörg K., aus einem bereits im J. 1318 rathsgängigen Münchener Geschlechte, das in der Stadt wie auf dem Lande reich begütert war, besaß schon im J. 1391 das Bürgerrecht und wurde seit 1396 in den inneren Rath gewählt, als dessen Mitglied er im December 1397 das damals monatlich wechselnde Bürgermeisteramt verwaltete. Im Frühling dieses Jahres hatte zu München der Kampf des demokratischen Elementes gegen das patricische mit einer Rechnungsuntersuchung gegen den früheren Magistrat begonnen. K. nahm hieran nur widerwillig und vermittelnd Theil; wahrscheinlich um Schlimmeres zu verhüten, hat er sich auch von der siegenden Gemeinde städtische Aemter übertragen lassen. Als jedoch die Mehrheit der neuen Machthaber in dem soeben ausgebrochenen Streite der Herzöge Ernst und Wilhelm von Baiern um die Einsetzung in ihr väterliches Erbe zu den gegnerischen Herzögen Stephan und Ludwig hinneigte, so daß München unter dem Vorwande ungenügender Privilegienbestätigung Ersteren die Huldigung verweigerte, floh nebst Anderen auch K. am 3. August 1398 aus der Stadt, worauf dortselbst sein Hab und Gut beschlagnahmt und seine Verwandten bedrängt wurden. Naturgemäß hing das Loos der Entwichenen von der Dauer des Münchner Verfassungsconflictes ab; ihre Verhandlungen wegen der Rückkehr zogen sich daher fruchtlos gegen fünf Jahre hin; vergebens griffen sie sogar zum Zwangsmittel der Fehde wider die eigene Vaterstadt. Erst am 15. Juni 1403 konnte in Folge des völligen Ausgleiches zwischen den Herzögen und der Stadt K. seine vorigen Stellen wieder erlangen. Er starb am 5. März 1417. Seine Bedeutung für uns ist eine vorwiegend litterarische. Jene für ihn so verhängnißvollen Begebenheiten (seit 1396) hat er in der Verbannung, wie es scheint zum Zwecke seiner Vertheidigung, aufgezeichnet; leider bricht er schon im Februar 1403 ab, also ohne die glückliche Wendung zu schildern. Diese zwar schmucklose und manchmal selbst dunkle, aber gehalt- und lebensvolle Denkschrift hat bei der großen Armuth Münchens an älteren Darstellungen seiner Geschichte einen um so höheren Werth. Blos abschriftlich

aus dem 16. Jahrhunderte überkommen, theilte sie Schmeller zuerst (1833) stellenweise in seiner akademischen Festschrift „München unter der Vierherzog-Regierung 1397—1403“, dann vollständig im VIII. Bande des „Oberbaierischen Archives“ (1847) mit; neuerdings wurde sie nebst einem reichen Commentare von Muffat im XV. Bande der „Chroniken der deutschen Städte“ (1878) herausgegeben. v. Oefele.

Katzow: Hinrich K., auch Katzowe, Kazowe, Casow, Cassowe, Bürgermeister zu Rostock, † zwischen 1438 und 1439, schon 1400 im Rathe, aus einer seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nachweisbaren Patricierfamilie, welche von 1402—1491 sich eigne Capellen in zwei Kirchen errichtete. Er war reich begütert, Lehnsmann Herzog Albrechts, schon 1402 Proconsul und fertigte 1419 die Stiftungsurkunde der Universität mit aus. Den Handwerksämtern verhaßt, wahrscheinlich schon seit den Sechzigerunruhen von 1408, verließ er bei dem neuen, von König Erich dem Pommer angezettelten Aufstande 1427 mit Heinrich Buk, Vicco van Tzenen, Engelbert oder Engelke Katzow, der später als Consul vorkommt, die Stadt; vermuthlich ist der letztere sein Sohn, doch kommt auch ein Bruder „Engelke Kasauwe“ 1427 als Rostocker Kaperführer gegen die Dänen vor. Verträge Hinrichs wegen seiner Güter mit der Herzogin Vormünderin Katharina 1428 leiteten die Feindseligkeiten des Alten Raths ein, dessen Führer nun K. war. Alsbald trennte sich Rostock unter dem Neuen Rath von der Hansa und fand an Erich seine Stütze, wie dieser ihn gegen die Hanseaten hielt, während Katharina mit den Fürsten und dem Alten Rathe 1430 vergeblich eine Ueberrumpelung Rostocks, mit Glück aber die von Warnemünde unternahm. Es folgte ein kaiserlicher Befehl zur Untersuchung an Kasimir von Pommern, in dessen Schreiben voran Hinrich K. genannt ist. Die Klage des Alten Raths führte 1431 in Nürnberg zur Reichsacht über Rostock, die im selben Jahre wiederholt wurde. Da die Stadt unter der trefflichen Führung Johanns van der Aa trotzig beharrte, wurde in zwei anhängigen Sachen 1432 und 1434 die Aberacht und 1435 vom Baseler Concile die Absendung des Abtes Balduin von Lüneburg, des späteren Bremer Erzbischofs (Allg. d. Biogr. II, 5), zur Entscheidung der Sache verfügt. Dieser forderte die Wiederaufnahme des Alten Raths, das Concil bestätigte den Spruch und verhängte 1436 Bann und Interdict gegen die Stadt. Rostock aber hielt, gestützt auf den Unionskönig, aus, weshalb Wismar 1436 ein abmahnendes Schreiben nach Dänemark sandte. 1437 erfolgte der Befehl des Kaisers Sigismund an den Erzbischof von Bremen gegen Rostock die kaiserliche Acht zu vollstrecken, voran ist wieder Hinrich K. in dem Schreiben genannt. Gleichzeitig wich die junge Universität vor dem Interdicte nach Greifswald. 1438 lebte K. noch, er starb vor dem Ausgleich vom September 1439, der beschädigte Leichenstein eines Rostocker Proconsul Hinrich K. zu St. Marien in Wismar mit dem Familienwappen (dem Wismarischen Stadtwappen) wird das Grab des rastlosen Mannes decken, eines der bedeutendsten der hansischen Politiker im ganzen ersten Viertheil des 15. Jahrhunderts. Nach Erichs Thronentsetzung 1439 unterwarf sich die Stadt, erst 1454 quittirten die 1427 ausgewichenen oder deren Erben über den Ersatz ihres Schadens, darunter Engelbert K. mit seinen Söhnen Kiritz, Heinrich und Lambrecht und seinem Schwiegersohne oder Schwager, dem Arzte Dr. Hinrich Schonenberg. Anfangs des 16. Jahrhunderts starben die K. aus.

Vgl. Ungnaden, Amoen. (Nettelbladt) Rostocker Wöchentl. Nachrichten u. Anzeigen 1755. Lisch, Jahrb. 9. Rostocker Schulpr. 1875, S. 7. v. der Ropp, Hanserecesse 1 und 2 und König Erich der Pommer, S. 10.

Krause.

Kauer: Ferdinand K., geboren 1751 zu Klein-Thaya in Mähren als Sohn eines Schullehrers, † am 13. April 1831. Bereits im Knabenalter versah er den Organistendienst bei den Jesuiten in Znaym. Nachdem er vorübergehend als Hofmeister in Rumburg gelebt und in Tyrnau das Studium der Medicin begonnen hatte, kam er nach Wien, wo er sich ausschließlich der Musik widmete. Er lebte vom Clavierunterricht, studirte bei Heidenreich Contrapunkt und wurde im J. 1795 Director und erster Violinist bei dem Ferdinand Marinelli'schen Theaterorchester, auch hatte er die Leitung der Sängerschule über sich, welche Marinelli für junge Sänger und Sängerinnen zum Behufe seines Theaters gegründet hatte. Nachdem er noch an verschiedenen Theatern in Wien als Musikdirector oder Compositeur gewirkt hatte und seine körperlichen und geistigen Kräfte geschwunden waren, aß er das Gnadenbrod als Bratschist im Orchester des Leopoldstädter Theaters. Trotz ernstlichen Fleißes und enormer Productivität drückten den hochbetagten Mann Noth, Kummer und Elend. Am 1. März 1830 traf auch ihn das Unglück der großen Donauüberschwemmung, wodurch er seine ganze Habe, insbesondere den gesammten Musikalienvorrath verlor. So an den Bettelstab gekommen, fristete der Arme, welchem so viele Theater reiche Einnahmen verdankten, sein Leben durch milde Gaben, bis ihn der Tod am 13. April 1831 erlöste. Die Zahl von Kauer's Compositionen ist kaum zu ermitteln. Es sind über 200 Opern und Singspiele, etwa 30 Kammerstücke, Symphonien, Trios, Quartetten, Concerte u. drgl. m. für alle Instrumente, über 20 Messen und Requiems, dann nicht weniger kleinere Kirchencompositionen, ferner eine Menge Tongemälde, Gelegenheitscantaten, Oratorien, Gesangsolfeggien und Musiklehrbücher. Wurzbach (Biogr. Lexikon II. Thl. S. 42 ff.) hat aus alten Katalogen von seinen Arbeiten zusammengestellt, so viel ihm möglich war. Am bekanntesten ward K. durch die Operette: „Das Donauweibchen.“ Wurzbach bemerkt sehr treffend: „K. bietet reichen Stoff für eine höchst interessante Monographie; sowol im Hinblicke auf seine ungewöhnlich große Productivität, wie auf seine zahlreichen, leider vielmehr ungerecht geschmähten als vorurtheilsfrei gewürdigten Arbeiten. Aber es wird vieles mühsam aus Mittheilungen seiner täglich seltener werdenden Zeitgenossen und aus längst verschollenen, schwer aufzutreibenden Journalen zusammengesucht werden müssen.“ Jedenfalls war Kauer's erstaunliche Fruchtbarkeit dem Gehalte seiner Arbeiten nicht günstig, doch scheint er von der Kunstkritik oft zu streng beurtheilt worden zu sein. Der alte Gerber, welcher ihn im historisch-biographischen Lexikon der Tonkünstler (Leipzig 1790, Bd. I, Sp. 707) sehr hart beurtheilt, mildert diesen Ausspruch im „Neuen biogr. Lexikon“ (Leipzig 1813, 3. Bd. Sp. 18) durch folgende Worte: „Auf das berüchtigte Donauweibchen in den kritischen Theaterjournalen zu schimpfen, gehört gegenwärtig zum guten Tone; indeß sich trotz aller dieser üblen Nachrede, alt und jung, vornehm und gering, hinzudrängen, um das Haus und die Theaterkasse zu füllen, so oft es gespielt und wiederholt wird. In der That eine sonderbare Erscheinung! Da ich nie Gelegenheit gehabt habe, das Stück zu sehen, so kommt es mir um so weniger zu, den Herren Kunstrichtern zu widersprechen, wenn sie an dem unnatürlichen, läppischen und tollen Inhalte des Stückes Aergerniß nehmen. Was ich aber von der dazu gehörigen Musik, freilich auch nur für Blasinstrumente arrangirt, ohne ein gesungenes Wort gehört habe, das Alles war niedlich, munter, gefällig, witzig und voll neuer artiger Gedanken und Einfälle. Welcher Mensch, der Sinn und Ohr für Musik hat, kann es also einem ehrlichen Manne verdenken, wenn er sich an einer solchen Musik ergötzt? Mögen Andere, die nur Sinn für die sogenannte Harmonie des Versbaues haben, immerhin die Tragödie und mit ihr die Kunst des Dichters bewundern, wie er die Ausgelassenheit der Leidenschaften, das triumphirende

Laster und die leidende Unschuld mit lebendigen Farben schildert und dem Zuhörer die Thränen des Mitleids entlockt. Macht uns aber ein Künstler durch seine Kunst einen frohen Augenblick, was jetzt eben nicht zum Alltäglichen gehören möchte, so sei er willkommen und wäre es auch in Gesellschaft eines Donauweibchens! Der gebildete Mann, durch die Musik erheitert, wird über die Thorheiten im Stücke lächeln, und der Pöbel, den zu bessern doch alle Kunst, selbst des ernsten Tragikers, verloren sein möchte, findet hier wenigstens Gelegenheit, sich einmal auf eine unschuldige Weise zu erlustigen. Man mache, statt allen Schimpfens auf die schlechten Opern und auf den schlechten Geschmack der Opernliebhaber, lieber bessere Opern, oder aber schaffe sich musikalische Ohren an, so wird das Vergnügen über die Schönheiten in der Darstellung der einen Kunst, das Mißvergnügen über die Gebrechen in der anderen verdecken und ertragen helfen." Fürstenau.

Käuffelin: Balthasar K. (Kefele, Kefelin, Keuflin), württembergischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geboren ca. 1490 in Wildberg, † den 4. October 1559 in Tübingen. Er studirte in Tübingen, wo er den 25. Oct. 1510 unter dem Rectorat von J. Lemp als B. Kefele immatriculirt ist, Philosophie und Theologie, wurde 1512 Baccalaureus, 1513 zugleich mit A. Blaurer aus Constanz Magister artium, 1517 Professor, 1518 zugleich mit Math. Alber aus Reutlingen zu Constanz zum Priester geweiht, 1521 Dr. theol. Im J. 1526 (Mai 19. ff.) nimmt er im Auftrag des Bischofs von Basel „als Ordinarius theol. und Prädikant zu Tübingen" Theil an der Disputation zu Baden im Aargau. Auf der Rückreise kam er mit seinem ehemaligen Universitätsfreund Blaurer in Constanz zusammen, bezeugte ihm sein Bedauern, daß er „von der lutherischen Secte sich habe verstricken lassen", worauf Blaurer ihm erwiderte: „er solle sich vielmehr mit ihm freuen, aus dem Reich des Entchristes frei und in das Reich Christi gekommen zu sein" (Epp. Zwinglii ed. Schuler und Schultheß I, 507 ff.; Pressel, Blaurer S. 94). Wenige Jahre später folgte er selbst diesem Vorbild, indem er 1534 bei der Einführung der Reformation in Württemberg wenigstens äußerlich zur evangelischen Kirche übertrat, wenngleich er innerlich stets katholisch gesinnt blieb. Er war nun eine Zeit lang einziger theologischer Professor in Tübingen, bis er 1536 in Phrygio, 1539 in Forster, 1544 in Schnepf neue Collegen bekam. Festhaltend an seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer conciliaren katholischen Reform der Kirche, aber mit praktischer Klugheit den Umständen sich accommodirend, vertrug er sich mit seinen neuen Collegen, fügte sich dann aber 1548 ebenso bereitwillig dem Interim, wie er zuvor der Reformation sich gefügt hatte, und war nun wieder drei Jahre lang der einzige theologische Professor in Tübingen, bis er 1551 in Jakob Beuerlin und Martin Frecht zwei neue lutherische Collegen erhielt. Erst 1556 wurde er vom Herzog Christoph, weil er „Leibes Blödigkeit und Altershalber nicht mehr lesen konnte", seiner Lectur mit Gnaden enthoben, aber „als ein alter verdienter Professor und fürnehmer Mitregent der Universität, der der Hohenschul viel Gutes erzeigt", in seinem Gehalt und übrigen akademischen Rechten belassen. Er starb 1539, nachdem er über 40 Jahre Professor und 13 Mal Rector gewesen. Seine Zeitgenossen rühmen ihn als einen gelehrten, insbesondere in der Patristik bewanderten, beredten und in praktischen Geschäften gewandten Mann. Schriftstellerische Arbeiten von ihm sind nicht bekannt — außer einer von Fischlin erwähnten, aber nur handschriftlich vorhandenen „epistola de papa deponendo".

S. über ihn Crusius, Annal. Suev. III, 705; Fischlin, mem. theol. Wirt. III, 22; Schnurrer, Erläuterungen S. 329 ff.; Stälin, Wirt. Geschichte

IV, 401. 753; besonders aber die Geschichte der Universität Tübingen von Eisenbach, Bök, Klüpfel, und Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der theol. Fac. &c. S. 6 ff. Wagenmann.

Käuffelin: Joh. Matth. K., ein ebenso begabter als unglücklicher Gelehrter, geboren zu Malmsheim im Württembergischen um 1685, studirte zu Tübingen, wo er Magister wurde, worauf er mehrere Jahre in Hamburg lebte, theils als schriftstellernder Privatgelehrter, theils als Informator. Nachdem er sich im J. 1731 in Kiel als Universitätsdocent habilitirt hatte, wurde ihm 1733 daselbst die damals geschaffene ordentliche Professur der deutschen Beredtsamkeit übertragen. Seine vielseitige Gelahrtheit und Brauchbarkeit beweist es, daß er sodann 1735 als ordentlicher Professor sowol der deutschen Dichtkunst, als der Jurisprudenz (des göttlichen, des Natur- und des Staatsrechts) und zugleich auch zum Professor der ganzen Sittenlehre ernannt wurde. Dazu erhielt er 1736 noch das Amt eines Universitätsbibliothekars. So viele gleichzeitige Berufslasten mögen störend auf seine körperliche wie geistige Gesundheit eingewirkt haben, er fand sich veranlaßt 1738 seine Aemter niederzulegen, worauf er sich wieder nach Hamburg begab, um hier schriftstellerisch thätig zu sein. Seinen anscheinend mehr originellen als praktischen Plan der Herausgabe einer sowol politischen als litterarischen Zeitung in classisch-lateinischer Sprache führte er 1743 und 1744 wirklich aus. Von seinen „Commentarii Hamburgenses, de rebus tum politicis tum litterariis in orbe terrarum novissime gestis“ erschienen 47 Hefte und später noch 20 Hefte. Er setzte noch 1750 diese Zeitung unter dem Titel „Novi commentarii“ in 52 Heften fort, bis er wiederum geisteskrank wurde und wegen „Sinnlosigkeit und wüsten Wesens“ in die Irrenstation des Krankenhauses gebracht werden mußte, wo er in Folge höherer Weisung mit besonderer Sorgfalt verpflegt wurde. Eine Reihe wohlgeschriebener Briefe, die er aus diesem Asyl, seinem „Pathmos“ (wie er es nannte) geschrieben hat, lassen jedenfalls auf eine baldige bedeutende Besserung schließen und beweisen es, daß er sich auch hier litterarisch fleißig beschäftigte, bis er daselbst den 9. Febr. 1751 verstarb.

Hamb. Schriftstellerlex. III. 527; Thies, Hamb. Gelehrtengesch. I. 339; Lappenberg, Buchdruckergesch. S. LXXXI u. LXXXII; Hamb.-Altona 1804. Bd. II, S. 18; Hamb. Ber. von gel. Sachen, 1751, Nr. 13, S. 98, 99; Eschenburg, Hagedorn I, 47. Beneke.

Kauffmann: s. Kaufmann.

Kauffungen, Kunz v. K. (Kaufungen): bekannt durch den in der Nacht vom 7.—8. Juli 1455 im Schlosse zu Altenburg an den beiden Söhnen des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen verübten Prinzenraub; sein Geschlecht hatte außer dem zwischen Penig und Waldenburg gelegenen Stammhause noch verschiedene andere Güter im Pleißnerlande, namentlich in der Grafschaft Waldenburg. K. war Voigt und Amtmann auf dem Schlosse Altenburg, diente auch dem Kurfürsten in dem Kriege gegen seinen Bruder Wilhelm, nicht als Söldner sondern „vf eigne Aventiure“ und gerieth bei dem Versuche das von den Böhmen belagerte Gera zu entsetzen in Gefangenschaft, aus der er sich mit 4000 Gulden lösen mußte. Dazwischen hatte er sich, im Juni 1449, der Stadt Nürnberg als Hauptmann der Armbrustschützen auf drei Jahre verdungen, welcher Vertrag 1452 auf die gleiche Zeit verlängert wurde, und sich in dem Kriege gegen den Markgrafen Albrecht Achilles, besonders in dem Gefechte bei Pillenreuth, am 11. März 1450, rühmlich hervorgethan. Aeneas Sylvius nennt ihn bellicae rei peritus, manu promtus et animo imperterritus. Bald nach Beendigung des Bruderkrieges erhoben sich zwischen ihm und dem Kurfürsten Mißhelligkeiten,

weil er gezwungen wurde das Gut Schweikertshain bei Waldheim, welches ihm als einstmaliger Ersatz für sein im Kriege weggenommenes thüringisches Gut Milowitz eingeräumt worden war, wieder herauszugeben. Verschiedene andere gegenseitige Forderungen und Beschwerden machten die Sache noch verwickelter, bis zuletzt beide übereinkamen die Entschädigung einem aus vier Edelleuten gebildeten Schiedsgerichte zu übertragen. Diese erholten sich jedoch zuvor Rechtsgutachten von den Schöppen zu Magdeburg, Leipzig und Freiberg (letzteres ist nicht mehr vorhanden), nur schloß sich auffallender Weise ihr schiedsrichterliches Erkenntniß ausschließlich an das Leipziger Gutachten an, ließ das für K. weit günstigere Magdeburger ganz außer Betracht und wies dessen Beschwerden gegen den Kurfürsten aus dem rein formellen Grunde ab, weil er seine Klagschrift einen Tag zu spät eingegeben habe. Von diesem für ihn ungünstigen Ausgange wohl schon zum voraus unterrichtet, hinderte K. durch Streit die Eröffnung des auf den 25. Juni 1455 zu Altenburg angesetzten Publikationstermins, und daß er sich schon damals mit dem Gedanken einer Gewaltthat trug, zeigt ein wenige Tage später an die Städte Zwickau, Chemnitz und Brüx erlassenes Schreiben, in dem er seinen Klagen über die durch den Kurfürsten erlittene Vergewaltigung die Bitte hinzufügt, ihn nicht zu verunbilligen, wenn er sich sein Recht nach Nothdurft nehmen würde. Es finden sich selbst Spuren, daß Kauffungen's That in Verbindung gestanden hat mit einer großen gegen den Kurfürsten geplanten Verschwörung, die ihren Hauptherd in Böhmen hatte, unter deren Theilnehmern aber auch verschiedene meißnische Herren vermuthet wurden und die nur deshalb nicht zum Ausbruch kam, weil der Plan der Verschworenen, die fürstlichen Söhne in ihre Gewalt zu bekommen fehlschlug. Am 4. Juli erhielt K. zu Freiberg von dem Gubernator Georg Podiebrad einen Zettel, welcher in geheimnißvoller Weise auf die mündlichen Mittheilungen des Ueberbringers „in dieser Sache" verweist, dem er so vollkommen glauben könne, wie dem Absender selbst. Erst am Morgen nach vollbrachtem Raube wurde Kauffungen's Fehdebrief im Altenburger Schlosse übergeben. Wie bekannt, wurde K. mit dem Prinzen Albrecht, den er ebenso wie seine Genossen Wilhelm v. Mosen und Wilhelm v. Schönfeld den Prinzen Ernst, nach seinem böhmischen Schlosse Eisenberg entführen wollte, unfern Grünhain ergriffen; er wurde nach Zwickau gebracht, von da nach Freiberg geführt und auf dem dortigen Marktplatze am 14. Juli enthauptet. Warum gerade diese Stadt hierzu ausersehen wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Der Kurfürst fand es für nöthig in einer unter dem 26. Juli an unterschiedene Kur- und andere Fürsten des Reichs gerichteten Darlegung der zwischen ihm und K. bestandenen Rechtsirrungen und des feindseligen Unternehmens des letzteren sein Verfahren zu rechtfertigen. Von seiner noch fortdauernden Besorgniß vor einem Angriff von seiten der böhmischen Anhänger Kauffungen's zeugt seine Bitte an Georg Podiebrad, daß er in solchem Falle neutral bleiben möge. Ein Sohn Kauffungen's hat später im Dienste von Georgs Sohn Victorin, Herzog von Münsterberg gestanden. Vermählt war K. mit Ilse, einer Schwester der v. Einsiedel auf Gnandstein und Wolftitz, seine Mutter war vermuthlich eine Schwester der meißner Bischöfe Dietrich und Caspar v. Schönberg.

O. Coith, Kunz v. Kauffungen in: Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins. Hft. 12 u. 13. Ueber Kauffungen's Antheil am fränkischen Städtekrieg: Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg II, 355 ff. Ueber den Prinzenraub: W. Schäfer, Der Montag nach Kiliani, 1455, wo auch die Litteratur über denselben zusammengestellt ist, und B. Gersdorf, Einige Actenstücke zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes, 1855. Ein Bergreihen über denselben bei v. Liliencron, Histor. Volkslieder I, 483.

Flathe.

Kaufmann: Vater, Sohn und Enkel, sind bekannt geworden als tüchtige Musiker und Mechaniker, insbesondere aber als Erbauer ausgezeichneter selbstspielender Musikinstrumente. Der Vater Johann Gottfried K., geb. den 14. April 1751 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachsen von armen Eltern, verrieth zeitig Talent zur Mechanik. Zunächst lernte er das Strumpfwirkerhandwerk, wendete sich dann gegen 1770 nach Dresden, wo er in das Haus eines Mannes kam, der sich mit Ausbessern von Uhren und dergleichen Arbeiten beschäftigte. Nach dem Tode seines Lehrherrn übernahm er um 1772 das Geschäft auf Rechnung der Wittwe, heirathete 1779 die zweite Tochter derselben und versuchte nun, obgleich er nie Unterricht in der Musik erhalten hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eigenen Mechanismus erfunden hatte. Bald verfertigte er auch Flötenuhren, ja er ruhte nicht, bis er beide Arten verbunden hatte. Die erste 1787 von ihm gearbeitete Flöten- und Harfenuhr wurde vom Churfürst Friedrich August III. zum Geschenk für seine Gemahlin angekauft. Der Eindruck dieser Musikwerke auf die empfindsame Zeit spiegelt sich wieder in dem „Flötenthal" in Jean Pauls Titan (der 1800 erschien). Um diese Zeit waren Kaufmann's Instrumente bereits bekannt in Italien, Oesterreich, Rußland u. s. w. Er starb am 10. April 1818 in Frankfurt am Main auf einer Kunstreise, welche er mit seinem Sohne Friedrich unternommen hatte. Dieser, geboren in Dresden am 5. Februar 1785, kam 1799 zu einem Uhrmacher in die Lehre. Während der Jahre 1803—1806 bereiste er als Uhrmachergehülfe zu weiterer Ausbildung Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Ein längerer Aufenthalt in Wien bot ihm zugleich Gelegenheit, seine seit früher Jugend begonnenen musikalischen Studien fortzusetzen. Nach Dresden zurückgekehrt, unterstützte er seinen Vater bei dessen mechanischen Arbeiten, namentlich beim Bau von Spieluhren, die er mit Hülfe seiner musikalischen Kenntnisse merklich vervollkommnete. Im J. 1806 erfanden Vater und Sohn ein großes Musikwerk mit natürlichen Pauken und Trompeten, welches sie Belloneon nannten und welches dem jüngeren K. die Idee zu dem später erfundenen berühmten Trompetenautomaten gab. K. M. v. Weber machte auf denselben in der „Allgem. musikal. Zeitung" (1812 S. 663) aufmerksam und bewunderte namentlich die Hervorbringung von Doppeltönen. In neuerer Zeit hat H. Gottwald versucht, dieselbe auf mechanische Grundsätze zurückzuführen — im Gegensatze zu der Behauptung Kaufmann's, daß dieselben auf akustischem Wege producirt würden (Neue Zeitschrift für Musik. Leipzig, 1857. Bd. 46). Im J. 1810 bereits hatten beide Kaufmann's das bekannte Tasteninstrument „Harmonichord" erfunden. Der Form nach ist es ein aufrecht stehendes Flügelfortepiano, dessen Saiten jedoch nicht durch Hammerschlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Colophonium durcharbeiteten Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton hält so lange an, als der Finger auf der Taste weilt; alle Nüancirungen des piano, crescendo und forte und zwar in aushaltenden anschwellenden Tönen werden nur durch schwächeren oder stärkeren Druck des Fingers hervorgebracht. Der Klang ist eigenthümlich äolsharfenartig und von großer Tragweite. — Während der Jahre 1810—1812 unternahmen K. sen. und jun. eine größere Kunstreise, auf welcher namentlich Letzterer durch sein treffliches Spiel auf dem Harmonichord Aufsehen erregte. Die Künstler lernten auf dieser Reise Goethe in Karlsbad und K. M. v. Weber in München kennen. Ersterer erwähnt Friedrich in seinen Briefen an Zelter; Letzterer componirte für das Harmonichord ein Adagio und Rondo mit Begleitung des Orchesters (Nr. 15 der oeuvres posth.). Während der Jahre 1811—1815 entstand das Chordaulodion (Saiten-Flöten-Gesang). Die von den beiden Kaufmann's gemachte, für den Orgelbau höchst wichtige Erfindung, sowohl offene als gedeckte Pfeifen mittelst einfachem Mechanismus und durch

Verstärkung und Verschwächung des Windes piano, crescendo und forte anzublasen, ohne daß sich der Ton dabei verstimmt oder sonst darunter leidet, machte es möglich, das mechanische Spiel des Chordaulodions mit einer Art lebendigen Hauches zu beseelen und alle Schattirungen, auch das accelerando und ritardando, hervorzubringen. 1815—1829 unternahmen die strebsamen Künstler eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich, auf welcher der Vater, wie bereits erwähnt, 1818 in Frankfurt a. M. starb. Nun folgte eine lange Zeit der Ruhe für den jungen K., während der er sich immer mehr in der Kunst, selbst spielende Musikwerke zu bauen, vervollkommnete. Erst im J. 1837 unternahm er wieder eine größere Reise nach Dänemark, Schweden und Rußland. In St. Petersburg erfreute er sich der ehrenvollsten Aufnahme und Auszeichnung durch Kaiser Nicolaus. Von 1838—1842 arbeitete er wieder in Dresden an neuen Musikkunstwerken. Zu jener Zeit entstand das Symphonion, welches Fortepiano, Clarinetten, Flöten, Piccolo, Schellstäbe und Pauken in sich vereinigte. Mit seinem Sohne Friedrich Theodor K., geb. den 9. April 1823 in Dresden, unternahm er 1842—1844 eine neue Kunstreise durch Oesterreich, Baiern, Rußland und Dänemark. Auf der Rückreise von Kopenhagen erlitten die Reisenden Schiffbruch; Vater und Sohn wurden gerettet, hatten aber den Verlust sämmtlicher Instrumente zu beklagen. 1844 bis 1851 beschäftigten sich beide mit Neubau der verlorenen Instrumente unter Anwendung neuer Ideen und Erfahrungen; so entstand das „Orchestrion“ nach dem Plane des jüngeren K. Während der Jahre 1851 und 1852 unternahmen Vater und Sohn abermals eine Reise und zwar die letzte nach England, Irland und Schottland. Von da an lebten beide ruhig in Dresden, fortwährend mit dem Neubau immer mehr vervollkommneter selbstspielender Instrumente und Harmoniums beschäftigt. Das sogenannte akustische Cabinet von F. Kaufmann u. Sohn wurde von den vielen, die sächsische Hauptstadt besuchenden Fremden selten unbeachtet gelassen und so gestaltete sich der Ruf dieser trefflichen Künstler gewissermaßen zu einem europäischen. Immer wieder erfreute K. sen. die dankbaren Hörer durch sein seelenvolles Spiel des Harmonichords, wie denn derselbe durch seine milde, humane, von köstlichem Humor durchwehte Art und Weise sich eine große Zahl von Freunden und Verehrern zu erwerben wußte. In seltener geistiger und körperlicher Frische feierte der ehrwürdige Veteran 1864 seinen 80. Geburtstag unter allgemeiner Theilnahme. König Johann ehrte ihn durch Ertheilung des Ritterkreuzes vom Albrechtsorden. Nach längerem Leiden entschlief am 1. December 1866 der liebenswürdige Greis sanft und ruhig. Mit rastlosem Fleiße arbeitete sein begabter Sohn im Geiste des Großvaters und Vaters fort, trotzdem ihm dies durch schwere körperliche Leiden oft sehr erschwert wurde. Am 5. Februar 1872 trat auch er jene Wanderung an, „von dannen keine Wiederkehr“. Mit seltener übereinstimmender Begabung haben Vater, Sohn und Enkel den Namen K. zu hohen Ehren gebracht, theils durch vielfache Reisen mit ihren trefflichen Musikwerken, theils durch Verbreitung derselben über die ganze Erde. An den äußersten Grenzen europäischer Cultur, im fernen Rußland, Indien, Amerika ꝛc. sind die Kaufmann'schen Instrumente zu finden und erfreuen menschliche Herzen da, wo alle Kunstleistungen unmöglich oder doch sehr erschwert sind, durch ihre freundlichen, nie ermüdenden Klänge. Fürstenau.

Kaufmann (Marie Anna) Angelika K., Malerin, geb. am 30. Oct. 1741 zu Chur, wohin ihr Vater, der Maler Johann Joseph K. (aus Schwarzenberg im Bregenzerwalde) von dem dortigen Bischofe berufen war, um ein Gemälde für dessen Kirche auszuführen. Dort hatte er sich mit Cleopha Luz verheirathet, ging aber schon im September 1742 nach Morbegno im Veltlin, wo er sich beinahe zehn Jahre mit Porträtmalen beschäftigte. Hier unter der

zärtlichen Pflege der Eltern, deren einziges Kind sie blieb und unter dem Einflusse einer schönen und großartigen Natur entwickelte sich Angelika in rascher und erfreulicher Weise. Ohne absichtlich zur Kunst angeleitet zu werden, trat schon früh und gleichsam spielend der Trieb zur Malerei in ihr hervor, welchen der Vater, ganz im Gegensatze zu dem harten Ismael Mengs, ohne alle Strenge so zu leiten wußte, daß ihr die Arbeit stets als Freude und Erholung erschien, die sie allen anderen Vergnügungen vorzog. So kam es, daß sie schon in einem Alter von neun Jahren durch wohlausgeführte Pastellbilder allgemeine Bewunderung erregte, als ihr Vater 1752 nach dem schönen Como übersiedelte, wo zur seitherigen Kunstübung auch noch das Studium der Wissenschaften und die Pflege der Musik und des Gesanges hinzutrat. Einige Zeit mag sie selbst wol innerlich unschlüssig gewesen sein, welchem Kunstberufe sie zu folgen habe, wenigstens stellte sie sich auf einem ihrer späteren Bilder wie zweifelnd und unschlüssig dar zwischen den allegorischen Gestalten der Musik und der Malerei. Letztere trug schließlich den Sieg davon, wozu gewiß der große Erfolg mithalf, den sie in ihrem elften Jahre durch das Bildniß des damaligen Bisthumsverwesers von Como errang, und welches der Anlaß zu zahlreichen anderen Aufträgen wurde. Eine neue Welt ging ihr auf, als der Vater 1754 nach Mailand zog und sie die Werke der besten Meister aus der lombardischen Schule studiren und copiren konnte; auch hier fanden ihre Porträtbilder große Anerkennung, nachdem sogar der Gouverneur Reginald von Este und die Herzogin von Massa-Carrara ihr gesessen waren. Mitten unter diesen Erfolgen überraschte sie der Tod ihrer Mutter (am 1. März 1757) und ein Antrag aus der Heimath, die Pfarrkirche zu Schwarzenberg auszumalen. Vater und Tochter gingen bald an die Arbeit: K. übernahm die Deckengemälde, während Angelika die zwölf Apostel (nach Piazzetta) an den Wänden in Fresco ausführte — ein gewiß seltenes Beispiel, daß zarte Frauenhand in dieser Technik sich bethätigte. Nach Vollendung dieser Arbeit, die eine sehr warme Empfehlung an den Cardinalfürstbischof Roth von Constanz zur Folge hatte, kam eine bewegte Zeit, in welcher häufiger Wechsel des Aufenthaltes und mannigfaltige Bestellungen Hand in Hand gingen, die Malerin aber sehnte sich nach Italien: über Mailand und Parma (wo sie Correggio's Fresken entzückten) wandte sie sich 1762 nach dem kunstreichen Florenz und im folgenden Jahre nach Rom, wo sie bald mit Winkelmann in Berührung und Freundschaft gerieth; sie zeichnete und radirte (1764) den großen Kunstgelehrten: Das Bild ist in Ausdruck und Behandlung so sicher, so charakteristisch, daß man wol glauben möchte, das Blatt sei das Werk eines gereiften Mannes und nicht eines achtzehnjährigen Mädchens. Hier wurde ihr jene schwärmerische Auffassung des klassischen Alterthums eigen, welche Oppermann die „Sentimentalität der Antike" benannte, ihr weich angelegtes Wesen versenkte sich in liebevollster Begeisterung in diese ideale Welt. Bald rief sie der Auftrag, einige Gemälde der königlichen Gallerie in Neapel zu copiren, nach dieser zauberischen Stadt; ihre Stellung war hier ebenfalls eine hochgeachtete, sie wurde mit Aufträgen von hochgestellten Personen und namentlich von reichen Engländern überschüttet. Von Rom ging sie 1765 zum Studium der Carracci's nach Bologna und Venedig, wo sie durch Tizian, Paul Veronese und Tintoretto ihre kunstgeschichtlichen Erfahrungen abschloß. Eingeladen von der Lady Wentworth reiste Angelika 1766 mit dieser Dame nach England, ihre Aufnahme daselbst war über alle Erwartung glänzend; mit der Prinzessin von Wales wetteiferte die stolze Aristokratie, Alles wollte von ihrer Hand gemalt sein. Das von Josua Reynolds gemalte Bildniß (gestochen von Bertalozzi, C. Morace u. A.) zeigt Angeliken in diesem Stadium. Leider fiel sie in die Netze eines Hochstaplers, welcher damals unter dem Namen eines Grafen Horn in den höchsten Kreisen sich bewegte. Angelika schloß eine

Ehe, welche jedoch mit der Entlarvung des Gauners am 10. Febr. 1768 gerichtlich getrennt wurde, nachdem der Betrüger auch ihre Kasse beträchtlich gebrandschatzt hatte. Obwol Angelika nach dieser bittersten Erfahrung sich aus der hohen Gesellschaft zurückziehen wollte, hatte doch das Interesse an ihr und ihrer Kunst sich so wenig verloren, daß ihr sogar nach jenem niederschlagenden Ereignisse noch verschiedene, vortheilhafte Heirathsanträge gemacht wurden, die sie indeß alle zurückwies, mit gleicher Hingabe und gleichem Erfolge ihrer Kunst ausschließlich zugewendet. Erst nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalte in England, als die Aerzte dem kränkelnden Vater die Rückkehr nach Italien anriethen, entschloß sie sich auf dessen Wunsch, mit dem Maler Antonio Zucchi (geb. 1728 zu Venedig), welcher schon längere Zeit in London sein Atelier aufgeschlagen hatte, am 14. Juli 1781 eine glückliche und ungetrübte Ehe einzugehen. Alle drei kehrten nun wenige Tage darauf nach dem Festlande zurück, besuchten ihre Angehörigen in Schwarzenberg, wo Angelika den Armen ihrer Heimath große Liebesspenden reichte und ließen sich in Venedig nieder, wo indessen schon am 11. Januar 1782 der Vater in Angelikas Armen starb. Sie nahm mit ihrem Manne dann festen Wohnsitz in Rom, wo ihr Haus bald den Mittelpunkt alles geistig bedeutenden Lebens bildete. Sie verkehrte viel, auch brieflich, mit den größten Männern der Zeit. Während seines Aufenthaltes in Rom 1787 lernte sie Goethe kennen; sie malte dessen Bildniß in ganzer Figur; ebenso später auch noch den baierischen Kronprinz Ludwig (Schleißheimer Galerie). Im J. 1795 starb ihr Gatte. In den bedrängten Zeiten der französischen Revolution erlitt sie an ihrem Vermögen eine nicht unbeträchtliche Einbuße; doch auch hierüber half ihr die gleichmäßige Arbeitsluft und die Liebe, mit welcher sie ihrer Kunst oblag, hinweg. Nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz und Mailand, wohin sie eine Reise zu ihrer Erholung 1803 gemacht hatte, kehrte sie wieder nach Rom zurück, wo sie am 5. November 1807 verschied, während der Bildhauer Joh. Peter K. (s. u.) welcher ihre Büste nachmals im Pantheon aufstellte, ihr Gellert's „Ode an die Sterbenden" vorlas. — Angelika K. ist eine heitere, anmuthige, liebenswürdige Erscheinung, welche der Wiedergeburt der deutschen Kunst vorherging und selbe nächst A. Raph. Mengs und Asmus Carstens vorbereitete, welche deshalb ebenso sehr überschätzt wie später gegen alles Verdienst verkleinert und vornehm übersehen wurde. Sie stand in ihrer Zeit und theilte mit Klopstock und Geßner den sentimentalen Zug, doch ist ihre Farbe warm und kräftig. Am wenigsten glücklich war sie in eigenen historischen Compositionen, wozu ihre Mittel nicht ausreichten (z. B. Lionardo da Vinci's Tod, Hermanns Rückkehr aus der Varusschlacht, die Mutter der Gracchen, Brutus und seine Söhne, die Nymphe Egeria den König Numa Pompilius berathend, Leander und Hero, Coriolan u. s. w.). Besser gelangen ihr die nur von wenigen Personen belebten Scenen (wie Christus mit der Samariterin, Hagar's Verstoßung, Venus und Amor u. s. w.). Am meisten excellirte sie im Porträt, in stillen Allegorien, desgleichen wurden ihre Copien der Nachraphael'schen Meister vielfach gesucht und bewundert. Auch in Fresco und mit der Radirnadel (34 Blätter) hat sie sich, immer mit Glück versucht und rühmlich hervorgethan. Ihr eigenes Porträt malte sie vielmals, z. B. in Florenz, München, auch in der kleidsamen Tracht ihrer Heimath (Aug. Testa inc.), dann mit Porträtähnlichkeit als Bacchantin, Sappho, Sophonisbe, Juno, Diana, Vestalin u. s. w. Eine Handzeichnung, auf welcher sie sich unschlüssig zwischen Malerei und Musik wählend abbildete, schickte sie ihrer Freundin Schöpfer 1802 nach München, welche das Blatt mit Kreide auf Stein zeichnete und als vervielfältigte Handzeichnung nach Rom sandte, wodurch Senefelder's Erfindung in Italien bekannt wurde. — Die Zahl der nach ihren Bildern und Zeichnungen gelieferten Stiche (von Bartolozzi, Berger,

Boydell, Bryer, Burck, Cataneo, Delatter, Dickinson, Durmer, Facius, Folo, Green, Hauston, Karattoni, Knight, Laurie, Rafael Morghen, Picot, Porporati, Schiavonetti, Scorodomoff, Smith, Taylor, Wrenk, Wynre Ryland, Zucchi u. a.) beläuft sich an 600 Blätter.

Vgl. Rossi, Vita di Ang. Kauffmann. Firenze 1810. Auszüge im Stuttg. Morgenblatt 1811. Nr. 181—83 u. übers. von A. Weinhart. Bregenz 1814. Stuttg. Morgenblatt 1837. Nr. 75, S. 298 (ein Brief von Klopstock aus Hamburg 14. März 1780). Nagler 1838. VI, 536 ff. E. Guhl, Die Frauen in der Kunstgeschichte. 1858 S. 163. A. Oppermann, Aus dem Bregenzer Wald. 1859 S. 58 ff. (abgedruckt in Stern und Oppermann: Leben der Maler. 1864 S. 257 ff.). Wurzbach, Biogr. Lexikon 1864. XI, 44—58. J. E. Wessely in Dohme's Kunst u. Künstler. II. B. (XXXIX.).

Hyac. Holland.

Kaufmann: Christoph K., entschieden der tollste unter den Kraftmännern des vorigen Jahrhunderts, verstand ohne jede eigene originelle und schriftstellerische Begabung die Tendenzen und Ideen seiner Zeit in sich zu verkörpern und zu seinen ruhmsüchtigen Zwecken auszunützen. Nicht bloß die deutschen Höfe, sondern auch die Größen der Litteratur, die Lavater, Hamann, Herder, Wieland, selbst Goethe hat er auf diese Weise eine Zeit lang zu närren gewußt. Am 14. August 1753 als Sohn eines Spitalschreibers und Mitglieds des großen Rathes zu Winterthur geboren, erhielt K. durch Sulzer und Geßner eine oberflächliche naturwissenschaftliche Bildung, trat in Bern als Apothekergehülfe in die Knecht'sche Officin ein, und wurde in Tübingen und Freiburg aus ähnlichen Stellungen davongejagt, weil er auf eigene Faust verfertigte Recepte verabreichte. In Straßburg, wo er seit 1774 als Apothekerbursche bei Spielmann im Dienste stand und daneben medicinische Vorlesungen hörte, fühlte er sich zuerst durch die Emancipationstendenz der Zeit zu großen Plänen und Entwürfen angeregt. Den empfindsamen Hang des Jahrhunderts wollte er zur Stiftung eines Lorenzo-Ordens ausnützen; die philanthropischen Ideen sollten ihm Gelegenheit geben, sich als Wohlthäter der Menschheit zu präsentiren, wobei ihm Christus als Muster vorschwebte; die durch Rousseau und Basedow angeregten Erziehungsideen wollte er durch einen eigenen „Bund“, dem freilich jedes bestimmte Ziel fehlte, auf seine Weise fördern. Als Verehrer des natürlichen Genie gegenüber der Kunst, der natürlichen Kraft zum Wirken gegenüber dem „elenden Raisonnement“, verstand er auch in seinem Auftreten die rohe Naturkraft der Erscheinung und des Ausdruckes geltend zu machen, auf die Männer und besonders auch auf die „Weiblein“ zu wirken. Aus Elsässern und Schweizern bildete er sich einen förmlichen Anhang unbedingter, widerspruchslos ergebener Jünger, mit denen im Bunde der Ungebildete, Unerzogene die Regeneration des Erziehungswesens vornehmen wollte. Weil es ihm gänzlich an eigenen Ideen fehlte, kehrte er im September 1775 in die Schweiz zurück, um sich bei Iselin in Basel und Schlosser in Emmendingen Rath über die Erziehungsfrage zu holen. Aber die Meinungen beider Männer widersprachen sich. Iselin wollte K. von der falschen Genialität zurückbringen und ihm, ehe er die Bildung anderer zu seiner Aufgabe mache, erst seine eigene Verstandesbildung und systematisches Lernen ans Herz legen; Schlosser dagegen meinte mehr im Sinne Kaufmann's, daß die Bildung des Verstandes den Menschen nicht besser und glücklicher mache. Aber als K. bald nach seiner Rückkehr nach Winterthur eine Einladung an Basedow's Philanthropin erhielt und ihm Lavater und Iselin abriethen dem Rufe zu folgen, konnte auch Schlosser nur den Rath geben: „Frag Dich, was Du Kinder lehren willst; weißt Du dann was mehr als andere, so geh und lehre.“ Standpunktlos schwankt nun K. in seinen pädagogischen Ansichten zwischen Iselin und Schlosser hin und her, wie er denn über-

haupt bei gänzlichem Mangel an eigener Bildung und origineller geistiger Kraft sich jeder Strömung hingab, welche ihn in seinen Interessen fördern konnte. Nach der Lectüre des Werther und der Stella läßt er sich als empfindsamen Narren bewundern. Mit dem jungen Goethe macht er das Thätigkeitsgefühl gegenüber dem Raisonniren, die Elasticität gegenüber dem Phlegma geltend. Vor jedem ruhigen methodischen Studium scheute er zurück; nur zum Handeln, Schnellüberschauen, Durchdringen hielt er sich geschaffen. Der Mann, in dem Lavater das Ideal eines Kraftmenschen sah, vor dem sein Famulus Ehrmann wie vor einem gottgesandten Geiste in die Knie sank, war nach der glaubwürdigeren Aussage anderer farbloser und farbwechselnder als ein Chamäleon: ein — ist und — aner; wenn er Goethe las, Goethe; bei Iselin Iselin; bei Schlosser Schlosser; bei Lavater Lavater; es war vorauszusehen, daß er bei Basedow Basedow sein würde. Kein Wunder, daß K. seine Ideen niemals zu Papier gebracht hat, höchstens einen andächtig schweigenden Jüngling mit sich führte, dem er dictirte, weil er zu voll von Gedanken sei, und die Autorschaft (nach Hamanns Vorgange) beharrlich als etwas verächtliches ablehnte und nur im Wirken, Handeln und Thun wahre Befriedigung finden wollte. Kein Wunder ferner, da er die Thatkraft als das höchste schätzte, daß er in der Erziehungsfrage sich endlich doch auf den Standpunkt Schlosser's stellte, der mit seiner Bildungslosigkeit leichter zu vereinbaren war, und daß er nun gegen Basedow's Philanthropin zu eifern begann, worin die Zöglinge überspannt, schwärmerisch und nicht für die Welt gebildet würden. Wohlweislich suchte sich K. von Dessau fern zu halten, wo man ihn leicht hätte durchschauen können. Aber Basedow ließ nicht ab: zur ersten Prüfung der Zöglinge des Philanthropins sandte er K. das Reisegeld, welches dieser durchbrachte. Als eine weitere Geldsendung kam, machte er sich endlich mit seinem Ehrmann auf den Weg — aber nicht geradeaus nach Dessau, wo er vielmehr erst im November eintraf, sondern auf eine apostolische Reise durch ganz Deutschland, wobei er an den Fürstenhöfen mit cynischem Naturalismus auftrat, durch die Einfachheit und Kindlichkeit, womit er sich zu geben wußte, selbst bei skeptischen Naturen Vertrauen und Glauben fand, dieselben aber hinterdrein durch seine maßlose, immer zunehmende Prahlsucht wieder verscherzte. Auf einem Schimmel zog der schöne, kräftige Mann mit offenem Wammse und herabwallendem Haare von Ort zu Ort, in den verschiedensten Masken, meist in Bauerntracht oder in Fachinsuniform. Ueberall kehrte er diejenige Seite hervor, von der er sich die größte Wirkung versprach. Einmal nannte er sich einen Gottesspürhund nach reinen Menschen (vgl. Goethe's Verse in der Hempel'schen Ausgabe III, 208). Ein andermal gab er vor als Repräsentant der Menschheit nach Dessau zu gehen, um das Philanthropin in Ordnung zu setzen oder zu zerstören und in Rußland ein eigenes Philanthropin zu gründen. Für Rousseau'sche Naturideen machte er allenthalben Propaganda. Sein Wahlspruch war: „Man kann was man will; man will was man kann.“ Dieser Grundsatz galt seinen Anhängern als ein Symbolum der treuen Befolgung der Naturtriebe, der Harmonie zwischen Können und Wollen, welches beides der Natur nach reciprok sein soll; und für einen solchen treuen Befolger aller Winke der Natur wurde eben K. gehalten. Auch als Apostel Lavaters, besonders der physiognomischen Fragmente, welche sein Bild viermal gebracht hatten und sich in seinem Ruhme nicht genug thun konnten, ging K. in die Welt, in die ihn hauptsächlich Lavater's Empfehlungen einführten. Je mehr er aber Zustimmung und Anhänger fand, desto dreister wurde er. Immer mehr gerirte sich der Lügenprophet als Apostel des 18. Jahrhunderts, des Humanitätsjahrhunderts. Er tritt als Wohlthäter der Menschen auf, gibt sich für einen Arzt aus und verrichtet wie Christus Wunderkuren durch den bloßen Glauben an ihn: Kein Kranker, der an ihn

glaube, äußert er, solle verloren gehen. Er geht ferner herum, um die Menschen zu „schütteln“ und das Christenthum, wie es zur Zeit seiner Stiftung in den Seelen derer war, die dazu bestimmt sind, sie mögen Fürsten oder Grafen sein (d. h. am liebsten für K., wenn sie eines von beiden waren), wiederherzustellen. Er geht weiter und behauptet keinen Schlaf zu bedürfen; er trinkt nur Milch und Wasser und nährt sich von Vegetabilien. Aus der Christusrolle fällt er immer mehr in die Charlatanerie des späteren Cagliostro hinein: wie dieser behauptet auch er trotz seiner Jugend bereits mit einem Menschenalter vor ihm in Verbindung gestanden zu haben und noch lange nach dem jetzigen Geschlechte fortzuwirken. Er war eigentlich ein lebendiges Exempel für alle auf die Spitze und bis zur Verzerrung getriebenen Tendenzen seiner Zeit; das Narrenhaus im kleinen, in dem sich alle einzelnen Narrheiten des Sturmes und Dranges zusammenfanden. Begreiflich, daß er einen Abscheu hatte, die von ihm praktisch dargestellten Lehren aufzuzeichnen und drucken zu lassen: denn (wie er wol wußte), nicht die Ideen, nur ihre Verkörperung war sein Eigenthum. Im J. 1776 erschien in Frankfurt und Leipzig ein kleines Bändchen: „Allerlei gesammelt aus Reden und Handschriften berühmter Männer. Herausgegeben von Einem Reisenden E(hrmann) U(nd) K(aufmann). Erstes Bändchen.“ (Ein zweites Bändchen ist von ganz anderer Hand.) K. behauptete, seine Freunde hätten ihm, weil er ein solcher Feind der Autorschaft sei, den Streich gespielt und aus den Briefen, die er an sie schrieb, Stellen herausgehoben und in diese Sammlung setzen lassen. Aber näherem Andringen, welche Stellen dies seien, scheint er mit der Antwort ausgewichen zu sein, daß sie schwer zu unterscheiden seien. Es wird also auch in dieser Sammlung wenig oder nichts auf Kaufmann's eigene Rechnung zu setzen sein. Seinen ersten Versuch bei Hofe hat K., so viel wir wissen, in Karlsruhe beim Markgrafen Karl Friedrich gemacht, dem er die wahre Regierungskunst lehren wollte, seine Unterthanen auf den Naturzustand zurückzuführen und bei dem Genuß von Kartoffeln glücklich zu machen. Von da ging er nach Mannheim an den Hof des Herzogs Karl Theodor von der Pfalz, wo ihn der Dichter und Maler Müller sah und später in einer Episode seines Faust parodirte. Ueber Darmstadt, wo er bei dem verständigen Merck wenig Glück hatte, kam er im September 1776 nach Weimar; sowol bei dem Herzoge Karl August als bei Goethe, Wieland, Lenz und Klinger fand er anfangs vollen Glauben, Goethe scheint viel mit ihm verkehrt zu haben. Klinger's „Wirrwarr“ wurde von K. in „Sturm und Drang“ umgetauft; mit diesem Schlagworte hat er sich in der Litteratur und Litteraturgeschichte verewigt, und der Genieperiode ihren Namen gegeben. Am meisten Beifall fand K. bei Herder, der Anfangs October in Weimar eintraf und dessen ursprüngliches Eigenthum viele der von K. vertretenen Ideen waren. Nachdem er durch seine Trätschereien den Bruch zwischen Goethe und Klinger vollendet hatte, verließ er Weimar und kam endlich Anfangs November 1776 nach Dessau ins Philanthropin. Um sein schlechtes Gewissen zu bemänteln, suchte er hier durch noch unverschämteres Auftreten zu imponieren; er erschlich sich zu einer von ihm entworfenen, nur das äußerlichste betreffenden Constitution die Unterschriften der Lehrer, und entzweite diese unter einander. Während er dem Unternehmen durch seine Beziehungen zu fürstlichen Personen bedeutende Geldmittel zuzuführen versprach, plünderte er es zur Entlohnung seines Wirkens um vierhundert Thaler. Das war seine ganze Reformationsthätigkeit. Nachdem er in Dessau ein zweites Mal mit dem Herzoge von Weimar und Goethe (welcher von Leipzig zurückkehrte) zusammengetroffen war, ging er wieder nach Darmstadt zurück, wo er den alten Plan einer Reise nach Petersburg endlich auszuführen beschloß. Petersburg war damals wie heute ein günstiger Boden für Abenteurer, und auch Cagliostro fand dort später eine Zeit lang günstige

Aufnahme. Ueber Weimar (Mitte Februar 1777) ging K. zunächst wieder nach Dessau, wo sich nach dem Vorgeben seiner Freunde die Fürstin in ihn verliebt haben soll und er deshalb vom Fürsten gesprengt wurde: ein Manoeuvre, das K. allerdings an mehreren Orten angestellt hat, überall aber glaubhaft machen wollte. In Berlin eiferte er gegenüber Sulzer über die bedeutendsten Männer der Aufklärung als über „schwache Kerls“. In Königsberg fand er bei Hamann begeisterten Anklang, der mit K. die Abneigung gegen alle Autorschaft theilte und in der Autorenwelt ebenso die Rolle des Cynikers spielte wie K. in der bürgerlichen Welt. Durch Hamann wurde K. nach Riga an den Buchhändler Hartknoch weiter empfohlen, dem er ein paar medicinische Rathschläge versetzte. Aber seine Pläne in Rußland und Petersburg, wenn sie nicht überhaupt bloße Windbeuteleien waren, mit denen er in Deutschland imponiren wollte, mißglückten. Ueber Dänemark (wie es scheint) reiste er nach Wandsbeck zu dem ihm aus Darmstadt bekannten Claudius: immer mehr schloß er sich an die Pietisten und Schwärmer, an die Freunde Lavaters, der ihn einen „Sohn Gottes“ genannt hatte, an; aber selbst der nüchterne Voß suchte sich und seiner Frau die Zweifel an Kaufmann's Prophetenthum auszureden. Ueber Mecklenburg und Berlin ging K. dann auf das Gut des Freiherrn von Haugwitz (gleichfalls eines Freundes von Lavater) zu Krappitz bei Oppeln; er soll nach des unzuverlässigen Böttigers Aussage hier auf ähnliche Weise wie in Dessau geschieden sein. Im October 1777 kehrte der „Kraftkoloß von Astrakan“, der sich auf seine „persischen Thaten“ allenthalben viel zu Gute that, in die Schweiz zurück. Auf die Verblüffung, welche er allenthalben in Deutschland bei seiner Ankunft verursacht hatte, war unmittelbar nach seiner Abreise die Entlarvung seiner Betrügereien, Prahlereien, Ränke und Zwischenträgereien gefolgt. K. sah sich erkannt und fing an sich in die Situation des von der Welt verkannten und verfolgten Genies hineinzudenken. Als Schüler Rousseau's und Vorläufer Heinrichs von Kleist führte er eine Zeit lang ein förmliches Bauernleben, heirathete und ahmte auf Schloß Hegi die alten Patriarchen nach. Immer noch betrug er sich als der ärztliche Wohlthäter seiner Umgebung, den nur Undank und Neid aus der Welt vertrieben hätten. In Deutschland war seine Rolle ausgespielt: nach und nach fielen auch seine helvetischen Freunde von ihm ab, selbst Lavatern gingen nun die Augen über seinen ehemaligen Schützling auf. Er schreibt über ihn: „K. drückt alle durch seine lieblose, stolze, richtende Härte, die er „„unserer Weichlichkeit““ kraft eines „„höheren Berufes““, den wir bei seiner unleidlichen Stolzzornmüthigkeit, von der wir buchstäblich Arm- und Beinabschlagen fürchten, nicht anerkennen können, entgegensetzt.“ Während K. auf dem Freigute Clarisegg am Bodensee sich ganz als Feldbebauer ansiedelte, wurde sein Treiben in Deutschland erst in Satiren („Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner“, Leipzig 1778; „Plimplamplasko der hohe Geist“ 1780, von Sarasin, Klinger, Pfeffel und Lavater (?); Goethes Satyros fällt viel früher und ist mit Unrecht auf K. bezogen worden, der in Berlin durchaus als Schüler Herders galt oder sich als solchen ausgab und daher manche Züge mit dem Satyros gemeinsam haben mußte) verspottet, dann aber durch die aus Mochels Nachlaß gemachten Publikationen (s. u.), welche sein verrätherisches Benehmen gegen die Elsässer Anhänger klar zeigten, vollständig entlarvt. K. zog nach Schaffhausen, gab sich immer mehr einer frömmelnden Richtung hin und hielt sich an die Brüdergemeinde. Sein ganzes eitles Dichten und Handeln war ihm (so machte er sich wenigstens selber vor) zum Ekel geworden: hier glaubte er endlich durch vieles Kämpfen zu der Einfalt zu kommen, in der er sich so selig finde. Er zog endlich ganz nach Schlesien, wo er in die Herrenhuterische Gemeinde Aufnahme fand und als Arzt gemeinnützig gewirkt haben soll. Er starb am 21. März 1795.

Die ersten quellenmäßigen Nachrichten über Kaufmann finden sich reichhaltig in Schmohl's Urne Johann Jakob Mochel's (1780) und in Johann Jakob Mochel's Reliquien verschiedener philosophischen, pädagogischen, poetischen und anderen Aufsätze (1780). Nach seinem Tode erschien ein ganz unzuverlässiger Nekrolog von Anton in der Lausitzischen Monatsschrift 1795 II, 25ff. Die übrigen sehr zerstreuten Nachrichten über Kaufmann sammelt Düntzer in seinem dankenswerthen Aufsatze: Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit in Raumer's historischem Taschenbuche III. Folge 10. Jahrgang, S. 107 ff., 1859; dem auch ein handschriftlicher Aufsatz von Kaufmann's Gattin (mit allerdings meist unrichtigen eigenen Angaben Kaufmann's) zu Gebote stand. Ergänzt kann Düntzer's Darstellung aus einigen neueren Quellen werden: in Bodemann's Schrift J. G. Zimmermann, Hannover 1878, findet man Nachrichten über Kaufmann's Berliner Aufenthalt aus dem Briefwechsel zwischen Sulzer und Zimmermann (Registr. s. v. Kaufmann); Max Rieger in seiner Monographie: Klinger in seiner Sturm- und Drangperiode, Darmstadt, 1880 behandelt S. 160—164, 171—179, 218, 278, 302 f., 348—361, 408 Kaufmann's Verhältniß zu Klinger.

Jakob Minor.

Kauffmann: Ernst Friedrich K., Liedercomponist, geb. in Ludwigsburg am 27. Nov. 1803, † in Stuttgart am 11. Febr. 1856. K. wollte sich zum Musiker ausbilden, war aber als Waise genöthigt, die Mathematik zu seinem Brotstudium zu machen, büßte als junger Lehrer seine Verbindung mit den Frankfurt-Ludwigsburger Attentätern mit Festungshaft und Dienstentlassung, war dann aber als fleißiger, hochbegabter Lehrer an den Gymnasien von Heilbronn und Stuttgart, sowie als Mensch von trefflichem Gemüth und begeisterter Pfleger der klassischen Musik, geschätzt. Seine Liedercompositionen, besonders zu Gedichten von Ed. Mörike, sind großentheils durchaus melodisch und originell; auch seine Männerchöre haben überall Anklang gefunden.

Vgl. Schwäb. Merkur 1856, Nr. 41. Strauß in Gutzkow's Unterhalt. am Häusl. Herd 1856, Nr. 50.

J. Hartmann.

Kauffmann: Georg Friedrich K. ist nach Gerber am 14. Februar 1679 in Ostermondra, einem Dorfe bei Cölleda in der goldenen Aue, geboren. Er studirte Musik bei Buttstett in Erfurt, dann bei Johann Friedrich Alberti in Merseburg. Als Alberti 1698 dienstunfähig wurde, wurde K. zuerst sein Vertreter und 1710 sein Nachfolger als Hof- und Kammerorganist daselbst. 1722 bewarb er sich um das Cantorat der Thomasschule zu Leipzig, zog aber seine Bewerbung wieder zurück, als er erfuhr, daß auch der Capellmeister Graupner in Darmstadt sich um die Stelle bemühe. In welchem Jahre er zum Capelldirector in Merseburg aufrückte, ist nicht bekannt. Er starb im März 1735. Seine Kirchengesangstücke werden von Zeitgenossen lobend erwähnt. Doch war er vorzugsweise Orgelcomponist. Das einzige von ihm veröffentlichte Werk ist die „Harmonische Seelen Lust Musicalischer Gönner und Freunde“, eine Sammlung von 75 Chorälen mit beziffertem Baß und Vorspielen. Es erschien von 1733 an in Kupfer gestochen in einzelnen Querfolioheften und ist dem Herzog Heinrich zu Sachsen gewidmet. Zum Abschluß gelangte es 1736, indem die Wittwe aus dem Nachlasse des Verfassers die letzten Hefte herausgab. Es enthält fein gearbeitete, aber etwas gezierte Orgelmusik. Geschichtlich wichtig ist es noch deshalb, weil es genaue Angaben über die Registrirung bietet und dadurch eine Vorstellung gewährt, wie man nach dieser Richtung damals die Orgel zu behandeln pflegte. K. hatte auch eine Musiklehre ausgearbeitet und wollte sie drucken lassen. Doch ist es dazu nicht gekommen und das Manuscript ist verschollen. Die Angabe des Inhalts findet man in Walther's Lexikon.

Spitta.

Kaufmann: Johann Peter K., großherzoglich weimarischer Hofbildhauer, ein Zeitgenosse, aber nicht, wie fälschlich angenommen wird, ein Verwandter von Angelika Kaufmann, ward am 16. Febr. 1764 in Reute, einer der ältesten Pfarren — 1284 — des inneren Bregenzerwaldes geboren. Seine Eltern waren Kaspar K. und Anna Natter von Mellau, verehelicht am 27. April 1755 und gehörten zu den angesehensten und bei den kleinlichen Verhältnissen wohlhabendsten Familien. Seine Geschwister aus erster Ehe starben frühzeitig, von seinen Stiefgeschwistern aber aus zweiter Ehe seines Vaters mit der Senatorstochter Maria Barbara Feuerstein aus Bizau, lebt noch eine überreiche Nachkommenschaft im inneren Bregenzerwalde. Nach Vollendung des Schulunterrichtes in der dortigen Dorfschule erhielt er die erste Anleitung zur Bildschnitzerei von seinem Vater der neben der Feldwirthschaft gerne mit dieser Kunst sich beschäftigte. Er kam ins Elsaß mit anderen Bregenzerwäldern, die als Stuccateure und Baumeister dort vielfältig Arbeit fanden, und als 18jähriger junger Mann 1782 bis nach Paris, wo er mehrere Jahre in der Holzbildhauerkunst sich vervollkommnete. Hier erregte er die Aufmerksamkeit des Kurfürsten von Baiern, mit dessen Unterstützung er nach Italien reisen konnte, wo er zuerst ein Jahr in Mailand arbeitete, sodann mehrere in seinem Fache berühmte Städte besuchte und endlich auf den Wunsch Angelika's (1741—1807), welche sich seiner bis zu ihrem Tode hilfreich annahm und ihn in ihrem Testamente bedachte, 1796 nach Rom sich begab. Hier fand er bei Canova (1757—1822) nicht blos weitere Ausbildung, er wurde einer seiner besten Schüler, sondern auch hinreichende Arbeit. Der berühmte Meister blieb sein vorzüglichster Gönner und treuester Freund. Von den Arbeiten, die er in Rom fertigte, geschieht nur von einer Erwähnung, nämlich in Dodwell's Classischer und topographischer Reise durch Griechenland während der Jahre 1801, 1805 und 1806, deren Uebersetzer und Herausgeber Dr. Fr. K. L. Sickler im II. Bande, S. 24, wo Dodwell von dem Funde der berühmten Aegineten erzählt, in einer Anmerkung hinzufügt: daß die aufgefundenen, meist zertrümmerten Körpertheile von Josef Franzoni und Ludwig (recte Peter) Kaufmann mit vieler Einsicht wieder vereinigt, manche von ihren äußeren Theilen, die bei den Ausgrabungen nicht aufgefunden wurden, so gut hergestellt und nachgeahmt worden seien, daß man sie von den Originalen kaum unterscheiden könne. In Rom verehelichte sich K. mit Barbara Garzes, einer Spanierin, das Jahr ist nicht zu ermitteln gewesen, die ihm zwei Knaben, Ludwig und Ludwig Kaspar, zufolge eines Briefes an seine Geschwister aus dem J. 1814, ersteren 1800 und letzteren 1810 geboren hat. Beide erbten von ihrem Vater Anlagen zur Kunst. K. verweilte 21 Jahre in Rom, fast ununterbrochen im Atelier Canova's beschäftigt. Dennoch begegnet man in mehreren Briefen in seine Heimath aus der damaligen, von beständigen Kriegsunruhen unterwühlten Zeit, bitteren Klagen über böse Jahre und Mangel großer Bestellungen von Werken in der Kunst im Allgemeinen, insbesondere aber von solchen in der Plastik. Es erfüllte ihn daher mit großen Freuden und stolzer Hoffnung, als er endlich im Jahre 1816 einen Ruf als Hofbildhauer nach Weimar erhielt, durch Verwendung des Hofrathes und Professors der Historienmalerei Ferdinand Jagemann (1780—1820), der ihn in Rom kennen gelernt hatte. In Weimar, wohin er Anfangs 1817 mit seinen beiden Söhnen gezogen war, erfreute er sich der besonderen Gunst des Großherzogs. Sein erstes Werk war dessen Porträtbüste, deren Modell bereits 1817 vollendet und erst später in Marmor gehauen wurde. Während seines 12jährigen Aufenthaltes in Weimar verweilte er mehrmals auf längere Zeit, so 1819 über ein halbes Jahr in Berlin, um die dort für König Friedrich Wilhelm III. aus Rom angelangten Alterthümer zu ergänzen; dort fand er auch seine alten römischen Freunde wieder, die größten deutschen Bildhauer, Rauch (1777 bis

1857) und Tieck (1776—1851), die auch ihn hochschätzten. Seine theuren Geschwister im langersehnten Heimathsland besuchte er seit seiner Abwesenheit vom Vaterhause nur zweimal, 1817 während seiner Uebersiedelung von Rom nach Weimar, dann im August 1823, nahezu 60 Jahre alt. In allen folgenden Briefen spricht sich eine unendliche Sehnsucht nach seiner Heimath aus. Sein einziger Wunsch war, dort die letzten Jahre in Ruhe und Frieden leben zu können. Er fühlte sich verlassen. Seine Gattin konnte er nicht bewegen, nach Deutschland mitzugehen, sie blieb in Rom und überlebte ihn noch zehn Jahre, eine ansehnliche Pension von Weimar genießend. K. starb am 2. August 1829 in einem Alter von 65 Jahren am Schlagflusse, der seiner ungebrochenen Schaffenskraft ein unerwartetes Ende setzte, herbeigeführt in Folge der allzugroßen angestrengten Thätigkeit, die er von Jugend auf zu üben gewohnt war.

Die von K. in Weimar gefertigten und hinterlassenen Werke sind: Mehrere Marmorbüsten des Großherzogs Karl August und der Großfürstin Marie Paulowna (theils im Residenzschloß, theils in der großherzoglichen Bibliothek und im Museum zu Weimar); die lebensgroße Figur von Christus in Gyps in der Garnisonkirche; sechs Sandsteinfiguren am Tempelherrenhause im Park; Büste Wielands; eine Holzschnitzerei in Reliefform, die den Krieg und Frieden symbolisch darstellt (im Audienzzimmer des Schlosses); eine Stuccoarbeit, Fronten am römischen Hause: Ein Genius segnet auf der einen Seite die Ceres, auf der anderen die Minerva; ein Basrelief in Marmor: Jason und Medea darstellend in $^1/_4$ Lebensgröße. Außer den genannten drei Werken dürften noch manche in anderen Städten sich befinden. Porträtbüsten berühmter Persönlichkeiten werden ihm noch zwei als von ihm gefertigt zugeschrieben, nämlich die von Goethe und die sehr gelungene von Angelika Kaufmann, die im Pantheon zu Rom, neben jenen der Heroen der Kunst nach ihrem Tode aufgestellt wurde. Da jedoch von einer Goethebüste weder Goethe selbst, der ihn überlebend sicherlich eine Aufzeichnung gemacht hätte, noch Zeitgenossen irgend eine Erwähnung machten, so ist erstere Angabe mit Recht zu bezweifeln. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die in der Kirche zu Schwarzenberg aufgestellte Marmorbüste, die sehr ähnlich und von natürlicher Größe ist, von Chr. Helwensohn gemeißelt worden ist. Die Porträtbüsten in Weimar, alle im antiken Stile gehalten, sind von idealer Schönheit und können sich mit den schönsten der ersten deutschen Künstler messen. Besonders erfreut die Büste Karl Augusts durch ihre zarte Detailarbeit. Die Christusfigur, in der Stellung und Haltung eines Lehrers, ist durch die Wahrheit und Schönheit des anatomisch durchgebildeten Körpers ausgezeichnet. Sämmtliche Werke erinnern an die Schule Canova's. Unter den zahlreichen Verehrern war es insbesondere Goethe, der ihn sehr oft in seiner Werkstätte des Besuches würdigte und sich mit ihm in italienischer Sprache unterhielt, die er, und die französische so geläufig als die deutsche sprach; und mit welcher Werthschätzung Goethe über Kaufmann's Werke dachte, sprechen seine Notizen in den Tag- und Jahresheften von 1816, 1820 und 1821 aus. K. war unzweifelhaft mit einem tüchtigen Talente begabt, das ihn zum Künstler ersten Ranges berechtigte. Er fand jedoch theils wegen Mangels materieller Hülfe, theils wegen Ungunst der Zeitverhältnisse unüberwindliche Schwierigkeiten, das höchste Ziel zu erreichen. Er kam zu spät aus seinem Vaterhause, zu spät, zu wenig ausgerüstet mit Kenntnissen in die große Schule der Welt, er entbehrte der erfahrenen Leitung, die ihn in die große Gesellschaft einführte und mißkannte die Allgewalt des äußeren Scheines. Ohne Unterstützung von seinen Eltern war er stets genöthigt, um seinen Lebensunterhalt zu arbeiten und daher, was sich leicht denken läßt, unter großen Entbehrungen die nöthige akademische Bildung sich eigen zu machen. Das erste Viertel

unseres Jahrhunderts war für die Plastik, wie die Geschichte der Denkmäler lehrt, eine trostlose Zeit. Große Bestellungen plastischer Werke waren selten und wurden nur den größten Meistern zu Theil. Während seines Aufenthaltes in Rom hat K. ohne Zweifel manches selbständige Werk, namentlich im Porträtfache geliefert, denn wie hätte er sonst den Ruf nach Weimar erhalten, allein von monumentalen Werken, die er in Rom und Weimar geschaffen, findet man nirgends eine Erwähnung.

Familienbuch der Pfarre Reute, wo Peter Kaufmann als sculptor aulicus eingetragen ist. Bericht des Polizeiamtes Weimar an das Museum in Vorarlberg. Brief von Peter Kaufmann an seine Verwandten im Bregenzerwalde. Neuer Nekrolog der Deutschen, VII. Jahrgang 1829. S. 600. Nr. 272. Jodok Bär.

Kaufmann: Ludwig K., der ältere Sohn Peters (s. o.), geb. 1800 zu Rom, † am 12. Mai 1855, bildete sich schon sehr frühzeitig unter Canova zum Bildhauer. Er zog mit seinem Vater 1817 nach Weimar und begab sich dann zur weiteren Ausbildung mit einer namhaften Unterstützung, die ihm der Großherzog Karl August auf drei Jahre zukommen ließ, wieder nach Rom in die Schule Canova's, wo er ein dem edlen Gönner gewidmetes plastisches Werk, das allgemeinen Beifall gefunden und 1820 in einem der Schlösser in Weimar aufgestellt wurde, ausgeführt hat. Die nähere Beschreibung hat Peter K., sein Vater, in den Briefen in seine Heimath, die hievon Erwähnung thun, nicht gegeben. Nach dem Tode Canova's, 1822, ging K. nach Berlin, arbeitete kurze Zeit im Atelier des Professor Rauch und übersiedelte dann 1823 für immer nach Warschau. Der kunstliebende polnische Graf Pac, von dem italienischen Geschlechte der Pazzi stammend, berief nämlich mit dem Architekten Heinrich Marconi und einigen Frescomalern aus Italien auch gleichzeitig K., um ein großartiges Palais im römischen Stile an der Stelle des ehemaligen verfallenen Palastes des Fürsten Radziwil in der Methstraße zu Warschau und ein noch umfangreicheres Schloß im altenglischen (gothischen) Stile auf seinen Gütern Dowspoda in Lithauen erbauen zu lassen. An dem Palais, hoch über dessen drei mächtigen Portalen, welche die zwei Flügel des Palais verbinden und in das Innere führen, ist das bedeutendste Werk Kaufmann's angebracht. Es ist ein colossales Basrelief, eingefügt im langen Friese, gekrönt von vier lebensgroßen, allegorischen Frauengestalten. Das figurenreiche Basrelief stellt den römischen Consul Titus Quinctius Flamininus dar, wie er bei den Isthmischen Spielen in Korinth nach dem macedonischen Kriege den griechischen Städten die Freiheit verkündet. Inmitten dieser Arbeiten fertigte er die wohlgelungene Büste des Großfürsten Constantin Pawlowicz, Bruder des Kaisers Alexander I., Statthalters in Polen bis zum Ausbruche der Revolution 1830, ein Werk, das ihm den Ruf eines bedeutenden Künstlers beim Hofe und dem Adel sicherte. Nach Vollendung dieser Bauwerke für den Grafen Pac, der als Senator und General der Cavallerie in die polnischen Ereignisse des Jahres 1830 verwickelt und zur Emigration genöthigt, ein so tragisches Ende in Venedig fand, in Folge dessen seine Güter confiscirt und sein Palais in der Methstraße in das Justizgebäude umgewandelt wurde, erweiterte sich der Wirkungskreis Kaufmann's so bedeutend, daß er, um den zahlreichen Aufträgen von Nah und Fern zu genügen, ein großes Atelier im Palais Karas, dicht am Monumente des Kopernikus (von Thorwaldsen) in der Krakauer Vorstadt errichten und zahlreiche Schüler und Gehülfen aufnehmen konnte. Kaufmann's Werke sind ohne Rücksicht auf die Zeitfolge vom J. 1831 bis zu seinem 1855 erfolgten Tode, nachstehende: ein prachtvoller Sarkophag des Königs Johann III. Sobieski aus Marmor, nach dem Vorbilde jenes des

Scipio Africanus, mit Porträtmedaillons und Königsinsignien, aufgestellt in der von ihm gegründeten Kapuzinerkirche; Statuen der Apostel auf Consolen postirt, und zehn Basreliefs religiösen Inhaltes, erstere im Innern, letztere in der Vorhalle der renovirten gothischen Domkirche St. Johann; ein Basrelief im Frontispice, zwei Statuen von Heiligen an der Haupttreppe, ebenso Petrus und Paulus an den Thüren der neu erbauten St. Carolus-Borromäus-Kirche; zwei colossale liegende Gestalten im antiken Stile, die Weichsel und die Tiber darstellend, auf der Terrasse des königlichen Lustschlosses Laziensky; mehrere Grabmonumente, davon die bekanntesten das der Gräfin Natalie Potocka und des Buchhändlers Sigismund Merzbach; ferner Figuren und Basreliefs am Rundbau der Warschauer Bank; am Schloß und Parke Willanow; am Palais des Grafen Uruski; an dem Palais in Jablonna bei Warschau; dem Palais des Grafen Zamojski in der Krakauer Vorstadt, dem Palais der polnischen Bodencreditgesellschaft, einem monumentalen Bauwerke im Stile des venetianischen Dogenpalastes u. a. K., ein Mann voll Energie und unermüdeter Thätigkeit, erreichte nur ein Alter von 55 Jahren. Seine Asche ruht auf dem katholischen Friedhofe Powazky unter einem mit seiner Büste gezierten Denkmale. Seine Frau, geborne Anna Headen, ihm angetraut 1844, war englischer Abkunft und starb 1876. Sein einziger Sohn starb in der Jugend; zwei Töchter überlebten ihn.

Ludwig Kaspar K., der zweite Sohn Peters K., geb. zu Rom 1810, gest. 1855 zu Rastatt, hatte sich als Lithograph herangebildet und in Karlsruhe in den vierziger Jahren niedergelassen, wo er für den Hofkunsthändler Johann Velten mehrere Bilder auf Stein zeichnete. Seine Arbeiten, namentlich Porträte, die er nach der Natur zeichnete, gehörten zu den besseren Leistungen der damaligen Zeit. Er zog dann 1850 nach Rastatt und bekleidete die Zeichnungslehrerstelle am dortigen Lyceum durch 5 Jahre und starb 1855.

Briefe des Peter K., seines Vaters, an seine Verwandten im Bregenzerwalde. Bericht des Polizeiamtes in Weimar an das Museum in Vorarlberg. Lebensskizze vom Historienmaler Alexander Lesser in Warschau über Ludwig K. Briefliche Mittheilungen von seinen Hinterbliebenen in Warschau.

Jodok Bär.

Kaufmann: Peter K., staatswirthschaftlicher Schriftsteller, geboren in der nachmals preußischen Rheinprovinz 1804, † am 19. Febr. 1872 in Bonn. Nach beendigten Studien promovirte er im J. 1827 in der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg mit der Dissertation: „De falsa Adami Smithi circa bilanciam mercatoriam theoria“. Darin trat er nicht blos im Gegensatz zu den angesehensten Schriftstellern für die Schutzzölle ein, sondern er vertheidigte die noch weitergehende Ansicht der alten Merkantilisten, daß es von Wichtigkeit für den Staat sei, die Geldmenge im Lande zu erhalten und zu vermehren. Er habilitirte sich bald darauf für das Fach der Cameralwissenschaften in Bonn und veröffentlichte hier 1829 „Untersuchungen im Gebiete der politischen Oekonomie“, worin die Gedanken der Inauguralschrift theilweise wiederholt, theilweise erheblich weitergeführt sind, wovon aber allerdings nur die erste und das erste Heft einer zweiten Abtheilung erschienen. Auch hier sind eine Reihe von Gründen zusammengestellt, die für die Beschützung einer sich entwickelnden Industrie sprechen, und unter denselben ist wiederum besonderes Gewicht gelegt auf die Bedeutung, welche der Menge des vorräthigen Baargeldes zukommen soll. Im Zusammenhang damit werden einige beachtenswerthe Ausführungen über das Wesen des Geldes gemacht. Beispielsweise hat K., indem er auseinandersetzt, wie das Geld in den Umsätzen zuweilen bloses Mittel, sehr häufig aber letzter Zweck sei, eine neuerdings von Karl Marx aufgestellte und seitdem oft wiederholte Unterscheidung vorweggenommen. Auch findet sich bei

ihm schon die Lehre, daß das Geld zwar ursprünglich Waare gewesen sei, diesen Charakter aber später eingebüßt habe. Auch die Begriffe Vermögen und Reichthum hat er in origineller, die Theorie fördernder Weise behandelt und für die oft gehörte Anschauung, daß nur materielle Gegenstände unter die wirthschaftlichen Güter zu rechnen seien, wenn auch nicht ganz haltbare, doch wenigstens selbständig aufgefundene Gründe vorgebracht. Obgleich er noch nicht viele Vorlesungen an der Universität gehalten hatte, so wurde er doch im J. 1832 zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaft und Landwirthschaft befördert. Im folgenden Jahre veröffentlichte er zur Unterstützung seiner Vorträge eine „Propädeutik des cameralist. Studiums“. Im Namen des niederrheinischen Vereins gab er als Vorstand desselben von 1833 bis 1837 den Niederrhein. landwirthschaftl. Anzeiger heraus. Im J. 1834 erregte er Aufsehen durch seinen allerdings übermäßig scharfen und absprechenden Angriff gegen Hansemann in der Broschüre: „Widerlegung der Schrift: „„Preußen und Frankreich““ (2. Auflage 1836). Seine späteren Arbeiten waren von geringerem Umfang und nicht von bleibender Bedeutung. Zu nennen sind aus dem J. 1836: „Das dringendste Bedürfniß der Rheinprovinz“ und „Ueber die Nothwendigkeit und die Mittel, dem außerordentlichen Nothstand der Winzer am Niederrhein zu begegnen“; ferner von 1850: „Die Staatspflege der Landwirthschaft in Preußen“ und von 1851: „Der strategische Fehler in der Führung der Eisenbahn von Berlin an den Rhein“. Nachdem er schon seit längeren Jahren seine Universitätsvorlesungen eingestellt hatte, starb er in Bonn am 19. Febr. 1872.

Kautz, Die geschichtliche Entwickelung der Nationalökonomik, S. 657, 58. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 993, 94.

Leser.

Kaufringer: Heinrich K., Dichter des 14.—15. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus Augsburg, wenigstens dort lebend. Wir besitzen von ihm eine Reihe erzählender und spruchartiger Gedichte, die sämmtlich in der Münchener Handschrift cgm. 270 stehen; vielleicht sind alle in dieser Handschrift auf den Freidank folgende Gedichte von ihm verfaßt. Das eine, „Von einer Schusterin zu Augsburg und einem Chorherrn“ erzählt einen Localschwank; ein anderes „Vom dreifachen Mord einer Königin von Frankreich, die dennoch unschuldig war“, behandelt einen weitverbreiteten Novellenstoff des Mittelalters. Das Lieblingsthema des Verfassers sind Buhlschaften von Frauen namentlich mit Pfaffen: so „Der Besuch der Priester bei der frommen Müllerin“ und „Wie der Pfaff den Zehnten von der Minne nimmt“. Die Darstellung ist derb und unfein.

K. Bartsch.

Kaulbach: Wilhelm von K., Historienmaler und Director der Münchener Akademie, geb. den 15. Octbr. 1805 in Arolsen, † in München den 7. April 1874.

Wenige Künstler haben so alle Höhen und Tiefen des Daseins durchgekostet, haben bei Lebzeiten solchen Ruhm genossen und sind dennoch nach ihrem Tode anscheinend so rasch vergessen worden als dieser berühmteste und allerdings auch begabteste Schüler des Cornelius, der selbst eine Zeitlang seinen Meister ganz aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen verdrängen zu sollen schien.

Als der Sohn eines Graveurs geboren, eines verkommenen Genies, der durch unaufhörliche Unruhe erst die eigene ökonomische Stellung gänzlich zerstört, dann sich sogar eine kriminelle Strafe zugezogen hatte, wuchs K. unter dem Druck aller Entbehrungen der bittersten Armuth und der Mißachtung empor, die das Vergehen des Vaters immer auch der Familie zuzieht. In Folge der Zerrüttung des väterlichen Haushaltes gerade zu der Zeit, die Liebe

und Güte am meisten braucht, bei Verwandten mehr herumgestoßen, als gezogen, erhielt er nie ordentlichen Schulunterricht, sondern statt dessen früh die entsetzlichsten Eindrücke. Gezwungen erst mit den Stichen des Vaters, dann bei rasch hervortretendem künstlerischem Talent mit den Tassen und Tellern, die er selber bemalt, in der Nachbarschaft hausiren zu gehen, hatte er dann erst recht Gelegenheit, die übelsten Erfahrungen über die Rohheit und den Egoismus der Menschen zu machen. Hier legte er wol den Grund zu jener pessimistischen Weltanschauung, die nachher gleich in seinen ersten Werken so grell herausbrach und bald die Welt frappirte. — Von allen Seiten getreten und mißhandelt, bildete sich auch jener übergreifende und gewandte Charakter, jene frühe Menschenkenntniß und Verachtung, jene große Selbständigkeit, außerordentliche Vielseitigkeit und Elasticität, jenes dämonische Wesen bei ihm aus, Eigenschaften, die ihn später um so eher befähigten eine glänzende Carriere zu machen als er von Natur mit allen Gaben des Talents wie der einnehmendsten Persönlichkeit überreich ausgestattet war. So vorbereitet und gestählt kam er mit 17 Jahren nach Düsseldorf, um sich zum Künstler auszubilden und schloß sich der eben aufblühenden Schule des kurz vorher dahin berufenen Cornelius an, zu deren hervorragendstem Zögling er sich rasch aufschwang, wie er schon bald durch eine Composition der Manna sammelnden Israeliten bewies. Hatte er die Wirklichkeit bisher nur von der widerwärtigsten Seite kennen gelernt und war seiner reichbegabten Natur der Idealismus keineswegs fremd, so mußte ihm die Flucht vor der Gegenwart ins weite Reich der Phantasie, welche das charakteristische Moment der Schule wie der Romantik überhaupt bildet, wohl entsprechen, obwohl sein Leben ihn lehrte, sie bald mit dem härtesten Realismus zu verbinden. Bis er selber etwas gelernt hatte, lebte er davon Anderen Unterricht zu geben, und besonders das weibliche Geschlecht scheint den schönen und kecken Jüngling dabei sehr begünstigt zu haben, wobei er denn auch bald alle Seligkeiten und Schmerzen der Leidenschaft durchkostete. Einstweilen setzte es ihn in den Stand, daß er bald selbst seine Familie unterstützen konnte, eine Pflicht, der er zeitlebens mit rührender Treue genügte. — Hatte er so in einem Alter, wo Andere kaum anfangen, die reichste wie herbste Schule der Lebenserfahrung bereits durchgemacht, so sollte sich das alsbald in seiner ersten größeren Arbeit, durch welche er die Aufmerksamkeit der Welt in ganz ungeahntem Grade auf sich zog beurkunden. Es war dies die so berühmt gewordene Composition des Narrenhauses, die er einem Auftrage zu Engeln verdankte, welche er in der Kapelle des Irrenhauses der Stadt zu malen hatte, wobei er ausreichend Gelegenheit fand, die Insassen der Anstalt selber zu beobachten. — Man würde sich heute wundern, daß diese, weder großes malerisches Geschick in der Anordnung noch besonders frappante Schärfe der Naturbeobachtung verrathende Zeichnung einst so gewaltiges Aufsehen machen konnte, wenn man sich nicht alsbald sagen müßte, daß es trotz alledem doch ein für jene Zeit bewunderungswürdig kühner Griff mitten in die schauerlichste Wirklichkeit hinein war, inmitten einer Gesellschaft, die ihr sonst wie allem Unmittelbaren, Grellen und Grausamen durchaus aus dem Wege ging, die Gemüthserschütterungen lieber in die graue Vorzeit verlegte. Allerdings ward sie erst später in München vollendet, entstanden ist sie aber schon in Düsseldorf. Der schneidende Hohn, mit dem K. hier eine Anzahl für jene Periode besonders charakteristischer Zeitkrankheiten schilderte und sie zu Typen ihrer Gattung machte, so den Narren des Königthums von Gottes Gnaden, den der Napoleonischen Legende, den religiösen Schwärmer oder den Börsenmann, den aus Hochmuth toll gewordenen Philosophen ꝛc. zeugte von einer seltenen Freiheit des Urtheils. Solch' geharnischte Kriegserklärung gegen die ganze moderne Gesellschaft mußte schon durch ihre Kühnheit und Energie gewaltig imponiren. Von einer naiven

Wiedergabe der Wirklichkeit ist indeß dabei wenig Spur, sondern weit eher vom Gegentheil, einem bewußten, ja gesuchten Wesen in allem und jedem, das uns ebendeßhalb heute eher abstößt als anzieht. Merkwürdig ist auch, daß man hier bereits alle die Charaktermasken fertig vorfindet, die der Künstler nachher besonders bei seinen Frauen unzähligemale wiedergebracht hat.

Die Schärfe der ganz realistischen Weltbetrachtung, der beißende Witz, das Kokette, das vor allem auf die Verblüffung und den Beifall der Mitwelt, auf den Erfolg hinarbeitete, sie treten hier alle schon auffallend genug hervor, wie sie ihn sein ganzes Leben durch begleiteten. Ungefähr gleichzeitig entstand auch „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" nach Schiller, in dessen Blättern die moderne Gesellschaft und ihre Einrichtungen noch rücksichtsloser angegriffen, sie als lediglich auf den Schutz der Reichen und Mächtigen und die Unterdrückung der Schwachen und Ungeschickten berechnet dargestellt werden, und wobei der Künstler offenbar viele persönliche Erinnerungen, vorab auch an das Schicksal seines Vaters, hineinverwebte. Er ist eben die Bitterkeit seiner ersten Jugendeindrücke niemals mehr losgeworden, wie unwandelbar treu ihm das Glück auch fortan blieb und ihn mit all' seinen Gaben überhäufte.

Daß sich das Element von ätzender Schärfe, das sich so stark hier ausspricht, auch in seinem persönlichen Umgang fühlbar machte, hatte ihn schon in Düsseldorf wie später in viele Verdrießlichkeiten mit den Collegen und selbst mit seinem Meister verwickelt, den er so wenig als Andere mit seiner Satyre verschonte. — Dennoch folgte er Cornelius, als dieser 1826 ganz nach München übersiedelte, schon nach kurzer Zeit, und dieser verschaffte ihm, der bereits als das größte Talent neben ihm und als sein einstiger Nachfolger anerkannt, ja eher über- als unterschätzt ward, dort die ersten großen Arbeiten. — So zu den Hofgartenfresken, wo er die Personificationen der Donau und Isar, des Maines und Rheines mit hervorragendem Talent componirte, freilich auch ohne rechtes Verständniß für die Aufgabe der Farbe colorirte. Die Charakteristik wird man aber vortrefflich nennen müssen, trotz der diesen Productionen ganz ebenso wie allen anderen der Schule anklebenden Schwächen, vorab der eines ganz ungenügenden Naturstudiums, das selbst die Zeichnung und noch mehr die Modellirung der Gestalten noch ziemlich schwach erscheinen läßt. Sieht man in ersterer doch noch genug Spuren, daß K. die alten Meister wenigstens in Kupferstichen studirte, so möchte man bei seinem Colorit meinen, daß er nie einen Gang in die alte Pinakothek gewagt habe, wie er denn auch zeitlebens nie Verständniß für klassische Farbenanschauung gezeigt, sich auch gar nicht um sie bekümmert hat. Es folgte ein großes Deckenbild im Concertsaal des Odeon, „Apollo mit den neun Musen", wo sich bei aller leichten Erfindung doch an der auffallenden Magerkeit der Gestalten der große Unterschied zwischen dem an den vortrefflichen klassischen Werken in Rom gebildeten Formensinn des Cornelius und seinem sehr modernen, vor Allem nach Eleganz hinstrebenden Schüler sehr deutlich zeigt. Eine Anzahl Scenen zu Klopstock's Hermannsschlacht und zu Wieland's Gedichten wie Goethe's Faust in der Residenz schloß sich unmittelbar daran, die indeß von Anderen ausgeführt, wenig Werth haben. Weit bedeutender ist die 1834 entstandene Composition der Sachsenschlacht, die in ihrer Art vortrefflich genannt werden muß. Hier zeigt sich die Einwirkung Dürer's in der wilden Energie einzelner Gruppen. Sie war indeß blos der Vorläufer der noch weit berühmter gewordenen „Hunnenschlacht", die ihm zuerst einen europäischen Ruf verschaffte und den Grund zu seinem Glücke legte, nachdem er sich noch eben die Gnade König Ludwigs durch die Schärfe seiner Urtheile für lange Jahre verscherzt. — Dafür hatte er jetzt eben nach langem Werben die so edle als schöne Frau gewonnen, die ihm nachher als guter Engel lebenslang zur Seite gestanden. Des Abends einsam bei ihr sitzend, da er die Kneipseligkeit der Ge-

nossen niemals getheilt, hatte er die einzelnen Gruppen nach und nach gezeichnet, aus denen er nachher jenes Ganze zusammensetzte, dessen Erscheinen einen bis dahin in München fast unerhörten Erfolg davontrug. Er hatte den Stoff von dem befreundeten Philosophen Lasaulx erhalten, der ihn in den Fragmenten des Damascius gefunden und seiner eines Tages bei ihm erwähnt hatte. Die Neuheit desselben wie die überaus großen Schönheiten der Composition, die im Ganzen auch seine beste geblieben ist, entzückten alle Welt. Man übersah dabei sogar, daß dieselbe pessimistische Weltanschauung, die sich durch alle seine Werke zieht, auch diesem zu Grunde liegt, wo der Despotismus und die Barbarei mit der alten Cultur und frommem Glauben in einem Kampf liegen, in welchem ihnen der Sieg zuzufallen droht, mindestens unentschieden bleibt. Daß er mit dem Instinkte des Genius herausgefühlt, wie derselbe nie ganz aufhören werde, das ist Kaulbach's entschiedenes Verdienst. Zeigt sich auch hier sein niemals klassisch geschulter Formensinn in der Magerkeit vieler Gestalten, so ist doch in der Erfindung der einzelnen Gruppen und ihrer Motive ein solcher jugendlicher Reichthum der gestaltenbildenden Phantasie enthalten, es weht uns eine so durchaus schwungvolle Romantik, ein so edler Geist aus dem Ganzen an, es fesselt ein so gewaltiges dramatisches Leben, das Ganze trägt so sehr den Charakter der ächtesten Inspiration, daß man das Werk immer als eine der schönsten Perlen deutscher Kunst wird bezeichnen müssen. — Konnte er durch dasselbe den gegen ihn erbitterten König einstweilen noch nicht versöhnen, so führte doch sein Glück gerade jetzt den Grafen Raczynsky her, der die Ausführung im Großen bestellte. Dadurch der nächsten Sorgen enthoben, widmete sich K. mit seiner unermeßlichen Arbeitskraft — denn auch das Genie des Fleißes besaß er im höchsten Grade — der Composition jenes Werkes, welches zu seinem Rufe jetzt bald fast noch mehr beitragen sollte als die Hunnenschlacht: des Reineke Fuchs. — Gerade diese fortwährenden Sprünge der Empfindung von der poetischen Begeisterung und ihrem Pathos zur zersetzenden Ironie charakterisiren ihn aber durchaus als modernen Romantiker, dem es eigentlich mit nichts voller Ernst ist. — Er war zu dieser Bearbeitung der Thierfabel durch den Franzosen Grandville, der mit seinen derartigen Zeichnungen gerade damals viel Glück machte, geführt worden. Aber während dieser, der fast nur Tagesfragen und -Interessen witzig behandelte, längst vergessen ist, wird sich Kaulbach's Illustration des altdeutschen Gedichts wol ewig erhalten, denn sie vertieft noch die naive Schalkhaftigkeit desselben zu einer Art von Welthumor. Das Komische ist hier überdies rein künstlerisch, liegt nicht wie so oft bei Grandville in dem Gegensatz des Textes zu den Bildern, sondern die seinigen haben gar keinen Text nöthig, Reineke, König Nobel, Isegrimm und alle Anderen sind komische Charaktere, wie man sie nur wünschen mag, ja im Reineke hat K. sogar einen guten Theil der eigenen Subjectivität niedergelegt. Ueberdies wimmelt das Werk von unsterblichen Einfällen, wie z. B. dem wo der Ochse den Orden an einem seiner Hörner trägt. Aber auch die Kenntniß der Formen und der Bewegung der Thiere, die K. hier zeigt, ist bewunderungswürdig. Hier mußte ihn indeß nicht nur sein ungeheures Gedächtniß und seine rasche Beobachtung unterstützen, sondern er machte auch so eingehende Naturstudien, daß sein Atelier in dieser Zeit einer Menagerie glich. Was aber für kleine Zeichnungen vollkommen genügte, reichte freilich nicht für lebensgroße Gestalten aus und darum wird er so oft leer bei diesen, weil er sich sehr ungern zu jenem genauen Studium der Modellirung bequemen mochte, welches die Werke eines Raphael oder anderer Classiker so nachhaltig und interessant in jeder Einzelheit macht, während letzteres bei denen Kaulbach's selten der Fall ist, der hier weit eher mit den Zopfmalern auf einem Boden steht, ja oft selbst hinter ihnen zurückbleibt. Er hat daher trotz seines außerordentlichen Phantasiereichthums keines-

wegs Ueberfluß an wirklich schönen und eigenthümlichen Gestalten, wiederholt überdieß viele seiner Figuren beständig, ist eigentlich neu nur in der Erfindung der mannigfachsten Situationen und dem geschickten Bau der Gruppen. Dies zeigte sich alsbald bei der ebenfalls um 1836 begonnenen Composition, der Zerstörung Jerusalems, die weit hinter der Hunnenschlacht zurückbleibt und wo er nicht nur in der Hauptgruppe, dem sich und seine Familie ermordenden Hohenpriester, sondern selbst in der viel bewunderten Episode der abziehenden Christen einen auffallenden Mangel an wahrem und tiefem Gefühl verräth, statt dessen kokett und geziert wird. Nichts desto weniger imponirte das Ganze auch diesmal wieder so, daß er selbst den König Ludwig damit versöhnte, der bei ihm die Ausführung in Oel im größten Maßstabe und zu einem bis dahin fast unerhörten Preis bestellte.

Seiner gerade damals angegriffenen Gesundheit halber und um besser malen zu lernen, ging K. jetzt 1839 auf ein Jahr nach Rom, ohne daß indeß seine Production auch nur im mindesten dadurch beeinflußt worden wäre. Er malte auch nichts als Studien nach der Natur dort, ohne sich viel um die alten Meister zu kümmern, für deren Größe, Strenge und Keuschheit er offenbar wenig Sinn besaß. Die gleich nach der Rückkehr begonnene Ausführung seines Jerusalem in Oel bewies dies schlagend, da sie, obwol mit großem technischen Geschick gemacht, doch so kokett und manierirt wie nur die irgend eines Zopfmalers ist. — Auch eine Anzahl lebensgroße Portraite, die um diese Zeit entstand, zeigen dieselbe Neigung zu gezierter Auffassung und süßer, irisirender Färbung. — Indeß erregte gerade dies die größte Bewunderung. Da man in München bisher eigentlich gar nicht gemalt hatte, war es auch in der That schon fast ein Fortschritt, daß hier bereits schlecht, d. h. manierirt gemalt ward. Ja der Beifall war so groß, daß der Konig von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der doch bereits Cornelius nach Berlin gezogen, jetzt K. die Verzierung des gewaltigen Treppenhauses seines neuen Museums mit großen, die Hauptepochen der Weltgeschichte darstellenden Bildern übertrug. Dieser Auftrag sollte für unseren Künstler die Hauptarbeit seines Lebens werden, da er sechs kolossale Compositionen und eine Anzahl sie verbindender Einzelfiguren sowie einen über dem Ganzen sich hinziehenden Kinderfries in sich schloß. Die Ausführung hat ihn mit Unterbrechungen denn auch gegen 20 Jahre beschäftigt. — Mag man nun gegen Einzelnes noch so viel einzuwenden haben, so wird man doch immer zugeben müssen, daß es nicht nur die bedeutendste Leistung monumentaler Malerei ist, die seit Cornelius Glyptothek und seiner Ludwigskirche in Deutschland zu Stande gekommen, sondern daß sie es auch bis heute unzweifelhaft geblieben ist. — Vor allem weil sie an tieferem geistigem Gehalt alle späteren weit übertrifft. K. zeigt in dieser gemalten Betrachtung der Universalhistorie einen überlegenen Geist, ein durchdringendes Verständniß des Weltlaufes, die einen noch mit weit größeren künstlerischen Mängeln versöhnen würden, als sie wirklich vorhanden sind. Ueberdies treten dieselben hier viel weniger hervor, wo er durch die beschränkten Mittel der angewendeten Wasserglasmalerei zu größerer Einfachheit und Ernst in der Färbung genöthigt war. Selbst seine Zerstörung Jerusalems, die er hier wiederholt, sieht deshalb viel weniger widerwärtig aus, und die Hunnenschlacht wirkt noch imponirender als im Carton. Ihnen geht der Thurmbau zu Babel voraus, eine grandiose Composition, wo besonders die sich vom Joch des Nimrod befreienden und hinaus in die Welt ziehenden drei großen Volksstämme der Hellenen, Semiten und Chamiten unstreitig zum Schönsten gehören, was die neuere deutsche Kunst überhaupt hervorgebracht. Es hängt das mit der Weltanschauung des Künstlers aufs Innigste zusammen, der ganz mit modernem Geist erfüllt, kein anderes Ideal kennt, als die Freiheit,

deren treuer Kämpfer er zu allen Zeiten, — wenn auch ohne ihr allzu große Opfer zu bringen — geblieben ist. Hier in der Schilderung ihres Ringens, ihrer Märtyrer und Sieger wird er allein warm und ächt, ja entwickelt glühende Leidenschaft in Bekämpfung jeder religiösen oder politischen Tyrannei. Sie ist die Religion dessen, der sonst keine andere hat, und deshalb weil er an sie glaubt, verdankt er auch seiner Begeisterung für sie seine schönsten Schöpfungen. Sind darum die „Blüthe Griechenlands" und „Die Kreuzfahrer", die dem Nimrod folgten, weniger bedeutend, so gehört dazu nächst dem Thurmbau unstreitig wieder das letzte der Bilder, die Renaissance. Ihre Ausführung ward lange Zeit hinausgeschoben, weil sich die in Berlin herrschende Richtung durchaus nicht darauf einlassen wollte, nach des Künstlers Absicht Luther und die Reformation zur Hauptsache gemacht zu sehen. Die jetzige Composition in der sie erst in zweiter Linie und die Renaissance überhaupt in erster kommt, ist daher nur ein Compromiß des Künstlers nach jahrelangem Streit mit der, selbst gemalten Befreiungen sehr abgeneigten damaligen Berliner Romantik. — Gerade darum, weil sie soviel später ausgeführt ist, zu einer Zeit, wo der Realismus in München unter Piloty's Vortritt schon gewaltig mit der herrschenden Romantik um die Herrschaft rang und selbst auf K. unverkennbar stark und wohlthätig einwirkte, ist sie auch in Bezug auf Naturwahrheit besser ausgefallen als die meisten anderen. Fast alle bedeutenderen Repräsentanten jener ungeheuren Bewegung von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in überaus geistvoll componirten Gruppen vereinigend, zeigt K. in ihrer Auffassung einen Scharfsinn und eine überlegene Weltkenntniß sowie eine Kraft der Charakteristik, der wir denn doch erst besseres entgegengesetzt sehen müßten, ehe wir sie so gering anschlagen dürften, als es jetzt oft geschieht. Wenigstens haben dies weder Delaroche in seinem Hemicycle, oder Ingres in seiner Krönung Homer's, noch Piloty in seinem Rathhausbild vermocht, sie alle geben oft vortreffliche Portraite, K. aber als ächter Historienmaler giebt Charaktere.

Ueber seinen großen Bildern brachte er einen Kinderfries an, in welchem die Kleinen die Beschäftigungen der Großen unten oft sehr drollig travestiren, und wo der Meister eine Fülle witzigen Humors, schärfster Satyre mit viel Kenntniß der Kindernatur vereinigt zeigt.

Neben dieser gewaltigen Berliner Arbeit führte er im Laufe der vierziger Jahre eine andere räumlich noch größere, geistig wie artistisch freilich unendlich weniger bedeutende aus: die Verzierung der Außenseite der Münchener neuen Pinakothek mit Fresken, welche die Geschichte der modernen Münchener Kunst darstellen. Da das Wetter dieselben bereits fast ganz zerstört hat und das Erhaltene leider gerade das wenigst Gute ist, so kann hier um so eher von einer genaueren Aufzählung abgesehen werden. Immerhin zeigte der Meister aber selbst in der Behandlung dieses Stoffs die Ueberlegenheit seines Geistes, da er die geringe Wichtigkeit vieler Betheiligten viel früher einsah als die Welt und das Ganze demgemäß mehr spielend und humoristisch behandelte, übrigens wenigstens in der Auffassung der einzelnen Persönlichkeiten wiederum sein großes Talent der Charakteristik bethätigte. Dazwischen hinein entstanden nun noch eine Menge kleinerer Compositionen und Illustrationen aller Art, unter denen eine der schönsten „Die Zusammenkunft Karls des Großen mit Wittekind" ist, nach dessen Unterwerfung und Taufe. Reicht sie freilich an die schlichte Größe nicht hin, die Rethel bei Behandlung dieses Stoffes zeigt, so ist sie immerhin interessant genug durch ihre Auffassung der beiden Helden sowie ihres Gefolges. — In der Mitte der fünfziger Jahre begann K. dann jene Illustrationen zu Goethe und Schiller, die einen enormen Erfolg hatten, ohne ihn gerade sehr zu verdienen, da sie großentheils nur aus Wiederholungen seiner alten Masken be-

stehen. Am gelungensten sind die Kinder enthaltenden Blätter wie Lotte, Mignon oder der getreue Ekkehart, da K., obwol selbstverständlich alles eher denn gemüthvoll, doch die naive Kindernatur sehr liebte. In den meisten anderen Blättern fällt freilich der Mangel an innerem Ernst wie ächtem Gefühl und jene daraus entspringende Neigung zu theatralischem Wesen unangenehm auf, wie sie nachher noch lange Zeit nach seinem Vorgang die Schule beherrschten.

Da es ihm nach der Vollendung der Berliner Arbeit nicht mehr gelang einen größeren monumentalen Auftrag zu erhalten, so wählte er sich fortan seine Stoffe frei und verdankte dem dann noch eine Anzahl seiner bedeutendsten Arbeiten, da er sie alle im Bezirke der Kämpfe gegen Despotismus und Unterdrückung jeder Art aussuchte. — So die Schlacht von Salamis, die er für das Münchener Maximilianeum ausführte, ein Bild, das trotz der süßlichen und schwächlichen Malerei immerhin eine gewaltige Wirkung macht. Dann der Nero, der seine Christenverfolgung beginnt, eine Charakteristik des Tyrannen und seiner Umgebung, die trotz einer gewissen Schonungslosigkeit im Einzelnen doch tiefer ist als alle anderen von Piloty und Rahl bis Siemiradzki und Keller, ja in der Schilderung der Christen so große Schönheiten, ein so ächtes Gefühl zeigt, wie man es sonst gerade bei rührenden Figuren nur allzuoft bei ihm vermißt. Endlich veranlaßt durch die herausfordernde Heiligsprechung dieses Scheusals durch Pius IX., den „Arbues", eine Composition voll erschütternder Kraft, von einer wahren Gluth des Hasses gegen jene entsetzlichste Erfindung der Menschheit: die Inquisition, durchweht. Was einem freilich hier ganz besonders auffallen wird, ist, daß K. die Schilderung der Nachtseite der menschlichen Natur, aller wilden und gemeinen Leidenschaften weit besser gelingt als die der Tugend, wo er oft leer und phrasenhaft wird, immer aber zu absichtlich und gesucht erscheint. — An all' diesen Compositionen ist indeß die große Verständlichkeit, der Reichthum an Motiven und Episoden, die doch immer im genauesten Zusammenhang mit dem Ganzen stehen, die durchdringende Schärfe des Blicks und die Ueberlegenheit, die sich in der Betrachtung menschlicher Geschicke und Triebfedern ausspricht, zu bewundern. Freilich begegnet es ihm auch, daß er die Motive und Personen zu sehr häuft und dadurch die Einheit und Kraft des Totaleindrucks benachtheiligt. Er wird selten groß oder machtvoll. Dazu ist er schon viel zu unruhig, nervös und modern mager in seiner Formengebung. Es zeigt sich eben überall das romantisch hin- und hergezogene, bestimmter Ueberzeugung, festen Glaubens entbehrende, zu geistreich witziger Ironie neigende, gelegentlich innerlich nüchterne, berechnende Naturell. Will man Respekt vor K. bekommen, so muß man ihn nicht mit denen vergleichen, die ihm vorausgingen, sondern mit denen, die ihm nachfolgen, ohne seinen geistigen Reichthum und seine Ueberlegenheit zu besitzen. Er wirkt denn auch noch nach in der ganzen heutigen Münchener Schule, obwol er es früh aufgab, direkte Schüler anzunehmen. Aber sein Schwiegersohn Kreling, Piloty und hundert andere componiren bald besser bald schlechter, immer in der Weise, die er und nicht Cornelius vorgezeichnet. — Nach der Vollendung des Nero und Arbues hat K. keine größeren Arbeiten mehr ausgeführt, dagegen eine Reihe kleinerer, die meist auf die Zeitereignisse Bezug haben; so einen Todtentanz, in dem er aber weit hinter der erschütternden Kraft des Rethel'schen zurückbleibt, obwol es ihm wenigstens an witzigen Pointen durchaus nicht gebricht. Auch die einzelnen Scenen zur Sündfluth, die er noch entwarf, zeigen doch mehr nur seine ermattende Kraft. Er hatte sich denn auch so ganz und voll ausgelebt, wie es nur sehr wenigen Sterblichen vergönnt ist, als ihn nach langem Wüthen die Cholera als letztes und theuerstes Opfer dahinraffte, und damit die Cornelianische Schule in München um ihren bedeutendsten Vertreter brachte, der sie ebenso abschließt, wie der ihm vielfach geistesverwandte Heine die romantische Dichtung.

Fr. Pecht.

Kaulich: Wilhelm K., geb. zu Weckelsdorf in Böhmen, schloß sich während seiner Universitätsstudien in Prag den philosophischen Lehren Löwe's und in Folge dessen der Günther'schen Philosophie an, promovirte an der Prager philosophischen Facultät und wurde in dieselbe als Privatdocent aufgenommen. Ein ihm ertheiltes Reisestipendium gewährte ihm 1862 die Möglichkeit nach Göttingen sich zu begeben, wo er bei Ritter und Lotze Collegien hörte und an der dortigen Bibliothek Studien über die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie machte. 1868 erhielt er eine Anstellung bei der Grazer Universitätsbibliothek und 1870 ward er zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Graz ernannt. Er veröffentlichte viele philosophische Schriften, unter denen die nachstehenden die bemerkenswerthesten sind: „Geschichte der scholastischen Philosophie", 1. Theil, 1863; „Ueber die Freiheit des Menschen", 1866; „Handbuch der Logik", 1869; „Handbuch der Psychologie", 1870; „System der Metaphysik", 1874; „System der Ethik", 1877. — K. gehört in die Reihe jener philosophischen Schriftsteller, welche einen christlichen Theismus verfechten, und er that dies nicht ohne Selbstaufopferung unter ungünstigen Verhältnissen mit Scharfsinn und unterstützt von mannigfachen Kenntnissen. Seine letzte polemische Schrift: „Contra Glaubensbekenntniß eines modernen Naturforschers", 2. Aufl. 1880, trägt in den beigegebenen barocken Zusätzen die Spuren eines gestörten geistigen Gleichgewichts an sich, dem wol sein frühzeitiger Tod (1880) zuzuschreiben ist. Löwe.

Kaunitz: Dominik Andreas Graf von K., ein Enkel Ulrichs, des ersten Freiherrn von Kaunitz (1569—1617), wurde als der einzige Sohn des im J. 1642 in den böhmischen Grafenstand erhobenen Leopold Wilhelm v. K. (geb. am 16. Januar 1614), des Stifters der jüngeren mährischen, später fürstlichen, jetzt ausgestorbenen Linie — aus dessen zweiter Ehe mit Maria Eleonora Gräfin von Dietrichstein im J. 1655, dem Todesjahre seines Vaters — geboren. Er war bereits kaiserlicher Rath, Kämmerer und Landrechtsbeisitzer in Mähren, als ihn Kaiser Leopold I. am 25. Novbr. 1682 in den Reichsgrafenstand erhob. In demselben Jahre betrat er seine diplomatische Laufbahn als kaiserlicher Gesandter am kurbaierischen Hofe. Er eröffnete dem Kurfürsten die Absicht des Kaisers zu persönlicher Berathung mit den Kurfürsten den Reichstag in Regensburg zu besuchen und erlangte die Zusage des baierischen Kurfürsten sich bei dieser Zusammenkunft einzufinden. Er benachrichtigte denselben von dem Abschlusse eines Defensivbündnisses zwischen dem Kaiser und dem Könige von Schweden und bewog ihn zur Truppenstellung gegen die Türken. Im Juli 1683 kam die betreffende Convention zu Stande. Gegen das Ende des Jahres 1686 wurde K. mit einer Mission nach Brüssel, in den Haag und nach London betraut. Er sollte sich mit dem Gouverneur der spanischen Niederlande in das Einvernehmen setzen, über die zu Cleve zwischen Kurbrandenburg und dem Prinzen von Oranien getroffenen Verabredungen und über die wahren Gesinnungen des Prinzen sich informiren, am englischen Hofe aber im engsten Anschlusse an den spanischen Gesandten freundliche Beziehungen zu dem Kaiserhofe anzubahnen und zu erhalten suchen. Er hatte namentlich die Aufgabe, den König Jakob II. aufzuklären über die eigentlichen Pläne und Absichten des Königs Ludwig XIV., welche dahin zielten, Belgien an sich zu reißen, das römische Reich zu zerstückeln und sollte dem Könige Jakob II. eventuell ein Bündniß anbieten zu gemeinsamem Schutze des Friedens, zu gemeinsamer Vertheidigung gegen weitere verheerende und zerstörende Unternehmungen der französischen Krone. — Im folgenden Jahre finden wir K., dessen treue Dienste der Kaiser durch Verleihung der Würde eines geheimen Rathes und des Ordens vom goldenen Vließe anerkannt hatte, als kaiserlichen Gesandten an den kurfürst-

lichen Höfen von Baiern und der Pfalz, von Mainz, Trier und Köln. Er sollte Ceremonialanstände beilegen, die sich beim Kurfürstencollegium in Regensburg erhoben hatten, suchte die Kurfürsten zu gemeinsamem Vorgehen zu bewegen, um die weitere Ausführung und Vollendung der von Frankreich geplanten Grenzbefestigungen zu verhindern, bemühte sich Mannschaften zur Ausfüllung der während der letzten Feldzüge in die Reihen der kaiserlichen Infanterie gerissenen Lücken zu erhalten, und trachtete die Wahl des ganz von Frankreich abhängigen Kardinals von Fürstenberg, des Bischofs von Straßburg zum Coadjutor von Köln zu vereiteln. Nach dem am 3. Juni 1688 erfolgten Tode des Kurfürsten Max Heinrich eilte K. als kaiserlicher Wahlbotschafter abermals nach Köln. Mit vieler Klugheit und Entschlossenheit wußte er die Wahl des vom Könige Ludwig XIV. unterstützten Kardinals von Fürstenberg zu vereiteln und die Wahl des vom Kaiser candidirten Prinzen Josef Clemens, des Bruders des baierischen Kurfürsten zum Erzbischofe in Köln (20. Septbr. 1688) zu fördern. Im J. 1689 wohnte er der Passauer Bischofswahl als kaiserlicher Commissär bei und im folgenden Jahre wurde er nach Mainz und Trier gesandt, um die Wahl des Hoch- und Deutschmeisters zum Coadjutor des kranken Kurfürsten von Mainz zu betreiben. Wiederholt finden wir ihn auch in den folgenden Jahren — namentlich 1694 und 1695 als kaiserlichen Gesandten in Köln, in Brüssel und im Haag. Als kaiserlicher Bevollmächtigter nimmt er an dem Congresse der Alliirten im Haag, als erster Bevollmächtigter des Kaisers an den Verhandlungen des Ryswicker Friedens regen Antheil. Seit dem J. 1698 leitete er als kaiserlicher Reichsvicekanzler und geheimer Conferenzminister die Staatsgeschäfte des deutschen Reiches. Mit aller Hingebung widmete sich K. den Pflichten dieses hohen und wichtigen Amtes, dem er vermöge seiner außerordentlichen Begabung vollkommen gewachsen erschien. Leider wurden seiner Thatkraft, seinem lebhaften Pflichteifer vielfache Schranken gesetzt durch seine Kränklichkeit. Er starb zu Wien am 11. Januar 1705. Seine am 25. Novbr. 1675 geschlossene Ehe mit Maria Eleonora (gest. am 2. Decbr. 1706), einer Tochter des Oberstburggrafen von Böhmen, Adolf Wratislaw Grafen von Sternberg, entstammten vier Söhne und vier Töchter. Der älteste Sohn Franz Karl wurde geboren am 2. Nov. 1676 und starb am 25. Septbr. 1717 als Bischof von Laibach. Der dritte Sohn Max Ulrich (1679—1746) ward der Vater des berühmten Staatskanzlers der Kaiserin Maria Theresia.

Nach Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Vgl. D'Elvert (Christian), Die Kaunitze (im Taschenbuche für die Geschichte Schlesiens und Mährens, hrsg. von G. Wolny. 2. Jahrg. 1827). — Arneth (Alfred Ritter von), Prinz Eugen von Savoyen, Bd. I (Wien 1858). — Wurzbach, Biogr. Lexikon, Theil 11. (Wien 1864).

Ant. Vict. Felgel.

Kaunitz-Rietberg: Max Ulrich Graf von K.-R., kam als drittgeborener Sohn des Grafen Dominik Andreas von K. (1655—1705) aus dessen Ehe mit Maria Eleonora Gräfin von Sternberg in Wien am 27. März 1679 zur Welt. Er wurde kaiserlicher Kämmerer und im J. 1706 zum kaiserlichen Reichshofrathe ernannt. Im Sommer 1716 war er als kaiserlicher Gesandter im fränkischen, oberrheinischen, westfälischen und obersächsischen Kreise thätig. Später wurde er zum Landeshauptmann in Mähren und am 21. Septbr. 1720 zum kaiserlichen geheimen Rathe ernannt. An dem Conclave nach dem Tode des Papstes Innocenz XIII. nahm er als kaiserlicher Botschafter Theil. Mit regem Eifer und richtigem Verständnisse widmete er sich nunmehr völlig den Obliegenheiten seines Amtes als Landeshauptmann von Mähren. Von den mannigfachen wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen, die in Folge

seiner Anregung und unter seiner Leitung entstanden, verdienen hier namentlich die Versuche zur Schiffbarmachung der March, die Errichtung der ständischen Akademie in Olmütz, der Bau der großen Kaiserstraße über Brünn und Olmütz, die Regulirung des Steuerwesens u. a. m. hervorgehoben zu werden. — Im J. 1744 durch Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe ausgezeichnet, starb er zu Brünn am 10. Septbr. 1746. — Seiner Ehe mit Marie Ernestine Franziska (geboren am 1. August 1686, vermählt am 6. August 1699, † 1758), der Tochter Ferdinand Max, des letzten Grafen von Rietberg waren 5 Töchter und 11 Söhne — darunter Wenzel Anton Dominik, der Staatskanzler Maria Theresia's entsprossen. Nach langem und kostspieligem Rechtsstreite gelang es ihm die Erbansprüche seiner Gemahlin zur Geltung zu bringen. Er erhielt die Grafschaft Rietberg in Westfalen mit Ansprüchen auf die Herrschaften Esens, Stederdorf und Wittmund in Ostfriesland und fügte seinem Geschlechtsnamen das Prädikat Rietberg bei.

Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. Wurzbach, Biogr. Lexikon, Theil 11 (Wien 1864). S. 69 ff.

A. V. Felgel.

Kaunitz: Wenzel Anton Graf K., seit 1764 Fürst, von 16 Geschwistern das sechstgeborene Kind, kam am 2. Februar 1711 als der zweite Sohn des Grafen Maximilian Ulrich K. aus dessen Ehe mit Marie Ernestine Gräfin Rietberg aus dem Hause Zirksena zur Welt. Von seinem Vater läßt sich rühmen, daß er als Landeshauptmann von Mähren manche diesem Lande nutzbringende Einrichtung traf, seine Mutter aber war eine Frau von seltener Tüchtigkeit, deren fast männlicher Charakter von dem freilich recht phantasiereichen Biographen, den sie erst in unseren Tagen fand, in ansprechender Weise geschildert wird. Die Erziehung, die sie ihren Töchtern gab, wird darin ausführlich dargestellt; über die Einwirkung, die sie auf die Entwicklung ihrer Söhne übte, erhalten wir jedoch nur spärliche Aufklärung. So wissen wir aus der Jugendzeit des Grafen K. nicht mehr, als daß er vorerst zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und frühzeitig Domicellar in Münster geworden sein soll. Er muß sich jedoch bald wieder dieser Laufbahn abgewendet haben, denn er studirte zuerst in Wien, dann in Leipzig und Leyden die Rechte und trat hierauf, wie es in den damaligen Gewohnheiten junger Cavaliere lag, eine längere Bildungsreise nach England, Frankreich und Italien an. Nach seiner Rückkehr von derselben wurde er Anfangs 1735 zum Reichshofrathe ernannt. Im März 1741 finden wir K. unter den Sendboten, welche die Nachricht von der Geburt des Kronprinzen Joseph den fremden Höfen überbrachten. Florenz, Rom, Turin waren die Zielpunkte seiner Reise. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Behauptung eines sonst vertrauenswürdigen Zeitgenossen richtig ist, derzufolge Maria Theresia ihn als ihren Gesandten an dem letzteren Hofe beglaubigen wollte, während K. dies unter dem Vorwande ablehnte, seine Mittel seien unzureichend für einen solchen Posten. Sein wahrer Beweggrund habe jedoch in der Ungewißheit über die Wendung bestanden, welche der österreichische Erbfolgekrieg nehmen werde und er sei vorläufig der Entscheidung für die eine und gegen die andere Partei, die in der Annahme einer so hervorragenden Anstellung gelegen gewesen wäre, aus dem Wege gegangen. War dem wirklich so und gerieth sogar die Treue eines K. ins Schwanken, so ist hierin wol das bedeutsamste Kennzeichen der unglaublichen Bedrängniß, in der sich die Königin von Ungarn befand, und der Hoffnungslosigkeit zu erblicken, mit der selbst ihre Anhänger ihre Lage beurtheilten. Aber die Standhaftigkeit der Königin und die Selbstaufopferung ihrer Unterthanen brachten hierin bald einen gewaltigen Umschwung hervor. Nach Abschluß des Breslauer Friedens und nach dem Bündnisse Sardiniens mit Oesterreich ging

K. — im August 1742 — nun doch als Gesandter nach Turin, und er zog bald durch die Art und Weise, in der er die Pflichten seines schwierigen Amtes erfüllte, die besondere Aufmerksamkeit seiner Gebieterin auf sich. Schwierig war dasselbe hauptsächlich in Folge der Hinterlist, mit der Karl Emanuel III. zu Werke ging und durch jedes, auch das verwerflichste Mittel sich möglichst ausgiebige Vortheile zu sichern bestrebt war. Und daß K. nicht auf die Erfüllung seiner Amtspflichten allein sich beschränkte, sondern über dieselben hinaus einen regen Sinn für großartige Entwürfe und einen weitschauenden Blick für politische Verhältnisse und Projecte besaß, that er durch die Gutachten dar, die er über den damals auftauchenden Plan, das kurfürstlich baierische Haus nach Italien zu versetzen und dessen Länder als Entschädigung für das an Preußen verlorene Schlesien mit Oesterreich zu vereinigen, dem Wiener Hofe einschickte. Welch überaus hohe Meinung Maria Theresia schon damals von K. hegte, bewies sie wol dadurch am besten, daß sie, nachdem sie im Januar 1744 ihre einzige Schwester Marianne mit dem Prinzen Karl von Lothringen vermählt und ihnen die Generalstatthalterschaft der Niederlande übertragen hatte, K. dazu erkor, ihnen als bevollmächtigter Minister bei der Regierung dieser Provinzen zur Seite zu stehen. Im April 1744 verließ K. Turin, aber erst im Spätherbste desselben Jahres traf er in den Niederlanden ein.

Seine dortige Stellung war ohne Zweifel noch bei weitem schwieriger als es die in Turin gewesen war. Da bald nach seiner Ankunft in Brüssel die Erzherzogin Marianne im Wochenbette starb, ihr Gemahl aber das österreichische Heer befehligte, das in Böhmen gegen den König von Preußen stritt, so stand eigentlich K. im J. 1745 allein an der Spitze der niederländischen Regierung. Zu einer Zeit war solches der Fall, als jenes Land zum Schauplatze einer recht unglücklichen Kriegführung gegen Frankreich diente. So tief wurde K. hiedurch darnieder gedrückt, daß er dringend um seine Abberufung aus den Niederlanden bat. „Deutlich sehe ich“, schrieb er damals an einen Freund, „all die Mängel, die Verwirrung und den bedauerlichen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, aber ich vermag das Mittel zur Heilung nicht zu finden. Dieser Umstand ist mir qualvoll und er wird mich am Ende noch unterliegen machen. Da ich dies als etwas Unausbleibliches vorher sehe, würde ich mich schwer an meiner Monarchin vergehen, wenn ich ihr nicht selbst eine Aenderung vorschlüge. Wenigstens will ich die Zahl meiner übrigen Fehler nicht durch den vermehren, mich einer Aufgabe für gewachsen zu halten, welche meine Kräfte übersteigt.“

In letzterer Beziehung war jedoch Maria Theresia einer ganz anderen Meinung als K., und selbst wenn sie ihr beigepflichtet hätte, so wäre ihr doch Niemand zu Gebote gestanden, welcher jenen Posten noch besser, ja auch nur ebenso gut auszufüllen vermocht hätte als er. Darum befand er sich noch in Brüssel, als in den ersten Tagen des Februar 1746 der Marschall von Sachsen die Belagerung dieser Stadt unternahm. Da ihr von keiner Seite her Entsatz nahte, mußte sie sich dem Feinde ergeben. Am 21. Februar unterzeichnete K. die Capitulation und ging nach Antwerpen, wohin ihm das französische Heer folgte. Um nicht ein zweites Mal in dessen Gewalt zu gerathen, verfügte er sich nach Aachen, wo ihn endlich — im Juni 1746 — zu seiner größten Freude seine Abberufung traf. Aber sehr lang konnte ein Mann wie K. in der damaligen bewegten Zeit nicht unbeschäftigt bleiben. Zwar gelang es ihm, der ihm zugedachten Aufgabe, Oesterreich bei den Friedensconferenzen zu Breda zu vertreten, wieder entledigt zu werden, aber er konnte sich doch, nachdem dieselben resultatlos geblieben waren, der gleichen Bestimmung für den Congreß nicht entziehen, der sich im März 1748 in Aachen versammelte. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, seltenem Tacte und unerschütterlicher Standhaftigkeit ver-

theidigte hier K. die österreichischen Interessen. Wenn gleichwol das Erreichte allzuweit hinter seinen Wünschen zurückblieb, so sah er die Hauptveranlassung hiezu außer den ungünstigen Ergebnissen der Kriegführung nicht so sehr in der Gegnerschaft der bourbonischen Höfe als in der Abtrünnigkeit Englands, nach welchem Staate auch jetzt wieder Holland gleichsam blindlings sich richtete. In den Eindrücken, die er zu Aachen in sich aufnahm, lag ohne Zweifel das bestimmende Motiv zu seinem Antrage auf völlige Veränderung des politischen Systems, das Oesterreich so lange Zeit hindurch beobachtet hatte. Nach fast zehnmonatlichem Aufenthalte, am 7. Januar 1749 hatte K. Aachen verlassen, und schon zwei Monate später befahl Maria Theresia den Mitgliedern der geheimen Staatsconferenz, in welche K. zur Zeit seiner Abreise nach Aachen im Januar 1748 berufen worden war, ihr schriftlich ihre Meinung über das politische System darzulegen, welches Oesterreich von nun an befolgen solle. Den Kaiser an der Spitze, riethen die meisten Mitglieder der Conferenz, man möge auf der bisher eingeschlagenen Bahn auch noch fernerhin beharren. Aber K. war der entgegengesetzten Meinung; sein Gutachten gipfelte darin, daß der König von Preußen als der böseste und gefährlichste Feind des Hauses Oesterreich anzusehen sei, daß man sich deshalb in den Verlust Schlesiens keineswegs ruhig zu ergeben, sondern darauf auszugehen habe, sich nicht nur abwehrend gegen den König zu verhalten, sondern ihn und seine Uebermacht zu schwächen und wieder in den Besitz des Verlorenen zu gelangen. Da man jedoch hiezu der Hülfe der Seemächte nie werde theilhaft werden können, bleibe nur ein einziger Weg zur Erreichung dieses Zieles. Er bestehe darin, daß Frankreich vermocht werde, sich nicht nur Oesterreichs Unternehmungen nicht zu widersetzen, sondern die Hände zu ihrer Durchführung zu bieten und ihnen hiedurch einen glücklichen Ausgang zu sichern.

Die Ansicht des Grafen K., der auch Maria Theresia ihre Anerkennung nicht versagte, stand bei weitem nicht so vereinzelt da, als man dies gewöhnlich annimmt. Aber nur darin scheint er allein geblieben zu sein, daß er meinte, man solle mit der Ausführung seines Planes nicht lange zögern, während die Uebrigen und mit ihnen auch die Kaiserin dessen rasche Verwirklichung für unausführbar oder doch für allzugefährlich hielten. Den langsameren Weg schlug man ein und trachtete vorerst die innere Erstarkung der Monarchie zu erreichen, in der Zwischenzeit aber mit äußerster Vorsicht die geeigneten Schritte zu thun, um sowol Rußland festzuhalten in dem Bunde mit Oesterreich, als Frankreich nach und nach in denselben zu ziehen. Zur Erfüllung der letzteren Aufgabe stand jedoch der Kaiserin kein geeigneterer Mann als derjenige zur Verfügung, von welchem der Vorschlag zur Aenderung des bisherigen politischen Systems eigentlich ausging. Aber K. fand in Frankreich, wohin er sich im September 1750 als Botschafter begab, ein so wenig günstiges Terrain für seine Entwürfe, daß er dieselben nicht nur sorgfältig in sein Inneres verschloß, sondern daß er allmählich selbst den Glauben an ihre Durchführbarkeit verlor. Nach einem mehr als halbjährigen Aufenthalte in Paris schien ihm das Bündniß Frankreichs mit Preußen ein so unlösliches zu sein, daß er dem Gedanken entsagen zu müssen glaubte, Frankreich von Preußen abziehen und sich, wenn auch nicht seiner activen Theilnahme, so doch seiner stillschweigenden Zustimmung zur Wiedereroberung Schlesiens versichern zu können. Und da er nach wie vor der Ansicht war, auch die Seemächte würden hiezu die Hand nicht bieten, kleidete K. seine jetzige Anschauung in die Frage: „Was bleibt bei solchen Umständen für ein anderes vernünftiges Mittel zur Befestigung der eigenen Sicherheit übrig, als endlich den Verlust Schlesiens ganz zu vergessen, dem Könige von Preußen alle

Sorge hierüber zu benehmen und ihn auf diesem Wege dereinst in die Allianz Oesterreichs mit den Seemächten zu ziehen?"

Wer sich die tiefeingewurzelte Abneigung der Kaiserin gegen Friedrich II. ins Gedächtniß zurückruft, der kann ermessen, daß ein Vorschlag, durch welchen ihr nicht nur eine definitive Verzichtleistung auf Schlesien, sondern sogar ein dereinstiges Bündniß mit ihrem verhaßten Feinde zugemuthet wurde, ihren Sympathieen geradezu widersprach. Und wirklich beeilte sich K. wenigstens in letzterer Beziehung seine Aeußerungen zu modificiren und zu versichern, er habe an eine eigentliche Verbindung Oesterreichs mit Preußen nicht gedacht und werde an eine solche auch niemals denken. Aber schon ehe er zu einer derartigen Erläuterung seines Vorschlages gekommen war, hatte sich Maria Theresia über denselben in einer Weise ausgesprochen, welche darthat, daß sein Freimuth ihm nicht übel gedeutet worden, sondern ihn im Gegentheile noch mehr gehoben habe in ihrer Gunst und ihrer Achtung. Den größten Beweis ihrer hohen Meinung von ihm gab ihm jedoch die Kaiserin durch die Verwirklichung ihres schon seit längerer Zeit gehegten Planes, ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Im April 1753 geschah es; mit dieser Aenderung trat jedoch nicht auch schon eine solche in dem Geiste ein, in welchem diese Geschäfte bisher geführt worden waren. Von nichts schien K. weiter entfernt zu sein als von der Ausführung der Entwürfe, denen er ein Jahr früher Ausdruck verliehen hatte. Auf nichts Anderes als auf Befestigung des freundschaftlichen Einvernehmens mit den alten Verbündeten des Hauses Oesterreich, den Seemächten, schien er ausgehen zu wollen. Und auch in der Instruction, die er seinem Nachfolger auf dem Posten eines kaiserlichen Botschafters in Frankreich, dem Grafen Starhemberg ertheilte, wurde demselben nichts weiter als das Bestreben zur Pflicht gemacht, Alles hintanzuhalten, wodurch noch eine Verschlimmerung der ohnedies höchst unbefriedigenden Beziehungen zu dem Hofe von Versailles herbeigeführt werden könnte. Auch war es nicht K., sondern eine außerhalb seiner Einwirkung sich vollziehende Verwicklung der politischen Verhältnisse zwischen anderen Mächten, welche den ersten Anlaß zur Wiederaufnahme der auf Schlesiens Rückerwerbung gerichteten Gedanken bot. In der Erwartung lag er, daß der Streit zwischen England und Frankreich wegen der amerikanischen Colonien demnächst in offenen Krieg ausbrechen werde. Am liebsten wäre es K. gewesen, Oesterreich demselben vollständig fernhalten zu können. Mußte man aber wider Willen die Waffen ergreifen, dann wünschte er sie noch am ehesten gegen den zu kehren, den er für Oesterreichs unversöhnlichsten Feind hielt und welchem noch überdies der einzige des Kampfes würdige Preis abgerungen werden konnte. In Englands Hände müsse, so meinte K., die Entscheidung über dasjenige gelegt werden, was Oesterreich zu thun habe. Biete England zu einem Vergleiche mit Frankreich die Hand, dann werde der Friede nicht gestört und das sei vor Allem zu wünschen. Halte es fest an der bisherigen Allianz, dann sei es von Oesterreich, aber freilich nur unter der Voraussetzung kräftig zu unterstützen, daß die Vertheidigung der österreichischen Erblande in keiner Weise vernachlässigt werde. Gehe es aber nicht hierauf ein, dann sei es klar, daß von England nichts mehr zu hoffen und daß ernstlich an eine Annäherung an Frankreich zu denken sei. Und hiezu entschloß man sich denn auch, als England an Stelle einer deutlichen Antwort auf die Anfrage, was es zu nachdrücklicher Kriegführung auf dem Festlande und zur Beistandsleistung an Oesterreich zu thun gedenke, die Andeutung fallen ließ, es könnte wohl gelingen, den König von Preußen zur Neutralität zu vermögen. Dann würden, behauptete K. wol mit Recht, während Oesterreich in dem für eine ihm fernliegende Sache gegen Frankreich zu führenden Kampfe sich aufrieb, Preußens Kriegsmacht und sein Staatsschatz geschont und es in den

Stand gesetzt werden, im entscheidenden Augenblicke den geschwächten Nachbarstaat ganz nach Gutdünken zu behandeln. Zudem wäre bei einer Kriegführung wider Frankreich der Verlust der österreichischen Niederlande kaum zu vermeiden, während eine Parteinahme für Frankreich wahrscheinlicher Weise die Schonung der belgischen Provinzen und ihre Erhaltung für Oesterreich sichern, außerdem aber die Möglichkeit der Wiedererlangung Schlesiens in Aussicht stellen würde. Freilich werde sich Frankreich hiezu nur dann verstehen, wenn es aus einem solchen Bündnisse gleichfalls ansehnliche Vortheile zu ziehen vermöchte; in den Niederlanden müßten ihm solche zugesagt werden.

Am 29. August 1755 empfing Starhemberg seine neuen, den Vorschlägen des Grafen K. angepaßten Instructionen, und schon zwei Tage später that er die ersten Schritte zu ihrer Befolgung. Aber die Wirkungen, die seine Eröffnungen auf den Hof von Versailles hervorbrachten, entsprachen wenigstens im Anfange den gehegten Erwartungen nur wenig. Die französische Regierung schien entschlossen, festzuhalten an der Allianz mit Preußen, und Monate hindurch schleppte die Verhandlung mit ihr resultatlos sich hin. Die Nachricht von dem Bündnisse, welches am 16. Januar 1756 zwischen England und Preußen abgeschlossen wurde, brachte jedoch plötzlich eine vollständige Umstimmung des französischen Cabinets hervor. „Ein entscheidendes Ereigniß zu Oesterreichs Heil", nannte K. jene Allianz; ihr folgte am 1. Mai diejenige zwischen Oesterreich und Frankreich, die jedoch ausschließlich den Charakter eines Defensivtractates an sich trug. Eine gegenseitige Hülfeleistung von 24 000 Mann war darin festgesetzt, der schon ausgebrochene Krieg zwischen England und Frankreich aber von ihr ausdrücklich ausgenommen. Hiemit war man jedoch noch keineswegs an den wirklichen Zielpunkt der Verhandlungen gelangt. Denn wie dem Wiener Hofe die Wiedereroberung Schlesiens, so schwebte dem von Versailles die Erwerbung der Niederlande vor. Dringend rieth K. dazu, sie zum Theile an Frankreich und zum Theil an den Infanten Don Philipp hintanzugeben, wenn man hiedurch nicht nur die Wiedererlangung von Schlesien und Glatz, sondern auch die „völlige Entkräftung" des Königs von Preußen zu erkaufen vermöchte. Noch war hierüber eine Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich nicht erreicht, als König Friedrich im Bewußtsein seiner Bereitschaft zum Kriege den entscheidenden Schritt zu dessen Herbeiführung that. Seine an den Wiener Hof gerichtete Anfrage nach der Ursache der österreichischen Rüstungen wurde von K. zurückweisend beantwortet, worauf Friedrich in Sachsen einbrach und sich hiedurch offen als Angreifer hinstellte. Vor dieser Thatsache kamen auch die Bedenken des Königs von Frankreich, in Krieg gegen seinen bisherigen Verbündeten gerathen und zu dessen empfindlicher Schwächung beitragen zu sollen, allmählich ins Schwanken. Trotzdem bedurfte es noch sehr langer Zeit, ehe man zu definitiven Abmachungen mit ihm gelangte. Ungleich rascher kam K. mit Rußland ans Ziel, denn in St. Petersburg war der Kriegseifer gegen Preußen womöglich noch glühender als in Wien. Am 11. Januar 1757 wurde die Urkunde, durch welche Rußland dem Defensivtractate von Versailles beitrat, in St. Petersburg unterzeichnet. Und wenige Wochen später, am 2. Februar 1757 erfolgte auch der Abschluß der Convention zwischen Oesterreich und Rußland über die gemeinschaftliche Kriegführung gegen Preußen: mit wenigstens 80 000 Mann sollte jede der beiden Mächte hieran theilnehmen. Erst wenn Maria Theresia in den ungestörten, durch einen Friedensvertrag bestätigten Besitz von ganz Schlesien und Glatz gelangt sei, könne an die Beendigung des Krieges gegen Preußen gedacht werden.

Das Zustandekommen dieser Vereinbarung wirkte ohne Zweifel auch fördernd auf die Allianzverhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich ein. Von noch

entscheidenderem Einflusse auf sie war aber jene Botschaft des Königs von England, in der er von den höchst ungerechten und rachsüchtigen Absichten Frankreichs und seiner Alliirten, sowie von der Nothwendigkeit der Erfüllung seiner Bundespflichten gegen Preußen sprach. Ludwig XV. beharrte nun nicht länger in seiner bisherigen Zögerung, und am 1. Mai 1757, genau ein Jahr nach dem Defensivtractate von Versailles wurde daselbst der zweite Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet, durch welchen sich Letzteres zur Stellung von mehr als 100 000 Mann und zu einer Subsidienzahlung von jährlich 12 Millionen Gulden anheischig machte. Es verpflichtete sich gleichfalls, nicht Frieden zu schließen, ehe Maria Theresia in den unbestrittenen Besitz von Schlesien und Glatz gelangt sei. Außerdem solle sie das Fürstenthum Crossen und eine ihr angemessen scheinende Gebietsvergrößerung im Zusammenhange mit ihren Erbländern erhalten. Noch fernere Abtretungen wären Preußen aufzuerlegen; Frankreich aber habe gewisse Städte und Districte der österreichischen Niederlande, und der Infant Don Philipp den übrigen Theil dieser Provinzen gegen Ueberlassung seiner italienischen Herzogthümer an Oesterreich zu erhalten.

So war denn nicht nur über Anregung und unter hervorragender Mitwirkung des Grafen K., sondern man wird fast sagen dürfen, durch ihn allein jenes furchtbare Bündniß der drei mächtigsten Continentalstaaten Frankreich, Oesterreich und Rußland gegen das auf dem Festlande ziemlich machtlose England und das verhältnißmäßig kleine Preußen zu Stande gebracht, von dem man sich nicht mit Unrecht die Zurückweisung des Letzteren in die Grenzen, die es vor der Thronbesteigung Friedrichs II. gehabt, ja eine noch viel weiter gehende Schwächung desselben versprechen durfte. Vom rein österreichischen Standpunkte aus muß die durch K. vollzogene Umstimmung Frankreichs und dessen Hineinziehung in einen mit Aufgebot aller Kraft zu führenden Krieg gegen seinen früheren Verbündeten eine der bewunderungswürdigsten Thaten genannt werden, welche die neuere Geschichte auf dem Gebiete der Diplomatie zu verzeichnen hat. Aber gar bald sollte man gewahr werden, daß nicht so sehr von politischen als von kriegerischen Handlungen die Entscheidung abhing in dem gigantischen Kampfe, der nun ganz Europa in zwei dem Anscheine nach allerdings sehr ungleiche Heerlager trennte. Zeigte schon der kurze Feldzug des Jahres 1756, mit welch furchtbarem Gegner man es zu thun hatte, so thaten dies die ersten Kriegsereignisse des Jahres 1757 noch fühlbarer dar, denn schon am 6. Mai brachte Friedrich den Oesterreichern bei Prag eine schreckliche Niederlage bei.

Wie allumfassend damals die Stellung des Grafen K. in Wien war, wird am besten dadurch bewiesen, daß er, noch ehe es zur Schlacht bei Prag kam, den Auftrag erhalten hatte, sich dorthin zu begeben, um dem Prinzen von Lothringen die Entschlüsse des Kaisers und der Kaiserin über die zu ergreifenden Maßregeln mündlich mitzutheilen und sich mit ihm über die durchzuführenden Unternehmungen näher zu verabreden. Aber es war K. nicht mehr möglich, nach Prag und zu dem Prinzen zu gelangen. Am Abende des 5. Mai hatte er Wien verlassen und am Nachmittage des 7. traf er bei dem Armeecorps des Grafen Daun ein, das noch unberührt in Böhmisch-Brod stand. Noch hatte Daun keine Nachricht von dem, was sich Tags zuvor bei Prag zugetragen hatte. K. schlug ihm vor, sich entweder auf Umwegen mit dem Prinzen Karl zu vereinigen oder die Preußen durch einen herzhaften Angriff auf sie von der österreichischen Hauptarmee abzuziehen. Ja schon durch eine bloße Vorrückung werde er ihr ohne Zweifel einige Erleichterung verschaffen. Noch war Daun hierüber zu keinem Entschlusse gelangt, als kurz vor Mitternacht die erste Meldung von den Prager Ereignissen eintraf. Einen Theil der Nacht brachte K. mit Daun in eifriger Berathung der zu ergreifenden Maßregeln hin und er stimmte dem Beschlusse

desselben bei, am 10. Mai von Böhmisch-Brod aufzubrechen, sich von da langsam nach Kolin zurückzuziehen, um die dortigen Vorräthe zu decken und sein Heer zu verstärken. K. aber kehrte nach Wien zurück, wo er Alles in tiefster Niedergeschlagenheit fand. Eifrigst bemühte er sich dahin zu wirken, daß man den Muth nicht sinken lasse, durch ausgiebige Verstärkung Daun's denselben in den Stand setze, fernerem Vordringen der Preußen Widerstand zu leisten, und außerdem die Verbündeten dringend auffordere zu ausgiebiger Hülfe. Ehe hiezu von Seite der Alliirten irgendwelche Vorkehrungen getroffen werden konnten, brachte der Sieg, welchen Daun am 18. Juni über den König von Preußen erfocht, eine durchgreifende Aenderung hervor. Die Oesterreicher konnten jetzt zur Offensive übergehen und K., muthvoller und zuversichtlicher als die meisten Generale, hielt es nicht für unmöglich, daß noch in diesem Feldzuge dem ganzen Kriege ein Ende gemacht werde. Dazu gehöre jedoch, daß man eine entscheidende Schlacht wage, und wenn sie gewonnen worden, aus dem errungenen Siege alle nur immer möglichen Vortheile zu ziehen verstehe.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß K. während der ganzen Dauer des siebenjährigen Krieges nicht nur in den politischen, sondern auch in den militärischen Angelegenheiten fast ausschließlich das große Wort führte. Nicht im Hofkriegsrathe, sondern in der von K. geleiteten Staatskanzlei wurden die Rescripte an die im Felde stehenden Generale verfaßt, in denen jedoch immer der Grundsatz zur Geltung kam, ihnen von Wien aus keine allzu beschränkenden Vorschriften zu ertheilen, sondern die augenblicklich zu fassenden Entschlüsse ihrem eigenen Ermessen anheimzustellen. Daß aber die Gelegenheit zu entscheidenden Unternehmungen nicht so oft unbenutzt vorübergehe und man zur Erreichung großer Resultate auch vor einem Wagnisse nicht zurückschrecke, wurde von K. jederzeit eifrig befürwortet. Darum stand er auch in dem Gegensatze, der sich allmählich zwischen dem bedächtigeren Daun und dem unternehmenderen Laudon herausbildete, mit all seinen Sympathieen auf des Letzteren Seite. Seiner „aufrichtigen Liebe“ versicherte er Laudon, als er die Nachricht von Fouqué's Gefangennehmung bei Landshut empfing, und als die Meldung von der gleichfalls durch Laudon vollführten Eroberung von Glatz eintraf, schrieb K. der Kaiserin, Gott möge ihr ihren Josua erhalten. Aber nicht nur im Glücke, auch im Unglücke hielt K. standhaft zu Laudon. Als derselbe bei Liegnitz geschlagen worden und darüber in tiefe Betrübniß verfallen war, wetteiferte K. mit der Kaiserin, ihn wieder aufzurichten und ihn anzuspornen zu neuen kriegerischen Thaten.

So wie in den militärischen, so war K. auch in den politischen Dingen der Mann des entschlossenen Auftretens und des standhaften Ausharrens. So oft in Wien selbst, und was noch häufiger geschah, auf Seite der Alliirten in Folge unglücklicher Kriegsereignisse Kleinmuth und Niedergeschlagenheit sich geltend zu machen drohten, entwickelte K. mit staatsmännischer Ruhe all die Gründe, welche für das Beharren auf der eingeschlagenen Bahn in die Wagschale fielen. Und selbst dann noch, als auch er sich nicht mehr darüber zu täuschen vermochte, daß es hauptsächlich in Folge allmählichen Versiegens aller Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges unmöglich sein werde, an das Ziel zu gelangen, um deßwillen man sich auf denselben eingelassen hatte, warnte K. dringend vor jeglicher Ueberstürzung und ermüdete nicht in unabläßiger Bemühung, für Oesterreich und dessen Alliirte so viel zu erreichen als noch überhaupt möglich erschien. Aber der plötzlich eintretende Thronwechsel in Rußland und die Entschiedenheit, mit welcher Peter III. die Partei des Königs von Preußen ergriff, machten diese Bestrebungen vollkommen zu nichte. Freilich dauerte Peters Regierung nicht lang; wenig mehr als ein halbes Jahr ging vorüber und er wurde ihrer sowie bald darauf auch seines Lebens beraubt. Ein Aufschrei der Freude entrang sich

den Lippen des Staatskanzlers, als er dieses Ereigniß erfuhr. Nicht daß ihn dessen Gräßlichkeit nicht aufs tiefste angewidert hätte, aber noch viel lebhafter empfand er den unermeßlichen Gewinn, den er sich hievon für Oesterreich versprach. Denn der Wortlaut des Manifestes, das Katharina II. gleich nach ihrer Thronbesteigung erließ und in welchem der König von Preußen der ärgste Feind Rußlands genannt wurde, mußte in K. die begründete Hoffnung erwecken, sie werde neuerdings einlenken in die Bahnen, welche die Czarin Elisabeth so lange Zeit hindurch gewandelt war. Aber gar bald konnte K. sich überzeugen, daß Katharinas Absichten durchaus nicht so weit gingen und daß Oesterreich zwar Rußlands Gegnerschaft entledigt, jedoch seiner Freundschaft noch bei weitem nicht theilhaft geworden war. Stand aber ein gewaffnetes Wiederauftreten Rußlands gegen Preußen nicht in Aussicht, so durfte man auch von einer Fortführung des Krieges keine ausschlaggebende Aenderung zu Gunsten Oesterreichs und seiner Verbündeten erwarten; ja was auf dem Kampfplatze sich zutrug, kam nicht so sehr ihnen als Preußen zu Gute. Darum finden wir K. trotz all seiner Abneigung gegen Preußen nicht unter denen, die selbst jetzt noch zum Kriege drängten. Sehnte er sich auch nicht so sehr wie die Kaiserin selbst nach Abschluß des Friedens, so widersetzte er sich doch ihren Bemühungen nicht, ja er hielt den Zeitpunkt für gekommen, sie zu fördern, und darum erleichterte er Alles, was dazu dienen konnte, an das Ende des Krieges zu gelangen. Durch den am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg abgeschlossenen Frieden geschah dies; für Oesterreich wie für Preußen begann nun eine Zeit des Wetteifers, die Bevölkerung beider Staaten, die durch den langen und blutigen Krieg unsäglich gelitten hatte, der Segnungen des Friedens theilhaft werden zu lassen. Daß K. auch hierin eine hervorragende Rolle spielte, ist ein Beweis mehr für die seltene Vielseitigkeit, die er schon während der Kriegführung durch seine Theilnahme an all den Anordnungen, die sich auf sie bezogen, in so überraschender Weise an den Tag gelegt hatte.

Schon im August 1758, also noch in den ersten Tagen des siebenjährigen Krieges und während derselbe am heftigsten wüthete, hatte K. auf die Nothwendigkeit hingewiesen, für die inneren Angelegenheiten der österreichischen Monarchie ein „auf richtige Grundsätze gebautes Universalsystem“ einzuführen. Zur Verwirklichung dieses Gedankens schlug er zwei Jahre später, im November 1760 die Gründung eines aus sechs Mitgliedern bestehenden Staatsrathes vor. Maria Theresia genehmigte seinen Antrag mit den Worten, sie schmeichle sich mit Hülfe dieses Staatsrathes und dessen, der ihn ersonnen, dem Ruin des Staates vorbeugen zu können. Und einer ähnlichen Billigung von Seite der Kaiserin erfreuten sich jedesmal die Gedanken, mit denen K. in Fragen hervortrat, die sich auf die inneren Angelegenheiten des Staates, insbesondere auf dessen Finanzen bezogen, deren überwiegende, in Oesterreich fast nie richtig gewürdigte Bedeutung K. bei jeder Gelegenheit hervorhob. Er tadelte es, daß die Verwaltung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben sowie die Rechnungslegung über sie einer und derselben Behörde anvertraut waren und rieth, die oberste Aufsicht über die Verwaltung aller Staatseinkünfte dem sogenannten Directorium in politicis et cameralibus zu entziehen und sie einer wohlorganisirten Hofkammer zu übergeben, die sich jedoch in den Geldempfang, die Verausgabung und die Rechnungslegung unmittelbar nicht einzumischen habe. Die im J. 1749 wenigstens in der obersten Instanz vorgenommene Trennung der Justiz von der Verwaltung müsse beibehalten werden und daher die oberste Justizstelle fortbestehen. Auch an der Existenz des Hofkriegsrathes sei nicht zu rütteln, dessen innere Einrichtung jedoch völlig zu ändern. Seine Verrichtungen dürften nicht mehr wie bisher in bloßen Kanzleiexpeditionen, sondern sie müßten in wesentlichen Beschlüssen und

hauptsächlich darin bestehen, die Kriegstüchtigkeit des Heeres, seine Disciplin, seine Verpflegung sowie überhaupt alle Theile des Kriegswesens aufrecht zu erhalten und zu verbessern. Ganz besonderen Nachdruck legte endlich K. auf die Nothwendigkeit, daß der Förderung des Handels größere Aufmerksamkeit zugewendet werde als bisher. Mit dem Ackerbau und der Industrie sei er ja die eigentliche Quelle des Reichthums der Staaten.

Die im Sinne der Vorschläge des Grafen K. vorgenommene Reorganisation der Centralbehörden zog eine solche auch in Bezug auf die österreichischen Erbländer nach sich, von denen jedes einem einzigen Chef untergeordnet wurde, unter welchem die verschiedenen Geschäfte von abgesonderten Dicasterien besorgt werden sollten. Gegen die hiedurch schärfer hervortretende Ueberantwortung der Landesangelegenheiten an Staatsbeamte erhoben in verschiedenen Provinzen die Landstände lebhafte Einsprache; insbesondere geschah dies in Böhmen, wo die Stände das im J. 1749 eingeführte System umstoßen zu können und die Leitung der Landesangelegenheiten wieder zu erhalten hofften. Solchen Bestrebungen trat jedoch K. mit größter Entschiedenheit entgegen. Er selbst sei ein Böhme, erklärte er, und in Mähren begütert. Wenn er also nur seinen eigenen Nutzen zu Rathe zöge, so hätte er alle Ursache, denjenigen beizustimmen, welche nur im Interesse der Stände zu handeln und ihnen die oberste Gewalt im Lande in die Hände zu spielen gedächten. Habe man jedoch Eid und Pflichten vor Augen, so denke man zuerst an das Staatsoberhaupt und die allgemeine Wohlfahrt. Statt die Macht der Stände zu erweitern, möge man sie vielmehr verringern, weil die wahre Stärke des Staates in dem größeren Theile seiner Bevölkerung, dem gemeinen Mann, bestehe, der die meiste Rücksicht verdiene, in Böhmen aber mehr als in anderen Ländern unterdrückt sei.

Auch in den ungarischen Angelegenheiten spielte K., dem inzwischen — am 3. April 1764 — die Wahl und Krönung Josephs zum römischen Könige die Erhebung in den Reichsfürstenstand eingetragen hatte, eine bedeutsame Rolle. Insbesondere wurde dies während des Landtages bemerkbar, der vom 23. Juni 1764 bis zum 21. März 1765 in Preßburg abgehalten wurde. Die interessanteste Episode desselben bestand wol in der gewaltigen Aufregung, welche das Erscheinen der Schrift Kollár's über die gesetzgebende Gewalt der ungarischen Könige in geistlichen Dingen hervorbrachte. Die darin enthaltene Anfechtung der Gesetzsammlung des Stephan Werböcz und der Steuerfreiheit der ungarischen Geistlichkeit und des Adels erfuhren von Seite der Ungarn erbitterten Widerspruch und riefen ihr leidenschaftliches Begehren nach Unterdrückung des Buches und nach Bestrafung seines Verfassers hervor. So ungestümem Drängen setzte K. wie gewöhnlich die unerschütterlichste Ruhe entgegen. Er bedauerte zwar die Veröffentlichung der Schrift Kollár's, denn die Vorsicht gebiete der Denkungsart der Menschen und den gerade obwaltenden Umständen Rücksicht zu tragen und nicht immer Alles herauszusagen, was an und für sich wahr und zu vertheidigen sei. Jetzt aber handle es sich nicht mehr um das Erscheinen der Schrift, sondern um das, was in Folge der durch sie hervorgebrachten Wirkung geschehen solle. Kollár's „Einsicht, Gelehrsamkeit und großen Diensteifer“ anerkennend, dachte K. ebensowenig als Maria Theresia daran, ihn seinen Gegnern zu opfern. Um jedoch die Letzteren zu besänftigen und den Landtag zur Wiederaufnahme seiner Arbeiten, die er um deßwillen unterbrochen hatte, ja zur Annahme der königlichen Propositionen zu bringen, rieth K. der Kaiserin zu der in die schonendste Form zu kleidenden Erklärung, bis zu näherer Prüfung des Inhaltes der Schrift von Kollár werde sie deren Einfuhr nach Ungarn nicht mehr gestatten. Ebenso war K. in den übrigen Dingen, in denen mit dem ungarischen Landtage verhandelt wurde, zwar jederzeit für möglichst standhaftes Festhalten an den

Begehren, um derentwillen man ihn einberufen hatte, aber doch auch für nachsichtsvolle Beurtheilung der manchmal recht verletzenden Haltung der Ungarn. Und als er sich zuletzt davon überzeugte, daß man mit den ursprünglich beabsichtigten Anforderungen an sie nicht durchdringen könne, rieth K. der Kaiserin hinsichtlich verschiedener Punkte zu kluger Nachgiebigkeit.

Der ungemein große Einfluß, welchen K. zu jener Zeit auf Maria Theresia übte, wurde durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls nur noch gesteigert. In Innsbruck, wohin K. das Kaiserpaar im Juli 1765 begleitete, starb Franz, der sich Zeit seines Lebens in einem gewissen Gegensatze zu K. befunden hatte, denn nicht Frankreich, sondern England waren die Sympathieen des Kaisers geweiht. Und so wenig er auch darauf auszugehen schien, für sich selbst politische Macht oder auch nur politischen Einfluß zu erwerben, so schien er doch den, dessen K. sich erfreute, manchmal recht bitter zu empfinden. Eine solche Regung der Eifersucht war es ohne Zweifel, die einmal — im September 1761 — während einer Sitzung des Staatsrathes zu einer heftigen Scene zwischen dem Kaiser und K. führte. Allerdings gewann die tief eingewurzelte Gutmüthigkeit des Ersteren rasch wieder die Oberhand, und durch beschwichtigende, ja man wird fast sagen dürfen reuevolle Worte, die Maria Theresia in ihrer herzgewinnenden Weise noch unterstützte, wußte er K. bald wieder zu versöhnen. Dennoch war er niemals zu dessen eigentlichen Gönnern und Freunden zu zählen, und jedenfalls verstummte durch seinen Tod eine bei der Kaiserin vielgeltende Stimme, die sich zu oft wiederholten Malen wider K. erhoben haben mag. Dadurch fiel aber ein letztes Hinderniß hinweg, daß dessen Ansehen bei Maria Theresia ein uneingeschränktes wurde. Als bald darauf auch Haugwitz und Daun dahinschieden, hätte es für K., was dessen politischen Einfluß anging, keinen Rivalen mehr gegeben, wenn ihm nicht in der Person des jungen Kaisers ein weit mächtigerer erstanden wäre, als dessen Vater oder irgend ein Anderer es jemals gewesen war.

Zu einer Milderung des Gegensatzes, der zwischen Joseph und K. unleugbar vorhanden war, trug wesentlich bei, daß ein solcher nicht so sehr zwischen ihren Meinungen als in Bezug auf viel weniger wichtige Dinge bestand. In all den bedeutsamen Fragen, in denen es Joseph von seiner Ernennung zum Mitregenten seiner Mutter bis zu seinem Tode, also binnen fast 25 Jahren beschieden war, eine so große Rolle zu spielen, ging eigentlich, nur wenige ausgenommen, K. mit ihm Hand in Hand. In ihren Ansichten über die Nothwendigkeit der Ausdehnung der Staatsgewalt und des Staatsgebietes, der Beschränkung des Einflusses des Adels und der Geistlichkeit, größerer Berücksichtigung der niederen Volksklassen, energischer Zurückweisung der ihnen unberechtigt scheinenden Einwirkung des heiligen Stuhles auf die kirchlichen Angelegenheiten und Ueberantwortung ihrer Regelung an den Staat, Toleranz gegen Andersgläubige, in all diesen und vielen ähnlichen Dingen waren Joseph und K. eigentlich eines Sinnes. Was sie allmählich mehr und mehr auseinander führte, war einerseits eine gewisse Aehnlichkeit und doch auch wieder eine große Verschiedenheit zwischen ihnen. Zur Aehnlichkeit gehört vor Allem, daß Beide, Joseph und K., in hohem Grade eingenommen waren von sich selbst, daß jeder seine eigene Meinung für die erleuchtetere ansah und sich Widerspruch nur höchst ungern gefallen ließ. Und wird man von vorneherein zugeben müssen, daß K. dem Kaiser nicht nur an Erfahrung, die sein Alter, und an Kenntnissen, die unausgesetzten Studien ihm verliehen, sondern auch an Großartigkeit der Anschauung und der Conception politischer Verhältnisse, an weitumfassendem Blicke, an staatsmännischer Ruhe und an seltenem Scharfsinne des Urtheils weit überlegen war, so müssen doch Josephs rastloser Eifer im Dienste des Staates, die ununterbrochene Selbstaufopferung, die er sich auferlegte, sein warmer Sinn für das Wohl der Mensch-

heit und seine glühende Sehnsucht, sich ihr nützlich zu erweisen, wieder als Eigenschaften anerkannt werden, in denen ihm K. durchaus nicht gleichkam. Und ebenso stachen die Gewohnheiten, die Art sich zu geben, die Eigenthümlichkeiten des Letzteren von denen des Ersteren ziemlich unvortheilhaft ab. Während Joseph sich einer ächt militärischen Pünktlichkeit befliß, war bei K. gerade das Gegentheil der Fall, und schon eine der ersten Klagen des Kaisers über ihn bestand darin, daß K. jederzeit zur ungelegensten Stunde zu amtlichen Unterredungen sich einfand. Josephs schlichter, einfacher Sinn mußte die Verschwendung an Zeit und an Sorgfalt, mit der K. bei seiner Toilette zu Werke ging, die persönliche Eitelkeit, die er an den Tag legte, wie eine Lächerlichkeit ansehen. Die kindische Furcht des Staatskanzlers vor ansteckenden Krankheiten und schon gar vor dem Tode konnte dem Kaiser, der sich unerschrocken jeder Gefahr aussetzte, wenn es galt Bedrängten zu Hülfe zu kommen, kaum eines Mannes würdig erscheinen. Und wenn K. fast mehr auf seine Kunst als Reiter denn als Staatsmann sich einbildete und in ersterer Eigenschaft von Jedermann angestaunt und bewundert sein wollte, so mußte diese und manche ähnliche Sonderbarkeit allzuleicht den Spott des Kaisers herausfordern, mit welchem dessen sarkastischer Sinn ohnedies nichts weniger als haushälterisch war. Nicht selten kam es auch vor, daß Beide, Joseph und K., einig waren in Bezug auf den zu erreichenden Zweck und doch in der Wahl der Mittel hiezu weit auseinander gingen. Um nur ein Paar Beispiele zu erwähnen, sei hier vorerst der Sitzung vom 16. April 1766 gedacht, in der über die Grundsätze berathen wurde, die künftighin in Finanz- und in Handelsangelegenheiten maßgebend sein sollten. Auch jetzt führte K. wieder das Wort und mit großer Entschiedenheit erklärte er sich gegen die Ueberbürdung der Unterthanen mit Steuern; dringend rieth er Erleichterungen eintreten zu lassen. Nicht durch Auspressung möglichst großer Summen aus dem Säckel der Steuerzahler, nicht durch ungeduldiges Drängen nach schleunigster Abtragung der öffentlichen Schulden und nach unverzüglicher Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und den Ausgaben des Staates werde dessen Wohlfahrt gefördert. Den Unterthan müsse man in den Stand setzen, aus seiner eigenen Thätigkeit, sei es in Landwirthschaft, in Industrie oder Handel Vortheil zu ziehen. Aus der Vermehrung seines Einkommens gehe die gleiche Wirkung für den Staat wie von selbst hervor. Joseph wünschte nicht weniger lebhaft als K. die Finanzen in befriedigenderem Zustande zu sehen. Aber Alles, was K. so eifrig getadelt hatte, war eigentlich der Initiative des Kaisers entsprungen oder wenigstens auf seinen Wunsch nicht abgeändert worden. Und wenn auch Joseph jetzt dem Fürsten K. nicht widersprach, ja sich sogar durchdrungen zeigte von der Wahrheit seiner Worte, so geschah doch nicht das Geringste, wodurch eine auch nur theilweise Entlastung des mit Steuern überbürdeten Volkes ins Werk gesetzt worden wäre.

Auf einem verwandten Gebiete, dem der Vertheidigungsfähigkeit des Staates trat eine ähnliche Meinungsverschiedenheit zwischen Joseph und K. zu Tage. Nicht weniger lebhaft als der Kaiser wünschte der Staatskanzler die Monarchie jederzeit in der Lage zu sehen, einem Angriffe von Außen erfolgreich begegnen, ja nöthigenfalls in einem Streite, in dem ihr Recht oder ihr Vortheil ins Spiel kamen, ihr Schwert mit entscheidender Kraft in die Wagschale werfen zu können. Die Macht, die Stärke und die Wohlfahrt eines Staates seien, so führte er weitläufig aus, auf gutbestellte Finanzen, ein wohleingerichtetes Kriegswesen und eine weise und vorsichtige Politik gegründet. Diese drei Hauptpfeiler einer guten Regierung müßten aber unzertrennlich zusammenwirken und nicht etwa sich gegenseitig aufheben. Ein Staat, der seine Kräfte in Friedenszeiten allzusehr anspanne, entziehe sich für den Wechsel der Glücksumstände, der mit einem Kriege

immer verflochten zu sein pflege, die nöthigen Mittel zur Rettung. Da jede Vermehrung der Kriegsmacht ein neuer Staatsaufwand sei, würden zu dessen Bestreitung auch neue Zuflüsse nöthig. Wolle man sie durch neue Abgaben, und zwar dort erzwingen, wo schon die alten aufs Höchste gestiegen und allzu drückend geworden seien, so erschöpfe man das allgemeine Vermögen an dessen Quelle, zehre vom Kapital und untergrabe die Grundlage des Finanzwesens, mit ihr aber die Basis von Allem.

Dem eigentlichen Geschäftskreise des Staatskanzlers ungleich ferner als die Dinge, welche auf die Finanzen und den Handel sich bezogen, lagen die Arbeiten, die damals, und zwar im umfassendsten Maße, zur Einführung einer neuen Civil- und Criminalgesetzgebung unternommen worden waren. Die Gutachten, welche K. über sie abgab, werden auch heutzutage noch mit Interesse gelesen werden. Dem neuen Strafgesetzbuche machte er den berechtigten Vorwurf, daß ihm Präcision und Deutlichkeit abgingen, die wichtigsten Eigenschaften einer Gesetzgebung, welche zu entscheiden habe über Leben und Tod der Menschen. Allzuviel sei der Willkür der Richter überlassen, und außerdem die Brandmarkung, die es dem Bestraften unmöglich mache, sich durch Ergreifung eines ehrlichen Unterhaltsmittels zu bessern, die gegen die Nachbarn wie gegen das eigene Land gleich ungerechte Verbannung, endlich die Folter beibehalten worden. Und in seiner Beurtheilung des Entwurfes eines Civilgesetzbuches wies K. in überzeugender Weise nach, daß dasselbe schon um seiner Weitschweifigkeit willen nicht brauchbar sein könne. Auch habe man bei dessen Abfassung zwei von einander ganz verschiedene Zwecke, den eines Gesetzbuches mit dem eines Lehrbuches zu vereinigen getrachtet und deshalb beide verfehlt. Nur zu vollständiger Umarbeitung des ganzen Werkes könne er rathen.

Hier mag auch der geeignete Platz sein, der besonderen Vorliebe des Fürsten K. für die Wissenschaften und die Künste wenigstens im Vorbeigehen zu gedenken. Nachdem die Verwaltung der Lombardie und der österreichischen Niederlande dem Geschäftskreise der Staatskanzlei angehörte, geschah es unter seinen Auspicien, daß Maria Theresia im Juni 1772, also gerade zu der Zeit, in welcher sie und K. durch die Verhandlung über die polnische Theilung ganz in Anspruch genommen zu sein schienen, in Brüssel die Akademie der Wissenschaften ins Leben rief. Wenige Monate später wurde auf seine Anregung die Akademie, welche in Wien für die Malerei, die Bildhauerei und die Baukunst bestand, mit der Kupferstecherschule zu einer einzigen Akademie der bildenden Künste vereinigt. K. übernahm das Protectorat über sie und mit ihm eine Aufgabe, der er nicht wenig Aufmerksamkeit zuwandte. Und ein ganz besonderes Interesse widmete er jederzeit dem Theater, wobei freilich das französische immer ein Gegenstand seiner ausschließlichen Bevorzugung war. Geringen Sympathien begegnete er hiebei auf Seite der Kaiserin, die ihm das ausdrückliche Versprechen abforderte, daß er nie mit einer der bei dem Theater angestellten Frauen in irgend welchen Verkehr trete. Es ist ungewiß, ob K. jemals diese Zusage gab, aber ganz ohne Zweifel, daß wenn er es gethan haben sollte, er sie nicht hielt. Mit wahrem Schmerze erfüllte es ihn, daß er mit all seiner Theilnahme das französische Theater in Wien nicht vom Untergange zu retten vermochte. Auch hierin gerieth er in einen gewissen Gegensatz zu Joseph, der die deutsche Schaubühne förderte und schätzte, während K. ihr als der wenigstens in Wien glücklicheren Rivalin des französischen Theaters in hohem Grade abgeneigt war.

Auch wer sich versucht fühlen sollte, sich in dem häufig eintretenden Zwiespalte der Meinungen zwischen Joseph und K. nicht selten auf die Seite des Letzteren zu stellen, wird doch begreifen, daß der jugendliche Feuereifer des Kaisers sich durch die Langsamkeit, mit welcher K. die Geschäfte gewöhnlich behandelte,

vielfach gehemmt sah, und daß er es bitter beklagte, wenn der Staatskanzler über einer sehr großen Anzahl von Beschäftigungen, denen Joseph nur geringen Werth beimaß, sich für sein Amt und den Staat nur allzuwenig Zeit zu erübrigen wußte. Schon Maria Theresia hatte hierüber oft schmerzlich geseufzt, jede Bemühung aber, K. zu rascherer Thätigkeit anzutreiben, war an dessen leicht erregter Empfindlichkeit gescheitert. Nun theilte Joseph seiner Mutter etwas von seiner eigenen Ungeduld mit, und der Gedanke tauchte auf, dem Fürsten K. eine jüngere und energischere Kraft zuzugesellen, um unter seiner Leitung die amtlichen Arbeiten schneller zu besorgen. K. zeigte sich wenigstens äußerlich nicht hierüber verstimmt, aber er nahm doch aus der ihm kundgegebenen Absicht der Kaiserin Anlaß zu der Bitte an sie, all seine Aemter niederlegen zu dürfen. Lebhaft und in den für ihn schmeichelhaftesten Ausdrücken wies Maria Theresia sein Begehren zurück; zuletzt einigten sich Beide dahin, daß K. noch einige Zeit — etwa zwei Jahre — an der Spitze der Geschäfte bleiben solle. Graf Starhemberg wurde aus Paris, Graf Pergen aber von den deutschen Höfen abberufen, bei denen er beglaubigt gewesen war. Ersterer sollte die Stelle des Grafen Haugwitz im Staatsrathe einnehmen und gleichzeitig von dem Gange der auswärtigen Geschäfte fortwährend Kenntniß erhalten, um dereinst ihre Leitung übernehmen zu können, der Letztere aber unter K. in der Staatskanzlei arbeiten.

Selbstverständlich wurde hiedurch an der Richtung der österreichischen Politik nicht das Mindeste geändert. Die Allianz mit Frankreich diente ihr noch fortan als Basis, und um so eifriger bemühte sich K. dieselbe vor jeder Gefährdung zu bewahren, als ja der Gegensatz zu Preußen und die Erkaltung gegen England und Rußland unvermindert fortdauerten. Daß übrigens K. keinem blinden Hasse gegen Preußen sich hingab, sondern vielmehr eine Annäherung an diesen Staat aufs Dringendste wünschte, bewies er dadurch, daß er, nachdem die im J. 1766 beabsichtigte Zusammenkunft Josephs mit Friedrich nicht zu Stande gekommen war, zwei Jahre später neuerdings zu einer solchen rieth. Mit lebhaft empfundenem Mißmuthe erfüllte es ihn, daß der Kaiser sich hiezu nicht bereitfinden ließ. Nicht glücklicher war K. mit einem Gedanken, mit welchem er im December 1768 hervortrat. Er ging darauf hinaus, Schlesien, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Theile, und nicht auf dem Wege der Eroberung, sondern in friedlichem Einverständnisse mit Preußen wieder zu erlangen. Durch die Dazwischenkunft der Pforte sollte Preußen an dem Herzogthume Kurland und dem größten Theile von Polnisch-Preußen ein Aequivalent dargeboten werden, welches dem Umfange und dem Werthe nach Schlesien überträfe. Und auch für Polen wäre dieses Opfer, meinte K., keineswegs zu groß, wenn es dadurch aus der Sclaverei Rußlands befreit und aus dem ihm von allen Seiten drohenden Untergange gerettet würde.

Joseph zollte zwar, als er von diesem Plane Kenntniß erhielt, „dem ganz unvergleichlichen Eifer und Genie“ des Staatskanzlers volle Anerkennung, aber er wies doch, und gewiß mit Recht, auf die unermeßlichen Schwierigkeiten hin, die man von allen Betheiligten zu gewärtigen hätte. So anschaulich schilderte er sie, daß Maria Theresia, hiedurch erschreckt, das ganze Project in Vergessenheit zu begraben befahl.

Das Mißlingen dieser Vorschläge des Fürsten K. zog übrigens keineswegs die Folge nach sich, daß sein rastlos arbeitender Geist nachließ in der unausgesetzten Bemühung, dasjenige ausfindig zu machen, was dem Kaiserhause und Oesterreich zum Nutzen und Vortheil sein konnte. Ein besseres Einvernehmen mit Preußen schien ihm nach wie vor ein wirksames Mittel hiezu, darum brachte er allmählich die Kaiserin von ihrer Abneigung gegen einen solchen Schritt zurück und wußte auch Josephs Widerspruch, der wol eher einer vorübergehenden

Mißlaune als reiflicher Ueberlegung entsprungen war, verstummen zu machen. Bereitwillig ging Friedrich auf den ihm von Wien aus zukommenden Antrag ein. Er werde hocherfreut sein, ließ er antworten, Alles, was nur immer von ihm abhänge, dazu beitragen zu können, um jede Spur der alten Feindschaft für immer zu vertilgen. Ein so tiefeingreifendes Resultat brachte nun freilich die Zusammenkunft nicht hervor, die zwischen den beiden Monarchen in den letzten Augusttagen 1769 in Neiße stattfand, aber dennoch war es K. willkommen, daß Friedrich dem Kaiser Anfangs September 1770 zu Neustadt in Mähren einen Gegenbesuch machte, bei welchem K. sich ebenfalls einfand. Bei den langdauernden politischen Gesprächen, die der König mit ihm pflog, war der Eindruck, den K. empfing, nicht der, daß er es mit einem Manne von außergewöhnlicher staatsmännischer Befähigung zu thun habe. Von den Angelegenheiten, die sie miteinander erörterten, stand der damalige Krieg zwischen Rußland und der Pforte in vorderster Reihe. Der Letzteren waren die Sympathien des Staatskanzlers geweiht, während der König der Sache der Kaiserin von Rußland günstig gestimmt war. Aber Beide wünschten doch gleichmäßig die Wiederherstellung des Friedens und suchten eifrig nach den Mitteln hiezu. Und sie versprachen sich Alles zu vermeiden, wodurch neuerdings Argwohn zwischen Oesterreich und Preußen gesäet werden könnte. Daß sie einander wirklich näher gekommen waren, geht vielleicht mehr als aus diesen Zusagen aus der Besorgniß der Kaiserin hervor, K. könnte hiedurch zu einer Vernachlässigung der Allianz mit Frankreich verleitet werden. Eitel und empfindlich wie er war, wies der Staatskanzler eine solche Zumuthung nicht ohne Gereiztheit zurück.

Wenn Friedrich und K. in Neustadt sich mit Entwürfen zur Vermittlung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte beschäftigt hatten, so ließ der Gang der Ereignisse bald jede hierauf gerichtete Absicht als undurchführbar erscheinen. Immer mehr Uebergewicht gewann Rußland in der Kriegführung gegen die Pforte; durch die Wahrscheinlichkeit, es könnte sich der Donaufürstenthümer auf die Dauer bemächtigen, wurde jedoch K. aufs höchste beunruhigt. Er rieth zur Abwendung solchen Unheils wenn nöthig sogar die Waffen gegen Rußland zu ergreifen, aber Joseph war der Meinung, ohne thatkräftigen Beistand Preußens solle Oesterreich gegen Rußland nicht Krieg führen. Und obgleich auch die Kaiserin mit ihren Sympathien auf Seite der Türkei stand, so stimmte sie doch aus Liebe zum Frieden der Ansicht ihres Sohnes bei.

In größerer Uebereinstimmung als hinsichtlich dieses Punktes befanden sich Joseph und K. in Bezug auf das großartige Project, welches damals zwar nicht zum ersten Male auftauchte, an dessen Durchführung man aber in Folge der hiezu von König Friedrich gegebenen Anregung endlich schritt. Es bestand darin, daß die drei Nachbarmächte Polens, daß Rußland, Oesterreich und Preußen sich durch Aneignung sehr beträchtlicher polnischer Gebietstheile nach dieser Seite hin ansehnlich vergrößern sollten. Man weiß wie bald Friedrich und Katharina sich hierüber zu einigen verstanden und mit welchem Nachdrucke sie Oesterreich zu gleichem Verfahren drängten. In Wien aber begegnete ein derartiges Begehren bei jeder der drei maßgebenden Personen einer anderen Aufnahme. Während Joseph ihm aufs Entschiedenste günstig gesinnt und Maria Theresia ebenso lebhaft dagegen war, stand K. zwischen Beiden, aber freilich mehr auf der Seite des Kaisers als der seiner Mutter. Den Gewissensscrupeln der Letzteren maß er dort, wo es sich um einen unleugbar sehr großen Vortheil für Oesterreich handelte, nicht allzuviel Gewicht bei. Aber er trachtete doch auch mäßigend einzuwirken auf die Begehrlichkeit Josephs, und als endlich Maria Theresia schweren Herzens ihren Widerspruch aufgab und einwilligte in die mit den zwei anderen Mächten zu treffende Vereinbarung, als es auch zur Vertragsschließung mit Polen selbst

kam, da war K. im Gegensatze zu Joseph immer derjenige, der für die billigeren Bedingungen sich aussprach und deren Annahme auch meistentheils durchsetzte. Das gleiche Verfahren hat er auch später bei der Erwerbung der Bukowina beobachtet, und er erntete hierfür der Kaiserin lebhaften Dank.

Aehnlich wie in Bezug auf die Theilung Polens und die Erwerbung der Bukowina war auch die Stellung, welche Maria Theresia, Joseph und K. nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern hinsichtlich der Geltendmachung der wirklichen oder angeblichen Ansprüche des Hauses Oesterreich auf die Erbfolge in Baiern einnahmen. Die Kaiserin hielt diese Ansprüche für nicht ausreichend begründet und wollte nichts von ihrer Durchführung, am allerwenigsten aber von einem bewaffneten Einschreiten zu diesem Zwecke wissen. Joseph hingegen war entschlossen, eine so günstige Gelegenheit, Oesterreich durch benachbartes deutsches Gebiet ansehnlich zu vergrößern, nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Er war für energisches Auftreten und schrak zur Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles sogar vor einem dritten Kriege gegen den König von Preußen nicht zurück. Da er seiner Mutter gegenüber seinen Willen durchsetzte, bestand die Pflicht des Fürsten K. wol in nichts Anderem als in der Leitung der Verhandlungen, welche der Eröffnung des Krieges vorhergingen, auch während seiner Dauer nie völlig abgebrochen wurden und schließlich dessen Beendigung herbeiführten. Aber er that dies doch, wenn er auch im Ganzen und Großen mehr mit den Plänen des Kaisers als mit der ziemlich kleinmüthigen Haltung seiner Mutter einverstanden war, in einer Weise, in welcher er zu weitgehende Erwartungen und zu hoch gespannte Begehren Josephs zu mäßigen sich bemühte. In gesteigertem Maße war dies während der Verhandlungen der Fall, welche in Teschen zur Herbeiführung des Friedens gepflogen wurden. So kam es, daß, als derselbe endlich geschlossen war, Maria Theresia an K. schrieb, dieser Vertrag sei zwar nicht das „glorioseste“ seiner Werke, aber das „penibelste“ und für die Monarchie und sie selbst das nützlichste, das er jemals zu Stande gebracht habe. Er möge, so lang sie lebe, ihrer Freundschaft und Erkenntlichkeit gewiß sein.

Hatte K. in letzterer Zeit seine Aufgabe hauptsächlich darin erblickt, der Vermittler zwischen den fast auf allen Punkten sich widersprechenden Anschauungen der Kaiserin und ihres Sohnes zu sein, so blieb er dieser Rolle auch in dem Augenblicke treu, in welchem Joseph mit dem Projecte hervortrat, die Kaiserin Katharina auf russischem Gebiete zu besuchen und sie hiedurch zu größerer Annäherung an Oesterreich zu vermögen. K. war seit der Thronbesteigung Peter III. und seit der gewaltigen Enttäuschung, die nach dessen Sturze seinen Erwartungen durch Katharina bereitet worden war, von seiner früheren Hinneigung zu freundschaftlichem Einverständnisse mit Rußland zurückgekommen und daher der Absicht des Kaisers wol vorneherein nicht gerade günstig gesinnt. Dennoch bemühte er sich auch Maria Theresia mit ihr zu befreunden, und für Joseph entwarf er zu dessen bevorstehender Zusammenkunft mit Katharina eine weitläufige Instruction, die sich der vollen Billigung des Kaisers erfreute. Dieses zuvorkommende Benehmen des Staatskanzlers von der einen, von der anderen Seite aber der Umstand, daß weder Maria Theresia noch K. die günstigen Wirkungen der Reise nach Rußland in Abrede stellen konnten, das Gelingen der Wahlen endlich, durch welche Erzherzog Maximilian dem Widerstreben König Friedrichs zum Trotze in Köln und in Münster zum Coadjutor erkoren wurde, waren Ursache, daß in dem Augenblicke des Hinscheidens der Kaiserin zwischen Joseph und K. keine Mißhelligkeit bestand. „Bleiben Sie mein Freund, seien Sie meine Stütze und mein Führer bei Ertragung der Last, die jetzt auf mich fällt. Sie wissen ohnedies, wie sehr ich Sie hochschätze.“ Mit diesen Worten gab Joseph dem Fürsten K. Kenntniß von dem Tode der Kaiserin, einem Ereignisse, mit welchem

auch für K. eine neue, wenngleich keine bessere Zeit anbrach. Denn war er von dem Augenblicke seines Eintrittes in die Staatskanzlei bis zu Josephs Erklärung zum Mitregenten im wahren Sinne des Wortes der eigentliche Leiter der auswärtigen Geschäfte gewesen, und hatte er auch von diesem Augenblicke an bis zu dem Tode der Kaiserin in Folge seines Einflusses auf sie eine Rolle gespielt, die hinter derjenigen Josephs kaum zurückstand, so machte von nun an der Letztere alle, sowol die äußere wie die innere Politik. K. aber war nur mehr der erfahrene Rathgeber, dessen Stimme zwar in allen Fällen gehört, aber nicht immer befolgt wurde. Da er jedoch in den wichtigsten Fragen wenigstens im Ganzen und Großen einer und derselben Meinung mit Joseph war, so wurde hiedurch die Stellung des Staatskanzlers doch wesentlich erleichtert. So ging er, nachdem es Joseph durch seinen persönlichen Einfluß auf Katharina gelungen war, Rußland wieder in besseres Einvernehmen mit Oesterreich zu bringen, kaum weniger eifrig als der Kaiser auf Abschluß einer förmlichen Allianz mit Rußland aus. Gleichwol war es K., der in weit höherem Maße als Joseph Anstoß an der russischen Forderung nahm, daß in den Vertragsurkunden eine völlige Gleichstellung des Ranges der Kaiserin von Rußland mit dem des römischdeutschen Kaisers und nicht mehr die bisher übliche Bevorzugung des Letzteren stattfinden solle. Hartnäckig verfocht K. den Standpunkt, der Kaiser könne und dürfe nicht nachgeben, so daß man zuletzt zu dem Auskunftsmittel griff, nicht einen förmlichen Vertrag abzuschließen, sondern die gegenseitigen Zusagen in die Form gleichlautender Briefe zu kleiden, die zwischen Joseph und Katharina ausgetauscht wurden.

Womöglich noch größer war die Uebereinstimmung des Staatskanzlers mit dem Kaiser in Allem, was die confessionellen Fragen anging. Schon während Maria Theresia regierte, war K. immer ein eifriger Vertreter der freisinnigeren Meinungen gewesen und dieser Richtung blieb er auch im Alter unerschütterlich treu. Darum entsprachen die tiefeingreifenden Reformen, mit denen Joseph auf diesem Gebiete schon in seinem ersten Regierungsjahre hervortrat, ganz dem Sinne des Staatskanzlers. Auch dem Verfahren Josephs gegen Pius VI., als derselbe nach Wien kam, um durch seine persönliche Einwirkung den Kaiser zur Betretung anderer Bahnen zu vermögen, der Ehrfurcht, die Joseph dem Papste gegenüber an den Tag legte, und der Standhaftigkeit, mit der er gleichzeitig an seinen Grundsätzen festhielt, zollte K. lebhaften Beifall. Anderer Meinung als der Kaiser war er jedoch in Bezug auf den Streit, in den sich Joseph wegen Eröffnung freier Schiffahrt auf der Schelde mit Holland einließ. Und wenn der Kaiser die Bedenken des Staatskanzlers durch den Spruch zu beschwichtigen suchte, wer nichts wage, gewinne auch nichts, und oft schon seien die unwahrscheinlichsten Projecte in Erfüllung gegangen, so zeigte das schließliche Mißlingen seiner Bemühungen nur, daß K. richtiger geurtheilt hatte als er selbst. Damit soll jedoch keineswegs gesagt werden, daß die Gutheißung eines Planes durch K. auch schon dessen Durchführung verbürgt hätte. Als Joseph im April 1784 den sechs Jahre zuvor fruchtlos ins Werk gesetzten Gedanken wieder aufnahm, Baiern für Oesterreich zu erwerben, indem er es gegen die Niederlande eintauschen wollte, war K. ganz damit einverstanden, aber bekanntlich scheiterte auch dieses Project. Und in einer anderen, vielleicht noch wichtigeren Angelegenheit berieth K. den Kaiser ebenfalls nicht glücklich. Schon im J. 1783 hatte er nicht auf eine friedliche Lösung der Streitigkeiten zwischen Rußland und der Pforte hinwirken wollen. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so würde Oesterreich die Gelegenheit benutzt haben, um von der Pforte Alles zurück zu verlangen, was es bei dem Passarowitzer Friedensschlusse erworben und bei dem von Belgrad wieder eingebüßt hatte. Und ebenso war es K., der vier Jahre später den Kaiser zur

Kriegserklärung gegen die Türkei drängte, während Joseph sich zur Eröffnung der Feindseligkeiten noch nicht ausreichend gerüstet glaubte. Ja auch nach dem unglücklichen Verlaufe des Feldzuges von 1788 rieth K. zu noch engerem Anschlusse an Rußland, wie er im Gegensatze hiezu jetzt immer für das äußerste Mißtrauen gegen Preußen eintrat. Als nach dem Tode Friedrichs II. der Kaiser den Gedanken hinwarf, dieses Ereigniß könnte zu einer Annäherung an Preußen benutzt werden, erklärte sich K. lebhaft dagegen. Und ebenso trachtete er ihn bei jedem sich darbietenden Anlasse wider England einzunehmen, zu welchem Staate Joseph manchmal einige Hinneigung zeigte. Er suchte ihn hingegen in dem Bündnisse mit Frankreich festzuhalten, für welches der Kaiser nur geringe Sympathien empfand, während es nach der sich stets gleichbleibenden Meinung des Staatskanzlers als die unverrückbare Basis einer richtigen Politik der österreichischen Monarchie gelten sollte.

Wo von der Gleichheit und der Verschiedenheit der Meinungen zwischen Joseph und K. die Rede ist, können die Ereignisse, welche einen für K. äußerst demüthigenden Zornesausbruch des Kaisers herbeiführten, nicht unerwähnt bleiben. Als Joseph sich im Juni 1787 auf der Rückkehr von der Krim, wohin er die Kaiserin Katharina begleitet hatte, zu Cherson befand, empfing er dort die ihn wahrhaft überwältigende Nachricht von den aufständischen Bewegungen in den Niederlanden. Die Nachgiebigkeit, welche die Behörden bisher gezeigt, die Zusagen, die sie gemacht hatten, erfüllten den Kaiser mit tiefer Erbitterung. Selbst auf der Bresche von Wien, schrieb er an K., würde er so erniedrigende und entehrende Abmachungen nicht unterzeichnen, am allerwenigsten aber mit dem unbeugsamen Willen, dem Muthe und der Unerschrockenheit, in deren Besitze er sich fühle. K. selbst aber erfuhr den schärfsten Tadel des Kaisers, weil er dem Begehren der Niederländer nach Aufrechthaltung und Beobachtung der Bedingungen, unter denen ihre Vorfahren die Herrschaft des Hauses Oesterreich anerkannt hatten, einige Berechtigung beimaß. „Das was Sie mir rathen“, schrieb ihm Joseph, „ist eine Feigheit, und hätte ich die Gewißheit meines Todes vor Augen, so würde mir das nicht die mir abverlangte Unterschrift entreißen.“

Auch jetzt wieder setzte K. dieser leidenschaftlich erregten Sprache des Kaisers unerschütterliche Ruhe entgegen. In der gewiß richtigen Ueberzeugung, daß Widerstand gegen Josephs Ideen erfolglos wäre, ging er in dieselben ein und beschränkte sich darauf, mildernd und mäßigend einzuwirken auf das allzuschroffe Auftreten des Kaisers. Dieses kluge Benehmen des Staatskanzlers und der Umstand, daß er hinsichtlich der letzten politischen Action Josephs, der gegen die Pforte, der gleichen Meinung mit ihm war, besänftigten ihn wieder. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß in den letzten Lebensjahren des Kaisers, man kann nicht sagen eine Entfremdung, wohl aber eine gewisse Entfernung zwischen ihm und K. eingetreten war. Etwa zwei Wochen vor seinem Tode schrieb Joseph an seinen Bruder Leopold, daß K., der bereits in sein 80. Lebensjahr getreten sei, zwar eine Abnahme seines Gedächtnisses, aber keine seiner Urtheilskraft verspüren lasse. Er habe übrigens eine Lebensweise angenommen, die er nicht ändere und in Folge deren er den Geschäften nur wenige Augenblicke des Tages widme. „Solltest Du es glauben“, fährt Joseph wörtlich fort, „daß ich ihn schon seit fast zwei Jahren nicht mehr sah. Seit ich krank von der Armee zurückkam, kann ich nicht mehr zu ihm gehen, und aus Furcht vor Ansteckung kommt er nicht zu mir; so gibt es kein Mittel, irgend eine Angelegenheit zwischen uns zu erörtern.“ Dennoch sind die letzten Zeilen, die zwischen ihnen gewechselt wurden, ein rührender Beweis für die hohe Meinung, welche die beiden so reich begabten Männer von einander hegten.

Als Joseph dahinschied, war noch kein Jahr seit dem Augenblicke verflossen,

in welchem Leopold erklärt hatte, die Leitung der auswärtigen Geschäfte könnte in keinen besseren Händen als in denen des Fürsten K. liegen. Dennoch finden wir, daß Leopold, als er seinem Bruder in der Regierung der österreichischen Länder folgte, K. noch weniger zu Rathe zog, als es sogar Joseph in seiner letzten Zeit gethan hatte. Schon als dieser noch lebte, war es, da Beide, der Kaiser und K., sich nicht mehr sahen, zur Gewohnheit geworden, daß der Verkehr zwischen ihnen durch den Hofrath der Staatskanzlei, Anton v. Spielmann, aufrecht erhalten wurde. Dabei blieb es denn nicht nur, als Leopold zur Regierung kam, sondern diese Art der Geschäftsbehandlung nahm so sehr überhand, daß K. sich hiedurch um so empfindlicher verletzt fühlte, als der Grund, weßhalb Joseph ihn nicht mehr hatte besuchen können, bei Leopold hinwegfiel. Wir kennen zwar einen Brief, in welchem Leopold die Gereiztheit des Fürsten zu beschwichtigen suchte und ihn seines vollen Vertrauens und seiner Freundschaft versicherte, aber im Wesen der Sache wurde hiedurch doch nichts geändert. Hiezu kam noch, daß hinsichtlich eines sehr wichtigen Punktes eine tiefeingreifende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und K. herrschte. Ersterer war bekanntlich für Anbahnung eines besseren Einvernehmens mit Preußen, während K. festhielt an seinem grollenden Mißtrauen gegen diesen Staat und beispielsweise die Absendung von Bevollmächtigten nach Reichenbach einen demüthigenden Schritt nannte, den man nie hätte thun sollen. Auch die Zusammenkunft in Pillnitz brachte bei K. keine Meinungsänderung hervor; dennoch ordnete er seine Ansicht der des Kaisers unter, nachdem derselbe sein Entlassungsgesuch in der für ihn schmeichelhaftesten Form zurückgewiesen hatte. Ueberhaupt begegnete man dem greisen Fürsten am Wiener Hofe, einer noch von Maria Theresia her überkommenen Sitte treu bleibend, mit ehrendster Auszeichnung. Wie Joseph sich einmal, im October 1787, von K. die Erlaubniß erbat, ihm in dessen Gartenwohnung die Prinzessin Elisabeth, die zukünftige Gemahlin des Erzherzogs Franz vorstellen zu dürfen, so begab sich auch die Kaiserin Marie Louise gleich nach ihrer Ankunft in Wien mit ihren Söhnen zu K. Hieran hielt denn auch Leopolds Nachfolger fest; er war jedoch erst seit wenig Monaten zur Regierung gelangt, als K. sein so oft schon gestelltes und niemals angenommenes Entlassungsgesuch erneuerte. Merkwürdiger Weise war es ein von ihm selbst in früherer Zeit und unter anderen Umständen wiederholt begünstigtes Project, das ihn hiezu antrieb. Eine Folge des gegen seinen Rath herbeigeführten Einverständnisses zwischen Oesterreich und Preußen bestand in der Anknüpfung geheimer Verhandlungen über die Schadloshaltung für die Unkosten des Krieges gegen Frankreich. Sie wurden von österreichischer Seite ohne Vorwissen des Fürsten K. durch Spielmann gepflogen. Ihr Ergebniß lief daraus hinaus, daß Rußland in der Ukraine, Preußen ebenfalls auf Kosten Polens, Oesterreich aber durch den Austausch Baierns gegen die Niederlande entschädigt werden sollte. Erst nachdem man so weit mit dieser Verständigung gekommen war — Ende Juni 1792 — wurde sie K. mitgetheilt, von ihm aber in Ausdrücken, die an Schärfe kaum übertroffen werden konnten, als beleidigend für Oesterreich, bei dessen bewährter Rechtschaffenheit solche Anträge nicht erlaubt seien, als unverantwortlich gegen Polen, an und für sich aber als unausführbar gebrandmarkt. Eine solche politische Moralität, erklärte K., widerstreite seinen Grundsätzen und sollte von einer Großmacht, die sich selbst achte, nimmermehr zu der ihrigen gemacht werden. Und als K. sich allmählich von der Fruchtlosigkeit seines Widerspruches überzeugte, bat er — in den ersten Augusttagen 1792 — den Kaiser um seine Entlassung. Gerade 50 Jahre waren seit seiner Beglaubigung am Turiner Hofe verflossen; hierauf und auf seine angebliche Unfähigkeit, noch länger zufriedenstellende Dienste zu leisten, legte er den Nachdruck. Anfangs drang der

Kaiser in ihn, von seiner Bitte abstehen zu wollen, aber K. ließ sich hiedurch nicht irre machen in seinem Vorsatze; er erneuerte sein Begehren mit dem gleichzeitigen Anerbieten, dem Kaiser auch künftighin Rathschläge zu geben, wenn er sie verlange. Nun zögerte Franz nicht mehr, dem Wunsche des Fürsten zu willfahren; am 19. August 1792 bewilligte er ihm, sich seine Rathschläge vorbehaltend und ihn um dieselben bittend, die Entlassung, doch sollte K. in seiner bisherigen Amtswohnung und im Genusse all seiner Emolumente auch noch fernerhin verbleiben. Graf Philipp Cobenzl, der nun die Leitung der auswärtigen Geschäfte erhielt, wurde beauftragt, den greisen Fürsten in steter Kenntniß ihres Ganges zu erhalten. Und wirklich verstummte K. mit dem Rücktritte von seinem Amte nicht ganz. Bald nachdem er es verlassen, erhob er noch einmal und in entschiedenstem Tone seine warnende Stimme gegen die Abmachungen zur Benachtheiligung Polens. In einem Briefe an Ludwig Cobenzl spottet er über die zuversichtliche Erwartung der Alliirten, bald in Paris einzuziehen; Philipp Cobenzl aber schreibt über ihn an Spielmann: der „alte Herr“ sei geschäftiger als je, und unabläßig wühle er in politischen Berichten und Aktenstücken, ohne daß man eigentlich wisse, wozu er sie gebrauche. Allmählich ging es jedoch auch mit dieser Thätigkeit zu Ende; das hohe Alter von 83 Jahren machte immer mehr seine erschlaffende Einwirkung geltend, und am Abende des 27. Juni 1794 starb K. in dem Gartenpalaste, den er in der Wiener Vorstadt Mariahilf besaß, an Entkräftung. In der Familiengruft, die sich in der von ihm erbauten schönen Pfarrkirche zu Austerlitz in Mähren, seinem Besitzthume befindet, wurde er begraben. Seine Gemahlin Ernestine, geb. Gräfin Starhemberg, war schon 1749, also 45 Jahre vor ihm, in ihrem 31. Lebensjahre gestorben. Drei Söhne, Ernst, Dominik und Franz Wenzel, keiner in irgend einer Beziehung auch nur von fern an den Vater hinanreichend, haben ihn überlebt.

v. Arneth.

Kaup: Johann Jakob K., Inspector des Naturaliencabinets in Darmstadt und berühmter Paläontologe, geb. am 10. April 1803 zu Darmstadt, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt bis zu seiner Confirmation, beschäftigte sich von da an seiner unwiderstehlichen Liebe zur Naturwissenschaft, namentlich zur Geologie folgend, mit naturwissenschaftlichen Arbeiten, wobei er sich durch Schreibunterricht und Ausstopfen von Thieren bei dem Naturaliencabinete seinen Lebensunterhalt zu verschaffen suchte. Blumenbach's Ruf war bis zu K. gedrungen und zog den jungen strebsamen Mann 1822 nach Göttingen. Dort fand er aber nicht das, was er gehofft hatte. Weder die dortigen Sammlungen, noch Blumenbach's Vortrag befriedigten ihn. Deshalb kehrte K. bald nach einem flüchtigen Besuche bei dem damals berühmten Ornithologen Pfarrer Brehm wieder in seine Heimath zurück. Auch ein Aufenthalt in Heidelberg, der ihm den Rest seines kleinen Vermögens kostete, war für ihn scheinbar ein verfehltes Unternehmen, jedoch wenigstens nicht ganz ohne Erfolg, weil er dort Agassiz kennen lernte und von da an mit diesem in regen wissenschaftlichen Verkehr trat. In dieser Lage entschloß sich K. an einer der damals bedeutendsten Sammlungen, nämlich in Leyden, seine Studien fortzusetzen und eine Unterkunft zu suchen, wo er auch an dem damaligen Director Temminck bald einen Gönner und Freund fand. Dieser verschaffte ihm sogar eine Art Anstellung bei dem Cabinet für das Fach der Amphibien und Fische. Bei dieser seiner Beschäftigung machte K. zahlreiche Entdeckungen neuer Arten von Amphibien und Fischen, die er in Oken's Isis beschrieb. Aber der mit seinen Erfolgen wachsende Neid gegen den begünstigten Ausländer und geschickten Arbeiter vertrieb schon nach zwei Jahren K. auch aus Leyden. Nach Darmstadt zurückgekehrt mußte er mit dem kärglichen Gehalte eines Assistenten am dortigen

Museum sein Leben fristen. Doch anerkannte damals schon die Gießener Universität seine wissenschaftlichen Leistungen durch Verleihung des Doctordiploms honoris causa. Erst 1829 kam K. zur Publication einer größeren Abhandlung: „Skizze zur Entwickelungsgeschichte der europäischen Thierwelt“, welche dadurch merkwürdig ist, daß K. in derselben, wie wir jetzt sagen, in Darwin'schem Sinne die Entwickelung der Thierwelt von niederen zu höheren Formen durch parallellaufende, von den Amphibien beginnende, durch die Vögel zu den Säugethieren aufsteigende Reihen nachzuweisen versuchte. Indeß erklärte K. die in dieser Publication ausgesprochene Ansicht später selbst als eine Jugendverirrung und betrat mit seinem großen wichtigen Werke: „Das Thierreich in seinen Hauptformen“, 1837 in 3 Bänden, das mit meisterhaft ausgeführten Abbildungen versehen ist, in der Systematik ganz abweichende Bahnen. Weiter veröffentlichte K.: „Classification der Säugethiere und Vögel“, 1844, und gemeinschaftlich mit dem Heidelberger Zoologen Bronn: „Die Gavial-artigen Reste aus dem Lias“ in 2 Theilen mit 6 Tafeln, 1842—44. Nach der Veröffentlichung von Darwin's epochemachenden Arbeiten wurde K. von vielen Seiten aufgemuntert, seine Jugendarbeit aufgreifend, die Darwin'schen Ansichten vom Standpunkte seiner späteren Erfahrungen zu widerlegen. An eine diesbezügliche Ausarbeitung legte er zwar die Hand an, ohne sie aber zum Abschluß zu bringen. Gesprächsweise ereiferte sich K. aufs heftigste gegen diese neue Lehre, die er sogar als Unsinn bezeichnete. Inzwischen war er Inspector an dem Naturaliencabinet in Darmstadt und Professor der Zoologie geworden und warf sich besonders auf das Studium der Paläontologie, in der er Vorzügliches leistete. Hierzu führte ihn besonders der glückliche Umstand, daß in der Nähe von Darmstadt bei Eppelsheim eine überaus reiche Fundstätte miocäntertiärer Säugethierreste im sogen. Dinotheriumsande entdeckt wurde, aus welcher bereits von Schleiermacher und Merk zahlreiche Erfunde in dem Darmstädter Museum niedergelegt worden waren. Durch fortgesetzte fleißige Ausgrabungen wurde K. in Stand gesetzt, die von Cuvier begonnenen Studien fossiler Säugethiere fortzusetzen und wesentlich zu erweitern. Der große Pariser Osteologe, mit dem K. in lebhaften schriftlichen Verkehr trat, leistete dabei dem deutschen Gelehrten den nachhaltigsten Beistand und verschaffte ihm die Gelegenheit, ergiebige vergleichende Studien an fossilen Knochen anzustellen. Aus mehreren vereinzelten früheren Publicationen, unter denen namentlich „Description d'ossements fossiles“, 1833—35, und „Akten der Urwelt“, 1841 mit 14 Tafeln, hervorzuheben sind, erwuchs Kaup's bedeutendstes Werk: „Beiträge zur näheren Kenntniß der urweltlichen Säugethiere“ in fünf Heften mit 34 lithogr. Tafeln prachtvoll ausgestattet (1855—62), welches ihm einen Platz unter den hervorragenden Paläontologen sicherte und ihm einen großen Ruf verschaffte. Besonderes Aufsehen erregte seine Beschreibung des Riesenschädels vom Dinotherium, einer an gewisse Walle erinnernden Form eines Rüsselträgers, welches Cuvier zuerst nach einem Zahne dem Tapir angereiht hatte. Von vielen Seiten erhielt K. Einladungen zum Besuch von Sammlungen vorweltlicher Säugethierreste, denen er jedoch selten Folge gab. K. lebte sehr zurückgezogen, ganz seinen Studien hingegeben, die neben der Sorge und Pflege der ihm anvertrauten und durch ihn reich vermehrten Sammlung in Darmstadt sein Leben vollständig in Beschlag nahmen. Viele wissenschaftliche Vereine ehrten seine hervorragenden Verdienste durch die Aufnahme in die Zahl ihrer Mitglieder. K. starb am 4. Juli 1873 in Darmstadt.

Poggendorff, Biogr. I. 1232. Beil. z. Allg. Zeit. v. 15. Juli 1873.

Gümbel.

Kausch: Johann Joseph K., Arzt, ist den 16. Novbr. 1751 in der schlesischen Stadt Löwenberg geboren, † am 10. März 1825. Er hatte in

Halle Medicin studirt, daselbst im J. 1773 promovirt und sich sodann, nach Beendigung einer zweijährigen wissenschaftlichen Reise, in Trachenberg als praktischer Arzt niedergelassen, wo er auch am Hofe des Fürsten Hatzfeld in ärztlicher Eigenschaft thätig war. Später siedelte er nach Militsch über und hier wurde er von der preußischen Regierung mit der Verwaltung des Kreisphysikates des Groß-Trachenbergischen Kreises betraut. Im J. 1807 wurde er, in Anerkennung seiner Schrift „Ueber die Behandlung der Faulfieber“, als dritter Medicinalrath dem königlich preußischen Provinzial-Collegium medicum in Liegnitz mit Beibehaltung seines Wohnsitzes in Militsch beigeordnet, und 1810 in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Medicinalpolizei und Medicina forensis zum wirklichen Regierungs-Medicinalrathe nach Liegnitz berufen. Bei dem 50jährigen Doctorjubiläum, welches K. am 18. Mai 1823 in Warmbrunn feierte, wurden ihm zahlreiche Ehren, nicht blos von seinen Specialcollegen und Clienten, sondern auch von Seiten des Königs und der höchsten Behörden zu Theil; der König hatte ihm die Insignien des rothen Adlerordens 3. Klasse und ein Cabinetsschreiben zugehen lassen, in welchem ihm die allerhöchste Anerkennung seiner Dienste ausgesprochen und gleichzeitig die Zusicherung ertheilt wurde, daß nach seinem Tode für seine Frau und seinen Sohn gesorgt werden solle; der Minister Altenstein und die Mitglieder des Ministeriums der Medicinalangelegenheiten hatten ihm einen kostbaren Kandelaber als Ehrengeschenk übersandt. Im Jahre darauf wurde der hochbejahrte Mann in den Ruhestand versetzt und am 10. März 1825 machte der Tod seinem viel und auch schmerzlich bewegten, thatenreichen Leben ein Ende. — K. hat sich nicht nur als Medicinalbeamter und Arzt einer hohen Verehrung erfreut, sondern sich auch als Schriftsteller namhafte Verdienste erworben. Mit seiner litterarischen Productivität umfaßte er nicht nur die verschiedensten Gebiete der Medicin, sondern auch Aesthetik, Poesie und Politik. In der Heilkunde ist es vorzugsweise die Staatsmedicin, welche er theils in zahlreichen Journalartikeln und Beiträgen zu der von Ersch und Gruber herausgegebenen Encyklopädie, theils in selbständigen größeren Monographien bearbeitet hat; zu den bedeutendsten derselben gehören die „Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwissenschaft und Thierheilkunde“, 3 Bde. 1813—19, und „Ueber die neuen Theorien des Criminal-Rechts und der gerichtlichen Medicin, mit Vorschlägen zur Verbesserung beider Disciplinen. Nebst einem Anhang über den praktischen Unwerth sämmtlicher höheren speculativen Theorien“, 1813. — Ein zeitgemäßes und verdientes Unternehmen war ferner das von ihm unter dem Titel „Geist und Kritik der medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Teutschlands“, herausgegebene Repertorium der gesammten Heilkunde, von dem in den J. 1798—1806 18 Bände erschienen sind, und in welchem er sich nicht nur bemühte, die deutschen Aerzte und Wundärzte mit den wichtigsten Erscheinungen in der periodischen Litteratur bekannt zu machen, sondern auch die Mittheilungen selbst einer einsichtsvollen, nicht selten etwas scharfen, immer aber gerechten Kritik unterzog.

Ueber Kausch's Schriften vgl. Dict. histor. de la méd. III. 312 (wo neben dem größeren Theile seiner medicinischen Schriften auch die nichtmedicinischen aufgeführt sind), und Engelmann, Bibliotheca medico-chirurgica, 1848, 293.

A. Hirsch.

Kausler: Christian Friedrich K., geb. den 8. Mai 1760 zu Tübingen, † den 5. Febr. 1825 zu Stuttgart. Ueber das frühere Leben dieses vielseitig gebildeten Mannes geben die vorhandenen Quellenwerke keinen Aufschluß. Seit 1794 begegnen wir ihm als Sous-Gouverneur und Lehrer an der berühmten Karlsschule, welche Stellung er gleich im Jahre darauf mit jener eines württembergischen Hofrathes und Gouverneurs der herzoglichen Edelknaben vertauschte.

Später zog er sich vom Lehrfache zurück und starb als Oberamtmann von Ochsenburg in Pension. An der Karlsschule hatte K. hauptsächlich französische Sprache und Mathematik zu lehren. Für seine Thätigkeit in ersterem Fache spricht u. a. seine Uebersetzung von De La Veaux's methodischer französischer Sprachlehre. Als Lehrer der Naturwissenschaften bethätigte er sich durch eine Abhandlung über die Herstellung der Pottasche und über das Höhenmessen mit dem Barometer, sowie durch die 1787 in Stuttgart gehaltene Schulrede „Ueber die Nothwendigkeit, die jungen Leute besser mit der Natur bekannt zu machen". Ganz besonders aber war K. ein tüchtiger Mathematiker, der sich lebhaft bemühte, die in Deutschland damals noch wenig bekannte höhere Zahlenlehre zu fördern. Die „Nova Acta" der Petersburger Akademie enthalten während der J. 1797—1805 mehrere zahlentheoretische Aufsätze aus seiner Feder. Auch veranstaltete er eine gelungene Uebersetzung von L. Euler's Algebra und fügte derselben die bekannten Zusätze von Lagrange als dritten Band bei. Durch dieses Supplement ward den deutschen Studierenden die erste Möglichkeit gegeben, die so äußerst wichtige Theorie der Kettenbrüche im Zusammenhange kennen zu lernen; K. veranstaltete davon später noch eine selbständige Ausgabe unter dem Titel: „Die Lehre von den continuirlichen Brüchen", Stuttgart 1803.

Meusel, G. T. Günther.

Kausler: Heinrich Eduard v. K., geb. am 20. August 1801 in Winnenden (württemberg. O.A. Waiblingen), † in Stuttgart am 27. Aug. 1873, verdienter würtembergischer Spezialhistoriker und romanisch-germanistischer Sprachforscher. Nachdem er sich auf den Universitäten Tübingen, Göttingen und Berlin der Jurisprudenz, aber auch dem Studium des Mittelalters, des deutschen und des romanischen, gewidmet hatte, wurde er im J. 1826 an dem geh. königl. Haus- und Staatsarchive zu Stuttgart angestellt. Er rückte hier allmählich zum Rath und da bei dieser Anstalt in Würtemberg Fachmänner die leitende Stelle nicht erhalten, zum Vicedirector vor. Seine tiefen Kenntnisse, sein feines Verständniß für die Urkunden, nicht nur in Betreff des Aeußeren, sondern auch hinsichtlich der Auffassung ihres Inhalts, seine Bekanntschaft mit dem Costume des Mittelalters in Verbindung mit seiner wohlwollenden, aufopfernden Gefälligkeit erwarben ihm in seiner amtlichen Stellung reichlichen Dank und viele Freunde. Von seinen litterarischen Arbeiten ist die wichtigste das „Wirtembergische Urkundenbuch", welches 1849—71 in drei großen Quartbänden erschien, den Urkundenschatz für die Geschichte des Hauses und Landes Würtemberg bis zum J. 1240 herab mittheilt und allgemein als eine sehr tüchtige, für ihre Zeit wahrhaft mustergiltige Leistung anerkannt ist. Die Herausgabe von Burkhart Stickel's Tagebuch seiner Kriegs- und anderer Verrichtungen auf dem europäischen Festland, im Mittelmeer und in Afrika von 1566—98 nach einer Handschrift des Stuttgarter Staatsarchivs (Würtemberg. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1866), ein anziehendes Seitenstück zu den Selbstbiographien von Götz von Berlichingen, Schärtlin von Burtenbach und Hans von Schweinichen, reiht sich dieser Thätigkeit an. Der Briefwechsel des im Dienste Herzog Christophs von Würtemberg für die Ausbreitung der Reformation vielfach thätigen früheren Bischofs P. P. Vergerius mit dem genannten Herzog, welchen K. unter Beihülfe des Professors Dr. Th. Schott in Stuttgart vorbereitete, wurde von letzterem zum Abschluß gebracht und im J. 1875 publicirt. In keiner Verbindung mit der Geschichte seines engeren Vaterlandes stehen dagegen die „Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur" (3 Bde., 1840—66), welche nach einer Handschrift der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart in sorgfältiger, kritischer, sprachlicher und litterar-historischer Behandlung als wesentliche Ergänzung unserer älteren deutschen Nationallitteratur eine Reihe mittel-

niederländischer Dichtwerke veröffentlichen, ein in den sachkundigen Kreisen der Niederlande hochgeschätztes Werk, während das in großer Ausdehnung angelegte Wörterbuch der mittelniederländischen Sprache leider nicht mehr zum Druck gelangte. Sodann eine große kritische Ausgabe des umfangreichen altfranzösischen Rechtsbuchs „Assisses du royaume de Jérusalem", von welchem nur der erste Band (1839) erschien, da französische, durch das deutsche Unternehmen hervorgerufene und von reicheren Mitteln unterstützte Concurrenz der Fortsetzung hemmend in den Weg trat. Mit dieser Arbeit hing zusammen die „Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem, aus dem Lateinischen des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus von E. und R. Kausler" (1840), eine Arbeit, an welcher übrigens der später noch zu nennende Bruder Kausler's, Rudolf Kausler, den Haupttheil der Aufgabe zu lösen übernahm. Der romanischen Forschung war weiter gewidmet die kritische Ausgabe des Cancioneiro geral, des altportugiesischen Liederbuchs des Edlen Garcia de Resende, einer Hauptquelle der älteren portugiesischen Lyrik aus der Zeit ihrer freiesten und glücklichsten Entfaltung (3 Bde., 1846—52). Bei der Gründung des zur Herausgabe älterer Drucke und Handschriften im J. 1839 unter dem Namen „Literarischer Verein zu Stuttgart" zusammengetretenen Bibliophilenvereins war K. besonders betheiligt und blieb ihm, als die Verwaltung später nach Tübingen verlegt wurde, als Ausschußmitglied und Mitarbeiter treu. Aber auch eine Reihe anderer geschichtlicher oder sonstiger gelehrter Gesellschaften, wie außer denen der engeren Heimath, z. B. die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die baierische Akademie der Wissenschaften, die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz, das archäologische Institut in Lüttich, die Gesellschaft der niederländischen Litteratur zu Leyden, nahmen ihn in ihre Mitte auf, Anerkennungen der einheimischen, wie fremder Regierungen fehlten nicht und ein ausgebreiteter litterarischer Briefwechsel mit auswärtigen Pflegern mittelalterlicher Studien wirkte vielfach belebend. — Der bereits genannte Bruder, Rudolf K., geb. am 26. Aug. 1811, † am 27. Nov. 1874, protestantischer Pfarrer zuletzt in Klein-Eislingen bei Göppingen, hat sich außer der Theilnahme an der Uebersetzung des Wilhelm von Tyrus durch einen Band Novellen, die er 1851 unter dem Pseudonym „K. Rudolf" herausgab, einen guten Namen gemacht. Sonst sind von ihm zu erwähnen: „Umrisse zur Geschichte der Liebe" in der Zeitung für die elegante Welt, 1839, Nr. 148—153; „Ludwig Tieck und die deutsche Romantik" im „Freihafen", 1839, Heft 3 u. 4; Arbeiten für die 1837 und 38 erschienene Zeitschrift: „Der Spiegel".

Vgl. Nekrologe Ed. v. Kausler's in: Würtembergischer Staatsanzeiger, Jahrg. 1874, Nr. 85, S. 573 u. Germania von Pfeiffer-Bartsch, Bd. XIX. 1874, S. 242—244. P. Stälin.

Kausler: Franz Georg Friedrich (v.) K., Militärschriftsteller, geb. den 28. Febr. 1794 zu Stuttgart, † den 10. Decbr. 1848 in Karlsruhe, war der Sohn des Professors der Mathematik an der hohen Karlsschule, Christoph Friedrich K. Er erhielt seine Ausbildung in dem königl. Militärinstitute zu Stuttgart und wurde im J. 1811 zum Seconde-Lieutenant der Artillerie ernannt. Aus den Feldzügen der Württemberger von 1812—15 brachte er den Ruf eines tapferen und umsichtigen Offiziers nach Hause. Schon im J. 1816 rückte er zum Hauptmann vor, trat 1823 in den Generalquartiermeisterstab über und leistete, dort bis zum Oberst aufsteigend, namentlich in dem Nebenberufe als Lehrer an der königl. Kriegsschule zu Ludwigsburg vorzügliche Dienste. Im J. 1843 wurde er in Ruhestand versetzt und siedelte nach Karlsruhe über. K. war ein Mann von ungewöhnlich rührigem Geiste, vielseitiger Bildung und eisernem Fleiße. Als fruchtbarer Militärschriftsteller übte er einen großen Ein-

fluß auf die Offiziersbildung seiner Zeit aus. Er wußte durch weitreichende Verbindungen überraschend viel Material für seine Arbeiten zusammenzubringen und besaß eine große Gewandtheit in handlicher Zurichtung desselben für Lehr- und Lernzwecke. Die königl. schwedische Militärakademie zu Stockholm ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Seine Hauptwerke sind: „Darstellung der militärischen Begebenheiten oder historische Versuche über die Feldzüge von 1799—1814. Aus dem Französischen des Generallieut. Graf Matthieu Dumas, mit Noten und Zusätzen vermehrt“, Bd. I—V, Stuttg. und Tüb. 1820—25; „Theorie des höheren Offiziers“, Leipz. 1821; „Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker“, Bd. I—IV, Ulm 1825—33; „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker“, Bd. I—IV, Ulm 1825—30 (geht nur bis zum Ende des 15. Jahrhunderts). Hiezu: „Atlas der alten Welt“, Ulm 1826, Fol. und „Synchronistische Uebersicht der Kriegsgeschichte und ihrer gleichzeitigen Quellen“ (in 4 Abtheilungen), Ulm 1825—30, Fol.; „Napoleons Grundsätze, Ansichten und Aeußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen“, Thl. I. II, Leipz. 1827; „Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittleren und neueren Zeit in 200 Blättern, nach den besten Quellen unter Mithülfe der Abtheilung des topogr. Corps des k. würtemberg. General-Quartiermeister-Stabs umgearbeitet“, 1 Bd. in 4° Text, deutsch und französisch und 1 Bd. Karten qu. Fol., Karlsruhe und Freiburg 1831—37; „Versuch einer militärischen Recognoscirung des gef. Gebietes der Donau von ihren Quellen bis zu ihrem Einflusse in das schwarze Meer. Aus dem Mémorial topogr. frei bearb.“, Bd. I (u. einz.), Freib. 1835. „Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen — — mit Noten von dem — — Grafen v. Bismarck“ (vgl. Bd. II, S. 678 ff.), Bd. I. II, Freib. 1838—39; K. und J. E. Wörl: Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Aegypten in gedrängter Darstellung“, 28 Lieffg. in gr. 4°, Karlsr. und Freib. 1840—42. — Mit L. v. Breithaupt leitete K. die Zeitschrift für Kriegswissenschaft, herausgegeben von einer Gesellschaft süddeutscher Offiziere, Jahrg. 1—3, Stuttg., später Ludwigsb. 1819—22 u. Neue Folge Bd. I (u. einz.), Stuttg. 1823—24.

Vgl. v. Troschke, Die Militär-Litteratur seit den Befreiungskriegen, S. 69 u. ö.; J. v. H.(ardegg), Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte, Thl. I, S. 18. Wintterlin.

Kauth: Joh. K., geb. in Bernkastel, lebte als Jesuit den größten Theil seines Lebens in Trier, dann in Hadamar, wo er starb. Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Im J. 1719 gab er zu Trier eine Schrift „Negotium bonae mortis“ heraus; sein Hauptwerk war aber sein „Breviarium omnium Sanctorum Trevirensium“, welches in der Originalhandschrift zu Hadamar erhalten ist; Hontheim besaß eine Copie, die er der Trierischen Stadtbibliothek hinterließ. J. J. Moser (Churtrier. Staatsrecht, S. 292) urtheilt günstig über diese niemals gedruckte Arbeit.

Vgl. Marx, Erzstift, II, 2, S. 522 f. Kraus.

Kautz: Jakob K. (Cucius), evangelischer Prediger, später Wiedertäufer, geb. um 1500 zu Bockenheim, 1524 im geistlichen Amte in Worms, der reformatorischen Lehre der Straßburger zeitig zugethan, doch auch bald seine eigenen Wege gehend, war eine durch bedeutende Gaben ausgestattete Persönlichkeit. Aber gerade diese brachten ihn früh zu Falle. Seine außerordentliche Beredsamkeit, die ihm einen weitgehenden Einfluß auf seine Hörer gewährte, sein damit verbundenes Geschick in der Dialektik, endlich seine stark ausgeprägte Eitelkeit und rücksichtslose Hartnäckigkeit weckten in ihm bald die Unzufriedenheit mit der geordneten Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in Worms, brachten ihn in Conflict mit seinen Amtsbrüdern, wie mit einem Theile seiner Gemeinde und

führten ihn endlich den 1526 von Straßburg aus in die Pfalz eindringenden Täufern Haetzer und Denck in die Arme, mit denen er am Pfingstfest 1527 (9. Juni) durch öffentlichen Anschlag von sieben Thesen, die die Gültigkeit des äußeren Wortes Gottes und die Berechtigung der Kindertaufe leugneten, und durch eine schwärmerische, ganz im Sinne der Wiedertäufer verfaßte Einleitung und Motivirung zur öffentlichen Disputation auf Freitag, den 13. Juni, herausforderte. Es ist ungewiß, ob diese stattfand. Jedenfalls haben die Wormser Geistlichen, welche sich Luther angeschlossen hatten, auf jene Thesen geantwortet und ihnen eigene entgegengestellt. Der Erfolg des Tages war gegen K. und seine Freunde; sehr schnell kam die Entscheidung von zwei Seiten: der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, beunruhigt durch die Schwarmgeister, ersuchte den Rath von Worms, sie auszutreiben; die Straßburger Geistlichkeit erließ unter dem 2. Juli eine „getrewe Warnung an die erwelten Gottes zu Wormbs über die Artikel, so Jakob Kautz, Prediger zu Wormbs, kürzlich hat lassen ausgehn". So wurden denn Haetzer, Denck und K., aber leider mit ihnen auch die anderen evangelischen Prediger am 1. Juli vom Rathe und den Zünften aus der Stadt gewiesen, und dadurch das Evangelium in derselben seiner Stütze und Förderung in der Zukunft gänzlich beraubt. K. selbst, wie seine Genossen nachher, erschien bald in Augsburg, bald in Rothenburg a. d. Tauber, bald in Straßburg. Dort fand er in Capito wenigstens für ein Jahr (1528—29) einen nachsichtigen und theilnehmenden Gönner und Beschützer, der sogar Hoffnung erweckte, daß er sich seiner Sache ganz anschließen werde. Doch darin täuschte sich K. Nach einer Unterredung (Juni 1528), die zwischen Capito, Butzer und K. in Straßburg abgehalten wurde, und die die unwahre und ränkevolle Natur Kautz' offen enthüllte, brachen die ersten beiden alle Verbindungen mit ihm ab. Der Rath duldete ihn noch einige Zeit; als aber K. und sein Genosse Reublin in Predigten auf Plätzen und Straßen das Volk bedenklich aufzuregen begannen, wurden sie eingesperrt (Januar 1529) und nach mannigfachen, aber fruchtlosen Verhandlungen mit den Geistlichen der Reichsstadt aus derselben ausgewiesen. 1532 suchte K. noch einmal eine Zuflucht in Straßburg, aber ohne Erfolg. Sein späteres Leben und Ende sind unbekannt.

Vgl. Th. Keim, L. Haetzer, in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, Thl. I, Abth. 2, S. 271 ff. — Röhrich, Die Reformation im Elsaß, I. — Pauli, Geschichte der Stadt Worms, S. 333. — Riggenbach in Herzog's Realencykl., Aufl. II, Art. Kautz. Brecher.

Kawenbergh: Christian K. (Cauenbergh), Maler, geb. zu Delft am 8. Sept. 1604, † zu Köln am 4. Juli 1667, war ein Schüler des Jan van Nes und hielt sich dann lange in Italien auf. Nach Delft zurückgekehrt, malte er daselbst mehrere große historische Bilder, die sich durch richtige Zeichnung und schönes Colorit, besonders im Nackten, empfahlen. Auch in Ryswick sah man Arbeiten von ihm. 1655 ließ er sich in Köln nieder; am 13. Juli dieses Jahres findet sich „Christian Cauenbergh" bei der dortigen Malerzunft eingeschrieben. In Köln malte er viele Familienbildnisse der Vornehmen jener Zeit, welche er, dem damaligen Geschmacke folgend, in mythologische Gestalten einkleidete. Das städtische Museum besitzt von seiner Hand eine Maria mit dem Kinde nebst dem Stifter und seiner Frau. Descamps nennt ihn „Kristiaen van Kouwenberg".

Ihm weit untergeordnet war sein Sohn Aegidius, der am 20. Sept. 1667, gleich nach des Vaters Ableben, in das Zunftbuch der Kölner Maler als selbständiger Meister eingetragen wurde. Die Taufbücher der Columbapfarre nennen mehrere Kinder, die ihm seine Gattin Margaretha Pick schenkte. Seine Gemälde, theils historischen Inhalts, theils Bildnisse, leiden an einer flüchtigen,

mißfälligen Behandlung und sind hinsichtlich der Zeichnung voller Verstöße. Er arbeitete noch 1691, mit welcher Jahreszahl ein großes Bild von seiner Hand: „Das Martyrium des hl. Sebastian“, versehen ist.

Descamps, Vie d. peintr. II. 78—79. Merlo, Nachrichten von Köln. Künstl. Urkunden. J. J. Merlo.

Kayser: Dr. Georg Friedrich K., Sohn des Gymnasialdirectors Karl Philipp K. von Heidelberg, geb. den 21. Febr. 1817 und † den 28. Juni 1857. Frühe zeichnete er sich durch besondere Gaben aus, so daß er schon mit 16 Jahren die Universität seiner Vaterstadt beziehen konnte. Er studirte unter Creuzer, seinem Taufpathen, Philologie, und Daub war besonders sein Mann in der Theologie. Im J. 1835 zog er nach Halle, aber obwol er bei Gesenius wohnte, so genügte ihm der Rationalismus dieses Mannes nicht auf die Länge. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn Eduard v. Wattenwyl, der ihn veranlaßte, bei Tholuck zu hören. Tholuck's Vorlesungen und besonders seine Predigten, wirkten mächtig auf Kayser's Herz. Einen christlich gesinnten Studenten Barnbeck gewann er als Lehrer für das Knabeninstitut, welches seine begabte, willensstarke Mutter nach dem Tode ihres Mannes in Heidelberg gegründet hatte. Da K. ein trefflicher Musiker war und mehrere Instrumente spielte, so fand er in Halle in vielen Familien Eingang. Auch im elterlichen Hause fehlte es nicht an musikalischen Genüssen. Nachdem er das theologische und philologische Examen aufs beste bestanden hatte, wirkte er mit seinem Bruder Ludwig an dem Institute seiner Mutter. Die Knaben hatten nicht nur reichen Gewinn von seinem ausgedehnten Wissen, sondern auch von seinem immer tiefer gehenden Christenthume, mit dem er nicht hinter'm Busche hielt. Seine Vicariatsjahre konnte er in seiner Vaterstadt zubringen, indem er dem Pfarrer Kleinschmidt im Irrenhause an den Kranken als Seelsorger beistand. Im Predigen diente ihm Rothe, den er hochschätzte, als Vorbild. Es war im J. 1843, daß er mit einer Tochter des Pfarrers Zimmer von Frankfurt in den Ehestand trat. Sie erfreute ihn mit trefflichen Kindern. Er sehnte sich jetzt nach einer festen Anstellung. Im Herbste 1844 zog er als Diakonus nach Gernsbach im schönen Murgthale bei Baden-Baden. Das war eine ganz geeignete Stelle für ihn. Hier konnte er seine Institutsarbeiten in der lateinischen Schule fortsetzen; aber auch sein sehnliches Verlangen, das Evangelium zu verkündigen, reichlich befriedigen. Zu der Stadt gehörten noch zwei Filiale, die ihm besonders zur Arbeit zugewiesen waren. Seine Predigten waren sehr eindringlich und erinnern an die Predigten des großen Zeugen Ludwig Hofacker. Sie machten tiefen und nachhaltigen Eindruck. Er nahm sich mit Wärme der äußeren und inneren Mission an und war bei den Missionsfesten ein gerne gehörter Prediger. Ein solcher Mann war natürlich ein Gegenstand des Hasses bei allen, welche die Wahrheit der hl. Schrift verwarfen, namentlich als die Revolutionsjahre 1848 und 49 über Baden hereinbrachen. Er wurde deshalb mit anderen gefangen nach Rastatt gebracht, aber Gott hielt seine Hand über ihn. Nach Besiegung der Revolution arbeitete er in dem bisherigen Geiste fort; es erschienen treffliche Biographien von ihm, z. B. von David Nasmith, von Wilberforce und anderen. Er hatte schon früher und jetzt insonderheit religiöse Lieder in der Zeitschrift: „Das Reich Gottes“ erscheinen lassen, von denen manche die Gesangbücher zieren würden. Leider war seinem Leben ein so kurzes Ziel gesteckt! Wie sein Leben, so war auch sein Krankenlager gesegnet von dem Geiste echten Christenthums.

Koch, Kirchenlied, 7. Bd. Leben und Lieder des Dr. Friedrich Kayser von K. F. Ledderhose. Heidelberg, bei C. Winter, 1859. Ledderhose.

Kayser: Johann Friedrich K., geb. zu Gießen am 11. April 1685 als Sohn eines Registrators, † daselbst am 5. Decbr. 1751, in Halle 1715 licent. juris, nach einer durch Jahre fortgesetzten wissenschaftlichen Reise 1718 außerordentlicher Professor der Rechte in Gießen, 1720 Inspector der Vermögensverwaltung der Universität, 1723 Beisitzer der juristischen Fakultät, im Juni dieses Jahres ordentlicher Professor des kanonischen Rechts und der Praxis, 1726 Syndikus, nach Niederlegung dieses letzteren Amtes (1729) wurde er im J. 1730 erster Professor und 1742 zugleich Präses des Civil- und geistlichen Gerichts. Seine unter Just. Henn. Böhmer's Präsidium vertheidigte Inauguraldissertation „De jure principis evangelici circa divortia“. Hal. 1715, 4, worin er das auf dem Naturrecht fußende Recht der Scheidung auch ohne einen theologisch für zulässig erklärten Grund als mit der christlichen Lehre vereinbar dem Fürsten zuspricht, rief sofort eine große Opposition und Gegenschriften, namentlich von Joh. Mich. Lang und G. L. Menken hervor und veranlaßte ihn zu den Vertheidigungsschriften: „Abgenöthigter Gegen-Beweis, daß die Ehescheidungen in dem natürlichen und geoffenbarten Recht nicht gäntzlich verbotten, sondern aus vielen Ursachen erlaubet sein“ ꝛc., Kiel 1717, 4. „Fundamenta doctrinae de divortio“, das. 1720, 1737, 4. „De divortio totali seu quoad vinculum lege evangelica licita“, Giss. 1740. — Andere: „De obligatione et valore statuti intuitu forensium, occasione ordinationis ecclesiast., quae Darmstadii a. 1723 prodiit“ ib., 1746, 4. „De poena degradationis tam ecclesiast. quam civilis“ ib. 1755. 4.

Jenichen, Trauerprogr. 7. Dec. 1751. Nebel, Progr. p. 17. Weidlich, Lex., I. 455. Hall. Beitr., II. 591. v. Schulte.

Kayser: Karl Ludwig K., Philolog, geb. am 3. Febr. 1808 zu Heidelberg, † am 5. Mai 1872 ebendaselbst. Die Familie Kayser stammt aus der hessischen Rheinpfalz. Der Vater, Karl Philipp K., ein tüchtiger Pädagog, war seit 1820 Director des Gymnasiums zu Heidelberg; außerdem wirkte er als Docent, später als außerordentlicher Professor an der Universität. Im Jahre 1805 vermählte er sich mit Gertrud Keibel, Tochter des reformirten Pfarrers Georg Daniel Keibel in Mannheim. Diese Frau gehörte zu jenen seltenen Naturen, welche eiserne Willensstärke mit lebhaftem Sinn für alles Große und Schöne zu verbinden wissen. Ihrer glücklichen Ehe entsproßten zwei Söhne und fünf Töchter, welche die sorgfältigste Erziehung genossen. Besonderen Glanz verliehen dem Kayser'schen Hause die häufigen musikalischen Abende, welche auf Betreiben der Mutter veranstaltet wurden. Der älteste Sohn, Karl Ludwig, wuchs bis zum J. 1822 im elterlichen Hause auf; der Vater leitete seine philologisch-historischen Studien und erzog ihn zu jener Strenge gegen sich selbst, welche der hervorstechendste Charakterzug Kayser's war; der Mutter verdankte er die Liebe zur Musik, welcher er während seines ganzen Lebens treu geblieben ist. Im August 1822 bezog K. das Gymnasium in Frankfurt, woselbst er unter der unmittelbaren Leitung Vollweyler's auch Theorie der Musik studirte und im Clavierspiel sich weiter ausbildete. Hier legte K. den Grund zu jener tiefen Kenntniß des Wesens der Musik, welche ihn auszeichnete; nicht als Dilettant, sondern als hochgebildeter Fachmann hat er die schwierigsten Fragen der Tonkunst beurtheilt und besprochen. Im April 1824 kehrte er nach Heidelberg zurück, besuchte noch die obersten Klassen des Gymnasiums und bezog im Herbste 1825 die Universität. Er hörte vorzugsweise bei Creuzer, Bähr und Daub. Creuzer befand sich damals auf der Höhe seines Ruhmes und Schaffens; die Wärme seiner Empfindung und der Schwung seiner Rede verlieh seinen Vorlesungen, insbesondere der Behandlung der realen Seiten des Alterthums, einen Zauber, welchem seine Schüler sich willenlos hingaben. Im Sommer 1826

reiste K. mit Creuzer nach Paris; doch war der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt nur ein kurzer, da Creuzer aus Ueberdruß an dem „Dreckneſt“ (Lutetia), wie er sich ausdrückte, zur Abreise drängte und seinen Schützling mitriß. Nach Heidelberg zurückgekehrt, beschäftigte sich K. mit der Bearbeitung der von der philosophischen Fakultät gestellten Preisfrage: „Elogium Jani Gruteri“, und reichte eine gediegene Abhandlung ein, welche im J. 1827 von der Universität gekrönt wurde. — Es war Kayser's Absicht gewesen, noch eine andere Hochschule zu besuchen; da traf die Familie der Tod des Vaters, welcher am 18. Nov. 1827 im rüstigsten Mannesalter hinweggerafft wurde. Die energische Natur der Mutter war der an sie herantretenden schweren Aufgabe gewachsen; sie schritt alsbald zur Erweiterung des Pensionats, welches, wenn auch in beschränkterem Umfange, schon früher im Hause bestanden hatte, und verband dasselbe mit einer Schule, an welcher K. von nun an Unterricht ertheilte. Im Verein mit seinen Schwestern und anderen tüchtigen Lehrkräften arbeitete er unablässig an der Hebung des Instituts, das sich bald eines weitverbreiteten Rufes erfreute und besonders stark von Engländern besucht wurde. Es hielt sich bis zum J. 1846, und K. hat 14 Jahre lang — bis 1841 — einen bedeutenden Theil seiner Zeit in dessen Interesse verwendet. Er behielt jedoch stets die akademische Laufbahn im Auge: nachdem er im Sommer 1830 in Karlsruhe das theologische und philologische Examen bestanden und am 20. Dec. dess. Js. promovirt hatte, ging er an die Ausarbeitung seiner Erstlingsschrift: „Notae criticae in Philostrati vitas sophistarum“ (Heidelberg 1831). Mit dem Tage, wo dieses specimen im Manuscript abgeschlossen vorlag (22. Juni 1831), beginnt ein äußerst interessantes wissenschaftliches Tagebuch, welches K. während 41 Jahren mit unverbrüchlicher Treue geführt hat. Es beginnt mit folgenden Bemerkungen: „An diesem Tage vollendete ich das kritische specimen über Philostratus Büchlein *βίοι σοφιστῶν*, und übergab es dem Drucke. Bei dieser Arbeit, die ungefähr den 1. August 1830 begonnen wurde, hatte ich Gelegenheit genommen, Philostrat's übrige Werke, einen großen Theil der Dionischen Reden, Xenophon's Memorabilien, endlich fast alle Platonischen Dialoge kennen zu lernen“. Man staunt über die Arbeitskraft des 22jährigen Mannes, der bei einer ausgedehnten Lehrthätigkeit solche Massen Lectüre zu bewältigen vermochte. Die Wahl des Philostratus ist, wie Leßmann bemerkt hat, dem Einflusse Creuzer's und der romantischen Schule zuzuschreiben. Die Verbesserungsvorschläge, welche K. hier mittheilte, waren meistentheils evident; die befolgte Methode bewies, wie gründlich er sich mit dem Sprachgebrauch seines Autors bekannt gemacht hatte. Im Lauf der Jahre gewinnt er Philostratus immer lieber; es ist, als ob er sich von diesem reichen Geist nicht trennen könnte. Er untersucht die weitschichtigen Werke dieses berühmten Sophisten des dritten Jahrhunderts nach allen Seiten hin und rastet nicht, bis er dem wissenschaftlichen Publikum eine gereinigte Ausgabe seines Lieblingsschriftstellers vorgelegt hat. — Im Wintersemester 1832—33 habilitirte sich K. an der Universität Heidelberg; seit Ostern 1834 nahm er als Volontär an der Leitung des philologischen Seminars Theil. Besonderes Gewicht legte er in dieser Stellung auf genaue Kenntniß der griechischen und lateinischen Grammatik, sowie auf methodische Interpretation; viel Mühe gab er sich auch, die Accentlehre, welche in den badischen Schulen bis in die sechziger Jahre gänzlich vernachlässigt war, einzuprägen. Ueberhaupt war K. ein Muster von Pflichttreue; er versäumte eine Stunde nur im äußersten Falle und legte überall, wo es sein mußte, selbst Hand an. Leider wurde sein geräuschloses, aber eben deswegen um so intensiveres Wirken von seinen damaligen Vorgesetzten und Specialcollegen nicht nach Gebühr anerkannt. Erst im J. 1841 verlieh man ihm den Titel eines außer-

ordentlichen Professors, während die Stellung zum Seminar im August 1845 — nach dem Rücktritt Creuzer's — neu geregelt und bestätigt wurde. Obwol Kayser's Vermögensverhältnisse durchaus nicht die glänzendsten waren, so harrte er doch unverdrossen auf seinem Posten aus. Im J. 1851 erhielt er die erste Remuneration, 1855 das erste feste Gehalt im Betrage von 600 Gulden. Seine Besoldung steigerte sich nur langsam und wurde auch, als er im Winter 1863—64, nach der Berufung Köchly's, ein Ordinariat übernahm, in kaum entsprechendem Maße erhöht; erst kurz vor seinem Tode wurden ihm 1800 Gulden ausgesetzt. — Wenden wir uns nun zu der akademischen Thätigkeit Kayser's im Einzelnen. Mit Vorliebe hat er griechische und lateinische Schriftsteller interpretirt. Die griechische Prosa studirte er mit staunenswerther Gründlichkeit; doch war er auch, wennschon in geringerem Grade, mit den Meisterwerken der hellenischen Poesie bestens vertraut. Von griechischen Autoren hat er in Vorlesungen Aeschines, Aeschylus (besonders die Orestie), Antiphon, Apollonius, Aristophanes, Aristoteles (Politik und Rhetorik), Demosthenes, Euripides, Hesiod, Homer, Isäus, Isokrates, Lysias, Pausanias (Buch I), Pindar, Sophokles, Theokrit und Thucydides, von lateinischen Catullus, Cicero, Horaz, Juvenal, Ovid, Persius, Plautus, Properz, Quintilian, Tacitus (Agricola), Terenz und Tibullus behandelt. Bei der Interpretation eines Litteraturwerkes ging K. stets methodisch und schrittweise vor. Er deckte überall die vorhandenen Schwierigkeiten auf und wies den Weg zu ihrer Lösung. Wer ihm aufmerksam folgte und es an der allerdings durchaus nothwendigen häuslichen Vorbereitung nicht fehlen ließ, lernte viel und mußte einem Lehrer dankbar sein, der in der anspruchslosesten Weise sich zu seinen Schülern herabließ und mit ihnen wie mit seinesgleichen verkehrte. Gegen Ende des Semesters pflegte K. an einem Samstagnachmittage mit den besten seiner Schüler ein ganzes Stück des Sophokles, Aristophanes oder Plautus cursorisch zu lesen. Er lud seine jungen Freunde in seine geräumige Wohnung ein und war hier der aufgeräumteste Mensch und liebenswürdigste Wirth. K. war so sehr der Untersuchung des Einzelnen zugewendet, daß er zur Ausarbeitung zusammenfassender und systematischer Collegien nicht gekommen ist. Allerdings sind zahlreiche Vorlesungen unter Titeln angekündigt worden, die den Schein erwecken, als ob er doch solche gehalten hätte: wir erinnern nur an „Geschichte der Philologie", „Metrik", „Epigraphik", „Römische" und „Griechische Antiquitäten" (näheres darüber bei Stark in der unten angeführten Abhandlung S. 14 f.); diese Vorlesungen gaben aber „weniger ein zusammenhängendes Bild der historischen Entwickelung, als eine Reihe einzelner, knapp gefaßter Kapitel mit besonnener Auswahl der entscheidenden Stellen, welche nebenbei auch mit den Zuhörern gelesen wurden". — In der äußeren Stellung Kayser's zur Universität, speciell zum Seminar, ging 1865 eine wichtige Veränderung vor. Im Sommer 1863 war Hermann Köchly von Zürich nach Heidelberg berufen worden und machte als künftiger Director des philologischen Seminars seinen Einfluß in einer Weise geltend, daß es zwischen ihm und anderen ebenso selbstbewußten Naturen, wie Bähr und Stark, zu Reibungen kommen mußte. Die letzteren erklärten sich gegen die von Köchly im März 1865 gemachten Vorschläge, welche eine vollständige Reorganisation des Seminars bezweckten, und wurden im Juli ihrer Stellungen als Leiter einzelner Uebungen enthoben; K. war nachgiebiger und übernahm eine Mitwirkung an den Arbeiten des Seminars unter der einheitlichen Leitung und alleinigen Verantwortlichkeit des Directors Köchly. K. hat diesen Schritt, durch den er sich von ihm nahe stehenden Persönlichkeiten trennte, bitter bereut. Die Verschiedenheit zwischen seinen Prinzipien und Gewohnheiten und denjenigen Köchly's war zu groß, als daß ein ersprießliches Zusammenwirken beider möglich gewesen

wäre, es fehlte nicht an Differenzen und ernstlichen Conflicten, welche K. viel Kummer bereiteten und sogar auf seine bei vorrückendem Alter sich immer mehr verschlechternde Gesundheit ungünstig einwirkten. Doch hatte er große Macht über sich; in ἐγκράτεια und σωφροσύνη that es ihm Keiner zuvor; er war in Bezug auf Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung ein echter Jünger der altgriechischen Meister. „Er selbst war mild und versöhnlich, und selten, auch gegen seine vertrauten Freunde, und nur wenn die Gelegenheit dazu drängte, kam ein Wort der eigenen herben Erfahrung über seine Lippen. Ein Kraftspruch aus seinen Alten, Scherz und Laune vertrieb die Wolke alsbald von seiner Stirn“ (Lesmann). — Viel Genuß gewährte ihm der Verkehr mit Jugendfreunden (Thymus) und gleichgesinnten Collegen (Spengel, Stark, Rothe, Lesmann); die Freundschaft sah er als die Blüthe des Lebens an; er führte einen ausgedehnten Briefwechsel und war in geschäftlichen Dingen ein Muster von Pünktlichkeit und Accuratesse. Mit sichtlichem Behagen suchte er kleinere Kreise auf; er bewegte sich am ungezwungensten in gewählter Gesellschaft und vermied größere Vereinigungen, in denen sein zurückhaltendes, mitunter mädchenhaft scheues Wesen nicht zu voller Geltung kommen konnte. Von den geselligen, politischen und religiösen Vereinen Heidelbergs hielt er sich fern; eine Ausnahme machte er nur zu Gunsten des seit Februar 1863 bestehenden historisch-philosophischen Vereins, welcher sich von Ende October bis Ende Juli jeden Montag Abend im Museum zu versammeln pflegte; auch ist er hier einmal, und zwar mit einem Vortrag über Pindar, als Redner aufgetreten (6. Juni 1864). — Fremde Gelehrte, welche nach Heidelberg kamen und ihn besuchten (von Franzosen nennen wir nur Emile Miller), wurden mit der größten Herzlichkeit bewillkommnet. Seltener sah man ihn außerhalb Heidelbergs bei wissenschaftlichen Congressen der Wanderversammlungen. An den Zusammenkünften deutscher Philologen hat er sechs Mal theilgenommen, so in Mannheim (1839), wo er als Secretär thätig war, in Gotha (1840), Bonn (1841), Darmstadt (1845), Frankfurt a/M. (1861), Heidelberg (1865); zuweilen erschien er auch in den am Pfingstdienstag stattfindenden Versammlungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer. — K. hatte von jeher großen Werth auf eine edle gemüthvolle Häuslichkeit gelegt und fand diese bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre in dem vertrauten Verkehr mit seiner Mutter und seinen Schwestern. Selbst als er — am 27. März 1837 — sich mit der Tochter seines früheren Lehrers Vollweyler vermählte, löste er sich nicht vom mütterlichen Hausstande ab. Die Ehe war keine glückliche und wurde im J. 1852 wieder getrennt. Zehn Jahre später, im Sommer 1862, verlobte er sich mit der Tochter seiner Cousine und Freundin, Frl. Sophie Hilgers aus Langenkandel. Die Hochzeit fand am 30. Sept. 1862 statt. Unser K. hatte endlich eine Gattin gefunden, welche seinen speciellen Studien, insbesondere auf dem Gebiet der Litteratur und Musik, ein warmes Herz und inniges Verständniß entgegenbrachte. Das große Haus, in dem er 36 Jahre „gehaust“, wurde endlich 1868 verkauft und eine kleine Wohnung am Neckar gemiethet, in der er bis zu seinem Tod gelebt hat. — Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, das schriftstellerische Wirken Kayser's erschöpfend zu charakterisiren. Wir können hier nur seine vorzüglichsten Leistungen anführen. Schon 1831 kündigt der junge Gelehrte eine kritische Ausgabe der Philostratischen Lebensbeschreibungen der Sophisten an; der Plan erweiterte sich, wie wir sahen, zum Entwurf einer Gesammtedition der Werke der Philostrate, denen er den fälschlich dem Lucian zugeschriebenen, von ihm dem mittleren (Flavius) Philostratus vindicirten „Nero“, die „Statuen“ des Callistratus, die Briefe des Apollonius von Tyana und die Schrift des Eusebius gegen Hierokles beifügte. Die stattliche Ausgabe in Quart, welche Kayser's Namen auf eine ferne Nachwelt bringen wird, erschien 1844—46 in

Zürich. Hier strahlen alle Vorzüge Kayser's im hellsten Licht; die umfassendste Kenntniß und erschöpfendste Verwerthung der Handschriften, der rasche Blick für Verderbnisse, Lücken und Zusätze, die Vertrautheit mit dem Stil des behandelten Autors, die Herrschaft über das ganze durch die griechische Prosa gebotene Material — Alles vereinigt sich, um ein achtunggebietendes philologisches Denkmal aufzurichten. In späteren Jahren unterzog sich K. einer nochmaligen Revision des Textes, welche 1870—71 in zwei Bänden von der Teubner'schen Officin veröffentlicht wurde. K. hatte hier Gelegenheit, manches nachzutragen, was er und Andere in einem Vierteljahrhundert bei wiederholter Durcharbeitung des Textes gefunden hatten. Eine besondere Zierde dieser Ausgabe ist die Recension der vielbesprochenen Schrift „Gymnasticos", von der man bis zum J. 1840 nur die von K. zuerst herausgegebenen Fragmente hatte („Philostratei libri de gymnastica quae supersunt nunc primum edidit et interpretatus est C. L. K.", Heidelb. 1840) und die jetzt in einem gründlich gereinigten Text vorliegt. — Das zweite große wissenschaftliche Hauptwerk Kayser's ist die Ausgabe „Cornifici Rhetoricorum ad C. Herennium libri IIII. Recensuit et interpretatus est C. L. K." (Leipz. 1854). Schon früher hatte er sich eingehend mit diesem eigenartigen Erzeugniß der römischen Litteratur beschäftigt und speciell nach dem Namen des unbekannten Verfassers geforscht. Doch hören wir K. selbst. „Nachdem man durch Raphael Regius (1492) zu der negativen Ueberzeugung gelangt war, daß Cicero unmöglich das Buch geschrieben haben könne, wurde nach allen Seiten hin gerathen, wer wohl der Autor sein möchte; auch das Abenteuerlichste ward nicht verschmäht; man verfiel bald auf Gallio, bald auf Tiro oder Gnipho und Stilo. Den gewichtigsten Zeugen hörte man entweder gar nicht oder nur mit halbem Ohr an: Dies ist Quintilianus, welcher eine große Anzahl von Stellen unter dem Namen Cornificius citirt, die eben in unserer Herennianischen Rhetorik vorkommen. Man muß demnach, will man nicht ganz gezwungene und widersinnige Voraussetzungen sich erlauben, bei dem Resultat sich beruhigen, daß Quintilian kein anderes Buch benutzte als das vorliegende, welches also erst später die Pseudepigraphe erhielt, wodurch es dem Cicero angeeignet wurde". Der Name Cornificius tritt im Zeitalter Cicero's häufiger auf; K. hält einen Quintus Cornificius, welcher in den Verrinen als severissimus und integerrimus iudex bezeichnet wird, für den Verfasser. — Die Herausgabe der Rhetorica ad Herennium führte K. zu einer Gesammtausgabe des Cicero, welche von ihm im Verein mit Baiter in Zürich bearbeitet, bei B. Tauchnitz in Leipzig in 11 Bänden erschienen ist. K. selbst besorgte die rhetorischen Schriften, Reden und Fragmente von Reden, mit einer reichlichen Zahl von treffenden Emendationen, welche sich zum Theil auf früher in Fachzeitschriften veröffentlichte Recensionen der Leistungen Anderer für Cicero stützen. Der Großherzog von Baden ehrte Kayser's hervorragende wissenschaftliche Leistungen durch Verleihung des Zähringer Löwenordens. Schon früher (1850) war er von der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede der philosophisch-philologischen Classe ernannt worden. — Indem wir Diejenigen, welche sich für die kleineren Arbeiten Kayser's auf philologischem und antiquarischem Gebiet interessiren, auf die verdienstliche Uebersicht bei Usener (s. unten) verweisen, bemerken wir noch, daß der unermüdliche Forscher auch als Musikschriftsteller aufgetreten ist. Er versammelte in seinen späteren Jahren gerne einen Kreis von jungen Männern und Damen um sich und führte mit ihnen Stücke von Gluck, Händel und Mozart auf. Er hatte sich so tief in das Wesen der großen Meister versenkt, daß es ihm ein Leichtes war, in der Musik der Gegenwart das wirklich Große und Bleibende von dem Gemachten und Ephemeren zu unterscheiden. Gegen die mit pomphaften Redensarten verkündete „Musik der Zukunft" ver-

hielt er sich ablehnend. Seine Beiträge zur Geschichte der Musik, welche sich vorzugsweise auf Gluck, Bach, Händel und Mozart beziehen, haben Stark und Usener (s. unten) verzeichnet. — K. erfreute sich bis zu seinem sechzigsten Jahr einer guten Gesundheit. Um so schmerzlicher mußte ihn — es war beim Musikfeste in Darmstadt im Herbst 1868 — das plötzliche Hereinbrechen jener Krankheit berühren, welche ihm verhängnißvoll werden solle. Es war ein Herz- und Nierenleiden, dessen Wirkungen zwar abgeschwächt, aber nicht beseitigt werden konnten. Durch strenge Regelung seiner Diät und praktische Tageseintheilung wurde der Fortschritt des Uebels eine Zeit lang aufgehalten. Doch blieben ihm ernste und angsterfüllte Stunden nicht erspart, wie die kurze Notiz im Tagebuch zum 1. September 1870 — mors socius — beweist. Im März 1872 mußte er früher als gewöhnlich seine Vorlesungen einstellen. In der vierten Aprilwoche kam ein tieferer Conflict mit dem in Berlin weilenden Seminardirector zum Ausbruch; K. litt unsäglich; nachdem er am Morgen des 5. Mai sein letztes Wort in der fraglichen Angelegenheit niedergeschrieben und auf die Post gegeben hatte, aß er mit den Seinen, wurde aber um $1^1/_4$ Uhr, unmittelbar nachdem er sein Studirzimmer wieder betreten, von einem Krampfanfall heimgesucht, dem er binnen einer Viertelstunde erlag.

Stark, Zur Erinnerung an Prof. Dr. K. L. Kayser, Heidelberg 1872 (bes. Abdruck aus den Heidelberger Jahrbb. der Litt., LXV. Nr. 26, 27), 22 S. 8⁰. und in Weech's Badischen Biographien, I. S. 449—452. Lesmann in der Allgem. Zeitung, 1872, Nr. 154. H. Usener in der Vorrede zu Kayser's Homerischen Abhandlungen, Leipz. 1881. Kinkel jun.

Keckermann: Bartholomäus K., reformirter Dogmatiker, geb. 1571 zu Danzig, † ebendaselbst am 25. August 1608. Einer Stargarder Familie entstammt, welche nach Danzig übergesiedelt war, reiste er 1588—92 über Wittenberg und Leipzig nach Heidelberg, wo er mit seinem Oheim, einem reformirten Prediger, Zuflucht fand und mehrere Lehrstellen, zuletzt auch eine Professur für hebräische Sprache bekleidete, bis er 1602 in seine Vaterstadt als Rector des dortigen Gymnasiums zurückkehrte. Seine „Opera omnia“, erschienen 1641 zu Genf, erstrecken sich über alle Zweige der Theologie und Philosophie, aber durchaus im Interesse, beide Wissenschaften grundsatzmäßig und im Gegensatze zur Scholastik auseinander zu halten. In der Philosophie vertrat er, theilweise gegen die Schule des Petrus Ramus, die Grundsätze des Aristoteles; die Ethik sollte ihr praktischer Theil sein. In der Dogmatik hat ihn besonders ein Versuch, die Trinität speculativ zu begreifen, bekannt gemacht.

A. Schweizer in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., VII. S. 632 f. Holtzmann.

Kedd: Jodok K., geb. a. 1597 zu Emmerich im Cleveschen, † am 27. März 1657, gehörte seit 1617 dem Jesuitenorden an, lehrte anfänglich in den Schulen derselben Humaniora und Logik, widmete sich aber dann ausschließlich der Mission und Controverse, welcher letzterer auch seine schriftstellerische Thätigkeit angehört. K. war einer der rührigsten und fruchtbarsten theologischen Controversisten des 17. Jahrh.; Backer (Ecrivains de la C. d. J., II. p. 321—325) zählt nicht weniger als 64 Schriftwerke dieses Inhaltes aus Kedd's Feder auf; dazu kommen ferner noch die durch sein Auftreten veranlaßten Schriften gegen und für ihn (Backer, II. S. 325—327), welche gleichfalls eine stattliche Reihe bilden. Werner.

Keere: Heinrich v. d. K. (Chaerius, Dutour), Buchdrucker zu Gent in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Geboren in dieser Stadt zu Anfang des Jahrhunderts als der Sohn eines Peter v. d. K., dessen Lebensstellung nicht bekannt ist, war ihm von dem letzteren im J. 1553 die Officin des Druckers

Josse Lambrecht (vgl. d. Art.) zum künftigen Betriebe derselben angekauft worden, weil er um diese Zeit noch in Gent als Lehrer der schönen Wissenschaften und der französischen Litteratur, sowie als Schriftsteller thätig war, Beschäftigungen, denen er sich nicht plötzlich entziehen zu sollen glaubte. Damit aber das erkaufte Haus und Material nicht unbenutzt bleibe, wurde beides an einen Buchdrucker Johann Cauweel auf drei Jahre (1554—56) vermiethet, welcher sehr wahrscheinlich in der Werkstätte des Lambrecht angestellt gewesen war und, wie seine acht Drucke beweisen, die Typen und Vignetten seines früheren Brodherrn eben so benutzte, wie sie später K. in Gebrauch nahm. Unter den Preßerzeugnissen des Cauweel, der, ehe er die Pacht der Keere'schen Druckerei übernahm, auch Buchhändler gewesen war, verdient Erwähnung sein „Prognosticatie van Pantagruel“ (von Rabelais) 1554. K. löste das Pachtverhältniß im J. 1556 und übernahm zu eigenem Betriebe die Druckerei, aus welcher bis 1564 32 Bücher jeglichen Formates in lateinischer, holländischer, vlämischer, französischer und deutscher Sprache hervorgingen und in denen er, diesen Sprachen entsprechend, H. Chaerius, van den K., Du Tour und Henrick v. d. K., meistens mit dem Beisatze „ghezworen Drucker van sConynghs ons gheduchts Heeren Munte“ oder „Imprimeur juré de la Monnoye du Roy nostre Sire“ sich unterzeichnete. Unter allen seinen Publicationen, welche sämmtlich ebenso selten als gesucht sind, zeichnen sich besonders aus die zwei Ausgaben der Reisen des J. van Ghistele (1557, 1563), verschiedene Sammlungen von königlichen Proclamationen, das große Werk der flandrischen Verordnungen und Ordonnanzen über die Münzen, worüber er ein ausschließliches Privilegium erhalten hatte. Sein Buchdruckerzeichen war ein wechselndes: zuerst zwei über einem flammenden Degen sich kreuzende Federn mit der Devise: Absque certamine nulla victoria, hierauf ein anderes, welches er später viermal modificirte: ein runder Rahmen, in dessen Innerem die 12 Stunden und dessen Axe ein Todtenkopf und unten die Legende: Respice finem, Aenziet thende Van den K., Regarde la fin du tour; auch unterzeichnet er blos mit den Worten: Au temps incertain, Au cadran muet (1559) und A la rue d'or (1564). Seine Officin befand sich anfänglich in dem ursprünglich Lambrecht'schen, dann Cauweel'schen Hause, „Thaluer donderstrate inde Cauwe, oft op den houck van den hooghpoort neuen den Jinghele“, im J. 1564 aber „recht ouer de Capelle van den Schepenhuse“. K. erwies sich aber nicht blos als einen geschickten Buchdrucker, sondern auch als einen vortrefflichen Lehrer, Lexikograph und Dichter. Sein Brief, welcher der Reise des Ghistele vorangeht und datirt ist „Gand de nostre escole françoise ce samedi XI. de Juillet, 1556“, bewährt, daß er vortrefflich in dieser Sprache bewandert war und sie mit Leichtigkeit schrieb, eine seltene Gabe für einen Vlamänder seiner Zeit. Um aber das Studium derselben der ihm anvertrauten Jugend zu erleichtern, hatte er auch ein „Dictionnaire flamen-françois . . . pour l'avancement de la jeunesse par Henry Dutour“ verfaßt und in seiner Officin drucken lassen. Manche seiner Bücher versah er auch mit lateinischen Versen und ein französisches Lustspiel mit dem Titel: „Moralité de paix et de gverre . . . utile et bien à propos povr le temps quy covrt . . .“, 1558, 8., hat Brunet (Manuel, IV. 498) angezeigt. Sein Todesjahr ist unbekannt, fällt jedoch wahrscheinlich in das J. 1567. Er hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der jedoch das väterliche Geschäft nicht fortgesetzt zu haben scheint, weil bis jetzt ein Druck von ihm nicht aufgefunden ist. Dagegen beschäftigte er sich mit der Kunst, Typen zu gießen und zu schneiden, Arbeiten, welchen er ohne Zweifel seine Zeit ausschließlich widmete, weil er damals in dem ganzen Philipp II. unterthänigen Theile der Niederlande der einzige Formstecher war. Hiefür zeugt eine Rechnung der Stadt Gent aus dem J. 1574,

welche auszüglich lautet: „Hendric van den Keere de jonge Lettersteker 3 ℒ het zelve sedert zekere jaeren binnen deser stede gedaen hebbende, ter contemplatie vañ zeer eerw. hur bisschop in de plaets van vrydom van accysen hem versogt ghecmsenteert jaerliex in pensioene ome dattur in alle sConinx nederlanden geen ander lettersteker en was“.

Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise, I. 132—133; 158—175.

J. Franck.

Keferstein: Adolph K., geb. am 4. Aug. 1773 zu Kröllwitz bei Halle a. S., † den 12. August 1853 zu Weida im Großherzogthum Weimar, Kreis Neustadt, war ein Sohn des Papierfabrikanten Georg Christoph K. (auch Käferstein genannt) zu Kröllwitz, der seiner Zeit als einer der ersten (guten) Schriftsteller im Papiermachergewerbe bezeichnet werden konnte. Ein Verzeichniß seiner gedruckten Arbeiten (1766—1795) liefert Poggendorff im biographisch-litterarischen Wörterbuche Bd. I S. 1234. K. gehört zu den deutschen Männern, welche sich um die Erfindung der Maschinen zur Fabrikation des Papieres von beliebiger Länge, oder des Papieres ohne Ende, ein wesentliches Verdienst erwarben. In letzterer Beziehung, den technischen Theil der Papierfabrikation betreffend, werden folgende einleitende Bemerkungen nicht überflüssig sein. Bekanntlich gibt es gegenwärtig zwei Klassen von Maschinen zur Fabrikation endlosen Papieres. Erstens solche mit ebener, horizontal ausgespannter, geradlinig fortschreitender Form aus Drahtgewebe gebildet, worauf sich das gehörig zubereitete Papierzeug lagert, wobei man die Form in der Querrichtung hin und her schüttelt und daher auch das ganze Werk „Schüttelmaschine“ nennt. Zweitens Maschinen, wobei die erwähnte Drahtform den Mantel eines Kreiscylinders bildet, die Formwalze genannt, welche auf einer horizontal gelagerten Welle befestigt ist und die beim Arbeiten in continuirlicher Drehbewegung erhalten wird. Man hat dieser Klasse den Namen Cylindermaschinen gegeben. Die Schüttelmaschine, zugleich die ältere, wurde bereits im vorigen Jahrhundert (1796?) von einem Franzosen, Namens Robert zu Essonnes bei Corbeil (unweit Paris) erfunden und am 18. Januar 1799 in Frankreich patentirt, auch Robert von der französischen Regierung durch eine Belohnung von 8000 Franken ausgezeichnet und aufgemuntert. Indeß trat Robert 1800 sein Patent an Didot, den Chef der Essonner Papierfabrik, ab, der die Maschine in England zuerst ausführen ließ. Zur vollständigen Befriedigung gelangte die Robert'sche Maschine jedoch erst im gegenwärtigen Jahrhunderte, von 1801—1807 durch die Bemühungen des englischen Mechanikers Donkin, des französischen Papierfabrikanten Fourdinier u. m. A. Keferstein's Bemühungen richteten sich auf die Herstellung einer Cylindermaschine, mit der er (nach der Allgemeinen Handelszeitung, Jahrgang 1820, S. 745) bereits zu Anfange des Jahres 1816 so weit im Reinen war, daß er Detailzeichnungen einer Papierverfertigungsmaschine entwerfen und bald darauf (im April 1819) wirkliche Papierbogen von 60 Ellen Länge erzeugen konnte. Mit Vorstehendem stimmen auch die Angaben überein, welche dem Referenten der erfahrene Chef des Centralbureau's der deutschen Papierfabrikation, Herr Dr. Rudel in Dresden, unter'm 12. April 1882 gütigst machte und die wörtlich folgendermaßen lauten: „Angeregt durch die Robert'sche Idee hatte sich am Anfange des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts Adolf Keferstein mit der Zusammenstellung einer mechanischen Vorrichtung zur Verfertigung des Tapetenpapieres beschäftigt, welches Papier vornehmlich Veranlassung zur Herstellung des sogenannten „Endlosen“ gegeben hatte. In der That vermochte die Handarbeit nur Bogen von etwa 40 Zoll Länge anzufertigen, während für Tapeten größere Längen, mindestens gleich der Zimmerhöhe, immer mehr Bedürfniß wurden. Ende 1815, nach mehrjährigem Dichten, Trachten und Kummer, hatte K. seine Construction so weit vollendet,

daß er eine sauber ausgeführte Zeichnung im Frühjahr 1816 dem Großherzoge Karl August von Sachsen-Weimar vorlegen wollte. Da aber dieser hohe Herr verreist war, so blieb die Angelegenheit (Geldunterstützungen zur Ausführung einer seiner Maschinen zu erlangen) liegen. Als bald darauf (im Herbst 1816) der Großherzog auf einer Reise in die Umgegend von Weida unseren K. besuchte, erhielt er als Zeichen Allerhöchster Anerkennung ein Geschenk von 10 Ducaten, welches sich jedoch speciell als Anerkennung auf eine von K. construirte Brücke ohne Joch und auf eine neue Art Floßrechen, nicht aber auf die sinnreiche, von ihm erdachte Papiermaschine bezog. Da auch nachher von der Landesregierung keine Unterstützung zu erlangen war, und der langjährige napoleonische Krieg namentlich den Bewohnern Sachsens und Thüringens schwere Verluste in ihrer Gewerbthätigkeit gebracht hatte, endlich der Vermögensstand unseres K. sich immer mehr verringerte, so wandte er sich in seiner verzweifelten Lage nach Berlin, an die Oeffentlichkeit, um auf diesem Wege sich zu retten. In der desfallsigen Ansprache (Berliner Zeitung vom 29. Juli 1820) trägt er hauptsächlich Folgendes vor: „Ich fertigte bereits im April 1819 auf meiner neuen Maschine Papier von 60 Ellen Länge und übergab unterm 26. April desselben Jahres Sr. Königl. Hoheit in Weimar die ersten Proben davon, erhielt jedoch darauf unterm 21. März 1820 von der hochlöblichen großherzoglichen Landesdirection zur Resolution, „daß ich auf eine Unterstützung für meine Tapeten- und Landkarten-Papierfabrikation nicht rechnen könne“ (die 1816 eingereichten Zeichnungen gelangten erst 1820 wieder in den Besitz Keferstein's).“ „Da ich nun nicht die nöthigen Kosten aufbringen kann, um die Walzen und Cylinder von Metall, sowie die zur Leitung der Dämpfe nöthigen Röhren von gleicher Masse anzuschaffen, so kann ich meine Erfindung nicht im Großen betreiben, bin aber bereit, solche gegen eine billige Entschädigung demjenigen mitzutheilen, der sich deshalb an mich wendet.“ Es meldete sich aber Niemand. Zur Vervollständigung von Keferstein's Unglück hatte inzwischen (1818) der Engländer Corty in Berlin nicht nur ein 15jähriges preußisches Patent auf alleinige Anfertigung von Maschinen zur Fabrikation sogenannten endlosen Papieres erhalten, sondern es wurde auch bereits 1819 (oder 1820) die erste derartige von Donkin ausgeführte Schüttelmaschine, für Rechnung einer Actiengesellschaft, in Berlin aufgestellt und in Betrieb gesetzt. Leider war damit auch der Keferstein'schen Cylindermaschine der Todesstoß versetzt, obwol dieselbe auf ganz anderen Prinzipien beruhte als die Schüttelmaschine des genannten Engländers. Bis 1833 war es unmöglich gemacht eine Keferstein'sche Cylindermaschine in Anwendung zu bringen. Merkwürdiger Weise ist von der Keferstein'schen Maschine keine ausführliche Beschreibung, namentlich aber keine Abbildung ins Publikum gekommen. Allein die bereits vorher citirte Nürnberger Allgemeine Handelszeitung (1820, S. 745) gibt darüber Folgendes: „Die Maschine des Herrn K. hat das Eigene, daß sie das Trocknen des erzeugten Papiers durch hohle metallene Walzen bewirkt, welchen mittelst Wasserdampf ein bedeutender Grad von Wärme mitgetheilt wird. Uebrigens sind dabei zwei Fässer erforderlich, in welchen die auf gewöhnliche Art zubereitete Papiermasse erwärmt und mit Wasser durchgerührt wird. Aus einem dieser Fässer fließt die Papiermasse in einer breiten beweglichen Rinne nach dem Formrade (der Formwalze); auf dieser wird sie zum Papiere gebildet und geht in der Gestalt eines zusammenhängenden zeugartigen Stoffes (einer Art dünnen Felles oder als zusammenhängende Haut) auf einen mit Tuch (oder Filz) bekleideten großen Cylinder über (der beiläufig gesagt mit einem gewissen Theil seines Umfanges in die Zeugbütte taucht und an welchen sich der feingemahlene Papierstoff anhängt. Bei der ebenen Form der Schüttelmaschine wird das Ganzzeug durch Ueberlaufen, eine

Art Ausgießen, aufgebracht). Vom genannten Cylinder (der Formwalze) wird das Papierfell von darunter befindlichen Walzen abgenommen, zwischen welchen das Fabrikat zugleich hinlängliche Pressung erhält, worauf es endlich einem zum Aufwickeln bestimmten Haspel zugeführt wird. Oft stellt man die Behauptung auf, daß K. die Idee seiner Cylindermaschine dem Engländer Bramah entlehnt habe, der sich bereits 1805 eine zur Papierfabrikation bestimmte derartige Maschine patentiren ließ. Allein nach sachverständigem Urtheile (Karmarsch, Jahrb. des polytechn. Instituts in Wien, Bd. V, 1824, S. 341 und dessen Geschichte der mech. Technologie, S. 753) war Bramah's Entwurf so unvollkommen, daß der nicht eingetretene Fall der praktischen Ausführung seine Unzulänglichkeit sogleich gezeigt haben würde. Unstreitig war K. nicht nur der erste, welcher auf seiner Cylindermaschine wirklich Papier fabricirte, sondern ganz zweifellos der allererste, der das Papier gleich auf der Papiermaschine selbst, mit Hülfe von durch Dampf erwärmten Cylindern getrocknet darstellte. Durch die besondere Güte des gegenwärtigen Bürgermeisters der Stadt Weida, Herrn Heller, gingen dem Referenten noch folgende Mittheilungen über K. zu: Im J. 1800 zog K. nach Weida und übernahm die Papiermühle daselbst, die er auch eigenthümlich bis zum Jahre 1838 besaß. Er war rastlos thätig, nicht nur als Papiermacher, sondern auch im Baue und Construiren von Maschinen aller Art. Außer der Cylinder-Papiermaschine erfand er eine Tuchscheermaschine und eine Spinnmaschine, die beide noch heute im Gebrauche sind. Längere Zeit hindurch hat er Versuche zur Herstellung einer Flugmaschine gemacht, auch eine complicirte Art dieser Maschinengattung fertig gestellt, die jedoch ihrem Zwecke nicht entsprach. K. besaß das Vertrauen des hochseligen Großherzogs Karl August in vollem Maße, der ihn bei mehreren größeren Anlagen zu Rathe zog, unter Anderem in Weimar Wasserwerke nach seinen Plänen und Angaben bauen ließ. Auch soll er dem Großherzoge eine Sonnenuhr mit Schlagwerk zum Geschenke gemacht haben. Einen Ruf nach Rußland schlug er aus. K. war verheirathet, hatte fünf Kinder, von denen heute noch eine Tochter (Wittwe des Tertius Reichardt) und ein Sohn, Hermann K. (ohne Geschäft), leben und in Weida wohnen. Von Herrn Dr. Rudel in Dresden erhielt ich endlich noch die Notiz, daß die Sage ginge, es habe Robert, ehe er in Essonnes Werkführer wurde, auf seinen Reisen durch Deutschland und Holland bei dem alten Georg Christoph K. in dessen Papiermühle zu Kröllwitz bei Halle in Arbeit gestanden und zwar in der Zeit von 1796—1797. Rühlmann.

Keferstein: Christian K., ein verdienstvoller Forscher und fruchtbarer Schriftsteller auf dem Felde der Mineralogie und insbesondere der Geognosie, welche ihm in dem Gebiete ihrer Entwickelungsgeschichte und der beschreibenden Darstellung durch Karten und Schilderungen eine wesentliche Förderung verdankt. Geboren zu Halle a. d. S. am 20. Januar 1784, erhielt K. seine Schulbildung in den Anstalten seiner Vaterstadt, wo er auch 1803 die Universität besuchte, um sich juridischen Studien zu widmen. Nach dreijährigem Universitätsbesuche bestand er das Examen in der Jurisprudenz mit gutem Erfolge und trat sofort als Auscultator in den praktischen Justizdienst, in welchem er zur Zeit der französisch-westfälischen Herrschaft mit vielfach mißliebig aufgenommener Bereitwilligkeit die Stelle eines Advocaten (Procureur du Tribunal) übernahm, in kurzer Zeit eine sehr bedeutende Praxis gewann und sich ein beträchtliches Vermögen erwarb, das ihm die Möglichkeit verschaffte, in späterer Zeit ohne öffentliche Stellung ganz seiner Neigung nach zu leben. Zwar nahm er nach der Wiederkehr der preußischen Herrschaft 1815 eine Stelle als Justizcommissär an, unterzog sich jedoch nur mit Mißbehagen seinen neuen dienstlichen Verpflichtungen und trat deshalb 1835 sogar förmlich aus dem Staatsdienste aus, um völlig

ungehindert der schon lange Zeit vorher von ihm eifrigst betriebenen mineralogisch-geognostischen Wissenschaft sich ganz zu widmen. Schon in seiner Kindheit hatte diese Neigung Wurzel bei K. geschlagen, als ihm zufällig unter dem Hausrath seiner Eltern ein Kästchen mit glänzenden Mineralien in die Hände kam, welche die Wißbegierde des begabten Knaben in der Art erregten, daß er, ohne jedoch seine humanistischen Studien zu vernachlässigen, jede Gelegenheit benutzte, auf Ausflügen in die Umgegend seiner Vaterstadt, Mineralien aufzusuchen und zu sammeln. So legte K. schon frühzeitig den Grund zu seiner späteren höchst umfangreichen Mineraliensammlung. K. war Autodidact und ursprünglich nur Dilettant, suchte jedoch später seiner Lieblingsneigung eine gründlichere Basis durch den regen Umgang mit dem von Kopenhagen nach Halle übergesiedelten Steffens, dessen Vorträge er besuchte, ferner mit Steffens' Nachfolger, Karl v. Raumer, und seinem Schwager, Prof. Germar, zu geben. Trotzdem macht sich eine fühlbare Lücke in seinen Kenntnissen, namentlich in der Chemie bemerkbar, welche neben einem mystischen Hauch besonders in seinen späteren, mehr speculativen Schriften auffallend hervortritt. Auch war K. ein eifriger Freimaurer. Besonders fand K. in der naturforschenden Gesellschaft, welcher er seit 1808 als Mitglied, später als deren Secretär angehörte, reichliche Anregung und Förderung. Zahlreiche Vorträge, welche zum Theil in den Jahresberichten dieser Gesellschaft abgedruckt sich finden, legen von seiner regen Betheiligung an deren Zwecken Zeugniß ab. Schon 1808 trat K. mit einer ersten Arbeit über den Hallenser Aluminit, die in Leonhard's Taschenbuch für Mineralogie, 1816, Aufnahme fand, und über ein Erdharz, Retinasphalt (Buchholz, Journ. f. Chemie, I. 3. S. 290) hervor. Inzwischen fuhr er fort, die Sommermonate zu geognostisch-mineralogischen Reisen, zum Einsammeln von Mineralien und zum Studium der verschiedenen Sammlungen zu verwenden, während er den Winter den Ausarbeitungen widmete. Später, als er sich von jedem anderen Dienste freigemacht hatte, gab er sich ausschließlich dieser Beschäftigung hin, durchwanderte Deutschland nach allen Richtungen, besuchte die Alpen, Paris u. s. w. und suchte mit vielen damals berühmten Fachgelehrten bekannt zu werden. Ueberall fleißig, umsichtig und gut vorbereitet, brachte K. auf diese Weise ein großartiges Material zusammen. Außerdem vermehrte er 1815 seine Sammlung durch den Ankauf der Geißler'schen Mineralienniederlage in Leipzig und der Sammlung des Prof. Nolde, unterhielt einige Zeit ein Mineralienverkaufsbüreau und brachte durch Tausch oder Kauf seine Sammlung zu einer großen Vollständigkeit. 1850 schenkte er dieselbe der Franke'schen Waisenhausstiftung zugleich mit einem großen Theil seiner Bibliothek und Manuscripten. Einigen kleineren Arbeiten über die Braunkohlengrube von Dölau und Bemerkungen über die Kupfer- und Silbergewinnung im Saalkreise und Mansfeldischen (Kastners t. Gewerbsfreund, 1815 und 1816), über den weißen Serpentin (Schweigger's J. 1817) folgte 1819 und 20 die erste selbständige Publikation über den Basalt („Beiträge zur Geschichte und Kenntniß des Basaltes“, 1819 und „Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westl. Deutschlands“, 1820) als Frucht theils eingehender geschichtlicher Studien, theils zahlreicher, in verschiedene Basaltgegenden unternommener Reisen. Bemerkenswerth ist, daß er in diesen Schriften der damals noch ganz allgemein geltenden Ansicht Werner's von dem neptunischen Ursprung des Basaltes entgegentrat und mehr der von Voigt behaupteten Vulkanität desselben sich zuneigend, eine zwischen beiden Ansichten in Mitte liegende Theorie, die sogen. plutonische aufstellte, nach welcher der Basalt und die übrigen ungeschichteten Gesteine aus einer Art Gährung in der Tiefe entstanden und durch Aufblähung ihrer Masse zur Oberfläche emporgestiegen seien, nicht aber aus einem inneren feuerflüssigen Erdkern gefahren, den er nicht

anerkannte. Was diese Art Gährung sei, wußte K. allerdings nicht anzugeben. Das J. 1820 brachte weiter eine mit Prof. Meinecke herausgegebene, kleine Mineralogie unter dem Titel: „Mineralogisches Taschenbuch für Teutschland“, welches sich durch die sorgfältige Aufzählung der Fundorte nützlich machte. Ein großartiger und umfassender Plan, eine geognostische Specialkarte von Deutschland in 220 Blättern herauszugeben, wurde 1821 durch die Veröffentlichung einer geognostischen Uebersichtskarte von Deutschland, die erste zusammenfassende Darstellung, welche trotz vieler Mängel als eine verdienstvolle Arbeit gelten muß, in Angriff genommen. Ihr folgten alsdann erst generelle Karten der einzelnen deutschen Länder mit erläuterndem und beschreibendem Texte in sieben Bänden 1821—31: „Teutschland geognostisch-geologisch dargestellt mit Charten und Durchschnitten, welche einen geognostischen Atlas bilden“. Dieses für die Kraft eines Einzelnen übergroße Unternehmen war trotz des umfassenden darin verwertheten Materials ein verfrühtes und unbefriedigendes, enthält aber gleichwol viele werthvolle Beiträge. Zur Ergänzung in litterarischer Hinsicht sollte eine „Zeitung für Geognosie, Geologie und innere Naturgeschichte“, von welcher seit 1826—31 11 Hefte erschienen sind, dienen. Eine Zusammenfassung der einzelnen zerstreuten Arbeiten finden wir in der 1834 publicirten: „Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt“, welche wegen der vielen unhaltbaren und unklaren Theorien, wie z. B. über die Entstehung der Salzquellen, das Leben und Athmen der Erde, das ursprüngliche Abstammen der festen Erdrinde aus dem organischen Reiche, die Entstehung der Eruptivgesteine als Produkte einer chemisch nicht zu erklärenden Umbildung oder Gährung nur wenig Anklang unter den Fachgenossen fand. Dagegen verdient eine daran sich anreihende Arbeit Keferstein's, mit welcher er seine geognostische publicistische Thätigkeit der Hauptsache nach abschloß: „Geschichte und Litteratur der Geognosie“, 1840, alle Anerkennung. Wir finden hier K. auf einem Gebiete, welches er, wie kaum ein Anderer seiner Zeitgenossen, durch umfassende und gründliche historische Studien vollständig beherrschte, sodaß diese Zusammenstellung neben F. Hoffmann's Geschichte der Geognosie auch jetzt noch als unübertroffen gelten darf. Aus dieser ersten Periode der schriftstellerischen Thätigkeit Keferstein's sind von kleineren Arbeiten noch nachzutragen: „Beschreibung der Braunkohlenformation“ (v. Leonhard's Taschenbuch für Mineralien, 1822); „Ueber das Weißkupfer“ (Schweigger's Jahrb., 1823); „Tabellen für die vergleichende Geognosie“, 1825; „Ueber die Ursachen der Barometerschwankungen“ (Isis 1831); „Ueber fossile Menschenreste“ (v. Leonh. Jahrb. 1831); „Beiträge zur geogn. Kenntniß d. Prov. Sachsen“ (Prov.-Bl. f. d. Pr. Sachsen 1838); „Beiträge zur Erörterung der Frage: wie verhalten sich die Resultate der wissenschaftlichen Geologie zur Schöpfungsgeschichte der Bibel“ (Tholuck's litt. Anzeiger f. christl. Theol., 1838) u. a. Vom J. 1840 an zog sich K., der geognostischen Wanderungen müde und wol auch unbefriedigt durch den geringen Anklang, den seine geognostischen Arbeiten zu finden schienen, vom geognostischen Forschungsgebiete auf jenes der linguistisch-ethnographischen Untersuchungen zurück und beschäftigte sich hierbei hauptsächlich mit den germanischen vorchristlichen Alterthümern, mit den Spuren des Keltenthums, als europäische Urnationalität und deren Einfluß auf die später eingewanderten Völker. Gleichsam als Nachtrag zu seinen geognostischen Arbeiten veröffentlichte K. die „Mineralogia polyglotta“, 1849, eine überaus fleißige Zusammenstellung der Mineralnamen in nahezu 100 verschiedenen Sprachen. Die Forschung nach dem Ursprung der in der Bergmannssprache gebräuchlichen eigenthümlichen Ausdrücke führte ihn zu der Schrift: „Ueber die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle'schen Salzwerkes und dessen technische Sprache“, 1843. Mit dem Werke: „An-

sichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten, besonders in Deutschland, sowie den keltischen Ursprung der Stadt Halle" begann K. eine Reihe von Publikationen (3 Bde. 1846—51), in welchen er den Einfluß des Keltenthums auf alle Völker Europa's nachzuweisen und insbesondere darzulegen sucht, daß die alten Germanen der keltischen Nationalität angehören, und daß erst durch Zutritt der gothischen Völker aus dieser Urbevölkerung sich das deutsche Volksthum später entwickelt habe. Viele sonderbare und nicht zureichend begründete Urtheile und Behauptungen verringern auch auf diesem Felde der Forschung den Werth seiner ungemein fleißigen und umfassenden Arbeiten. Mit diesen Schriften und einigen kleinen Abhandlungen „Erinnerung aus Ilmenau", 1855, und „Die plutonische Gesteinsbildungstheorie", die er am Ehrenberg erläutern wollte, 1856, beendete K. seine schriftstellerische Thätigkeit. Inzwischen zog er sich nach und nach immer mehr von dem Verkehr mit der Außenwelt zurück und starb fast unbeachtet in hohem Alter, nachdem er noch 1855 eine Selbstbiographie: „Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen" hinterlassen hatte, am 26. August 1866 in seiner Geburtsstadt. Trotz seiner sehr ausgedehnten und umfassenden geognostischen Arbeiten, welche unbestreitbar zu jener Zeit einen großen fördernden Einfluß auf die Entwickelung der geognostischen Wissenschaft in Deutschland ausgeübt haben, hatte sich K. geringer Anerkennung und nur weniger ehrender Auszeichnungen zu erfreuen, nachdem er schon in jungen Jahren, fast bei dem Beginn seiner Thätigkeit, den preußischen Hofrathtitel (1823) erhalten hatte.

Poggendorff, Biogr., I. 1234. Keferstein, Erinnerungen, 1855. Handschriftl. Nachrichten. Gümbel.

Keferstein: Wilhelm Moritz K., wurde am 7. Juni 1833 zu Winsen an der Luhe geboren, woselbst sein Vater hannoverscher Beamter war. Seine erste Vorbildung erhielt er durch Privatunterricht. Vom Jahre 1847 an besuchte er die damalige Realschule zweiter Ordnung zu Lüneburg. Nachdem er die beiden obersten Classen absolvirt hatte, bezog er Michaelis 1849 die polytechnische Schule zu Hannover mit der Absicht, sich dem Wasserbaufach zu widmen, wozu besonders der Baurath Blohm in Harburg die Lust geweckt hatte. K. fand Aufnahme in der Familie eines Freundes seines Vaters, des Generaldirectors Albrecht, dem er manche Anregung verdankte. Indessen das Studium des Wasserbaus zog ihn nicht an, und er beschloß seiner wachsenden Neigung für die Naturwissenschaften zu folgen. Daher verließ er die polytechnische Schule und bezog 1852 die Universität Göttingen. Da jedoch das Studium der Naturwissenschaften allein zu wenig Aussicht auf eine spätere gesicherte Lebensstellung bot, so studirte er auf Wunsch seines Vaters Medicin. Ostern 1853 bestand K. vor der Prüfungscommission in Hannover das Maturitätsexamen, worauf er sich schon in der letzten Zeit seines Besuchs der polytechnischen Schule emsig vorbereitet hatte. Nachdem er später noch ein Jahr in Berlin studirt hatte, promovirte er, habilitirte sich in Göttingen als Privatdocent der Zoologie und wurde bald darauf zum Professor ernannt. Im J. 1857 erschien in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft Bd. IX seine erste bedeutendere Arbeit über einige deutsche devonische Conchiferen aus der Verwandtschaft der Trigoniaceen. Im folgenden Jahre veröffentlichte er zusammen mit C. Kupffer in Henle und Pfeufer. Zeitschrift für rationelle Medicin 3. Reihe, Bd. II, Heft 3 Untersuchungen über die electrischen Organe von Gymnotus und Mormyrus. In Folge seiner geschwächten Gesundheit verweilte K. von 1858—59 in Neapel, wohin ihn sein Freund, der jetzige Professor Ehlers, begleitete. Rastlos thätig, verwandte er diese Zeit zur Untersuchung niederer Meerthiere, welche er 1861 veröffentlichte (Keferstein und Ehlers, „Zoologische Beiträge",

Leipzig 1861). Dies Werk zeichnet sich aus durch eine Fülle neuer Beobachtungen und trug wesentlich zur Erweiterung der Kenntniß von den niederen Meerthieren bei. In den folgenden Jahren erschienen noch verschiedene werthvolle Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften. Keferstein's Hauptwerk ist die Fortsetzung von Bronn's Klassen und Ordnungen des Thierreichs, deren 3. Bd. 2. Abth. Leipzig 1862—66, die kopftragenden Weichthiere, er schrieb. Viele eigene Untersuchungen und Originalabbildungen erhöhen den Werth der mit sorgfältigster Benutzung aller früheren Forschungen ausgeführten Arbeit. Verschiedene Reisen, 1863 nach Norwegen, 1865 an die Küste der Normandie, lieferten K. reichliches Material zu neuen Untersuchungen. Jedoch war es ihm nicht vergönnt, dasselbe zu bewältigen. Eine Brustkrankheit, welche sich schon früher bemerklich gemacht hatte, bildete sich immer mehr aus und machte seinem Leben im noch nicht vollendeten 37. Jahre 1870 ein Ende. K. war einer der hervorragendsten Zoologen unseres Jahrhunderts, der zu den größten Hoffnungen berechtigte und bei seinen umfassenden Kenntnissen und unermüdlichem Eifer die Wissenschaft noch ferner wesentlich gefördert haben würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Im Umgang zeigte K. eine seltene Liebenswürdigkeit und ließ sich keine Mühe verdrießen, seine Schüler in die Wissenschaft einzuführen und ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen. W. Heß.

Keffer: Heinrich K. (Kefer), Buchdrucker zu Nürnberg im 15. Jahrhundert. Ueber seinen äußeren Lebensgang ist nur sehr wenig bekannt und auch als Buchdrucker erscheint sein Name nur einmal in der Schlußanzeige eines von ihm gemeinschaftlich mit Johann Sensenschmid (vgl. d.) zu Nürnberg veröffentlichten Werkes. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß er zu den ersten gehörte, denen Nürnberg die Kunst Gutenberg's zu verdanken hat, denn in den Bürgerverzeichnissen dieser Stadt wird seiner als „Buchdrucker" bereits im Jahre 1473 gedacht. Allerdings kommt in diesen Listen diese Bezeichnung schon 1463 bis 1465 bei den Namen Jeronimus und Wilhelm Rumel sen. 1463, Heinrich Rumel 1464 und Meister Konrad von Meintz (d. h. Konrad Zeninger) 1465 vor, aber alle diese arbeiteten mit Ausnahme des letzteren nicht als selbständige Meister, sondern als Gehülfen oder Correctoren im Dienste anderer Druckerherren und besonders der Koburger seit 1471 (der Name Görg K. findet sich bereits zu Nürnberg im J. 1446) oder sie veröffentlichten, wenn selbständig, ihre Druckwerke anonym, denn Bücher unter ihren Namen sind bis jetzt nicht bekannt geworden, und was H. Rumel anbelangt, so war dieser nur als Herausgeber in der Officin des Friedrich Creusner (Bd. IV, 591) thätig und niemals Buchdrucker, sondern blos Jurist. Der einzige Druck, welcher den Namen des K. aufweist, führt den Titel: „Rayneri de Pisis Summa Theologiae seu Pantheologia", am Ende: „... per ... johannem sensenschmid de egra (Eger in Böhmen) et henricum Kefer de magūtia ...", 1473. Fol. Ein anderes Buch: „Francisci de Retza Comestorium vitiorum", welches bereits 1470 und zugleich als der erste mit Ort und Jahr versehene Nürnbergische Druck erschienen war, schreibt ihm Panzer a. a. O. II, 167 gleichfalls zu, andere jedoch vindiciren dieses Buch der Presse des Creusner und Konrad Zeninger. Von größerem Interesse als diese Streitfrage ist für uns die urkundlich beglaubigte Nachricht, daß unser Drucker wie Berthold von Hanau, Johann Numeister, Johann Bone, Peter Schoiffer, Johann Mantel, Albrecht Pfister, Heinrich und Nikolaus Bechtermünze und Wigand Spieß von Ortenberg in den Jahren 1455—1467 zu jenen gehörte, die unmittelbare Schüler des Meisters Gutenberg zu Mainz gewesen waren. Selbst von Mainz gebürtig, begab er sich, ehe er nach Nürnberg kam, und zwar schon 1455, in die Dienste Gutenbergs und wurde in der Streitsache desselben mit Joh. Fust als Zeuge vorgeladen „nach solicher schickung vnd fragung ckwamen

in den gemelten refender der ersame Her Heinrick Chünther . . . Heinrich Keffer vnd Bertolff von Hanauwe diner vnd Knecht des genanten Johann Guttenberg vnd nachdem sie durch den genanten Johann Fuste gefreget vnd besprochen worden . . .“ (Instrumentum litis inter Joh. Gut. et Joh. Fust bei Köhler a. a. O.). Zum zweitenmale wurde (Linde a. a. O.) sein Name in einer handschriftlichen Notiz in dem Pariser Exemplar „Tractatus racionis et conscientiae“ (um 1459) aufgefunden. Meermann, der ihn auch a. a. O. S. 81. 101. 323 ganz verkehrt „Koler“ nennt, will zwar unseren K., obgleich er ihm die Einrichtung einer Druckerei zu Nürnberg nicht abspricht, blos zu einem Knechte Gutenberg's herabwürdigen, aber hiezu bemerkt Panzer mit Recht, daß er, wäre er von Gutenberg zu anderen Verrichtungen gebraucht worden, diejenigen typographischen Kenntnisse schwerlich würde erlangt haben, die doch wol die einzige Ursache waren, weshalb ihn Sensenschmid zum Mitgenossen seiner Druckerei annahm. Wie sein Geburtsjahr ist auch die Zeit seines Todes unbekannt geblieben.

Köhler, Ehrenrettung des Joh. Gutenberg S. 55. Murr, Memorab. I, 316. Schwarz, Orig. typogr. prim. docum. II, 76. Meermann, Orig. typogr. I, 34. 81. 101. Panzer, A. t. II, 167. 170 und dessen Nürnberg. Buchdr.-Gesch. S. 1. Geßner, Buchdr.-Gesch. IV, 192. v. d. Linde, Gutenberg S. 58—59. J. Franck.

Kehrein: Joseph K., Schulmann und Literarhistoriker, geb. am 20. Oct. 1808 zu Heidesheim bei Mainz, † am 25. März 1876 zu Montabaur. Nachdem er das Gymnasium zu Mainz absolvirt, studirte er 1831—34 zu Gießen Philologie, wurde 1835 Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt, 1837 zu Mainz, 1845 Prorector des Gymnasiums zu Hadamar in Nassau, 1855 Director des katholischen Schullehrerseminars zu Montabaur (bis 1866 zugleich Director der dortigen Realschule). Er war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, seit 1865 Ritter des päpstlichen Gregoriusordens und des nassauischen Adolphsordens. — K. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte und des Schulwesens. Von seinen größeren Werken sind die bedeutendsten: „Die dramatische Poesie der Deutschen“, 2 Bde., 1840; „Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen“, 2 Bde., 1843; „Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts“, 3 Bde., 1854—56; „Handbuch deutscher Prosa“, 2 Bde., 1855 (2. Aufl. 1859); „Katholische Kirchenlieder aus den ältesten deutschen Gesangbüchern“, 3 Bde., 1859—65 (daraus abgedruckt „Kurze Geschichte des deutschen katholischen Kirchenliedes bis 1631“, 1858, später „Das deutsche katholische Kirchenlied in seiner Entwickelung“, 1874); „Volkssprache und Volkssitte im Herzogthum Nassau“, 3 Bde., 1860—64; „Biographisch-kritisches Lexikon der katholisch-deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert“, 2 Bde., 1865 bis 1871, „Lateinische Sequenzen des Mittelalters“, 1873; „Handbuch der Erziehung und des Unterrichts“, 1876 (2. Aufl. von A. Kellner, 1877); „Fremdwörterbuch“, 1876. 77. Von Kehrein's Schulbüchern haben einige mehrere Auflagen erlebt: „Deutsches Lesebuch“, 1850, 5. Aufl. 1873; „Kleine deutsche Grammatik“, 1852, 3. Aufl. 1858; „Entwürfe zu deutschen Aufsätzen“, 1854, 5. Aufl. 1872; „Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts“, 1873, 4. Aufl. 1876.

Kehrein, Lexikon S. 186 (vollständiges Verzeichniß der bis 1865 herausgegebenen Schriften). Literar. Rundschau 1876, 173. Literar. Handweiser 1876, 235. Reusch.

Kehren: Josef K., Historienmaler, geb. am 30. Mai 1817 in Hülchrath, † am 12. Mai 1880 zu Düsseldorf. Er war der Sohn eines armen Gärtners und verlebte seine Kindheit in Wevelinghoven in sehr beengten Verhältnissen. Sein Talent und Trieb zur Kunst zeigten sich frühe und veranlaßten ihn, aus der katholischen in die evangelische Schule überzutreten, weil in dieser Zeichenunterricht ertheilt wurde, der, so dürftig er auch war, ihn doch erfolgreich förderte. Als er dann als Gärtnerbursche bei seinem Vater arbeitete, benutzte er jede freie Minute zum Zeichnen, bis es ihm durch wohlwollende Gönner ermöglicht wurde, sich zum Künstler ausbilden zu können und im Herbst 1834 die Düsseldorfer Akademie zu beziehen. Hier nahm sich der Director W. v. Schadow seiner theilnehmend an und verwandte ihn als Famulus bei Ausführung einiger Cartons und Studien. Bereits 1839 erschien sein erstes selbständiges Bild, „Die heilige Agnes“ (Altarbild in einer Schloßcapelle des Grafen Trips), dem 1841 ein „St. Hubertus“ (in Privatbesitz in Brüssel) und 1842 eine „Maria mit dem Christuskind“ folgten. Letzteres schenkte er der katholischen Kirche zu Wevelinghoven. Auch malte er viele Kirchenfahnen und half befreundeten Künstlern bei der Ausführung von Freskogemälden, so H. Stilke in der Burg Stolzenfels (1846), Andreas Müller in der St. Apollinariskirche bei Remagen, besonders aber Alfred Rethel bei dem Cyclus aus der Geschichte Karls des Großen im Rathhaussaal zu Aachen. Als dann nach einigen Jahren treuen Zusammenwirkens Rethel 1852 in unheilbaren Irrsinn verfiel, bezeichnete die öffentliche Meinung sowohl wie die gesammte Künstlerschaft K. als den Würdigsten, das Werk zu vollenden, worauf ihm dieser ebenso ehrenvolle wie schwierige Auftrag vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen zu Theil wurde. Nach dem von Rethel selbst noch gezeichneten Carton malte er nun „Die Taufe Wittekinds“ und nach dessen kleineren Zeichnungen, Skizzen und Entwürfen die drei letzten Fresken: „Die Kaiserkrönung Karls des Großen durch Leo II.“, „Die Erbauung des Aachener Münsters“ und „Die Ernennung Ludwig des Frommen zum Nachfolger Karls“. In diesen Compositionen suchte sich K., soweit es die gegebenen Raumverhältnisse nur eben zuließen, möglichst eng an die Ideen Rethels zu halten. Er hat aber für seine Arbeiten wenig Dank geerntet. Die realistische Strömung, die damals in der Malerei zur Geltung kam, ließ die ernste und stylistische Farbengebung der Rethel'schen Bilder, selbst bei dessen wärmsten Verehrern, Anfangs nicht zur verdienten Würdigung gelangen, und sie beeinflußte auch K. in dem Maße, daß er die coloristische Wirkung in den von ihm ausgeführten Fresken mehr steigerte, als er ursprünglich beabsichtigte. Dies fand zuerst so großen Beifall, daß man ihn aufforderte, er möge die Rethel'schen Fresken durch Nachhülfe und Uebermalungen wirkungsvoller machen, was er aber aus Pietät gegen Rethel entschieden ablehnte. Der später erfolgte Umschwung in der Beurtheilung der großartigen Leistungen Rethel's, führte dann zu einer höchst ungerechten Herabsetzung der Kehren'schen Wandbilder. Derselbe wurde nun zu Gunsten Rethel's mit Tadel und Vorwürfen überschüttet und fand erst nach Jahren eine unparteiische Würdigung. Die Aachener Arbeiten waren 1862 vollendet und K. nahm seitdem wieder seinen dauernden Wohnsitz in Düsseldorf, wo er zunächst im Auftrag des Kultusministeriums ein großes Bild „Justitia“ nach einem kleinen Oelbilde Alfred Rethel's für den Schwurgerichtssaal in Marienwerder malte. Bei dem Brande des Akademiegebäudes am 19. März 1872 wurde auch sein Atelier mit sämmtlichen darin enthaltenen Arbeiten, Studien und Skizzen von den Flammen zerstört. Doch half ihm über den ihm durch diesen unersetzlichen Verlust bereiteten Kummer ein großer Auftrag der preußischen Regierung hinweg, der ihn mit der Ausführung von Wandgemälden in der Aula des Lehrerseminars zu Mörs betraute. Dieselben stellen in einem

friesartigen Cyclus die Entwickelung der Weltgeschichte bis zur Kaiserproclamation in Versailles 1871 dar, wovon K. die Ereignisse bis zur Geburt Christi und von der Grablegung bis zu Karl dem Großen behandelte, während die Historienmaler Franz Commans das Wirken und Sterben Christi und Peter Janssen den Schluß auszuführen hatten. Von sonstigen Werken Kehren's sind noch hervorzuheben zwei Altargemälde für die katholische Kirche zu Glottau in Preußen, eine „Loreley“ (1847), „Joseph und seine Brüder“ (1849), der mehrmals wiederholte „Gute Hirt“ (gestochen von Glaser), „Die schmerzhafte Mutter, auf die Marterwerkzeuge blickend“ (1872), „Christus am Kreuz mit Maria und Magdalena“ (gestochen von Barthelmeß), verschiedene Portraits, Cartonzeichnungen und Aquarelle. Aus allen spricht eine eigenartige Begabung, lebhafte Phantasie und geistvolle Auffassung. In dem Streben nach scharf individualisirter Charakteristik streifte er mitunter an das Herbe, Uebertriebene und Bizarre, namentlich in seinen letzten Jahren. Seine Farbe war kräftig, wirkungsvoll, und stets der Composition geschickt angepaßt. Er suchte oft nach eigenthümlichen Stimmungen und begnügte sich nie mit leicht erreichbaren Effecten. In seinen religiösen Darstellungen herrschte ein würdevoller Ernst, der des Eindrucks nicht verfehlte. Ohne zu einer Lehrerstellung verwandt zu werden, hat K. durch opferwilligen Rath und Beistand manchen Freund und jüngeren Künstler wesentlich gefördert, da er eine überaus glückliche Beurtheilungsgabe besaß. Bescheiden und anspruchslos, hat er nicht die volle Anerkennung gefunden, die sein vielseitiges Schaffen wohl beanspruchen durfte.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfg. Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). M. Blanckarts.

Kehrer: Karl Christian K., wurde 1758 zu Dillenburg im Nassauischen geboren und vom Hofmaler A. W. Tischbein in Hanau zum Künstlerberufe herangebildet. Im Portraitmalen geübt, fand er seit 1782 Aufnahme am Hofe des Fürsten von Anhalt-Bernburg. Von 1785—1787 besuchte er die von Casanova geleitete Akademie der Künste in Dresden und benutzte mit Erfolg die dortige Gallerie. Er malte fortan, vielfach auf Reisen in Deutschland thätig, Genre- und zeitgeschichtliche Bilder, Portraits und Landschaften in Dietrichs Manier, deren Zeichnung und Colorit dem Geschmack seiner Zeit entsprachen. Zwei Bildchen von ihm werden häufig genannt, das erste unter dem Titel: „Neudeutschthümliches Kunstthum“, einen jungen Künstler in altdeutschem Kostüm vor der von ihm gemalten Madonna darstellend, das zweite mit dem Genius der bildenden Künste im Conflict mit den Accise- und Zollbeamten vor dem Thore einer kleinen Stadt. Bekannt sind ferner drei Compositionen zu „Des Künstlers Erdenwallen“ von Goethe. Im J. 1793 zum Mitglied der Akademie der Künste in Berlin erwählt, starb K. 1833 zu Ballenstedt.

v. Donop.

Keiblinger: Ignaz Franz K., Geschichtsforscher, geb. am 20. Septbr. 1797 zu Wien, † am 4. Juli 1869. Nachdem er das Stiftsgymnasium zu Melk und die philosophischen Studien in Wien absolvirt hatte, trat er 1814 als Novize in das Benedictinerstift Melk, machte seine theologischen Studien im Stifte Göttweih und im Seminar zu St. Pölten, legte 1818 die Gelübde ab und wurde 1820 zum Priester geweiht. Er wurde zunächst Lehrer an dem Stiftsgymnasium, 1829 Professor der Moral, 1832 Bibliothekar, später auch Archivar seines Stiftes. Seit 1848 war er correspondirendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Er schrieb eine „Geschichte des Benedictinerstiftes Melk in Niederösterreich, seiner Besitzungen und Umgebungen“, 2 Bde.,

1851 und 1867, und lieferte Beiträge für die „Kirchliche Topographie von Oesterreich“ und für mehrere österreichische Zeitschriften.

Wurzbach, Biogr. Lex. XI, 130. Reusch.

Keil: Ernst K., Buchhändler, Verleger und Schriftsteller zu Leipzig. Sein Geburtsort ist das Städtchen Langensalza in Thüringen, wo er am 6. December 1816 als der Sohn eines in Ruhestand getretenen Gerichtsbeamten geboren ward. Nachdem er das Gymnasium in Mühlhausen besucht, trat er als Lehrling in die Hoffmann'sche Hofbuchhandlung zu Weimar, wo nicht blos die Erinnerungen an eine entschwundene Blüthe deutschen Geistes Einfluß auf seinen Bildungsgang gewannen, sondern auch die durch Börne, Gutzkow, Laube u. a. hervorgerufene litterarische Bewegung des sog. jungen Deutschlands eine mächtige Anziehungskraft auf das Gemüth und die Denkungsart des jungen Mannes übte, eine Zeit, welche entscheidend ward für die fernere Richtung seiner Anschauungen, seines Charakters und seines von Natur aus allem Unfrischen und Pedantischen abgewendeten Formensinnes. Nach Beendigung seiner Lehrzeit genügte er seiner preußischen Militärpflicht zu Erfurt, und auch hier widmete er den größten Theil seiner Mußestunden litterarischen Studien und Beschäftigungen und nach Ablauf dieser Frist wurde er Gehülfe in der Weygand'schen Buchhandlung zu Leipzig, welche Stadt er seitdem fast niemals wieder verließ und die für die jungdeutsche Bewegung, als deren eifriger Jünger er sich fühlte, damals im gewissem Sinne ein Mittelpunkt war. Gerade der Journalismus aber war dasjenige Feld, welches dem jugendlichen Neuling auf dem Boden der alten Buchhändlermetropole schon als Knabe in die Seele geleuchtet und jederzeit als das erstrebenswertheste aller Ziele vorgeschwebt hatte. Schon in Weimar und Erfurt, ja schon auf dem Gymnasium hatte sein Drang zu eigenem Schaffen mannigfach nicht unglücklich sich versucht, unter den Anregungen Leipzigs jedoch und der inneren Fortbildung, die es ermöglichte, wuchs erst der Muth, sich wirklich damit herauszuwagen. Seine geschäftsfreie Zeit widmete der Buchhandlungsgehülfe schriftstellerischer Thätigkeit, indem er für Journale kritische und reflectirende Aufsätze schrieb und ein besonderes Talent namentlich für die novellistische Behandlung frisch aus dem Leben gegriffener Scenen und Bilder offenbarte, die er mit warmen Gemüthstönen zu durchhauchen und mit allen Reizen munterer und anmuthiger Stilfärbung auszustatten wußte. So ist ein Bändchen gesammelter „Liebes-Novelletten“ von K. unter dem Titel „Melancholie“ 1845 bei Schlüssel in Bautzen erschienen. Alle diese Leistungen erwarben ihm Freunde und lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn, so daß ihm schon 1838 die Redaction der Zeitschrift „Unser Planet“ (später „Wandelstern“ betitelt) anvertraut wurde, die er neben der pflichtgetreuen Ausfüllung seiner Comptoirstellung mit ernster Hingebung geleitet hat. Das Blatt war unter der Redaction Keil's eines der gelesensten jener Tage, bis ihm die Polizei, ihrer damaligen Befugniß gemäß, sowie geschäftliche Bedenken die weitere Führung derselben unmöglich machte. Acht Jahre lang hatte er so als Buchhandlungscommis mit schriftstellerischer Nebenbeschäftigung (zuletzt als Geschäftsführer des Hauses Naumburg) zu Leipzig gelebt, als er dieser abhängigen und kein hinreichendes Auskommen gewährenden Lage müde, am 3. August 1845 zur Gründung eines eigenen Verlagsgeschäftes sich entschloß. Zunächst gab er das von ihm redigirte Monatsblatt „Der Leuchtthurm“, dessen erste Nummer schon ein Jahr nach seiner Etablirung (1846) in seinem Verlage erschien, heraus, ein Organ, bemerkenswerth in der Geschichte des bis dahin immerhin dürftig gewesenen vormärzlichen Journalismus, dessen Eintritt als ein Ereigniß ersten Ranges und eine eingreifend bedeutsame Wendung hervorragt und ein journalistisches Unternehmen, welches eine für die damaligen Verhältnisse ganz ungewöhnliche Verbreitung fand. Denn von der glücklichen Hand und dem gesunden Urtheile

seines talentvollen Redacteurs wurde es so erfolgreich geleitet, daß die hervorragendsten Stimmführer der liberalen Bewegung, Männer wie Robert Blum, Johann Jacoby, Wislicenus, Uhlich u. a. sich ihm als Mitarbeiter anschlossen und die neue Zeitschrift immer mehr und mehr zu einem Ausdrucke des erwachten Befreiungsdranges auf politischem und religiösem, wie auch socialem und litterarischem Gebiete ward. Aber bald wurden die Regierungen mißtrauisch gegen die Tendenz des Blattes, und es mußte während der kaum zweijährigen Periode seiner vormärzlichen Existenz nicht weniger als sechsmal den Verlagsort wechseln, um endlich auch aus dem liberaler regierten Braunschweig hinausgesetzt zu werden, als plötzlich der große Umschwung von 1848 heraufzog. Nun konnte der hartgeprüfte Herausgeber sein Journal nach Leipzig herübernehmen, es wurde in eine Wochenschrift verwandelt, stellte sich sofort auf die entschiedenste Seite der Volksbewegung und aus seinen Spalten brausten alsbald die heißen Gedankenströme jener wunderbaren Tage. Aber über dem Haupte des Herausgebers hing fortwährend das Schwert der Untersuchungen und Preßprozesse, bis er endlich im April 1852 Weib und Kinder und das bereits in Blüthe gekommene, aber einzig und allein auf seiner Arbeitskraft beruhende Geschäft verlassen mußte, um als Staatsverbrecher in Hubertusburg hinter Schloß und Riegel zu sitzen. Von den neun Monaten, auf welche das Urtheil lautete, wurden ihm drei erlassen. Der „Leuchtthurm" freilich hatte schon 1851 von Leipzig weg auf die Wanderschaft sich begeben und endlich nach mühseligem Umherschleppen erliegen müssen. Denn mit seiner ganzen Haltung und seinem Beiblatte, das erst „Die Laterne", sodann „Reichsbremse", nachher „Spitzkugeln", „Wespen" und zuletzt „Schildwacht" hieß, war das Blatt unter den veränderten Strömungen und Verhältnissen ganz unmöglich geworden, K. selbst aber, von Neuem vor Gericht gestellt und zur Gefängnißhaft verurtheilt worden, aus welcher er die Redaction des seit 1851 bei ihm erscheinenden und bereits in 22000 Exemplaren verbreiteten „Illustrirten Dorfbarbier" besorgte.

Ungebeugt nach verbüßter Haft in sein Haus zurückgekehrt, brachte er einen Gedanken mit, der seit Monaten seine ganze Seele erfüllt hatte: den besseren Geschmacksrichtungen und berechtigten Anforderungen der jeweiligen Zeitperiode und ihres besonderen Publikums gerecht zu werden. Mit diesem Gedanken sich tragend faßte er in der Einsamkeit des Gefängnisses den Entschluß zu der Großthat seines Lebens, zu der Gründung des Blattes, dem er bei der am 1. Januar 1853 erfolgten Ausgabe der ersten Nummer den unscheinbaren Namen „Die Gartenlaube" gab, und da K. seinen Namen als Redacteur auf Grund der Anordnungen des Preßgesetzes nicht geben konnte, so liehen Stolle und Diezmann die ihrigen dazu her. Das Unternehmen jedoch gedieh schnell und es sind die überraschenden Erfolge jedem bekannt. Im J. 1853 mit 5000 Exemplaren debütirend, hatte das Blatt 1863 157000 Abonnenten. Da traf „die Gartenlaube" in Folge eines unüberlegten Artikels ein Verbot in Preußen, wodurch die Abnehmerzahl auf 100500 fiel, sie stieg jedoch 1864 wieder auf 125000 und 1866 auf 142000. Die Besetzung durch die Preußen im J. 1866 brachte der Zeitschrift eine zweite Katastrophe, die leicht vernichtend hätte werden können. Das Erscheinen der Gartenlaube wurde verboten, aber diese Maßregel, auf den Antrag Bismarck's zurückgenommen, wendete sich nun zum Segen für das Unternehmen: nach Verlauf von wenigen Wochen hatte die „Gartenlaube" 177000 Abonnenten und 1881 zählte sie 378000. Der Papierverbrauch aber beläuft sich jährlich auf 4300 bis 4500 Ballen, in der Druckerei arbeiten 60—70 Leute, in der Buchbinderei 40—50, das Geschäftspersonal beträgt 25 und bei der Herstellung des Blattes sind 18 Schnellpressen und 4 Satinirmaschinen in Thätigkeit. Das Erscheinen dieser Zeitschrift aber ist geradezu ein epochemachendes Ereigniß im

Buchhandel und ihr Einfluß auf die Bildung und den nationalen Gedanken ein ganz außerordentlicher geworden. Sie schenkte fast ausschließlich dem deutschen Leben und Streben Berücksichtigung und die Arbeiten von Bock, Temme, Karl Vogt, Roßmäßler und Brehm trugen ihr Bestes dazu bei, die Verbreitung zu fördern, sowie später die von H. Schmid, Ruppius, L. Schücking, Storm, E. Marlitt u. A. Und sie blieb bis heute (1881) eine Volkszeitung im wahren Sinne des Wortes und wird von den Vornehmsten so gut wie von den Geringsten, von den Gelehrten eben so gern, wie von dem einfach Gebildeten gelesen. Sehr Vieles hat dieses Blatt auch beigetragen, die Deutschen im fernen Auslande in geistiger Verbindung mit dem Mutterlande zu halten. Aber auch von einer andern Seite betrachtet, steht die „Gartenlaube“, ein Werk, welches fast doppelt so viele Schnellpressen in ununterbrochener Bewegung hält, als ganz Leipzig im Jubeljahre 1840 aufzuweisen hatte und das Resultat der Ausdauer, tüchtigen Gesinnung und Geschicklichkeit eines armen Buchhändlergehülfen, als ein weit leuchtendes Beispiel da, welche enormen, alle Vorausberechnungen über den Haufen werfenden Erfolge mittelst der wieder in Deutschland heimisch gewordenen Verbindung von Wort und Bild erreicht werden können, wenn sie mit richtigem Verständnisse für die geistigen Bedürfnisse des Volkes benutzt wird. Diese Zeitschrift ist geradezu maßgebend für die ganze Litteratur der illustrirten Unterhaltungsblätter geworden, aber die meisten der Nachfolger haben es nur zu einer äußeren Aehnlichkeit gebracht, ja kein anderes Land hat ein ähnliches Beispiel aufzuweisen, daß ein wohlfeiles Unterhaltungsblatt eine Macht geworden, deren Ausspruch oft wirksamer war, als der manchen Gebieters, aber nur deshalb, weil diese Macht nie für private oder unwürdige Zwecke gemißbraucht wurde. K. starb am 23. März 1878. Die Kunde von seinem Tode ging wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland und in die überseeischen Länder, es war, als hätte Jeder einen ihm nahe stehenden Freund verloren, obwol K. vielleicht Wenigen persönlich bekannt war, da er, früher gezwungen, später grundsätzlich von allen öffentlichen Angelegenheiten sich frei hielt. Trotz seiner glänzenden Verhältnisse lebte er einfacher als mancher schwach honorirte Gehülfe, wenn es aber galt zu helfen, da war er bereit, sobald er sich selbst überzeugt hatte, daß die Hülfe angebracht war. Von seinen sonstigen Unternehmungen seien erwähnt: Ferdinand Stolle's, Ludwig Storch's, Hermann Schmid's und E. Marlitt's Schriften, Bock's berühmtes „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, welches zwölfmal aufgelegt, in über 200 000 Exemplaren verbreitet wurde und Roßmäßler's Bücher der Natur. — Eines Buchdruckers Rupertus K. zu Zeitz gedenkt Geßner in seiner Buchdruckergeschichte für das J. 1677 und eines G. C. Keil in Magdeburg † 1807 die Zeitschrift „Gartenlaube“ 1881, 168.

Nach verschiedenen Nekrologen und zerstreuten biographischen Notizen in Zeitschriften und Büchern aus dem J. 1878. J. Franck.

Keil: Karl August Gottlieb K., geb. am 23. April 1754 zu Großenhain, K. Sachsen, verlor, noch ehe er das vierte Lebensjahr erfüllt hatte, beide Eltern, und wurde anfänglich von Pflegeeltern daselbst, seit seinem zehnten Jahre von einem Oheim in Leipzig treulich erzogen. Auf dem Nicolaigymnasium vorgebildet, studirte er in Leipzig Philosophie und Theologie; Ernesti, Dathe, Morus waren seine einflußreichsten Lehrer. Zum Schluß erwarb er sich 1778 die Würde eines Magisters, wurde nach dreijähriger Hauslehrerarbeit 1781 Magister legens und hielt philologische und exegetische Vorlesungen, seit 1785 als Baccalaureus der Theologie solche über Moral-Theologie. In demselben Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor der Philologie, 1787 der Theologie ernannt. Nachdem Reinhard von der Universität Wittenberg weg nach Dresden berufen zur Würde des Oberhofpredigers befördert worden, war K. bereits

zu dessen Nachfolger in der theologischen Facultät zu Wittenberg ernannt, als am 29. November 1792 Morus starb und K. zu dessen akademischem Lehramt nebst Beisitz im Leipziger Consistorium befördert wurde, 1793. Innerhalb der Facultät rückte er allmählich bis zur ersten Stelle auf, und starb am 22. April 1818. Die Schriften Keil's gehören sämmtlich der biblischen Wissenschaft an. Bei weitem die meisten derselben bestehen in Programmen zur Auslegung einzelner Stellen Neuen Testamentes oder zur Geschichte des apostolischen Zeitalters. Solcher Programme hat er von 1780 an bis 1816 eine große Zahl geschrieben. Mit Tzschirner gab er von 1812 bis 1817 heraus „Analekten für das Studium der wissenschaftlichen Theologie“. Einige wenige Abhandlungen von ihm schlagen in das Gebiet der systematischen Theologie ein. Das einzige eigentliche Buch, das er herausgegeben hat, ist das „Lehrbuch der Hermeneutik des N. Testaments, nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation“, 1810, welches ins Lateinische übersetzt 1812 erschien. K. war von einem gemäßigten Rationalismus beseelt, leistete indeß weder bahnbrechend noch nachhaltig etwas für die theologische Wissenschaft Hervorragendes. G. Lechler.

Keil: Christian August Karl K., Philolog, geb. am 17. Mai 1812 in Weißenfels, besuchte von 1824 an die Landesschule Pforta und studirte von 1829 an auf der Universität Leipzig, wo G. Hermann, seit 1832 an der Universität Berlin, wo A. Boeckh und K. Lachmann als Lehrer hauptsächlich auf ihn Einfluß übten. Durch Boeckh wurde er 1834 in das Seminar für gelehrte Schulen als Mitglied aufgenommen und gab als solches wöchentlich 6—8 Stunden Unterricht an dem unter Meineke's Leitung stehenden Joachimsthal'schen Gymnasium. Schon damals beschäftigte er sich mit Vorliebe mit dem Studium der griechischen Inschriften und wurde daher von Boeckh mit der Bearbeitung der Indices zum Corpus inscriptionum graecarum beauftragt: eine mühevolle Arbeit, die ihn bis an sein Lebensende beschäftigt, von der er aber nur einen Bruchtheil — die Indices zum ersten Bande — vollständig ausgeführt hat. Im Anfang des J. 1837 wurde er als Adjunct an der Landesschule Pforta angestellt, 1843 an derselben Anstalt zum Professor ernannt; dort starb er am 15. Decbr. 1865. Keil's litterarische Thätigkeit war vorzugsweise der griechischen Epigraphik gewidmet, zu deren angesehensten Vertretern er zählt — besonders zeichnete ihn eine staunenswerthe Vertrautheit mit dem gesammten inschriftlichen Material aus —; in enger Verbindung damit stehen seine Studien über die griechischen Eigennamen. Seine selbständig (oder doch in Separatabdrücken) erschienenen Schriften aus diesem Gebiete sind folgende: „Specimen onomatologi graeci“, Leipzig 1840. — „Analecta epigraphica et onomatologica“, ebd. 1842. — „Vindiciae onomatologicae“, Naumburg 1843 (Programm). — „Sylloge inscriptionum Boeoticarum“, Leipzig 1847. — „Zwei griechische Inschriften aus Sparta und Gytheion“, ebd. 1849. — „Schedae epigraphicae“, Naumburg 1855. — „Zur griechischen Anthologie“ (aus den Mélanges gréco-romains tirés du bulletin de l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg t. II), 1856. — „Epigraphische Beiträge“ (aus den Mélanges etc. t. II), 1858. — „Inscriptiones Thessalicae tres“, Naumburg 1857. — „Epigraphische Excurse“ (aus dem 2ten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie), Leipzig 1858. — „Zur Sylloge inscriptionum Boeoticarum“ (aus dem 4ten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie) ebd. 1864. — „De inscriptione Attica commentariolus“ (Gratulationsschrift des Lehrercollegiums von Pforta für Rector Prof. C. Fr. A. Nobbe zum 20. October 1864). Dazu zahlreiche epigraphische Aufsätze in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, der Hallischen Litteraturzeitung, im Philologus, in der Archäologischen Zeitung und im Rheinischen Museum für Philologie. —

Außerdem hat sich K. an der Neubearbeitung des Handwörterbuches der griechischen Sprache, begründet von Fr. Passow, durch Rost und Palm (des ursprünglichen Werkes 5te Auflage) von der ersten Abtheilung des zweiten Bandes an betheiligt und die zweite Sammlung der archäologischen Aufsätze von Ludwig Roß mit einem Nekrolog auf den Verfasser herausgegeben (Leipzig 1861).

Bursian.

Keilholz: Christiane Magdalena Elisabeth K., vermählte Haßloch, geb. 1764 zu Pirna als die Tochter eines Schauspielerpaares, dem sie auf seinen Wanderungen von früher Jugend folgte. So kam sie selbst schon zeitig auf die Bühne und war u. A. von 1772 bis 27. Februar 1773, ebenso von 1777 bis 25. Septbr. 1779 und von 1780 bis 7. März 1783 mit ihren Eltern in Hamburg, wo sie sich schon durch ihr Talent und ihre erblühende Schönheit Beifall erwarb. Von 1784 bis Anfang 1786 war sie ohne ihre Eltern, jedoch mit ihrer Schwester am Hamburger Stadttheater engagirt, dessen Besucher den „melodischen herrlichen Gesang dieser schönen Sängerin“ nicht genug preisen konnten. 1790 kam sie an das Mannheimer Nationaltheater und gehörte diesem Institut bis 1792 an, brach dann ihren Contract, um sich in Amsterdam engagiren zu lassen, kehrte jedoch darauf nach Mannheim zurück, sühnte durch eine Conventionalstrafe von 100 Dukaten ihre Schuld und nahm den Tenoristen Theodor Haßloch mit nach Amsterdam, wo sie ihn 1793 ehelichte. Von 1795—1804 wirkte sie vereint mit ihrem Gatten in Kassel, unternahm eine große von Beifall begleitete Gastspielreise durch Deutschland und entsagte später (1809) ganz der Bühne, kehrte aber 1810 wieder zu ihr zurück, um sich als Sängerin und Schauspielerin an dem neubegründeten Darmstädter Theater engagiren zu lassen. Sie wirkte hier bis zu ihrem, Ende December 1820 in Darmstadt erfolgten Tode. Eine ihrer besten Leistungen war die Julie in Benda's „Romeo und Julie“.

Joseph Kürschner.

Keim: Theodor K., kirchengeschichtlicher Forscher, geb. am 17. Dec. 1815 zu Stuttgart und † am 17. Novbr. 1878 zu Gießen. Zum Theologen herangebildet auf dem Seminar Maulbronn, im Tübinger Stift, wo er 1843—47 dauernde Anregung von F. Ch. Baur, nächst ihm von Ewald, E. Meier und Reiff empfing, wirkte er 1851—55 als Repetent an der theologischen Facultät zu Tübingen und übernahm 1856 ein Diakonat in Eßlingen. Schon zuvor waren seine Studien der schwäbischen Reformationsgeschichte zugewandt gewesen; ein reiches Quellenmaterial, sorgsam durchforscht und mit feiner Hand gestaltet, liegt zu Grunde seinen Werken „Die Reformation der Reichsstadt Ulm“ (1851), „Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag“ (1855), „Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen“ (1860), „Ambrosius Blarer“ (1860). Als Abschluß dieses ersten Theiles seines Lebens erschien eine Sammlung von Predigten (1861—62), als deren Grundton er selbst „die lebendige Vermittelung des alten Schriftwortes mit der Gegenwart“ namhaft macht. Damals war er schon als außerordentlicher Professor der Theologie nach Zürich übergesiedelt, wo er an seinem 35. Geburtstag die berühmte, 1861 im Druck erschienene Rede über „Die menschliche Entwickelung Jesu“ hielt, welcher 1865 der Vortrag über „Die geschichtliche Würde Jesu“ folgte. Eine zweite und dritte Auflage beider Schriften erschien unter dem Titel „Der geschichtliche Christus“ (1865 und 66). Damit war das neue Gebiet, welchem sich die Forschungen Keim's von jetzt ab zuwandten, deutlich in Sicht genommen, und schon 1867—72 erschien als reifste Frucht derselben die „Geschichte Jesu von Nazara“ in drei Bänden, als Auszug davon 1873 in erster, 1875 in zweiter Auflage die „Geschichte Jesu nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft, für weitere Kreise übersichtlich erzählt“. Kritischer Scharfsinn und geniale Intuition, vollständige Beherrschung des Ma=

terials und gehobene Darstellung vereinigen sich, um diesen Werken den ersten Platz in der reichen Litteratur des Lebens Jesu zu sichern. Weitere Abschnitte des Urchristenthums behandelten seine Schriften „Der Uebertritt Konstantins des Großen zum Christenthum“ (1861), „Celsus’ wahres Wort“ (1873) und „Aus dem Urchristenthum“ (1878). Schon kränkelnd folgte der überarbeitete Mann 1873 einem Rufe an die theologische Facultät in Gießen, wo ein quälendes Nervenleiden den Rest seiner Tage verdüsterte. Eine Schwester hatte den Einsamen treu gepflegt; ein geliebter Bruder und Studiengenosse, Gustav, war ihm schon am 24. April 1864 im Tode vorangegangen. Aus seinem Nachlasse hat ein treuer Schüler, H. Ziegler, herausgegeben „Rom und das Christenthum“ (Berlin 1881), mit einer Biographie Keim’s. Holtzmann.

Keimann: Christian K., als Kirchenliederdichter immerhin neben Paul Gerhardt zu nennen, mit dem er in demselben Jahre geboren war, aber auch ein verdienter Schulmann; geb. den 27. Februar 1607 in Pankraz an der Grenze Böhmens und der Oberlausitz, † den 13. Januar 1662 in Zittau als Rector des Gymnasiums. — Sohn eines evangelischen Pfarrers, der später in einem Dorfe bei Zittau Stellung fand, kam er frühzeitig in das Gymnasium dieser Stadt, in welcher er, unter Noth und Mangel lebend, eine gute Vorbereitung zu den akademischen Studien gewann. Er ging 1627 nach Wittenberg, als sein Vater vor dem Grimm der Gegenreformation als exul Christi in Zittau ein Asyl suchte. In Wittenberg hat er sieben Jahre lehrend und lernend zugebracht, mit besonderer Liebe an Erasmus Schmid, den Herausgeber Pindar’s und Hesiod’s, und an Aug. Buchner, den treuen Pfleger deutscher Poesie, sich anschließend, in den wechselvollsten Jahren des großen deutschen Krieges. Als lateinischer Dichter und Stilist hat er schon damals mannigfach sich empfohlen, z. B. durch eine „Historia Joannis Baptistae heroico metro comprehensa“ (1630) und ein Gratulationsgedicht auf Professoren der Universität beim Jubiläum desselben Jahres. Im J. 1634 Magister geworden, erhielt er gleich darauf einen Ruf nach Zittau, wo die Pest und andere Kriegsleiden Alles zerrüttet hatten und auch die Schule fast verödet war. Er hatte nun fünf Jahre lang als Conrector auch das erledigte Rectorat zu verwalten und konnte nur mit höchster Anstrengung die Schule zusammenhalten. Dann wurde er freilich als Rector eingesetzt, mußte aber noch immer 20 Jahre hindurch das Conrectorat mit verwalten und sah erst lange nach dem Friedensschlusse das Lehrercollegium so ergänzt, daß die Schule wieder zu Gedeihen sich aufrichten konnte. Als Schulmann hat er in dieser traurigen Zeit, ohne Ausnahme für die Bedürfnisse seiner Anstalt, eine Reihe von Lehrschriften (für den Unterricht im Rechnen, im Lateinischen, in der Religion) ausgearbeitet, doch auch für das Schultheater, das ja in Zittau zu eigenthümlicher Bedeutung gelangt ist, manches in lateinischer und deutscher Sprache gedichtet. Höhere Bedeutung indeß hat er als Verfasser von Kirchenliedern gewonnen, die seinem Namen bis in die Gegenwart Anerkennung erhalten haben. Seine Lieder sind nicht zahlreich und fast alle durch besondere Veranlassungen hervorgerufen; aber es spricht aus ihnen eine große Innigkeit und ein unter harten Prüfungen bewährtes Herz. Wir erinnern hier nur an die in viele Gesangbücher aufgenommenen: „Meinen Jesum laß ich nicht“, „Freuet euch, ihr Christen alle“, „Triumph, Triumph, Victoria“, „Meine Seele Gott erhebet“, „Hosianna David’s Sohne“. Von den 80 geistlichen Oden, welche Otto (Lexikon der Oberlauf. Schriftsteller II. 260) dem frommen Dichter zuschreibt, ist uns nichts bekannt geworden; dafür haben sich mancherlei lateinische Gelegenheitsgedichte von ihm erhalten. Daß seine Dichtungen, die ihn als einen Vertreter der ersten schlesischen Dichterschule erscheinen lassen, ihm den poetischen Lorbeerkranz einbrachten, ist nicht zu verwundern. So unter den Sorgen und

Mühen des amtlichen Lebens vorwärtsschreitend, konnte er auch im Kreise der Familie — seine Frau hatte ihm neun Kinder geschenkt — mannichfache Erquickung finden. Dennoch waren seine letzten Jahre durch innere Anfechtungen getrübt und sein Tod erfolgte nach schweren Leiden.

Ueber K. s. Chr. Weise, Memoria Chr. Keimanni, Z. 1689. Schröter, Merkwürdige Exulanten-Historie (Budissin 1715), S. 150 ff. H. Kämmel, Christian Keimann. Ein Beitrag zur Gesch. des Zitt. Gymn., Z. 1856, 4⁰. Auffallend ist, daß Weise, selbst ein sehr fruchtbarer Dichter, in jener Vita auf die Poesien Keimann's gar nicht Bezug nimmt; dafür hat dieser in der Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs von Koch, Bd. III S. 369 ff. vollkommene Würdigung gefunden. H. Kämmel.

Keinspeck: Michael K., ein Musiker, Lehrer und Schriftsteller am Ende des 15. Jahrhunderts. Er stammte aus Nürnberg und verfaßte als Lehrer an der Universität zu Basel den Tractat „Lilium Musice plane | Michaelis Keinspeck | musici Alexandrini". Am Schluß desselben stehen die Worte: Explicit Lilium Musice plane Michaelis Keinspeck de Nurnberga musici Alexandrini benmeriti, in inclita universitate Basiliensi per eundem resumpta. Atque per Michaelem Furter civem Basiliensem impressum Anno r̄c [id est: r = 2, r̄ = 4, scilicet: millesimo quadringentesimo] nonagesimo sexto. Diese erste Ausgabe von 1496, aus welcher nachstehende Angaben geschöpft sind, existirt nur in einem Exemplare noch, das in der Gymnasialbibliothek zu Zwickau aufbewahrt wird. Nach dieser Ausgabe umfaßt der Tractat 13 Blätter (inclusive Titelblatt) in Hochquart. Er ist mit schönen gothischen Lettern, zwar etwas eng, doch scharf und deutlich gedruckt. Trotzdem machen die häufig angewandten Abkürzungen das Lesen der Schrift nicht eben leicht. Der Werth des Tractates wird durch viele beigefügte Notenbeispiele, die in der bekannten Hufeisennotenschrift auf vier Linien gedruckt sind (— ob durch einfachen oder doppelten Druck, kann ich nicht sagen —), um ein Wesentliches gesteigert. Die Signatur ist blattweise mit a, b, c 2c. geordnet. Auf der Rückseite des Titelblattes beginnt der Prologus: Musica ars modulativa in qua animorum placiditas: delinimentum: et solatio maxima est constituta. Darauf folgen die üblichen Lobeserhebungen der Musik und des göttlichen Wesens, dem der Mensch für dieses himmlische Geschenk den höchsten Dank schulde. Dann kommt er auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten zu sprechen, die er zu überwinden gehabt habe, um sich die nöthige musikalische Bildung zu erwerben. Quo factum: ruft er aus: ut per dura ac densa pericula proficisci non teduit. Profecti enim sumus et comigravimus non quod per virentia prata, perque tempe voluptuosa. O amici: ymo per scabrosas sepes ac semitas diversas aspera conscendimus montium juga, transcendimus colles, per tot hyemes, per tot ymbres, per quidquid acerbum. Heus grave horridum. Omnes alsatiae. Renique insulas. Postremo in franciam pervenimus gallicam, cui confinis lottringia utrorumque reges invictissimi altissimo capellas imbuere perpessi sumus. Illo viros egregios optimis ingeniis praeditos convenimus, ibique hujus praedivine artis perfectione habitum narciscentes et nostras lubriunculas, succintius, evidentius, exquisitiusque decrevimus. Non ut quidem aliquorum vulgarium maxime capitulorum perticulas perloquemur neque infantium more (que pauculis mutorum caracterum Impressiunculis multa prendisse se putant) servabimus. Sed quanto commodius poterimus omnium dicta et caracteres arguendo quidam nobis vitio non dabit, nostra adinventa sedulo conjugabimus, ut expia (sic?) nimis religionis est." („Thatsache ist, daß wir nicht verschmäht haben harte und schwere Gefahren zu überstehen, denn unser Lebenspfad hat uns nicht durch reizende Wiesen und üppige Thäler gleich dem Thale Tempe geführt: O nein, meine Freunde, im Gegentheil über dornigtes Gehäge und auf entlegenen Pfaden

haben wir rauhe Gebirgsjoche erstiegen, viele Höhen bei Winterskälte, Regen und sonstigem Ungemache überschritten. O Schrecken, o Graus! Dann haben wir den ganzen Elsaß, die Rheininseln durchmessen, und sind endlich nach französisch Gallien gelangt, das an Lothringen grenzt, wo wir erlebten, daß die unüberwindlichen Könige dem Allerhöchsten Kapellen eingeweiht haben. Dort sind wir auch mit den ausgezeichnetsten und geistig hervorragendsten Männern zusammengetroffen, durch deren Vorzüglichkeit wir unsere Ausbildung in dieser göttlichen Kunst erlangten und unsere kleinen Schwächen schärfer, klarer und genauer beurtheilen lernten. Doch wollen wir hier nicht einige Theile schon sehr abgedroschener Kapitel wieder durchsprechen und uns nicht der kleinen Kindermanier bedienen, die da glauben mit wenigen unarticulirten Lauten vieles ausgedrückt zu haben, sondern wir wollen so bequem wie möglich Aller Worte und Charaktere so darstellen, daß uns Keiner einen Vorwurf machen kann; wir wollen unsere Einfälle aufs Sorgsamste miteinander verbinden, wie dies eine nicht der geringsten Vorschriften der Religion ist.") Der Tractat selbst besteht aus acht Kapiteln, die folgenden Inhalt zum Gegenstande haben: Capitulum primum. Musica est divisio sonorum et vocum et modulatio canendi. (Handelt von dem Ursprunge der Musik.) Capitulum secundum. Dividitur in choralem et mensuralem. Hier ist die Stelle bemerkenswerth, wo der Verfasser auf die Instrumentalmusik zu sprechen kommt, die er zur Mensuralmusik rechnet. Diese Stelle lautet: „Alia est Organita, que ex flatu temperata in vocis habitum roborat. Hic conveniunt fistule, organa, tube, tibie, muse; Tertia est Bigmica (sic?), que impulsu ritum modulationis agit. Huic adscribunt timbalum, varie citharum species, sistrum, timpanum.“ (Die zweite Abtheilung bilden die Blasinstrumente, die durch Wind getrieben zur Ansprache des Tones gelangen. Dahin gehören die Pfeifen, Orgeln, Trompeten, Flöten und der Dudelsack. Die dritte Gattung ist die „Bigmica“ *), welche durch den Schlag die Art des Tönens hervorbringt. Dahin zählt man die Cymbeln, die verschiedenen Arten der Cither, das Sistrum (die Klapper) und die Pauke.) Capitulum tercium. Ut clarius clareant dicta: scalam hic depingemus lepidam. (Handelt von der Tonleiter und der Guidonischen Hand.) Capitulum quartum. Cantus est modulaminis secundum arsim et thesim congrua coaptatio: Tres sunt cantus secundum Guidonem: Durus, Mollis, Naturalis. Capitulum quintum: Handelt von den Tönen und stellt unter vier beigefügten Regeln die verschiedenen Arten der Mutation zusammen. Capitulum sextum: stellt Regeln für alle Intervalle, wie Unisonus, Semitonus, Tonus, Semiditonus etc. auf, die mit Notenbeispielen belegt werden. Bei dem Tritonus macht der Verfasser folgende humoristische Bemerkung: Absquo est cavendum nobis, non enim mediocriter aures offendit audientium, sed stridorem dentium mirum in modum confert, d. h. „man habe sich vor ihm nicht allein darum zu hüten, weil er die Ohren der Zuhörer nur unbedeutend beleidige, sondern weil er auf bewundernswürdige Weise Zähnegeknirsch verursache.“ Ferner ist die Bemerkung beachtenswerth, die der Verfasser bei der Sexte beifügt: Animadvertendum erit magno studio speciem prius dictam licite posse usurpari in quocunque cantu: postremum vero nequaquam: Mit besonderem Fleiße ist auch darauf zu achten, daß die früher erwähnte Gattung Sexten (nämlich die kleinen = g — ēs, d — b) in jeder Composition verwendet werden können, niemals aber die letzte (nämlich die große Sexte, demnach g — e). Ausdrücklich mit Beispielen in Noten erläutert. Auffällig hierbei ist, daß diese Regel in der Praxis doch nicht durchgängig beobachtet wurde. Denn der Zeitgenosse,

*) Ueber dieses Wort geben die Lexica von Forcellini, Passow, Grimm, Georges, Walther, Gerbert keine Auskunft.

ja vielleicht gar der Lehrer unseres Verfassers, der berühmte Josquin de Près, machte von der großen Sexte öfters Gebrauch, und zwar innerhalb der musikalischen Phrase, so z. B. in seinem berühmten „Stabat mater“ 5 vocum, siehe die Schlußtacte des ersten Theiles im Discant. (Notenbeilagenband zu Ambros’ Musikgeschichte, Nr. 13, S. 68, Tact 86.) Bei der unvollkommenen Octave (Diapason imperfectum), unter welcher unser Verfasser den Sprung vom unteren h — c̄ verstanden wissen will, wie das beigefügte Notenbeispiel ausdrücklich angibt, fügt er die Bemerkung bei: Notandum est si aliquis volens componere antiphonam: octavam imperfectam recipiet nequaquam nam contra omnes esset musicos: (wenn Jemand eine Antiphon zu componiren beabsichtige, so sei zu bemerken, daß er diese unvollkommene Octave niemals aufnehme, denn sie widerstreitet jedem musikalischen Gefühle). Capitulum septimum. Enthält die Solmisation, die in acht Regeln zusammengefaßt wird. „Mutatio est consona vocis in vocem perversio“, erläutert er die Mutation, ähnlich wie 20 Jahre früher Tinctoris das Wort in seinem Diffinitorium (circa 1477) wie folgt erklärt: „Mutatio est unius vocis in aliam variatio“ (Mutation ist der Namenswechsel einer Stufe mit dem einer anderen). An diese Mutationsregeln schließt sich noch eine längere Erörterung: „De psalmorum Intonatione et tonorum differentiis“ (über die Psalmodie und deren Differenztöne) an, in welcher jeder einzelne Ton besonders durchgenommen und mit Beispielen aus dem Cantus Gregorianus belegt wird. In der nun folgenden Conclusio hebt er den Nutzen der Tonkunst für die Menschheit hervor, wozu er als Beleg Beispiele aus dem Alterthume citirt. „Mit Recht fühlt sich daher Alles“ — so fährt er weiter fort — „zur Musik hingezogen, wie die Alten uns schon gezeigt haben, von welchen ich nur ein Beispiel anführen will: von Sokrates sagt man, daß er noch in seinem Greisenalter diese gelernt habe, in der Meinung, daß wenn ihm die Musik fehle, ihm die Krone der Wissenschaft mangeln würde. Da er aber — so schließt er endlich seinen Tractat — Priesterzöglinge bei ihren Gesängen entsetzlich habe singen hören, so habe er diese äußerst feinen Regeln (subtilissimas regulas) überliefert, „deren Beispiele nicht bei den Leuten ich für unnütz hielt, die Uebelstände und Unzuträglichkeiten vor Allem in der heiligen Kirche auszurotten berufen sind, wie selbst der fleißigste Hörer ohne Kunst, Uebung und Nachahmung (arte, usu et imitatione) niemals ausgezeichnet im Gesange werden kann. Die einsichtsvolleren Leser aber mögen schonungsvoll vorgehen, deren Verbesserungen zu willfahren ich nicht Anstand nehmen werde.“ — Der ganze Tractat unterscheidet sich, wie man sieht, im Wesentlichen nicht von ähnlichen gedruckten Compendien dieser Zeit, wie z. B. von „Musicae omnis cantus Gregoriani“, Straßburg, per Joh. Pryß, 1488, 4°, 12 Bogen, von Hugo v. Reutlingen (ein Exemplar dieser ersten Ausgabe ebenfalls in der Gymnasialbibliothek zu Zwickau) oder von dem: „Opus aureum Musice castigatissimum“: etc. von Nicolaus Wollick, Coloniae, Henr. Quentel, 1501, 4°, 8 Bogen (erste Ausgabe in der Stadtkirche zu Pirna). In fast gleicher Weise sind dieselben Vorschriften für die damalige Kunstpflege darin enthalten. Zu dieser gehörte vorzugsweise die Solmisationslehre und der Psalmenvortrag, weßwegen auch diese Kapitel meist am ausführlichsten behandelt sind. In dem Namen unseres Verfassers ist der erste Buchstabe K häufig als R angesehen worden und die mir vorliegende erste Ausgabe von 1496 liest sowol auf dem Titel als auch am Schluß allerdings nicht Keinspeck, sondern in der That Reinspeck in unzweideutiger Weise. Dennoch hält Fétis (Biographie universelle, 1862) diese Verwechselung für einen Fehler, wahrscheinlich durch die späteren Ausgaben dieses Tractates eines Besseren belehrt. Ich habe mich dieser Ansicht daher aus dem Grunde anschließen müssen, weil spätere Ausgaben mir nicht zugänglich waren. Was die Bezeichnung „musicus Alexandrinus“ anlangt,

die unser Verfasser auf dem Titel seines Tractates sich beilegt, so hat dieser Punkt bis jetzt noch nicht geklärt werden können. Fétis nimmt an, daß dieser Ausdruck sich davon herschreibe, weil K. wie viele andere belgische, französische und spanische Künstler in der capella pontificale unter Papst Alexander VI. (welcher vom 11. August 1492 bis zum 13. August 1503 regierte) angestellt gewesen sei und darnach sich Alexandrinus genannt habe. Wenigstens fügt Fétis hinzu, daß dies die einzige Auslegung sein könne, die man dieser Bezeichnung zu geben im Stande sei, wenngleich er das Verzeichniß der Kapellsänger dieses Papstes von Adami da Bolsena (Osservazioni etc.) darüber noch nicht habe prüfen können. In Bezug auf die mehrfachen Ausgaben, die dieser Tractat erlebte, ist hinzuzufügen, daß ein Exemplar der ersten Auflage von 1496 außer dem Zwickauer in dem Verzeichnisse der Bibliothek des Grafen Boutourlin unter Nr. 564 aufgeführt war. Eine zweite Ausgabe von 1497 hat hinten am Schlusse nach dem Worte: benmeriti noch den Zusatz: una cum psalmodia utriusque tam majoris quam minoris intonatione secundum omnes tonos et exercitio solmisandi noviter adjunctis. Impressum Ulmae, Joh. Schaeffer, 1497, klein Quart, 15 Blätter (also um 2 Blatt vermehrt). Panzer in seinen Annales führt noch eine dritte von Augsburg 1498 an, von welcher Forkel (Litteratur S. 297) ein Exemplar im Kloster Buxheim gesehen haben will. Zapf, Augsburger Buchdruckergeschichte I. 135 führt endlich eine vierte Ausgabe an, Impressum Augustae, M.C.C.C.C.C. 4to, per Johannem Froschauer. Ein Exemplar der zweiten Ausgabe von 1497 fand Christmann auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart, siehe Musikalische Realzeitung, 1789, S. 354 (von dem auch die Verwechslung des Buchstabens K mit R ausging), außerdem auch die Ausgaben von 1497 und 1498 auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien (siehe Mosel, Beschreibung der Bibliothek, S. 346). O. Kade.

Keirincx: Alexander (nicht Jacob) K. (auch Keerincx, Kierings und in anderen Varianten geschrieben), ein tüchtiger Landschaftsmaler, war geboren zu Utrecht ums J. 1590. Bei wem er gelernt, ist unbekannt, doch sicher nicht bei Jan Miel, wie angegeben wurde. Wahrscheinlich bildete er sich in seiner Vaterstadt, die einen Reichthum von guten Malern aufzuweisen hatte. Zwischen dem September 1618 und dem September 1619 ließ sich K. zu Antwerpen in die St. Lucasgilde aufnehmen und erlegte dafür 12 Gulden. Im Gildejahr 1623/24 verweilte er noch in der Scheldestadt, denn er nahm damals als Lehrling einen gewissen Aertus Verhoeven auf. Schon 1625 soll er sich in England aufgehalten haben, wo er für König Karl I. schottische Schlösser zeichnete. Später muß er nach Utrecht zurückgekommen sein, weil der daselbst wohnende Cornelis Poelenburg verschiedene seiner Bilder staffirt hat. Er starb in Amsterdam 1646. K. hatte eine Vorliebe für Waldlandschaften und brachte gern knorrige, weitverästelte Bäume an, deren Blätterwerk bis ins Einzelne dargestellt ist; seine Bilder sind überhaupt sehr fleißig ausgeführt, sie zeigen einen fahlgrünen, theilweise etwas ins Violettliche gehenden Gesammtton. Er steht in der Hauptsache noch in der alten Schule, welche die Einfachheit der Darstellung nicht kennt, wie es z. B. bei den Savery und Vinckeboons der Fall ist; das Bild im Haag galt früher als eine Arbeit des Letzteren, und umgekehrt hat Professor Marggraff in seinem Augsburger Katalog ein Bild von Vinckeboons zu einem Keirincx's gemacht. In der Behandlung zeigt K. eine gewisse Verwandtschaft zu B. Breenbergh. Bilder von ihm finden sich unter Anderem in München, Schleißheim, Berlin, Dresden, Braunschweig, Augsburg, Köln, Kopenhagen, Amsterdam, dem Haag. Auch eine Radirung, Landschaft mit einer zerbrochenen Brücke, kennt man von ihm. W. Schmidt.

Keiser: Karl Kaspar K., schweizerischer Theolog und Schulmann. — Geboren am 26. Juli 1805 in Zug, der Sohn eines Advokaten, der später in der eidgenössischen Kanzlei in Bern Anstellung fand, erhielt er seine Bildung an den Lehranstalten von Zug und Solothurn und an der Universität Tübingen. Hier war er ein eifriger Schüler der hochgeachteten Theologen Drey, Möhler und Hirscher; besonders der Letztere mit seinem milden, versöhnenden Geiste übte großen Einfluß auf Keiser's ganze Lebensrichtung aus. In Luzern empfing er am 8. December 1828 die Priesterweihe; im Frühling 1829 verließ er die Lehranstalt von Luzern, an der er seine theologische Bildung vollendet hatte und übernahm eine Hauslehrerstelle in Bern. Allein schon im December desselben Jahres ließ er sich als Lehrer der deutschen Schule in Zug und im Herbste 1830 als Professor am Gymnasium wählen. Nachdem K. vorübergehend vom November 1835 bis September 1836 als Rector an der neugegründeten Realschule in Luzern gewirkt, kehrte er als Professor der Rhetorik nach Zug zurück, wo ihm 1842 als Präfekt die Leitung des Gymnasiums übergeben wurde. Mit großer Vorliebe im liberalen Sinne wirkte er in seiner Vaterstadt als Erziehungsrath für die Hebung der Schule; ebenso 1850—1862 als Professor der Theologie und Religionslehrer am Lyceum in Solothurn. Als 1859 das Priesterseminar der Diöcese Basel in Solothurn errichtet wurde, wählte ihn der Bischof in Uebereinstimmung mit den Diöcesanregierungen zum Regens desselben. Hatte K. früher Kämpfe für die Schule bestanden, so kam er jetzt in schwere kirchenpolitische Kämpfe, in welchen er mit aller Energie und zuweilen mit recht scharfen Waffen für seine Ueberzeugung einstand. Es galt zuerst, Angriffe von radikaler Seite auf das Seminar abzuwehren und dann die katholische Kirche überhaupt und ihre Stellung in der Schweiz zu wahren. K. hatte 1869 seine Stellung als Seminarregens zum Opfer gebracht und wieder eine Professur an der theologischen Lehranstalt in Solothurn übernommen; 1873 war er auch in die Redaction der schweizerischen Kirchenzeitung eingetreten, in welcher er alle Bewegungen der Gegner scharf controlirte und mit Glimpf oder Unglimpf energisch zurückwies, in welcher er aber auch bestrebt war, den schweizerischen Katholiken mit billig denkenden, positiv christlichen Protestanten einen gemeinsamen defensiven Boden zu bereiten. Nach Ausbruch der altkatholischen Bewegung steigerte sich sein Kampfesmuth und es war eine Folge derselben, daß er im September 1876 plötzlich aus seinem Lehramte entlassen wurde. Um so energischer trat er in seiner Kirchenzeitung für seine kirchlich-politische Ueberzeugung auf. Im November 1874 vom Papst Pius IX. zum Doctor der Theologie erhoben und im Herbste 1878 vom Bischof von Basel als Regens des wiederhergestellten freien Priesterseminars nach Luzern berufen, starb er daselbst schon am 28. November 1878. — Außer einer Reihe historisch gehaltener „Zugerischer Neujahrsblätter für die Jugend und ihre Freunde" (1842—46) sind seine Schriften apologetisch-polemischen Inhaltes. Wir heben hervor: „Die neuesten Versuche, die katholische Kirche in der Schweiz zu knechten" (1871) und „Die kirchlich-politischen Fragen bei der eidgenössischen Bundesrevision von 1871" (1871).

H. Alois Keiser, Dr. Karl Kaspar Keiser. Ein Lebensbild. Zug 1881.

F. Fiala.

Keiser: Reinhard K., einer der bedeutendsten, einflußreichsten und fruchtbarsten deutschen Componisten, dessen Entwickelungsgang und Lebensumstände ebenso wenig allgemein bekannt sind wie seine Werke, ist geboren um 1673 an einem unbekannten Orte zwischen Weißenfels und Leipzig, † in Hamburg am 12. September 1739. Von seinen außerordentlich zahlreichen Werken sind die meisten verloren gegangen; die übrigen existiren meistens nur in dem Directionsexemplar der früheren Hamburgischen Oper. Was davon zu Keiser's Zeit in

unvollkommener Gestalt gedruckt wurde, ist sehr unerheblich, denn der Musikdruck befand sich während seines ganzen Lebens im Zustande des tiefsten Verfalls, namentlich in Deutschland. K. war überhaupt eine vorzeitige Erscheinung. Für die Ausbildung der deutschen Kunst erschien er zur rechten Zeit, aber für sich selber oder sein eigenes Wohlergehen kam er zu früh, denn sein Vaterland that nicht das für ihn, was er für dasselbe gethan hatte; er fand hier nicht jenen Rückhalt und jene hochherzige Unterstützung, die seine ebenbürtigen Zeitgenossen Lully in Frankreich, Scarlatti in Italien und Purcell in England besaßen. Selbst seine Lebensnachrichten würden noch dürftiger und unzusammenhängender sein als sie wirklich sind, wenn er nicht in Joh. Mattheson, dem großen Musikschriftsteller, einen Freund und Anhänger gefunden hätte, der uns den Gang seines Lebens und die Eigenthümlichkeiten seiner Kunst beschrieben hat. Was Mattheson in seinen zahlreichen Schriften über K. mittheilt, wird daher für jede Biographie desselben den Faden bilden müssen, welcher die verschiedenen, noch jetzt erreichbaren Nachrichten verknüpft.

K. ist nach Mattheson „ums Jahr 1673“ geboren; der „eigentliche Ort“ seiner Geburt, sagt er, „liegt vermuthlich zwischen Leipzig und Weißenfels“. Sein Vater war ein guter Componist und fahrender Musikant, dessen Kirchenmusik sich in Mittel- und Norddeutschland weit verbreitete. Von ihm hat der Sohn unzweifelhaft die ersten Elemente der Musik erlernt. Früh kam derselbe auf die Thomasschule in Leipzig und besuchte darauf die dortige Universität. Man kann hieraus schließen, daß es nicht seine oder seines Vaters Absicht war, die Musik zum Lebensberuf zu wählen, sondern daß ihm seine reichen musikalischen Gaben nur behülflich sein sollten, auf kostenlose Weise durch eine gelehrte Schule zu kommen. Für seine musikalische Bildung war allerdings in der Thomasschule gut gesorgt, doch läßt sich sein Studiengang im Einzelnen nicht nachweisen; nicht einmal die Namen seiner Lehrer sind bekannt geworden. Wenn Mattheson sagt: K. habe das wenigste von dem, was er in der Musik wußte, „irgend einer Anweisung, sondern fast alles, was seine Feder hervorgebracht hat, der gütigsten Natur und nützlicher Betrachtung einiger besten welschen Notenwerke zu danken gehabt“ (Ehrenpforte S. 126) — so ist dieser Ausspruch charakteristisch für seine ganze Bildung. Im herkömmlichen Sinne wird er kaum irgend eines Menschen Schüler gewesen sein und noch weniger kann er einen Musterschüler vorgestellt haben. Das Ungebundene, Schrankenlose, was er von seinem Vater geerbt hatte, war völlig seiner eigenen Natur gemäß. Diesem Hange kam die Richtung der Zeit entgegen, in welcher die Empiriker über die Theoretiker zur Herrschaft gelangten. So war denn auch damals der musikalische Unterricht in Deutschland etwas in Verfall gerathen, alte Theorie und neue Praxis gingen nicht Hand in Hand. In diese ungelöste Disharmonie wuchs K. hinein und sie ist für einen bedeutenden Theil seiner Werke verhängnißvoll geworden. Mit dem Instinct einer genialen Natur wählte er aber das beste Bildungsmaterial, welches sich ihm auf empirischem Wege darbot, indem er nicht die französische, sondern vorzugsweise die italienische Oper zum Muster nahm. Die näheren Umstände, welche ihn veranlaßten seine Universitätsstudien aufzugeben und die Componistenlaufbahn zu betreten, sind ebenfalls in Dunkel gehüllt. Vermuthlich spielten hierbei, wie fast immer in damaliger Zeit, fürstliche Personen eine Rolle. Wir können dieses daraus schließen, daß K. am braunschweigischen Hofe seine ersten Opernversuche zur Aufführung brachte. 1691 wurde zu Braunschweig die italienische Oper „Il re pastore“ gegeben. Nach Bressand's Uebersetzung componirte K. das Stück aufs Neue und brachte es unter dem Titel „Basilius“ 1692 oder 1693 mit großem Beifall zur Aufführung. Diese Oper halten wir für die erste, welche K. schrieb; mit derselben führte er sich auch 1694 in Hamburg ein.

Mattheson hält das Pastoral „Ismene“ für Keiser's erstes Bühnenprodukt, ist seiner Sache aber nicht ganz gewiß; soweit meine Nachrichten gehen, wurde das Schäferspiel Ismene 1695 in dem herzoglichen Lustschlosse Salzthal (Saltzdalen, Saltzdalum) bei Braunschweig aufgeführt, den Hamburgern aber erst 1699 dargeboten. Schon diese Jugenderzeugnisse gaben von den musikalischen Eigenschaften Keiser's ein treues und höchst anziehendes Bild, fanden auch überall die beifälligste Aufnahme. Von beiden Stücken ist die Musik spurlos verschwunden. Der Aufenthalt am braunschweigischen Hofe wird mehrere Jahre gedauert haben und war für K. höchst nützlich, denn er hatte dort einen Lehrmeister, wie er ihn für seine Bedürfnisse und sein Naturell an keinem Orte der Welt wieder finden konnte. Es war dies der Kapellmeister Sigismund Kusser (Cousser), ein überaus merkwürdiger Mann, bedeutend als Componist, in allen Musikweisen bewandert, die er in den verschiedensten Ländern an der Quelle erlernt hatte, ein musikalischer Feuergeist und der größte Dirigent, den der erfahrene Mattheson in seinem Leben gesehen hatte. Kusser war damals Kapellmeister und als solcher Director der Opern in Braunschweig-Wolfenbüttel. Ihm verdankte K. unendlich viel; an ihn schloß er sich musikalisch und wahrscheinlich auch persönlich aufs engste an. Von der musikalischen Verbindung dieser hervorragenden Männer haben wir noch jetzt ein Zeugniß in Keiser's eigenhändiger Abschrift einer Kusser'schen Opernpartitur (Jason), welche sich glücklicherweise erhalten hat. Und ihre persönliche Verbindung mag man daraus ersehen, daß beide wahrscheinlich gleichzeitig Braunschweig verließen und sich nach Hamburg wandten. Kusser kam 1693 in Hamburg an, wo er nicht nur musikalischer Leiter der Opern, sondern auch Theaterpächter wurde, und von K. sagt Mattheson: „etwa 1694 kam er nach Hamburg.“ Verließen Beide nicht schon 1693 gemeinsam Braunschweig, so dürfen wir doch annehmen, daß K. bei Kusser's Abreise versprochen hatte, bald nachkommen zu wollen. Im anderen Falle müßten wir erwarten, daß man ihn als Ersatz für Kusser in Braunschweig festgehalten hätte und hiervon hat sich nicht die geringste Spur gefunden, wie denn Keiser's Name auffallenderweise nirgends in Braunschweiger Acten, Rechnungen und Textbüchern erwähnt wird. Der Sinn des damals erst Zwanzigjährigen war also wol von Anfang an auf Hamburg gerichtet, dessen Oper im Glanz der ersten Jugend strahlte. Ganz Deutschland sprach von der unerhörten Pracht, mit welcher eben damals (1692) die „Zerstörung Jerusalems“ in Hamburg auf die Bühne gebracht war — wie sollte also der junge K., der erste wirkliche Operncomponist, den Deutschland producirte, nicht bestrebt gewesen sein, so bald wie möglich an diesen Ort zu gelangen! Unter Kusser's Direction führte er hier 1694 die Oper „Basilius“ „mit dem größesten Beifall“ auf, wie Mattheson versichert. Dieses Braunschweiger Product war übrigens das einzige, was K. während der etwa dreijährigen Theaterleitung Kusser's in Hamburg auf die Bühne brachte. Das anfangs so gute und vielverheißende Einvernehmen muß also in dieser Stadt bald gestört sein. Hamburg war nicht der Ort, die besten und rechten Kräfte zu einem gemeinsamen Wirken dauernd zu vereinigen, wol aber sie gegen einander zu hetzen und dadurch ein großes Werk zu zerstören. Die Folgen des Zerwürfnisses zwischen Kusser und K. waren gleich nachtheilig für diese Männer wie für die deutsche hamburgische Oper. Zweierlei leistete Kusser in der kurzen Zeit für diese Bühne, wovon zunächst K. den größten Nutzen zog. Er führte die Singart der großen italienischen Oper in Hamburg ein „und mußten die ältesten Sänger Schüler werden“ (Mattheson). Nachdem dieser Grund gelegt war, konnte er wagen, die italienischen Meisterwerke, welche Agostino Steffani damals für das Theater in Hannover schrieb, zu deutschen Worten in Hamburg aufzuführen. Als Kusser gegen Ende des Jahres 1695 Hamburg verließ und sich nach England wandte,

fiel es K. gewiß nicht ein, in diesem Abgange einen persönlichen Verlust für sich zu erblicken, denn erst mit Kusser's Scheiden trat er über alle Erwartung glänzend vor die Oeffentlichkeit. Es ist daher erklärlich, wenn er und seine Freunde diese Wandlung als einen Glücksfall ansahen; zehn Jahre später, als K. dasselbe erleben mußte, was Kusser jetzt widerfuhr, kam er freilich auf andere Gedanken. Rathsherr Gerhard Schott, der Eigenthümer des Theaters, nahm nun (Ende 1695 oder Anfang 1696) aufs neue die Leitung in die Hand und hiermit beginnt die innerlich bedeutendste und äußerlich glänzendste Zeit, welche die Hamburger Bühne jemals erlebte. Dieselbe ist mit Keiser's Namen untrennlich verknüpft, ja ohne ihn überhaupt nicht denkbar. Eine ganze Reihe von Steffani's Opern wurde jetzt gegeben; der Orlando desselben eröffnete Schott's Direction. Darauf folgte ein Werk von K., das erste für Hamburg geschriebene: „Mahumeth II." (1696). Die Musik ist nicht erhalten, doch schon der elende Text (von Hinsch) zeigt, daß dieses Stück noch nicht ganz den Opern Steffani's gewachsen war. Aber bald verband K. sich mit dem Dichter Chr. Postel und damit hatten sich die rechten Männer gefunden. „Diese beiden Verfasser verstunden sich sehr wohl und brachten viel Schönes zu wege", sagt Mattheson. Ihr erstes Product war „Der geleibte Adonis" (Venus und Adonis), 1697. Die Musik ist erhalten; sie offenbart vielfach die Nachahmung Steffani's, aber doch schon eine völlige innere Reife und Selbständigkeit. Unmittelbar darauf ließen Beide das einactige Gelegenheitsstück „Irene" zu Ehren des englischen Königs folgen. Ein noch größeres und bedeutenderes Singspiel erschien im nächsten Jahre zur Feier des Friedensschlusses: „Der bei dem allgemeinen Weltfrieden von dem großen Augustus [Kaiser Leopold] geschlossene Tempel des Janus", 1698. Diese Festoper hatte den denkbar größten Erfolg. Sie bildet das zweite Werk, dessen Musik erhalten ist und wird bei der Bedeutung derselben immer eins der Hauptwerke sein, nach welchem die musikalische Charakteristik dieses Meisters entworfen werden muß. Auch ein Singballet producirten Beide noch zum kaiserlichen Geburtstag, am 15. November 1698. Ein drittes Werk dieser Art war die zur Vermählungsfeier des Herzogs Friedrich von Holstein bestimmte Oper „Der aus Hyperboreen nach Cymbrien überbrachte güldene Apfel", 1698. Das Jahr 1699, in welchem der Organist Bronner vorübergehend die Direction übernommen hatte, brachte den Hamburgern die früher in Braunschweig geschriebene „beständige und getreue Ismene"; gegen Ende desselben, wo der kränkelnde aber immer noch erstaunlich thätige Schott wieder das Regiment führte, kam „die wunderbar errettete Iphigenia" auf die Bühne, von welcher Postel's Text ebenso gepriesen wurde, wie Keiser's Musik. Die dritte Oper dieses Jahres, von denselben Verfassern, hieß „Die Verbindung des großen Hercules mit der schönen Hebe", veranstaltet zu der damals in der ganzen Welt Aufsehen erregenden Vermählung des Kaisers Joseph mit der Braunschweiger Prinzessin Wilhelmine. Das Stück war „trefflich wohl gerathen", wie Mattheson bezeugt. Der bereits erlangte Ruf Keiser's ist am besten daraus zu ersehen, daß er bei dieser Gelegenheit auch für Braunschweig die Festoper schreiben mußte: „Die Wiederkehr der güldenen Zeit", gedichtet von dem dortigen Hofpoeten Bressand; und dieses Werk kam unmittelbar nach „Herkules und Hebe" ebenfalls noch 1699 in Hamburg zur Aufführung, so daß K. hier in einem einzigen Jahre vier neue Werke vorführte. Dadurch war er aber auch mit einem Schlage der Herrscher im Reiche der deutschen Oper geworden, dessen Töne die bisherige Musik vergessen machten und maßgebend wurden für alle jüngeren Kräfte, die sich in diesem Gebiete versuchten. „Wie der erfindungsvolle K. hervortrat, fiel das alte Wesen dadurch fast gänzlich weg und wollte niemand was anderes hören oder machen, als was dieser galante Componist gesetzt hatte" (Mattheson). Das neue Jahrhundert begann ebenfalls

mit einer neuen Oper von K.: „Il triumfo del fato, oder das mächtige Geschick bei Lavinia und Dido“, deren Text Bressand nach einer italienischen Vorlage bearbeitete. Es war für die Direction eine Glücksoper, welche „vor anderen ausnehmend war und ein gantz Jahr neu hieß“ (Mattheson). Auch von diesem Stück ist glücklicherweise die Musik erhalten. Darauf ließ K. im J. 1700 noch folgen den „Gedemüthigten Endymion“, von Nothnagel gedichtet. Derselbe Poet schrieb für K. den Text zu dem „Ballet“, mit welchem die Hamburger Bühne 1701 die preußische Königskrönung pomphaft feierte. Das nächste Werk Keiser's für dieses Jahr war die für zwei Abende bestimmte Doppeloper über die alten hamburgischen Seeräuber „Störtebecker und Jödge Michaels“, ein von obscuren Scribenten zusammengeschriebenes, rohes Product. Daß K. in dieser Hinsicht nicht wählerisch war und in seinem Geschmacke nicht höher stand als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, wird aus dem unten Angeführten noch deutlicher zu ersehen sein. „Die wunderschöne Psyche“, zum Geburtstag der preußischen Königin aufgeführt, von Postel gedichtet und von K. componirt, beschloß dieses Jahr. Das nächste Jahr brachte zu Anfang eine bereits 1696 für Braunschweig zu Bressand's Text componirte und dort aufgeführte Doppeloper „Ulisses, oder Circe und Penelope“, und schloß mit einer anderen Doppeloper über „Orpheus“, welche als das letzte Product Bressand's in Braunschweig 1699 zur Aufführung kam. Obwol also bereits einige Jahre alt und für Keiser's Verbindung mit dem herzoglichen Hofe bezeichnend, führen wir die vier Opern doch erst in der Reihe der hamburgischen Aufführungen an, weil sie nur von dieser Stadt aus wahrhaft in die Oeffentlichkeit drangen. Die Musik des Ulisses ist in einer verkürzten Partitur auf unsere Zeit gekommen. Zwischen beiden großen Doppelopern brachte K. ein kleines neues Werk zum Geburtstage des Dänenkönigs heraus: „Sieg der fruchtbaren Pomona“, 1702. Es ist die fünfte Keiser'sche Oper, deren Musik sich erhalten hat und war das letzte Werk, welches der hochbegabte Singspieldichter Postel für die Bühne schrieb. Noch in demselben Jahre starb Schott, Postel folgte ihm 1705, Bressand war bereits 1699 verschieden. Die tüchtigsten und edelsten Gehülfen, welche K. besaß und überhaupt finden konnte, waren damit vom Schauplatze abgetreten. Sie wären ihm um so nöthiger gewesen, weil seine allgemeine Bildung ebenso mangelhaft, wie sein Geschmack ungeläutert und sein Charakter schwankend war. Diese Jahre des ersten Ruhmes 1697 bis 1702 waren die schönste Zeit, welche er erlebte. Niemals war sein Glück ungetrübter, niemals wurde sein Einfluß allgemeiner und williger anerkannt. Von nah und fern kamen fürstliche Personen hauptsächlich der Oper wegen nach Hamburg. Ein häufiger Besucher dieser Singspiele, der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, ernannte K. zu seinem Kapellmeister, was indeß ein bloßer Titel war. Die besten Mäcene, welche Hamburg in jener Zeit besaß, waren die Gesandten der großen Höfe. Unter ihnen machte sich damals besonders der kaiserliche Abgesandte im niedersächsischen Kreise, Graf v. Eckgh, bemerklich. Derselbe veranstaltete mit unerhörtem Luxus auf seine Kosten Concerte, von welchen Mattheson schreibt: „Erwehnte Concerte wurden alle Sonntage, den Winter über, 1700/1701, mit solcher Pracht und Herrlichkeit gehalten, daß ich, an Königl. Höfen dergleichen Ueberfluß bey Assembleen gesehen zu haben, mich nicht erinnere. Es wohnten den Versammlungen bisweilen 3 oder 4 Fürsten mit bey, welche, nach geendigter Musik, auf das kostbarste bewirthet, und mit Spielen belustiget wurden. . . Die Conradinn, die Rischmüllerinn, die Schoberinn, und alles, was nur am geschicktesten [bei der Oper] zu finden war, konnte man daselbst sehen und hören. Wir hatten nebst reichlicher Bezahlung, einen Schenktisch, desgleichen an Tockaier und andern sehr raren Weinen, wenig zu finden sind, und ein jeder genoß, was ihn beliebte. K. führte sich dabey mehr als ein Cavallier denn als ein Musikus auf“ (Ehrenpforte S. 332). Der

gefeierte Componist war noch nicht 30 Jahre alt, als er diese Huldigungen erlebte. Was Wunder, daß er sich über die Weltverhältnisse täuschte und daß ihm Cavaliersmanieren zur anderen Natur wurden! Ohne auffallend verbrämte Kleider „mit zwei Dienern in Aurora-Liberey“ und ähnlichem Tand ging es von jetzt an nicht mehr. Wie launisch Glück und Gunst waren, sollte er nur zu bald erfahren. Durch Schott's Ableben war das Theater in die Hände seiner Frau gerathen. Nach einem unglücklichen Versuch, selber die Bühne zu leiten, verpachtete sie dieselbe 1703 an K., welcher sich zu diesem Zwecke mit einem Gelehrten Namens Drüsike verband. Ihre theatralische Regierung wird wol niemand kürzer und treffender beschreiben können, als Mattheson es gethan hat: „Das währte vier Jahr. Um diese Zeit stellte sich seine gewisse Mutter bei ihrem wahren Sohn in Hamburg ein. Da ging es in floribus; doch nur im Anfange. Graupner [Cembalist] und Grünewald [Sänger] wußten sich das damalige Wohlleben gut zu nutz zu machen; das liebe Frauenzimmer hatte jedoch den grössesten Theil daran. Die Mutter verlor sich aber bald wieder. Das flüchtige Glück irrte gewaltig umher. Man konnte mit der Rechnung nicht fertig werden. Drüsike hörte auf zu bezahlen und verschwand aus unseren Augen“ (Ehrenpforte S. 128). Auch K. entzog sich mit Hülse der Schnellpost seinen Gläubigern, aber nicht auf immer; etwa zwei Jahre lang (von Ende 1706 bis Anfang 1709) blieb er von Hamburg fern und hielt sich hauptsächlich in Weißenfels auf. Wenn Mattheson versichert, Keiser's Leben sei reich an Sonderbarkeiten und abenteuerlichen Zufällen, die mehr in einen musikalischen Roman als in eine wohlanständige Lebensbeschreibung gehörten, so gilt dies von keiner Periode desselben in dem Maße, wie von den vier Jahren der Theaterpachtung, 1703—1706. Die Thorheiten, welche der große Componist damals beging, waren weder im äußeren Umfange noch in der Qualität zu überbieten. Und ein solcher Leichtsinn wurde entfaltet bei Uebernahme eines Werkes, welches bisher noch den Besten mißlungen war und welches in den damals schwierigen hamburgischen Verhältnissen nur durch die nüchternste Besonnenheit im Gange erhalten werden konnte. Diese Jahre sind nun um so wichtiger, weil sie auch in dem künstlerischen Leben Keiser's wie überhaupt in der Entwickelung der deutschen Musik einen Abschluß und Wendepunkt bezeichnen. Als K. und Drüsike ihre Pachtung kaum angetreten hatten, kam der junge Händel nach Hamburg, nahm nicht Theil an dem wüsten Treiben, sondern hielt sich abseits und erschütterte als Neunzehnjähriger durch seinen ersten Opernversuch („Almira“, 1704—5) vorübergehend die Reputation des berühmten und bis dahin ausnahmslos bewunderten K. Noch vor Uebernahme der Pachtung, während Wittwe Schott 1703 das Theater leitete, schrieb K. die beiden von Hinsch gedichteten Opern „Claudius“ und „Die Geburt der Minerva“, von denen die erstere sich in der Musik erhalten hat. In dem Textbuche des „Claudius“ sind Arien mit italienischen Worten unter das Deutsche gemischt, was von jetzt an stehender Gebrauch wurde; K. hat also den traurigen Ruhm, diese Unsitte eingeführt zu haben. So lange Schott lebte, blieben die Textbücher rein; selbst bei den Uebersetzungen Steffani'scher Opern war alles deutsch. Seine eigene Direction eröffnete K. dann mit „Salomon“ und ließ im nächsten Jahre „Nebucadnezar“ folgen. Beide biblische Opern waren von Hunold-Menantes verfaßt; von dem seltsamen Nebucadnezar hat sich die Musik erhalten. Auch eine „Almira“ hatte er zu setzen angefangen, aber im Saus und Braus der Opernwirthschaft wurden die Compositionen ein Jahr lang von aufstrebenden Mitgliedern seines Theaters besorgt; das Textbuch zur „Almira“ überließ er dem jungen Händel. Nach dem völlig unerwarteten Erfolge der Oper desselben offenbarte K. weder die Freude des Künstlers über eine neue Kraft, die sich doch hauptsächlich an ihm gebildet hatte,

noch die Klugheit des Geschäftsmannes in der Benutzung derselben für sein Theater. Er bereute vielmehr, den „Almira“-Text aus der Hand gegeben zu haben und überbot nun auf unglaubliche Weise die alte Thorheit durch eine neue, indem er Händel's Musik bei Seite schob, den etwas geänderten Text selber componirte und seine „Almira“ zu Ende des Jahres 1706 wirklich zur Aufführung brachte. Es war das letzte Werk, welches während seiner Theaterleitung gegeben wurde; würdiger konnte in der That dieser beinahe vierjährige Fasching nicht enden. Als das Schiff im Sinken war, raffte K. sich auf und schrieb in schneller Folge gleichzeitig mit „Almira“ eine ganze Reihe bedeutender Werke, die Opern „Octavia“, „Lucretia“, „Die gekrönte Treue“, „Kaiser Justinus“, „Masagniello furioso“ und „Die listige Rache des Sueno“, meistens von Barthold Feind gedichtet — also mit „Almira“ sieben vollständige Opern in kaum zwei Jahren, 1705—1706. Von diesen Werken sind zwei (Octavia und Masagniello) vollständig erhalten, auch wurden ausgewählte Stücke aus „Almira“ und „Octavia“ von K. 1706 in Hamburg zum Druck gebracht. Rein äußerlich betrachtet, muß schon die Production einer solchen Masse in einer solchen Frist Erstaunen erregen. Dasselbe erhöht sich aber noch bedeutend, wenn man aus den erhaltenen Musikstücken ersieht, daß hier nicht Erzeugnisse handwerksmäßiger Schnellschreiberei vorliegen, sondern daß Alles aus der Fülle wahrhaft unerschöpflicher Gedanken gestaltet und durchgehends mit compositorischer Weisheit geordnet ist. Der geniale Mann hielt mit seiner außerordentlichen Anstrengung denn auch das sinkende Theaterschiff noch etwa zwölf Monate lang über Wasser. Das war aber auch Alles. Eine ausreichende Hülfe kam von keiner Seite; K. erfuhr jetzt, wo die Taschen leer waren, zum ersten Mal in seinem Leben, was es heißt unpopulär sein. In dieser Lage fiel er aus einer Tactlosigkeit in die andere. In dem Textbuch der Oper „La fedeltà coronata, oder die gekrönte Treue“ (1706) setzte er der Vorrede des Poeten (Feind) folgendes hinzu: „Avertissement. So weit erstrecket sich der Inhalt, so der Herr Autor zum Vorberichte gesetzet: wobei ich dieses hinzu zu fügen, daß mein Wunsch dahin ziele, dieser Opera mit so lustigem Humeur zuzusehen, als mein Gemüth bisher Verdruß bei meinem Zustande empfunden. Da nun dieses meine drei und dreißigste Composition der Schauspiele, so möchten vielleicht die Inventiones zu vielen 100 Arien einem Connosseur einiges Nachsinnen erwecken. Jedoch kann ich nicht in Abrede sein, daß zu deren Verfertigung mich nichts als die Liebe zu diesem Theatro, fürnehmlich aber die Höflichkeit eines vornehmen Hauses [Graf von Dernath] encouragirt. Und da die meisten widrige Raisonnements von denen gefället werden, welche etwann ihre Passiones verleitet, oder sich flattiren, daß sie unter die Zahl der Musik-Kenner gehören, wenn sie etwann ein Menuet auf der Hautbois oder Violine spielen, so kann ich gegentheils versichern, daß ich niemals auf dergleichen Jugements reflectirt, noch um den mauvais gout du Parterre mich bekümmert. Diejenige, so im Uebrigen aus Neugier zu wissen verlangen, ob ich von Inventionen ausgeschöpft, mögen alsdann davon urtheilen, wenn ein genereuser Gönner der Musique gegen mich nur eine Marque von solcher Gunst blicken lassen möchte, die den Geist des Lullii [Lully] animiret.“ .. Um es den anmaßlichen Musikkennern des Parterre, die ihn früher so oft erfreuten und jetzt so sehr ärgerten, noch gründlicher zu geben, trug er sich mit dem Plan, von „dieser edlen und heute so hochgestiegenen Wissenschaft in einem besondern Tractat die Caracteres vernünftiger und unpassionirter Urtheile, so woll von den Opern, als andern Cantaten“ demnächst gedruckt bekannt zu machen, wie Feind im Vorwort zur Octavia ankündigt — ein Plan, der natürlich niemals ausgeführt wurde. Das Verlangen Keiser's, für seine künstlerische Thätigkeit einen Halt zu besitzen, wie Lully ihn an Louis XIV. hatte, ist sehr erklärlich und

durchaus berechtigt. Sein jetziger Mäcen, der in Holstein begüterte Graf v. Dernath, konnte nicht genügen. Die oft in Hamburg anwesenden Fürsten reichten lediglich einzelne Geschenke für einzelne Huldigungen. Den vorübergehend hier residirenden Gesandten der großen Höfe kam es ausschließlich auf die Entfaltung eines genußreichen Prunkes an. Sollten junge leichtlebige Künstler zur Verschwendung angeleitet und über ihre Stellung zur Gesellschaft getäuscht werden, so war Hamburg allerdings eine treffliche Schule. Aber um ein großes nationales Werk auszubauen und in schweren Krisen zu erhalten, dazu fehlte eine Ortsautorität, welche persönlichen Ausschreitungen Halt gebot und verschiedenartige Kräfte derselben Sache dienstbar machte. Jetzt lag das Wohl und Wehe der Bühne ausschließlich in den Händen der Künstler und Litteraten, und dadurch ging alles in Zuchtlosigkeit unter. Wir haben auf diese Periode etwas ausführlicher eingehen müssen, denn es handelte sich hier, wie schon bemerkt, nicht blos um Keiser's Leben, sondern um das Schicksal der deutschen Oper überhaupt. Die Partie der letzteren war jetzt auf nahezu 80 Jahre verloren. In Weißenfels hatte K. viele Muße, über seine bisherige Lebensführung nachzudenken und er benutzte sie auch auf eine recht verständige Weise. Weil die Hamburger Oper seine Abwesenheit ebenso schmerzlich empfand wie er, kam bald eine Vereinigung zu Stande. Anfangs 1709 war K. wieder da; durch drei neue Opern, welche er sofort hintereinander aufführte („La forza dell' amore, oder die von Paris entführte Helena"; „Die blutdürstige Rache, oder Heliates und Olympia"; „Desiderius") bewies er Allen deutlich, daß seine Kraft ungebrochen war. Im nächsten Jahre (1710) ließ er sogar vier neue Opern („Arsinoë"; „Die Leipziger Messe"; „Aurora"; „Julius Cäsar") und bis 1717 dann noch 17 andere („Crösus" 1711; „Carolus V.", „Diana" und „Heraclitus" 1712; „Inganno fedele" und „Die gekrönte Tugend" 1714; „Der Triumph des Friedens", „Fredegunda", „Cato" und „Artemisia" 1715; „Das römische April-Fest", „Das triumphirende Haus Oesterreich" und „Achilles" 1716; „Julia", Tomyris", „Trajanus" und „Jobates und Bellerophon" 1717) folgen. Mit diesem Jahre endete eine 1707 begonnene Pachtung von Saurbrey und damit die längste, ruhigste und geschäftlich einträglichste Periode, welche das Hamburger Theater erlebte. Während derselben hatte K. also nicht weniger als 24 Opern producirt. Von „Desiderius", „Arsinoe", „Crösus", „Fredegunda", „Tomyris" und „Trajan" ist die vollständige Musik auf uns gekommen und von „L'inganno fedele" liegen „Auserlesene Sätze" im Druck vor (Hamburg 1714). Der Druck wurde gleichzeitig mit der Aufführung veranstaltet, weil die Abschreiber dem Verlangen nach Arien nicht genügen konnten und in einer Bemerkung zu dieser Ausgabe wird mitgetheilt, der Autor sei gesonnen „von allen seinen Werken" eine solche Auswahl zum Druck zu bringen, was leider nicht geschehen ist. Mit dieser erstaunlichen Menge von Bühnenwerken ist aber Keiser's musikalische Thätigkeit in jenen Jahren bei weitem noch nicht erschöpft. Zunächst versuchte er sich in Cantaten. Schon 1698 hatte er in Hamburg eine „Gemüthsergötzung" von 7 Cantaten drucken lassen. Jetzt setzte er das Werk als „Musikalische Landlust" in vier „moralischen" Cantaten fort (Hamb. 1714) und erregte dadurch Entzücken in jedem musikalischen Winkel Deutschlands. Im Jahre vorher (1713) ließ er daselbst eine Sammlung von Cantaten, Duetten und Arien als „Divertimenti Serenissimi" drucken. Eine „Kaiserliche Friedenspost" (gedruckt Hamb. 1715 und Kaiser Karl VI. gewidmet) enthält Musik zur Friedensfeier, berührt sich also insofern mit Händel's Utrechter Te Deum. Eine „Serenata" auf eine vornehme Hochzeit entstand 1716 und mehreres der Art wurde geschrieben. Die bedeutendste und folgenreichste Composition Keiser's aus dieser Zeit ist aber die Musik zu dem von Brockes gedichteten Passionsoratorium „Der für die Sünde der Welt

gemarterte und sterbende Jesus.“ Das Gedicht, in der neuen italienischen Weise frei entworfen, machte das größte Aufsehen und veranlaßte die ersten Tonkünstler (Keiser, Telemann, Händel, Mattheson, Bach), dasselbe ganz oder theilweise in Musik zu setzen. Den Anfang machte K., seine Musik kam in der stillen Woche 1712 in Hamburg zur Aufführung und 1714 erschienen Sätze daraus als „Auserlesene Soliloquia“ im Druck. In dem Vorwort zu dieser Ausgabe spendet er dem Dichter hohes Lob: „Was auch immer ein Musikus für glückliche Gedanken haben mag, so vermögen ihn doch schöne, auserlesene, klingende und reine Verse, wie diese hier sind, gantz unvermerkt zu animiren, daß er sich gleichsam selber übersteigt und etwas ungemeines hervorbringt.“ Das Werk ist auch voll schöner Erfindungen, doch als etwas „Ungemeines“ konnte es auf die Dauer nicht angesehen werden, weil die größeren Händel und Bach ihm hier allzunah auf die Fersen traten. In Brockes' Art dichtete darauf Joh. Ulrich König, der in dieser Zeit viele Operntexte für K. schrieb, ebenfalls ein Passionsoratorium über den „verurtheilten und gekreuzigten Jesus“, welches K. unmittelbar darauf componirte, aufführte und als „Seelige Erlösungs-Gedanken“ 1715 drucken ließ. Diese Ausgaben (Hamburg bei Schiller) veranstaltete der Componist auf seine Kosten. Keiser's Lebensumstände hatten sich seit seiner Rückkehr von Weißenfels bedeutend gebessert und nahmen durch eine glückliche Heirath dauernd eine solide Gestalt an. Um 1710 heirathete er die Tochter des hamburgischen Rathsmusikanten Oldenburg „von gutem, angesehenen Patriciergeschlechte“ (Mattheson), die als bedeutende Sängerin besonders in der dortigen Kirchenmusik sich hervorthat und namentlich die Compositionen ihres Mannes unübertrefflich vortrug. Das einzige Kind dieser Ehe, eine Tochter, erbte die Gaben der Eltern, da sie „nicht nur eine sehr geschickte Sängerin, sondern in allen Stücken ein recht artiges, witziges Frauenzimmer“ war, wie Mattheson versichert. Als Kammersängerin am Hofe zu Kopenhagen war sie später des Vaters Trost und Stütze. Das Ende von Saurbrey's Direction 1717 bezeichnet auch das Ende von Keiser's Thätigkeit für die hamburgische Oper in dem bisherigen Sinne und Umfange. Durch persönliche Zerwürfnisse mit Schott's Erben wird die plötzliche Stockung in Keiser's Thätigkeit nicht genügend erklärt; die Wandlung der allgemeinen musikalischen Verhältnisse war der eigentliche Grund. Die Oper war inzwischen, besonders durch Scarlatti und Händel, zu größeren Formen fortgeschritten, denen gegenüber sich die in bescheideneren Grenzen gehaltenen Gesänge von K. nicht mehr recht behaupten konnten; und jenen Fortschritt mitzumachen, dazu war der geniale Mann in keiner Weise ausgerüstet, weder durch vorarbeitende Dichter noch durch ausführende Sänger, noch durch die ihm eigenthümliche Kunst des Tonsatzes. Obwol sichtlich bemüht, sich den neuen Compositionsarten anzuschließen, blieb er doch wesentlich auf der Stufe stehen, die er bis dahin erreicht hatte. Von seinem 45. Lebensjahre an hat K. nichts wirklich Neues mehr geschrieben; seine immerhin noch zahlreichen Compositionen waren im glücklichsten Falle dem Früheren ebenbürtig, dabei durchgehends weniger selbständig und weit mehr von dem immer tiefer sinkenden Geschmacke der Menge abhängig. Seit 1718 hatte K. nicht mehr seinen beständigen Wohnsitz in Hamburg, doch lassen sich hiervon nicht überall genaue Nachweise geben. Um 1722 war er in Kopenhagen bei einem Grafen v. Wedel und erhielt dort den Titel eines königlich dänischen Kapellmeisters, weil er für den Hof verschiedene Compositionen geschrieben und unter Anderem die Oper „Ulisses“ am Geburtstage des Königs aufgeführt hatte. Kopenhagen wurde gleichsam seine zweite Heimath. In Hamburg finden wir K. erst 1724 wieder, wo er zu dem Gelegenheitsstück „Das frohlockende Großbrittannien“ die Musik setzte. 1725 ließ er dann die Opern „Bretislaus“, den „Hamburger Jahrmarkt“ und die „Hamburger Schlacht-Zeit“ folgen. Im Text-

buch zu dem letzten Stück wird gesagt, daß es die 107. Oper von seiner Composition sei. Dieses 107. Produkt war aber in Sprache und Handlung so pöbelhaft und anzüglich, daß vor der zweiten Aufführung ein Verbot erfolgte und Gerichtsdiener die angeschlagenen Zettel abrissen, was indeß K. nicht hinderte für die dortige Bühne lustig weiter zu componiren. Im nächsten Jahre (1726) lieferte er derselben sogar vier neue Stücke: „Geburtsfest des Prinzen von Wallis“; „Mistevojus“; „Jodelet“; „Der stumme Prinz Atis“, und flickte mit seinen und Lully's Gesängen das Intermezzo „Barbacola“ zusammen. Ein „Lucius verus“ folgte 1728. Darauf trat eine lange Pause ein, die sich zum Theil daraus erklärt, daß K. in diesem Jahre (zu Weihnachten 1728) zum Cantor an der Domkirche ernannt wurde. Nur noch einmal nahm seit der Zeit die immer mehr zerrüttete Oper seine Hülfe in Anspruch: 1733 schrieb er die verbindenden Recitative zu „Parthenope“, während die ganze eigentliche Musik von Händel war und ließ darauf (Anfangs 1734) die Oper „Circe“ folgen, bei welcher außer den Recitativen auch noch die Chöre und die komischen Gesänge von ihm herrührten. Die Partitur der Circe ist erhalten. Wenn man solche Werke zur Hand nimmt, so sind weitere Beweise für den tiefen Verfall dieses einstmals blühenden Theaters überflüssig. Aber nicht minder ist aus denselben das Absinken Keiser's von seiner früheren Höhe zu erkennen. Als er 1705 Händel's Jugendopern durch neue Compositionen zeitweilig verdrängte, ahnte er gewiß nicht, daß man ihn in den letzten Jahren seines Lebens nur noch dazu gebrauchen würde, Lieder für den Hamburger Hanswurst und Füllrecitative zu den allbewunderten Opern Händel's zu schreiben. Das Cantorat am Dom, das einzige Amt, welches K. in seinem Leben bekleidete, trug jährlich kaum 100 Mark ein. Als Cantor ließ er „viele ausbündige Oratorien im Dom erschallen“ (Mattheson), wenigstens in den ersten Jahren. Die Kirchenmusik ging aber hier, wie auch an anderen Orten Deutschlands, bergab, und 1737, noch bei Keiser's Lebzeiten, wurde sie im Hamburger Dom (der Michaeliskirche) gänzlich eingestellt. Zur selben Zeit (Anfangs 1738) verendete auch die hamburgische deutsche Oper nach langem Siechthum, hatte also mit der gleichgearteten künstlichen Kirchenmusik hier dasselbe Schicksal. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen schied auch diejenige Persönlichkeit, welche fast 40 Jahre lang der größte Glanz und Ruhm beider gewesen war, zur selben Zeit aus der Welt. Um 1736 verlor K. seine Frau durch den Tod, „und seit der Zeit hat er Ursache gefunden, sich gantz eingezogen zu halten, ist auch hieselbst 1739 den 12. Septemb. seines Alters 66, in aller Stille gestorben und bald darauf begraben worden“ (Ehrenpforte S. 132). Eine seiner letzten und größten geistlichen Compositionen, von welcher die Musik vorliegt, ist das Oratorium „David“. Es wurde durch den Musikdirector Joh. Kayser „auf aller vornehmen Connoisseurs und Liebhaber Verlangen“ zu Ehren des Componisten aufgeführt, als dieser wieder in Hamburg eintraf, was also vermuthlich um 1724 geschah bei seiner Rückkehr von Kopenhagen. Johann Kayser schreibt im Vorwort zu dieser Aufführung: „Der Herr Capell-Meister Keiser hat der musikalischen Welt, unter den grösten Virtuosen, wohl die meisten Proben und Meisterstücke einer solchen unsterblichen Ruhms-wehrten Music hinterlassen, davon der hiesige Schau-Platz, und der gantze Hammonische Kreyß für mich sprechen mag.“ Aehnlich urtheilten über ihn auch die berufensten Zeitgenossen, die ihn genau gekannt und vielfach nach ihm sich gebildet hatten. Für Mattheson war K. noch um 1740 „der grösseste Operncomponist der Welt“, den er in einem begeisterten poetischen Nachruf einen „Weisen“ und einen „Kaiser des Gesanges“ nannte. Mit ihm in Harmonie sang der wahrhaft bedeutende Componist Telemann:

„Da Keiser's Jugend noch in erster Gluth gebrennet,
Wie reich, wie neu, wie schön, wie gantz hat er gedacht!
Wie hat er den Gesang zum vollen Schmuck gebracht,
Den dazumahl die Welt noch ungestalt gekennet!
Zu diesem zog ihn bloß ein angebohrner Trieb,
Durch den er, ohne Zwang der Schulgesetze, schrieb,
Durch den wir mehr von ihm, als hundert Werke, lesen.
Wir ehren Dein Verdienst, Du Züchtling der Natur,
Der, suchtest Du gleich nicht der Kunst verdeckte Spur,
Dennoch der größte Geist zu seiner Zeit gewesen."

Und Hasse, der als Tenorist in Keiser's Opern seine Laufbahn begann, dann aber Scarlatti's Schüler wurde, stellte ihn an Reichthum der Erfindung noch über diesen Al. Scarlatti, indem er gegen Burney sogar behauptete, „daß K. der größte Tonkünstler von der Welt gewesen sei, daß er mehr noch als der ältere Scarlatti geschrieben habe, und daß seine Melodieen, obgleich über 50 Jahre alt, immer noch lieblich klängen, und füglich, ohne von Kennern bemerkt zu werden, unter moderne gemischt werden könnten." Ein Mann, der solche Lobsprüche veranlassen konnte, muß eine mehr als vorübergehende Bedeutung besitzen und etwas dauerndes geschaffen haben. Aber an K. ist Alles merkwürdig, und so auch dies, daß es trotz der unleugbaren Genialität, von welcher alle seine Werke erfüllt sind, schwer hält, die Welt für seine Kunst wieder zu erwärmen und seine wahre Bedeutung zur Anschauung zu bringen. Verglichen mit der hohen contrapunktischen Kunst, die von einem Schütz vor ihm und von Händel und Bach unmittelbar nach ihm erreicht wurde, müssen Keiser's mehrstimmige Sätze, namentlich die kirchlichen und oratorischen, ziemlich gehaltlos erscheinen, denn im Fugensatze war er kein Meister. Ein geborner Melodist, war es ihm ein leichtes, den Sängern dankbare Stücke zu Hunderten zu liefern, die sich auch heute noch als solche bewähren; dennoch trifft man in seinen Werken zahllose Figuren an, die sich gesanglich nicht fügen wollen, namentlich sind die Chöre meistens zu hoch geschrieben, wodurch sie schreiend klingen. In diesen Dingen wurde auch seine Kunst nicht mit den Jahren reifer und edler, sondern schwächer. Seine wahrhaft bedeutenden Leistungen lagen in der Zeit, „da seine Jugend noch in erster Gluth gebrennet". Mattheson schreibt aus genauester Kenntniß: „Weil sein wahres Gemüths-Abzeichen oder Charakter aus lauter Liebe und Zärtlichkeit, nebst deren Zubehör, als Eifersucht, und so ferner, zusammengefüget war; so hat er auch, vom Anfange biß ans Ende seiner Wallfahrt, diese Leidenschafften, zu denen sich Wollust und gutes Leben gern gesellen, auf das natürlichste, und weit glücklicher, als andre, in solchem Maß auszudrücken gewußt, daß ich sehr zweifle, ob ihn jemand darin zu seiner Zeit, ja auch noch bis diese Stunde, übertroffen habe, oder übertreffe." (Ehrenpf. S. 126.) Vor allen Dingen ist zu beachten, daß K. ein geborener Bühnencomponist war. Auf das Theater weist alles hin, was er producirte; die dramatische Scene wußte er musikalisch so lebendig und so anziehend zu gestalten, wie vor ihm kein deutscher Componist. Nicht nur in der Melodienfülle, sondern auch in dieser Stellung zu der Bühne gemahnt er uns an Mozart. Es würde aber ein großer Irrthum sein, wenn man Keiser's Compositionen ausschließlich als flotte, aber kunstlose Erzeugnisse eines Naturgenies ansehen wollte. „Der Kunst verdeckte Spur" ging er allerdings nicht auf dem breiten contrapunktischen Wege nach, aber Mattheson erinnert mit Recht daran, daß obwohl bei K., als einem Setzer von Geburt, die Natur alles ohne Mühe schien erzeugt zu haben, es doch ohne Weisheit nicht solche Werke geben könne, sondern Erkenntniß und Verstand dabei mitgewirkt habe. Ein vollendeter Kunstverstand, der zu sichern Grundsätzen ausgebildet war, offenbart sich auch bei K. in zwei Punkten. Dieselben betreffen das Verhältniß seiner Gesänge zu den Worten und zu der Begleitung. Seine Deklamation und die sinnvolle

Behandlung der Redetheile ist in ihren Grenzen vollkommen; hierin hat ihn kein späterer deutscher Komponist überboten. Er wurde dadurch unwillkürlich der Lehrmeister für alle Zeitgenossen, namentlich auch durch die Schriften seines Schülers Mattheson, der diesen Punkt auf's deutlichste klar gemacht hat. Dagegen ist das große Verdienst, welches K. sich erwarb durch kunstvolle Verflechtung der Begleitstimmen mit den Gesangmelodieen, niemals recht erkannt und liegt auch der Natur der Sache nach ziemlich versteckt, obwol es gerade dasjenige ist, was er hauptsächlich in die Wagschale zu werfen hat, wenn der Musiker gewogen wird. Gesang und Begleitung, also Vocales und Instrumentales, sind in Keiser's Sologesängen inniger durchdrungen, als in denen irgend eines Komponisten, der um 1700 blühte, und weil wir heute leicht einsehen können, daß der musikalische Fortschritt hauptsächlich nur auf einem solchen Wege zu erreichen war und erreicht wurde, so ist damit auch die bahnbrechende Bedeutung dieses bisher verkannten Meisters verständlich geworden. Keiser gehört daher in dieser Kunst zu den wahrhaft historischen Persönlichkeiten.

Friedrich Chrysander.

Keith: George K., Earl Marishal of Scotland. Die Wirren und inneren Kämpfe, welche mit dem Sturze des Hauses Stuart zusammenhingen, trieben unter Anderen zwei Brüder aus einer der ältesten und angesehensten schottischen Familien, George und James K., in die Verbannung und führten sie nach wechselvollen Schicksalen in die Dienste Friedrichs des Großen, der sie durch sein höchstes Vertrauen und seine Freundschaft auszeichnete. George K., der ältere der Brüder, auf den der seit Jahrhunderten in der Familie erbliche Titel eines Earl Marishal of Scotland (er war der zehnte in der Reihe) überging, war am 2. April 1693 auf dem Schlosse Inverugie bei Peterhead geboren. Für eine militärische Laufbahn bestimmt, erhielt er unter der Königin Anna ein Hauptmannspatent, gab dieses aber nach der Thronbesteigung Georg I. von Hannover auf und betheiligte sich mit seinem Bruder an den Jacobitenaufständen, welche 1715 und 1719 auf Alberoni's Betrieb mit spanischer Hilfe in Schottland unternommen wurden. Nach dem Fehlschlagen dieser Unternehmungen, welche die Acht der Brüder und die Confiscation der Familiengüter zur Folge hatten, verweilten beide K. zeitweise in Italien und Paris, meistens in Spanien; hier verblieb der Graf Marishal auch, nachdem sein jüngerer Bruder in russische Kriegsdienste übergegangen war. Die Sorge um diesen Bruder, der bei Otschakoff 1737 verwundet war, führte ihn nach Rußland; er geleitete ihn nach Frankreich, wo die Wunde geheilt wurde, und reiste mit demselben auf erhaltenen Urlaub 1740 auch nach England. James K. kehrte hierauf nach Rußland zurück, George nach Spanien, wo er vornehmlich in Valencia sich aufhielt. Das Unternehmen Karl Eduards im J. 1744 erkannte er von vornherein für hoffnungslos und zog sich deshalb von ihm zurück. Damals gab er auch den spanischen Dienst auf und ließ sich in Venedig nieder. Von dort beabsichtigte er sich im J. 1746 abermals zu seinem Bruder nach Petersburg zu begeben, ward aber auf Beschwerde des englischen Gesandten wegen seiner jacobitischen Beziehungen schon an der Grenze zurückgewiesen und reiste in Folge dessen über Berlin, wo Friedrich der Große ihn empfing, wiederum nach Venedig. Von dort kehrte er auf die Einladung seines Bruders, welcher inzwischen als Feldmarschall in preußische Dienste getreten war, zu Ende des Jahres 1747 an den preußischen Hof zurück und trat fortan in die engste, vertrauteste Verbindung mit Friedrich dem Großen, dessen philosophische Grundsätze und litterarische Interessen er theilte. Wie sein Bruder wurde Graf Marishal Mitglied der preußischen Akademie. Als Mann seines besonderen Vertrauens sandte der König ihn im August 1751 als seinen Gesandten an den französischen Hof, und es gelang ihm in der That die schon

damals erschütterte Freundschaft desselben für Friedrich von Preußen von Neuem zu befestigen. Aber auf die Dauer glaubte Graf Marishal seinem Posten als Gesandter nicht genügen zu können. Zunächst ordnete der König an, daß er sich durch seinen Secretär Knyphausen vertreten lassen möge (1. Januar 1753); einige Monate später gewährte er ihm die nachgesuchte Abberufung und ernannte ihn am 18. Juli 1754 zum Gouverneur von Neuenburg. Zuvor hatte Marishal noch die Berufung von d'Alembert nach Berlin vermittelt. Auf seinem Posten als Gouverneur von Neuenburg behagte sich Graf Marishal nicht. Es gab mancherlei Streit mit der strenggläubigen Geistlichkeit und mit althergebrachten Vorurtheilen, als Graf Marishal dem Willen des Königs gemäß nicht allein die Folter, sondern auch die öffentliche Kirchenbuße abschaffte. Später (im J. 1762) gewährte er dem aus Genf verwiesenen J. J. Rousseau Aufnahme und Schutz. Auf die Dauer ertrug übrigens Graf Marishal es nicht, während König Friedrich im siebenjährigen Kriege mit der Uebermacht seiner Feinde rang, still auf einem Ruheposten zu sitzen. Er hoffte vermöge seiner langjährigen Verbindungen in Spanien dem Könige, seinem Freunde nützen, vielleicht eine Friedensvermittelung zu Wege bringen zu können. Daher begab er sich mit Genehmigung Friedrichs, aber ohne förmliche Beglaubigung, im Frühjahre 1759 nach Spanien, in Erwartung des bevorstehenden Ablebens des Königs Ferdinand VI. und der Thronbesteigung Karls III. Ferdinand VI. starb am 16. August, sein Bruder und Nachfolger Karl III. traf am 17. October von Neapel in Spanien ein. Der neue König nahm von vornherein eine feste Haltung gegen England an, zugleich aber erklärte er sich bereit den Frieden zwischen Frankreich und England zu vermitteln, jedoch in einer Weise, welche Pitt als englischen Minister bestimmten, auf diese Vermittelung nicht einzugehen. Mehr und mehr gewann Graf Marishal die Ueberzeugung, daß Karl III. ernstliche Anstalten treffe, um als Verbündeter Frankreichs gegen England die Waffen zu erheben. Damit fiel die Aussicht auf eine Friedensvermittelung, welche auch Friedrich dem Großen zu Gute kommen konnte, hinweg. Deshalb verließ Graf Marishal im Juli 1760 Spanien und traf am 13. August in England ein. Nicht mehr als ein Geächteter. König Georg II. hatte auf Friedrich II. Fürsprache nach Pitt's Antrage am 29. Mai 1759 dem Grafen Marishal den erbetenen Gnadenbrief ertheilt; im März 1761 ward ihm von Georg III. nach Parlamentsbeschluß der noch nicht erlegte Rest des Kaufschillings für seine confiscirten Güter mit Zinsen zurückerstattet; damals konnte Graf Marishal auch eine ihm zugefallene Erbschaft antreten. Der lange Aufenthalt in Spanien setzte den Grafen Marishal in den Stand, Pitt genaue Auskunft über die spanischen Kriegsrüstungen zu ertheilen, freilich ohne Erfolg, da Pitt's Anträge, sofort an Spanien den Krieg zu erklären, bei den übrigen Ministern und dem von Lord Bute berathenen Könige kein Gehör fanden. Nach Pitt's Rücktritt am 5. October 1761 verließ Graf Marishal England und begab sich nach Holland, von dort, als der Herzog von Choiseul ihm endlich einen Paß zur Reise durch Frankreich gewährt hatte, im Januar 1762 in sein Gouvernement Neuenburg zurück. Im August 1763 reiste er noch einmal in seine schottische Heimath und ward von den ehemaligen Vasallen und Freunden seines Hauses mit höchster Auszeichnung empfangen. Aber sein Stammschloß war verfallen, überall begegneten ihm nur schmerzliche Erinnerungen, er war in dem Vaterlande ein Fremdling. Unter diesen Umständen folgte er den dringenden freundschaftlichen Einladungen König Friedrichs, sich an seiner Seite niederzulassen. Friedrich ließ ihm an den Gärten von Sanssouci ein Haus bauen; hier verlebte er seine letzten Jahre. In Neuenburg ward er durch einen Vicegouverneur (zunächst Louis Michell) vertreten. Er starb in seinem 86. Lebensjahre am 25. Mai 1778 als der letzte seines Hauses.

Von Lord Marishal's Briefwechsel mit König Friedrich dem Großen sind nur Bruchstücke im preußischen Staatsarchive erhalten. Vgl. Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, by Andrew Bisset, London 1850, II. 406 ff., 508 ff. d'Alembert, Éloge de Milord Marechal 1779 (Oeuvres de d'Alembert, Paris 1805, VI. 31—109). Oeuvres de Frédéric le Grand. tom. XX. introd. p. XXV corr. p. 255 ss. Unecht ist ein angeblicher von Friedrich II. nach der Schlacht bei Kolin an den Grafen Marishal geschriebener Brief (a. a. O. S. 267), s. Sybel's histor. Zeitschr. XV. 317 ff. und J. Kutzen, Abhandl. der schles. Gesellsch. f. vaterländ. Cultur. Phil.-hist. Abth. 1866 S. 19 ff.

James K., des Vorigen Bruder, am 11. Juni 1696 geboren, wurde zu juristischen Studien bestimmt. Aus diesen rissen ihn die Aufstände der Jacobiten heraus, an denen er mit seinem Bruder bereits 1715 und als Flüchtling wiederum 1719 sich betheiligte. Wie jener fand er in Spanien eine Zuflucht. Nachdem er alsdann in den Jahren 1722—25 in Paris wissenschaftlichen Studien obgelegen hatte, kehrte er bei der Entzweiung des französischen und spanischen Hofes 1725 nach Spanien zurück und diente als Freiwilliger in der spanischen Armee. Aber eine Anstellung ward ihm als Protestanten versagt: der Bedingung, welche König Philipp V. ihm stellte, zur römischen Kirche überzutreten, weigerte er sich, sich zu unterwerfen und wandte sich lieber mit Empfehlungen der spanischen Regierung nach Rußland. In der russischen Armee diente er von 1728—1747 mit großer Auszeichnung unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Münnich und Generals Lacy, eines Irländers, der ebenfalls als Jacobit seine Heimath verlassen hatte. Namentlich that er sich 1737 bei der Erstürmung von Otschakoff im Türkenkriege und 1741 in dem Treffen bei Wilmanstrand gegen die Schweden hervor. In der Zwischenzeit hatte er 1739 in Frankreich Heilung von der bei Otschakoff erhaltenen Wunde gesucht und gefunden und war 1740 mit Aufträgen der russischen Regierung nach England gegangen. Bei dieser Gelegenheit gab er die förmliche Erklärung ab, daß er Georg II. als seinen legitimen Souverän anerkenne. In russischen Diensten war K. vielfach ausgezeichnet und zu dem Range eines Generals der Infanterie befördert worden. Er hatte unter den schwierigsten Verhältnissen, so z. B. als Gouverneur der Ukraine, sich bewährt. Aber unter der Kaiserin Elisabeth verleideten ihm die Intriguen des Kanzlers Bestucheff den russischen Dienst. Er forderte seinen Abschied und erlangte diesen endlich im Juli 1747. Alsbald schiffte er sich auf einem englischen Schiffe nach Kopenhagen ein und begab sich von dort nach Hamburg. Von hier aus richtete er an Friedrich den Großen das Gesuch, in den preußischen Militärdienst treten zu dürfen. König Friedrich hieß den hochgebildeten und kriegserfahrenen General freudig willkommen. Er ernannte ihn am 18. September 1747 zum Feldmarschall, 1749 zum Gouverneur von Berlin. Die königliche Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Mit seinem älteren Bruder, den Friedrich demnächst ebenfalls an seine Seite berief, gehörte James K. fortan zu dem engsten Freundeskreise des Königs. 1750 widmete ihm dieser auf Veranlassung des Todes des Marschalls von Sachsen die poetische Epistel über den leeren Schrecken vor dem Tode (Oeuvres X. 194). Wie hoch Friedrich die militärischen Verdienste des Feldmarschalls K. schätzte, hat er noch in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (chap. I. Oeuvres IV. p. 5 s.) mit warmen Worten bezeugt. In diesem Kriege legte Friedrich besonderen Werth darauf K. in seiner Nähe zu haben und mit ihm Rathes pflegen zu können. Nach dem Einmarsche in Sachsen erhielt K. das Commando in Dresden und, während die sächsische Armee im Lager bei Pirna eingeschlossen wurde, den Oberbefehl über die nach Böhmen vorgeschobenen Truppen, bis Friedrich II. persönlich an ihre Spitze trat und am 1. October die Schlacht

bei Lowositz lieferte. Im J. 1757 stand K. vor Prag, ohne an der Schlacht vom 6. Mai theilzunehmen, und wurde alsdann zur Belagerung von Prag befehligt. Er schlug mehrere Ausfälle des in Prag eingeschlossenen österreichischen Heeres zurück, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Kolin die Belagerung aufheben, ein schwieriger Auftrag, den er mit großem Geschick ausführte. Später stieß K. zu dem Könige in der Lausitz und folgte dessen Marsche gegen die Franzosen und Reichstruppen. Während Hadick's Marsch auf Berlin behauptete K. im October mit einigen Truppen Leipzig gegen den Anmarsch der Gegner und nahm demnächst bei Roßbach am 5. November an der Spitze des zweiten Treffens der Infanterie einen wesentlichen Antheil an der Entscheidung des Tages. Während der König hierauf nach Schlesien zog und die Oesterreicher bei Leuthen schlug (am 5. December), marschirte K. mit einem Corps von 4000 Mann in Böhmen ein, bis über Leitmeritz hinaus, und verbreitete den Schrecken bis Prag. Er erreichte damit den Zweck, die Corps von Hadick und Marschall von der Lausitz heranzuziehen und kehrte ohne allen Verlust nach Sachsen zurück. Im J. 1758 befehligte K. die Belagerung von Olmütz und als diese in Folge der standhaften Gegenwehr der Oesterreicher und des Verlustes der preußischen Transporte durch das Gefecht bei Domstadl aufgegeben werden mußte, erwarb er sich durch seine umsichtigen Anordnungen das Verdienst, die Aufhebung der Belagerung ohne irgend welchen erheblichen Verlust zu bewerkstelligen. Körperliche Leiden machten ihn in den nächsten Monaten dienstunfähig. Aber als König Friedrich nach dem Siege bei Zorndorf seine Operationen gegen Daun in Sachsen wieder aufnahm, war K. abermals an seiner Seite, so schließlich in dem verhängnißvollen Lager bei Hochkirch, vor dessen Blößen er vergebens warnte. Bei dem Ueberfall in der Nacht des 14. Octobers, zu welchem vornehmlich Lacy den zögernden Daun vermochte, nahm K., was ihm an Truppen zu Gebote stand, zusammen, um Hochkirch zu behaupten, damit die Armee sich sammeln könne. Anfangs mit Erfolg; einmal wurden die Oesterreicher geworfen. Aber dem wiederholten Ansturme der mehr und mehr verstärkten kaiserlichen Grenadiere erlagen die schwächeren Preußen. K. selbst ward nahe dem Dorfe Hochkirch tödtlich getroffen. Es gelang den erneuten Anläufen der Preußen nicht Hochkirch wieder zu gewinnen: die Schlacht war verloren. Aber der Rückzug der geschlagenen Armee ward so geschickt ausgeführt, daß Daun von der Verfolgung abstand und damit die errungenen Vortheile wieder aus der Hand gab. Den verdienten Feldmarschall, der mit vielen Braven bei Hochkirch sein Leben gelassen hatte, ehrten auch die Feinde. Lacy rief aus, als er seiner Leiche ansichtig ward: das ist meines Vaters bester Freund Keith. Er selbst hatte in jüngeren Jahren in Rußland unter ihm gestanden. Daun ließ ihn mit kriegerischen Ehren zu Hochkirch bestatten; ein Verwandter seines Geschlechtes, Sir Robert Murray Keith, hat als Gesandter am österreichischen Hofe ihm 1776 in der Kirche von Hochkirch nach Oeser's Entwurf ein marmornes Denkmal errichten lassen. König Friedrich beklagte lebhaft den empfindlichen Verlust, den die Armee und die Gesellschaft durch Keith's Tod erlitten; er widmete in den nächsten Monaten dem Grafen Marishal eine Epistel über den Tod seines Bruders, welcher seinen herzlichen Antheil bezeugt. Den Leichnam ließ er von Hochkirch nach Berlin bringen und am 3. Februar 1759 in der Garnisonkirche beisetzen und neben den Bildsäulen von Schwerin, Winterfeld und Seydlitz, welche er auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin errichtete, ehrte er auch K. durch eine Bildsäule, welche am 5. Mai 1786 aufgestellt wurde. Gleich dem Könige Friedrich, der an K. neben der Milde seines Charakters seine heroische Tapferkeit am Tage der Schlacht preist, schätzte auch Prinz Heinrich die Verdienste des Feldmarschalls; er rühmte von ihm auf dem zu Reinsberg errichteten Obelisken: „mit der größten Biederkeit vereinigte er die ausgebreitetsten Kenntnisse."

Vgl. Varnhagen v. Ense, Biogr. Denkmale, Thl. 7 (3. Aufl. 1873). C. Fr. Pauli, Leb. großer Helden, Thl. 4, S. 1—76, 359—371. Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell by A. Bisset II. 406 ss., 452—505.

Arnold Schaefer.

Keith: Peter Karl Christof v. K., preußischer Oberstlieutenant, aus dem über Schweden nach Deutschland gekommenen Zweige der schottischen Familie gleichen Namens stammend und am 24. Mai 1711 auf dem väterlichen Gute Poberow in Hinterpommern geboren, ward Leibpage des Kronprinzen Friedrich, später Friedrich des Großen, und gehörte bald zu dessen intimem Verkehr und zu den Theilnehmern an seinen Ausschweifungen. Keith's sanftes, mitfühlendes Gemüth empfand mit Schmerz die Härte des Königs, unter welcher sein Freund litt und war so unvorsichtig dies zu zeigen. Die Folge davon war, daß er als Lieutenant in das in Wesel garnisonirende Infanterieregiment Nr. 31 des Oberst Friedrich Wilhelm v. Dossow versetzt wurde. Als des Kronprinzen Fluchtversuch, in dessen Geheimniß er eingeweiht und welchen zu fördern er thätig gewesen war, mißglückte, warnte ihn jener durch einen Zettel, auf welchem stand: „Sauvez-Vous, tout est découvert!“ Er entkam nach Holland, des englischen Gesandten Lord Chesterfield Entschlossenheit rettete ihn vor den nachgesandten Verfolgern nach England. Während er von hier mit Admiral Norris nach Portugal ging, wo er Cavalleriemajor ward, hängte man daheim, nachdem man ihn unter Trommelschlag zum Erscheinen aufgefordert hatte, sein Bild in Wesel an den Galgen. Nach Friedrichs Thronbesteigung kehrte er in das Vaterland zurück, ward Stallmeister, Oberstlieutenant von der Armee und Curator der Akademie der Wissenschaften, fand sich aber hierdurch und durch ein Gehalt von 1200 Thalern nicht hinlänglich belohnt; ihn in den Krieg mitzunehmen weigerte sich der König. Mit Adriane v. Knyphausen, einer Tochter des ehemaligen Ministers, vermählt, starb er am 27. December 1756. — Ein jüngerer Bruder von K. war, als der Fluchtversuch geschah, an welchem er gleichfalls betheiligt war, Leibpage des Königs, gestand seine Mitwirkung ein und ward „als Füsilier bei der Leibcompagnie Mosel'schen Regiments gestellt“, wofür er sich in einem Schreiben an den König, d. d. Wesel, 1. November 1730, bedankt. Auch er ist später in der Geschichte nicht hervorgetreten.

J. D. E. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden, Berlin 1838.

Poten.

Kelch: Christian K., livländischer Geschichtsschreiber, wurde 1657 zu Greifenhagen in Pommern geboren, studirte in Frankfurt und Rostock, kam 1680 nach Reval, wurde 1682 Pastor zu St. Johann in Jerwen, 1697 zu St. Jacob in Wierland; 1710 nach Reval berufen, starb er hier, bevor er noch sein Amt an St. Nicolai antreten konnte, an der Pest am 2. December 1710. Er verfaßte eine „Liefländische Historia“, welche bis 1690 reicht und 1695 erschien, und hinterließ eine „Continuation“ derselben, die bis 1707 geht und nach der Originalhandschrift von Joh. Lossius 1875 zum Druck gegeben wurde. Der Verfasser hatte sich ein reiches Material zu beschaffen gewußt, kannte nicht nur was an Druckwerken über die Geschichte Livlands erschienen war, sondern hat auch handschriftliche Vorlagen (Brandis, Hiärn ꝛc.) benutzt. Aber er ist unselbständig und leichtgläubig, und bietet daher, sieht man von einigen Urkunden ab, für die ältere Zeit wenig brauchbares. Erst wo er sich der eignen Zeit nähert, für die Geschichte des 17. Jahrhunderts, wird er von Bedeutung und die jüngst publicirte Continuation ist für den nordischen Krieg bis 1707, besonders soweit sich derselbe in Livland abspielt, eine reiche Quelle. Die schwere Hungersnoth 1695—1697, die Schrecken der entsetzlichen Verwüstung des Landes durch die Russen 1701 ff. hat K. selbst durchgemacht, hier schildert er zumeist Selbsterlebtes.

Dazu hat er sich in großem Umfange Berichte verschiedenster Art, mehrfach officielle Relationen zugänglich zu machen gewußt und kann daher besonders über die Kriegsereignisse ausführliche und zuverlässige Angaben liefern. Die glänzende Siegeslaufbahn seines jungen Königs Karls XII. verfolgt er auch über die Grenzen Livlands hinaus und schenkt ihr warme Theilnahme, denn durch und durch ist er schwedischer Patriot. Dieser sein politischer Standpunkt hat auch sein Werk wesentlich beeinflußt, die livländische Provinzialgeschichte wird nur vom Standpunkt des schwedischen Gesammtstaates beurtheilt, so vor Allem in der Geschichte der Reduction und der Thätigkeit Patkul's: die Opposition des Landes gegen den Rechtsbruch der Reduction ist für K. Meuterei, die Triebfeder, die Patkul zum Kampf reizt, nur persönliche Rachsucht. Für Recht und Aufgabe der Sonderstellung Livlands hat K. kein Verständniß gewonnen.

Vgl. Gadebusch, Abhandlung, 155. Lossius, Vorwort.

Hausmann.

Kelchner: Johann Andreas K. wurde am 2. August 1789 zu Frankfurt a/M. geboren. Sein Vater, Georg Wilhelm K., war von Grünstadt in der Rheinpfalz gebürtig, wo er ein Landgut besaß und die Landwirthschaft ausübte; nach Frankfurt a/M. gezogen, wurde er 1782 Bürger dieser Stadt. Hier etablirte er ein Handelsgeschäft, Bank- und Commissionsgeschäft und verheirathete sich am 15. Februar 1784 mit Maria Magdalena Köpsel. Nachdem sein Besitzthum in Grünstadt durch die dortigen Klubisten vereinigt mit den französischen Sansculottes zerstört und verbrannt worden war, während er in Frankfurt weilte, da man K. für einen Anhänger der Legitimität hielt, erreichte denselben das Schicksal, auf ähnliche Weise sein Besitzthum in Frankfurt zu verlieren. 1792 bei der Belagerung der Stadt und späterer Erstürmung derselben durch die Hessen, schlugen die ersten Geschosse, die nach der Stadt geworfen wurden, in sein Haus auf der Allerheiligenstraße ein und steckten es in Brand, vernichteten somit das ganze Vermögen und noch dasjenige vieler Nachbarn, die durch Unterbringung ihrer Habseligkeiten und Waaren in dem stattlichen Hause Schutz und Unterkunft gesucht hatten. Dieser Schicksalsschlag hatte auf die späteren Lebensverhältnisse Kelchner's einen empfindlichen Einfluß, da seine Eltern plötzlich von reichen zu armen Leuten wurden. Georg Wilhelm K. starb auch aus Gram und Kummer bald darauf. Ja, das Feuer sollte nochmals den Rest seiner Habe zerstören. Im J. 1796 verlor die Wittwe K. und ihr Sohn den größten Theil ihres Besitzthums, durch das dreitägige Bombardement Frankfurts, durch die Franzosen unter Baraguay d'Hilliers. Aber das Schicksal war noch nicht zufrieden: 1811 verloren Wittwe und Kind auch noch ihre letzte Habe durch einen Brand. Es war die Familie auf diese Weise arm geworden und nur auf die Arbeitskraft des Sohnes angewiesen. So wurde K. frühe in die Lage versetzt, durch Dienstleistungen jeder Art Unterhalt für sich und seine Mutter zu erwerben. Schon als 14jähriger Gymnasiast war er für das Actuariat des 51er Collegs der Reichsstadt Frankfurt anhaltend beschäftigt, und wußte sich das Vertrauen der Senioren Bansa und Frhr. v. Leonhardi zu erwerben. Da mehrere seiner Verwandten sich in Preußen befanden, ein Oheim als preußischer Militär grau geworden war, so sollte der junge K. in königl. preußische Militärdienste und zwar unter Aufsicht seines bisher in Frankfurt gestandenen Oheims, des Werbecapitäns v. Rechenberg, ins Regiment Kropff eintreten. Die Schlacht von Jena vernichtete dies Vorhaben, und K. mußte, um sich sein Leben zu fristen, in die Lehre des Frankfurter Handlungshauses Gebrüder Mannskopf eintreten. Sein Chef war ein eifriger Anhänger Preußens und in Kelchner's Seele war die Begeisterung für den Staat Friedrichs des Großen auch durch die Unglücksfälle der Franzosenzeit nicht erschüttert. Er benutzte seine Verbin-

dungen mit hochgestellten französischen Beamten, um dem Generallieutenant v. Seibert und dem preußischen Gesandten beim Fürst-Primas Herrn v. Hänlein wichtige Mittheilungen über französische Zustände zu machen, welche dann auf Umwegen nach Königsberg gelangten. Auf seinen Handlungsreisen nach Westfalen und Nordwestdeutschland hat er oft mit Lebensgefahr, von den französischen Behörden scharf aufs Korn genommen, das Terrain für den Fall einer preußischen Nationalerhebung sondirt und getreulich nach Frankfurt oder Berlin Bericht erstattet. Von Herrn Mannskopf an den damaligen Präfekt des Departements Frankfurt, den Frhrn. v. Günderrode, warm empfohlen, ward K. im J. 1810 bei der großherzoglichen Generaldirection des Bauwesens und der indirecten Steuern als Expedient angestellt. Von Jugend auf zum administrativen Fache neigend und in den einschlagenden Arbeiten erfahren, gewann er sich bald das Vertrauen seines nunmehrigen Vorgesetzten, des Generaldirectors Gergens. Die Thätigkeit, die er insgeheim zu Gunsten Preußens entfaltete, war den Herren Mannskopf, Günderrode und Gergens nicht verborgen geblieben; sie schwiegen dazu, da auch ihre stillen Hoffnungen auf eine Wiedergeburt Preußens gingen. Dagegen mußte K. seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um sich dem Auge des Polizeipräfekten von der Tann, des späteren vertrauten Begleiters König Ludwigs von Baiern, zu entziehen, der den geheimen preußischen Agenten scharf beobachtete. Durch die Bekanntschaft mit dem Commis eines großen Bankhauses war es ihm aber möglich, der von der Tann'schen Forschungen zu spotten und seine Mittheilungen fortwährend glücklich über Wien nach Preußen gelangen zu lassen. Bald sollte sich zeigen, daß man Kelchner's treue Dienste während der Zeit der Noth in ihrem vollen Umfange gewürdigt hatte. Als die Alliirten in Frankfurt einrückten, erkundigten sich die Staatsminister v. Stein und Hardenberg angelegentlich nach ihm, er ward nach Auflösung des großherzoglichen Generaldirectoriums auf kurze Zeit zur Generalkriegscommission abgegeben und später der königlich preußischen und kaiserlich russischen Commandantur im Hauptquartier der Monarchen attachirt. Im Januar 1814 beschied ihn der Bevollmächtigte der Centralverwaltung für Deutschland, Graf Solms-Laubach, zu sich, um ihm im Auftrag des Verwaltungsraths der großen Armee eine Reihe wichtiger Geschäfte aufzutragen. Es galt das Obligationenwesen für die deutschen Fürsten, die Centralhospitalverwaltung für Deutschland, das Liquidationswesen der deutschen Armee von dem Rhein bis an die Oder, sowie die Rheinschifffahrtsverwaltung zu regeln. Geraume Zeit hindurch hatte K. die Hauptkasse der Centralrheinschifffahrtsverwaltung im Betrag von einer Million Franken zu verwalten. Während des Wiener Congresses wurde er zu wichtigen diplomatischen Arbeiten verwerthet. Dahin gehören Entwürfe der deutschen Bundesakte, Projecte der Staatsaustausche, Schicksal der Mediatisirten, Arrondirungen der Rheinprovinzen, Unterhandlungen über das künftige Schicksal Frankfurts, über die gesammte Organisation der Regierungsbezirke Düsseldorf, Köln, Aachen, Trier, Coblenz und Cleve, wichtige geheime Notizen der Nekrologe der bedeutendsten Personen, die jene sechs Regierungsbezirke besaßen — Aktenstücke, die in die Hände des Staatskanzlers v. Hardenberg niedergelegt wurden. Der Lohn so vielseitiger angestrengter Arbeiten, die K. mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten — Dorow, Mentzel, v. Gruner, Reisach, den späteren Frankfurter Schöffen Ihm, Scharff, Thomas u. A. in Berührung brachten — war ein verhältnißmäßig bescheidener. Im August 1816 in den preußischen Staatsdienst getreten, erhielt er von dem zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannten Graf Solms-Laubach die Stelle eines Oberpräsidialregistrators mit 400 Thaler. „Man war so sehr von meiner Genügsamkeit überzeugt, daß man unter dieser geringen Stellung dennoch nach

verschiedenen Seiten mich bestens benutzen konnte. So z. B. die momentane Beobachtung des Marschall Soult in seiner Verbannung in Mülheim am Rhein. Ferner ward ich mit der Revision der Einnahme sämmtlicher Rheinschifffahrtsämter beauftragt". Die persönlichen Verbindungen, welche K. in dieser wenig glänzenden, aber eingreifenden Stelle am Rhein angeknüpft, haben ihm später, da es galt, Nagler's Neugierde und polizeiliche Spürkraft zu befriedigen, wesentlichen Nutzen gebracht. Da man bei der inzwischen in Frankfurt errichteten preußischen Bundestagsgesandtschaft eines mit den Verhältnissen Frankfurts vertrauten Individuums bedurfte, ward K. von Köln nach Frankfurt gesandt, der Bundestagsgesandtschaft zugetheilt, 1817 dem Etat des auswärtigen Ministerums als Legationscanzlist beigegeben. Er genoß das volle Vertrauen des Staatsministers von der Goltz, des Regierungsraths Dr. Schöll und des Residenten Baron Otterstedt, und verrichtete die eigentlichen Residenturgeschäfte für den geheimen Legationsrath Himly und dessen Nachfolger Herrn v. Bülow. Die J. 1818 und 19, die Zeit der Demagogen-, Turner- und Studentenverfolgungen brachten neue wichtige Vertrauensaufträge für den in der Erforschung von Personalien so gewandten Mann. Vier Jahre hindurch, erzählt er selbst, hat er in jeder Woche zwei ganze Nächte blos den Courierbeförderungen nach und von Paris geopfert. Er war von seinem Chef Goltz vertraulich zur Annahme von Aufträgen hochgestellter Persönlichkeiten autorisirt worden. So war ihm von Seiten Hardenberg's die Correspondenzbeförderung des Dr. Klindworth, und die Aufhebung des Hoffmann'schen Buches „Meister Floh" aufgetragen worden. Ihm lag die Besorgung vertraulicher Briefe der Frau Herzogin von Cumberland, nachmaligen Königin von Hannover, ob, wofür ihn „Se. Majestät später mit schriftlichem Danke beglückten". K. war es auch, der die Briefe Wilhelm v. Humboldt's „an seine Freundin" beförderte, der als die Territorialreichscommission unter den Herren Wessenberg, Clancarty, Anstett und Humboldt zusammentrat, hinsichtlich der Feststellung der Successionsangelegenheit der Grafen Hochberg benutzt ward, und während der Zeit des Aachener Congresses die Befehle Kaiser Alexanders in dieser Sache empfing. Das Anerbieten, in österreichische Dienste überzugehen, lehnte er wiederholt ab. Vom J. 1824, der Ernennung Nagler's zum Bundestagsgesandten, an fallen die merkwürdigsten Jahre seines Lebens. Nagler erkannte, was er an K. gewann, welch' außerordentliche Thätigkeit und Erfahrung hier ausgebeutet werden konnte. Obwol es eine der ersten Sorgen Nagler's war, den Posten der Residentur eingehen zu lassen, ließ er das Amt für K. dennoch fortbestehen. — Fortan durfte nichts dem unabläßig Spähenden entgehen. K. las täglich für den Gesandten alle Zeitungen durch und strich ihm alle Stellen und Namen an, die Berücksichtigung verdienten oder Stoff zu Nachforschungen geben sollten. K. ging nach persönlichen Erkundigungen aus und die anderen Beamten waren mit Entwerfen der Berichte oder Abschreiben beschäftigt. Dafür ward dem unabläßig thätigen Manne auch ein unbeschränktes Vertrauen zu Theil: die ganze Correspondenz des geheimen Cabinets ging durch seine Hände. Er mußte dem Chef die nöthigen Andeutungen über alle Hauptgegenstände machen. Ehe K. nicht zu Rath gezogen war, geschah nichts; diesem Unentbehrlichen gegenüber schwand das Mißtrauen, das Nagler sonst beseelte und das er auch vertrauten Zuträgern, wie den Hofräthen Berly und Rousseau gegenüber nicht ganz verleugnete. Während Nagler's häufiger Abwesenheit war K. im wesentlichen die Seele der Gesandtschaft. Die Berichte, die von allen preußischen Postämtern an Nagler abgeliefert werden mußten, standen natürlich auch dem Factotum Nagler's zu Gebot, um eventuell den nöthigen Gebrauch zu machen. Er erhielt und vollzog

Aufträge, das königlich preußische Haus betreffend; er bewährte seine Vielgewandtheit in den unerquicklichen Händeln, welche der Vermählung des Kurprinzen von Hessen mit der Lehmann folgten; die Beförderung der Correspondenz zwischen Mutter und Sohn, die Abschließung eines Anlehens ward ihm anvertraut. Die polnische Revolution bot ihm Gelegenheit, sich dem russischen Gesandten von Anstett gefällig zu erweisen. Er war Tag für Tag von dem, was in Warschau geschah, unterrichtet und als er dem Gesandten die endliche Nachricht des Falles von Warschau überbrachte, umarmte dieser den getreuen K. mit dem Ausruf: „Sie darf mein Kaiser nicht vergessen!“ Neben der Beobachtung des demagogischen Treibens, das 1832 bis zum Sturm gegen die Frankfurter Hauptwache führte, war Kelchner's Hauptaugenmerk auf die Zollanschlußintriguen gerichtet. Nachdem die Brücke zwischen Frankfurt und dem Zollverein 1834 gänzlich abgebrochen gewesen, ward ihm der sehr geheime Auftrag, eine neue zu schlagen, und dies gelang ihm nach 6 Monaten im J. 1836 nicht ohne Mühe und Anfeindungen, da der Haß gegen Preußens Zollsystem in Frankfurt auf eine außerordentliche Höhe gestiegen war. Unter Nagler's Nachfolger, dem General v. Schöler, blieb Kelchner's Stellung die gleiche. Der Gesandte stellte ihn im J. 1836 bei Gelegenheit seines Dienstjubiläums dem Vicegouverneur von Mainz, General v. Müffling, in Gegenwart von einigen 50 Offizieren mit den Worten vor: „Der Hofrath K., ein Mann, der vor Zeiten Tag und Nacht sein Leben für unseres Königs Sache in die Schranken setzte, obgleich er niemals Uniform getragen“. Schöler starb in Kelchner's Armen. Es folgte ihm 1840 Herr v. Sydow als Substituirter der Mission, 1841 Herr v. Bülow, 1842 Graf Dönhoff, 1848 v. Usedom, 1849 v. Kamptz, unter denen K. mit wechselnder Gunst, aber stets gleich voll Eifer und Treue seine Obliegenheiten erfüllte. Während im J. 1848—49 der Bundestag aufhörte zu bestehen, war er bei der Centralgewalt für Deutschland unter Camphausen, Radowitz 2c. beschäftigt, und als der Bundestag wieder neu erstanden war, setzte er seine Beschäftigungen unter den neu ernannten Gesandten Rochow, Bismarck, Usedom, Balan, v. Sydow, v. Savigny fort und zwar immer unter derselben treuen Pflichterfüllung und der gleichen Anerkennung von Seiten seiner Vorgesetzten. Im J. 1865 trat er in den wohlverdienten Ruhestand, nachdem er noch im J. 1863 sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern konnte, bei welcher Gelegenheit ihm viele Anerkennungen zu Theil wurden. Vom König wurde er zum Geheimen Hofrath bei diesem Anlaß ernannt. Freilich wenn er am Ende eines vielbewegten, aber dunklen Lebens seine Leistungen mit seiner Stellung und seinem Lohne verglich, mochte er sich wol einer Anwandlung von Unmuth und Verdruß nicht erwehren. Er starb, nachdem er noch am Abend seines Lebens einige verspätete Auszeichnungen erhalten hatte, am 18. December 1865 in Frankfurt a/M. Er war verheirathet mit Susanne Silbermann aus Schweinfurt in Baiern und waren aus langer glücklicher Ehe vier Kinder entsprossen, von denen zwei Söhne den Vater überlebten.

Handschriftliche Autobiographie. Man vgl. ferner Kombst, G., Actenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes, Leipzig 1838 und Straßburg 1837, 1. Ausg.; Derselbe, Der deutsche Bundestag gegen Ende des J. 1832, Straßburg 1836; Derselbe, Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1848; Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers, Amsterdam 1861, 4 Bde.; Briefe des Staatsministers und Generalpostmeisters v. Nagler an einen Staatsbeamten. Herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy, Leipzig 1869, 2 Bde.; Briefe des Generals und Gesandten Rochus v. Rochow an einen Staatsbeamten. Herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy, Frankfurt a/M. 1873; Gutzkow, Karl, Rückblicke auf mein

Leben, Berlin 1875; Hesekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck, Bielefeld 1869; Bismarckbriefe, 1844—70, 3. Aufl., Bielefeld 1880. v. Poschinger, Preußen im Bundestag von 1851—59. Lpzg. 1882. Kelchner.

Kelin, Meister; ein oberdeutscher (fränkischer?) Spruchdichter, ohne größere Bedeutung, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Er durchzog auf seinen Kunstfahrten das fränkische Land am Rhein und Main und ganz Oberdeutschland von Schwaben bis nach Wien, leider meist zu Fuß, wie er gelegentlich bemerkt. Lieder hat er nicht gedichtet; der Inhalt seiner Sprüche ist der gewöhnliche: Klagen über Kargheit und Verfall der Ehre, Verdruß über Bevorzugung anderer Sänger, Neid gegen die Lotterritter, hin und wieder etwas religiöses und ein noch nicht befriedigend gelöstes Räthsel. Unter den Lebenden preist er am meisten den Volkmar von Kemenaten; bemerkenswerth sind etwa die Sprüche über die kaiserlose Zeit, in denen er die Fürsten mahnt, endlich einen neuen König zu wählen.

Von der Hagen, Minnesinger, 4, 708 f. Kummer, Herrand von Wildonie (Wien 1880), S. 69. W. Wilmanns.

Kelle: Karl Gottfried K., geb. 1770 in Dippoldiswalde, 1802 Diakonus daselbst, 1810 Pfarrer in Kleinwaltersdorf und Kleinschirma bei Freiberg, 1823 Mag. phil. und Pfarrer in Hoch-Weitschen bei Leisnig im Königreich Sachsen, † daselbst am 30. Januar 1843 (Meusel, G. T. Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 21, Thl. 2, S. 1192). — Von seinen zahlreichen Schriften erbaulicher, apologetischer und praktisch-theologischer Art, von denen man ausführliche Verzeichnisse bei Meusel und im N. Nekrol. finden kann, verdienen hier nur folgende Erwähnung. Erstens die „Vorurtheilsfreie Würdigung der mosaischen Schriften“, das erste Heft 1811 mit dem Separattitel: „Als Prüfung der de Wette’schen Kritik mosaischer Geschichten“. Das zweite Heft 1812 mit dem Separattitel: „Als Prüfung der mythischen und offenbarungsgläubigen Bibelerklärung“, das dritte Heft 1812 mit dem Separattitel: „Als Beweis, daß dem ersten B. Mose eine einzige wohlzusammenhängende aber stark interpolirte Urschrift zum Grunde liege“. Nicht um ihres wissenschaftlichen Werthes willen ist diese Schrift hier hervorzuheben, denn dieser ist für die Gegenwart gleich Null, sondern weil sie einen Beitrag liefert zur Erkenntniß der Bewegung, welche die de Wette’sche Kritik hervorrief. Der Verfasser ist noch ein gutes Stück ab von der apologetischen Art der Hengstenberg, Haevernick u. A., aber er ist auf dem Wege zu derselben. Wie das innere Motiv seiner Antikritik der Conflict ist, in welchen die pastorale Zeugnißfreudigkeit mit der Annahme von Mythen in der Bibel geräth (s. Heft 1 S. 5 ff.), so zeigt er sich auch bei der Handhabung derselben durchweg von dogmatischen Voraussetzungen beherrscht. So ist ihm (Heft 3, Einl. S. 47) die Bibel göttliche Offenbarung, aber, wie er hinzufügt, nur die von ihren Schlacken gereinigte Bibel. Danach gibt es also in der Bibel eine Anzahl von Stellen, die nicht den Charakter der Offenbarung an sich haben, z. B. der Befehl Gottes an die Israeliten, den Aegyptern ihre Gefäße zu stehlen u. dgl. Diese sind als „traditionelle Einschaltungen“ auszuscheiden (a. a. O. S. 48). Es geht also seine Kritik von dogmatischen Prinzipien aus. Nach derselben wäre zu unterscheiden, was echte schriftliche Urkunden, was Tradition und was Ueberarbeitung sei (Heft 2, S. 118, 119). Bei einer solchen Verworrenheit in den Grundprinzipien darf man sich auch nicht wundern, wenn im ersten Hefte jede mythische Erklärung des Alten Testaments verworfen und im dritten eine ganze Reihe von mythischen und sagenhaften Interpolationen innerhalb der Genesis nachgewiesen wird. — Zu der Behandlung der Probleme, die hier vorliegen, fehlt ihm jede tiefere philosophische Durchbildung, wovon sich ein Jeder an dem seltsamen Versuche überzeugen kann, den

K. macht (Heft 2, S. 68—119), die Nothwendigkeit einer Offenbarung aus dem Vorhandensein der menschlichen Sprache zu deduciren. — Ebenso wenig hat er eine Ahnung von kritischer Methode, ein flaches Hin- und Herreden über Einzelheiten hält er für Beweisführung. Zur Charakteristik seiner Art aus tausend Beispielen nur ein beliebig herausgegriffenes. Heft 3, S. 8 bespricht er den Einwurf, der dagegen erhoben, daß Kain nach Genes. 4, 17 sollte für seine aus drei Personen bestehende Familie eine Stadt gebaut haben. Da hilft er sich damit, daß עיר (ʿîr) vielleicht ursprünglich nur Wohnplatz bedeutet habe, was aber durchaus nicht der Fall ist, und daß Kain aus Furcht wegen seines bösen Gewissens sich eine kleine Festung angelegt habe. Auf diese Art geht es in dem Buche Seiten lang fort. — Sein flaches Denken ist weder im Stande, sich zu einem wirklich historischen Verständniß der Frage, noch zu einer umfassenden Behandlung des Problems, ja selbst nicht einmal zu einer einigermaßen genügenden Würdigung des Standpunktes von de Wette zu erheben. Trotzdem ist seine Haltung im Vergleich zur späteren dogmatisirenden Apologetik eine kritisch freiere; bei zahlreichen biblischen Erzählungen läßt er das Thatsächliche fallen und hält als Kern nur den religiösen Werth des Stückes fest, z. B. bei der Geschichte von der Sprachverwirrung nur den Gedanken, daß die Ausbreitung des Bösen wesentlich dadurch gehindert werde, daß die Menschen verschiedene Sprachen reden (Heft 3, S. 159, 160). — Dem Zwecke der Verbreitung besseren Verständnisses der Bibel unter den Gebildeten sollte das folgende Werk dienen: „Die heiligen Schriften in ihrer Urgestalt deutsch und mit neuen Anmerkungen“, Bd. I salomonische Schriften, Bd. II—IV mosaische Schriften, 1815—19. — Aus dem hier aufgeführten Titel ergibt sich die Irrigkeit der Angabe in Diestel's Geschichte des Alten Testaments, S. 644, wonach K., den er außerdem fälschlich Keller schreibt, unter denen aufgeführt wird, deren Bibelerklärungsversuche nicht über den Pentateuch hinausgekommen seien. — Da Kelle's Behandlung des Pentateuch schon bei dem zuerst aufgeführten Werke zur Sprache gekommen ist, wollen wir uns hier zur Charakteristik des in Rede stehenden Buchs auf die Besprechung des ersten Bandes über die salomonischen Schriften beschränken. — Von der naiven Anmaßung, die darin liegt, mit ein wenig Sprach- und Realkenntnissen und einer völlig methodelosen subjectivistischen Kritik „die Urgestalt“ der Bibel zur Darstellung bringen zu wollen, hat der offenbar sehr gutherzige Verfasser keine Ahnung. Er übersetzt Hohel. 1, 1 frischweg: „er will mich küssen, von Küssen spricht sein Mund“ (Bd. I, S. 249); er hält es unter morgenländischen Verhältnissen für möglich, daß Sulamith mit ihrem Geliebten im Vorrathshause des Weines gewesen und von dem Weine schläfrig geworden sei (Bd. I, S. 254). Er hält C. 7, 1—10 des Hohenliedes für eine Interpolation, weil dies Stück — ihm dem sächsischen Landpfarrer unanständig vorkommt (S. 239—241). — Die Anmerkungen enthalten hier und da ein Körnchen wirklicher Erläuterung, meistens aber ein flaches und überflüssiges Gerede. So namentlich bei der Erklärung der Sprüche, wo z. B. weitläufig auseinander gesetzt wird, weshalb es schwer sei, das Herz der Könige zu ergründen (S. 180) oder weshalb ein König nicht blos Gnade, sondern auch Treue zeigen soll (S. 144) — lauter Dinge, die sich jeder selbst sagen kann. — Uebrigens macht er schon auf seine Art aus dem Hohenliede ein Singspiel zurecht und scenisirt den Stoff, der unter fünf Personen und einen Chor vertheilt wird (S. 249). Aehnlich wird „der Prediger Salomo“ in eine Wechselrede zwischen Koheleth und einem ungenannten Weisen zerlegt. — Zum Schluß wird auch das apokryphische Buch der Weisheit behandelt. Wie er hier fälschlich den Unglauben der im Koheleth sich ausspricht, identificirt mit dem Standpunkt, den die Gegner des Pseudo-Salomo einnehmen, zeigt Grimm, Apokryphen, 6. Lieferung 1860,

S. 29, 30. — In seinen „Vindiciae Estheris libri sacri ad castigatam historiae interpretandi normam exactae“, 1820, 4°., sucht er die geschichtliche Treue des Buches zu erweisen, die sich in genauer Kenntniß der persischen Sitten zeige, auch offenbarten die darin vorkommenden Namenaufzählungen den urkundlichen Charakter dieser Schrift. In Betreff der Schwäche dieser Beweisgründe vgl. de Wette-Schrader, Lehrb. d. Einl. ins Alte Testament, 1869, § 241, Not. 6. — Eine kirchengeschichtliche Abhandlung Kelle's war betitelt: „Ophitarum mysteria retecta contagii mystici remedia“, Freiberg 1822.

C. Siegfried.

Keller: Ambrosius K., Buchdrucker zu Augsburg im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Von diesem Drucker, dessen persönliche Verhältnisse gänzlich unbekannt sind, haben sich bis jetzt nur fünf lateinische Werke und zwar vier über aristotelische Abhandlungen in Kleinfolio aus dem J. 1479 auffinden lassen. Das erste führt den Titel: „Aristotelis Opuscula logicalia“ und schließt „Impressus per Ambrosium Keller in regia civitate Augusta . . . . proxima die post festum Exaltationis s. Crucis“; das zweite sind die „Analitica posteriora liber 1 et 2“, mit der Schlußschrift „In die s. simpti (Simperti)“, das dritte die zwei Bücher „Elenchorum“ und das achte Buch „Topicorum analecticorum“, beendigt „In die s. Vrsulae virginis“; das vierte endlich behandelt die „Quaestio de majoritate morbi“ des Gentilis Fulginas. Vgl. Keller, Johannes.

Seemüller, Incun. typogr., S. 43—45. Laire, Ind., I. 453. Zapf, Ann. typogr., XXIX. Denis, Suppl., I. 101. Panzer, A. t., I. 110.

J. Franck.

Keller: Claus K. heißt der Dichter eines geistlichen Liedes, einer „Dancksagung nach gehaltnem Nachtmal des Herrn“, „O Gott, Lob, Dank sei dir gesagt, daß wir zusammen sind kommen“, das sich zuerst im Straßburger Gesangbuch von 1537 befindet und von hier aus Verbreitung bis nach Lüneburg und Magdeburg gefunden hat. Ueber den wahrscheinlich reformirten Verfasser scheint nichts weiteres bekannt zu sein.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III. S. 800. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 153 f.

l. u.

Keller: Daniel K., Cellarius, auch Kellermeister genannt, aus Wiltenberg im Herzogth. Würtemberg, lebte in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er war der Verfasser eines „Speculum orbis terrarum“, das 1578 zu Antwerpen erschien mit einer Vorrede, die aus Vließingen 1578 datirt. Es ist ein Atlas von Karten der vornehmsten Länder seiner Zeit, welche Joh. de Jode in Kupfer gestochen hat, zu dem K. auch noch den Text geschrieben. — Es ist fraglich, ob dies derselbe K. ist, von dem Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 374, sagt: „Als höchstes Meisterwerk aber erscheint uns die Karte Unter- und Oberbayerns von Dan. K. oder Kellermeister (Cellarius) aus Eisenberg im Altenburgischen, welche nach dem großen Atlas von Philipp Bienewitz entworfen wurde, auf der namentlich die Hydrographie der süddeutschen Hochebene so gelungen dargestellt ist, daß dieses Bild unendlich höher steht, als das entsprechende Blatt in Mercators Kartensammlung. In seinem Speculum totius Germaniae, Antwerp. 1575, bei Gerard de Jode, liegt Füssen lat. 47° 32′ statt 47° 34′, und Cham lat. 49° 10′ statt 49° 13′. Der Abstand von Süd nach Nord ist daher bis auf 0° 1′ richtig, die Breiten aber um 2′ bis 3′ zu südlich. Zwischen Augsburg bis Passau findet man auf der Karte einen Abstand von 2° 31′, was der Wahrheit bis auf 0° 4′ oder $^1/_{38}$ entspricht“.

Vgl. Zedler, Univ.-Lexik.; Adelung, Suppl. zu Jöcher; Peschel a. a. O.

J. Löwenberg.

Keller: Dorotheus Ludwig Christoph Graf v. K., geb. zu Gotha am 19. Febr. 1757 als Sohn des sachsen-gothaischen Ministers Freiherrn v. K., besuchte die Universitäten Göttingen und Straßburg, wo er besonders Geschichte und Staatsrecht studirte. Nachdem er einige Zeit in Erfurt unter Dalberg gearbeitet hatte, wurde er, auf Empfehlung des Grafen K. W. v. Finkenstein, am 5. Febr. 1777 von König Friedrich dem Gr. zum Legationsrath und Kammerherrn ernannt und in die diplomatische Pepinière aufgenommen. Ebenfalls auf Vorschlag Finkenstein's ernannte ihn der König zum preußischen Gesandten in Stockholm (September 1779), wo er mit Ausnahme einer längeren Unterbrechung (1783—84) bis zu seiner im Juni 1786 erfolgten Abberufung verblieb. Dann zum preußischen Vertreter in Rußland ernannt, ging er über Königsberg, wo er dem neuen König Friedrich Wilhelm II. seine Aufwartung machte, im Herbst 1786 nach Petersburg. Es gelang K. nicht, bei der zwischen Preußen und Rußland in den J. 1788 und 89 herrschenden Spannung am Petersburger Hofe festen Fuß zu fassen; eine Scene mit dem Vicekanzler Ostermann und eine — wirkliche oder angebliche — Beleidigung der Kaiserin Katharina führten zu diplomatischen Erörterungen, die schließlich auf russisches Verlangen mit seiner Abberufung endeten (1789). König Friedrich Wilhelm II. entschädigte ihn durch die Erhebung in den Grafenstand und durch die Ernennung zum Gesandten im Haag, in welcher Stellung er an den Verhandlungen zur Pacifikation Belgiens lebhaften Antheil hatte (1790). Im Januar 1795 durch das Eindringen der Franzosen aus Holland vertrieben, verweilte K. in Holstein und auf seinem Gute Stedten bei Erfurt, bis er im April 1797 zum Gesandten in Wien ernannt wurde. Durch maßvolles und zurückhaltendes Wesen wußte er das Vertrauen des österreichischen Hofes zu gewinnen und zu behaupten, während man in Berlin etwas mehr diplomatischen Scharfblick bei ihm gewünscht hätte. Finanzielle Schwierigkeiten veranlaßten ihn, im J. 1805 seinen Abschied zu erbitten, den ihm König Friedrich Wilhelm III. am 28. Mai 1805 gewährte. Im folgenden Jahre zum zweiten Kabinetsminister bestimmt, eilte K. nach Berlin, vermochte sich jedoch mit dem ersten Kabinetsminister, dem Grafen Haugwitz, nicht zu verständigen, sodaß seine Ernennung unterblieb. Durch die territorialen Umwälzungen des J. 1807 wurde K. westfälischer Unterthan und betheiligte sich als solcher auch an den Verhandlungen der westfälischen Stände, die ihn zum Präsidenten der Finanzcommission wählten. Im J. 1811 ging er als Gesandter des Großherzogthums Frankfurt nach Paris, von wo ihn die Ereignisse des J. 1813 nach Deutschland zurückriefen. Dann zog ihn der Kurfürst von Hessen in seine Dienste, indem er ihm die Vertretung seiner Interessen bei den verbündeten Monarchen während des Krieges gegen Napoleon und während des Wiener Congresses übertrug. Im J. 1815 trat K. wieder in den preußischen Staatsdienst zurück und erhielt das Präsidium der Regierung zu Erfurt, legte dasselbe indessen bereits 1817 nieder. Er starb zu Stedten am 22. November 1827. — Seine Gemahlin war eine Schwester des bekannten russischen Generallieutenant v. Wittgenstein.

Neuer Nekrolog der Deutschen, V. 989 (guter Artikel auf Grund vieler von Keller selbst herrührender Notizen). Acten des geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Bailleu.

Keller: Ferdinand K., Stifter und zuletzt Ehrenpräsident der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft, geb. am 24. December 1800 zu Marthalen (Kanton Zürich), † am 21. Juli 1881 zu Zürich. — Wie die 1880 zur Feier der Vollendung des 80. Lebensjahres Keller's von der ersten Section der philosophischen Fakultät als Festschrift überreichte, von Professor Salomon Vögelin (d. J.) verfaßte Abhandlung beweist, ist die Familie der „Keller vom Steinbock" mit

großer Wahrscheinlichkeit in zusammenhängender Reihe bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in Zürich hinaufzuführen. Denn ihr darf schon der Bürgermeister Johannes K. (1445—53) beigezählt werden, ebenso dessen als Staatsmann und Krieger hoch angesehener Sohn Felix K. († 1508), welcher 1487 von König Maximilian einen Adels- und Wappenbrief erhielt. Im 16. Jahrhundert war ein Dr. Med. Georg K. u. A. 1576 Theilnehmer und Darsteller der berühmten Hirsebrei-Fahrt nach Straßburg, Johannes K. seit 1594 Bürgermeister. Als Erzgießer und auch als theoretischer Förderer der Gußtechnik zeichneten sich unter Ludwig XIV. die Brüder Hans Jakob (1635—1700) und Johann Balthasar (1638—1702) in hohen Stellungen im französischen Staatsdienste aus, besonders letzterer als der hochgepriesene Gießer von Geschützen und der gewaltigen 1699 aufgestellten, durch die Revolution zertrümmerten Reiterstatue von Louis le Grand. Im 19. Jahrhundert ist neben Heinrich K. (s. d. Art.) und Friedrich Ludwig K. (s. d. Art.) eben Ferdinand K. ein hervorragender Träger des alten Namens. — Sein Vater war Goldschmied vom Berufe, dabei ein gebildeter unabhängiger Mann, welcher, um sich körperlich zu erholen, und wegen seiner Heirath mit einer geistig geweckten, aus ländlichen Verhältnissen, von Trüllikon, an der Thurgauer Grenze, hervorgegangenen Frau, dort seinen Sitz in der Nachbarschaft aufgeschlagen hatte. Doch 1806 zog die Familie erst nach Winterthur, dann 1811 nach Zürich selbst, um dem Sohne den Besuch der höheren Schulen zu ermöglichen. K. vollendete, für den geistlichen Stand bestimmt, die damals schon nach dieser Seite in Zürich abzuschließenden Studien in gewohnter Weise und erlangte nach Ablegung der Prüfungen den Rang eines Verbi divini minister, ohne aber jemals sich einem geistlichen Amte zu widmen; als Student war er 1819 einer der Stifter des Zofingervereins schweizerischer Studirender gewesen. 1826 begab er sich von Lausanne nach Paris, um da insbesondere naturwissenschaftliche Vorträge zu hören, woneben die reichen Sammlungen studirt wurden und Eindrücke hervorbrachten, welche den künftigen Lebensberuf des Schöpfers eines archäologischen Museums nothwendiger Weise förderten. Am Ende des Jahres siedelte K. nach England über, da der berühmte Philologe v. Orelli (s. d. Art.), von einem vornehmen Engländer berathen, seinen Namen bei der Nachfrage nach einem Erzieher für dessen Sohn genannt hatte. Vier Jahre verweilte K. als Lehrer Henry Danby Seymour's, welcher sich auch als Schriftsteller einen Namen schuf († 1878), theils in London, theils auf verschiedenen Landsitzen, und lernte dabei nicht nur England und Schottland, sowie Theile des Continents auf Reisen kennen, sondern knüpfte auch verschiedenartige bleibende Verbindungen an, welche ihm später vielfach nützlich wurden. Ein langwieriges Leberleiden zwang K., 1831 nach Zürich zurückzukehren; erst in späteren Jahren stellte sich seine Gesundheit in erfreulicher Weise her und gab dem Körper seine durch ein weise mäßiges Leben geförderte, bis kurz vor eine letzte Spanne hohen Greisenalters ausreichende eigenthümliche Zähigkeit. Aller Einladungen seiner Freunde ungeachtet, nach England zurückzukehren, blieb nun K. in Zürich, wo er eine große, immer mehr ihn fesselnde Thätigkeit zu entfalten begann. Zunächst widmete er sich, theils an einer öffentlichen Schule, dem technischen Institute, der nachmaligen Industrieschule, theils als anregender Privatlehrer dem Unterrichte, und daneben nahm er das Amt eines Actuars der naturforschenden Gesellschaft seiner Vaterstadt an. Als solcher gab er 1836 und 1838, sowie wieder 1841 Berichterstattungen theils der zürcherischen, theils der allgemein schweizerischen Gesellschaft heraus und zeigte überdies 1839 und 1840 in zwei Neujahrsblättern seine Kenntnisse auf naturwissenschaftlichem Gebiete, speciell auch seine Kunde des viel von ihm besuchten Hochgebirges, in der Darstellung der Wetterlöcher oder Windhöhlen und Eishöhlen in den Alpen und in derjenigen der Karren oder Schratten in den Kalkgebirgen. Die eigenthüm-

liche Gabe einer zugleich präcisen und allgemein verständlichen Mittheilung hatte er aber auch in zwei kleinen anonym erschienenen Schriften: „Panorama von Zürich“ (1839) und „Panorama vom Uetliberg“ (1840) bewiesen, sowie schon 1836 in der Schilderung eines Aufsehen erregenden, nach langer Arbeit vollendeten Werkes: „Die Tieferlegung des Lungernsees im K. Unterwalden“.

Allein unterdessen war nun durch K. auch sein eigentliches Lebenswerk geschaffen: seit 1832 war er Präsident der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich. K. war an einem der letzten Apriltage jenes Jahres über den aussichtsreichen Nordrand der Burghölzli-Höhe, in einer der Außengemeinden südöstlich von der Stadt, spazieren gegangen, und da hatte sein durch Naturbeobachtung und das Studium großer Sammlungen geschärftes Auge bemerkt, daß einige Arbeiter bei dem Fällen von Bäumen unter den auszurodenden Wurzeln einen Schädel, dazu Ringe und Topfscherben herausholten. Am nächsten Tage kam er mit einigen Freunden wieder an den Platz der keltischen Begräbnißstätte und schuf so den Verein, welcher als „Gesellschaft für vaterländische Alterthümer“ am 1. Juni 1832, zuerst aus fünf Mitgliedern neben K. bestehend, in das Leben trat, aber bis Ende des Jahres rasch sich erweiterte. Die Philologen Baiter und Sal. Vögelin (d. Aelt.), der Numismatiker Meyer-Ochsner, der Geograph und Historiker G. Meyer von Knonau, der Maler K. Zeller zählten zu diesen ersten Mitgliedern; einzig noch der als einer der ersten wissenschaftlichen Besteiger der Hochalpen bekannte Melch. Ulrich weilt von diesen Stiftern der Vereinigung unter den Lebenden. Schon gleich die ersten Statuten — wie das Ganze, die Schöpfung des treibenden Geistes, Keller's selbst — zeigen, wie klar derselbe von Anfang an die Aufgabe seiner Thatkraft erkannte. Zunächst sollten die Ausgrabungen auf dem Burghölzli fortgesetzt, die Früchte davon gesammelt, beschrieben und bekannt gemacht werden, daran die weiteren Aufgaben sich anschließen. Eigene Nachforschungen nach den in der Schweiz, besonders im Kanton Zürich vorhandenen Alterthümern, Aufstellung des Gefundenen in einem passenden Locale, Abbildung mit Beschreibung der Objecte waren das Ziel, das gesetzt war. Von den ungefähr zwanzig Gegenständen, welche ein lithographirtes Blatt als künftigen Inhalt einer Zeitschrift ankündigte, hat theils K. selbst, theils die von ihm angeregte litterarische Arbeit in den zwanzig Bänden der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft“, deren Vollendung K. erlebte, einen großen Theil erledigt. 1837 erschien die erste Publication, von K. selbst bearbeitet: „Die keltischen Grabhügel im Burghölzli und die Gräber auf der Forch“, als Neujahrsblatt, und 1841 war der erste Band der Mittheilungen, in der ersten Hälfte noch einzig Keller's Werk, abgeschlossen. Durch seinen hinreißenden Eifer — K. selbst bereiste in erster Linie das Land, sammelte Stoff, regte Ausgrabungen an — entstand die Sammlung, welche er noch, als das neue Local auf dem Helmhause von dem Stadtrathe eingeräumt wurde, in einer Schachtel selbst ohne Mühe nach dem neuen Bestimmungsorte tragen konnte, während sie bis zu seinem Tode mehrere Säle füllte. Er verstand es, nicht nur die heimischen Behörden für seine Schöpfung zu interessiren, sondern auch im Publicum Verständniß zu erwecken, ganz besonders aber ferner, theils für die nun immer häufiger werdenden Sitzungen, theils für die wissenschaftlichen Publicationen, die an den höheren Lehranstalten Zürichs thätigen, von außen her berufenen Kräfte zu gewinnen: Ettmüller, Mommsen, Lübke, Bursian, Kinkel, Benndorf haben nacheinander zu den Mittheilungen beigesteuert, Mommsen insbesondere den ganzen zehnten Band, die „Inscriptiones confoederationis helveticae latinae“, 1854, edirt. Durch den Ruf Keller's — 1847 ernannte ihn die Züricher Hochschule zum Ehrendoctor — wuchsen rasch die Verbindungen der Gesellschaft nach außen hin, und Ehren aller Art kamen

ihm zu, Ordensverleihungen und Ernennungen zur Ehrenmitgliedschaft hoher wissenschaftlicher Körperschaften, von welchen allerdings stets er selbst am wenigsten Aeußerung that. Keller's wissenschaftliches Forschungsgebiet hatte inzwischen seit jenem ersten Neujahrsblatte eine großartig vielseitige Entfaltung gewonnen. Schon gleich 1838 und 1839 hatte er in Neujahrsblättern der Gesellschaft auch die Resultate nun an Hand genommener Ausgrabungen auf römischen Fundstätten — zu Kloten auf der alten Heerstraße Vindonissa-Vitodurum, auf dem Lindenhof — dem alten Castrum Zürich —, auf dem Uetliberg und anderswo — mitgetheilt, wobei auch bereits die kunstfertige Hand Hegi's (Bd. XI. S. 282 u. 283) für die Illustration zu Hülfe kam. Ebenso glücklich aber gestalteten sich ferner die Früchte der Forschungen der Gesellschaft und ihres Präsidenten auf mittelalterlichem Gebiete; lange Zeit lenkte K. seine Aufmerksamkeit für die Sammlungen, welchen die Stücke der ehemaligen Kunstkammer der Stadtbibliothek einverleibt wurden, zu welchen viele Urkunden, eine Siegelsammlung kamen, für die Zeichnungsbücher, die Publicationen selbst, auf das Gebiet der mittleren Zeit im vollsten Umfange, und es war zu bedauern, daß er in späteren Jahren nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit von diesen Studien sich abwandte, welche erst Rahn von Bd. XVII der Mittheilungen an wieder stärker repräsentirte. K. hatte 1841 die Architektur des Großmünsters in Zürich beschrieben, 1843 die treffliche Monographie über die Inseln Ufenau und Lützelau im Zürichsee veröffentlicht; dann kamen seine Editionen von Albert v. Bonstetten's Descriptio Helvetiae und von Ekkehart's IV. Benedictiones ad mensas (vgl. Bd. III. S. 135, Bd. V. S. 793), diejenige des Nekrologium von Reichenau, von Bildern und Schriftzügen in irischen Manuskripten; noch 1849 folgten die Beschreibung von Alt- und Neu-Rapperswil, 1856 und 57 die interessanten Studien über die Saracenen in der Schweiz, die eingehende Beschreibung der Domkirche von Cur, anderer kleinerer Arbeiten nicht zu gedenken (nur noch der Separatpublikation von 1844, des meisterhaft erklärten Facsimiles des St. Galler Klosterplanes von 820, sei Erwähnung gethan). Aber außerdem war K. die Seele einer Menge weiterer Publicationen der Gesellschaft. Seinen Freund, den Verwalter der numismatischen Abtheilung der Sammlung, H. Meyer-Ochsner, veranlaßte er nicht nur zu hier einschlägigen Arbeiten, sondern auch zu der mit Ettmüller unternommenen Bearbeitung der Ortsnamen des Kantons Zürich, auf Grund eines großen, durch ausgebreitete Correspondenz gesammelten, auch auf die Flurnamen sich erstreckenden Materiales; ein anderer treuer Gehülfe, E. Schultheß, bearbeitete die Städte- und Landessiegel der älteren Kantone; Ettmüller hatte Zürichs älteste deutsche Jahrbücher, eidgenössische Schlachtlieder, Hadloub's Gedichte zu ediren, überhaupt die germanistische Seite zu repräsentiren; Georg von Wyß unternahm die Geschichte der Abtei Zürich und die Edition des Urkundenmateriales derselben, und den längst gehegten Plan einer neuen umfassenderen Veröffentlichung des St. Galler Codex traditionum vermochte K. durch die Gewinnung des in Zürich studirenden Wartmann zu erfüllen; Runge, als Conservator der Sammlungen in den fünfziger Jahren mit K. verbunden, bearbeitete für Bd. XII mehrere mittelalterliche archäologische Stoffe; der längere Zeit als Actuar thätige A. Nüscheler begann seine großen Sammlungen zur Statistik gottesdienstlicher Einrichtungen und anderweitiger mittelalterlicher Anstalten auch für die Mittheilungen zu bearbeiten; für die 1857 begonnene Veröffentlichung der Denkmäler des Hauses Habsburg — unter diesen besonders die große Separatpublication über Königsfelden — und für diejenige der Zürcher Wappenrolle (1860) bereitete K. gleichfalls den Boden. Endlich ist auch der seit 1881 der Verwirklichung durch Anfang der Drucklegung entgegengeführte Gedanke eines schweizerischen Idiotikon 1845 zuerst, 1862 von neuem in der antiquari-

schen Gesellschaft in das Leben getreten. — Allein erst in den Winter 1853 auf 1854 fällt die Entdeckung, welche K. im eigentlichen Sinne seinen berühmten Namen gab. „Schon mehrere Jahre hatte er“ — so erzählt er selbst — „zu Männedorf am Zürichsee der Ausbaggerung eines kleinen Hafens, einer „Habe“, beigewohnt und die Kunde nach Hause gebracht, daß er die Reste einer uralten Gerberei unmittelbar am Ufer des Sees aufgefunden habe; allein erst bei dem niederen Wasserstande 1853 auf 1854, als zu Obermeilen eine Menge Reste von Seewohnungen, denen er den Namen „Pfahlbauten“ gab, zu Tage traten, begann die von vielen Forschern anfangs bezweifelte Richtigkeit der Annahme solcher Niederlassungen feste Gestalt zu bekommen. Da bald nachher auch am Bielersee dieselbe Erscheinung beobachtet worden war, bereiste er alle bisher vermutheten oder bekannt gewordenen Seestationen und publicirte dann seinen ersten Bericht, der überall großes Aufsehen erregte und in alle neueren Sprachen übersetzt wurde“. Jener erste Bericht war 1854 in Bd. IX erschienen und ihm folgten, fast sämmtlich aus Keller's Feder, bis 1879 noch sieben weitere nach, von denen der letzte auch von Grabungen unmittelbar vor Zürich sprechen konnte, und daran hatten sich noch weitere Forschungen von Rütimeyer und Heer, über Thier- und Pflanzenreste, in den Mittheilungen angeschlossen. Keller's Freund John Edward Lee hatte ferner schon 1866 dessen Studien in einem größeren Werke: The lake dwellings of Switzerland and other parts of Europe by Dr. F. K. zusammengefaßt. Es verstand sich von selbst, daß nun die Sammlungen der Gesellschaft für Pfahlbauten zu einem der reichstausgestatteten Museen sich erhoben, nicht zum wenigsten aus den Fundstätten der Station Robenhausen am Pfäffikersee (K. Zürich), wo der intelligente Landwirth Messikommer unter Keller's Anleitnng sich der Arbeit hingab. Doch ruhten neben den Pfahlbautenstudien die anderen Forschungen keineswegs. Die keltischen Untersuchungen fanden 1847 besonders in den „Allgemeinen Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz“ (Bd. III, wo auch „Helvetische Heidengräber und Todtenhügel“), hernach in den „Keltischen Vesten bei Schaffhausen“ (Bd. VII) ihre Fortsetzung, und 1868 und 1870 ließ K. noch „Helvetische Denkmäler I und II, Refugien und Schalensteine“ folgen. Ganz besonders führte er die Untersuchungen über die römischen Alterthümer fort, und die „Römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz“ in zwei Abtheilungen (Bd. XII u. XV), die „Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz“ (Bd. XV), 1860 und 1864, zählen geradezu zu den besten Leistungen, welche K., ganz auch hier auf eigenen Nachsuchungen fußend, geschaffen hat. Mit Meyer-Ochsner zugleich, der hinwieder auf seines Freundes Anregung in Bd. VII die Geschichte der XI. und XXI. Legion, in Bd. XIII die römischen Alpenstraßen der Schweiz, ferner in Bd. XV die in der Schweiz gefundenen gallischen Münzen geschildert hatte, edirte er 1865 einen ersten Nachtrag zu den Mommsen'schen Inscriptiones. Außerdem schlossen sich auch da wieder Arbeiten anderer von K. unterstützter Forscher für die Gesellschaft an, von Rochat über Yverdon, von O. Jahn über Vindonissa, von Bursian über Aventicum, von J. J. Müller, der seit 1871 als Actuar der Gesellschaft seine Dienste widmete († 1878), über Nyon. Auch die „Alamannischen Denkmäler in der Schweiz“, von G. Meyer von Knonau, 1873 und 1876, waren eine von K. angeregte Arbeit. Seit 1874 interessirte sich K. noch sehr lebhaft, ohne sich selbst zwar litterarisch zu bethätigen, wohl aber als vielberathener Kenner, für die Höhlenfunde, denen in Bd. XVIII und XIX mehrere Abhandlungen gewidmet wurden, und die prähistorischen Untersuchungen überhaupt. Als Gesammtrechenschaft über die Ergebnisse von vier Jahrzehnten rastloser Arbeit konnte 1873 die mit vorzüglichem knapp instructivem Texte begleitete archäologische Karte der Ostschweiz angesehen werden. Endlich hatte K. mit archäologischen Artikeln jeglicher Art 1855 bis 1868 den mit Meyer-Ochsner und G. von Wyß

gegründeten „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde" gespeist, darauf von 1868 an Jahre hindurch die „Berichte der antiquarischen Gesellschaft" und den 1869 daraus erwachsenen „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" als Hauptredactor geführt, bis 1879 Rahn die Leitung dieses Organes der Gesellschaft übernahm. — K. hatte zwar schon 1871 unter dem erschütternden Eindrucke des plötzlichen Todes seines treuen Gefährten H. Meyer-Ochsner die Leitung der Gesellschaft nach außen, insbesondere diejenige der regelmäßigen wissenschaftlichen Sitzungen, von denen er sich mehr und mehr zurückzog, dem 1866 eingetretenen Actuar, G. Meyer von Knonau, übergeben; aber als „Ehrenpräsident" blieb er, als Repräsentant bei den Sammlungen der Gesellschaft, deren eigentlicher Mittelpunkt auch fortan, und bis in die letzten Wochen vor seinem Tode war das Arbeitszimmer der Gesellschaft auf dem Helmhause, wo der Conservator Escher-Züblin ihm sachkundig zur Seite stand, die Stätte seiner unverminderten Thätigkeit. Hier wurde er, als der ehrwürdige Förderer der archäologischen Wissenschaft, von zahlreichen Freunden und Correspondenten, Pflegern der antiquarischen Studien aus allen Ländern, zumal in der sommerlichen Reisezeit besucht. Noch erlebte er in voller Rüstigkeit die Vollendung des achten Jahrzehnts und wurde dabei durch Festschriften und Begrüßungen, so auch durch die Ernennung zum Mitgliede der Berliner Akademie, geehrt. — K. war eine durch und durch originale Persönlichkeit, arbeitslustig und thatkräftig, geistig ungeschwächt bis zum letzten Athemzuge, nicht ohne Härten, aber dabei von feinem Humor. Es freute ihn, daß man 1880 ihm die von Jak. Bächtold verständnißvoll angeordnete „Liederchronik der antiquarischen Gesellschaft" als Festgabe darbrachte, nämlich eine Sammlung der ganzen zumeist scherzhaften Reimlitteratur, welche Ettmüller und Andere nach ihm für die Berchtoldstagsmahle vorbrachten, wann der von der Gesellschaft ihrem Präsidenten geschenkte, dessen Arbeiten illustrirende Pokal kreiste, und in welcher ein ganzer Sagenkreis um K. gelegt war. Ein eigenthümlich scharfer Blick, der ihn auch auf neu sich eröffnenden Gebieten sogleich sich zurecht finden ließ, eine geschickte Hand, der es gelang, die Bruchstücke auch der entlegensten Zeiten zu sammeln und zusammenzufügen, eine klare und einfache Ausdrucksweise, die seine Schriften zu Mustern beschreibender Litteratur macht, und dabei eine Vielseitigkeit ersten Ranges haben K. zu einem leitenden Namen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft gemacht. Aber auch sein Aeußeres, das früh weiß gewordene dichte Haar, die starken Brauen, die leuchtenden Augen, die ausdrucksvollen Züge, gaben seiner ganzen sonst so schlichten Erscheinung etwas völlig Eigenartiges, so daß es für Th. Vischer nahe lag, als er eine Pfahlbaugeschichte einer Dichtung einflocht, gerade K. zum Repräsentanten der Weisheit des Alters in durchsichtiger Maske auszuwählen.

Vgl. Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 1882: I. Lebensabriß des Stifters der Gesellschaft Dr. F. K. von G. Meyer von Knonau; II. Geschichte der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich. Von G. Finsler. Meyer von Knonau.

Keller: Franz Xaver K., Schultheiß von Luzern, geb. 1772, † am 12. September 1816. Aus einem Geschlecht des Luzerner Patriciats stammend, das im 17. Jahrhundert zu höherem Ansehen gelangt war, 1762 zum ersten Male einen Schultheißen gestellt hatte, war K. schon vor 1798 einer jener Repräsentanten der Luzerner Aristokratie, welche von Ideen der 1789 in Frankreich eingetretenen Umwandlungen erfüllt waren und, obschon selbst Rathsmitglieder — K. seit 1795 —, sich gewillt zeigten, den Forderungen der Landesangehörigen entgegenzukommen und durch Abänderungen der Verfassung den drohenden Sturm abzuwenden. K. brachte im Januar 1798 den Antrag ein, eine bezügliche

Commission zu bestellen, in welche er selbst eintrat, und am 31. abdicirte die alte Regierung und setzte ihre Verrichtungen neben den einberufenen Volksrepräsentanten nur noch provisorisch fort. Doch bis zum März war diese cantonale Verjüngung durch die von der französischen Invasion der Eidgenossenschaft gebrachte helvetische Revolution und die aufgenöthigte neue Einheitsverfassung überholt. Ausdrücklich nannte aber der commandirende General Schauenburg unter denjenigen Mitgliedern der alten Regierung, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die Grundsätze von Freiheit und Gleichheit von der gegen ihre früheren Collegen ausgesprochenen Acht ausgeschlossen werden sollten, auch K. Gleich seinen Freunden, dem helvetischen Justiz- und Polizeiminister Franz Bernhard Meyer, dem Luzerner Regierungsstatthalter Vincenz Rüttimann (s. d. Art.), wurde er, obschon er anfangs zum mindesten weniger hervortrat, zu Functionen des umgestalteten Staatswesens herangezogen. 1801 hatte er als Regierungsstatthalter in der Phase des Verfassungsentwurfes von Malmaison die luzernerische Kantonstagsatzung vom 1. August zu eröffnen. Aber als nun die föderalistische Auffassung im October 1801 durch den Staatsstreich in Bern zum Siege kam, legte K. als Unitarier das Statthalteramt nieder, um es erst im April 1802 nach der abermaligen Wendung wieder zu übernehmen. Bei der föderalistischen Erhebung der inneren Schweiz unter Reding (s. d. Art.) suchte K. den Anfängen im Juli und August umsonst in seiner Stellung als helvetischer Regierungscommissar entgegenzuwirken; um so energischer hielt er Luzern selbst bei der helvetischen Ordnung fest, auch als am 22. September unter Anführung des früheren Hauptmanns in spanischen Diensten, Schilliger, eine Ueberrumpelung der Stadt durchgeführt und die heftigste Pression auf K. versucht wurde. Nur unter Protest trat er zurück und blieb trotz seiner gegnerischen Gesinnung, wegen seiner Furchtlosigkeit respectirt, unangefochten in Luzern. Als dann durch Rapp's Intervention im Auftrage Bonaparte's im October die helvetische Regierung nochmals hergestellt wurde, wagte es K., während noch föderalistische Truppen in Luzern lagen, am 22. die Functionen eines Statthalters offen von neuem aufzunehmen, mußte sich dann aber allerdings bis zum 27., dem Tage der Auflösung des föderalistischen Centralausschusses, gedulden, ehe er die gesammte Verwaltung wieder auf den helvetischen Fuß einrichten konnte. Es verstand sich von selbst, daß K. als erster Repräsentant von Luzern durch die Kantonstagsatzung zur Consulta nach Paris abgeordnet wurde und da die unitarische Auffassung vertrat. Auf Grund der von dem Vermittler neugegebenen Verfassung wurde K. 1803 in die Luzerner Regierungscommission als Mitglied erwählt. Hernach dagegen lehnte er bei den definitiven Wahlen der neuen Autorität die Wahl in den kleinen Rath ab, mit seinem Einflusse auf den großen Rath sich begnügend; außerdem war er Präsident des städtischen Gemeinderathes und Vicepräsident des Appellationsgerichtes. Besonders 1807 trat er im großen Rathe dem schon vorher unter seinem Widerspruche aufgestellten Gesetze abermals entgegen, welches, um die großen Forderungen des französischen Kaisers nach Truppenmannschaft leichter zu befriedigen, gewisse Personen Fehlbarer unter eine „zweckmäßige Subordination“ stellte, mittelst Dienstleistungen, und zwar auch außer dem Kanton, eben zur Füllung der Reihen der 16000 Mann Truppen. Als nun aber mit den Niederlagen Napoleons auch sein Werk, die Mediationsverfassung der Schweiz, ins Wanken gerieth und mit der Wende der Jahre 1813 und 1814 vorzüglich in den früheren Patriciatsstädten der Schweiz die rückläufigen Bewegungen begannen, erklärte zur Ueberraschung Vieler, auch K. schon am 19. Januar im großen Rathe an der Spitze einer einstweilen noch in der Minorität stehenden Partei, daß die neu zu gebende cantonale Verfassung sich der alten Ordnung der Dinge annähern müsse, und er trat geradezu an die Spitze der Reaction in Luzern. Nachdem am 16. Februar unter

Führung des Schultheißen selbst — Rüttimann war gleich K. ein Anderer geworden, als er 1798 gewesen — der Staatsstreich gegen die mediationsgemäße Verfassung vollführt worden war, traten beide, Rüttimann und K., als Schultheißen an die Spitze der neuen am 23. Februar bestellten Regierung, von „Schultheiß, Räth und Hundert der Stadt und Republik Luzern“, unter entschiedener Zurückschiebung der Repräsentation der Landschaft, doch so, daß der alte Patriciat nicht in seiner ganzen Ausschließlichkeit neu erwachte, sondern durch eine Herrschaft der Stadtbürgerschaft überhaupt ersetzt wurde. Nach einer Seite zwar blieb K. auch jetzt fest, in jener schon von der alten patricischen Regierung in vielen Fällen — so im sogenannten Udligenschwiler Handel 1725 bis 1727, gegen den päpstlichen Nuntius — bewiesenen sorgsamen Wahrung der Rechte des Staates gegenüber der Kirche. Als der Klerus im Juni 1814 eine Denk- und Bittschrift zur Herstellung der Immunität und anderer Gerechtsame einreichte, blieb K., obschon mit Deputationen bestürmt, entschieden, so daß über seiner Erklärung, es werde, so lange er Schultheiß sei, nie etwas aus der Sache werden, die ganze Angelegenheit liegen blieb. Ebenso setzte er, anders als Rüttimann, der Frage wegen der Lostrennung vom Bisthum Constanz (s. d. Art. Göldlin, Bd. IX S. 336 und 337) seinen Widerstand entgegen, obschon er da nicht durchdrang; doch war er dem neugeschaffenen Provisorium abgeneigt und nahm möglichst geringen Antheil an der gesammten Sache. — Da starb K. ganz plötzlich in einer nie völlig aufgeklärten Weise am 12. September 1816. Auf dem Wege nach seinem reußabwärts gelegenen Landhause außerhalb der Stadt scheint er in dunkler regnerischer Nacht, während er, seine eine Tochter vor ihm, die andere hinter ihm, nach Hause ging, vom Pfade in den hart daranstoßenden Fluß durch einen Fehltritt gestürzt zu sein. Erst am 15. September, drei Tage später, wurde die Leiche da gefunden, wo jetzt an der Eisenbahnbrücke ein großes eisernes Kreuz auf einem Granitblocke die Stelle bezeichnet. K. war ein, besonders auch in historischen Dingen, wohl unterrichteter, dabei für Erziehungsfragen lebhaft sich interessirender Mann, als Politiker höchst entschieden, ein „Eisenkopf“. Ueber die bedenkliche Nachwirkung, welche dieser Todesfall durch den großen Untersuchungsprozeß vom September 1825 an für Luzern nach sich zog, ist schon in Bd. I S. 410 und Bd. VI S. 355 die Rede gewesen.

Vgl. Kasimir Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, wo Vieles aus Keller's eigenen hinterlassenen Aufzeichnungen geschöpft ist.

Meyer von Knonau.

Keller: Friedrich Ludwig K. vom Steinbock. Als Rechtsgelehrter und Rechtslehrer nahm K. fortwährend, zuerst in Zürich und später in Halle und Berlin unter den Romanisten unseres Jahrhunderts eine hervorragende Stellung ein. Sein politisches Leben bewegte sich in der Schweiz und in Preußen in verschiedener Richtung, bewies aber in beiden Ländern seine ungewöhnliche Begabung. K. stammte aus einem der ältesten Zürchergeschlechter, das schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts das Stadtbürgerrecht erworben hatte*). Sein Vater war ein sehr wohlhabender Mann, der von seinen Zinsen lebte und ein Landgut in Goldbach am Zürichsee nahe der Stadt besaß. Seine Geburt fällt in die Zeit der helvetischen Revolution, welche die Herrschaft der souveränen Stadt über das Land beseitigt, die Selbständigkeit der Kantone zer-

*) Die Keller hatten ihren Namen von dem Kelleramte der Propstei Großmünster in dem nahen Dorfe Schwamendingen. Im 15. Jahrhundert hielten die K. zu der österreichischen Partei in Zürich und wurden dafür 1487 durch einen Adels- und Wappenbrief von Kaiser Maximilian belohnt.

brochen und die ganze Schweiz in eine einheitliche Demokratie umgestaltet hatte. Er wurde am 17. Octbr. 1799 in Zürich geboren, einige Wochen nach dem Siege der Franzosen unter Massena über die Russen bei Zürich und ein paar Wochen vor dem 18. Brumaire, an dem der General Bonaparte den gesetzgebenden Körper auseinander jagte. Als Knabe hatte er das rasche Wachsthum des Napoleonischen Kaiserreiches und den Zusammensturz desselben gesehen. Seine wissenschaftliche Ausbildung fiel in die ruhige Restaurationsepoche, welche den Stürmen der Revolution gefolgt war. Die gelehrte Schule Zürichs, dem Chorherrenstifte zum Großmünster zugehörig und zu Ehren des Kaisers Karls des Großen Carolinum genannt, war nur insoweit eine Hochschule, als sie die wissenschaftliche Heranbildung der reformirten Geistlichen vollständig besorgte, den Studirenden der Jurisprudenz aber und der Medicin zugleich als Vorschule diente, soweit sie einer allgemeinen Vorbildung in den humanen Wissenschaften, insbesondere in den altklassischen Sprachen bedurften. Für Juristen gab es daneben nur ein neu gegründetes „politisches Institut“, das ziemlich dürftig besetzt war. Der junge K. hatte sich frühzeitig für den Staatsdienst entschieden Die Aussichten waren damals für einen Stadtbürger aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie sehr günstig. Er konnte auf baldige Anstellung und rasches Steigen sicher rechnen und hatte eine schöne und freie Wirksamkeit vor sich. Freilich waren auch die obersten Stellen nur sehr dürftig besoldet, aber diesen Mangel ersetzte er leicht durch eigenes Vermögen. In den Jahren 1819 bis 1822 studirte er auf den Universitäten Berlin und Göttingen zugleich mit einigen Jugendfreunden, unter denen Georg Finsler, sein späterer Nachfolger in dem Amte eines Obergerichtspräsidenten, ihm an Geist und Eifer für die Rechtswissenschaft am nächsten kam. Mit Vorliebe und mit großer Energie gab sich K. vorzugsweise dem Studium des alten Römerrechtes hin. Insbesondere übte Savigny auf seine Studien und auf seine wissenschaftliche Bildung einen mächtigen und nachhaltigen Einfluß aus. Er zog auch die persönliche Aufmerksamkeit des berühmten Romanisten auf sich, der zugleich als das Haupt der historischen Rechtsschule geehrt ward. In Göttingen erlangte K. im J. 1822 die Doctorwürde. Seine Inauguraldissertation „Commentatio ad l. 32 p. § 1 de peculio“ erregte durch die seltene Gediegenheit seiner Untersuchung und den merkwürdigen Scharfblick, mit dem er aus einer kleinen, wenig beachteten Pandektenstelle mit Hülfe des wieder gefundenen Gajus die bisher dunkle Natur der Pekulienklage und überhaupt der actiones adjectitiae qualitatis aufstellte und eine damals noch unbekannte Anwendung der klassischen Formular-Jurisprudenz der Römer entdeckte, ein verdientes Aufsehen. Der erste Keim seiner bedeutenden civilistischen Leistungen wurde damals schon für Kenneraugen sichtbar. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, der ihm wenig Früchte brachte — er nannte denselben später eine partie de plaisir manquée und warnte jüngere Freunde vor ähnlicher Träumerei in der großen, leichtlebigen Hauptstadt — kehrte der junge Doctor der Rechte in seine Heimath zurück. Mit dem vollen Ernste, der nur einer starken sittlichen Kraft eigen ist, wendete er sich hier der juristischen Praxis und Wissenschaft zu, in deren Verbindung er für beide das Heil, in deren Trennung er frühzeitig das Verderbniß beider erkannte. Die einheimischen Verhältnisse machten es ihm möglich, gleichzeitig eine öffentliche Wirksamkeit als Lehrer der Jurisprudenz und als praktischer Richter zu erwerben. Die Universität Zürich bestand damals noch nicht. Nur das politische Institut sorgte einigermaßen für die Ausbildung der künftigen Juristen und Staatsmänner. An dieser Anstalt wurde K. 1825 eine Professur für römisches Recht übertragen. Im Allgemeinen folgte K. zumeist dem Vorbilde seines gefeierten Meisters von Savigny, indem er römische Rechtsgeschichte, Institutionen und Pandekten vortrug. Aber

in einer sehr wesentlichen Beziehung faßte er von Anfang an die Aufgabe eines Professors des römischen Rechtes anders auf, als es auf den deutschen Universitäten von Alters her geschah und heute noch geübt wird. Es fiel ihm nicht ein, das römische Recht, welches freilich in der Schweiz niemals die Geltung eines gemeinen und subsidiären Rechtes erlangt hatte, wie ein heute noch geltendes Recht und das Corpus juris Justinians als ein Gesetzbuch mit Autorität für die Gegenwart aufzufassen. So begeistert er für das Studium des römischen Rechtes war, so unnatürlich kam ihm diese Behandlung vor, welche auf der thörichten Einbildung sowohl von einer Fortdauer des römischen Kaiserreiches als von der ewigen Wahrheit des römischen Rechtes als einer ratio scripta beruhte. Er sah den Hauptwerth des römischen Rechtes in seiner wissenschaftlichen, nicht in seiner praktischen Bedeutung. Von den klassischen römischen Juristen sollte der moderne Jurist zu juristischem Denken angeleitet werden. Deshalb wendete er den Pandekten und den übrigen Fragmenten aus der klassischen Periode die volle Aufmerksamkeit zu, und kümmerte sich um die kaiserlichen Constitutionen des Codex und um die Novellen nur so viel, als es unerläßlich war, ein Bild von der späteren Geschichte des römischen Rechtes zu geben. Seine Schüler lernten unter seiner Leitung den Gedankengang der großen römischen Juristen nachdenken. Mit Vorliebe interpretirte er, wie vor Jahrhunderten Cujacius, insbesondere die schwierigen Stellen aus den Schriften des wortkargen Papinianus und legte so den reichen Kern blos, der in dessen Responsen zu finden war. Aehnlich wie die Römer, hatte K. wenig Sinn und Neigung zu allgemeinen Abstractionen, aber um so mehr Geschick und scharfsinniges Urtheil für die juristische Zergliederung und Bestimmung konkreter Streitfälle. Diese Eigenschaft bewährte er auch in seinem Urtheile als Richter. Seine Erwägungen (Entscheidungsgründe) waren immer kurz, klar und entschieden. Er traf meistens den Nagel auf den Kopf. Das römische Recht, wie es zur Zeit der römischen Juristen gelebt hatte, nicht wie es die neueren Juristen als sogenanntes gemeines Recht mißverstanden, war der Gegenstand seiner Forschung. In diesem Geiste erklärte er auch die Institutionen des Gajus, dessen Actionenrecht vorzüglich seinen Scharfsinn zeigte und seinem innerlichen Behagen an den krystallharten und krystallhellen Bildungen der prätorischen Formeln zusagte. Ebenso hielt er Vorlesungen über die Schriften Cicero's, welche für die Kenntniß des antiken Römerrechtes zur Zeit der Republik so sehr lehrreich sind. Seine besten schriftstellerischen Werke sind alle aus dieser Richtung seiner Studien erwachsen. Zuerst das Buch über „Litiscontestation und Urtheil nach klassischem römischen Recht", Zürich 1827, welches in diesen Dingen eine neue Bahn eröffnet und seinem Verfasser unter den neueren Romanisten einen ehrenvollen Platz gesichert hat. Sodann die „Semestrium ad C. Tullium Ciceronem libri sex" (Zürich 1841—1851). Das in lateinischer Sprache verfaßte Werk war auf die klassisch gebildete Gelehrtenwelt der heutigen Culturvölker berechnet, wurde aber wie heute überhaupt lateinisch geschriebene neuere Werke, sehr wenig gelesen. Den Philologen mochte es zu juristisch, den Juristen zu philologisch und den Meisten zu gelehrt erscheinen. Nur die gründlichsten und fleißigsten Freunde der klassischen Jurisprudenz kanuten und schätzten die Arbeit. Endlich das Buch über den „Römischen Civilproceß und die Actionen, in summarischer Darstellung zum Gebrauche bei Vorlesungen", zuerst Leipzig 1852. Dieses kleine aber gedankenreiche und elegante Werk ist die reifste Frucht seiner Studien über klassisches römisches Recht. Die Grundlage desselben war in Zürich bereitet worden, in Berlin erhielt es seine Vollendung. Wer nur diese Schriften Keller's oberflächlich kennt, mag leicht zu dem Irrthume verleitet werden, K. habe zu jenen antiquarischen Gelehrten gehört, die sich aus dem Leben der Gegenwart in ihre Studierstube hinweg flüchten und nur unter

alten Büchern und in Verehrung der Denkmale aus früheren Jahrhunderten sich heimisch fühlen. Ein guter Leser auch dieser gelehrten Bücher wird aber bald bemerken, daß im Gegentheile der klare Blick in das wirkliche Volksleben ihm auch das Verständniß des Alterthums aufgeschlossen hat und daß er hinwieder aus dem Studium des antiken Rechtes für die wissenschaftliche Behandlung des heutigen Rechtes Gewinn zu ziehen verstanden hat. Sogar ein bedenklich-realistischer Zug seiner Wirthschaft, der ihm vielen Tadel und Haß zuzog, hing vielleicht mit der in der römischen Schule ausgebildeten Neigung zusammen, die harten und zwingenden Rechtsformen egoistisch auszunutzen. In Geldsachen war er sehr genau und gewandt. Aber man warf ihm nicht ohne Grund vor, daß er zuweilen seine Schuldner durch Rechtscautelen strenger binde und unter Umständen härter drücke als billig sei. K. ward bald nach seiner Heimkehr als Mitglied in das Amtsgericht des damaligen Oberamtes Zürich, des Civil- und Strafgerichts erster Instanz aufgenommen. Dieses Gericht, in welchem K. mit dem Oberamtmann, dem Präsidenten von Meiß, dem Amtsrichter Ulrich und Dr. Finsler, dem stimmberechtigten Schreiber des Gerichtes, zusammenwirkte, wurde in den zwanziger Jahren der Hauptsitz einer neuen, wissenschaftlichen Richtung. Die bewußte Klarheit und Grundsätzlichkeit, die das Amtsgericht in der Durchführung der Processe und in seinen mit Erwägungen versehenen Urtheilen an den Tag legte und die Energie, mit der es die richterliche Selbständigkeit auch der Regierung und dem Obergerichte gegenüber wahrte, machte damals in der kleinen Republik großes Aufsehen und erlitt auch manche Anfechtung. Es wurde viel über die Anmaßung der jungen Juristen geklagt. K. vertheidigte sich und seine Freunde in der Broschüre: „Die neuen Theorien in der Zürcherischen Rechtspflege“ (Zürich 1828) und schlug die Gegner. In dieser Schrift sprach er sich über sein Verhältniß zum römischen Rechte deutlich aus: „Wir studiren das römische Recht nur in der Absicht, uns die Weise der römischen Juristen zu merken, wir wollen von ihnen blos lernen, unser Recht ebenso geschickt zu erkennen und anzuwenden, wie ihnen das mit dem ihrigen gelungen ist. Jedem wissenschaftlichen Manne aber ist es ebenso begreiflich, daß man römisches Recht zum Zweck der formellen Bildung des Verstandes studiren könne, wie er einsieht, daß beim Studium römischer und griechischer Sprache die allgemeine formelle Bildung im Ganzen Hauptzweck ist: und so lächerlich man es finden würde, wie jemand aus dem letzteren den Verdacht schöpfen wollte, man gehe damit um, in unserm guten Zürich die Leute lateinisch oder griechisch reden zu machen, gerade so verkehrt ist der Schluß: „Weil man römisches Recht kenne und liebe, so strebe man danach, dasselbe auf Kosten des Zürcherischen einzuführen.“ Das bestrittene Bedürfniß eines Juristenstandes rechtfertigte er damit, daß auch im Staate das Princip der Arbeitstheilung gelte, und nur sehr wenige befähigt seien, alle Zweige der Staatsverwaltung überhaupt zu überschauen und zu pflegen, für die Meisten, damit sie Tüchtiges leisten, die Beschränkung auf ein besonderes Fach nothwendig sei. Ihn erfreute dieser Wirkungskreis, und er fand denselben schöner und fruchtbarer als irgendwo einen ähnlichen in Deutschland. Er schrieb darüber an seinen Schüler Bluntschli, den er für Zürich zu gewinnen suchte: „Wir schöpfen unmittelbar aus der Quelle, während Andere durch gelehrten Stoff erdrückt sind, wir können unserem Rechts- und Gerichtswesen auf Jahrhunderte hin gute Bildung geben, während Andere ihre besten Gedanken an der schiefen Richtung, welche schon unabänderlich da ist, scheitern sehen: wir sind schon durch unsere Staatseinrichtung darauf hingewiesen, theoretische Forschung und praktische Anwendung ihrer Resultate mit einander zu verbinden, während anderswo der Praktiker von seinen Amtsgeschäften erdrückt wird und dem Theoretiker eine erfreuliche Praxis nicht offen

steht.“ K. fing nun an, sich ernstlich mit der wissenschaftlichen Bearbeitung des zürcherischen Privatrechtes zu beschäftigen. Ein privatrechtliches Gesetzbuch gab es damals nicht: die Satzungen des Stadt- und Landrechtes von 1716 waren zum Theil veraltet und zum großen Theile lückenhaft. Sie entsprachen dem modernen Rechtsbedürfnisse längst nicht mehr. Eine rechtswissenschaftliche Litteratur gab es auch nicht. Das eidgenössische Stadt- und Landrecht von Leu von 1746 genügte nicht mehr den wissenschaftlichen Anforderungen des 19. Jahrhunderts. K. schöpfte seine Rechtskunde aus dem Rechtsleben des Volkes, mit dem sicheren Blicke eines geborenen und dem geübten Verstande eines gutgeschulten Juristen. Er verstand die historische Schule seines Lehrers Savigny, der er zugehörte, vorzugsweise als Auffassung des gewordenen und in dem Privatleben sich offenbarenden nationalen Gewohnheitsrechtes. K. hat an dem politischen Institute und später an der Universität Zürich auch Vorlesungen über Zürcherisches Recht gehalten. Ein systematisches Werk darüber hat er nicht veröffentlicht. Er betrachtete diese Vorlesungen selber nur als eine Vorarbeit und als ersten Versuch, den noch rohen Stoff wissenschaftlich zu ordnen und zu gestalten. Es fehlten ihm damals noch die rechtsgeschichtlichen Kenntnisse und in der Geschichte des eigentlich deutschen Rechtes, im Unterschiede von dem römischen, war er nicht so bewandert, wie es für die Bearbeitung des wesentlich auf deutschrechtlicher Grundlage beruhenden deutsch-schweizerischen Rechtes unerläßlich war. Aber wenn man diese Mängel abrechnet, so hat er in der ersten Darstellung des Zürcherischen Rechtes kraft seines eminenten juristischen Sinnes Bewunderungswürdiges geleistet, und einen nachwirkenden Impuls gegeben für die rechtswissenschaftlichen Arbeiten seiner Nachfolger. Ihm gebührt der Ruhm, der erste Begründer einer wissenschaftlichen schweizerischen Jurisprudenz zu sein, sowohl mit Bezug auf die Erkenntniß des Rechtes als mit Bezug auf die Handhabung des Rechtes. Die Wissenschaft übte überhaupt auf Keller’s Leben sichtbar eine reinigende und veredelnde Macht aus. Indem er sich den wissenschaftlichen Studien hingab, trat die ideale Seite seiner Natur in hellem Glanze hervor. Der Schmutz des täglichen Lebens und die Flecken der eigenen Leidenschaften wurden wie in einem frischen Bade abgewaschen. Da war er immer unbefangen, heiter, frei, nach Wahrheit ringend. Er kannte den häßlichen Neid nicht, und nicht die Autoreneitelkeit, nicht einmal die pedantische Rechthaberei, welche so viele Gelehrte entstellt. Jeder Fortschritt, den Andere in seinem Umkreise machten, war für ihn eine Freude, und er war stets bereit, ebenso die Studien Anderer zu fördern, wie die Resultate fremder Forschung willig aufzunehmen. Von ganzer Seele liebte er die Wahrheit. Sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, im J. 1829 wurde er von seiner Zunft in den großen Rath der sogenannten Zweihundert der Republik gewählt, welcher die gesetzgebende Gewalt ausübte. Mit seinen Freunden Melchior Hirzel, Ferdinand Meyer und Ludwig Heß arbeitete er hier mit Erfolg daran, dem großen Rathe, der aus 212 theils von den Stadt- und Landzünften gewählten, theils von ihm und dem kleinen Rathe cooptirten Mitgliedern, größtentheils Stadtbürgern bestand, eine selbständige Stellung gegenüber der Regierung, dem sogenannten kleinen Rath von 25 Mitgliedern, zwei Bürgermeister an der Spitze, und eine freiere Bewegung zu verschaffen. Die Regierung war im Ganzen wohlwollend, aber unwissenschaftlich, ängstlich und reformscheu. Die Bürgermeister, welche alljährlich im Amte wechselten, von Reinhard und von Wyß, hatten die Schweiz im Jahre 1814 von einer heftigen Reaktion gerettet und auch bei der auswärtigen Diplomatie persönliche Hochachtung erworben. Aber die ganze Restaurationsperiode hatte sich unfruchtbar erwiesen und die Regierung hielt nicht Schritt mit den Bedürfnissen des Lebens und mit den Ideen der Zeit. Ihr

Kredit in der Stadt war in der letzten Zeit erschüttert worden und sank in demselben Verhältnisse, in welchem die Hoffnungen auf die junge Schule sich erhoben. Es entstand so eine liberale Partei im großen Rathe, die auch innerhalb der Regierung in dem Staatsrath Usteri einen Gönner fand. Die Einführung der Preßfreiheit war ein Sieg dieser Partei. Der Fortgang dieser reformatorischen Bewegung wurde nur durch die französische Julirevolution von 1830 unterbrochen. Nun wurden auch die Massen aufgeregt; die ganze Verfassung der Restauration wurde in Frage gestellt, eine neue Verfassung gefordert, welche die Volksfreiheit entschiedener schütze und fördere, dem Lande Gleichberechtigung mit der Stadt verschaffe und zeitgemäße durchgreifende Verbesserungen einführe. Während dieser Kämpfe von 1830 benahm sich die Regierung schwach und unsicher, sie hatte es versäumt, rechtzeitig die unerläßliche Reform zu vollziehen und verlor nun in der Revolution allen Halt und alle Autorität. Eher war sie noch geneigt, mit den „Bauern“ sich zu vertragen, als mit den „Gelehrten“, da jene vornehmlich das Repräsentationsverhältniß zu Gunsten der Landschaft ändern wollten, während diese nun eine durchgreifende Verbesserung auch der Rechtszustände überhaupt und der Politik anstrebte. Vergeblich protestirte K. gegen die schmähliche Selbstauflösung des Großen Rathes, welcher nun vor der Ueberfluthung des Stromes flüchtete, den einzudämmen er versäumt hatte. Von dem neu gewählten Großen Rathe, in dem nun die Hauptstadt auf ein Drittheil der Stimmen beschränkt war, wurde eine Verfassungscommission zur Ausarbeitung der neuen Verfassung eingesetzt, in welcher K. eines der einflußreichsten Mitglieder war. Er hatte sich nun rasch entschlossen, die Revolution zu leiten, die er vergeblich abzuwenden gesucht hatte, und seine Führerschaft zur wirklichen Verbesserung, insbesondere im Interesse der Rechtspflege zu benutzen. In die neue Regierung trat er nicht ein. Er zog es vor, sich zum Präsidenten des Obergerichtes wählen zu lassen, welches der Regierung nun gleichberechtigt gegenüber trat, und als Mitglied des Großen Rathes und Führer der Mehrheit den Staat zu leiten. Es glückte ihm in den ersten dreißiger Jahren thatsächlich den Kanton Zürich zu beherrschen. Es geschah nichts ohne seine Billigung, und an Einfluß auf die liberal-radikale Partei kam ihm kein Anderer, selbst der Bürgermeister Hirzel nicht gleich. Mit großer Gewandtheit und einer ungewöhnlichen Klugheit erkannte er die Lage, die Kräfte und die Hindernisse und berechnete er die geeigneten Mittel, um seinen Willen durchzusetzen. Dabei beherrschte er sich selber vollständig und gewann oder entwaffnete durch sein heiteres liebenswürdiges Aeußeres auch öfters die Zweifler und Gegner. Er war der beste Redner im Großen Rathe. Seine Reden waren frei von allem Pathos und aller Rhetorik, immer klar, verständig, auf das Ziel gerichtet; und er verstand es durch die Volksthümlichkeit seiner Sprache die Hörer glauben zu machen, sie wissen nun Alles, worauf es ankomme und haben einen Antheil an seinem Verständniß. Auch die Schlagwörter der Zeit handhabte er mit Geschick. Daß der lächelnde Mund einen energischen Willen, wie ein scharfes Schwert hinter Blumen verberge, ahnten Manche, gaben sich aber nur um so eher gefangen. Als zeitweise gewählter Präsident des Großen Rathes leitete er die Verhandlungen mit kräftiger Hand und wußte die Abstimmungen ebenso anschaulich als seiner Absicht dienstbar zu machen. Weniger glücklich war K. als Gesandter des Kantons Zürich auf der eidgenössischen Tagsatzung, wo er sich an der äußeren Politik betheiligte. Als von Frankreich ernste Beschwerden gegen die Schweiz darüber erhoben wurden, daß einzelne Kantone das Asyl, welches sie politischen Flüchtlingen gewähren, zu revolutionärer Bedrohung der Nachbarstaaten mißbrauchen lassen, glaubte K. einen geschickten Gegenzug auf dem politischen Schachbrette dadurch zu machen,

daß er einen solchen Flüchtling, Namens Conseil, als Söldling der französischen Polizei entlarvte. Der diplomatische Streit, in welchem Frankreich eine Grenzsperre drohte, konnte doch nicht wie ein gewöhnlicher Civil- oder Strafproceß erledigt werden. Ueberhaupt war der juristische Standpunkt, von dem aus K. den Staat zu beherrschen suchte, ungenügend und unhaltbar. Es war doch nicht möglich, die Leitung der politischen That, das Regieren im eigentlichen Sinne, außerhalb des für die Regierung geordneten Organes, in Zürich des Regierungsrathes, in das oberste Gericht und daneben noch in den gesetzgebenden Körper zu verlegen. Wollte K. den Staat regieren, so mußte er in die Regierung eintreten und Bürgermeister werden. Dem widerstrebte aber seine Juristennatur. Neben seinen Verdiensten um die Rechtspflege verdient auch seine Theilnahme an der Verbesserung des Schulwesens und insbesondere seine erfolgreiche Bemühung um die Stiftung und die Wirksamkeit der Universität Zürich besondere Anerkennung. K. war neben Hirzel das einflußreichste Mitglied des Erziehungsrathes. Er trat selber in der Eigenschaft eines außerordentlichen Professors in die juristische Facultät der 1833 gestifteten Hochschule ein, als außerordentlicher Professor deshalb, weil er zugleich als Obergerichtspräsident ein anderes öffentliches Amt bekleidete. Als Lehrer beschäftigte er sich nun vorzugsweise mit der Bearbeitung und Darstellung des Zürcherischen Privatrechtes. Es entsprach das am besten seiner Doppelstellung. Um die Rechtspflege mit der Rechtswissenschaft in steter Beziehung und Wechselwirkung zu erhalten, gründete er die „Monatschronik für die zürcherische Rechtspflege“ (XII Bände von 1833 bis 1838). Im J. 1837 legte K. seine Stelle als Obergerichtspräsident nieder, weil die radicale Mehrheit des Großen Rathes, welche sonst sich meistens von ihm leiten ließ, diesmal sein Verlangen, daß Professor Bluntschli, obwohl ein politischer Gegner, in das Obergericht gewählt werde, ablehnte und einen Gesinnungsgenossen, der gar keine Rechtsstudien gemacht hatte und nur Setzer in einer Buchdruckerei gewesen war, vorzog. Er betrachtete diese Wahl als eine Mißachtung seines ganzen Strebens für eine wissenschaftliche Rechtspflege und als einen Sieg der Roheit über die Cultur. Von da an widmete er sich ausschließlich dem akademischen Lehrberufe und erhielt nun selbstverständlich auch den Charakter eines ordentlichen Professors. Freilich konnte ihm die beschränkte Wirksamkeit an einer kleinen Universität auf die Dauer nicht genügen. Der große Rath übertrug ihm, um seine Kräfte auch jetzt noch für das Vaterland zu benutzen, die Redaction des zürcherischen Civilgesetzbuchs, für welches er indessen nur ein paar Abschnitte ausarbeitete, und in der Monatschronik bekannt machte. Die Revolution von 1839 entleidete ihm auch diese Thätigkeit. Es war ein Unglück für K. und für die öffentlichen Zustände in der Stadt wie in dem Kanton Zürich, daß sich die früheren Freunde zur Zeit der Kämpfe von 1830 und 1831 gespalten und in zwei getrennte Parteien entzweit hatten, die mit einander keine Fühlung mehr unterhielten und einander überall feindlich entgegen standen. K. war mit liberalen Intentionen das Haupt der radicalen Partei geworden, welche im Großen Rathe wie in dem Lande das entschiedene Uebergewicht erlangt hatte; aber nicht immer vermochte er der rohen Leidenschaft zu wehren, welche in ihr gährte und ließ sich selber gelegentlich von radicalen Doctrinen bestimmen, die er an sich nicht hoch schätzte. Mit ihm gehörten dazu die Bürgermeister Hirzel und Heß, Staatsanwalt Ulrich, Dr. Furrer und andere. In der anderen Partei, welche sich anfangs die Gemäßigten, später die Konstitutionellen nannte, fanden sich Ferd. Meyer, Oberrichter Ulrich, Dr. Finsler, Bluntschli, Gysi u. s. f. zusammen. Dieselbe galt in der Stadt als liberal, auf dem Lande als aristokratisch und konservativ. War die erste Partei nicht frei von radikalem Doctrinarismus und revolutionären Tendenzen, so war die letztere durch absolutistische Elemente gehemmt und ge-

schwächt. Im J. 1834 machte Bluntschli den Versuch mit K., dem er als seinem Lehrer dankbar blieb, wenngleich die Politik beide getrennt hatte, neuerdings in näheren Verkehr zu treten und dadurch eine Annäherung, unter Umständen eine Verständigung der beiden Parteien zu bewirken. K. ging willig auf den Vorschlag ein, dem eine gegenseitige offene Darstellung je der eigenen Ansicht und eine Beleuchtung der wechselseitigen Absichten vorhergegangen war. Eine Zeit lang wirkte so die freie und versöhnliche Besprechung der Führer ermäßigend auf den Parteihader und war einer friedlichen Förderung des öffentlichen Wohles nützlich. Aber später schieden sich die Freunde nochmals, weniger aus politischen als aus individuellen Motiven. Wenngleich das Privatleben nicht der Oeffentlichkeit angehört, so wirken doch Privatfehler unter Umständen nachtheilig auf den Kredit auch des Staatsmannes und bringen ihn in Gefahr, von Freunden verlassen und von Feinden mit Vorwürfen überschüttet zu werden. Auf Keller's Leben hatten so immer zwei Leidenschaften störend und schädigend eingewirkt, die Sucht sein Vermögen zu vergrößern und seine geschlechtliche Reizbarkeit. Er war mit einer sehr liebenswürdigen und reizenden Frau, Ida geborene Lavater verheirathet, welche ihm mehrere Kinder gebar. Er lebte mit derselben im Ganzen in glücklicher Ehe, aber auch dieses Verhältniß wurde gelegentlich durch seine Begierden gestört. Die Berufung von David Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der Universität war von K. in Gemeinschaft mit Bürgermeister Hirzel nachdrücklich betrieben worden. Hirzel hatte offenbar den Gedanken, damit eine zweite Reformation der Kirche einzuleiten, wie im 16. Jahrhunderte die erste Zwingli'sche in Zürich vollzogen war. K. war dieser kirchliche Gedanke fremd, er wollte eher der Wissenschaft und den unkirchlichen Neigungen der radicalen Partei einen Triumph bereiten und die Geistlichkeit demüthigen. Als das zürcherische Volk in allen Gemeinden des Landes im Frühjahr 1839 lauten Protest dagegen erhob, sah sich auch der Große Rath wider Willen genöthigt, die frühere Billigung jener Berufung zurückzunehmen. Vergeblich hatte K. versucht, die beschämende Flucht aufzuhalten. Er mußte selber zu der Pensionirung von Strauß, bevor derselbe sein Amt angetreten hatte, mitwirken. Im Sommer machte die herrschende liberal-radicale Partei neue Anstrengungen, die verlorene Autorität und die augenblicklich gehemmte Richtung zu erneuern und wieder entbrannte der Streit zwischen ihr und den Führern der aufgeregten Massen, welche die Abdankung und Neuwahl des Großen Rathes verlangten. Endlich brach zu Ende des Septembers 1839 der Unwille des Volkes gegen die Regierung und die herrschende Partei in einer gewaltsamen Revolution aus: K. floh am 6. Septbr. erschreckt mit einigen anderen Parteiführern vor dem tobenden Sturme verkleidet nach Baden. Die oberste Behörde, der Große Rath, dankte nun ab. Die Regierung und das Obergericht wurden neu besetzt. Für einige Zeit war das liberal-radicale Regiment vollständig gestürzt. K. stellte sich der neuen Regierung, in welcher konservativ-liberale und absolutistische Elemente gemischt waren, nicht geradezu feindlich entgegen, sondern eher gleichgültig gegenüber. Er hatte mit schweizerischer Politik abgeschlossen und zog sich von jetzt an ganz auf seine Professur zurück. Er war entschlossen, möglichst bald die Schweiz zu verlassen und an einer deutschen Universität der Wissenschaft zu leben. Auch die Redaction des Civilgesetzbuches gab er nun auf, die sodann an Bluntschli übertragen ward. Durch Savigny's Vermittelung erhielt er 1843 einen Ruf als Professor des römischen Rechtes nach Halle, dem er gerne folgte, und bekam dann nach Puchta's Tode (1847), aber noch bei Lebzeiten Savigny's, der damals preußischer Minister geworden war, die Professur des römischen Rechtes an der Universität

Berlin, als Nachfolger Savigny's und Puchta's. In Berlin ist sein bestes Werk, der römische Civilproceß, ausgearbeitet worden. Als Lehrer aber hat er dort keineswegs einen hervorragenden Einfluß, gleich seinen Vorgängern geübt. Zwar konnte es nicht fehlen, daß seine Gelehrsamkeit und sein eminenter praktischer Scharfsinn unter den fleißigsten und begabtesten Studenten eifrige Zuhörer und Schüler gewann, deren Studien er namentlich in den von ihm geleiteten exegetischen Uebungen mit freundlicher Bereitwilligkeit zu fördern wußte. Auf weitere Kreise dagegen blieben seine Vorträge ohne die seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprechende Anziehungskraft. Es fehlte ihnen nicht nur jene feierliche Würde, welche den Vorträgen Savigny's gleichsam eine priesterliche Weihe verlieh, sondern selbst jene Wärme, welche das jugendliche Gemüth vom Lehrer fordert. Die nicht selten durchschimmernde Gleichgültigkeit des vielerfahrenen Weltmannes wirkte erkältend. Wenig anziehend waren die Aeußerlichkeiten: das berlinisch gefärbte Zürichdeutsch und die ermüdende Form des Vortrags, ein durch eingestreute Bemerkungen unterbrochenes Dictat. Und was über sein Privatleben und seine politische Richtung verlautete, war nicht dazu angethan, seiner Person die Sympathie der studirenden Jugend zu gewinnen. Sein vollständig ausgearbeitetes Pandektenheft ist nach seinem Tode herausgegeben: ein ungleich gearbeitetes, nicht für den Druck bestimmtes Werk, welches sich vor ähnlichen durch die lehrreiche Berücksichtigung der wirthschaftlichen Bedeutung der Rechtsinstitute auszeichnet. Seine Politik bewegte sich in Preußen in einer der früheren schweizerischen entgegengesetzten Richtung. Er hatte in der Schweiz die Demokratie gründlich kennen gelernt und ihre Launen und Stimmungswechsel in seinem Leben in heftigen Gegensätzen erfahren. Die Volksgunst hatte ihn emporgehoben, die Volksgunst von der Höhe gestürzt. Er war beider überdrüssig geworden. Seine bedeutende, auf Machtübung angelegte Natur hatte ihn in der Schweiz bestimmt, im Interesse seiner Ideale von Wissenschaft und Rechtspflege sich mit den Radicalen zu verbinden und die Führerschaft dieser Partei zu übernehmen. Er hatte dann diese Herrschaft verloren und die heftige Niederlage des Radicalismus erlebt. In Preußen wendete er sich von Anfang an der Monarchie zu, als der entscheidenden Macht, welche dauerhafter und stärker schien, als die Souveränetät des Demos. In Halle bequemte er sich sogar zu regelmäßigem Kirchenbesuche, den er in Zürich völlig gemieden hatte. Selbst die Revolution von 1848, die er in Berlin erlebte, mit ihren Aufwallungen und ihren Stürmen ließ ihn kühl. Er theilte die Hoffnung auf den Völkerfrühling nicht und blieb auf der Seite der königlichen Regierungsautorität auch dann, als sie bedenklich ins Schwanken gerathen war. Er trat zu dem damals kleinen Häuflein der Konservativen über und gab ihnen manchen klugen Rath. Der Vorwurf der Reaktion erschreckte ihn jetzt eben so wenig als früher der Vorwurf der Revolution. Er benutzte die gesammelten Lebenserfahrungen, um vor Illusionen zu warnen und auch auf die Strömung und Richtung der Zeit Rücksicht zu nehmen. Auch bei Hofe genoß er einige Gunst und wurde zuweilen zu den vertrauten Zirkeln des Königs Friedrich Wilhelm IV. geladen. Er erlangte die Aufnahme in die preußische Adelsmatrikel, indem er die geschichtliche Stellung seines Geschlechtes geltend machte, auf den alten Adelsbrief von 1487 und auf seinen ererbten Wappenschild in der alten Gesellschaft der Böcke hinwies. Da in der preußischen Armee der adeliche Namen immer noch einen thatsächlichen Vorzug gewährte, so kam diese innerlich berechtigte Auszeichnung seinem Sohne zu Statten. Er selber bedurfte derselben nicht und legte darauf auch für sich keinen Werth. In das Abgeordnetenhaus gewählt wurde er ein Führer der Konservativen und bekämpfte nun die national-radicale Mehrheit des Hauses mit Geschick, entging aber auch dem Vorwurfe eines Abfalles von seinen früheren

Grundsätzen nicht. Berlin war nicht der Boden, auf dem K. als Politiker bedeutendes zu leisten vermocht hätte: Obwohl er seinem Collegen Stahl an praktischem Scharfblick wie an politischer Gewandtheit überlegen war, so erreichte er doch entfernt nicht eine solche Autorität unter der konservativen Partei des Abgeordnetenhauses wie dieser im Herrenhause. Es stand ihm ein begreifliches Mißtrauen im Wege, über welches die neuen Parteigenossen sich gelegentlich hinwegsetzten, das aber immer wieder geschürt würde. Und auch hier ward seine Geltung gemindert durch die Schatten, welche aus seinem Privatleben auf den Glanz seines Talentes fielen. Er berieth je nach Umständen die Partei, die Minister, selbst den König, aber er erwarb keine dauernde und bestimmende Autorität. Die geistigen und moralischen Schwächen und Fehler der preußischen Politik der fünfziger Jahre blieben ihm nicht verborgen. Er konnte auch seinerseits nur mit vielen Vorbehalten denselben dienen. Dieselben zu verbessern, hatte er die Macht nicht. Der politische Umschwung in Preußen durch den Prinzregenten Wilhelm von Preußen wirkte auch auf K. befreiend. Die liberalen Strebungen seines früheren Lebens wurden wieder geweckt und suchten sich aus der künstlichen Ueberwucherung der absolutistischen Tendenzen loszuringen. Als von Berlin aus der deutsche Juristentag, als Gesammtorgan des deutschen Juristenstandes geplant wurde, nahm auch er an diesem Gedanken einen lebhaften Antheil. Es war ihm aber nicht beschieden dem ersten Juristentage, der im August 1860 in Berlin zusammentrat, beizuwohnen. Als er zu der Zeit aus der Schweiz, wo er noch, gleichsam zu Abschied, alte Freunde besucht hatte, zurückreiste, wurde er in Halle vom Schlage getroffen, und kam in Berlin als ein kranker und sterbender Mann an. Sein bewegtes und fruchtbares Leben wurde am 11. Septbr. 1860 durch den Tod beendigt. Nur wenige Verwandte und Bekannte geleiteten die Leiche zu dem Kirchhofe. Man wurde es kaum gewahr, daß ein bedeutender Mann, dessen wissenschaftlicher Ruhm Deutschland erfüllte und dessen ungewöhnliche politische Kraft bekannt war, nun abgeschieden sei und eine große Lücke zurücklasse.

Bluntschli.

Keller: Georg Victor K., katholischer Geistlicher, geb. am 14. Mai 1760 zu Ewatingen bei Bonndorf in Baden, † am 7. Decbr. 1827 zu Pfaffenweiler bei Freiburg im Breisgau. K. begann, nachdem er die Gymnasialstudien bei den Benedictinern zu Villingen und am Gymnasium zu Freiburg absolvirt hatte, seine theologischen Studien zu Wien, trat aber schon 1778 als Novize in die Benedictinerabtei Sanct Blasien auf dem Schwarzwald, der damals der berühmte Martin Gerbert als Abt vorstand (im Kloster erhielt er den Namen Victor). Er lehrte in der Abtei schon als Novize Philosophie, Mathematik, Diplomatik und Numismatik, dann, nachdem er 1785 die Gelübde abgelegt und zu Constanz die Priesterweihe empfangen hatte, Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Von 1801 an verwaltete er mehrere zu der Abtei gehörende Pfarreien, zuerst die zu Gurtweil und Schluchsee in Baden, dann die zu Wislikon im Aargau. Nach der Aufhebung der Abtei wurde er 1806 als Pfarrer nach Aarau berufen, befreundete sich dort mit Troxler, Zschokke, Sauerländer und anderen freisinnigen Männern, wurde Mitglied der obersten Schulbehörde des Kantons und 1812 auch bischöflich Constanzischer Commissar und Präses der geistlichen Prüfungscommission für den Kanton Aargau. 1814 wurde er Pfarrer zu Zurzach und Decan des dortigen St. Verena-Stiftes. Nach der Abtrennung der Schweiz vom Bisthum Constanz kehrte er nach Baden zurück und wurde dort 1816 Pfarrer zu Grafenhausen, 1820 zu Pfaffenweiler. Im J. 1819 wurde er von Wessenberg trotz der Opposition der meisten Pfarrer des Capitels für einige Zeit zum Decanatsverweser ernannt (Mastiaux, Lit.-Ztg. 1821, Int.-Bl. III). Im Winter 1823 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nie wieder ganz erholte. — K. war einer der

talentvollsten und kenntnißreichsten, aber auch einer der am weitesten gehenden unter den Vertretern der damals bei einem großen Theile der süddeutschen katholischen Geistlichen herrschenden freieren Richtung. Er galt vielfach als Verfasser der „Stunden der Andacht“, die zuerst von 1809 an als Wochenschrift erschienen. Zschokke hat öffentlich erklärt, er selbst sei der Verfasser; aber ohne Zweifel hat ihm K. Aufsätze dafür geliefert und vieles darin soll aus seinen Predigten stammen. Bei dem Verleger der „Stunden“, Sauerländer zu Aarau erschienen von K. anonym „Ideal für alle Stände oder Sittenlehre in Bildern“, 1818 (3. Aufl. 1831) und „Katholikon. Für Alle unter jeder Form das Eine“, 1824 (2. Aufl. 1827), auch eine Schutzschrift für Wessenberg und eine „Dankadresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht (mit Rücksicht auf die Schrift: „Die Stunden der Andacht ein Werk Satans“, 1819). Nach seinem Tode veröffentlichte sein Caplan J. Barbisch „G. V. Keller's Nachlaß. Eine Reihe moralischer, politischer und wissenschaftlicher Aufsätze“, mit einer Biographie, 2 Bde., 1830 (Vorarbeiten für ein „moralisch-religiöses Lexikon“) und „Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, gesammelt von G. V. K.“, auch unter dem Titel: „Fortsetzung der Stunden der Andacht“, 4 Bde., 1832, 33.

Weech, Bad. Biogr. I, 457. Freiburger Diöcesan-Archiv VIII, 227.

Reusch.

Keller: Heinrich K., Geograph, Karten- und Panoramenzeichner, geb. zu Zürich am 11. Octbr. 1778, gest. daselbst am 18. Septbr. 1862. Aus sehr einfachen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, hatte K. als zarter Knabe das Unglück, durch den Stoß eines Mitschülers und den dadurch verursachten Sturz eine Ausweichung des rechten Oberschenkels zu erleiden und so einem langwierigen Schmerzenslager anheimzufallen, das ihm aber durch die liebevolle Fürsorge der Seinigen erleichtert wurde. Gerade diese Hemmung wies ihn auf seinen künftigen Lebensweg hin. Emsig begann er zu zeichnen; als der Vater 1794 die Zollerstelle zu Eglisau erhielt, gewann der originelle Landvogt Salomon Landolt (vgl. Bd. XII, 276) einen förderlichen Einfluß auf den Knaben, und 1797 kam K. zu dem Zürcher Kunsthändler und Maler Joh. Heinrich Füßli (vgl. Bd. VIII, 260) in die Lehre. Die Gesundheit des Gelähmten hatte sich bis zu einem gewissen Grade gekräftigt, so daß er, obschon hinkend, Reisen beginnen konnte, um nach der Natur Aufnahmen zu machen, nachdem noch zu Eglisau ein erster zwar noch etwas mißglückter Versuch nicht ohne Beifall und Erfolg geblieben war. 1804 zuerst bestieg er den Rigi, der 1816 auf seine Anregung hin auf dem Culm die erste Herberge, einfachster Art, gewann, und bis 1854 folgten dann noch 31 Besteigungen durch den nur mühsam an der Krücke sich vorwärts Bewegenden. Aber auch sonst dehnte K. den Kreis seiner Studien und Aufnahmen immer weiter aus. 1812 reiste er durch Graubünden an den Lago Maggiore, nachher durch Oberwallis und über den Brünig zurück, überall mit unermüdlichem Fleiße zeichnend, sich unterrichtend. 1813 erschien dann seine erste „Reisekarte der Schweiz“, jener vorzüglich gelungene Versuch, auf Grundlage der besten vorhandenen Karten — voran des durch den Aarauer Joh. Rudolf Meyer (vgl. d. Art.) veranlaßten seit 1796 erschienenen Weiß'schen Atlas — und eigener sorgfältig gesammelter Beobachtungen ein klares, lesbares, abgekürztes Bild den die Schweiz Bereisenden zu bieten. Daß davon in unerwarteter Weise durch die Neutralitätsverletzung und den Durchzug der Schwarzenberg'schen Armee nach Frankreich 300 Exemplare an österreichische Offiziere abgesetzt wurden, ließ den kindlich frommen Sinn des Kartenzeichners ein Walten göttlicher Güte erkennen. „Der Herr sei gelobt für seinen Segen bei meiner ersten Unternehmung“, schrieb K. in sein Tagebuch. Aber erst 1815

machte er sich von Füßli gänzlich los und arbeitete nur noch auf eigene Rechnung. Zwar erlitt der Unternehmer durch Imitationen Concurrenz; aber seine Karte, emsigst nachgebessert, blieb doch in stets neuen Aufnahmen bis nahe an die Gegenwart, wo durch die Fortschritte der Technik formal vorzüglichere und genauere Kartenbilder leichter in weiten Kreisen zu erwerben sind, ein treuer Begleiter und Rathgeber. Daneben war auch 1828 die sehr zierliche Arbeit über den Kanton Zürich mit Plänchen und Einzeichnungen der wichtigsten Gebäulichkeiten, in erster Ausgabe hinzugekommen, und weiterhin folgten Pläne von Zürich, Basel, von Zürich auch ein historischer Plan für das Jahr 1504, sowie zahlreiche halb malerische Vogelperspectivansichten kleinerer Ortschaften. Zum Zwecke des Schulunterrichtes wurden weiter höchst zweckmäßige Schülerkarten, ein ganzer Schulatlas, große auf trefflicher Auswahl beruhende Wandkarten, ein das Wissenswürdigste der ganzen Erdoberfläche sammelndes „Zonengemälde“ geschaffen. Aber die bleibendsten und — bei der Erwägung des elenden Körpers des unermüdlich fleißigen Mannes — rührendsten Denkmale bleiben für K. seine ausgezeichneten Panoramen. Ein jüngerer Nachfolger auf diesem Gebiete, Albert Heim, Professor der Geologie, äußert sich: „So klein K. zeichnete, vermittelst des Umrisses und etwa noch einer einzelnen kurzen Linie, wußte er einem Gipfel seinen ächten Charakter beizulegen, daß derselbe, auch einzeln gesehen, auf den ersten Blick erkannt werden kann“. Voran steht da der Rigi, der K. seine Berühmtheit recht eigentlich in weiteren Kreisen verdankt. Von 1804 und 1805 datirt ein Aussichtsbild in 4 Blättern zu dem gesammten Werke: „Der Rigi in Zeichnungen nach der Natur“ von Heinr. Füßli und H. K., mit Text von Joh. Heinr. Meyer (Zürich 1807); dann folgen die Aussichtsbilder in gewohnter Form, für deren Bezeichnung ein in Anfrage gestellter Gelehrter K. geradezu den Ausdruck „Panorama“ zuerst anrieth. Unter den staunenswürdig zahlreichen, oft sehr großen Publicationen der Art ragten besonders noch die Aussichten vom Mailänder Dom, vom Weißenstein bei Solothurn, vom Uetliberg bei Zürich, von dem Freudenberg bei St. Gallen, von Schloß Heiligenberg bei Ueberlingen, von Höhenschwand bei Waldshut hervor. K. hat die Bahn gebrochen, und er ist wol in der liebevollen Vertiefung in die Aufgabe auch von im Uebrigen sehr glücklichen und eifrigen jüngeren Kräften noch nicht übertroffen. Dabei war er freilich auch von trefflichen Stechern, Scheurmann, Vater und Sohn, unterstützt. Aber auch er selbst wieder förderte den auf ähnlichem Felde arbeitenden Friedr. Wilh. Delkeskamp (1794—1872), einen Westfalen, der auf seine mit Recht hochgeschätzten Panoramen von Rhein und Mosel mit unübertrefflichem Fleiße und großem Geschmacke ausgeführte, verhältnißmäßig recht genaue Aufnahmen aus den Alpen, besonders (1830—1835) sein „Malerisches Relief des klassischen Bodens der Schweiz“ folgen ließ. K. selbst hatte die Freude, in seinem 1829 geborenen gleichnamigen Sohne einen verständnißvollen und befähigten Gehülfen und Fortsetzer der eigenen Arbeiten sich zu erziehen. Der kindlich bescheidene, unablässig fleißige, ächt religiöse Mann erreichte ein bis fast zu den letzten Tagen geistig frisches Alter von nahezu 84 Jahren.

Vgl. das sehr unterrichtende Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1865 (von J. Heß verfaßt), sowie Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz (1879), S. 204 ff. Meyer von Knonau.

Keller: Jakob K., geb. 1568 zu Säckingen in Schwaben, † am 23. Febr. 1631 zu München, trat in seinem zwanzigsten Lebensjahre in den Jesuitenorden, lehrte in den Schulen desselben Humaniora, Philosophie, Moraltheologie und scholastische Theologie, und stand später den Collegien zu Regensburg und München als Rector vor. Beim Kurfürsten Maximilian von Baiern stand er in großer Gunst, und wurde von demselben mehrfach in Geschäften verwendet,

betheiligte sich auch lebhaft an den confessionellen Controversen seines Zeitalters; zu Neuburg an der Donau disputirte er mit Jakob Heilbronner, über welchen Redeact er eine besondere Schrift veröffentlichte. Aus seinen übrigen Controversschriften heben wir hervor: „Papatus catholicus", auch in deutscher Bearbeitung unter dem Titel: „Katholisches Papstthumb", 1616 (2 Bde. Fol.).

Siehe Backer III, p. 390; VII, p. 283. Werner.

Keller: Johannes K., Augsburgischer Buchdrucker im J. 1478. Wie bei seinem Zunftgenossen Ambrosius Keller (vgl. d.), so fehlen auch über ihn alle und jede biographischen Nachrichten und möglicherweise ist Johannes K. der Vater des Ambrosius. Und wie von dem letzteren bis jetzt nur fünf Drucke bekannt geworden sind, so von Johannes nur ein einziger. Dieser ist ein lateinisch-deutsches Wörterbuch in Folio und führt den Titel: „Vocabularius Rerum"; die Schlußschrift lautet: „Ex officina Johannis Keller in Augusta . . . M.CCCC.LXXVIII." Nach Panzer's Zeugniß giebt es Exemplare, welche die lateinische Jahrzahl 1468 tragen, aber es liegt außer allem Zweifel, daß bei diesen eines der zwei Zahlzeichen X durch einen Druckfehler ausgefallen ist.

Straus, monum. p. 138. Denis, Supplem. I, 100. Panzer, A. t. I, 109. Allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 76. 216.

J. Franck.

Keller: Johann K., Landessekretär (d. h. der juristische Beisitzer und eigentlich Leitender des Bauerngerichts) im Lande Kedingen, Bützfleth'schen Theils, bei Stade, gab 1662 zu Stade „Statuta Kedingensia, d. i. Kedinger Landrecht" in 4⁰ heraus, angeblich nach einem alten Manuscript, es ist aber nur eine wahrscheinlich von ihm selbst verfaßte Codification z. Th. alten Rechtes, vermischt mit Sätzen, die er für praktisch halten mochte, die aber nie Gültigkeit hatten. So stellt die für Bremische Rechtsgeschichte immerhin wichtige seltene Schrift nicht einmal das Gewohnheitsrecht der Kedingischen Marsch dar und ist nie als Rechtsbuch anerkannt. Pufendorf hat sie in seiner Sammlung (Obs. jur. univ.) noch als Statut abgedruckt; correcter später Schlichthorst in seinen Beyträgen zur Erläut. der ält. und neuern Gesch. der Herzogth. Bremen und Verden, Th. II. Von K. ist nichts weiter bekannt. Krause.

Keller: Johann Jakob K., der erste Geschichtschreiber der Stadt Eßlingen, wurde daselbst geboren am 4. August 1764, besuchte das dortige Collegium alumnorum, dann 1784 die hohe Karlsschule in Stuttgart und studirte von 1785 an in Tübingen Theologie. Seit 1790 lebte er längere Zeit in Stuttgart, in Verbindung mit Theophil Friedrich Ehrmann und seiner Gattin Marianne, geb. Brentano schriftstellerischen Arbeiten, besonders geographischer, geschichtlicher, auch poetischer Art gewidmet. 1796 wurde er Conrector am Pädagogium in Eßlingen, 1806 Pfarrer in Oberiflingen bei Sulz, 1809 Diakonus in Eßlingen, 1811 Pfarrer in Pleidelsheim bei Marbach, 1827 Stadtpfarrer in Bietigheim, wo er am 8. August 1832 starb. Von seinen Schriften sind besonders zu beachten die über Eßlingische Geschichte: „Beschreibung des Schwörtags", 1789, „Jubiläum der 200jährigen Stiftung des Collegii alumnorum", 1798, „Beschreibung der Reichsstadt Eßlingen und ihres Gebiets", 1798; an letzteres Buch lehnt sich das Hauptwerk des Verfassers, die 1814 erschienene „Geschichte der Stadt Eßlingen" an.

Vgl. J. J. Gradmann, Das gelehrte Schwaben, S. 283.

A. v. Keller.

Keller: Johann Baptist K., der erste Bischof der Diöcese Rottenburg, geb. zu Salem im jetzigen Großherzogthum Baden am 16. Mai 1774, † in Bartenstein am 17. October 1845. Von der Pfarrei Radolfszell am Bodensee, welches damals einige Jahre württembergisch war, wurde K. 1808 als katholischer

Stadtpfarrer nach Stuttgart berufen; bei den Vorbereitungen zur Errichtung eines eigenen Bisthums für Württemberg 1816 vom Papst zum Bischof von Evara i. p. i. geweiht, vom König zum Provicar des Generalvicars Fürsten Hohenlohe in Ellwangen, nach dessen Tod 1819 zum Generalvicar in Rottenburg ernannt, endlich nach Errichtung des Bisthums Rottenburg 1828 als erster Bischof eingesetzt. Bald brachte den Josephiner die auch für Württemberg unausbleibliche Rückwirkung der Kölner Wirren in eine mißliche Stellung. Unfähig, dem Anstürmen der Ultramontanen Widerstand zu leisten, wurde er schließlich ihr Organ, indem er als Mitglied der Ständekammer am 8. November 1841 die Bitte an den König beantragte, für die Aufrechterhaltung der durch die Verfassung von 1819 zugesicherten Autonomie der katholischen Kirche die geeigneten Maßregeln zur Erhaltung des Kirchenfriedens treffen zu wollen. Eine weitere Ausführung dieser Motion war in einem an K. ganz ungewohnten heftigen und bitteren Ton gegen die Staatsbehörden gehalten, so daß der Ministerpräsident Schlayer unumwunden erklärte, dieselbe rühre von „einigen kampf- und streitlustigen, ohne Zweifel noch jugendlichen Autoren“ her. In der That macht die Rolle, die man den greisen Bischof bei den Kammerverhandlungen spielen ließ, einen peinlichen Eindruck auch auf den, der das damals noch herrschende System des einseitigen Staatskirchenthums nicht billigt. Die Wendung der Dinge durch die politische Bewegung des Jahres 1848, die Würzburger Bischofsversammlung &c. war K. vergönnt nicht mehr zu erleben.

Vgl. Binder, Joh. B. v. Keller, erster Bischof v. Rottenburg. Eine biogr. Skizze. Regensburg 1848. — Golther, Der Staat u. die kath. Kirche im Königr. Württemb. 1874. Buch I. J. Hartmann.

Keller: Josef v. K., Kupferstecher, geb. am 31. März 1811 in Linz am Rhein, † am 30. Mai 1873 in Düsseldorf. Er war das älteste von zehn Kindern eines unbemittelten Gewürzkrämers, empfing den ersten Zeichnenunterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er bis zum 16. Lebensjahre besuchte und ging dann nach Bonn, um sich dort in der Schulgen-Bettendorf'schen Kupferdruckerei zum Kupferstecher auszubilden. Die einseitige, wenig anregende Beschäftigung in derselben genügte seinem höheren Streben indessen nicht, er suchte deshalb aus eigenen Kräften vorwärts zu kommen und es gelang ihm in den Stichen nach den Cartons der beiden Frescobilder in der Universitätsaula „Theologie“ von C. Hermann und „Philosophie“ von Götzenberger bereits zwei Blätter zu vollenden, die sein bedeutendes Talent glänzend offenbarten. Um sich aber weiter zu vervollkommnen, verlegte K. 1835 seinen Wohnsitz von Bonn nach Düsseldorf. Die Kupferstecherkunst fand hier zwar auch noch wenig Pflege; desto fördernder aber war für ihn der Verkehr mit den vielen Malern, besonders mit Julius Hübner, dessen Bild „Roland, die Prinzessin von Galizien befreiend“ er als Nietenblatt für den rheinisch-westfälischen Kunstverein stach. Bald sammelten sich schon einige Schüler um ihn und als 1839 der bisherige Lehrer der Kupferstecherkunst an der Düsseldorfer Akademie, der alte Professor Thelott, starb, wurde K. zu dessen Nachfolger ernannt. Er entwickelte nun als ausübender Künstler und als Lehrer eine solch erfolgreiche Thätigkeit, daß sein Name zu den gefeiertesten der Düsseldorfer Schule mit Recht gezählt wird und auch im Ausland eine seltene Berühmtheit erlangte. 1841 vollendete er ein großes Blatt „Himmelskönigin“ nach Deger für den rheinisch-westfälischen Kunstverein, der ihm dann den Auftrag ertheilte, Rafael's „Disputa“ in den Stanzen des Vaticans in der beträchtlichen Größe von 7½ zu 5½ Fuß zu stechen. K. begab sich in Folge dessen nach Rom, führte hier die meisterhafte Zeichnung nach dem Bilde aus und begann nach seiner Rückkehr 1844 die umfangreiche Arbeit, die er nach zwölf Jahren unermüdlichen Fleißes in bewunderungswürdiger Weise vollendete.

Außerdem lieferte er noch gleich vorzügliche Stiche nach Rafael's „Heiliger Dreifaltigkeit“ in St. Severo in Perugia (1844), „Mater dolorosa“ nach Deger, „Christus im Grabe“ nach Ary Scheffer und kleinere Blätter nach Overbeck, Steinle u. A. Nach schweren körperlichen Leiden begann K. dann 1860 eine zweite Riesenarbeit, die Platte nach Rafael's „Sixtinischer Madonna“ in der Größe von 27½ zu 20½ Zoll, die er 1871 dem Druck übergeben konnte. Dieser Stich erregte ein fast noch größeres Aufsehen, als die Disputa, und Kunstgelehrte, Kenner und Publikum wetteiferten in seiner Anerkennung. Die anstrengenden Arbeiten hatten zwar die physischen Kräfte Keller's allmählich aufgerieben, sein Geist aber hielt sich frisch, und als er nach England eingeladen wurde, um das Bildniß des Prinzen Albert zu stechen, faßte er noch den Plan, die 16 Originalzeichnungen Rafael's zu den Gobelins von Arras im Kensingtonmuseum zu stechen und begann sogar nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf die Zeichnungen des ersten Blattes „Petri Fischzug“, die er unvollendet zurückließ, als eine Lungenlähmung ihn von langen qualvollen Unterleibsleiden befreite. K. war Mitglied der Akademien von Berlin, Brüssel, St. Petersburg, Wien und seit 1854 des Institut de France. Auf fast allen großen Ausstellungen erhielt er die goldene Medaille, unter Anderen in Paris drei Mal, 1837, 1859 und 1863, sowie das Kreuz der Ehrenlegion und 1867 sogar den „Grand prix“ von 2000 Francs in Gold, der noch nie einem Fremden verliehen worden war. Zu seinen zahlreichen Orden gehörte auch das Ritterkreuz erster Klasse der württembergischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden ist. Der bleibende Werth seiner trefflichen Arbeiten beruht hauptsächlich in dem tiefempfundenen Ausdruck der Köpfe, in der strengen Beobachtung der charakteristischen Eigenschaften des Originals und der malerischen Wirkung, sobald dieselbe mit der Strenge des Stils verträglich erscheint.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856).

M. Blanckarts.

Kellerhoven: Moritz K., Maler und Radirer, geb. 1758 zu Altenrath (Herzogthum Berg), † 1830 zu München; erst wissenschaftlich zu Köln gebildet, wendete er sich 17jährig nach dem Tode seines Oheims zur Kunst in Düsseldorf (unter F. L. Krahe) und Antwerpen, ging 1779 nach Wien und 1782 nach Italien. Kurfürst Karl Theodor berief ihn 1784 als Hofmaler nach München, wo er 1808 bei der Reorganisation der Akademie zum ersten Professor ernannt wurde. Außer einigen Gesellschaftsstücken „in niederländischer Manier“ und etlichen historischen Gemälden excellirte K. im Porträt; sein Colorit mit dem breiten, freien und pastosen Vortrag wird heute noch bewundert, ebenso die täuschende Nachbildung von mannigfaltigen Stoffen, Seide, Sammt, Spitzen, Schmuck und Gestein. K. zählt zu den wenigen Künstlern, welche bis in ihr spätestes Alter nicht nur keinen Stillstand, sondern fortwährend die merkbarsten Fortschritte machten; er radirte kleine Porträts in geistreicher Weise nach Rembrandt's Manier, darunter die Bildnisse der ihrer Zeit vielgefeierten Schauspieler Marchand und Lambrecht, des Malers Dillis und sein eigenes Porträt. Eines seiner schönsten Blätter, das „Brustbild eines Kapuziner mit dem Stock“ (nach Raphael Mengs) erschien anonym; auch existirt von K. ein seltenes Blatt, „Die vier Apostel“, nach Alb. Dürer. Zu seinen gerühmten Oelbildern gehörten das lebensgroße Bildniß des Kurfürsten und nachmaligen König Max I. im Krönungsornat (letzteres in der Aula der Münchener Universität) und der Königin Karoline (beide gestochen von J. Rauschmayr), ebenso malte er den König Gustav Adolph IV. und die Königin von Schweden während ihrer Anwesenheit zu München, den Erzherzog Karl von Oesterreich (gestochen von Schiavonetti), viele Mitglieder des königlich baierischen Hauses, den Kronprinz Lud-

wig I. (Jac. Lips sc.), Auguste Amalie von Leuchtenberg (Strixner lithogr.), den Weihbischof von Streber, die Bischöfe J. A. von Riegg in Augsburg, Freiherrn v. Gebsattel (radirt von Muxel), F. X. v. Schwäbel (A. F. Spieß sc.), die Historiker Jos. Milbiller (gestochen von Laurenz in Berlin) und Lorenz Westenrieder (B. Haas sc.), 1803 den Buchhändler Jos. Lentner (auch von K. radirt in Aquatintaton) ꝛc.

Vgl. Raczynski, Gesch. der neueren Kunst, II. 518. Nagler, Künstlerlex., 1838, VI. 553 u. Monogramm. 1864, IV. 608 (Nr. 817 u. 1953). Seubert, 1878. II. 329. Hyac. Holland.

Kellermann: Georg K., geb. am 11. October 1776 zu Freckenhorst im Münsterlande, besuchte das Gymnasium zu Münster und studirte daselbst Philosophie und Theologie, trat 1800 in das bischöfliche Seminar und wurde 1801 Hauslehrer beim Grafen Friedrich Leopold von Stolberg. Am 2. August 1802 zum Priester geweiht, wurde er 1812 Pfarrer an der Servatiikirche zu Münster, war von 1817—1840 Pfarrdechant an der Ludgerikirche und zugleich 1823 bis 1847 Domprediger daselbst. Auf Veranlassung des Bischofs übernahm er 1827 eine Professur für neutestamentliche Exegese an der theologischen Facultät zu Münster, welche ihn am 6. Februar 1834 zum Doctor der Theologie erhob. Seit dem Jahre 1837 lehrte er Pastoraltheologie. 1840 wurde er Domcapitular und Dompfarrer, war darauf seit 1841 unter dem Ministerium Eichhorn in Berlin in kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt und wurde am 13. December 1846 zum Bischof von Münster erwählt, starb jedoch noch vor der Consecration am 29. März 1847, im Kreuzgange des Doms vom Schlage getroffen. K. ist Verfasser einer großen Reihe geistlicher und homiletischer Schriften.

Raßmann, Nachrichten v. d. Leben Münsterländischer Schriftsteller. 1866.
Ernst Friedlaender.

Kellerthaler, zuweilen früher irrthümlich auch Kellerdahler oder Kellerdaller geschrieben, ist der Name einer Dresdner Künstlerfamilie, deren Glieder als Goldschmiede und Kupferstecher namentlich die sogenannte Punzenarbeit geübt haben und durch solche bekannt geworden sind.

Johann oder Hans K., nach Huber 1530 in Dresden geboren, ist der Aelteste der Familie. Im Besitze des Magistrats der Stadt Wittenberg befinden sich von ihm zwei vergoldete Kupferplatten mit den gepunzten Bildnissen Johann Friedrichs, Herzogs zu Sachsen vom J. 1555 und Martin Luther's vom J. 1549. Ob der von Johann K. vorhandene Stich mit dem Bildniß Luther's ein Abdruck von jener Platte ist, muß dahingestellt bleiben. Außerdem werden noch zwei, ebenfalls in Punzenmanier ausgeführte Blätter mit den Porträts des Herzogs Moritz von Sachsen und des Kaisers Karl V. ihm zugeschrieben.

Christoph K., † 1612, ist vielleicht ein Bruder des Vorigen. Er hatte drei Söhne:

Daniel K., geb. um 1574, † um 1655, ist der bekannteste Künstler seines Namens. In Dresden findet man noch treffliche Arbeiten von ihm. Die dortige evangelische Hofkirche und das königliche Grüne Gewölbe besitzen schöne, von seiner Hand in vergoldetem Silber getriebene Taufbecken mit Kannen; letztere Sammlung außerdem noch einige silberne Platten mit getriebenen bildlichen Darstellungen. Auch werden im königlichen Kupferstichcabinet daselbst eine Reihe, in den Jahren 1613—1654 ausgeführter, gepunzter und vergoldeter Kupferplatten aufbewahrt, welche Punzarbeiten nicht blos für den Abdruck bestimmt waren, sondern auch den Zweck als Zimmerschmuck, Votivtafeln ꝛc. hatten.

Christoph K., der zweite Sohn des oben genannten, gleichnamigen Künstlers, war ebenfalls als Goldschmied in Dresden thätig; doch lassen sich ihm keine Arbeiten mehr nachweisen.

Johann oder Hans K., der dritte Sohn, soll um 1620 in jungen Jahren gestorben sein. Er wird nicht nur als Goldschmied und Kupferstecher, sondern auch als Maler genannt. Als Maler scheint er keine Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen zu haben. Als Goldschmied kennen wir ihn durch einen kleinen Hausaltar aus dem Jahre 1608, welcher mit in Silber getriebenen biblischen Darstellungen geschmückt ist. Noch gibt es Kupferstiche mit dem Namen: Johann Kellerthaler, theils nach den eigenen Zeichnungen des Stechers, theils nach Kaltemark, Diericz und Nosseni, welche Stiche wahrscheinlich von der Hand unseres Künstlers sind, da sie einer Zeit angehören, in welcher der ältere Johann K., dem sie ebenfalls zuweilen zugeschrieben werden, kaum noch thätig gewesen sein dürfte. Das Buch Nosseni's, zu welchem K. die Stiche geliefert, erschien u. A. erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Friedrich K., ein Sohn des jüngeren Johann K., arbeitete ebenfalls in Dresden als Goldschmied; doch ist er weiter nicht bekannt geworden.

Gebhard, Beiträge zur Geschichte der Künste in Sachsen. Heineken, Dictionnaire des artistes (Manuscr.). Nagler, Die Monogrammisten.

C. Clauß.

Kellinghusen: Heinrich K., Doctor der Rechte, hamburgischer Bürgermeister, aus einer der ältesten Familien Hamburgs, geb. den 16. April 1796. Nach beendigten Studien der Rechtswissenschaft am 9. Juli 1819 zu Jena Doctor geworden, begann er seine bürgerliche Thätigkeit in seiner Vaterstadt als Advocat. Während seine nächsten Vorfahren, Vater, Groß- und Urgroßvater, als Würdenträger des hamburgischen Domstiftes, dem Gemeinwesen fern gestanden, wurde ihm die Betheiligung an Hamburgs öffentlichen Angelegenheiten zu einer desto tiefer aufgefaßten und desto eifriger befolgten Lebensaufgabe, für welche sich ihm mit seiner Erwählung zum Senator (am 4. Juli 1831) ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete. Umfassende Rechtskunde bei ungewöhnlichem Scharfsinn bewies er zunächst als Mitglied des — nach damaliger Verfassung eine Abtheilung des Senats bildenden — Obergerichts, gleichzeitig aber war er auch beschäftigt in allen denjenigen Zweigen der Verwaltung des Freistaats, welchen vorzustehen sein Rathsamt ihn berief. Am 23. December 1842 zum Bürgermeister erwählt und in dieser Würde seit 1851 der älteste, führte K. im Senat und im Obergericht abwechselnd das Präsidium, leitete auch als Chef des Militärdepartements in hingebendster Weise die vielfachen Geschäfte dieses Zweiges der Staatsverwaltung. — Ausgezeichnet in seiner gesammten öffentlichen Wirksamkeit durch gewissenhafteste Pflichttreue, durch gründliche Kenntniß und strenge Befolgung der Verfassung in allen ihren Bestimmungen, durch eine seltene, von keinerlei Parteirücksicht beirrte Objectivität, wie durch eine ebenso unbeirrbare Consequenz, konnte dem verdienstvollen Staatsmann die Anerkennung der Mitbürger nicht fehlen; und so erregte es allgemeinstes Bedauern, als er bei Einführung der nach modernen Principien gebildeten gegenwärtigen Verfassung Hamburgs sich bewogen fand aus dem Senat zu scheiden, dessen nunmehrige Organisation seiner Eigenthümlichkeit keine dem Staatswohl nützliche Stellung zu bieten schien. Um aber in anderer Weise noch ferner nützen zu können, wählte er das vom Senat getrennte Obergericht zu seinem ausschließlichen Wirkungskreise. Noch während der folgenden 16 Jahre führte K., unter Beibehalt seines bürgermeisterlichen Ranges und Titels, das Präsidium in diesem Tribunal, aus welchem er als 80jähriger Greis erst schied, als die klare Erkenntniß zunehmender Altersschwäche ihn am 11. April 1876 veranlaßte, auch dieser Wirksamkeit zu entsagen und in den Ruhestand zu treten. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn noch fortwährend die Verwaltung einer großen Menge wohlthätiger Privatstiftungen, welchen vorzustehen er theils zufolge seines früheren Bürgermeisteramtes, theils

als Senior seiner mit vielen alten Geschlechtern Hamburgs verzweigten Familie, berufen war. — Am 9. Juli 1869 hatte K. sein Doctorjubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit ein in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes neues Diplom von der Universität Jena erhalten. Er selbst beging dies Fest in würdigster Weise durch Constituirung und reiche Begabung einer Stiftung, deren Einkünfte er theils zu Studienstipendien für seine Nachkommen, theils zur Förderung wissenschaftlicher oder künstlerischer Unternehmungen bestimmte. Diese seinen Namen führende Stiftung, welche sein gesegnetes Andenken in Hamburg dauernd erhalten wird, sah er seinen Absichten gemäß fruchtbringend gedeihen, bevor am 20. April 1879 ein sanfter Tod sein irdisches Dasein beendigte. — Längst waren vereinzelte seiner Richtung abholde Stimmen verstummt, um Raum zu geben der allgemeinen Hochachtung für den gesinnungsfesten Mann, den man durch die Bezeichnung „der letzte Bürgermeister nach alter Ordnung" richtig charakterisirte und respectvoll ehrte. Galt er doch auch für den würdigen Repräsentanten altreichsstädtischen Rathsherrnthums wie althamburgischen Bürgersinnes und dessen Traditionen. Deshalb auch wurde bei seiner feierlichen Bestattung der Gedanke laut, daß in gewissem Verstande mit ihm ein letztes Stück des alten Hamburg zu Grabe getragen werde.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon Bd. III S. 554. Jahresbericht der Bürgermeister Kellinghusen's Stiftung, 1879. Beneke.

Kellmann: Johann Karl K., namhafter Philologe, geb. 1721 in Stockholm, † zu Skenninge den 3. Februar 1807, erwarb sich während seiner akademischen Lehrthätigkeit in Greifswald besonders dadurch ein Verdienst, daß er die Verbindung zwischen den beiden stamm- und glaubensverwandten Völkern nördlich und südlich des baltischen Meeres geistig vermittelte. Nach dem frühen Tode des Vaters, der Bürgermeister in Stockholm war, erhielt er in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Axel, späterem Ober-Zolldirector in Stockholm, durch die andauernde Fürsorge eines väterlichen Verwandten, des Baron Hauswolf, eine treffliche Erziehung, studirte dann zu Upsala seit dem 21. März 1737 Theologie und wurde endlich 1743 zu Greifswald unter dem Decanat von A. G. Schwarz zum Magister promovirt. Nach Stockholm zurückgekehrt, ward er Lehrer und Führer der Söhne des Reichsraths Grafen Rosen, sodann 1747 ordentlicher Professor der lateinischen Sprache, der Dichtkunst und Beredtsamkeit in Greifswald. Während seiner 33jährigen akademischen Wirksamkeit war er in Vorlesungen und Dissertationen seines Faches sehr thätig; insbesondere hielt er nicht nur die Festrede bei der Einweihung des neuen Collegiums, sondern auch bei der dritten Jubelfeier der Universität 1756: „De fatis ac vicissitudinibus tertii ac novissimi post Academiam conditam saeculi et innumeris Suethici Solii erga eam meritis." Im J. 1761 vertrat er als Abgeordneter die Universität auf dem Reichstage zu Stockholm und erwarb sich um die akademische Körperschaft ein bleibendes Verdienst, indem er die Erhöhung und theilweise Verdoppelung der Professorengehälter durchsetzte. Nachdem diese Anwesenheit in der Heimath den Wunsch in ihm geweckt hatte, derselben bleibend wieder anzugehören, ging er von Greifswald 1780 nach Skenninge in Ostergothland, wo er als Propst und zugleich als Pfarrer von Allheljona und Bjielbo die späteren Jahre seines Lebens wirkte. Auch hier war seine Thätigkeit eine reich gesegnete und in Anerkennung dessen ertheilte ihm die Universitat zu Greifswald die höchste theologische Würde. Bis in sein hohes Alter erfreute er sich des rüstigsten Körpers und der schärfsten Sinne und sah aus der zweiten von ihm geschlossenen Ehe eine zahlreiche Nachkommenschaft aufblühen. Unter seinen Schriften geschichtlichen, litterarhistorischen und philosophischen Inhalts heben wir außer seinen philologischen auf Vergil, Cicero und die Rhetorik der Römer bezüglichen Disser-

tationen hervor: „De diis Romanorum tutelaribus“, 1755; „De mimica Apollinis victoria“, 1756; „De augustissimo rege Gustavo III verae religionis custode atque assertore incomparabili“, 1775; „De vera ducum Pomeraniae magnitudine“, 1780. Sein sprachliches Hauptverdienst jedoch erwarben ihm die „Animadvers. in Noltenii Lexicon antibarbarum VI specim.“

Biederstedt, Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommersch-rügenscher Gelehrten. Erste Abthlg. Greifsw. 1824, S. 88—90. — Geschichte der Jubelfeier der Akademie Greifswald, 1756, S. 129—148. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald. Erster Theil. Greifswald 1854, S. 293. Häckermann.

Kellner: Andreas K., erster Buchdrucker zu Stettin, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Obgleich Pommern seine Hochschule Greifswald, älter als jene zu Wittenberg und Frankfurt a./O. besaß, welche 1456, also fast in demselben Jahre entstand, in welchem Gutenberg's, Fust's und Schoiffer's Bibel an das Licht trat (zwischen 1453—1455), so hatte doch die Buchdruckerkunst den größten Theil des 16. Jahrhunderts hindurch in Pommern keinen festen Fuß gefaßt. Als sie aber endlich auch hier sich ansiedelte, geschah es fast gleichzeitig in zwei verschiedenen Städten: in Stettin sogar zweifach, 1569 durch Johann Eichhorn und seinen Tochtermann Kellner und Georg Rhete (vgl. d. Art.) 1577 und zu Barth in Neu-Vorpommern durch den Herzog Bogislaw. Nachdem schon früher durch den Herzog Barnim IX. zu Stettin Verhandlungen über die Anlegung einer Officin gepflogen worden waren, fertigte er, ehe er 1569 von der Regierung abtrat, in Verbindung mit seinen sämmtlichen Großneffen, Johann Friedrich, Bogislaw, Ernst Ludwig, Barnim und Casimir, am 19. April d. J. die erste pommersche Druckerbestallung aus und es erhielt dieselbe Johann Eichhorn (Eichorn), Buchdrucker zu Frankfurt a./O. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte ihn im J. 1545 aus Nürnberg nach Frankfurt berufen und ihm ein Privilegium über die ganze Kurmark Brandenburg gegeben, das pommersche aber erhielt er auf 12 Jahre. In dieser Bestallung, datirt: Alten Stettin am 19. Aprilis 1569, wurde ihm zur Pflicht gemacht, sobald als möglich, wo möglich noch zu Pfingsten, in Stettin eine Officin anzulegen und die ihm übergebenen Sachen so zu drucken, wie man sie in Leipzig und Wittenberg erhalten könne. Es solle ihm aber zur besseren Einrichtung und Beförderung seines Drucks aus der fürstl. Kammer ein Jahrgeld von dreißig Thalern werden, er und sein Gesinde sollten frei sein von allen „Unpflichten und Bürden“, auch wolle der Hof sich bei Bürgermeister und Rath für ihn verwenden, und er und sein Gesinde sollten als fürstliche Diener angesehen werden und in Rechtssachen unter dem fürstlichen Hofgerichte stehen. Auch solle er die Erlaubniß haben, an einem passenden Orte des Landes, jedoch ohne Schaden und Abgang der fürstlichen Gefälle, auf seine Unkosten und um gebührliche Wasserpacht oder Zinsen eine Papiermühle einzurichten, wie man ihm ferner auch nach Gelegenheit des Orts und der Stelle Bau- und Brennholz zukommen lassen wolle. Uebrigens blieb Joh. Eichhorn, der Inhaber dieser Bestallung, für seine Person in Frankfurt, wo er auch (Clessius, Elenchus II. 298) 1573 des „Wolfgang Jobst Genealogie oder Stammlinie der Herzoge von Pommern“ druckte, dagegen ordnete er nach Stettin seinen Eidam, den Gatten seiner Tochter Margarethe, Andreas K., ab, der schon längere Zeit in seiner Druckerei beschäftigt gewesen war. Eichhorn selbst aber war der Stammvater eines typographischen Geschlechts, das an mehreren Orten Deutschlands mit Ruhm arbeitete und sich große Reichthümer erwarb, in der pommerschen Buchdruckergeschichte dagegen ist er der einzige seines Namens geblieben, männliche Nachkommen von ihm nennt die Stadtgeschichte Frankfurts mehrere, auch die Greifswald'schen Universitätsacten erwähnen eines Johann

Eichhorn zu Frankfurt a./O., der 1614 sich erboten habe als Buchhändler nach Greifswald zu ziehen. Seine zu ihrer Zeit berühmte Officin bediente sich eines zweifachen Zeichens: einer sitzenden Jungfrau, die in der rechten Hand einen Mercuriusstab, in der linken ein Füllhorn hält, mit der Umschrift: Felix quem Deus diligit, oder eines Eichhorns in einer von zwei Pfauen getragenen Umfassung, nach welch' letzterem Insigne auch mancher einzelne Besitzer dieser Officin sich „Sciurus“ genannt hat. K. betrieb nun in Stettin selbständig das ihm von seinem Schwiegervater überwiesene Geschäft und die in seiner Officin gedruckten Bücher zeugen von deren Flor. Zu diesen gehören besonders ein altes vortreffliches niederdeutsches Gesangbuch „Psalme, geistlicke Lede und Gesenge“, 1576, 8°, ferner „Der Stadt Lübeck Statute und Stadtrecht“, 1586, 4° und die erste pommersche Ausgabe der „Kirchenordnung und Agende“, 1591, 4°. Aber auch im socialen Leben galt K. als eine sehr geachtete Persönlichkeit und war auch von 1586—1591 Mitglied des dortigen Magistrats. Als sein Buchdruckerzeichen wird von einigen das Bild auf dem letzten Blatte des eben erwähnten Gesangbuches angesehen: ein Betender, mit der Davidsharfe zur Seite, auf den der Heiland oder Gott Vater aus den Wolken schaut, von anderen jedoch wird dieses Bild blos auf den Inhalt des Buches bezogen. K. starb 1591 mit Hinterlassung einer Wittwe und einiger Kinder; wo und wann er geboren war, ist nicht überliefert. Nach seinem Tode ging das Geschäft auf seine Wittwe und deren Sohn Samuel K. über, jedoch nicht, ohne daß der Sohn des oben erwähnten gleichzeitigen Stettiner Typographen Georg Rhete, Joachim Rhete, den Versuch gemacht hätte, die fürstliche Concession für sich zu erwerben, um deren Uebertragung auf sie und ihre Kinder aber auch Kellner's Wittwe gebeten hatte. Herzog Johann Friedrich bewilligte beider Parteien Gesuch durch Verfügung vom 20. Mai 1592; dem J. Rhete ward es jedoch zur Pflicht gemacht, nichts von dem, was in der Kellner'schen Officin erschienen sei, nachzudrucken, besondere Immunitäten aber wurden keiner von beiden zugesichert, vielmehr bestimmte eine eigene Verfügung von demselben Tage, daß, da die bestimmte Zeit längst verlaufen sei, in Zukunft auch auf das Kellner'sche Haus die Landsteuern ausgeschrieben werden müßten. Samuel K. besaß des Vaters Officin bis zu seinem Tode 1622 und es gingen unter Anderem aus seiner Presse hervor 1618 des Doctors der Medicin Andr. Hiltebrand zu Stettin „Tabulae genealogicae der Pommerischen Herzoge“, Fol. Erwähnenswerth ist, daß, während die Wittwe des K. und deren Erbe und Joach. Rhete in Stettin arbeiteten, am 18. October 1596 ein herzogliches Decret erschien, welches den beiden Officinen gebot, außer den gewöhnlichen Schulbüchern und Kalendern durchaus keine anderen Materien und Bücher, sie möchten Namen haben, welche sie wollten, ohne vorhergegangene schriftliche Erlaubniß zu drucken, bei theologischen Büchern von dem Superintendenten, bei anderen von der fürstlichen Kammer, bei Verlust aller gedruckten Exemplare und einer Pön von 50 Gulden. Die ferneren Schicksale dieser Druckerei, soweit sie die Abkömmlinge der Kellner'schen Familie berühren, sind mit wenigen Worten diese: Eine Schwester Samuels K., Hedwig, hatte den Buchdrucker Georg Götzke (Goetschius), geb. 1582 zu Stettin, geheirathet, der 1647 den Titel eines Typographen des fürstlichen Pädagogii erhielt, in hohem Alter 1663 starb und eine Tochter Anna hinterließ; er ist der Drucker der zweiten Auflage von Frieborn's lateinischer „Descriptio urbis Stettinensis“. Anna wiederum heirathete Götzke's Nachfolger in der Officin, Daniel Starck, und starb 1678. Von dieser Zeit an wurde das Geschäft an verschiedene veräußert und ging endlich 1700 ein. Ein Georg K. druckte in den Jahren 1615 und 1617 in Wittenberg und es könnte dieser der Zeit nach ebenfalls ein Sohn des Andreas gewesen sein; eines Johann K. ge-

denkt auch Geßner in seiner Buchdruckergeschichte II. 36 als Buchdruckers zu Frankfurt a. M.

Hager, Buchdruckerkunst, II. 43; III. 380; IV. 130. Levezow, Wanderung d. Buchdruckerk., S. 36. Mohnike, Gesch. d. Buchdruckerk. in Pommern, S. 14—17 und dessen Hymnolog. Forschungen I. S. XI und CXXII.

J. Franck.

Kellner: Johann Peter K., ein fleißiger Componist des 18. Jahrhunderts, der uns in einfacher und ansprechender Weise seinen Lebenslauf in den 1754 erschienenen Historisch-kritischen Beyträgen von Marpurg (I. 439) wie folgt erzählt: „Mein Geburtsort ist keiner der bekanntesten in der Welt. Ich weiß nichts davon zu berühren, als daß er Gräfenrode heißt und drei Meilen von Gotha liegt. Ich bin der erstgeborene unter fünf Brüdern, welche mehrentheils der Musik zugethan sind. Mein Vater war ein Handelsmann, und ich habe das Licht dieser Welt den 24. September 1705 erblickt. Ich kann von meinen seligen Eltern rühmen, daß sie sich meine Erziehung sehr angelegen sein ließen. Ich war von solchen aber zu nichts weniger als zur Musik bestimmt. Ihr Wille war mich gleichfalls zu ihrem Handel und Gewerbe zu gewöhnen. Es wurde mir aber dabei vergönnt in hiesiger Schule bei dem damaligen Herrn Cantor Nagel die Singstunde zu besuchen. In mir wurde dadurch der Trieb zur Musik rege. Meine Eltern setzten sich zwar im Ernst wider meine Neigung, aber sie wurde in mir desto heftiger. Ich bemühete mich daher nach dem Unterricht meines Lehrmeisters fertig und nach damaligem Gusto singen zu lernen. Meinen Eltern gefiel solches, so lange sie mich noch nicht tüchtig hielten etwas anderes zu ergreifen. Ich spürte bei dem guten Fortgang im Singen auch eine Regung zum Clavierspielen. Ich lag meinen Eltern lange an, ehe ich sie zu dem Entschluß brachte mir etwas davon lernen zu lassen. Meines Lehrmeisters Sohn mußte mit mir den Anfang machen. Mein Lehrmeister schien meiner Lust und meines Fleißes halben sehr wohl zufrieden mit mir zu sein. Der Wohlgefallen zur Musik wuchs bei mir mit den Jahren und machte, daß viele meine Eltern bereden wollten mich gänzlich der Tonkunst zu widmen. Meine Neigung und anderer Bemühungen schienen alle vergebens. Ich mußte, da ich älter wurde und ihnen tüchtig schien, mit Hand an ihr Gewerbe legen. Ob ich mich zwar nach meiner Eltern Willen bequemte, so war ich doch nicht willens mein bischen Musik beiseite zu setzen. Endlich überwog meine Neigung meiner Eltern Willen. Sie entschlossen sich mich die Musik professionsmäßig lernen zu lassen. Dieser Entschluß war eben mein Wunsch. Wie froh ließ ich alles andere liegen und widmete mich meinem Vergnügen. Mein Lehrmeister mußte, da er meiner Eltern ernstlichen Vorsatz sah, mehr Zeit und Fleiß auf mich wenden. Ich brachte es durch seine redliche Bemühung und treuen Unterricht in Kurzem ziemlich weit. Ich suchte in meiner Gegend alle Musikverwandten auf und machte Freundschaft mit ihnen. Ein so geselliges Leben war wirklich meiner Absicht nach nicht ohne Nutzen. Unterdessen fügte sich's, daß mein junger Lehrmeister als Cantor nach Dietendorf berufen wurde. Ich entschloß mich mitzuziehen und genoß noch beinahe zwei Jahre Unterricht von ihm. Aber da man bei einem nicht alle Wissenschaft und Kunst holen kann, so sahe ich mich nachher nach geschickteren Männern weiter um. Vor anderen wurde mir der damalige Herr Organist Schmidt in Zella wegen seiner besonderen Geschicklichkeit gerühmt. Ich reiste hin ihn zu hören. Der Ruf von ihm war nicht ungegründet. Ich ging zu ihm und entdeckte ihm mein Vorhaben. Er war gleich willig mich zu unterweisen. Nach einem Jahre war meine Wissenschaft um ein ziemliches gewachsen. In der Nachbarschaft dieses Meisters lebte damals noch ein Mann, von dem man nicht weniger rühmte, daß er ein trefflicher Musikus und besonders guter Setzer sei. Dieser war wie

ich ihn suchte. Es war der Herr Organist Quehl in Suhla; seine Fertigkeit und andere musikalische Eigenschaften reizten mich auch da einen Versuch zu machen. Der Mann versprach sein bestes an mir zu thun und ich machte hier die Grundlage zur Setzkunst. — Nach einem Jahre deuchte meinen Eltern, ich hätte nun in meiner Gewalt, was zu einem Musico erforderlich wäre. Ich nahm mit Dank Abschied von meinem Meister, doch mit der Bitte, daß ich mir noch dann und wann Raths bei ihm erholen dürfte. Ich sah ein weites Feld in der Musik vor mir und ich gedachte mich in solches ohne Führer zu wagen. Zu Hause saß ich freilich nicht müßig, sondern suchte immer mehr Fertigkeit auf dem Clavier und mehr Einsicht in der Setzkunst zu erreichen. Dort lehrte mich die Uebung und hier mußten mir musikalische Bücher Unterricht ertheilen, so viel ich in einem Alter von 17 Jahren davon behalten konnte. Ich hatte aber wenige Zeit zu Hause zugebracht, als mich der damalige Herr Pfarrer Schneider allhier verlangte seine Söhne in der Musik zu unterrichten. Diese Gelegenheit gab mir mehr Vortheile, als ich solche von meinem Lehramte selbst versprechen durfte. Nebst vielen guten Sitten erlernte ich mit den Söhnen des Pfarrers zugleich die lateinische Sprache. Hier brachte ich drei Jahre zu, bis die Söhne auf Schulen verschickt wurden. Gleich darauf zeigte sich mir eine Gelegenheit zur Beförderung, die ich nicht verabsäumte. Eine halbe Stunde von mir, an einem Orte Frankenhain genannt, wurde eine Cantorstelle ledig, wozu ich mich auf Anrathen meiner Gönner meldete. Mir wurde meiner Jugend ohngeachtet Hoffnung dazu gemacht. Ein gewisser von Adel, auf dem die Sache beruhte, verlangte mich zu hören, und auf dessen Fürspruch wurde ich auch als Cantor dahin berufen. Den 21. post Trinitat. 1725 wurde ich nach vorhergegangener Prüfung zur Probe gelassen und darauf ins Amt eingewiesen. Nach $2\frac{1}{2}$ Jahren wollte an meinem Geburtsort der Herr Cantor sich Alters wegen beisetzen lassen. Die Wahl fiel unter Anderen auf mich und 1727 wurde ich dahin versetzt. Etliche Jahre darauf, nach dem Tode des Herrn Cantors, überblieb mir die Sorge des Amts allein. So viel meine Verrichtung und Amt litten, war die Musik meine edelste Beschäftigung. Es ist mir unbewußt, wie mein Name hin und wieder bekannt worden. Ich wurde einstmals unvermuthet zum Organisten in die Ruhl berufen. Ich weiß aber nicht mehr, warum ich solches ausschlug. Nach diesem schien mir mancherlei Ruf mein Glück in der Welt zu versprechen, aber etliche Umstände wollten niemals, daß ich mich zu diesem Anerbieten entschließen konnte. Ich kann hier zufrieden und unbeneidet meine Tage vielleicht eher als anderswo zubringen. Ich hatte nächst diesem die Gnade vor verschiedenen fürstlichen Personen auf Befehl mich hören zu lassen. Unter Anderen habe ich verschiedene Male dem hochseligen Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen, dem Durchl. Herzog von Koburg bei Einweihung der Hauptkirche daselbst auf gnädigsten Befehl mit meiner Musik aufzuwarten die Ehre gehabt. Nicht weniger habe ich bei den Prinzen von Meiningen und anderen Herrschaften der Musik wegen viel Gnade genossen. Ich hatte sehr viel von einem großen Meister der Musik ehemals theils gesehen, theils gehört. Ich fand einen ausnehmenden Gefallen an dessen Arbeit. Ich meine den nunmehr seligen Herrn Capellmeister Bach in Leipzig (Sebastian). Mich verlangte nach der Bekanntschaft dieses vortrefflichen Mannes. Ich wurde auch so glücklich dieselbe zu genießen. Außer diesem habe ich auch den berühmten Händel zu hören und ihm nebst noch anderen lebenden Meistern in der Musik bekannt zu werden das Vergnügen gehabt. Schon vorlängst hatte ich selbst verschiedene musikalische Stücke verfertigt, aber noch nie daran gedacht etwas herauszugeben. Doch endlich wagte ich es der Welt etwas von meiner eigenen Erfindung in Kupfer(stich) vor Augen zu legen. Der Verleger war Ursach, daß ich mein an-

gesangenes Werk, „Certamen Musicum“ betitelt, ergänzen mußte, welches endlich in sechs Partien nach und nach erschienen, aber aus Unachtsamkeit des Kupferstechers ziemlich fehlerhaft gestochen ist. Diesem folgen etliche Choräle in Kupfer; etliche Piecen, „Manipulus Musices“ genannt, sind auch erschienen, welches Werk aber noch nicht vollständig ist. Vor einem Jahre unternahm ich einen Jahrgang „Organo obligato“ zu verfertigen und in hiesiger Kirche aufzuführen, welche Arbeit auch glücklich zu Stande gebracht worden. Von meiner Arbeit dürfte zwar der Welt noch vielerlei, doch nicht in Kupfer bekannt sein. Außer diesen aber liegen noch sechs Sonaten im Druck zu erscheinen fertig da, welches vielleicht bald geschehen könnte. — Gräfenrode den 1. Nov. 1754. Joh. Peter Kellner.“

Aus diesem einfachen Leben eines deutschen Musikers des 18. Jahrhunderts leuchtet Fleiß und Zufriedenheit trotz der kleinen Verhältnisse hervor. Das rege Thun und Treiben in den Künsten, besonders in der Musik, reichte damals in Deutschland bis in den kleinsten Ort und verdankte dies hauptsächlich den zahllosen kleinen Fürstensitzen, die schon des Ansehens halber die Musik unterstützten. Während in anderen Ländern das geistige Leben sich mehr auf die Hauptstadt beschränkte, blühte in Deutschland die Kunst, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, über das ganze Land. — Noch ist aus der obigen Niederschrift bemerkenswerth, welchen Unterschied K. bei der Erwähnung der damals bedeutendsten Musiker Bach und Händel macht. Der einheimische deutsche Meister Bach ist ihm der liebwerthe verehrungswürdige Mann, während er den in England lebenden Händel als den berühmten Meister der Tonkunst bewundert. K. selbst war ein tüchtiger Orgelspieler und starker Contrapunktist und erzählt man von ihm, daß er einst, an seiner Orgel sitzend und bemerkend, daß Seb. Bach in seine Kirche tritt, das Thema B, A, C, H als Fuge intonirt und „sehr künstlich durchgeführet habe“. Seine Compositionen nehmen zwar keine hervorragende Stufe ein, doch haben sie sich noch lange Zeit erhalten und bildeten das Repertoire der damaligen gesuchten Spielstücke. Sein Tod ist nicht bekannt und ist überhaupt das Jahr 1756 das letzte, welches uns Kunde von ihm gibt, indem in genanntem Jahre die vierte Suite des „Manipulus Musices“ für Clavier in Arnstadt erscheint. Die Amalienbibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin bewahrt eine Anzahl Drucke und Handschriften der heute schon selten gewordenen Werke Kellner's auf. Die in Breitkopf's Verzeichniß vorhandenen Werke, die Fétis anführt, gehören seinem Sohne Johann Christoph an.

Rob. Eitner.

Kellner: Johann Christoph K., bekannt als fruchtbarer Componist, Theoretiker und gesuchter Lehrer, Sohn des Johann Peter K., wurde am 15. Aug. 1736 in Gräfenrode im Thüringischen geboren. Sein Vater entdeckte bald die guten Anlagen seines Sohnes und ließ es sich angelegen sein, dieselben in jeder Hinsicht auszubilden, schickte ihn auch noch eine Zeit lang zu dem bekannten und damals sehr geschätzten Georg Benda, Capellmeister in Gotha, dessen deutsche Singspiele die damalige musikalische Welt in Entzücken setzten. Später begab er sich auf Reisen und hielt sich einige Zeit in Amsterdam und im Haag auf, bis er endlich in Kassel als Organist an der katholischen Hofcapelle und an der lutherischen Kirche einen festen Wohnort fand. Obgleich Kellner's theoretisches Werk, betitelt „Grundriß des Generalbasses“, einst so bekannt war als Marx' Compositionslehre in heutiger Zeit und noch 1796 von K. Ph. Em. Bach neu herausgegeben wurde, so sind die Nachrichten über ihn so spärlich, daß obige Angabe alles ist, was wir über den Mann erfahren können. Obiger „Grundriß“ behandelt nur die Accordlehre und besteht zum größten Theile aus „Exempla“, die in bezifferten Bässen bestehen und anfänglich einfache Accorde bis zu ausgeführten Tonstücken enthalten. K. wendet zur Bezeichnung der Accorde unsere

heutigen Namen an, wie Sextaccord, Quartsextaccord u. s. f. und es wäre interessant festzustellen, ob er nicht als Erfinder dieser Benennungen anzusehen sei. Leider ist das Jahr der ersten Auflage derselben nicht bekannt. Ein mir vorliegendes Exemplar, als opus 16 bezeichnet, trägt keine Auflagebezeichnung und könnte die erste Auflage wohl sein, besonders da man als Verleger liest: Cassel im Selbstverlage (in quer 4°, 47 Seiten), doch fehlt jeglicher Anhaltepunkt, wenn das Werk erschienen ist. Nur Gerber kennt die 7. Auflage mit der Jahreszahl 1796; um daher obige Beobachtung genau festzustellen, bedürfte es der sorgsamsten Untersuchungen. K. hat außerdem eine große Anzahl praktischer Werke veröffentlicht, die in den alten Breitkopf'schen Katalogen in den Jahren 1768—1784 verzeichnet sind und in Quartetten, Concerten für's Cembalo, Sonaten für verschiedene Blasinstrumente und für's Clavier bestehen. Er wird dort nur mit Kellner bezeichnet, nur einmal im J. 1770 liest man bei „6 Fugues pour l'Orgue ou le Clavecin", Amsterdam, die beiden Buchstaben als Vornamen: „J. C." K. starb in Kassel im J. 1803. Rob. Eitner.

Kellner: Johann Wilhelm K. v. Zinnendorf, stammt aus einem altadlichen fränkischen Geschlechte. Sein Vater, Matthias K. v. Z., war, nachdem er aus einem Kloster bei Halberstadt, wo er katholisch werden sollte, entflohen war, Schullehrer in Ackendorf bei Magdeburg geworden. Hier wurde Johann Wilhelm am 15. Januar 1665 geboren. Er besuchte die Schule in Quedlinburg und studirte dann in Leipzig Theologie. Hier ward er in die Kreise der Pietisten eingeführt und schloß sich denselben auch an, obschon er von anderer Seite darüber Spott erdulden mußte. Nachdem er eine Reise nach Dänemark und England gemacht, zu welcher er sich die Mittel durch Privatstunden erworben hatte, ward er im J. 1691 Hauslehrer in Muskau. Hier kann er nicht lange gewesen sein, falls die Nachricht richtig ist, daß er Feldprediger bei Hans Adam v. Schöning, als dieser kursächsischer Generalfeldmarschall geworden war, gewesen sei, da Schöning schon im Mai 1692 in Teplitz überfallen und nach Brünn ins Gefängniß geführt ward. Darauf soll K. im J. 1695 Generalstabsprediger bei Friedrich August dem Starken geworden sein und unter diesem einen Feldzug nach Ungarn mitgemacht haben. Aus diesem zurückgekehrt, ward er im J. 1696 Pfarrer zu Kieslingswalde in der Oberlausitz, nachdem er vorher andere Berufungen und, wie es scheint, selbst in hohe militärische Stellungen ausgeschlagen. In seinem geistlichen Amte wurden ihm besonders das Beichtesitzen, die Leichenpredigten und die Krankenbesuche beschwerlich, da er gegen die übliche Weise derselben Gewissensbedenken hatte; besonders aber eiferte er auf der Kanzel und sonst gegen den Unfug, der bei den Tanzbelustigungen, namentlich während der sogen. Bierzüge, eingerissen war; er erklärte um dieser mit ihm verbundenen Ausschreitungen willen das Tanzen selbst für Sünde und verweigerte denen, die davon nicht lassen wollten, die Absolution. Nachdem er nun aber in seiner Gemeinde die Abstellung dieser Tanzvergnügungen durchgesetzt hatte, kam er darüber mit seinem Patron, dem bekannten Mathematiker Ehrenfried Walther v. Tschirnhausen, in Streit; der letztere sah nämlich in Kellner's Vorgehen einen Eingriff in seine eigenen Rechte und ließ nun seinerseits einen Erlaß ausgehen, demzufolge wer von den Großknechten des Ortes bei Hochzeiten Musik und Tanz unterließe, 20 Thaler Strafe zahlen, am Halseisen stehen und seine Stelle verlieren solle. Er verklagte auch K. beim Consistorium, so daß eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Die Sache zog sich dann sehr in die Länge, endete aber damit, daß ein halbes Jahr nach Tschirnhausen's Tode (er war am 11. October 1708, 57 Jahre alt, ganz plötzlich gestorben), nämlich am 9. April 1709 ein landesherrliches Rescript anlangte, das K. seines Amtes entsetzte und Kieslingswalde zu verlassen anwies. Und nun verfuhr man aufs härteste mit

ihm; noch vor Nacht mußte er mit seiner hochschwangern Frau und einer Anzahl kleiner Kinder das Dorf verlassen und in dem benachbarten Görlitz um ein Unterkommen bitten. Er lebte dann auf Obergurk und Sorau bei Bautzen und zog hernach nach Halle a. S., wo er preußischer Hofrath und Pfänner wurde. Hier starb er im November 1738, nach anderer Angabe im J. 1731. — Die Geschichte seiner Streitigkeiten mit Tschirnhausen über das Tanzen veröffentlichte er 1715 in einer anonymen Schrift, „Tanzgreuel“ betitelt, welche angeblich zu Angstburg (nicht Augsburg) bei Jeremias Klagezeit, in Wahrheit bei Drachstädt in Bautzen erschien und zu deren Vertheidigung gegen Angriffe in den Unschuldigen Nachrichten vom J. 1716 er im J. 1718 in Frankfurt und Leipzig einen Anhang erscheinen ließ. Außerdem hat er noch einige andere, erbauliche Schriften veröffentlicht. Im „Tanzgreuel“ hat er auch einige eigne geistliche Lieder erscheinen lassen; das bekannteste unter diesen, das Lied „Christe, mein Leben, mein Hoffen, mein Glauben, mein Wollen“ findet sich schon im ersten Freylinghausen'schen Gesangbuch vom J. 1704 und hat von hier aus eine ziemliche Verbreitung gefunden; die Anfangsbuchstaben der Zeilen ergeben den Namen: „Curt Reinike, Reichsgrafe von (?vhn) Callenberg“. Die Beziehungen Kellner's zu diesem Grafen sind, wie auch manches Andere in seinem Leben, noch nicht genügend aufgeklärt.

Vgl. Joh. Casp. Wetzel, Historische Lebensbeschreibung 2c., 4. Theil, S. 265—270. — Rotermund, zu Jöcher, 3. Bd., Sp. 192 f. — Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller 2c., 2. Bd., 1. Abthl., Görlitz 1802, S. 260 (hier das Todesjahr 1731 angegeben). — Koch, Geschichte des Kirchenlieds 2c., 3. Aufl., 4. Bd., S. 396 ff. — Reinhard Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, Dresden 1871, S. 75. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 71 f. — Weller, Die falschen und maskirten Druckorte, Leipzig 1858, S. 44. Bertheau.

Kelp: Justus Johannes K., † am 30. Juli 1720, ein großer Gelehrter und Sammler, dessen Spuren man überall in der Geschichte der Lande Bremen, Verden und Hoya, auch Lüneburg und Hamburg trifft, den fast alle Forscher seiner Zeit über diese Gebiete nennen, weil man von ihm und seinen Sammlungen Rath holte, ohne daß er selbst etwas drucken ließ. Seine Vorfahren waren seit 1528—1569 lutherische Pastoren in Walsrode, sein Vater, Christoph K., Organist zu Verden. Geboren zu Verden am 17. September 1650, studirte er zu Rinteln und Königsberg Rechte, unterrichtete dann privatim in Verden, versah eine untergeordnete Stelle an Hoya'schen Aemtern, wo er um 1689 geschichtliche Sammlungen anlegte, wurde königlich schwedischer Secretär zu Rotenburg, dann Verden, erhielt eine Canonicatspfründe in dem bremisch-schwedischen lutherischen Stifte Ramelsloh und wurde zugleich Amtmann in Ottersberg, hier hat er namentlich gesammelt. Als 1712 die Dänen Bremen und Verden besetzten, dankte er ab und lebte als Senior des Stifts Ramelsloh von seiner Pfründe. 1682 und wieder 1704 hatte er sich in Lüneburg verheirathet mit zwei Schwestern Düsterhop, beide schon Wittwen. Seine Sammlungen sind meist in die Archive von Hannover und Stade gewandert, auch die letzteren jetzt größtentheils in Hannover. Sie sind oft abgeschrieben, manches daraus ist gedruckt in den Pratje'schen Sammelwerken, so die Geschichte der letzten Erzbischöfe: Bremen und Verden II. S. 109 ff. Von seinem bremisch-niederdeutschen Wörterbuch, das Joh. Georg Eccard vollständig besaß, ist leider nur ein Specimen Glossarii Chaucici in Leibnitz' Collect. Etymol. I. gedruckt. Eigen ging es seinen auf Andreas v. Mandelsloh's Schultern ruhenden Verden'schen Sammlungen: kurz nach seinem Tode hat ein unbekannter Inhaber sie (fast unfraglich) in Hamburg unter falschem Verfassernamen erscheinen lassen. Es ist das vielgenannte „Chronicon, Oder

Lebens-Beschreibung und Thaten aller Bischöffe des Stiffts Verden etc. aufs fleißigste zusammengetragen und im Manuscript hinterlassen von Cyriaco Spangenberg. Anjetzo durch dessen nahen Anverwandten completiret und zum Druck befördert. Hamburg, bey denen Wieringischen Erben im güldenen A B C." s. a. Fol.

(Pratje), Altes und Neues, II. S. 317 ff. Jo. Georg Eccard in praef. zu Leibn. Collect. Etymol. p. 11. Pfannkuche, Aeltere Gesch. des Bisth. Verden. v. Seelen, Memoria Stadeniana, S. 164 f. Archiv des Vereins für Gesch. etc. zu Stade 1871 S. 426, auch Ztschr. des Vereins für Hamburgische Geschichte 1866 (Matthias Reder's Chronik). Krause.

Kelp: Mag. Martin K., Historiker und Schulmann, ist 1659 in Hälvelagen, im Siebenbürger Sachsenland, geboren, wo sein Vater Georg K., nachdem er das Rectorat des Schäßburger Gymnasiums bekleidet, damals Pfarrer war. Der Knabe bildete vielversprechende Anlagen zunächst auf der Schule in Schäßburg, dann in Hermannstadt aus; als seine Vaterstadt den berühmten Lehrer dieser Anstalt, Elias Ladiver 1678 ins Rectorat berief — aus Ungarn flüchtig, hatte dieser vom Collegium in Eperies, das der Erlauer Bischof Franz Segedi den Evangelischen entrissen hatte, in Hermannstadt als außerordentlicher Lector (1673) gastliche Aufnahme gefunden — kehrte K. mit ihm wieder nach Schäßburg zurück und blieb hier in seinem Unterricht noch ein Jahr lang. Im November 1679 zog er, zu Pferde durch Polen, nach Wittenberg. Nach fast zweijährigem Aufenthalt hier ging K. nach Hamburg, wo er drei Jahre den Unterricht des berühmten Esra Edzardi im Hebräischen genoß und die eigene Lehrfertigkeit durch Ertheilung von Unterricht vermehrte. In Leipzig, wo K. sich des fördernden Wohlwollens von Christian Thomasius erfreute, erwarb er 1684 die Magisterwürde. Die Dissertation zu seiner Promotion: „Natales Saxonum Transsilvaniae aposciasmate historico illustrati" (Leipzig bei Justin Brand) hat er wohl ausgerüstet mit den Hülfsmitteln der damaligen deutschen Wissenschaft, doch in den speciellen, Siebenbürgen betreffenden Theilen ohne die erforderlichen, hier nicht vorhandenen Quellen „fast nur aus dem Gedächtniß" geschrieben. Es fehlt denn nicht an mannigfachen Irrthümern, insbesondere in dem ersten, dem geographischen Theil; im zweiten, der die Herkunft der Sachsen nachweisen will, wird der Verfasser unbewußt beeinflußt von dem, aus dem harten Gegensatz der herrschenden Nationalitäten in Siebenbürgen entstandenen Bestreben, die Rechtsstellung des eigenen Volkes durch den Nachweis seines Alters im Lande zu stärken. So sucht K. mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit in den Siebenbürger Sachsen „die alten Reste" der Daken (die ihm Deutsche sind) und Gothen nachzuweisen, zu welchen später Theile der Gepiden und Longobarden, dann Sachsen unter Karl M. und unter den ungarischen Königen, namentlich unter Geisa II., andere Deutsche hinzugekommen. Auf diese Weise in der kritischen Forschung die Fehler seiner Vorgänger und Zeitgenossen theilend, hat Kelp's kleine Arbeit doch dazu beigetragen, die Erinnerung an die Siebenbürger Sachsen in der deutschen Litteratur zu erhalten, wie sie denn durch warme Klänge eines lebendigen Nationalbewußtseins wohlthuend anspricht. Wenn Valentin Wagner im schönen Liedergruß, den er (1544) Honterus' Handbuch des bürgerlichen Rechtes vorausschickt, die Sachsen gehobenen Herzens „die Colonien des deutschen Reiches in Siebenbürgen" nennt; wenn der sächsische Abgeordnete Valentin Saraphin, der (1612) um die Hülfe des Kaisers Matthias gegen Gabriel Bathori nach Wien geht, zugleich „die löbliche teutsche Nation" aufruft, „sie wollten um Gottes Willen uns, als ihre hinterlassene Waisen, so ihre Voreltern hierher gepflanzt und gesetzt haben, ihre weit berühmte Nation in ferne Länder auszubreiten, nit lassen von so hungrigen Wolfszähnen (Bathori's

Wappen) zerreißen": so klagt K. schmerzlich, während der Fürst von Siebenbürgen mit den Türken gegen den deutschen Kaiser zu Felde zieht, „heute werden wir immer mehr und mehr von Deutschland losgerissen". Im Juli 1684 kehrte K. nach Siebenbürgen zurück und wurde sofort zum Rector des Schäßburger Gymnasiums berufen. Etwas über drei Jahre an der Spitze desselben hat er die treue Arbeit „seines geliebtesten Lehrers" Elias Ladiver, wodurch dieser der „Wiederhersteller" der Lehranstalt geworden, in rastloser Anstrengung fortgesetzt. Der wissenschaftlich-ernste Geist der, in Prima unter ihm von 46 Schülern besuchten Schule tritt auch in den von ihm geleiteten „Disputationen" hervor, von welchen namentlich zwei: „Positiones theologicae ex articulo de ministerio ecclesiastico" und „De magistratu politico" (1685) tiefere diesbezügliche Einblicke gestatten. So lauten einzelne Thesen derselben: „Von Hexen Angezeigte werden mit Unrecht gerichtlich verfolgt; auch Ketzern muß man Wort halten; Niemand kann mit gutem Gewissen den Ruf in die Stelle eines ungerecht aus dieser Entfernten annehmen; die Religion darf mit Waffengewalt vertheidigt werden." Eine vorzüglich dankenswerthe That Kelp's für sein Gymnasium war die Gründung einer Bibliothek, zu der (1684) auf seine Veranlassung Freunde der Schule Bücher schenkten, er selbst, der erste, 10 Bände, zwei weitere kamen im Namen seines früheren Schülers Petrus Herbrandt von Hamburg dazu. Bald darauf schenkte er zu einem Bibliotheksfond 30 Gulden; jeder neu eintretende Schüler sollte 3 Denare dahin geben; ein Horaz war die erste Anschaffung aus den neuen Mitteln. Die Bibliothek wurde in der Sakristei der der Schule nahen Bergkirche aufgestellt. „Wenn sie in mehr als anderthalbhundert Jahren mit dazu beigetragen hat, das geistige Leben in der dem deutschen Mutterland so fernen deutschen Lehranstalt zu pflegen, ihrem trefflichen Gründer gebührt der erste Dank dafür." Im Sommer 1687 wurde K. zum Pfarrer in Bodendorf gewählt, wohin zu weiterem Unterricht ihm sein bester Schüler, Georg Haner (Allg. d. Biogr. X, 507), folgte; als solcher hielt er 1690 dem Fürsten Michael Apafi auf Anordnung des Superintendenten seitens der evangelischen Kirche die Leichenrede und zwar in hebräischer Sprache. K. starb als Pfarrer in Meschen 1694, noch nicht 35 Jahre alt; der Ruhm in erster Reihe seiner Lehrerthätigkeit hat in seiner Heimath sein kurzes Leben lang überdauert.

Biographisches und Litterarhistorisches über K. in Seivert, Nachrichten über siebenb. Gelehrten, Preßburg 1785, darnach Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, 2. Bd., Kronstadt 1870; vollständiger und den Quellen entnommen G. D. Teutsch, Geschichte des Schäßburger Gymnasiums, im Programm dieses von 1852/53. G. D. Teutsch.

Kelsch: Michael K., geb. den 11. Mai 1693 in Nürnberg, † den 25. December 1742 in Altdorf. Auf der heimischen Hochschule gebildet, habilitirte sich K. 1720 als Docent der Philosophie an derselben, machte hierauf die üblichen wissenschaftlichen Reisen ins Ausland und kehrte 1731 als Philipp Müller's Nachfolger in der ordentlichen Professur für Mathematik und Physik nach Altdorf zurück. Seine Antrittsvorlesung behandelte das interessante geometrische Problem, Dreiecke zu verzeichnen, deren Ecken in drei gegebenen Parallellinien liegen, die aber dabei noch gewissen anderen Bedingungen genügen. Als eifriger Himmelsbeobachter veröffentlichte er Manches über optisch-meteorologische Erscheinungen in Adelbulner's periodischer Zeitschrift; selbständig ließ er erscheinen eine „Observatio eclipseos lunaris habitae Altdorfii", 1735. Am Verdientesten dürfte er sich jedoch durch seine mathematische Aufgabensammlung (Nürnberg 1730) gemacht haben, denn wenn auch dieses Schriftchen durch keine sonderliche Originalität hervorragt, so ist es doch merkwürdig als eines der ersten Erzeugnisse

einer neuen — seitdem zu ungeheurem Aufschwung gelangten — mathematischen Litteraturgattung.

Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, 6. Bd. — Will, Geschichte der Universität Altdorf, S. 106, 200, 349. — Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Nürnbergs, 3. Heft. — Im dritten Theile von Will's „Commercium epistolicum noricum“ sind Briefe von Hahn, Preißler, C. v. Wolf u. a. an K. abgedruckt. Günther.

Kelz: Matthäus K., oder wie ihn Walther in seinem Tonkünstlerlexikon nennt: Kelzius, aus Bautzen gebürtig, ging nach Italien, um die Musik zu studiren, war um 1626 Cantor in Stargard in Pommern und später in Sorau. Er war ein gelehrter Musiker und hat sich besonders durch seine theoretischen Schriften verdient gemacht, von denen die Musiklexica mehrere verzeichnen, doch sind seine Werke heute so selten geworden, daß unsere öffentlichen Bibliotheken in ihren Katalogen, soweit sie mir bekannt sind, keines seiner Werke verzeichnen. Ebenso geht es mit den praktischen Werken, deren die Musiklexica von Walther und Gerber mehrere verzeichnen, als „Operetta nuova“, „Evangelische Sonntags-Sprüche“, Leipzig 1636, oder „Primitiae musicales“, oder „Concentus novi harmonici“, Ulm 1658. Letzteres enthält Instrumentalpiecen wie Sonaten, Intraden, Masceraden, Balletten u. a. für 2 Violinen, Baß und Generalbaß.

Rob. Eitner.

Kemenaten: Albrecht v. K. wird von Rudolf v. Ems in den litterarhistorischen Abschnitten seines Alexander und seines Wilhelm als deutscher Dichter gerühmt; nach der Stelle zu urtheilen, welche ihm Rudolf unter den übrigen dort namhaft gemachten Poeten anweist, muß Albrecht um das J. 1240 gewirkt haben. Ferner nennt er sich selbst als Verfasser in der zweiten Strophe eines nur in geringen Bruchstücken uns erhaltenen Gedichtes vom Zwergkönig Goldemar. Mit diesem Fragmente stimmen in der Strophenform (der sogenannten Berner Weise), dem Stil, der Mischung volksmäßiger und höfischer Elemente, dem alemannischen Dialecte drei andere Gedichte überein, die ebenfalls Dietrichs v. Bern Kämpfe mit Riesen und Zwergen zum Gegenstande haben: die Virginal, der Sigenot und das Eckenlied. Man hat daher angenommen, daß alle vier von Albrecht verfaßt seien. Aber gründlichere Untersuchung zeigte die Irrthümlichkeit dieser Ansicht. Weder die Virginal noch der Sigenot und Ecke sind einheitliche und genuine Werke, vielmehr insgesammt überarbeitet, wenngleich sie, selbst in dieser modificirten Gestalt, noch dem 13. Jahrhundert angehören. Und die Erwähnung Albrechts im Goldemar trägt einen so auffallenden Charakter, daß die Vermuthung, auch dieses Gedicht liege nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in einer Umarbeitung vor, sich schwer abweisen läßt. Es bleibt sogar dahingestellt, ob die älteren, nur zu erschließenden, Fassungen der vier Dichtungen sämmtlich oder bloß zum Theile von Albrecht herrühren; man kann sehr wohl sich vorstellen, daß sein Beispiel Nachahmung in gleicher Manier erweckte. Da somit seine Autorschaft auf unsicheren Füßen steht, muß gänzlich auf eine Charakteristik der ihm zugeschriebenen Werke verzichtet werden.

Deutsches Heldenbuch, Bd. V (Berlin 1870), herausgegeben von Zupitza. Wilmanns in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, XV, 294—309. Derselbe in den Altdeutschen Studien (Berlin 1871), S. 95—140. Steinmeyer ebendaselbst S. 63—94. Steinmeyer.

Kemény: Graf Joseph K. von Gyerö Monostor, Geschichtsforscher, ein Sohn des 1806 in den Grafenstand erhobenen Freiherrn Wolfgang K. und der Gräfin Therese Bathyány, wurde am 11. September 1795 in Gerend, im Maros-Ludaser Bezirk des Tordaer Comitates in Siebenbürgen, geboren und starb

daselbst am 12. September 1855. Er trat am 7. Januar 1815 bei dem königl. siebenbürgischen Gubernium in Klausenburg in Dienst, blieb bei dieser Behörde und den Gerichten des Koloser Comitates bis zum 13. November 1818 in Verwendung, zu welcher Zeit er auf sein Ansuchen zur königl. siebenbürgischen Hofkanzlei nach Wien und am 9. August 1827 zum siebenbürgischen Thesaurariat in Hermannstadt versetzt wurde. 1835 resignirte er die Stelle eines Thesaurariatssecretärs. Wenn auch als Deputirter und Regalist, allerdings meist nur, wie er selbst sagt, als „der Nothnagel, den man hervorzunehmen sucht, wenn irgend eine alte diplomatische oder geschichtliche Frage aufs Tapet kömmt“, in den siebenbürgischen Landtagen thätig, im J. 1849 an den Verhandlungen des Debrecziner Oberhauses Theil nehmend und nach unterdrückter Revolution als Vertrauensmann der Wiener Regierung in den Berathungen für die neue Organisirung Siebenbürgens mitwirkend, lebte er fortan hauptsächlich seinen historischen Studien und der Vervollständigung der großartigen Sammlungen zur siebenbürgischen Geschichte, die er schon während seiner Dienstzeit angelegt hatte. Diese umfaßten außer einer historischen Bibliothek von mehr als 2000 Bänden an Handschriften: 47 Bände scriptores rerum transsilvanicarum minores, 40 Bände Quellensammlungen, 6 Bände Originalurkunden, 12 Bände Abschriften von Originalien, 14 Bände beglaubigter Abschriften (Transsumpte), 44 Bände verschiedener Abschriften, 43 Bände einer Gegenstände des öffentlichen Rechtes, Landtagsbeschlüsse, Original- und gleichzeitige Landtagsartikel sowie Friedensschlüsse enthaltenden Sammlung, 42 Bände Originalbriefe von Fürsten und Würdenträgern des Landes aus der Zeit von 1526—1818, 10 Bände Briefcopien, 15 Bände Transsilvania possessionaria, 3 Bände Lexicon diplomaticum rerum hungarico-transsilvanicarum, 13 Bände Repertorium nobilitatis, 4 Bände Onomasticon saxo-transsilvanicum, 5 Bände Lexicon eruditorum, 6 Bände Adversaria historica, Daten zur Geschichte der Nachbarländer, 6 Bände Siegelsammlungen, 18 Bände genealogischer Tafeln, 13 Bände verschiedener historischer Daten unter dem Titel Cartophilaceum. Außerdem besaß er eine ansehnliche archäologische und numismatische Sammlung, die aber in den Ereignissen der Jahre 1848/49 zu Grunde ging. Seine Bibliothek und diese Sammlungen widmete er, als der Landtag 1841 die Gründung eines siebenbürgischen Museums beschloß, diesem und verfügte auch testamentarisch zu dessen Gunsten über dieselben. Sie bilden denn auch den Grundstock und werthvollsten Bestand des durch die Munificenz des Grafen Emerich Mikó 1849 ins Leben gerufenen siebenbürgischen Museums. Historische Arbeiten von Graf K. sind zu finden in den Taschenbüchern Arpádia und Iris, in den Zeitschriften Tudományos gyüjtemény, Erdélyi nemzeti társalkodó, Tudománytár, Uj magyar muzeum, Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde (Beiblatt der in Kronstadt erschienenen Zeitung: Siebenbürger Wochenblatt), Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde und insbesondere in den beiden ersten Bänden des Magazin für Geschichte, Litteratur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Namentlich in dem letzteren stammen nicht nur die besten und meisten Abhandlungen aus seiner Feder, sondern er hat auch zu den von dem Herausgeber Anton Kurz (s. d.) verfaßten in den meisten Fällen das Materiale geliefert und den Plan mitentworfen, wie er denn überhaupt mit seltener Liberalität alle siebenbürgischen Geschichtsforscher, die sich an ihn wandten, mit seinem reichen Wissen und seinen Sammlungen bereitwillig unterstützte. Als selbständige Werke veröffentlichte Graf K.: „Notitia historico-diplomatica archivi et litterarum capituli Albensis Transilvaniae“, Cibinii 1836, 2 Bde.; „Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens, Klausenburg 1839, 2 Bde., und in Gemeinschaft mit Stephan v. Kovács: „Erdélyország törtenetei-tára“, Klausenburg 1845. Seine historischen Arbeiten

zeichnen sich durch Reichthum des historischen Materials, kritisches Streben und Objectivität des Urtheils aus.

Graf Emerich Mikó: Gróf Kemény József emlékezete in der von Csengery Antal herausgegebenen Budapesti szemle. Pest 1860. 33. u. 34. Heft. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon. Wien. Bd. XI. — Ungedruckte Briefe des Grafen Joseph Kemény an Anton Kurz in E. v. Trauschenfels, Magazin für Geschichte, Litteratur u. alle Denk- u. Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. N. F. 2. Bd. Kronstadt 1860. Trauschenfels.

Kemmerich: Dietrich Hermann K., Rechtsgelehrter, geb. im August 1677 zu Apenburg (Mark Brandenburg), wo sein Vater Prediger und Inspector war, begab sich 1700 nach Rostock, um Theologie zu studiren, wandte sich aber später in Leipzig der Geschichte und Jurisprudenz zu, wurde 1703 daselbst Magister, bald darauf vom Markgraf von Brandenburg-Baireuth zum Professor des Natur-, Völker- und Staatsrechts an der Ritterakademie in Erlangen ernannt. Er promovirte 1707 in Halle als Licentiatus juris und legte 1710 seine Stelle in Erlangen nieder. 1719 wurde er in Wittenberg Professor und Beisitzer der Juristenfacultät, endlich 1736 Hofrath, ordentlicher Professor des römischen Rechts und Assessor des Schöppenstuhls in Jena, wo er, zum Ordinariat befördert, am 4. November 1745 verstarb. — Außer vielen Dissertationen und einem „Pufendorffius enucleatus“ 1716 schrieb er namentlich eine beifällig aufgenommene „Introductio ad jus publicum“ 1721 und 1744 (mit Porträt), sowie „Origines jur. ecclesiastici ex natura et indole religionis et ecclesiae“ 1745. Er gab auch „Kulpisii collegium Grotianum“ 1738 heraus. Seine „Synopsis jur. criminalis“ 1733, 1755, 1777 gilt als erstes systematisches Lehrbuch des Strafrechts.

Pütter, Litt., I. 373, II. 373. — Schulte, Geschichte der Quellen, III b. S. 98. — Günther, Lebensskizzen, Jena 1858, S. 69. — Stepf IV. 390. — Wächter, Lehrb. (1825), Thl. I S. 10, 11. — Jarcke, Handbuch (1827), I. 68. Teichmann.

Kempe: Stephan K., der Reformator Hamburgs, war zu Hamburg geboren, wahrscheinlich am Ende des 15. Jahrhunderts. Er studirte zu Rostock Theologie; hier war der streng katholische Barthold Moller, gleichfalls ein Hamburger und später in Hamburg Kempe's heftiger Gegner, sein Lehrer. K. ward in Rostock Franziskaner; er kam dann aber zum evangelischen Glauben und zwar, wie als sicher angenommen werden darf, in Folge der evangelischen Predigt Joachim Slüter's; neben diesem trat er dann auch schon in Rostock mit der Predigt der evangelischen Lehre selbständig auf. Im J. 1523 ward er in Angelegenheiten seines Ordens nach Hamburg geschickt und predigte hier im Marien-Magdalenen-Kloster. Schon im J. 1521 hatte Ordo Stemmel (der Name wird verschieden geschrieben), Pastor zu St. Katharinen, in Hamburg gegen den Ablaß und das zuchtlose Leben der Geistlichen gepredigt; aber dieser war ein alter Mann, der nicht mehr durchdringen konnte; er ward von den Päpstlichen gezwungen, seine Predigten einzustellen, blieb aber persönlich bei Luther's Lehre. Kempe's Predigten fanden nun aber so großen Beifall, daß die Vorsteher des Klosters, als er bald wieder nach Rostock zurückgehen wollte, ihn baten, in Hamburg zu bleiben und ihn am 4. Juni 1523 zum Pastor erwählten. Allmählich kamen aus allen Kirchspielen der Stadt viele in die Marien-Magdalenen-Kirche, um das reine Wort Gottes zu hören und drei Jahre hindurch hat er ganz allein den übrigen Predigern der Stadt, die von Luther's Lehre nichts wissen wollten, gegenüber gestanden. Daß diese sich daran genügen lassen mußten, gegen K. zu predigen und ihn bei der Obrigkeit zu verklagen, aber nichts weiter gegen ihn ausrichten konnten, zeigt am besten, wie das Volk ihm anhing. Im Einzelnen

wissen wir von seiner Thätigkeit in diesen Jahren nur, daß er im October 1524 den Straßenräuber Lorenz Goldschmidt als Beichtvater zur Hinrichtung begleitet hat und ebenso am 30. October 1525 den berühmten Seeräuber Claus Kniphof; daß gerade er und keiner der Stadtprediger das that, mochte es nun freiwillig oder auf Verlangen der Obrigkeit geschehen, beweist jedenfalls, daß er sich großen Vertrauens erfreute, zumal wenn man bedenkt, was damals eine Hinrichtung für eine Bedeutung im Volksleben hatte. Ueber die Thaten und Schicksale Kniphof's hat K. ein längeres Lied in niederdeutscher Sprache verfaßt, das Lappenberg in der Zeitschrift für hamburgische Geschichte, Bd. II, S. 131 ff., hat abdrucken lassen. Im J. 1526 wurde Barthold Moller Lector primarius am Dom in Hamburg; K. stand zu diesem als seinem Lehrer und Promotor in einem Pietätsverhältnisse; sie einigten sich zunächst dahin, daß Moller, wenn er an Kempe's Predigten etwas auszusetzen fände, es ihn solle wissen lassen, und daß sie dann in einer freundschaftlichen Besprechung sich über den fraglichen Artikel zu einigen suchen wollten. Doch trat Moller bald in seinen Predigten, ohne sich an diese Abrede zu halten, öffentlich gegen K. auf; wie dieser sagt, von den anderen dazu gereizt. Um diese Zeit bekam K. an den Pastoren Johann Zegenhagen zu St. Nicolai und Johann Fritze zu St. Jacobi Mitkämpfer; der erstere war aus Magdeburg, der andere aus Lübeck nach Hamburg berufen; diese waren die ersten lutherischen Pastoren an den Stadtkirchen; in ihrer Wahl dürfen wir ein Vorzeichen des beginnenden Sieges der Reformation in Hamburg erblicken; hatte man doch im J. 1526 vor Zegenhagen, der in der Fastenzeit 1526 zuerst als Caplan zu St. Katharinen nach Hamburg gekommen war, Bugenhagen zum Pastor zu St. Nicolai gewählt, eine Wahl, die dann wieder rückgängig gemacht wurde, weil nicht die ganze Gemeinde in sie gewilligt hatte. Als die katholischen Prediger sich nun immer heftiger der Ausbreitung der lutherischen Lehre widersetzten und auf den Kanzeln gegen sie eiferten, erließ der Rath am 29. December 1526 einen Befehl an alle Prediger, sie sollten nur das reine und lautere Evangelium predigen und sich alles Scheltens und Verketzerns auf den Kanzeln enthalten. Am 29. September 1527 ward K. zum Pastor zu St. Katharinen erwählt und am 28. April 1528 fand darauf vor dem Rath und der Bürgerschaft eine große Disputation statt; gegen vier evangelische Prediger (Kempe, Zegenhagen, Fritze und Kempe's Nachfolger an der Marien-Magdalenen-Kirche, Conrad Lunsemann) standen acht katholische; an der Spitze der letzteren der schon genannte berühmte und gelehrte Barthold Moller. K. selbst hat uns von dieser Disputation in seinem „Bericht“ (s. unten) eine genaue Schilderung hinterlassen, aus welcher wir sehen, wie ernst und würdig es bei ihr zuging. Das Resultat war ein entschiedener Sieg der Evangelischen; nur fünf der heftigsten Gegner der Reformation wurden jedoch aus der Stadt gewiesen; Barthold Moller entfernte sich freiwillig und begab sich wieder nach Rostock. Jetzt ward zur völligen Durchführung der Reformation Bugenhagen gebeten nach Hamburg zu kommen. Als Bugenhagen von Hamburg aus zum Colloquium mit dem Wiedertäufer Melchior Hoffmann nach Flensburg reiste, begleitete ihn auch K., das Colloquium fand am 8. April 1529 statt. Im J. 1530 verheirathete sich K. mit Anna Eyke, einer Tochter eines angesehenen Bürgers seines Kirchspiels, welche früher im Harvestehuder Kloster gewesen war. In demselben Jahre war er nach Lüneburg gerufen, um dort bei der Einführung der Reformation behülflich zu sein. Er hat dann noch zehn Jahre in Hamburg gewirkt und starb am 23. October 1540.

Die meisten der obigen Angaben sind aus Kempe's „wahrhaftigem Bericht“ (von der Einführung der Reformation in Hamburg) genommen; die beste Ausgabe dieses Berichtes befindet sich in Lappenberg, Hamburgische

Chroniken in niedersächsischer Sprache, Hamburg 1861, S. 479—542. Vgl. äußerdem Moller, Cimbria literata, vol. I, p. 291—293. Wilckens, Hamburgischer Ehrentempel, Hamburg 1770, S. 360—369. Otto Krabbe, Ecclesiae evangelicae Hamburgi instauratae historia, Hamb. 1840 (an verschiedenen Stellen). Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. III, S. 560 ff.; hier sind auch die von K. herausgegebenen Schriften angeführt.

Bertheau.

Kempff: s. Kämpff.

Kempis: s. Thomas v. Kempis.

Kenckel: Detmar K. ist als Bürgermeister von Bremen in den Hardenbergischen Wirren und durch sein Ausweichen aus der Stadt nach dem Siege des Calvinismus bekannt geworden. Er stammte aus einer angesehenen Familie Verdens, sein Vater, der Bürgermeister Dietrich, war zugleich Kaufmann, der Großvater, Bürgermeister Detmar, hatte in Rostock studirt. Er selbst, geb. am 9. October 1513, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, in Wittenberg studirt und Luther und Melanchthon gehört, dann nach des Vaters Tode 1531 dessen Geschäft neben der Mutter übernommen. Durch seine Heirath mit Anna, der Tochter des Bremer Bürgermeisters Thile van Cleve, kam er 1539 nach Bremen, wo er ein Großhandelsgeschäft namentlich in Wolle, Wachs und Honig, daneben auch einen Kleinverkauf hielt. Seine Verbindungen reichten von Antwerpen bis Pommern, auch weit ins Hinterland. 1555 ward er wider seinen Willen nach seines Schwiegervaters Tode Bürgermeister. Schon 1553 sandte ihn der Rath mit Lübecker, Hamburger, Kölner und Danziger Rathsherrn zur blutigen Maria nach England, wo er eine Erneuerung der hansischen Stahlhofprivilegien erwirkte. 1554 vertrug er die Stadt mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig von den Wurster und Schmalkaldischen Kriegen her und erlangte am 6. December für den letzteren Krieg die Gnade Kaiser Karls V. für Bremen ohne Opfer. 1559 regelte er mit Hamburg die Kornausfuhr von der Unterelbe, und auf dem Hansetage in Lübeck mit dem Deutschmeister von Livland, Gotthart Kettler, die Verhältnisse der Bremischen Komthurei. Als 1560 der Bremer Religionsstreit zwischen Hardenberg und den Stadtpredigern durch Tilemann Heshusius zur ärgsten Verbitterung gedieh, hatte K., der die „Wittenborgisken Scriften“ selber kannte, zunächst in melanchthonischer Weise einen Mittelweg gesucht; vertrat aber, als dieser verworfen war, mit eiserner Energie den strengsten lutherischen Standpunkt. Als daher nach dem Braunschweiger Kreistage vom 8. Februar 1561 Hardenberg als Sakramentirer am 18. die Stadt hatte verlassen müssen, brach am 19. Januar 1562 der Aufstand, an dessen Spitze der Bürgermeister Daniel van Büren stand, gegen den starr lutherischen Theil des Rathes und namentlich gegen K. los, der am 24. März mit anderen Rathsgliedern aus der Stadt wich, zunächst zum Hofe des Erzbischofs Georg nach Verden, von dort Michaelis nach Oldenburg. Hier nahm K., hochgeehrt vom Grafen Anton, seinen Wohnsitz und führte nachdrücklich die Sache des alten Raths. Er brachte Bremen aus der Hanse, erschien im Auftrage jenes 1566 auf dem Reichstage zu Augsburg und verhandelte persönlich mit Maximilian II., der indessen die Sache gütlich durch Kurfürst August von Sachsen zum Austrag zu bringen suchte. Obwol die Bürgerschaft sich aus Furcht vor Kenckel's Rückkehr heftig sträubte, gelang der Vergleich doch am 25. Februar 1568 zu Verden, worauf K. nach Bremen zurückkehrte und still seiner Familie und seinem Geschäfte lebte, das seine tüchtige „leve Anne Fruwe“ während seines „Exils“ tapfer und treu verwaltet hatte. Am 19. Februar 1584 starb er. Von scharfem Kopf, eisernem Willen, freundlichen und humanen Umgangs selbst mit seinen Gegnern war er

wegen seiner Geschäftskenntniß, seiner großen Verbindungen und seiner scharfen Feder bei der feindlichen Partei gefürchtet; streng religiös, gewissenhaft bis zum Opfer seiner eigenen Persönlichkeit, an Luther's strenger Lehre mit Liebe und aus Ueberzeugung festhaltend, führte er den Streit gegen den Durchbruch der reformirten Lehre in Bremen rücksichtslos vor Kaiser und Reich und in ausgehenden Druckschriften. Erst neuerdings ist klar geworden, daß ihm persönlich das Verketzern der Pastoren keine Freude war, bis dahin galt er für den ärgsten Hetzer, namentlich nach seinem „Gespräche vom Bremischen Lärmen", das 1562 in Oldenburg erschien und später fortgesetzt wurde. Er hat ein für seine Biographie wichtiges Hausbuch hinterlassen und der noch vorhandene Rest seines höchst interessanten Geschäfts- und Familienbriefwechsels zeigt eine klassische Beherrschung seiner niederdeutschen Muttersprache und ist eine wichtige Fundgrube für die Geschichte des häuslichen Lebens und der damaligen Erziehung. Der im Briefwechsel oft genannte, dem gelehrten Stande gewidmete, in Rostock wesentlich durch Nathan Chytraeus gebildete Sohn Tilemann K., geb. am 17. Decbr. 1543, inscribirt in Rostock 1562, nachher in Leipzig, den Niederlanden, Paris, wurde vermuthlich vom Herzoge Johann von Holstein 1576 zur Hülfe für seinen Kanzler Georg Beyer angestellt, am 19. April 1581 wurde er Rathssecretär in Lübeck, † in Regensburg oder Wien 1582.

Dr. H. Smidt, Aus Detmar Kenckel's Nachlaß, im Bremischen Jahrbuch VII, ibid. IV. (Pratje), Herzogth. Bremen und Verden VI, 23—36. Allg. d. Biogr. III, 582 f.; X, 558 f. Rotermund. Krause.

Kennedy: Ildefons K., gelehrter Benedictiner, geb. am 20. Juli 1722 in der schottischen Provinz Perth, kam schon im 13. Lebensjahre in das Schottenkloster zu Regensburg, legte hier 1741 die Profeß ab und wurde 1747 mit der Leitung des Seminars betraut. Mit leidenschaftlichem Eifer widmete er alle Mußestunden dem Studium der Physik und Mechanik und galt bald in Süddeutschland als Autorität in diesen Disciplinen. Als Lori und Linbrunn 1758 mit dem Gedanken umgingen, in München eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, wurde K., noch ehe das Institut wirklich ins Leben trat, als einer der ersten zum Mitglied gewählt. In einen bedeutsamen Wirkungskreis berief ihn 1761 seine Ernennung zum Secretär der Akademie; er siedelte nach München über und war hier bis an sein Lebensende der treueste Genosse jener hochverdienten Männer, welche mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten deutsche Wissenschaft und Litteratur in dem noch ganz und gar im Mittelalter steckenden Baiern einbürgerten. Es galt als waghalsiges Beginnen, daß er, der Schotte, in seinen physikalischen Unterrichtsstunden nicht des herkömmlichen Latein, sondern der deutschen Sprache sich bediente; sein Vortrag war jedoch so faßlich und fesselnd, daß sich bald Angehörige aller Stände zu seinen Vorlesungen drängten. 1763 wurden seine „Hauptsätze und Erklärungen jener physikalischen Versuche, welche auf dem akademischen Saale in München öffentlich angestellt wurden", im Druck veröffentlicht. Zahlreiche naturwissenschaftliche Aufsätze aus Kennedy's Feder erschienen in der von Heinrich Braun herausgegebenen Zeitschrift „Der Patriot in Baiern". Noch höher als der wissenschaftliche Werth dieser Leistungen sind der Freimuth und die Gesinnungstüchtigkeit zu schätzen, womit K., selbst ein frommer Ordenspriester von unangreifbarer Unbescholtenheit, in den Kämpfen, welche das aufblühende akademische Institut mit dem Obscurantismus auszufechten hatte, der Fahne der Aufklärung treu blieb. Auf specielle Anregung des Kurfürsten Max Josefs III. übertrug er mehrere gemeinnützige Werke aus dem Englischen ins Deutsche, z. B. W. Baily's „Theoretisch-praktisches Werk, die Künste, die Manufacturen und die Handelschaft betreffend." 1769 wurde er Mitglied des Censurcollegiums, das, wie des toleranten Kurfürsten Mandat erklärte, „keines-

wegs zur Unterdrückung der Denk- und Preßfreiheit, sondern vielmehr zum Schutze und zur Sicherheit derselben“ aufgestellt wurde. Auch der Nachfolger Max Josefs, Karl Theodor, schätzte das schneidige, offene Wesen des Gelehrten; zweimal rettete Kennedy's Fürsprache die Akademie, die durch die Denunciation der P. Frank und Lippert in ihrer Existenz bedroht war. In späteren Lebensjahren wandte er sich freilich mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit — Westenrieder vergleicht ihn deßhalb mit dem Barbier in Paris, dessen Yorik in seiner empfindsamen Reise erwähnt — nicht nur gegen engherzige und zelotische Feinde der Wissenschaft, sondern auch gegen die „Einfälle von Kant, Fichte und Schelling“, welche „die gesunde Anschauungs- und Beurtheilungskraft unzähliger Leute verrücken und sie mit einem, dem ächten, freien Forschgeist höchst schädlichen Dünkel von sich selbst erfüllen würden.“ K. starb am 9. April 1804 zu München.

L. Westenrieder, Denkrede auf Ildephons Kennedy (1804). — Westenrieder, Geschichte der Akademie der Wissenschaften (1784). Heigel.

Kenntmann: Johann K. (Kentmann), Arzt und Physikus erst in Meißen, dann in Torgau, zugleich berühmter Sammler und Naturforscher des 16. Jahrhunderts. Geb. am 21. April 1518 zu Dresden, † am 14. Juni 1574 zu Torgau, studirte K. auf verschiedenen Universitäten Medicin, begab sich hierauf nach Italien, wo er zwei Jahre lang in Padua zu seiner weiteren Ausbildung in der medicinischen Wissenschaft verweilte und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um sich erst als praktischer Arzt in Meißen niederzulassen, später nach Torgau überzusiedeln. K. befaßte sich in eingehender Weise mit Mineralogie und Botanik, namentlich mit dem Einsammeln von Steinen und Pflanzen. Er darf als einer der ersten genannt werden, welcher eine systematisch geordnete große Sammlung von Mineralien anlegte und zugleich in dem ausgezeichneten Werke: „Nomenclator rerum fossilium, quae in Misnia praecipue et in aliis regionibus inveniuntur“, 1556, eingehend beschrieb. Von besonderem historischem Interesse ist das von K. gegebene Verzeichniß der 12 durch den Eislebener Bergbau in den dortigen Gruben unterschiedenen Gesteinslagen oberhalb des Todtliegenden, des lapis sterilis Kenntmann's, nämlich zuoberst: 1) Gneist (daraus später das Wort Gneiß entstanden ist), ein harter Stein von Erdfarbe; 2) Schwegel, weniger hart, aschfarbig; 3) Oberrauhstein, rauchhart und erdfarbig; 4) Zechstein, hart, dunkel, aschfarbig; 5) Unterrauhstein, rauh, hart, aschfarbig; 6) Splitterstein; 7) Obersäule, weich, aschfarbig; 8) Mitterstein; 9) Untersäule oder Schwöhle; 10) Dachstein, hart wie Marmor, aschfarbig; 11) Norwerk oder Kam, dunkelaschfarbig und 12) Kupferschiefer, welcher abgebaut wurde. Von weiteren Schriften Kenntmann's ist zu nennen: „Calculorum, quae in corpore ac membris hominum innascuntur genera XII; depicta, descripta“, 1565; „Regiment, wie man sich vor der Pestilenz hütten soll“, 1568; „Catalogus piscium fluvii Albis“ in Kreysig's Bibl. venaticorum. In Bezug auf die Versteinerungen, welchen K. gleichfalls seine Aufmerksamkeit schenkte, schloß er sich der Ansicht seines berühmten Zeitgenossen Konrad Gesner in Zürich an und war geneigt, dieselben eher für Naturspiele und zufällige Gestaltungen, als für Ueberreste von Pflanzen und Thieren zu halten. K. beschäftigte sich auch viel mit der bildlichen Darstellung von Thieren und Pflanzen, und hinterließ im Manuscript ein umfangreiches Kräuterbuch mit 600 naturgetreu colorirten Pflanzenabbildungen, welches als eine Zierde der Dresdener Bibliothek aufbewahrt wird.

Poggendorff, Biogr. I, 1243. Jöcher, Gel. Lex., fortgesetzt von Rotermund III. Bd. 226. Gümbel.

Kepler: Johannes K., Astronom und Mathematiker, geb. den 27. Decbr. 1571 zu Weil der Stadt in Württemberg, † den 15. Novbr. (neuen Styles)

1630 zu Regensburg. Der Geburtsort des großen Mannes, dessen Namen übrigens auch häufig in der Form Keppler vorkommt, war lange Zeit, ähnlich wie derjenige Homer's, ein umstrittener; die Städte Weil und Leonberg sprachen ebenso wie das Dorf Magstatt die Ehre an, K. den Ihrigen zu nennen. Durch die gründlichen archivalischen Forschungen des Oberjustiz-Revisors Gruner in Ulm ward es jedoch außer Zweifel gestellt, daß der berühmte Astronom in dem „Keplerhaus" am Marktplatze des zweitkleinsten deutschen Reichsstädtchens das Licht der Welt erblickte. Seine Familie war eine ursprünglich hochangesehene adelige, denn zwei Träger des Namens Kepler hatten sich unter Kaiser Sigismund ausgezeichnet, dem einen war auf der Tiberbrücke von dem soeben gekrönten Kaiser der Ritterschlag ertheilt worden. Später scheint die Familie sich in Nürnberg niedergelassen zu haben, denn wenn auch von einigen Seiten der Zusammenhang des fränkischen Geschlechtes mit dem schwäbischen um deswillen bezweifelt werden wollte, weil ersteres sich „Kepner" schrieb, so braucht doch dieser Gegengrund angesichts der schwankenden Namen-Rechtschreibung jener Zeiten nicht für gewichtig erachtet zu werden. Kepler's Großvater Sebald dürfte der Sohn eines von Nürnberg nach Weil übergesiedelten Bürgers gewesen sein; er wurde regierender Bürgermeister des kleinen Gemeinwesens und betheiligte sich lebhaft an der Durchführung der Reformation in Weil der Stadt. Sebald's vierter Sohn, Heinrich, trat schon mit kaum 21 Jahren in den Stand der Ehe, halb und halb gezwungen durch eine vielen schwäbischen Reichsstädten gemeinschaftliche Satzung, nach welcher ledige Bürgersöhne kein selbständiges Gewerbe betreiben durften. Am 15. Mai 1571 führte er Katharina Guldenmann, die Tochter des Bürgermeisters in dem benachbarten Eltingen heim, und dieser Ehe entsproß Johannes K., der, als schwächliches Siebenmonatkind geboren, in den ersten Lebensjahren gerade der sorgsamsten Pflege bedurft hätte. Eine solche scheint ihm indeß nicht zu Theil geworden zu sein; die Ehe der Eltern war keine glückliche, die Mutter hochfahrend und wenig häuslich, der Vater unstet und jähzornig. Der kriegerische Sinn seiner Ahnen war auch ihm zum Erbtheile geworden, und da ihm die Heimath keinen Platz für seinen Thatendrang bot, so trat er als Söldner in die Dienste Herzog Alba's. Und Katharina Keplerin, die am 12. Juni 1573 ihren zweiten Sohn Heinrich geboren und soeben erst einen heftigen Anfall der damals wüthenden Pest überstanden hatte, zog ihrem Gatten in den Krieg nach und führte mit ihm in Belgien ein wüstes Wanderleben, während ihre beiden Kleinen dem Schutze der Großeltern anvertraut blieben. Johannes erkrankte an den Blattern und, wenn auch die drohende Erblindung von ihm abgewendet werden konnte, so blieb sein Körper doch noch lange siechhaft und schwach. 1577 ward er, wie seine eigenhändigen Aufzeichnungen besagen „in ludum literarum germanicum" geschickt, doch blieb er der Obhut des deutschen Schulmeisters in Weil nicht lange unterstellt. Vielmehr ging er anscheinend schon im folgenden Jahre an die lateinische Schule der nachbarlichen württembergischen Stadt Leonberg über, in welcher seine Eltern nach ihrer Rückkehr aus dem spanisch-niederländischen Kriege (1575) ihren Wohnsitz genommen hatten. Freilich nicht für lange, denn der unruhige Vater ließ sich schon bald nachher wieder zum Kriegsdienste anwerben, und als er zum zweiten Male heimgekehrt war, verlor er durch eine unvorsichtig übernommene Bürgschaft sein ganzes Vermögen und durfte sich glücklich schätzen, in dem badenschen Flecken Ellmendingen ein Wirthshaus pachten zu können. Diese ungünstigen Verhältnisse ließen auch den Schulbesuch nicht recht gedeihen, und erst 1579 konnte K. in die zweite Classe der Lateinschule eintreten, die er wiederum erst 1582 vollenden konnte, da er inzwischen immer von seinen Eltern zu häuslichen und ländlichen Arbeiten herangezogen ward. Am 17. Mai 1583

bestand der noch nicht zwölfjährige Knabe das sogenannte „Landexamen“, von dessen Ausfall die Aufnahme in eine Klosterschule abhing, resp. noch heute abhängt. Kepler’s Eltern waren um diese Zeit bereits wieder nach Leonberg zurückgezogen, wo ihnen 1584 die von dem ältesten Bruder später so zärtlich geliebte Tochter Margaretha geboren ward.

Am 16. Octbr. 1584 sah sich K. in die sogenannte Grammatisten-Klosterschule zu Adelberg aufgenommen. Strenge, ganz den klösterlichen Traditionen entsprechend, war die Erziehung in diesen evangelischen Klosterschulen eingerichtet; schon um 4 Uhr im Sommer, um 5 Uhr im Winter begann das Psalliren, und auch die Kost war alles andere eher denn reichlich. Gelernt wurde eigentlich nur Lateinisch, denn das Griechische erstreckte sich höchstens bis zu Xenophon’s Kyropädie, und auch die Unterweisung in den sieben freien Künsten dürfte mehr blos einen dekorativen Charakter gehabt haben. Unter Magister Bernhard Sick’s Leitung machte K., der schon damals viel mit theologischen Speculationen sich abgab, tüchtige Fortschritte und erhielt am 6. Octbr. 1586 die Erlaubniß zum Vorrücken in die „mehrere“ Klosterschule zu Maulbronn, in welcher er bis zum Beziehen der Universität verbleiben sollte. Im October 1587 hatte er sich daselbst dem Schulgebrauch der „Deposition“ zu unterziehen. Zu lernen gab es hier genug: auf Rhetorik und Stylübung wurde durch Pflege der sonntäglichen Disputationen und eigener Aufsätze Gewicht gelegt, die Lectüre und Interpretation der heiligen Schrift ward im großen Umfange getrieben, daneben aber auch Arithmetik und sphärische Astronomie. Obwol ihn während dieser Maulbronner Periode ein hitziges Fieber abermals an den Rand des Grabes gebracht hatte, vermochte K. gleichwohl am 25. Septbr. 1588 der Baccalaureats-Prüfung in Tübingen mit Erfolg sich zu unterziehen, so daß er nunmehr sein drittes und letztes Studienjahr in der Klosterschule in respectirterer Stellung zurücklegen durfte. Gar Unerfreuliches hatte sich inzwischen zu Hause ereignet: der Bruder Heinrich hatte sich als ein Taugenichts erwiesen, und der Vater hatte wiederum die Heimath verlassen, um in dem zwischen den Spaniern und Portugiesen um die canarischen Inseln geführten Seekriege in der Stelle als Hauptmann eines Fähnleins auf ersterer Seite mitzukämpfen. Er kam zwar aus demselben glücklich zurück, allein auf der Heimreise ereilte ihn der Tod in der Nähe von Augsburg.

Am 17. Septbr. 1589 bezog K. die schwäbische Hochschule, deren „Stift“ sich dem unbemittelten Abiturienten eines württembergischen Seminars von selbst öffnete. Glänzend war das Leben eines „Stiftlers“ freilich nicht, denn außer vollständig freier Station war demselben lediglich eine herzogliche Jahresunterstützung von 6 fl. gesichert, allein aus diesen Stiftlern ist nichtsdestoweniger eine ganze Anzahl der berühmtesten Männer Deutschlands hervorgegangen. K. hatte das Glück, mit den Zinsen eines Kapitals von 400 fl. betheilt zu werden, welche der Magistrat seiner Vaterstadt als Ruoff’sches Stipendium zu vergeben hatte. Zwei Jahre lang mußte er Vorlesungen an der artistischen Facultät hören, an welcher Martin Crusius, der bekannte Gegner Frischlin’s, Erhard Cellius, Veit Müller, Michael Ziegler und der ausgezeichnete Orientalist Georg Weigenmaier seine Lehrer waren. Mathematik lehrte Maestlin, der, unlängst erst von seiner Pfarrei Backnang an die Universität Heidelberg und dann nach Tübingen berufen, besonders durch seine Beobachtung des neuen Sternes in der Cassiopeja den ersten Astronomen Deutschlands an die Seite gestellt werden durfte und 1588 ein für jene Zeit ausgezeichnetes Lehrbuch der Sternkunde herausgegeben hatte. Auch Philipp Apian, den kirchliche Intoleranz zweimal zur Resignation auf seine Professur gezwungen hatte, und der eben durch den orthodoxen Maestlin ersetzt worden war, lebte damals noch als Privatmann in Tübingen.

Mathematische Studien zu treiben, war dem jungen Studirenden sonach die beste Gelegenheit geboten, und aus seinem späteren Leben ersehen wir, daß er diese Gelegenheit nicht ungenützt ließ. Allein auch im Uebrigen war er ein eifriger Student, der an den dramatischen Aufführungen im Stifte lebhaften Antheil nahm und als zarter, bartloser junger Mensch besonders Frauenrollen mit Glück gab. Krankheit und ärgerliche Auftritte mit Studiengenossen trübten dieses arbeitsame Stillleben freilich mehr als einmal, im Ganzen jedoch scheint dasselbe ein glückliches gewesen zu sein. Die philosophische Magisterwürde ward am 11. August 1591 mit Glanz erworben, und K., dessen Talent und Fleiß eben erst der akademische Senat in einem Schreiben an den Weiler Magistrat feierlichst anerkannt hatte, ging jetzt zu den theologischen Studien über, die schon früher eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatten. Zwei namhafte Professoren waren es, denen er sich besonders anschloß, der Polemiker Stephan Gerlach, der den Studenten gerne von seiner Missionsreise nach Konstantinopel erzählte, und der Exeget Mathias Hafenreffer, der selbst bekannte, von seinem jugendlichen Schüler in der Mathematik viel profitirt zu haben; von seinen mathematischen Kenntnissen legt denn, auch Kepler's Zeugniß zu Folge, das Hauptwerk „Templum Ezechielis“ ein sprechendes Zeugniß ab. Trotzdem jedoch die theologischen Lehrer den Fleiß, die Auffassungsgabe und die Gemüthstiefe Kepler's nicht verkannten, würden sie ihn zur Anstellung im württembergischen Kirchendienste schwerlich begutachtet haben, denn der junge Mann hatte die für jene Männer sehr anstößige Eigenschaft, in Glaubenssachen tolerant zu sein und aus dieser freieren Denkungsart auch gar kein Hehl zu machen.

Da fügte es sich, daß, nachdem K. gerade das dritte theologische Studienjahr zurückgelegt hatte, ein Ruf von außen an ihn gelangte. Georg Stadius, Landschaftsmathematikus des Kronlandes Steiermark und Professor am ständisch-protestantischen Gymnasium zu Graz, war gestorben, und die steyrischen Stände, die ihre Pfarrer und Lehrer von jeher gerne aus Schwaben bezogen hatten, wandten sich an den Tübinger Senat mit der Bitte, ihnen eine geeignete Persönlichkeit als Nachfolger des Verstorbenen zu bezeichnen. Man hatte in Württemberg gerade nichts dagegen, den freisinnigen Jüngling, dem man doch in allen anderen Beziehungen nur das Beste nachsagen konnte, in ehrenvoller Weise fort zu bekommen; man machte ihn mit den Wünschen der Grazer Herren bekannt, erwirkte die herzogliche Erlaubniß, und schon am 13. März 1594 sehen wir K., begleitet von einem Verwandten, an seinen neuen Bestimmungsort abgehen. Die Reise dauerte etwa vier Wochen. Der neue „Professor der Mathematik und Moral“ wurde von den Inspektoren des Gymnasiums, das damals in seiner neuen, von Chyträus herrührenden, Verfassung einer lebhaften Blüthe sich erfreute, sehr wohl aufgenommen; auch wurden ihm die Reisekosten zurück erstattet. Seinen ersten Lehrvortrag hielt K. den 24. Mai 1594. Neben der Mathematik, die bei den jungen Edelleuten, aus denen sich wesentlich das Schülerpersonal zusammensetzte, nicht durchweg Anklang gefunden zu haben scheint — die Inspectoren constatirten selbst, daß „Mathematicum Studium nicht Jedermanns Thun“ ist —, mußte er auch Rhetorik und Virgilius in den höheren Klassen übernehmen. Man war mit seiner Lehrthätigkeit wohl zufrieden und besserte seinen Gehalt auf, der die ganz respectable Höhe von 150 fl. erreichte. Dazu kam dann noch eine Gratification für die Herstellung des Landschaftskalenders, welche so ziemlich als die Hauptaufgabe des „Mathematicus“ betrachtet ward (s. d. Art. Lauterbach). Der Kalender mußte selbstverständlich sowohl meteorologische, als auch politische Prognostika enthalten, und es war deshalb gut, daß sich K. vollständig mit dem vertraut gemacht hatte, was nun einmal das Zeitalter unter astrologischer Wissenschaft verstand. Wir besitzen

fünf Kepler'sche Kalender (1595—99), die ältesten von ihm verfaßten Druckschriften. Dieselben verschafften ihm eine Art von Ruhm, auf die der Autor freilich nicht allzu stolz war; seine Prophezeiungen gingen gleich im ersten Jahre in Erfüllung. Obwol einer feineren astrologischen Mystik nicht ganz abhold, dachte K. doch von der landläufigen Sterndeuterei so gering, daß er seine eigenen Versuche darin „frivol" nannte, und so verließ er sich denn auch in praxi weniger auf die Sterne selbst, als auf sein eigenes offenes Auge, mit welchem er die Natur und die Geschicke der Menschen beobachtete. Er sprach es somit als wahrscheinlich aus, daß der bevorstehende Winter ein strenger sein werde, daß wieder eine Türkengefahr bevorstehe, und daß in Oesterreich agrarische Unruhen zu befürchten ständen. All' das ließ sich sagen, ohne daß man unter den obwaltenden Umständen auf ein besonderes Prophetentalent Anspruch zu machen brauchte, allein die Zeitgenossen waren doch sehr betroffen, als die vorausgesagten Ereignisse richtig eintrafen, und den Oberösterreichern insbesondere imponirte die Vorahnung betreffs des Bauernaufstandes derart, daß sie einen hohen Begriff von Kepler's mathematischem Talente bekamen und sich mit ihm wegen einer Vermessung ihres Landes ins Benehmen setzten. Jedenfalls aber stieg der Ruf des jungen Mannes bedeutend, und sein astrologisches Geschick verschaffte ihm rascher einen geachteten Namen, als das geistvolle Werk, welches während seines Grazer Aufenthaltes das Licht der Welt erblickte. Von der festgewurzelten Ueberzeugung geleitet, daß einem tiefer eindringenden Auge das ganze Universum als ein nach den Regeln der Symmetrie und Harmonie ausgeführter Bau sich darstellen müsse, probirte K. eine Menge von Hypothesen durch, um dem Schaffen des göttlichen Geistes, wie er selbst sich ausdrückte, auf die Spur zu kommen. Am 9. Juli 1595 schien ihm der erste Fund gelungen zu sein, denn als er in der Klasse seinen Schülern die Conjunktionen Jupiters und Saturns graphisch erläuterte, kam ihm plötzlich der Gedanke, die regelmäßigen Vielecke möchten vielleicht bei der Abgrenzung der einzelnen Planetenbahnen gegen einander eine Rolle spielen. Diese erste Idee mußte zwar verworfen werden, allein der rastlose Mann ersetzte die ebenen Polygone nunmehr durch die regelmäßigen Polyeder der Stereometrie, und nun konnte die Construction des Planetensystems ins Werk gesetzt werden. Jede der fünf Planetenbahnen ward als größter Kreis einer Kugel angesehen, und wenn man um eine solche Kugel ein bestimmtes Polyeder, in sie hinein aber ein anderes Polyeder beschrieb, so ruhten die Ecken des erstgenannten auf einer weiter nach Außen gelegenen Planetenkugel, während die Seitenflächen des zweiten die zunächst nach Innen folgende Planetenfläche berührten. Besonders günstig mochte sich den für teleologische Erwägungen leicht zugänglichen Gelehrten jener Zeit der Umstand darbieten, daß nun die Fünfzahl der Planeten erklärt war, denn schon Euklides hatte ja bewiesen, daß mehr als fünf vollkommen regelmäßig gestaltete Vielflächner nicht existiren können. Um seine Entdeckung durch ein Modell in würdiger Weise zum Ausdruck zu bringen, dachte K. daran, einen Kredenzbecher anfertigen zu lassen, von dem er selbst eine ganz originelle Zeichnung entwarf. Allein der Herzog von Württemberg, der sich zuerst lebhaft für diesen Vorschlag seines so rasch berühmt gewordenen Landeskindes interessirt hatte, fand die Kosten der Ausführung nachher zu hoch, und an dem gleichen gewichtigen Hindernisse scheiterte anscheinend auch das zweite Project, ein bewegliches Planetarium nach dem neuen System herzustellen. Maestlin, der mit Rath und That seinen Lieblingsschüler unterstützte, wandte mit Recht ein, daß die Technik nicht vermögend sei, so äußerst fein verzahnte Triebräder zu verfertigen, wie sie K. für seinen Mechanismus nothwendig gebraucht hätte. — Trotz dieser kleinen Mißerfolge konnte Letzterer doch mit großer Genugthuung auf sein „Mysterium cosmographicum" zurückblicken, das 1596 zu

Tübingen die Presse verließ und sofort nach seinem Erscheinen Tycho Brahe's Kenner-Auge auf sich zog. Bemerkenswerth darf auch die Energie genannt werden, mit welcher der junge Anfänger für die copernicanische Reform eintrat, mit der ihn wol schon Maestlin's Privatunterricht vertraut gemacht, die aber damals noch lange nicht die allgemeine Anerkennung sich erworben hatte.

In Graz dachte nunmehr auch K. daran, sich eine Familie zu gründen. Seine Wahl fiel auf Barbara Müller v. Mühleck, die trotz ihres jugendlichen Alters von 22 Jahren bereits zum zweiten Male Wittwe war. Die Familie Müller besaß das Freigut Mühleck in der Nähe der Landeshauptstadt; sie war zwar nicht von stiftsmäßigem Adel, allein man rechnete sie doch zu den adeligen Geschlechtern, und als der junge Landschaftsmathematicus seine Werbung begann, ward ihm von Seiten der Verwandten dessen bürgerliche Herkunft als ein Hemmniß entgegengehalten. Wie wir wissen, vermochte er diesen Grund durch den Hinweis auf seine Ahnen zu entkräften, und seine Erklärung ward auch angenommen, allein man erließ ihm nicht, aus seiner Heimath die den Adel der Kepler bekräftigenden Urkunden beizubringen, und da sich bei den damaligen Verkehrsverhältnissen zur Beschaffung dieser Zeugnisse kein anderer Weg darbot, so mußte eben eigens zu diesem Zecke eine Reise nach dem fernen Württemberg angetreten werden. K. unternahm dieselbe und setzte sich in Besitz Alles dessen, was er für seine Absichten benöthigte, allein als er nach Ueberstehung vieler Mühsale wieder in Graz eingetroffen war, hatten seine Gegner, daran es ihm leider während keiner Phase seines Lebens gebrach, neue Hindernisse ausfindig zu machen gewußt, und erst am 9. Febr. 1597 konnte das feierliche Verlobungsfest, am 27. April endlich die Heirath stattfinden. Die Ehe, in welche Frau Barbara ihr fünfjähriges Stieftöchterchen Regina vom ersten Manne mitbrachte, ließ sich glücklich an; die „Schulverordneten“ bewilligten ihrem Professor an Stelle der seinem Vorgänger Stadius gewährten freien Wohnung einen Zuschuß von 50 fl., und so konnte das junge Paar in der fashionabelsten Straße der Stadt, gegenüber dem Landhause, eine ganz stattliche Wohnung beziehen. Ein Thurm, welcher das Dach dieses Hauses krönte und dem in seinen früheren Lebensjahren auch dem Beobachten eifrig ergebenen Himmelsforscher häufig als Sternwarte gedient haben mag, wird heute noch in Graz hie und da als „Keplerthurm“ bezeichnet.

Allein, wenn auch der innere Friede zunächst nichts zu wünschen übrig ließ, so war es mit der äußeren Lage der innerösterreichischen Protestanten um diese Zeit nichts weniger als günstig bestellt und K. konnte nicht umhin, den auf allen Gemüthern lastenden Druck auch an seinem Theile zu fühlen. In einem unterm 11. Juni 1598 an seinen Lehrer und Freund Maestlin gerichteten Briefe spricht er es aus, daß man die Rückkehr des Landesfürsten aus Italien „mit Zittern“ erwarte. Und zwar mit Recht. Denn Erzherzog Ferdinand, der soeben erst zu Loretto sich und sein Land der Gottesmutter verlobt hatte, begann gleich nach seinem Regierungsantritt die Gegenreformation mit der diesem harten Gemüthe eigenen Energie ins Werk zu setzen. Schon am 28. Septbr. 1599 zogen auf erhaltenen Ausweisungsbefehl sämmtliche Prediger und Lehrer evangelischen Bekenntnisses aus Graz fort, unter ihnen K., der sich eine vorläufige Zufluchtsstätte in Ungarn suchte. Merkwürdigerweise erhielt er schon nach Umlauf eines Monates die Genehmigung zur Rückkehr nach Graz, allein die Freude darüber ward ihm bald vergällt, als er die stillschweigend an die große Gunst geknüpften Bedingungen sich klar machen konnte. Der Jesuitenorden hatte bei der Rückberufung die Hand im Spiele. Der bairische Kanzler Hecwart von Hohenburg, dem K. bei seinen chronologischen Forschungen hülfreich beigestanden hatte, legte ein Fürwort zu Gunsten seines Correspondenten ein, und der Orden selbst, der Talente, zumal mathematische, zu allen Zeiten zu schätzen und auszunützen

verstand, würde K. um so lieber im Lande gelassen haben, als man aus seiner freimüthigen Denk- und Redeweise den Schluß gezogen hatte, er möchte sich vielleicht zu einem Glaubenswechsel verleiten lassen. Darin irrte man nun freilich sehr, denn so tolerant K. gegen Andersgläubige war, ebenso unverbrüchlich hielt er selbst am Lutherthum fest, und so wie er demnach den wahren Kern der gegen ihn geübten Milde erkannt hatte, that er unverzüglich Schritte, um sich auswärts eine neue Stellung zu gründen. In der Heimath, an die er natürlich zunächst dachte, war allerdings nichts für ihn zu machen, da theologische Engherzigkeit ihm alle Pforten verschlossen hatte, allein auf einer anderen Seite eröffnete sich bald eine um so erfreulichere Aussicht. Wie schon bemerkt, hatte Tycho Brahe, der Vater der neueren praktischen Astronomie, das aufstrebende Genie gleich an dessen erster größerer litterarischer Leistung richtig erkannt und einen Briefwechsel mit K. angefangen. Als er durch seine Berufung in den Dienst des Kaisers Rudolph II. selbst wieder festen Fuß gefaßt hatte, lud er seinen jungen Freund gleich zu einem Besuche ein und letzterer reiste in Folge dessen im Februar 1600 wirklich nach Böhmen, wo er denn auch in dem Brahe eingeräumten Schlosse Benatek auf das Liebenswürdigste empfangen wurde. Am 5. Februar ward bereits ein Plan für das künftige Zusammenarbeiten des um Tycho versammelten wissenschaftlichen Stabes entworfen: der junge Georg Brahe sollte das chemische Laboratorium leiten, Christian Longberg, genannt Longomontanus, war zur systematischen Beobachtung des Mondes, Tengnagel zur Beobachtung der Venus, Kepler endlich zu jener des Mars auserseher. Freilich kam es schon in Benatek zu einzelnen Mißhelligkeiten zwischen K. und dem selbstbewußten dänischen Aristokraten, doch scheint dazu des letzteren Schwiegersohn Tengnagel das Meiste beigetragen zu haben. Jedenfalls kehrte K. schon am 6. April in heftigem Unmuth nach Prag zurück, wo sein Gönner, Baron Hofmann, ihn empfing; derselbe zeigte sich jedoch wenig erfreut und veranlaßte seinen Schützling, dessen sanguinisches Temperament — er selbst nennt sich mit ziemlichem Unrecht cholerisch — ihm einen Strich durch seine wohlerwogene Rechnung gemacht hatte, einen Entschuldigungsbrief an Tycho zu richten. Derselbe ward gerne angenommen, und als K. im Juni 1600 zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Graz zurückkehrte, hatte er ein Empfehlungsschreiben des berühmten Astronomen in der Tasche, wie er es nicht schmeichelhafter wünschen konnte. Und es war gut, daß seine Zukunft gesichert war, denn die Grazer Stelle war ihm inzwischen gekündigt worden, und da am 29. August ein Brief von Tycho einlief, der ihn aufforderte, sofort nach Prag zu kommen, so verpachtete er das Besitzthum seiner Frau, erhob seine letzte Besoldung und traf, nachdem er sein Gepäck in Linz zurückgelassen hatte, in den ersten Tagen des October in der böhmischen Landeshauptstadt ein. Weib und Kind begleiteten ihn. Unter dem letzteren ist blos die Stieftochter Regina zu verstehen, denn ein Sohn und eine Tochter, welche K. 1598 und 1599 erhalten hatte, waren schon vor dem Wegzuge in Graz gestorben.

In Prag nahm die Kepler'sche Familie, bis in Tycho's Behausung der nöthige Raum beschafft war, ihren Wohnsitz bei dem gütigen Baron Hofmann, der auch jetzt mit Rath und werkthätiger Hülfe zur Hand sein mußte. Das Anstellungsdekret Kepler's blieb lange unerledigt im kaiserlichen Kabinette liegen, und so fehlte es an einer sicheren Bezahlung, die Tycho's gelegentliche Spenden nur ungenügend zu ersetzen vermochten. K. sondirte deshalb an verschiedenen Universitäten, ob sich an denselben nicht ein Plätzchen für ihn ausmitteln ließe, allein vergebens, und so mußte er es sich denn schon in seiner unbefriedigenden Prager Stellung gefallen lassen. Daß und warum diese an großen Uebelständen

litt, erhellt aus den verschiedensten Anzeigen, doch fielen dabei wesentlich zwei sehr heterogene Umstände ins Gewicht. Zum ersten nämlich lehrt ein Brief der Frau Barbara Keplerin an ihren in Erbschaftssachen nach Graz gereisten Gemahl (vom 31. Mai 1601), daß die Damen der Brahe'schen und der Kepler'schen Familie auf das Allerschlechteste mit einander auskamen, und daß von diesem Streite der Frauen auch die Beziehungen der Männer nicht ganz unberührt blieben, kann nicht Wunder nehmen. Dann aber konnte es für eine so durch und durch selbständige und feinsinnige Natur, wie sie K. eignete, nicht ganz angenehm sein, im Dienste eines freilich hochverdienten aber kränklichen und eigensinnigen Gelehrten zu stehen, der seinen wissenschaftlichen Hülfsarbeitern eine gebundene Marschroute vorzuzeichnen und so eine Glorificirung des nach ihm benannten Weltsystems zu erzielen gedachte. Allein dieses Bedenken ward bald durch eine schwere Schicksalsfügung beseitigt. Gerade als K., den ein Wechselfieber aufs Krankenlager geworfen hatte, sich wieder zu erholen begann und nun, mit Tycho vereint, daran gehen wollte, einen Platz für das neu zu begründende Observatorium ausfindig zu machen, starb Letzterer am 24. Octbr. 1601 eines jähen Todes. Der Kaiser kaufte die reichhaltige von ihm nachgelassene Sammlung astronomischer Instrumente um einen hohen Preis an und sah sich nunmehr nach dem Manne um, der als der Geeignetste zum Antritt dieser Erbschaft erfunden werden konnte. Schon zwei Tage nach Brahe's Tode erhielt K. durch den Hofrath Barvitius die Mittheilung, er würde auf ein schriftliches Gesuch hin den jetzt vacanten Posten eines kaiserlichen Hofmathematikers erhalten. Derselbe wurde ihm denn auch zu Theil. Sein Gehalt wurde ihm zwar nicht mit der heutzutage in solchen Dingen üblichen Pünktlichkeit ausgefolgt, allein im Ganzen vermochte er doch das, was ihm zukam, auch sich zu erringen, und von einer eigentlichen Geldnoth kann während dieser Periode nicht die Rede sein. Den Nachlaß Tycho's begann er sofort gründlich für seine hohen Ziele auszunützen, und wenn auch Tengnagel's Mißgunst es 1602 so weit brachte, daß die Manuscripte und Werkzeuge der Aufsicht Kepler's entzogen und mit Beschlag belegt wurden, so siegte die gerechte Sache doch um so eher, als sich Tengnagel ganz unbrauchbar erwies, die würdige Rolle des Mandatars seines Schwiegervaters zu spielen. Als K. den Auftrag erhielt, sich darüber auszuweisen, was er denn mit den zu seiner Verfügung gestellten Hülfsmitteln zu leisten gedenke, erwiederte er ruhig, er werde ein optisches Werk, wie auch ein zweites über die Bewegung des Planeten Mars veröffentlichen. Die Ausfertigung der rudolphinischen Tafeln freilich ward an Tengnagel übertragen, allein derselbe kam in seiner Arbeit nicht recht vorwärts, mischte sich in politische Händel und verlor endlich seine Aufgabe so gänzlich aus den Augen, daß dieselbe wohl oder übel in Kepler's Hände gelegt werden mußte. Die Arbeitslast, die so dem Letzteren aufgebürdet ward, war freilich eine enorme, auch eignete sich das unruhige Prag nicht recht zum stillen Studium, und die Gesundheit Kepler's wie seiner Gattin war nicht immer die beste, allein dem ungeachtet muß die Prager Zeit als der Sommer in dem Erdenwallen des großen Mannes angesehen werden. Am 2. Juli 1602 ward ihm eine Tochter Susanna („pulcherrima filiola"), am 3. Decbr. 1604 ein Sohn Friedrich, am 21. Decbr. 1607 endlich jener Sohn Ludwig geboren, der den Vater überlebte und einen Theil seines litterarischen Nachlasses publicirte. Die Schaffensfreudigkeit Kepler's entsprach seiner im Allgemeinen glücklichen Lebenslage. Im Herbste 1604 erschienen die „Silvae chronologicae", im J. 1605 die „Betrachtungen über den neuen Stern im Ophiuchus", im J. 1607 entstand die populäre, deutsch geschriebene Schrift über den in diesem Jahre erschienenen Kometen und zwei Jahre später endlich die „Astronomia nova", die Quintessenz zwanzigjährigen Nachdenkens und Forschens. Bald darauf hatte K. Gelegenheit, seinem Freunde und Mit=

streiter Galilei, mit welchem er schon seit geraumer Zeit einen regen Briefwechsel unterhielt, dadurch einen wichtigen Dienst zu leisten, daß er denselben gegen den böhmischen Mediciner Horky in Schutz nahm, der eine Schmähschrift gegen den berühmten Italiener und dessen „angebliche“ Entdeckungen am Sternenhimmel vom Stapel gelassen hatte.

Nun aber traf, im J. 1611, eine ganze Reihe schwerer Schläge die Kepler'sche Familie. Am 19. Februar verstarb der ältere Sohn, am 3. Juli die Gattin selbst, während auch die anderen Kinder von den Blattern befallen waren. Zudem fiel gerade in diese trübe Zeit der Aufstand gegen Kaiser Rudolph, der zur Niederlegung des Scepters gezwungen ward. Ein Glück war es noch zu nennen, daß der neue Kaiser Matthias wenigstens die Bestallung seines Hofmathematicus erneuerte und ihm zur Vollendung seiner gelehrten Arbeiten in das ruhigere Linz überzusiedeln gestattete. Dieß ging nicht so rasch, als K. wollte, weil Rudolph, der im Verkehre mit Gelehrten die einzige Erhellung seines freudelosen Daseins fand, nunmehr ältere Rechte geltend machte. Da aber am 20. Januar 1612 der entthronte Kaiser aus dem Leben schied, so eilte jetzt K. um so mehr, Prag zu verlassen, und siedelte im April dieses Jahres mit seinen zwei Kindern — Regina Lorentz hatte schon 1608 den bairischen Arzt Ehem geehelicht — in die Hauptstadt Oberösterreichs über, nachdem er noch zuvor seine „Dioptrik“ in die Druckerei nach Augsburg gesandt hatte. Wegen rückständiger Gehaltsabzüge, wol auch in der Hoffnung, eine ihm schon halb und halb zugesicherte Professur an der Hochschule zu erhalten, kam er wohl noch das eine und andere Mal nach Prag zurück, allein im Ganzen war ihm die Stadt verleidet, in welcher er den Zusammenbruch seines häuslichen Glückes hatte erleben müssen. Der Geschichtschreiber freilich ehrt in ihr den Ort, der die schönsten Proben des Kepler'schen Genius entstehen sah, und es wird auch die Vermuthung nicht abzuweisen sein, daß der Verkehr mit den zahlreich dort lebenden Männern der Wissenschaft, unter denen wir nur den Astronomen Bachaček, den durch seine mechanischen Schriften verdienten Leibarzt Marek (Marcus Marci) und den in allen Sätteln gerechten Hofuhrmacher Justus Bürgi nennen wollen, anregend und befruchtend auf den für äußere Eindrücke sehr empfänglichen Geist Kepler's gewirkt habe. Noch ist zu erwähnen, daß sich derselbe, um seinen verwaisten Kindern eine neue Mutter zu geben, am 30. Octbr. 1611 mit Susanna Reutinger von Efferding vermählte.

Wir kehren zu unserem Helden zurück, der nun also mit 400 fl. jährlich in Linz an den rudolphinischen Tafeln arbeitete, daneben aber auch, um vor Nahrungssorgen geschützt zu sein, an der Landschaftsschule Mathematik zu lehren und im Interesse der Katastrirung eine neue „Landmappe“ des Kronlandes anfertigen genöthigt war. Dieser letztere Auftrag war ihm, wie wir uns erinnern, schon weit früher von den oberösterreichischen Ständen zugedacht gewesen. Wie immer, griff er auch dieses neue Werk mit Eifer an und machte an vielen Orten der Provinz astronomische Beobachtungen zur Bestimmung der geographischen Constanten; da aber das Reisen seine Kräfte zu sehr in Anspruch nahm und der viel wichtigeren Berechnungsarbeit zu viele Zeit entzog, so hatte die vorgesetzte Behörde den Takt, K. die Landesvermessung abzunehmen und mit ihr den Ingenieur Abraham Holzwurm zu betrauen. Allein auch abgesehen von der Vielzahl seiner Geschäfte konnte K. in Linz nicht recht zur Ruhe kommen. Die aufständischen Bauern hielten die Stadt mit einer langwierigen Blockirung umschlossen, während man das stets hülfsbereite Talent des gewandten Mannes bei fortifikatorischen Anlagen zu verwerthen verstand, und als sich die Kriegsgefahr wieder verzogen hatte, traf den pietätsvollen Sohn die Schreckensbotschaft, daß Seitens des der Familie von jeher feindlich gesinnten Obervogtes von Leonberg,

39*

eines gewissen Martin Luther, gegen seine betagte Mutter Katharina ein Hexenprozeß angestrengt worden sei. Im Sommer 1620 reiste er in dieser Angelegenheit selbst in die Heimath, und setzte, obwohl ihm persönliche Anfeindungen und selbst Gefährdungen dabei nicht erspart blieben, vermöge seiner überzeugenden Beredtsamkeit es durch, daß seine Mutter der bereits über sie verhängten Tortur nicht unterzogen, ja daß sogar die gerichtliche Prozedur selbst eingestellt wurde — „eine That", wie Frisch in der Vorrede zu seiner Herausgabe der Kepler'schen Werke sagt, „welche nicht geringer zu achten ist, als die wissenschaftlichen Leistungen, welche wir ihm verdanken". Und als er von dieser langwierigen Reise nach Linz zurückgekehrt war, gab es wieder andere Hindernisse zu beseitigen. Die kaiserlichen Hülfsgelder flossen der Kriegsläufte halber so spärlich und schleppend, daß der häufig bedrängte Familienvater, um nur sich und die Seinen ehrlich durchs Leben zu bringen, litterarische Produkte niedrigster Art, „nichtswürdige Kalender und Prognostika", unter seinem Namen ausgehen zu lassen sich gezwungen sah. Weit schlimmer aber spielten ihm die religiösen Wirren mit, von denen er während seiner Prager Zeit wenig oder gar keine Notiz zu nehmen gebraucht hatte. So lange der Protestantismus in Oesterreich noch geduldet war, hatten die Lutheraner ihr Vorrecht in der denkbar schroffsten Weise ausgeübt, und K. selbst war von seinem Landsmann, dem nach Linz berufenen Magister Hitzler, die Zulassung zum Abendmahl verweigert worden, weil er im Geruche des Kryptocalvinismus stand. Nun aber wurden die Verfolgungssüchtigen selbst wieder von den katholischen Priestern verfolgt und ausgetrieben, und wenn auch an den kaiserlichen Mathematicus selbst Niemand direct heranzutreten wagte, so begannen doch wieder die Jesuiten ihn mit Bekehrungsversuchen zu belästigen, und seine Einsamkeit ward ihm endlich so zuwider, daß er mit kaiserlicher Erlaubniß im J. 1626 seine Frau und Kinder nach Regensburg brachte, selbst aber nach Ulm weiter zog, um daselbst die Herausgabe seines Tafelwerkes in Ruhe überwachen zu können. Im folgenden Jahre konnten denn auch die von allen Verehrern der Sternkunde sehnlich erwarteten „Tabulae Rudolphinae" dem Publikum übergeben werden.

Die drängenden Aufgaben waren somit sämmtlich gelöst, und Dem, der sie gelöst hatte, wäre die so nothwendige Ruhezeit nunmehr zu gönnen gewesen. Unthätigkeit freilich kannte er nicht, wol aber gedachte er jetzt in stiller Muße ein fundamentales Handbuch der gesammten Astronomie, gewissermaßen eine dem Standpunkt der neuesten Zeit Rechnung tragende zweite Auflage des ptolemäischen Almagestes, auszuarbeiten. Leider sollte es nicht dazu kommen. Denn die kaiserliche Hofkammer erwies sich in Ausbezahlung des Gehaltes so überaus schwierig, daß schließlich die Rückstände die Höhe von 12 000 fl. erreicht hatten; andere Hülfsquellen aber konnte sich K. wenigstens durchaus nicht im erforderlichen Maße eröffnen. Um sich nun von dem lästigen, wenn auch noch so berechtigten, Dränger zu befreien, verfiel man in Wien auf den Gedanken, Kepler's Schuld durch eine Art von Tauschvertrag an Albrecht v. Waldstein, den Herzog von Friedland, zu übertragen, der sich soeben in Sagan, der Hauptstadt seiner böhmisch-schlesischen Herrschaft, eine wahrhaft fürstliche Residenz geschaffen hatte. Zudem war ihm jetzt auch das Herzogthum Mecklenburg zugefallen, und dessen Einkünfte hätten nach der Speculation des Hofes die Kepler'sche Schuld decken sollen. Man mochte dabei auch an die bekannte Hinneigung des großen Kriegsfürsten zu astrologischen Studien denken, die ihm die Nähe eines so hervorragenden Fachgelehrten erwünscht machen mußte. In der That ging Waldstein auf den ihm gemachten Vorschlag ein und forderte K. auf, zu ihm nach Sagan zu kommen. Jener, der sich damals in ziemlich gedrückter Lage zu Regensburg aufhielt, mußte wohl oder übel dem Wunsche seines neuen Brodherrn nachkommen und trat im

J. 1628 die Reise nach Schlesien an. Dieselbe in währender Kriegszeit zu bewerkstelligen, war keine leichte Sache, denn auch die Familie, welche er jetzt wieder mitnahm, hatte sich inzwischen beträchtlich vermehrt. Seine zweite Gattin schenkte ihm nämlich am 7. Januar 1615 eine Tochte Margaretha Regina, am 31. August 1616 eine zweite Tochter, deren Namen anscheinend nicht bekannt ist, am 18. Januar 1619 einen Sohn Sebald, am 22. Januar 1621 (zu Regensburg) eine Tochter Cordula, am 14. Januar 1623 (zu Linz) einen Sohn Friedmar und endlich am 6. April 1625 (wiederum zu Linz) einen Sohn Hildebert. Da die beiden ersten Mädchen aus zweiter Ehe bald wieder starben, von der ersten Gattin aber auch noch zwei Kinder übrig waren, so zählte beim Umzuge nach Sagan, ihn selbst mit eingerechnet, die Kepler'sche Familie acht Köpfe. Eine Tochter, Anna Maria, ward noch am 30. Novbr. 1630 in Niederschlesien geboren.

Zuerst ließ sich der Aufenthalt daselbst ganz gut an, denn der Herzog sorgte für die Anlegung einer eigenen Druckerei und stellte seinem Astronomen in der Person des jungen Jakob Bartsch einen Gehülfen zur Seite, der ihm bei der Berechnung seiner Ephemeriden an die Hand gehen sollte. Mit der Auszahlung des Salariums dagegen beeilte er sich nicht, vielleicht deshalb, weil sein Hofastrolog Seni in seine Gedanken besser eingehen konnte, als der ehrliche und der Astrologie nur halb und halb ergebene K. Um sich deshalb den letzteren auf gute Art vom Halse zu schaffen, ließ ihn Wallenstein durch Dr. Thomas Lindemann, den Rector seiner neuen Landesuniversität Rostock, dorthin als Professor der Mathematik berufen, K. aber weigerte sich, Folge zu leisten, wenn ihm nicht der Herzog die ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers erwirken und ihm endlich definitiv seinen Gehaltsrückstand auszahlen wolle. Darauf aber wollte dieser sich nicht einlassen, und so verzichtete denn auch K. auf die mecklenburgische Stelle.

Allein auch in Sagan hielt es der vielgeprüfte und tiefgekränkte Mann nicht länger aus. Da gerade zu Regensburg eine Reichstagssitzung im Gange war, so beschloß er dorthin zu reisen und der höchsten Vertretung des deutschen Reiches seine berechtigten Ansprüche vorzulegen. Im Spätherbst 1630 trat er zu Pferde die weite Reise an, die ihn auch über Leipzig anscheinend glücklich an seinen Bestimmungsort brachte. Damit aber war auch sein Geschick erfüllt. Die Anstrengungen der Reise machten sich mit aller Macht geltend, Katarrh und Fieber stellten sich ein, und Lorenz Eichstadius behauptet geradezu, das viele Reiten habe dem ohnehin zartgebauten Manne eine Gehirnerschütterung zugezogen. Um die Mittagsstunde des 5. November (alten Stiles) verschied er ruhig und gottergeben im noch nicht ganz vollendeten 59. Lebensjahre. Seine Hinterlassenschaft, die gleich nach seinem Tode von einem Regensburger Notar genau inventirt ward, erwies sich durchaus nicht als eine geringfügige, und wenn deshalb A. G. Kaestner von K. singt: „er wußte nur die Geister zu vergnügen, drum ließen ihn die Körper ohne Brot", so ist diese Behauptung gewiß nicht wörtlich zu nehmen. So manche Verlegenheit drückte ab und zu den Genius des großen Mannes zur Erde nieder, aber Hungersnöthe durchzumachen, blieb ihm erspart.

Die Tochter Susanna hatte kurz vor des Vaters Tode den Amanuensis Bartsch geheirathet, der bald darauf Professor in Straßburg wurde, aber schon 1633 der Pest erlag. Der Sohn Ludwig studirte zu Padua die Heilkunde und ließ sich dann als praktischer Arzt zu Königsberg i. Pr. nieder, wo er 1663 starb. Er nahm auch seine Stiefmutter und Geschwister zu sich, die sämmtlich noch in ziemlich jungen Jahren mit Tode abgingen. Ludwig Kepler ehrte das

Andenken seines Vaters dadurch, daß er den in dessen Manuscripten aufgefundenen „astronomischen Traum“ zum Drucke beförderte.

Die Ruhestätte Kepler's ist zu suchen auf dem Kirchhofe Weih=St. Peter unweit des jetzigen Centralbahnhofes von Regensburg. In den Anlagen dieser Stadt befindet sich das kleine Monument, welches Karl von Dalberg im Jahre 1808 dem Verewigten setzen ließ. Beträchtlich großartiger ist das imposante, nach dem einzig vorhandenen authentischen Kepler=Porträt gearbeitete Standbild, welches seit 1870 auf dem Marktplatze von Weil der Stadt sich erhebt, modellirt von Professor Kreling in Nürnberg, gegossen ebendaselbst in der berühmten Burgschmiet'schen Werkstätte. Noch ungleich großartiger aber ist endlich das Ehrendenkmal, das Professor Christian Frisch in Stuttgart seinem berühmten Landsmann durch die Herausgabe sämmtlicher Kepler=Schriften in 8 starken Bänden (Frankfurt 1858—71) errichtete, — ein Prachtwerk, wie kaum ein zweites in der Litteratur der exakten Wissenschaften anzutreffen sein dürfte. —

Wir gelangen nunmehr zur eingehenden Schilderung der Verdienste, welche K. auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlicher Forschung in so überaus reichem Maße sich erworben hat. War er doch zugleich Mathematiker, Physiker und Naturphilosoph von ungewöhnlichem Tiefsinn und endlich ein Astronom, dessen Name vollkommen gleichberechtigt neben dem eines Copernicus und Newton steht. Es sei versucht, aus der fast erdrückenden Fülle von Neuerungen, die den Fachmann an K. gemahnen, das Bemerkenswertheste herauszuheben.

In der reinen Mathematik sind es vornämlich drei Leistungen, die man als solche vom ersten Range bezeichnen darf: die Vervollkommnung des Rechnens mit unendlich kleinen Größen, die selbständige Erfindung der Logarithmen und die Erweiterung des altgriechischen Begriffes regulärer Körper. Sich mit der ersteren Frage zu beschäftigen, ward K. durch einen Auftrag der oberösterreichischen Stände veranlaßt, welcher dahin ging, den üblichen schlechten Regeln zur Inhaltsbestimmung der Fässer bessere Vorschriften zu substituiren. Gründlich wie immer, begnügte er sich nicht damit, den Gegenstand nur im Interesse der praktischen Anwendung zu behandeln, vielmehr versenkte er sich in ein tiefes theoretisches Studium des Problems der Kubirung solcher Körper, deren Oberfläche nach einem bestimmten geometrischen Gesetze gebildet ist. Zwei selbständige Monographien enthalten die Resultate seiner Forschungen, die lateinisch geschriebene „Stereometria doliorum“, die 1615, und der „Auszug aus der uralten Messekunst Archimedis“, der 1616 zu Linz erschien. K. bringt in diesen Schriften ganz offen und unverhüllt den Gedanken zum Ausdruck, daß krumme Linien aus geraden Elementarsehnen, krummlinig begrenzte Flächen aus geradlinigen Elementartrapezen zusammengesetzt seien 2c., einen Gedanken also, der für damals zwar eine scheinbare Verschlechterung der antiken Exhaustionsmethode darstellte, der aber doch den Keim unserer modernen Integralrechnung in sich barg und nach Guldin's Angabe für Cavalieri den ersten Anstoß zur Ausarbeitung seiner „Geometria indivisibilium“ bot. Jener Beweis z. B., der heute noch in allen Lehrbüchern für die Geradestreckung des Kreises vorgetragen wird, der aber von dem Verfahren des Archimedes aufs Erheblichste abweicht, rührt von K. her. Die Quadratur der Hyperbel, welche allerdings erst fünfzig Jahre später in streng mathematischer Form gegeben ward, suchte K. wenigstens näherungsweise zu ermöglichen. Alle diese Untersuchungen hatten jedoch blos den Zweck, als Vorbereitungen zu dienen für die Behandlung der von ihm gestellten überaus allgemeinen Frage: Welchen Inhalt besitzen diejenigen Rotationskörper, die durch Umdrehung von Bögen irgendwelcher Kegelschnitte um eine beliebig in derselben Ebene gelegene Axe entstehen? Da die wissenschaftliche Terminologie zur correcten Bezeichnung der mannigfaltigen auf diese Weise erhaltenen Körper=

formen nicht ausreichen wollte, so half sich K. durch neue Wörter, welche er keck mit Hinweis auf die Gestalt gewisser Früchte bildete. Da gab es eine Kuttenrunde, eine Birnenrunde, eine Zirbelnußrunde, eine Tannzapfenrunde, eine Kürbisrunde, eine Judenkirschenrunde u. dgl. m. Daß nun für jedes derartige Raumgebilde die Aufgabe der Inhaltsbestimmung von K. endgültig gelöst worden wäre, davon kann selbstverständlich keine Rede sein; dazu fehlte ja noch die allgemein anwendbare Methode. Wohl aber gelang es dem Genie, in einzelnen Fällen diese Methode durch specielle Kunstgriffe zu ersetzen, und auch gewisse umfassende Principien, von welchen heutzutage unsere Infinitesimalanalysis Gebrauch macht, treten uns hier in ihren Anfängen entgegen. So hat K. ganz richtig bemerkt, daß in der Umgebung eines größten oder kleinsten Werthes die Aenderungsgeschwindigkeit einer Funktion den Werth Null erhält, und auf diese Wahrnehmung begründete er eine Verfahrungsweise zur Auffindung solcher Maxima und Minima, welche sich der Idee nach völlig mit jener deckt, die wir gegenwärtig der Differentialrechnung entnehmen.

Die Logarithmen sind bekanntlich eine schottische Erfindung; Lord Napier of Merchiston hatte dieselben zuerst in einem 1614 zu Edinburgh erschienenen Werke bekannt gemacht. Allein es dauerte lange, bis sich dieselben bei den Mathematikern einigermaßen einbürgerten, indem Napier's Herleitung, wenn auch geistvoll, so doch verwickelt und ziemlich fremdartig war, und auch die praktische Anwendung des neuen Calculs zunächst sehr in den Hintergrund trat. Freilich war noch vor dem britischen Edelmann der Schweizer Bürgi, dessen Verkehr mit K. uns bereits bekannt ist, auf den Begriff der Logarithmen gekommen, allein in die Oeffentlichkeit war davon nichts gedrungen. Jedenfalls fehlte es noch an der richtigen elementaren Theorie der logarithmischen Rechnung und an einer zweckmäßigen Verwendung derselben für astronomische Zwecke. Hier nun trat K. helfend ein. Im J. 1624 erschien zu Marburg seine „Chilias logarithmorum“ mit einer Zueignung an den Landgrafen Philipp von Hessen; in dieser Schrift erläuterte er, wie eine gewöhnliche Logarithmentafel auch für trigonometrische Berechnungen nutzbar gemacht werden könne, und setzte das Operiren mit Proportionaltheilen auseinander. Da Henry Brigg's „Arithmetica logarithmica“, in welcher zum ersten Male das bequeme dekadische Logarithmensystem eine Rolle spielt, im gleichen Jahre 1624 erschien, so kann man wohl das Verdienst, das wundervollste abkürzende Rechnungsverfahren dem Studirzimmer entzogen und dem allgemeinen Gebrauche dienstbar gemacht zu haben, zwischen dem englischen und dem deutschen Gelehrten gleich vertheilen. K. würde, wie er selbst gesteht, sich ohne dieses Hülfsmittel nicht durch das Ziffernmeer der rudolphinischen Tafeln hindurchgearbeitet haben, und so finden wir es begreiflich, daß er die Logarithmen seinem väterlichen Freunde Maestlin enthusiastisch anpries, während dieser in seinem hohen Alter nichts mehr mit der mysteriösen Neuerung zu thun haben wollte. Auch bereitete K. in Sagan die Herausgabe einer eigenen Logarithmentafel vor, und da sowohl er selbst, als auch sein Assistent und Schwiegersohn Bartsch während der Bearbeitung starben, so gab Professor Eisenschmid in Straßburg dieselben heraus unter dem Titel: „Johannis Kepleri et Jacobi Bartschii tabulae manuales logarithmicae ad calculum astronomicum in specie tabb. Rudolph. compendiose tractandum mire utiles“.

Als scharfsinniger Geometer endlich bewährte sich K. besonders auch in seinen stereometrischen Forschungen. Man weiß, daß Archimedes den Versuch gemacht hat, die traditionellen fünf regelmäßigen Polyëder der pythagoräischen Schule als Glieder einer umfassenderen Gruppe nachzuweisen, und daß diesem Versuche die nach dem berühmten Syrakusaner benannten Raumgebilde ent-

sprangen, welche jedoch nur als „halbregulär“ bezeichnet werden dürfen. Diesen Körpern nun widmet K. in der „Harmonice mundi“ ein tief eindringendes Studium, geräth aber dabei zugleich auf zwei neue Polyëder, welchen der Beiname regulär mit demselben Rechte beigelegt werden kann, wie ihren älteren Genossen, sobald man nur den euklidischen Körperbegriff auf Körper mit sich selbst durchsetzender Begrenzung ausgedehnt hat. Poinsot hat später gezeigt, daß es vier solche „Sternpolyëder“ giebt, allein seine Forschungsmethode war eine zahlentheoretische, welche, richtig gehandhabt, die wahre Sachlage mit Nothwendigkeit an den Tag bringen mußte. K. dagegen hat, lediglich von seinem eminenten Anschauungsvermögen geleitet, bereits 200 Jahre vorher jene beiden Specialitäten der sternförmigen Polyëder entdeckt, welche nach Wiener den Namen des zwölfeckigen und zwanzigeckigen Sternzwölfflachs zu führen haben.

Wollten wir alle die Einzelheiten aufführen, welche in den sämmtlichen Werken Kepler's die Aufmerksamkeit des mathematischen Historikers auf sich ziehen müssen, wir würden Bogen damit füllen können. Zwei Punkte aber erscheinen uns, ihrer isolirten Stellung unerachtet, wichtig genug, um noch einen Augenblick bei ihnen zu verweilen. Das 27. Theorem der „Stereometria doliorum“ (Werke, 5. Bd., S. 598) zeigt, wie in einem gewissen Falle eine Curve aus Bedingungen, denen ihre Tangenten genügen sollen, construirt werden kann. In diesem, zuerst von M. Cantor in seiner Eigenart erkannten, Satze erblicken wir noch vor De Baune, der gewöhnlich als der Urheber des „umgekehrten Tangentenproblems“ genannt wird, einen Anklang an jene Gattung von Problemen, welche, modern gesprochen, die Auflösung einer Differentialgleichung erheischen. Ebenso verdient die Thatsache bemerkt zu werden, daß das „Kepler'sche Problem“, einen Halbkreis von einem willkürlichen Punkte des Durchmessers aus nach einem gegebenen Verhältnisse zu theilen, zur Aufstellung der ersten in der Geschichte vorkommenden transscendenten Gleichung ($a \sin \varphi + b \varphi = c$) geführt hat. Der Problemsteller sah auch sofort ein, daß „propter arcus et sinus heterogeneiam“ eine entwickelte Auflösung dieser Gleichung zu erbringen unmöglich sei, und wenn er deshalb doch in seiner gewohnten schalkhaften Weise, nachdem er seine approximative Lösung mitgetheilt, ausspricht, Derjenige, der die definitive Lösung gäbe, der werde ihm ein „Apollonius magnus“ sein, so hat er wol recht gut gewußt, daß dieser Heros der Zukunft ewig auf sich warten lassen werde. —

Der Schwerpunkt von Kepler's physikalischer Thätigkeit fällt in die Lehre vom Lichte, welcher die „Paralipomena ad Vitellionem“ (Frankfurt 1604) und die „Dioptrice“ (Augsburg 1611) angehören. Diese letztere Wissenschaft begründet zu haben, ist recht eigentlich das Verdienst Kepler's. Unendliche Mühe setzte er daran, das Gesetz für die Brechung der aus einem Mittel in ein anderes übergehenden Lichtstrahlen aufzufinden, und die Apparate, deren er sich zu diesem Behufe bediente, waren so richtig ausgedacht und construirt, daß Poggendorff es geradezu für ein Wunder erklärt, wie unter so günstigen Umständen die Entdeckung des wahren Gesetzes ausbleiben konnte, die dann bekanntlich kurze Zeit nachher dem Holländer Snellius gelang. Immerhin glückte auch K. die Aufstellung einer Näherungsformel, die für die kleinen Winkel, auf welche es in erster Linie ankam, ziemlich genügen konnte. Gestützt auf diese Vorarbeiten konnte K. nunmehr eine Reihe wichtiger die Lichtbrechung betreffender Thatsachen feststellen; er berichtigte die Annahme Tycho's, daß die astronomische Refraction irgendwie mit der Entfernung des betreffenden Himmelskörpers in Beziehung stehe, und entwickelte zuerst eine Theorie des Fernrohrs, indem er mathematisch den Punkt der Axe bestimmte, in welchem die Strahlen nach ihrem Durchgange durch eine Glaslinse wieder zusammenkommen müssen. Dieses Re-

sultat gab einer Anzahl neuer Fernrohrsysteme das Leben, von denen eines, das sogenannte astronomische, rasch das von den Himmelsforschern bis dahin einzig gebrauchte holländische oder Galilei'sche Fernrohr verdrängte. Sogar eine Vorrichtung zum Ausziehen, um dadurch verschieden gearteten Augen gerecht zu werden, war bereits an diesem Teleskope angebracht. Wenn jedoch dieser Theil der Kepler'schen Dioptrik mehr ein rein mathematisches Gepräge trägt, so darf auf der anderen Seite auch nicht verschwiegen werden, daß nicht minder die physiologische Seite der Wissenschaft durch dieses Werk gefördert ward; man kann den großen Astronomen mit allem Rechte als den Begründer desjenigen Wissenszweiges bezeichnen, der heute den Namen der physiologischen Optik trägt. Während Maurolycus und Porta noch von der Ansicht ausgegangen waren, daß von jedem Punkt eines leuchtenden Körpers nur ein einziger Strahl ins Auge gelange, zeigte K., daß an Stelle dieses Strahles ein ganzer Kegel mit der Pupille als Basis gesetzt werden müsse, daß aber dieser Strahlenkegel durch die Wirkung der Krystallinse in einem einzigen Punkt der Netzhaut vereinigt werde. Die Analogie, welche zwischen dem Sehproceß im menschlichen Auge und der Entstehung des Bildes in der Camera obscura obwaltet, war allerdings bereits von Porta (und vor ihm von dem Baseler Mediciner Thomas Plater) wahrgenommen worden, allein erst K. drang zu der völlig richtigen Auffassung dieser Analogie durch und sah sich nunmehr in den Stand gesetzt, die Erscheinungen der Kurz- und Weitsichtigkeit sowie auch die Fähigkeit des Auges, sich auf verschiedene Entfernungen zu akkomodiren, besser zu erklären, als irgend Jemand vor ihm. In der „Dioptrik" wird auch zum ersten Male der Fundamentalsatz der Photometrie ausgesprochen, daß das Licht im umgekehrten Verhältniß der aufnehmenden Flächen abnimmt.

Ueber die Mechanik hat K. eine selbständige Arbeit nicht veröffentlicht, wohl aber beweisen zahlreiche gelegentliche Bemerkungen, die er in seinen astronomischen Werken macht, daß es nur von ihm abgehangen hätte, auch auf diesem Felde als Nebenbuhler seines Freundes und Kampfgenossen Galilei aufzutreten. Dem Trägheitsgesetze, das dem letzteren bekanntlich seine noch heute übliche Formulirung verdankt, war auch der deutsche Forscher auf die Spur gekommen, und wenn auch das Gesetz in seiner ganzen Tragweite ihm noch verborgen blieb, so erkannte er doch soviel, daß ein ruhender Körper nicht ohne Anstoß von Außen in Bewegung gerathen könne. Ganz ebenso fühlte er vorahnend einzelne der unsterblichen Wahrheiten durch, um welche ein Jahrhundert später Isaak Newton die Naturlehre bereicherte. Daß zwischen den einzelnen Weltkörpern eine Art von gegenseitiger Anziehung bestehe, war ihm eine ausgemachte Sache, und insbesondere erblickte er auch in dem Buche über die Marsbewegung (1609) ganz richtig in dem abwechselnden Spiele von Ebbe und Fluth des Weltmeers die Wirkung der von dem Monde auf die flüssigen Theile der Erdoberfläche ausgeübten Attraktion. Daß er, um auch Anderen seine Meinung klar zu machen, zur näheren Bezeichnung dieser Attraktion auf das einzige damals bekannte Beispiel einer zwischen verschiedenen Körpern beobachteten Wechselwirkung, nämlich auf den Magnetismus, hinwies, kann ihm nach Lage der Sache gewiß nicht verargt werden. Ausdrücklich hebt er übrigens hervor, daß sich das Licht und die „virtus motrix" genau in derselben Weise ausbreiten, wie das ja auch thatsächlich der Fall ist. Eine für jene Zeit immerhin geistreiche Hypothese Kepler's war es, die Planetenbewegung aus der supponirten Axendrehung der Sonne ableiten zu wollen; auch sprach er bei diesem Anlaß die Vermuthung aus, daß wohl die Ebene des Sonnenäquators die unveränderliche Ebene im Planetensystem sein möge. Ist diese Annahme auch durch eine tiefer eindringende und mit wuchtigeren Mitteln arbeitende Forschung nicht bestätigt

worden, so hat doch K. im Geiste jene Untersuchungen eines Euler und Laplace vorgezeichnet, die wirklich zur Kenntniß einer fixen Ebene im Weltraume geführt haben.

Von anderweiten physikalischen Arbeiten Kepler's nennen wir die kleine, nur 24 Quartseiten umfassende Schrift „Strena, seu de nive sexangula“ (Frankfurt 1611). Wie schon der Titel besagt, wird darin erstmalig der Nachweis geführt, daß der Schnee stets nach einem sechsseitig-rhombischen Systeme krystallisirt. — Ueber Witterungsverhältnisse finden sich, da und dort in sämmtlichen Schriften zerstreut, so viele und mannigfaltige Andeutungen, daß ein französischer Gelehrter, Brocard, aus denselben ein förmliches meteorologisches System Kepler's zu construiren vermochte. U. a. behauptete derselbe bei verschiedenen Gelegenheiten, daß das Klima einer bestimmten Gegend säkulären Aenderungen unterworfen sei, und führte als Beleg für diese seine Ansicht den Namen „Grönland“ an, der auf eine ehemalige warme Temperatur dieser jetzt vereisten Insel hinweise. Mag man auch heute, wo wir den klimatischen Umwälzungen mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen, dieses Argument Kepler's nicht für besonders beweiskräftig anerkennen, so ist es doch für jene Zeit ein sprechendes Zeugniß für die Umsicht desjenigen, der zuerst darauf verfiel. Besondere Ausbeute liefert in meteorologischer Hinsicht der ausgiebige Briefwechsel, welchen K. mit dem Ostfriesen Fabricius unterhielt.

Wenn wir uns jetzt zu den eigentlichen astronomischen Arbeiten wenden, so liegt es nahe, zuerst die durch manche im Vorstehenden zu findende Motive nahegelegte Frage zu beantworten, wie sich K. zu der astrologischen Pseudowissenschaft verhielt, der gegenüber ein Forscher des 17. Jahrhunderts nun einmal in irgend einer Weise Stellung nehmen mußte. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß K. feinsinnig und ideal, wie er nun einmal war, die landläufige astrologische Praxis entschieden verabscheute und, wenn es sich denn doch darum handelte, eine Nativität oder ein Horoskop zu stellen, niemals eine Bemerkung beizusetzen versäumte, welche seinem Zweifel an der Richtigkeit seiner Kunst beredten Ausdruck gab. Das hinderte freilich seine Kunden nicht, immer wieder zu ihm zurückzukommen, und der Friedländer insbesondere war ganz begeistert von der treffenden Sicherheit, mit welcher K. aus den ihm — ohne nähere Kenntniß der Person — übermittelten astrologischen Daten, Charakter und Gestalt der Herzogin erkannt habe. Die glücklicherweise auf uns gekommenen handschriftlichen Noten, mit welchen Wallenstein die Gutachten Kepler's zu versehen pflegte, lassen uns einen tiefen Blick in die Charakterverschiedenheit der beiden berühmten Männer thun. Auf der anderen Seite war jedoch K. keineswegs abgeneigt, den sogenannten Aspekten der Planeten einen gewissen Einfluß auf die Schicksale der Erdenbewohner zuzuschreiben. Je nachdem zwei Wandelsterne um die Hälfte, das Dritttheil oder Viertheil eines ganzes Kreises am Himmel auseinander standen, wirkten ihre Lichtstrahlen auch unter verschiedenen Winkeln auf einander ein, und „solche erregende, gewissermaßen optisch-harmonische Wirkungen der Gestirne auf das Seelenleben anzunehmen“, war K. allerdings geneigt. Die Wissenschaft braucht ihm ob dieser Concession an die Zeitströmung um so weniger zu grollen, als diese astrologischen Speculationen eine der Triebfedern abgegeben haben, welche ihn zur Ausbildung der ihm eigenthümlichen schönen Theorie der regelmäßigen Sternvielecke anreizten.

Eine andere astronomische Nebenwissenschaft, die aber freilich auch einen ganz anderen Charakter trägt als die Sterndeutekunst, ist die Chronologie, und auch in ihre Annalen hat sich K. dauernd eingetragen. Man erinnert sich, daß er schon als ganz junger Mann dem Historiker Herwart von Hohenburg seinen sachkundigen Beirath lieh, und gleicherweise besitzen wir aus dieser Jugendepoche

sein Urtheil über die gregorianische Kalenderreform, das ganz geeignet erscheint, ihn als Mann von durchaus heller und leidenschaftsloser Denkart hervortreten zu lassen. Er ist in seinem Berichte ganz anderer Meinung über die That Papst Gregors, als sein Lehrer Maestlin, der auf den Wunsch seiner glaubenseifrigen Collegen dem neuen Kalender auch wissenschaftlich zu Leibe zu gehen sich veranlaßt sah, und spricht sich energisch zu Gunsten desselben aus. In späterer Zeit interessirte sich K. lebhaft für die genauere Feststellung des von Dyonisius Exiguus auf eine ganz falsche Epoche verlegten Geburtsjahres Jesu Christi. Zwei Schriften hat er speciell diesem Thema gewidmet, eine deutsche, die 1613 zu Straßburg und eine lateinische, die unter dem Titel „Eclogae chronicae“ 1615 zu Frankfurt erschien; erstere enthält der Hauptsache nach eine Polemik gegen den Hanauischen Arzt Helisaeus Roeslin, der seine Auffassung des Sachverhaltes in einer besonderen Monographie dem Kaiser vorgelegt hatte. Dieser letztere, meint K., habe wol keine Zeit, die irrigen Ansichten Roeslin's näher zu erwägen, allein da derselbe seiner Schrift wol auch noch andere Leser gewünscht habe, so müsse zu deren Besten eine gründliche Widerlegung erfolgen. Außerdem sind auch noch die Briefe separat abgedruckt worden, welche K. und Calvisius mit einander über das Geburtsdatum des Heilandes wechselten, — Aktenstücke, aus deren Lektüre man mit Vergnügen ersieht, daß es doch auch in der damaligen wilden Zeit noch Männer gab, die eine wissenschaftliche Fehde mit Takt und Anstand durchzufechten verstanden.

Beobachtender Astronom war K. in seinen jüngeren Jahren freilich auch, doch hinderte ihn eine gewisse „Blödigkeit“ des Gesichtes mit zunehmendem Alter mehr und mehr, auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten. Gleichwohl wäre es unrecht, diese Seite seiner Thätigkeit mit völligem Stillschweigen zu übergehen. In seiner „Dioptrik“ lehrte er ein Verfahren, durch ein ausgezogenes Fernrohr auf einer weißen Wand ein Bild irgend eines astronomischen Objektes zu entwerfen, das nämliche, dessen sich kurze Zeit nachher Scheiner bei seinen Sonnenflecken-Beobachtungen mit großem Vortheil bediente; auch K. selbst verfolgte einmal auf diese Weise in Gemeinschaft mit Bürgi einen besonders ausgezeichneten Sonnenfleck, den er irrthümlich für Merkur hielt. Daß er mit dem neuen Stern von 1615 sich in einer eigenen Schrift beschäftigte, hatten wir bereits zu erwähnen; er untersuchte dessen Parallaxe, und da sich eine solche nicht ergab, so schloß er mit voller Berechtigung, wenn auch freilich sehr im Widerspruch mit der kosmischen Physik der Aristoteliker, daß der neue Himmelskörper unmeßbar weit von der Erde entfernt sei. Schon dieses eine Beispiel lehrt uns, daß die Objektivität, mit welcher K. an die Untersuchung der alltäglichen astronomischen Vorgänge herantrat, ihn auch bei neuen und ungewohnten Phänomenen nicht verließ, und noch mehr erkennen wir dieselbe in seiner Stellung zur Kometenfrage. Wir besitzen von ihm in dieser Hinsicht außer einem kurzen Referate über den Lauf des Kometen von 1607 die „Libelli tres de cometis“ (Augsburg 1619), welche in einen theoretisch-astronomischen, in einen physikalischen und in einen astrologischen Theil zerfallen. K. nimmt hier als einfachste Hypothese diejenige einer geradlinigen Bewegung des Schweifsternes an und erklärt die thatsächlich wahrgenommene Krümmung der Bahn dadurch, daß jene gerade Linie von der selbst wieder in einem Kreise sich bewegenden Erde aus angeschaut werde. Wir wissen, daß die Bewegungsverhältnisse der Kometen in Wahrheit andere sind, als hier vorausgesetzt ist, allein es lag doch schon ein ganz unberechenbar großer Fortschritt in dem ersten Versuche, die Bahn der räthselhaften Himmelskörper mathematisch bestimmen zu wollen. Es bedurfte dazu eines wahrhaft philosophischen Kopfes, und diese Eigenschaft verleugnet sich auch nicht in der zweiten Abtheilung, in der „Cometarum physiologia“. Hier bekennt sich K. zu der für

einen Sohn jener Zeit ganz überraschenden Ansicht, daß in den unergründlichen Tiefen des Weltalls die Kometen ganz ebenso entstünden und durch einander sich bewegten, wie die Fische im Weltmeere; auch äußert er sich hier über die Bildung und Zusammensetzung der Kometenschweife in einem vielfach an sehr moderne Anschauungen gemahnenden Sinne. Erst vor ganz kurzer Zeit hat einer der bedeutendsten Kometenforscher, Zöllner, auf die Kepler'sche Kometographie als auf eine reiche Fundgrube tiefer und origineller Gedanken aufmerksam gemacht. — Es mag erlaubt sein, hier, wo von des großen Mannes Arbeiten auf dem Gebiete der physisch-topographischen Astronomie die Rede ist, auch des posthumen Werkes „Somnium, seu opus de astronomia lunari" zu gedenken. Es ist dies eine Art astronomischen Romanes, eine theils humoristische, theils satyrische Darstellung des Wechselverhältnisses zwischen Erde und Mond, gewissermaßen ein Vorläufer jener populärwissenschaftlichen Litteraturprodukte, mit welchen uns die Phantasie Jules Verne's in so reichlichem Maße beschenkt hat.

Alle diese zahlreichen und vielseitigen Leistungen können jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, wenn man einen Vergleich zieht zwischen ihnen und jenen, die den Namen Kepler's als theoretischen Astronomen verewigen. Jedermann, der auch nur die elementarsten Kenntnisse von Astronomie sich angeeignet hat, kennt die drei Kepler'schen Gesetze und weiß, daß durch dieselben erst der Copernicanischen Reform der richtige Abschluß ertheilt und gleichzeitig auch die Grundlage geschaffen worden ist, auf welcher Newton das Gravitationssystem errichten konnte. Es wird sich lohnen, die Entstehungsgeschichte dieser drei fundamentalen Satzungen der himmlischen Mechanik im Zusammenhange zu erzählen, zumal da uns dieselbe erst den richtigen Einblick in das stille und eigenartige Walten des Kepler'schen Genius eröffnet. Diese Geistesarbeit muß als ein Ganzes aufgefaßt werden, wenn auch einzelne Momente derselben in den Augen eines modernen Gelehrten einen noch so fremdartigen Eindruck hervorrufen mögen. Der berühmte Geschichtschreiber der induktiven Wissenschaften, Whewell, hat freilich gemeint, K. gleiche auf dem wissenschaftlichen Ernteselde einem Schnitter, der mit den Garben auch wilde Blumen und selbst Unkraut nach Hause bringe, allein dieser dem Ausländer leicht nachzusehende Irrthum ist bereits von W. Förster, dem um die Keplerforschung hochverdienten Director der Berliner Sternwarte, gründlich widerlegt worden. Wir glauben, daß Letzterer vollkommen das Richtige mit den schönen Worten getroffen hat, die wir nachstehend wiedergeben: „Der Mutterboden der edelsten Blüthe des Idealismus, das wundersame Schwabenland, hatte allerdings auch in K. einen der merkwürdigsten Idealisten erzeugt, aber die Blumen seiner Phantasie wuchsen nicht müßig und parasitisch neben den Halmen, sondern aus ihrer Blüthe selbst entwickelte sich die edelste Frucht der Forschung." Es hat wol nie einen Forscher gegeben, dessen kühner, phantastischer Gedankenflug durch die Zucht logischen Denkens und geometrischer Controle in so wunderbarer Weise geregelt ward, wie es eben bei K. der Fall war, und so konnte es nicht fehlen, daß aus einer so seltenen Vereinigung anscheinend heterogener, hier aber zum Zusammenwirken genöthigter Geistes- und Gemüths-Eigenschaften die herrlichsten Früchte entsprossen.

Mit dem Inhalte der ersten rein-astronomischen Schrift Kepler's haben wir uns bereits in dem biographischen Theile dieses Artikels einigermaßen vertraut gemacht. Der Standpunkt, welchen er bei der Abfassung des „kosmographischen Mysteriums" einnahm, war noch ein naiv-sinnlicher; die Harmonie des Weltalls sollte in derbrealistischer, greifbarer Form zum Ausdruck gebracht werden. Je weiter seine Forschung vorschritt, um so mehr mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß das, „was die Welt im Innersten zusammenhält", denn doch

tiefer und innerlicher aufgefaßt werden müsse, als es durch eine elementare stereometrische Construktion geschehen kann. So entschloß er sich denn, die Untersuchung, deren Ziel ihm unverändert vorschwebte, in einer ganz neuen, empirischen, Weise zu führen; „um die letzte Hand an das Werk zu legen", rief er aus, „werde ich eine ganz neue Welt bauen." Der von Tycho hinterlassene Beobachtungsschatz sollte ihm das Material zu diesem gigantischen Neubau liefern. Man wird sich entsinnen, daß bei dem Entwurf eines neuen Beobachtungsplanes dem neuen Hülfsarbeiter K. gerade der Planet Mars zugewiesen worden war, und auf ihn blieb denn auch von da an das Hauptaugenmerk des Forschers gerichtet. Darin lag für den letzteren eine äußerst glückliche Vorbedeutung, von welcher er freilich beim Beginne seiner Arbeit noch keine Ahnung haben konnte, denn gerade beim Mars treten jene Abweichungen der Bahn, auf deren Erkenntniß es ankam, ganz ungleich stärker hervor, als bei irgend einem andern der damals bekannten Planeten. Freilich dienten diese Irregularitäten auch anfangs dazu, die in einem Labyrinth mühsam sich fortarbeitende Untersuchung zu erschweren, allein K. war nicht der Mann dazu, sich durch irgendwelche Hindernisse abschrecken zu lassen, und als er im J. 1609 zu Prag seine „Astronomia nova de motibus stellae Martis" dem Drucke übergab, durfte er mit Fug seine Dedication an Kaiser Rudolph durch die Worte einleiten, der Kriegsgott habe sich lange Zeit, Dank einer Menge von Kriegslisten, seinen Verfolgern zu entziehen vermocht, nun aber sei er endgültig in die Fesseln der Rechnung geschlagen worden.

K. brachte von vorn herein an dem System des Copernikus eine fundamentale Aenderung an. Dieser große Reformator der Astronomie hatte zwar den Satz ausgesprochen und bewiesen, daß die Sonne, und nicht die Erde im Centrum des Planetensystemes stehe, allein aus praktischen Gründen verlegte er den Mittelpunkt all' der concentrischen Kreise, in welchen man sich die einzelnen Wandelsterne umlaufend dachte, nicht in das Centralgestirn selbst, sondern in einen imaginären, von der Sonne ziemlich weit abstehenden, Punkt des Raumes. Er behielt ebensowohl den excentrischen Kreis des Ptolemäus, als auch dessen zahlreiche Epicyklen bei, K. dagegen war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß diese beiden Hypothesen aufgegeben werden müßten, und daß man, um trotzdem die nöthige Uebereinstimmung mit den Beobachtungen zu erzielen, lieber die reine Kreisbahn opfern müsse. Indem er nun zu einem jeden Erd-Ort den entsprechenden Ort des Mars im Raume aufsuchte, gelangte er dahin, zwei krumme Linien zu verzeichnen, deren eine ihm den Lauf der Erde, die andere jenen des Mars repräsentirte. Es fand sich, daß die erstere Curve, wie dies denn auch durch spätere Forschung bestätigt ward, von einem Kreise nur ganz wenig abwich, wogegen die Marsbahn Abweichungen aufwies, die durch Beobachtungsfehler in keiner Weise mehr erklärt werden konnten. Unverzagt machte er sich jetzt daran, dem Kreise eine andere Curve zu substituiren. Er glaubte anfänglich in einer gewissen Eilinie oder Ooide das zu finden, was er suchte, und führte nun zunächst die ganze Untersuchung nochmals auf Grundlage dieser neuen Hypothese durch. Ein vollkommen befriedigendes Ergebniß stellte sich freilich auch jetzt noch nicht heraus, wol aber entdeckte K. bei dieser Gelegenheit einen wichtigen Satz, der von der Beschaffenheit der zu Grunde gelegten Curve völlig unabhängig sich erwies und somit ein allgemeines Gesetz darstellte; derselbe besagt, daß die vom Bewegungscentrum ausgehenden Fahrstrahlen in gleichen Zeiten auch gleiche Flächenräume überstreichen, daß also im Aphelium die Bewegung langsamer vor sich gehen muß, als im Perihelium. Man pflegt dieses Theorem gewöhnlich als das zweite Kepler'sche Gesetz zu bezeichnen, allein chronologisch sollte es, wie man aus unserer Darstellung ersieht, den Namen des ersten führen.

Nunmehr aber war ein neues, werthvolles Instrument für die Aufklärung der noch schwebenden Dunkelheiten gewonnen. Es mußte die Frage aufgeworfen werden, ob denn nicht mit Festhaltung des Grundgedankens auch die Eilinie wieder durch eine andere ovale Curve ersetzt werden könne, und nachdem diese Frage einmal gestellt war, fand sie auch bald wieder ihre Beantwortung. Wahrscheinlich im J. 1603 drang K. zu der Gewißheit durch, daß die fragliche Curve ein im Endlichen verlaufender Kegelschnitt sein müsse, und in Gemäßheit dieser neu gewonnenen Ueberzeugung formulirte er sein berühmtes erstes Gesetz folgendermaßen: Die Bahn der Planeten ist eine — vom Kreise allerdings hie und da kaum merklich abweichende — Ellipse, deren einer Brennpunkt mit dem Centrum der Sonne zusammenfällt.

Großes war durch die Aufstellung der beiden Gesetze geleistet, und ein gewöhnlicher Entdecker würde sich an denselben haben genügen lassen. Allein K. war nicht blos Astronom, sondern auch Philosoph, und seine alte Hinneigung zu den Speculationen der pythagoräischen Schule zog, nachdem die erste Etappe zurückgelegt war, aus dem erreichten Resultate neue Nahrung. Aber zehn Jahre rastlosen Schaffens waren nöthig, bis auch diese letzte Frucht als gereift erscheinen konnte; erst im Jahre 1619 erschienen zu Linz „Joannis Kepleri harmonices mundi libri V“ mit einer Widmung an den gelehrten König Jakob I. von England. Im ersten Buche des Werkes entwickelt er die bereits erwähnte Theorie der ebenen Sternfiguren, im zweiten Buche dehnt er diese Betrachtungen auf den Raum aus, im dritten behandelt er den Ursprung der harmonischen Proportionen und im vierten die Beziehungen, welche zwischen der Harmonie gewisser Tonverhältnisse und der in den regulären Vielecken der Planimetrie sich ausdrückenden geometrischen Symmetrie obwalten. Im fünften Buche endlich giebt er Nachricht über seine vielfältigen Bemühungen, auch in den Bahnelementen der einzelnen Planeten harmonisch-symmetrische Relationen nachzuweisen. Eine Menge Hypothesen mußte aufgestellt, rechnerisch geprüft und wieder verworfen werden, bis es endlich möglich ward, das gesuchte Weltgesetz zu erkennen, welches alsdann den Namen des dritten Kepler'schen Gesetzes empfing und in der nachstehenden Weise ausgedrückt werden kann: „Die Quadrate der Umlaufszeiten irgend zweier Planeten verhalten sich zu einander wie die Kuben der Abstände jener Planeten von der Sonne.“ Dieser Lehrsatz mußte für die theoretische Astronomie schon aus dem Grunde eine ganz besondere Tragweite gewinnen, weil mit seiner Hülfe die großen Bahnaxen aller Planeten auf eine einzige, nämlich die der Erde, zurückgeführt werden können. Auch sonst enthält dieses fünfte Buch eine Anzahl der merkwürdigsten Gedankenblitze, von denen natürlich an dieser Stelle im Einzelnen nicht gesprochen werden kann. Wir wollen nur als besonders beachtenswerth den 48. Satz im neunten Kapitel hervorheben, welcher aus dem Verhältniß der schnellsten und langsamsten Bahnbewegung eines Planeten auf die Excentricität von dessen Bahn einen Schluß ziehen lehrt.

Nachdem durch die Entdeckung der drei Planetengesetze das Ideal, welches K. durch 25 Jahre unentwegt im Herzen trug, als erfüllt gelten konnte, dachte er daran, seine großen Errungenschaften nach zwei Richtungen hin praktisch zu verwerthen. Er wollte der jungen Generation Lehrbücher schaffen, aus denen die Grundzüge der von ihm geläuterten Wissenschaft einfacher und leichter als aus seinen großen Werken erlernt werden konnten, er wollte zweitens Tafeln und Ephemeriden berechnen, die auf der Basis einer verbesserten Kosmologie natürlich ungleich genauer ausfallen mußten, als die bis dahin meistentheils gebrauchten alphonsinischen und prutenischen Tabellen. Der erste Wunsch ging allerdings nur theilweise in Erfüllung, denn der projectirte „Almagest“ wurde durch äußere Sorgen und wichtigere Geschäfte in den Hintergrund gedrängt,

allein auch die „Epitome astronomiae copernicanae“ darf als ein treffliches Compendium des astronomischen Wissens gelten. Die sieben Bücher dieses Werkes kamen nur nach und nach in den Jahren 1618—22 ans Licht, und zwar theils zu Linz, theils zu Frankfurt a. M.; ungleich bekannter ist die zweite Ausgabe, welche man im J. 1635 seitens der Frankfurter Verlagshandlung veranstaltete. Von den zahlreichen neuen Materien, die in diesem Werke enthalten sind, sei hier nur eine ausdrücklich erwähnt: es ist dies eine Reihe von Betrachtungen über die Anordnung des Fixsternsystemes und die Lage der Milchstraße, in welchen wir ohne jeden Zwang den Keim zu den späteren Forschungen eines Kant, Lambert und William Herschel über den Weltbau erkennen zu dürfen glauben.

Die zweite Absicht Kepler's gelangte in den rudolphinischen Tafeln ganz und voll zur Ausführung. Dieses Werk ist nicht etwa blos als eine große Zusammenstellung von Rechnungsergebnissen zu betrachten, sondern es war gewissermaßen eine Encyclopädie Alles dessen, was für die Construction und den Gebrauch astronomischer Tafeln wissenswerth erscheinen mochte. Nach einer sehr gelehrten Vorrede, welche eine kritische Besprechung aller früheren Leistungen von verwandtem Charakter enthält, giebt K. eine ausführliche Anweisung für logarithmische und sphärisch-trigonometrische Rechnungen, sowie für Reduction von einem Meridian auf einen andern und für den chronologischen Calcul. Alsdann schildert er den Gang der Berechnungsarbeit, durch welche Planetenörter, Sonnen- und Mondfinsternisse für künftige Zeiten im Voraus bestimmt werden sollen, erläutert das Wesen der Präcession und theilt auch, „ne mater vetula, se destitutam, et despectam, a filia ingrata et superba queratur“, die unentbehrlichsten astrologischen Regeln mit. Es folgt eine Logarithmentafel, hierauf der eigentliche astronomische Kalender für Sonne, Mond und Planeten, ein Sternkatalog und endlich eine verbesserte Refraktionstafel. Obwohl den rudolphinischen Tafeln durch die in manchen Einzelheiten vervollkommneten Tafelwerke des Philipp van Laensbergh und der Maria Cunitia bald nachher eine nicht zu verachtende Concurrenz zu erwachsen drohte, so behaupteten erstere doch ihre Stellung als das bevorzugte Hülfsmittel des rechnenden Astronomen ein volles Jahrhundert und darüber. Neben diesem größeren Werke ging aber auch ein ähnliches mehr populäres her, die „Ephemerides“, welche im Jahre 1630 in der herzoglichen Druckerei zu Sagan entstanden. Als Einleitung zu denselben hatte K. ein Jahr zuvor ein besonderes Schriftchen „De computatione et editione ephemeridum“ publicirt. —

Wir hoffen, durch unsere nunmehr abgeschlossene Schilderung wenigstens in großen Zügen ein Bild von den merkwürdigen Lebensschicksalen und den unvergleichlichen Leistungen Kepler's entworfen zu haben. Er stellt sich uns dar als eine Vereinigung aller der guten Eigenschaften, welche von Seiten wohlwollender Beurtheiler als specifisch deutsche Stammeseigenthümlichkeiten bezeichnet zu werden pflegen, als ein Mann, der stets nur das Beste und Edelste wollte und selbst unter den schwersten Schicksalsstürmen niemals seinen kindlich-freudigen Optimismus ganz zu verleugnen im Stande war. Gleichmäßig trug hierzu einerseits seine echt philosophische Denkart, andererseits seine warme und innige Religiosität bei. Daß K. ein wirklicher Philosoph im besten Sinne des Wortes war, wird Keiner, der ihn nur einigermaßen aus seinen Schriften kennt, in Abrede zu stellen wagen, und v. Prantl konnte mit gutem Grunde in einer den Sitzungsberichten der bairischen Akademie einverleibten Abhandlung es als eine Pflicht für die Geschichte der Philosophie hinstellen, sich eifriger als bisher mit K. und Galilei zu beschäftigen. Die tiefreligiöse Gesinnung des großen Mannes spricht sich nicht minder fast auf jeder Seite seiner Werke aus. Und in diesem Sinne

beschreibt er selbst in ergreifenden Worten, wie ihm ein innerer Trieb seinen Lebensweg vorgezeichnet habe. Wir glauben diese Skizze nicht besser beenden zu können, als wenn wir die betreffende Stelle aus der „Astronomia nova“ hier ihrem Wortlaute nach folgen lassen: „Wahr ist's, der göttliche Ruf, der die Menschen Astronomie lernen heißt, steht in der Welt selbst geschrieben, nicht mit Worten und Sylben, sondern der Sache nach, kraft der Anpassung menschlicher Begriffe und Sinne an die Verkettung der himmlischen Körper und Zustände. Aber dabei treibt doch auch ein gewisses Geschick die Menschen geheimnißvollerweise, den einen zu dieser, den andern zu jener Wissenschaft, und vergewissert sie, daß sie, wie sie einen Theil der Schöpfung ausmachen, so auch an der göttlichen Vorsehung Antheil haben.“

Kepleri opera omnia, ed. Chr. Frisch, 8 Vol., Frankfurt 1858—71 (besonders die Einleitung zum ersten Bande). — Breitschwert, Joh. Keppler's Leben und Wirken, Stuttgart 1831. — Reuschle, Kepler und die Astronomie, Frankfurt 1871. — Reitlinger, Neumann und Gruner, Johannes Kepler, 1. Theil (nicht mehr erschienen), Stuttgart 1868. — Zöckler, Gottes Zeugen im Reiche der Natur, 1. Theil, Gütersloh 1881. S. 156—177. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 4. Theil, Göttingen 1800. S. 276—387. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877. S. 281—310. — Poggendorff, Geschichte der Physik, Leipzig 1879. S. 153—173. — Epistolae ad Joannem Kepplerum Mathematicum Caesareum scriptae, ed. M. G. Hansch, Leipzig 1717. — Apelt, Kepler's astronomische Weltansicht, Leipzig 1849. — O. Struve, Beitrag zur Feststellung des Verhältnisses von Kepler zu Wallenstein, Petersburg 1860. — W. Förster, Johann Kepler und die Harmonie der Sphären, Berlin 1862. — Gruner, Kepler's wahrer Geburtsort, Stuttgart 1866. — Göbel, Ueber Kepler's astronomische Anschauungen und Forschungen, Halle 1871. — R. Wolf, Johannes Kepler und Jobst Bürgi, Zürich 1872. — v. Hafner, Tycho Brahe u. J. Kepler in Prag, Prag 1872. — Johann Kepler, eine Festrede, gehalten auf Anlaß der dreihundertjährigen Feier von Kepler's Geburtstage von W. Förster, Berlin 1872. — Rogner, Ueber Johannes Kepler's Leben und Wirken: Grunert's Archiv d. Math. u. Phys., 54. Theil. S. 447—458. — Billwiller, Kepler als Reformator der Astronomie, Zürich 1877. — Brocard, La météorologie de Kepler, 1. Theil, Grenoble 1879. 2. Theil, ibid. 1881.

Günther.

Kepler: Ludwig K., Sohn des großen Astronomen, Arzt, ist am 21. Dec. 1607 in Prag geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er in Linz, 1619 folgte er seinem Vater nach Regensburg und 1624 begab er sich nach Wien, um sich der Philosophie und Poesie zu widmen. Die kriegerischen Wirren, in welche Oesterreich damals gestürzt war, veranlaßten ihn nach Sulzbach und später nach Tübingen überzusiedeln, wo er im J. 1627 die Würde eines Magister artium erlangte. Er wandte sich nun, zuerst hier, sodann in Basel, wohin er als Begleiter eines reichen jungen Mannes gegangen war und endlich in Straßburg dem Studium der Medicin zu. Nach dem Tode seines Vaters (1630) und nach Ordnung der Hinterlassenschaft desselben habilitirte er sich als praktischer Arzt in Genf und nachher in Königsberg in Preußen, wo er 1635 die medicinische Doctorwürde erlangte, und bis zu seinem am 13. Septbr. 1663 erfolgten Tode als Arzt gelebt hat. — Kepler's litterarische Leistungen (vgl. das Verzeichniß derselben in Biogr. méd. V. 414), welche schon zu seinen Lebzeiten eine wenig günstige Beurtheilung erfahren haben, sind mit seinem Tode der Vergessenheit anheimgefallen, und nur als Sohn eines großen Vaters verdient er heute noch in der deutschen Wissenschaft genannt zu werden. A. Hirsch.

Keppel: Wilhelm v. K. oder Kepfel, ein Wiedertäufer, der im Jahre 1562 mit seinem Freunde Jörg Ladenmacher gefangen genommen ward. Während der letztere im Rhein ertränkt ward, kam K. wieder frei. K. hat diese Erlebnisse in einem Liede von 45 vierzeiligen Strophen besungen, in welchem sich Stellen aus Luther's „Ein neues Lied wir heben an", finden; das Lied wurde in die Sammlungen der Lieder der Wiedertäufer „Ein schön Gesangbüchlein" um 1570 und „Ausbund etlicher schöner christlicher Gesänge" vom J. 1583 (und später mehrfach gedruckt) aufgenommen.

Goedeke, I, S. 224, Nr. 29. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. II, S. 144. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. V, S. 817 ff. l. u.

Keppensen, Volkssänger, wahrscheinlich seines Standes Sülzer (Arbeiter in den Salzwerken) in Lüneburg. Der „Reie", den wir von ihm besitzen, besingt den mißglückten Versuch, welchen in der Nacht vor dem 21. October 1371 700 Ritter des Herzogs Magnus von Lüneburg machten, in die Stadt einzudringen und so sich in den Besitz derselben zu setzen. Die „Keppener", wie die Salzarbeiter wegen ihrer leinenen fast wie Mönchskutten aussehenden „Kappen" (Kittel) genannt wurden, spielten dabei eine Hauptrolle, indem sie im Augenblick der allgemeinen Flucht der Herzoglichen verderblich über dieselben herfielen. Ohne Zweifel hat der Dichter des Liedes selbst an dem Kampfe theilgenommen.

R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, I. (1865) 77 ff. K. Bartsch.

Kerchove: Jan van den K., Stammvater einer Buchdruckerfamilie zu Gent von 1614—1705. Von dem Gründer der Offizin ist nichts weiter bekannt, als sein Todesjahr, welches in das J. 1653 fällt und daß er zuerst Buchhändler gewesen sei und als solcher im J. 1614 eine Schrift verlegt haben soll. Das erste dagegen unbezweifelt von ihm gedruckte Buch datirt aus dem J. 1620. Nach seinem Tode setzte die Wittwe das Geschäft in Gemeinschaft mit ihren Kindern bis 1673 fort. Unter den letzteren finden wir einen Bernhard K., dessen Adresse jedoch nur auf einem einzigen Buche von 1659 erscheint, sodann Johann Baptist und Lukas K., die nach 1678 zu Brügge in Flandern sich niederließen und endlich Simon und Marie K., beide letztere bekannt durch einen gegen ihre Brüder angestrengten 20jährigen, für die Geschichte der Genter Buchdruckerei zwar höchst interessanten Proceß, dessen Beginn und Ende zu berichten jedoch die für die niederländischen Buchdrucker des 17. Jahrhunderts hier gesetzten Grenzen überschreitet. Zur Personalkenntniß erwähnen wir blos, daß Marie K. in den Acten dieses Processes bald als die Wittwe des Heinrich van Heelenberch, bald als solche des Heinrich Chaumont oder Chamond vorkommt, Simon aber, dessen Name zu Ende des Processes nicht mehr erscheint, wahrscheinlich vor 1705 gestorben war. Er hatte seine Wohnung anfänglich in der Straße „Donkerstege", wo er eine Buchhandlung besaß, bezog aber 1685 eine Wohnung nahe bei dem Kapuzinerkloster und betrieb hier nebst Buchhandel auch Buchdruckerei. Der Stammvater der Familie aber, seine Wittwe und einige ihrer Kinder hatten ihre Werkstätte „op de hoogh-poorte" in dem Hause „in 'tghecroont Swerdt" (ad insigne ensis laureati), welches noch 1860 vorhanden war; sie führten zugleich den Titel „Buchdrucker des Rathes von Flandern". Im J. 1706 gelangte dieses Haus an Heinrich Meeuwe, einen Neffen der erwähnten Marie und mit ihm verschwindet der Name K. Aus der Presse des Stammvaters gingen 94 in holländischer, deutscher und französischer Sprache gedruckte Werke hervor, worunter jedoch auch eine große Zahl unbedeutender Schriften, sowie mehrere Jesuiten-Comödien. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören: „Litterae aethiopicae . . . de propag. fid. apud Abissinios . . .", 1626,

8; „De Reyse van den dolenden Ritter . . .“, 1649, 12. und „Chronicon sive Commissariorum Nationalium nat. Germanico-Belgicae ord. S. Francisci origo“, 1651, 4. Seine Wittwe und Erben (Weduwe ende d'Hoirs van Jan v. d. K.) von 1654—1705 veröffentlichten noch eine weit größere Zahl ähnlicher Schriften (gegen 194), worunter auch mehrere „Vlaemsche Tydt-Wysen, Dat is Almanach“. Auffallend ist, daß weder der Stammvater, noch seine Nachfolger bei ihren zahlreichen Erzeugnissen sich irgend einer typographischen Marke bedient haben.

F. Vanderhaeghen, Bibliographie Gentoise, II. 11—89.

J. Franck.

Kerckring: Theodor K., Arzt, ist im J. 1640 in Hamburg geboren. Ueber sein Leben und seinen Charakter sind abenteuerliche, nicht ganz verbürgte Gerüchte verbreitet. Er soll, wie es heißt, zu Amsterdam in Gemeinschaft mit Spinoza bei einem gelehrten Atheisten, Franz van Ende, Unterricht in der Philosophie genossen haben, zur Tochter desselben, einer sehr gelehrten Dame, welche ihren Vater in Behinderungsfällen im Unterrichte vertrat, in ein zärtliches Verhältniß getreten sein, dieselbe später geheirathet, dann aber vergiftet haben, um mit ihrer Magd eine eheliche Verbindung einzugehen. Sicher ist, daß er in Leyden unter Sylvius de la Boe — daher seine Hinneigung zur Humoralpathologie und die gründliche Verachtung der Jatrophysiker — und später in Amsterdam Medicin studirt, nach Beendigung seiner Studien eine größere Reise nach Frankreich gemacht hatte, sodann nach Amsterdam zurückgekehrt, hier zum Katholicismus übergetreten war und sich daselbst als praktischer Arzt niedergelassen hatte. Nach mehreren Jahren gab er seine ärztliche Thätigkeit auf, siedelte 1678 als Resident des Großherzogs von Toscana nach Hamburg über und ist hier am 2. Nov. 1693 gestorben. — Wie über seinen Charakter, so schwebt auch über seinen wissenschaftlichen Leistungen ein gewisses Dunkel. Haller nennt ihn einen „homo singularis, morum suspectorum, ὀψιμαθής“ und beschuldigt ihn der Unzuverlässigkeit und des Plagiarismus; immerhin sind seine Arbeiten im Gebiete der Anatomie und der Entwickelungsgeschichte nicht ohne Bedeutung, wenn auch dahin gestellt bleibt, wie viel ihm von denselben eigen ist. In seinem „Spicilegium anatomicum“, 1670 (1717) und in der „Anthropogeniae ichnographia“ 1671 (1672), tritt er als beredter Vertheidiger der ovistischen Theorie auf und gibt eine sehr gründliche Schilderung der Skelettentwickelung im Fötus, wegen deren er übrigens von Drelincourt des Plagiats geziehen wird; er hat — zuerst — die vasa vasorum (an der Pfortader des Pferdes) nachgewiesen, die nach ihm (als plicae oder valvulae Kerckringii) benannten Falten der Dünndarmschleimhaut beschrieben und manche interessante Beiträge zur pathologischen Anatomie des Herzens, zur Geschwulstlehre u. a. gegeben. — Außer diesen anatomischen Schriften (gesammelt Lugd. Batav., 1717 [1729] erschienen) hat K. einen „Commentarius in currum triumphalem antimonii Basilii Valentini“, 1671 (1685) veröffentlicht, in welchem er die Darstellung des Antimonoxyds aus antimonsaurem Kali gelehrt hat, daher das (als Brechmittel benützte) Präparat lange Zeit unter dem Namen „materia perlata Kerckringii“ bekannt gewesen ist.

Vgl. hierzu Kestner, Med. Gelehrtenlexikon, S. 442. Haller, Bibl. anat. I. 570. Bibl. med.-pr. III. 268.

A. Hirsch.

Kerkhof: Bartold K., erster Bürgermeister von Rostock in der Domfehde 1487, aus einer der ältesten, weitverzweigten Patrizierfamilie, die schon im Anfang des 14. Jahrhunderts vorkommt (die Hausmarke derselben steht bei Homeyer, Hausmarken, S. 61); reich, herrisch und eigenmächtig, war beim Aufstand der Zünfte einer der gehaßtesten Männer, obwol man ihm nicht Einver-

ständniß mit den Herzogen vorwarf. Als ihm Galgen und Rad an die Hausthür gemalt wurde, floh er am 27. März 1487 aus der Stadt zu den Fürsten, mit denen er durch seine Güter schon in Beziehung stand. Von da theilt er das Loos von A. Hasselbeck (s. Bd. X. 762, wo auch die Lit.). 1491 mußte ihn die Stadt wieder einsetzen. Auf allen Hansetagen und Degediepstagen der Fürsten und des Königs von Dänemark in der Zwischenzeit wird er genannt. Nach einer handschriftlichen Nachricht lebte er noch 1510. Das Geschlecht nannte sich im 16. Jahrhundert Kirchow, Kirchhoff und in seinen gelehrten Gliedern Kirchovius, es führte einen Mond mit einem Stern darunter als Wappen und starb 1605 mit Joachim K. aus. Der Name Bartold kehrt darin seit 1390, wo ein Bartold Bürgermeister war, stets wieder. Auch 1525—1540 ist ein Bartold K. zu Rath gekoren, ein Gegner der Reformation, den also Johann Oldendorp mit zwang, die Stadt auf die Seite Jürgen Wullenweber's zu stellen. Von dieses B. mindestens 7 Söhnen s. Lambrecht und Laurentius unter Kirchhoff. Abermals 1588 starb ein Bartold K. Krause.

Kerkhoven: Johann Polyander à K., mitten unter den stürmischen Kämpfen des Contraremonstrantismus eine milde versöhnliche Gestalt. Die Curatoren der Leydener Universität glaubten daher keinen besseren Stellvertreter für Gomarus wählen zu können, als dieser aus Ingrimm über die Berufung des Vorstius Leyden verlassen und sich nach Middelburg gewendet hatte. K. war damals Prediger bei der französischen Gemeinde zu Dordrecht. Er stammte aus einem angesehenen Genter Geschlechte und war am 28. März 1568 zu Metz geboren, wo seine Eltern, Johann Polyander und Christina van Houten, für kurze Zeit einen Zufluchtsort fanden, als sie um der Religion willen ihr Vaterland verlassen hatten. Schon im folgenden Jahre aber waren sie gezwungen, nach der Pfalz auszuwandern und 1571 erhielt der Vater eine Predigerstelle bei der wallonischen Gemeinde zu Emden. Zu Bremen an der lateinischen Schule vorbereitet, studirte K. 4 Jahre in Heidelberg und dann in Genf Theologie. Um 1591 war er nach Leyden gekommen, wo er dann und wann französisch predigte; noch im selben Jahre trat er die Predigerstelle zu Dordrecht an. Der dort erworbene Ruf von Verträglichkeit und Friedensliebe weit mehr als die Anerkennung einer besonderen Gelehrsamkeit veranlaßte, daß ihm neben Episcopius die Leydener Professur angetragen ward; die Curatoren versprachen sich von seiner Mäßigung eine Beruhigung der hochgehenden Wogen des Streites. Er machte auch solchem Zutrauen keine Schande und lebte mit Episcopius trotz des dogmatischen Gegensatzes in friedlichem Einvernehmen. Den gleichen friedliebenden Sinn bezeigte er auch auf der Dordrechter Synode. Daher erfreute er sich auch allgemeiner Hochachtung, nicht minder bei den Leydener Curatoren, welche ihm acht mal das Rectorat der Hochschule anvertrauten, als bei seinen theologischen Gegnern. Man rühmte ihn mit Trigland als einen „vir optimus, religioni verae addictissimus et pacis amantissimus“, als er am 4. Febr. 1646 starb. Wiewol er nicht eben unter die ersten Theologen seines Zeitalters zu rechnen ist, sind seine Schriften doch nicht ohne wissenschaftliche Bedeutung. — Besonders verdienstlich ist die neuerdings wieder herausgegebene „Synopsis purioris theologiae, disputationibus 52 comprehensa ac conscripta per Joh. Polyandrum, And. Rivetum, A. Walaeum et Ant. Thysium“, L. B. 1625. Weiter verdienen Erwähnung seine „Theses logicae atque ethicae“, 1602; — „Miscellaneae tractationes theologicae in quibus agitur de praedestinatione, gratia Dei et de coena Domini“, L. B. 1629; — „Meditationes Sacrae in Psalm. VI“, L. B. 1630; — „Concertatio prima Antisociniana“, Amsterd. 1650; — „De essentiali Jesu Christi existentia et gloria divina quam cum Deo patre suo habuit ab aeterno, concertatio, decem disputationibus

contra J. Crellium comprehensa“, L. B. 1643; — „Responsa ad interpolata Anastasii Cochelecii Sophismata“, 1610, und „Spieghel der ware bekeeringhe des sondaers tot Godt oft aenmerkingen over het boeck des propheten Jonae“, Leid. 1626. Als Bekämpfer des katholischen Kultus kennen wir ihn aus zwei kleinen Schriften: „Dispute contre l'adoration des Saints“, 1607, und „Dispute contre l'adoration des reliques“, 1611. Mit seiner letzten Arbeit „Judicium et consilium de coma et vestium usu et abusu, deductum ex 1 Cor. XI, 1 Tim. II et 1 Petr. III“, L. B. 1644, beabsichtigte er die Zwistigkeiten über das Gepränge mit langen Haaren, welche besonders zu Dordrecht heftig entbrant waren, zu beschwichtigen.

Pacquot, I. S. 527 ff. Rogge, Joh. Uylenboogaert, passim u. Glasius, Godgel. Nederl. van Slee.

Kerl: Johann Kaspar K., berühmter Orgelspieler, Componist und Musiktheoretiker, wurde 1625 in Sachsen geboren, kam in jungen Jahren nach Wien, wo er vom Hofkapellmeister Joh. Valentini Musikunterricht empfing und wurde auf dessen Empfehlung vom Kaiser Ferdinand III. nach Rom geschickt, um unter Carissimi sich auszubilden, wo er dann wol auch von der Kunstfertigkeit des ausgezeichneten Organisten Frescobaldi profitirt haben mag. Im Februar 1656 trat er in die Dienste des Kurfürsten von Baiern und entzückte bei der Krönung des Kaisers Leopold I. in Frankfurt a/M. 1658 alle Anwesenden sowol durch sein Spiel (er phantasirte über ein aufgegebenes Thema), als auch durch eine aufgeführte Messe derart, daß sich eigentlich von da an sein Ruhm datirt. Im J. 1673 übersiedelte er nach Wien, wo er anfangs von Musikunterricht lebte, dann aber zum Hoforganisten ernannt wurde; in den Hofrechnungen erscheint er als solcher vom 1. Octbr. 1680 bis Ende 1692 mit Jahresgehalt von 75 fl. (v. Köchel's kaiserl. Hof-Musikkapelle in Wien). Sein Tod erfolgte in München am 13. Febr. 1693 nach Angabe seines nun verschwundenen Grabsteines in der ehemaligen Augustinerkirche. Die von K. bekannt gewordenen Compositionen zeigen die gediegene italienische Schule und weisen nebstbei in mancher Beziehung bereits auf Seb. Bach hin. In München schrieb K. die Opern „Oronte“ (1657) und „Erinto“ (1661); eine Serenata „Il pretensione del sole“, zur Geburtsfeier der Kurfürstin (6. Nov. 1661); ein Duett „O bone Jesu“ für zwei Castratenstimmen; mehrere Messen, darunter die sogenannte Missa nigra (so benannt nach ihrer Notengattung); eine Sammlung Motetten: „Delectus sacrarum cantionum“ (Nürnberg 1669); „Opus primum Missarum“ (ebd. 1669); Trio für 2 Violinen und Viol di gamba, Toccaten, Canzonetten, Ricercare ꝛc. Im Druck erschien noch „Modulatio organica super Magnificat octo tonis ecclesiasticis respondens“ (München 1686). In Handschrift erhalten ist u. A. ein fünfstimmiges Requiem (Hofbibliothek in Wien. Es trägt die Ueberschrift: „Requiem a V vocibus. Auctore Joanne Casparo Kerl, Serenissimi Ferdinandi Mariae ducis et Electoris Bavariae Capellae magistro“, 1669.). Eine Toccata von ihm findet man in E. Pauer's Alte Claviermusik, Bd. III. Hawkins hat in seiner „History of the science and practise of music“ (vol. IV, S. 97 f.), eine Canzona für die Orgel von K. abgedruckt, die Händel in seinem Israel vollständig benutzte. Es ist Nr. 11: der Chor Egypt was glad when they departed“ (nur ist die Tonart von D-moll nach E-moll transponirt). Ein in Joh. Traeg's Musikkatalog (Wien 1799) angekündigtes theoretisches Werk in Manuskript befindet sich in der Bibliothek der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Es ist in alten Schriftzügen auf stark vergilbtem Papier geschrieben und führt den Titel: „Ein compendiose Relation von den Contrapunct von Hrn. Joni Casparo Kerl“, 28 Capitel umfassend, denen sich dann anschließt: „Annotata zu den Contrapunct d'Allessandro Po-

glietti. Libero et Sciolto“, nebst zwei vollständigen Musikstücken: 1) Ricercar a 5 obl. jedweder ein absonderliches Subjectum; 2) Ricercar a 6 soggetti obligati. C. F. Pohl.

Kerle: Jakob van K., ein niederländischer Componist des 16. Jahrhunderts, zu Ypern geboren, wie er selbst auf den Titeln seiner zahlreichen Musikdrucke schreibt. Er war Canonicus in Cambrai und später Kapellmeister Kaiser Rudolphs II., wie aus der Unterschrift seiner im Codex Ms. 84 der päpstlichen Kapelle eingetragenen Messe über die Scala hervorgeht. Er scheint in seiner Jugend Italien besucht und etwa zehn Jahre daselbst gelebt zu haben, da seine ersten Drucke von 1562—71 in Venedig erschienen sind. Proske ist es gelungen, in das Leben dieses Mannes einige Klarheit zu bringen, indem er in seiner Musica divina, Bd. II. p. XXXVII. schreibt: „Es wird allgemein angenommen, K. sei muthmaßlich vor dem Abschlusse der Trienter Kirchenversammlung im Gefolge eines hohen Prälaten auf dem Concil gewesen und habe daselbst seine Musik zu den Gebeten für einen glücklichen Ausgang dieses Concils componirt“. Bisher war nur die im J. 1569 erschienene Ausgabe derselben bekannt, erst Proske fand die erste Ausgabe von 1562 („Preces speciales pro salubri Concilii successu“ etc.) und ist dieselbe von Rom aus datirt. In der Dedication wird gesagt, daß der Verfasser auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn, des Kardinalfürstbischofs von Augsburg diese Compositionen vollendet habe und sonach berichtigt sich die Angabe, K. sei im Gefolge eines hohen Prälaten in Trient gewesen, dahin: „daß er in Diensten des großen Otto von Truchseß gestanden und während eines mehrjährigen Aufenthaltes dieses Kardinals in Rom ebendaselbst geblieben sei“. Diese authentischen Momente berechtigen zu der Annahme, daß die dienstliche Stellung Kerle's bei dem Kardinalfürstbischof von Augsburg spätestens mit dem J. 1562 begonnen habe. Dieselbe muß jedenfalls von längerer Dauer gewesen sein, denn wir ersehen aus Dedicationen späterer Werke, daß er noch im J. 1575 in Augsburg verweilte. Zu welcher Zeit er in die Dienste Kaiser Rudolphs II. gekommen, ist nirgends mit Bestimmtheit angegeben, ebenso ist er in dem kaiserl. Hofmusikkapellenregister in Wien nicht verzeichnet. Sein spätestes Druckwerk fällt in das J. 1583. Seine Compositionen sind uns auf den öffentlichen Bibliotheken zahlreich erhalten und zeichnen sich durch eine edle stilvolle Haltung aus. Ambros sagt von seiner Messe über das auf- und absteigende Herachord, sie könnte nicht sinnreicher sein, wenn sie von dem großen Josquin herrührte, an dessen Weise sie sehr erinnert. Die Missa De Beata Virg. steht ganz würdig neben den verwandten Arbeiten der anderen Meister da, und das Requiem ist von großartigem Ernst. Großartiges, Kraftvolles und Ernstes, wiederum mit einem Anklange an die Weise der älteren Meister der niederländischen Schule, enthalten Kerle's Motetten. Von letzteren veröffentlicht zwei vierstimmige Proske im zweiten Band seiner Musica divina, Nr. 29 und 30, die unter das beste gehören, was die damalige Zeit leistete.

Rob. Eitner.

Kerlen: Gerhard K., geb. am 29. Juni 1804 zu Münster in W. und auf dem dortigen Gymnasium vorbereitet, bezog zu Ostern 1823 die Universität Halle, studirte dort Philologie und promovirte 1825. Sein Probejahr hielt er am Gymnasium zu Hamm ab und ging als Magister nach Siegen an die lateinische Schule. Im J. 1835 wurde er nach Mülheim a. d. Ruhr berufen, um eine Bürgerschule zu begründen, die er bis zu ihrer Umwandlung in eine Realschule im J. 1851 mit großer Treue zu voller Zufriedenheit seiner Mitbürger geleitet hat. Im Ruhestande beschäftigte er sich mit heimatlicher Geschichte, insbesondere mit dem Leben und Schriften des berühmten Mülheimer Mystiker und Liederdichters G. Tersteegen. Er verfaßte eine Biographie Ter-

steegen's, die viele ganz neue Aufschlüsse aus handschriftlichem Nachlaß von Tersteegen selbst gibt (Mülheim a. d. Ruhr, 2. Aufl. 1853). Von bereits gedruckten Schriften Tersteegen's besorgte er neue revidirte und mit Einleitung versehene Ausgaben, wie das „Geistliche Blumengärtlein inniger Seelen" u. a. Eine treffliche Auswahl der Gebete Tersteegen's erschien in mehreren Auflagen. Eine Schrift Tersteegen's „Gedanken Gerhard Tersteegen's über die Werke des Philosophen von Sanssouci", Mülheim a. d. Ruhr, welche K., Bunsen gewidmet, mit einer Einleitung und Anmerkungen wieder herausgegeben hat, zeugt von Tersteegen's großem Scharfblick. Als diese Schrift Friedrich dem Großen mitgetheilt wurde, äußerte sich dieser darüber sehr treffend: „Können das die Stillen im Lande!" Am 5. August 1871 starb K. auf einer Reise ins bergische Land.

Vgl. das Mülheimer Schulprogramm von 1853. W. Krafft.

Kern: Anton K., Maler, geb. zu Tetschen in Böhmen 1710, † 1747 zu Dresden, zeigte einen derart ursprünglichen Malertrieb, daß er, kaum zum Gebrauche seiner Hände gelangt, seinem Vater, einem biederen Syndicus, schweren Verdruß machte durch das leidenschaftliche Bekritzeln jedweden erreichbaren Papieres, der Wände, Tische ꝛc. Ihn davon abzubringen, wurde der kaum neunjährige Knabe zu strengerer Zucht in die Lateinschule der Jesuiten in Mariaschein gethan — wo man jedoch die gleiche Noth mit ihm hatte. Denn auch dort kamen allerend jene unliebsamen Talentausbrüche zum Vorschein, und erhielten erst Würdigung nachdem im Laufe des dritten Schuljahrs, zufällig der Hofmaler Friedrich August des Starken, Laurentio Rossi, das Jesuitenhaus besuchte und bemerkte, es stecke etwas mehr wie bloßer Muthwille hinter den vielgetadelten Phantasieergüssen des geistesregen kleinen Latinisten. Dabei rasch entschieden über die Bestimmung des in seinem ganzen Wesen liebenswürdigen Knaben, erwirkte Rossi auch sofort dessen Freigebung aus dem genannten Hause, um ihn nach Dresden mitnehmen zu können. Dort unter seiner Leitung bald zur geregelten Entwickelung des innewohnenden Genius gebracht, galt es fürder nur noch, den über der Frühreife des Geistes zurückgebliebenen Körperkräften entsprechende Nachhilfe angedeihen zu lassen. In Beachtung des Rathes der Aerzte unternahm also Rossi des lieben Schülers wegen eine Reise nach dem Süden, um ihn schließlich bei dem befreundeten Maler Giovanni Pittoni in Venedig auf unbestimmt zu hinterlassen. K. verbrachte daselbst sieben Jahre, in welcher Zeit er sich körperlich gekräftigt, zugleich zum virtuosen Maler herangebildet hatte. Hierauf nach Dresden zurückgekehrt, mochte wol auch ein, wie es scheint, längerer Besuch der Heimath nächste Folge davon gewesen sein. Dafür sprechen eine Anzahl von Bildern in der Nähe von Tetschen, wie in Prag. Von ersteren die in der Kirche von Rosawitz befindlichen Altargemälde: St. Johann Nep., St. Joseph und St. Barbara; eine Trinität in der Kirche zu Graupen: ein St. Johann Evang. im Stift Ossegg. Den Prager Aufenthalt bestätigen wieder die Seitenaltarbilder St. Apollonia und St. Barbara in der Lorettokapelle am Hradschin; ein St. Augustinus in der Gemäldesammlung des Prämonstratenserstiftes Strahow; ferner die seiner Zeit im gräfl. Czernin'schen Hause am Hradschin vorgefundenen Gemälde: „Geburt Christi", „Anbetung der hl. drei Könige", „Beschneidung Christi", „Maria, das Jesuskind in die Wiege legend", „St. Magdalena vor dem Crucifixus". In die Gallerie patriotischer Kunstfreunde kam auch eine Darstellung der Trinität, von adorirenden Engeln umgeben. — Die Wiederberufung Kern's nach Dresden dürfte erst anläßlich der Vorbereitungen für die Feierlichkeiten zur Vermählung der königl. sächsischen Prinzessin Amalie mit dem Könige beider Sicilien, Karl III., erfolgt sein. Sicher gestellt ist, daß ihm aus diesem Anlasse zwei große Transparentbilder

aufgetragen wurden. Da inzwischen auch der Bau der neuen katholischen Kirche so weit vorgeschritten war, um an deren innere Ausschmückung denken zu müssen, übertrug ihm der König des weiteren die Entwürfe für die Altar- und Deckengemälde und höchst befriedigt von der geistvollen Lösung dieser Aufgabe, gestattete er ihm nun, sich eine besondere Gnade zu erbitten — bescheiden, erbat er sich die Gestattung einer Reise nach Rom behufs besserer Vorbereitung für die ihm zugedachte umfangreiche Kirchenarbeit und ebenso freudig als freigebig stattete ihn der kunstsinnige Regent für dieses Vorhaben aus. Die Arbeiten der Folgezeit lassen auch deutlich erkennen, daß K. während des jetzigen längeren Aufenthaltes in Mittel- und Unteritalien noch um ein bedeutendes fortschritt, seine Conceptionen an Klarheit, sein Colorit an Kraft gewann. Vorzüge, die namentlich an dem von Rom aus dem Könige zugesendeten Gemälde, den Bethlehemitischen Kindermord darstellend, wahrnehmbar wurden, und auch zur Auszeichnung Kern's mit dem Titel eines königl. sächsischen Hofmalers führten. Mit allen einem solchen zukommenden Ehren bei seiner Rückkunft — 1741 — empfangen, und fast überhäuft mit Aufträgen, hauptsächlich mit der Ausführung seiner Entwürfe für die neue katholische Kirche, unterbrachen diese mit ganzer Energie aufgenommene Thätigkeit nur allzubald, und in verhängnißvoller Weise, eine Reihe von Zwischenarbeiten aus Anlaß der gleichzeitigen Vermählung der königlichen Prinzessin Marianne mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern und des königlichen Kurprinzen Friedrich Christian mit Marie Antonie, Tochter Kaiser Karls VII. Die Chronisten heben darunter besonders den prachtvollen allgemein bewunderten Brautwagen hervor, den K. auf das reichlichste und geschmackvollste mit Schildereien versehen hatte. Aber kaum davon zu den übrigen mit jenen Festvorbereitungen verbundenen königlichen Anordnungen übergegangen, stellten sich bei dem rastlos arbeitenden Künstler die heftigsten Herzkrämpfe ein und führten binnen 24 Stunden dessen Ende herbei. — Die Trauer über das frühe Ableben Kern's, der gerade jetzt vor seiner höchsten Aufgabe stand, theilten alle Gesellschaftskreise der sächsischen Residenz, am schwersten betroffen fühlte sich Friedrich August, welcher die mit größter Vorliebe für K. betriebene Ausschmückung der neuen Kirche nun plötzlich vereitelt sah. Obschon die Skizzen dazu vorlagen, fand sich unter den seither und auch später noch mit dem Hofmalertitel Bekleideten keiner ihrer Ausführung zur Genüge gewachsen. Es kam daher zu einer Zersplitterung, wonach ein Theil an Raphael Mengs überging, andere Theile an Rotari, Tonelli, Sylvester, Hütin, Thiele und Palko abgegeben werden mußten. K. hatte vor allen diesen den Vorzug größerer, in der venetianischen Schulung gewonnener Lebensfrische voraus, die ihn auch stetig wieder antrieb, im Gegensatze zu Mengs, anstatt aus dem schon einmal Gemalten, der unmittelbaren Natur seine Motive zu entnehmen. — Außer den bereits angeführten Werken, weiß Dlabacz noch folgende namhaft zu machen: „Jesus, Maria, Joseph“ — in der Josephinischen Stiftskapelle; „Opferung Christi im Tempel“ — in der Hauskapelle der Prinzessin von Weißenfels; „St. Hubertus in einer schönen Landschaft“ — in der kurfürstl. Hofkapelle; beim Grafen von Brühl: „Alexander bei Diogenes“, „Rachel mit Jakob am Brunnen“, „Rebecca mit Eleazar“, „Hl. Dreifaltigkeit“. „Die schöne Blumenhändlerin“ (von Ther. Roussert gestochen) — im Besitze des Hrn. Heineke, „Vier Jahreszeiten“, gestochen von Zuchi. — Schüler Kern's waren: Franz Toscani und Karl Melchiori. Ein Porträt Kern's, gestochen von Joh. Balzer, ist in Pelzel's „Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler“, zu finden.

Benedict K., jüngerer Bruder des vorigen und sein Schüler, galt als guter Maler und bewährte sich als solcher durch historische und Jagdbilder; seiner Kenntniß alter Meister war auch die Wiederherstellung vieler schadhaften

Gemälde der Dresdener kurfürstl. Gallerie zu danken. Auf ihn ging der gesammte Kunstnachlaß seines Bruders über.

Tetschner Archivalien. Dlabacz, Künstlerlexikon für Böhmen.

Rud. Müller.

Kern: Friedrich Heinrich K., protestantischer Theologe, geboren am 20. April 1790 zu Söhnstetten in Württemberg und † am 3. Febr. 1842 zu Tübingen. Nachdem er den gewöhnlichen Studiengang eines schwäbischen Theologen absolvirt hatte, trat er 1813 in das geistliche Amt, wurde später Repetent am evangelischen Stift in Tübingen, dann Professor im Kloster Blaubeuern, wo er, von Herder und Heyne angehaucht, die classischen Schriftsteller in anregender und geschmackvoller Weise behandelte. Mit seinem Collegen Baur 1826 in die theologische Fakultät zu Tübingen versetzt, gehörte er dort mit Schmid und Steudel zur conservativen Seite. Den Brief Jacobi, dessen Echtheit er in der „Theologischen Zeitschrift“ 1835 noch in Abrede gestellt hatte, erkannte er in seinem Hauptwerke („Der Brief Jacobi“, Tübingen 1838) als Schrift des berühmten Hauptes der Gemeinde von Jerusalem an. Seine Vorlesungen erstreckten sich außer den neutestamentlichen Disciplinen, noch über die systematische Theologie. Auch wirkte er als Frühprediger an der Stiftskirche.

Holtzmann.

Kern: Georg K. aus Geisenhausen, des Landgraf Philipp von Hessen Gesangmeister, ließ im J. 1525 auf einem Bogen in Quart zusammen mit einem Liede von Hans Sachs „drei geistliche Lieder vom Worte Gottes“ drucken, durch welche er (nach Koch, s. unten) den Landgrafen zu schleunigerer Einführung der Reformation im Hessenlande bewegen wollte. Er hat insofern auch seinen Zweck erreicht, als der Landgraf dann im October 1526 seinem Lande eine evangelische Kirchenordnung gab. Von Kern's Leben scheint sonst nichts bekannt zu sein.

Wackernagel, Bibliographie, S. 67; das deutsche Kirchenlied, Bd. III, S. 423 f. — Ernst Ranke, Das Marburger Gesangbuch von 1549, Marburg 1862, S. 290 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., Bd. I, S. 289. — Goedeke, I, S. 175, Nr. 13. l. u.

Kern: Gottlob Christian K., Bruder von Friedrich Heinrich K., Theolog, geb. zu Söhnstetten auf der schwäbischen Alb am 13. Januar 1792, † als Pfarrer in Dürrmenz an der Enz am 5. August 1835, nachdem er von 1824—29 Professor am Seminar Schönthal gewesen war. Sein Schüler Wilh. Hoffmann gab mit L. Völter 1837 Kern's Predigten heraus; über seine geistlichen Lieder vgl. Koch's Kirchenlied, wo auch eine Biographie. J. H.

Kern: Karl Ferdinand K., Gründer der Idiotenanstalt Möckern, geb. zu Eisenach am 7. Juni 1814, † am 10. December 1868 in Möckern, wandte sich anfangs dem Lehrerberufe zu. Auf dem Gymnasium und Schullehrerseminar seiner Vaterstadt vorgebildet, wies ihn nach überstandenem Schulamtscandidatenexamen der Zufall der Idiotenerziehung zu. Er begab sich deshalb Ostern 1836 zu seiner weiteren Ausbildung an die Taubstummenbildungsanstalt zu Weimar und 3 Monate später nach Leipzig unter Reichs specielle Leitung, welcher ihn nach fehlgeschlagenen Versuchen, in der Heimath ein Institut zu gründen, als Lehrer an die Leipziger Taubstummenanstalt zog. 1839 gelang es ihm dann, ein solches Institut in Eisenach zu gründen, in welchem er gleichzeitig auch geistesschwache und blödsinnige Kinder unterrichtete und erzog. Als immer mehr solche Zöglinge ihm zugewiesen wurden und seine Thätigkeit allseitig berufene Anerkennung fand, verlegte er seine Anstalt 1847 nach Leipzig und ließ sich Ende des Jahres an der Universität in Leipzig als Mediciner inscribiren. Am 16. März 1852 wurde er zum Doctor promovirt. Seine Dissertation „De

fatuitatis cura medica et paedagogica consocianda“, sowie ein in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie erschienener Artikel „Gegenwart und Zukunft der Blödsinnigenbildung“ erwarben sich volle Anerkennung der sachkundigen Kreise. Mit zunehmendem Rufe und Erfolge vergrößerte sich seine Anstalt immer mehr, so daß er sie 1854 nach Gohlis und 1859 nach Möckern verlegen mußte. Unausgesetzt war er bestrebt, die Einrichtungen der Anstalt, die Hausordnung, die Unterrichts- und Heilmethoden zu verbessern und zu vervollkommnen. Aber auch über das Gebiet seines Institutes hinaus wirkte er für Förderung und Hebung der Idiotenpflege, insbesondere war er bestrebt, die Vertreter dieses Faches in Deutschland zu corporativem Zusammenarbeiten anzuregen, wozu ihm vor allem die Naturforscher- und Aerzteversammlungen willkommene Gelegenheit boten.

Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. XXVI, S. 261.

Bandorf.

Kern: Die fränkische Bildhauerfamilie K. hat im 16.—17. Jahrhundert vier Generationen hindurch eine Reihe von tüchtigen Künstlern geliefert. Wir geben im Folgenden eine Zusammenstellung derselben, soweit dies nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung mit einiger Sicherheit geschehen kann.

I. Erste Generation. Der Stammvater Michael K. (I.) lebte, als „Maurer und Bildhauer“, wie ein alter Stammbaum des Hauses sagt, zu Forchtenberg, einem ehemals hohenlohenschen, jetzt württembergischen Städtchen am Kocher und starb daselbst 74 Jahre alt am 2. März 1603. Ein Werk von ihm ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen.

II. Zweite Generation. Michael K. (II.), des vorigen Sohn, ist geboren zu Forchtenberg im J. 1555, † daselbst den 13. Nov. 1634. Von ihm dürften herrühren: 1) das Wandgrabmal seiner Eltern aus Sandstein und Alabaster auf dem Friedhofe seiner Vaterstadt; 2) eine schöne Brücke bei dem Kloster Schönthal an der Jaxt, an welcher des Meisters vollbartiges und lockiges Brustbild angebracht ist mit der Unterschrift: Michael K., Burger zu Forchtenberg, werckmeister diser Brucken, 1609; 3) das im J. 1614 an ihn mit der Bedingung der Vollendung im J. 1616 vergebene Alabasterfreigrabmal des Grafen Ludwig von Löwenstein und seiner Gemahlin Anna geb. Gräfin von Stollberg in der Pfarrkirche zu Wertheim; 4) die (undatirte) Kanzel in der Kirche zu Forchtenberg aus Sandstein und Alabaster mit den Reliefs der vier Evangelisten, als ein Werk aus der Familie K. gekennzeichnet durch einen Meisterschild mit dem Monogramm M. K. und einem Steinmetzzeichen. Der Zeit nach könnten allerdings Nr. 2 und 3 und als undatirt auch Nr. 4 auch seinem Sohne Michael K. (III.) angehören, wie denn Nr. 2 demselben wirklich von C. Becker (vgl. Deutsches Kunstblatt, Jahrg. 6 (1855), S. 164 ff.) zugetheilt ist; sie sind aber doch aus Gründen des Stiles und zum Theil auch wegen der gleichzeitigen Beschäftigung des Sohnes in Würzburg mit größerer Wahrscheinlichkeit als Werke des Vaters anzusehen.

III. Dritte Generation. 1) Michael K. (III.), Sohn des vorigen, geb. den 23. August 1580 zu Forchtenberg, † daselbst den 31. August 1649, überragte den Vater als Künstler weit und ist überhaupt den besten deutschen Bildhauern der Barockzeit beizuzählen. Er wurde 1606 in die Bildhauer- und Malerzunft zu Würzburg aufgenommen und fand bei den baulustigen und kunstfreundlichen Bischöfen dieser Stadt eine seines Talentes würdige Beschäftigung. Wir kennen von ihm folgende Werke in Würzburg, zu welchen aber gewiß in fränkischen Schlössern und Kirchen noch weitere aufzufinden wären: 1) den Alabasteraltar in der Hauskapelle des Bischofshofes; 2) die vier sitzenden Evange-

listen, die stehenden Kirchenväter und fünf Passionsscenen an der 1610 vollendeten Kanzel des Domes; 3) das Wandgrabmal des Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn († 1617) im Dom; 4) das des Obersten Bauer von Eiseneck († 1621) im Domkreuzgang und 5) das des Bischofs Joh. Gottfried von Aschhausen im Dom (vgl. Niedermayer, Kunstg. d. St. Wirzburg und Becker a. a. O.).

2) Leonhard K., ein Bruder des vorigen, geb. den 22. Nov. 1588 zu Forchtenberg, † im J. 1663 zu Schwäbisch Hall. Er hielt sich (vgl. über ihn und seine nachfolgenden Söhne: Sandrart, Teutsche Acad., Thl. II, S. 343) lange in Italien auf und bildete sich sowol in der Bildhauerei, als auch in der Baukunst aus. In Stein, Holz und Elfenbein arbeitend, erwarb er sich große Berühmtheit. Um 1617 finden wir ihn in Heidelberg bei dem Churfürsten; später in Nürnberg. Im J. 1648 wurde er (vgl. Füßli, A. K. L., 2. Aufl., Thl. II, S. 619) mit 500 Rthlr. Gehalt als kurf. brandenburgischer Hofbildhauer angenommen. Daher finden sich Elfenbeinschnitzereien von seiner Hand in der jetzt mit dem Deutschen Gewerbemuseum vereinigten Berliner Kunstkammer, worunter namentlich eine „ungemein kunstreich componirte“ Gruppe von 8¾ Zoll Höhe, Adam und Eva vorstellend, gerühmt wird (vgl. Kugler, Beschreibung der in der königl. Kunstkammer zu Berlin vorhandenen Kunstsammlung, S. 252 und Monogr.-Tafel). Von seinen Steinsculpturen, welche sehr zahlreich und „fast durch ganz Teutschland“ verbreitet gewesen sein sollen, können wir bis jetzt nur nachweisen: 1) an den drei dorischen Säulenportalen des Rathhauses zu Nürnberg je zwei liegende Sandsteinfiguren, gefertigt ca. 1618, die Gerechtigkeit, die Wahrheit und vier Monarchieen unter den Bildern von Ninus, Cyrus, Alexander und Cäsar (vgl. Rettberg, Nürnb. Kunstleben, S. 172); in der St. Michaelskirche zu Schwäbisch Hall ein Steinrelief mit der Auferstehung der Todten nach Ezechiel, eingelassen in das Holzepitaph des Stättemeisters Stellwag. Da dieser erst 1721 starb, muß der Stein früher eine andere Bestimmung gehabt haben. Wann Meister K. von Berlin oder Nürnberg nach Schwäbisch Hall, wo er (nach Füßli) Mitglied des äußeren Rathes wurde, übersiedelte, ist nicht bekannt.

3) Peter K., ein dritter Sohn von Michael K. (II.), geb. den 26. Sept. 1594 zu Forchtenberg, soll nach einer Bemerkung im dortigen Kirchenbuche Bildhauer in Koblenz gewesen sein; wir können aber bis jetzt keine Arbeit desselben nachweisen.

4) Ein Hans K., welcher nach S. 181 des angeführten Werkes von Rettberg, „die in Stuck halberhobene Darstellung des 1446 gehaltenen Gesellenstechens an der Decke des oberen Rathhausganges in Nürnberg im J. 1621“ fertigte, könnte der im J. 1588 geborene Sohn des zweiten Sohnes von Michael K. (I.), Andreas (geb. 1564), sein oder der 1579 geborene Enkel eines Hans K., Bruders von Michael K. (I.), wenn er überhaupt, was noch zu beweisen wäre, dieser Familie K. angehört.

IV. Vierte Generation. 1) Achilles K., geb. den 6. Nov. 1607, † den 20. Jan. 1691 zu Forchtenberg, ein Sohn von Michael K. (III.), verfertigte im J. 1659 das große Alabasterfreigrabmal des österreichischen Generalfeldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeld in der Bergkirche zu Laudenbach OA. Mergentheim und vermuthlich auch zwei Wappen an dem 1681—83 gebauten Marstallsthore des Schlosses zu Oehringen, beides Werke, welche auch ihn einer gründlicheren Wiedererweckung durch die kunstgeschichtliche Forschung würdig erscheinen lassen.

2) Constantin K., ein Sohn von Leonhard K., geb. den 5. Febr. 1618, widmete sich der Malerei und erweckte die größten Hoffnungen. Er machte eine Studienreise nach Italien, kam aber bald krank zurück. Durch einen unglück-

lichen Fall zu Würzburg erlitt seine Gesundheit noch einen weiteren Stoß, so daß er in der Blüthe seines Lebens hinsiechte.

3) Johann Jacob K., dessen Geburtsjahr uns unbekannt ist, war ein jüngerer Bruder des vorigen. Er lernte bei seinem Vater Leonhard K. die Bildhauerei und bildete sich in Italien weiter aus. Nach Nürnberg im J. 1656 zurückgekommen, heirathete er 1658 Maria, die zweite Tochter des Glasschneiders Georg Schwanhard d. Ae., welche selbst eine geschickte Glasschneiderin war. Als er aber im ersten Jahre seine Frau durch eine unglückliche Entbindung verlor, litt es ihn nicht mehr in Nürnberg. Er ging zuerst nach Holland und machte in Amsterdam viele Arbeiten für das neue Rathhaus. Von dort kam er nach England und bekam in London vom König und von anderen vornehmen Liebhabern schöne Aufträge. Eben im Begriffe wieder auf das Festland zurückzukehren, verfiel er im J. 1668 in eine Krankheit, welche ihn ungefähr im 36. Lebensjahre jählings wegraffte. Er wurde zu London begraben und erhielt dort ein Denkmal. A. Wintterlin.

Kern: Nikolaus K., geb. am 29. August 1626 zu Culmbach, † am 18. August 1674 in Hof, verlor seine Eltern 1634 an der Pest, studirte in Altorf und Jena die Rechte, ging dann nach Leipzig, in der Absicht zu promoviren, gab diese auf und wurde Hauslehrer in Culmbach bei einem Herrn v. Lobenstein, auf dessen Empfehlung vom Markgrafen Georg Albrecht als Hausvogt angestellt, dann Amtsverweser in Baiersdorf und zuletzt Castner in Hof. Er schrieb die (in Jena unter Unrath's Vorsitz disputirte) „Diss. de jurisdictione ecclesiastica, nobilibus imperii vigore constitutionis de pace religionis in districtibus et castris illorum legitime competente.“ Jena 1648, 4⁰.

Fickenscher, Gel. Baireut, V. 50. v. Schulte.

Kern: Theodor Ritter v. K., Historiker, geb. am 5. Mai 1836 zu Bruneck in Tirol, † am 18. November 1873 als Professor der Universität Freiburg zu Veytaux am Genfer See. Er war der Sohn eines aus dem oberschwäbischen Reichsstädtchen Pfullendorf stammenden k. k. Kreishauptmannes, welcher im Pusterthal eine segensreiche heute noch nicht vergessene Thätigkeit entfaltete, bis er als Gubernialrath nach Innsbruck versetzt wurde. Hier besuchte K. 1845—53 das anfangs noch von Jesuiten geleitete Gymnasium, während das Haus des feingebildeten, mit der deutschen Litteratur wohl vertrauten Vaters ihm früh Gelegenheit bot, sich mit der deutschen Dichtung und Geschichtschreibung zu befreunden. Nachdem er noch zwei Jahre an der Universität Innsbruck juristische Vorlesungen gehört, widmete er sich 1855—58 zu Heidelberg, Göttingen, München, wo Häusser, Waitz, v. Sybel bestimmenden Einfluß auf ihn übten, mit Vorliebe geschichtlichen Studien. In Innsbruck bestand er mit glänzendem Erfolg die Prüfung für das höhere Lehramt; in Heidelberg erwarb er im Herbst 1858 den Doctorgrad, worauf er wieder nach München übersiedelte und fleißig an dem kritischen und bibliographischen Theile der von v. Sybel neu gegründeten historischen Zeitschrift mitarbeitete. Bedeutungsvoller sollte seine Mitarbeit an der durch Professor Dr. Hegel im Auftrage der historischen Commission unternommenen Herausgabe der deutschen Städtechroniken werden, in deren Interesse K. im Mai 1859 nach Nürnberg übersiedelte. Sechs Jahre hat K. seine unermüdliche Thätigkeit ganz dem großen Unternehmen gewidmet, sowol mit den vorbereitenden Arbeiten, Untersuchungen von Handschriften in Bibliotheken und Archiven und Anfertigung von Repertorien, als ganz besonders mit der Bearbeitung Nürnberger Chroniken betraut. In den fünf ersten Bänden sind seine mit beharrlichem Fleiße und peinlicher Gründlichkeit ausgeführten, oft höchst schwierigen Forschungen niedergelegt. Mit dem vierten und fünften Bande, die fast ganz sein Werk sind, blieb er noch beschäftigt, nachdem er sich am

15. April 1865 an der Universität Freiburg habilitirt hatte. Am 11. August 1866 wurde er zum außerordentlichen, am 13. Januar 1871 zum ordentlichen Professor der Geschichte daselbst ernannt. So hatte er nach Jahre langen Sorgen und Kämpfen an einer deutschen Hochschule eine Stellung erreicht, die seiner idealen Anschauung vor jeder anderen erstrebenswerth erschien. Neben einer namentlich der deutschen Geschichte zugewandten Lehrthätigkeit sah er seine Bemühungen, localhistorische Forschungen zu fördern, durch die Gründung eines historischen Vereins zu Freiburg und die Herausgabe einer besonderen Zeitschrift für die Geschichte des Breisgaues mit Erfolg gekrönt, und zu der Freude an dem Berufe und zu seinem neuen häuslichen Glücke gesellte sich für den warmherzigen Patrioten, welcher schon auf österreichischem Boden mit so sehnsüchtiger Liebe an Deutschland hing, die Freude über die große Wendung unserer nationalen Angelegenheiten. Auch für seine litterarische Thätigkeit sollte, so schien es, eine neue Zeit beginnen; er eilte, seine Arbeit an den Nürnberger Chroniken zu Ende zu führen, um zu anderen Lieblingsaufgaben überzugehen. Da erfaßte den 37jährigen eine schwere Krankheit, für die er vergebens, zuletzt am Genfer See, Heilung suchte. Er starb am 18. November 1873. — Einen Theil der in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, darunter eine umfangreiche und eindringende Arbeit über die Reformen Maria Theresia's, sowie mehrere öffentliche Vorträge des früh Vollendeten, gab 1875 auf Veranlassung der Wittwe Jul. Weizsäcker zu Tübingen unter dem Titel „Geschichtliche Vorträge und Aufsätze" heraus. Das Buch, das auch in weiteren Kreisen viel Beifall gefunden hat, zeigt, wie K., dessen eigentliche Stärke in minutiöser Quellenforschung lag, historische Stoffe auch lebensvoll zu gestalten vermochte.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in dem Nekrologe von E. Martin in der Zeitschrift für die Geschichte des Breisgaues III, 425 ff.

Kluckhohn.

Kern: Vincenz Ritter v. K., k. k. Rath und wirklicher Leibchirurg, Vicedirector des medicinisch-chirurgischen und thierärztlichen Studiums, Professor der praktischen Chirurgie und Klinik an der Universität zu Wien, Director des dortigen k. k. Operationsinstitutes, war am 20. Januar 1760 zu Graz geboren, wo sein Vater, ein überaus rechtlicher und verständiger Mann, als Kassirer bei dem Grafen Schaffgotsch in sehr drückenden Vermögensverhältnissen lebte. Den ersten Unterricht erhielt K. von seinem Vater, besuchte darauf die öffentliche Schule, wo er bald die Augen seiner Lehrer so auf sich zog, daß diese seinen Vater bestimmten, ihn das Gymnasium von Graz besuchen zu lassen. Von seinem Vater für die Chirurgie bestimmt, für welche K. aber keine besondere Lust zeigte, kam er zu dem Wundarzte Elias Mederer (dem Bruder des späteren österreichischen Ober-Feldarztes Mederer Edlen v. Wuthwehr) in Graz, gerieth jedoch bald auf Abwege und gab sich dem Leichtsinn hin. Indessen faßte er noch zu rechter Zeit, nachdem inzwischen sein Vater gestorben war, den Entschluß, den Schauplatz seiner Verirrungen zu verlassen; er kehrte 1779 Graz den Rücken, kam auf der Wanderschaft nach Zeiring und Judenburg und widmete sich nunmehr mit Ernst der Chirurgie, indem er in Salzburg, Triest, Venedig in Condition trat. Auf sich selbst beschränkt, gewann er an Selbstvertrauen, wendete sich mit rastlosem Eifer den Wissenschaften zu, ging nie aus, ohne ein wissenschaftliches Buch mit sich zu führen, wurde so sein eigener Lehrer und erwarb sich durch seinen Aufenthalt in Italien die Kenntniß der italienischen und französischen Sprache. Nachdem er mit Mühe eine kleine Summe erspart hatte, mit deren Hülfe er die chirurgische Magisterwürde zu erlangen gedachte, reiste er im Herbst 1783 nach Wien, wo er unter der Leitung guter Lehrer im St. Marxer Hospital seine Fähigkeiten zu entwickeln begann. Die kleine Baarschaft war aber bald auf-

gezehrt, der drückendste Mangel stellte sich ein. Wochenlang lebte K. von trockenem Brote, indessen Alles ertrug er mit stoischem Gleichmuth und erlangte, daß er am 23. Juni 1784 zum Magister der Chirurgie und am 27. August auch zum Geburtshelfer promovirt wurde. Seinem Lehrer der Chirurgie, Leber, waren Kern's Talente jedoch nicht entgangen und auf dessen Empfehlung erhielt er als Leibchirurg des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen eine Anstellung, die ihm ein sorgenfreies Auskommen gewährte und ihm Gelegenheit gab, mancherlei Erfahrungen zu machen, die später für ihn von Bedeutung werden sollten; so unter Anderem die Behandlung von Wunden und Geschwüren mit einfachem Wasser, statt der bis dahin allgemein üblichen complicirten Behandlung. Als nach zwei Jahren der Herzog starb und K. wieder ohne Anstellung war, faßte er den Entschluß, sich auf Reisen weiter auszubilden, bereiste Deutschland, Italien und einen Theil Frankreichs, besuchte die dortigen Universitäten und Spitäler und knüpfte mit mehreren Gelehrten seines Faches Verbindungen an, und als er im J. 1786 nach Wien kam, benutzte er die 300 Gulden, die er bei seinem Abschiede in Hildburghausen erhalten hatte, um ein neues und gründlicheres, alle vorbereitenden Fächer mit umfassendes Studium der Medicin und Chirurgie zu beginnen. Als auch jetzt neue pecuniäre Verlegenheiten im J. 1788 an K. herantraten, verhalf ihm sein Wohlthäter Leber wieder zu einigem Verdienste, indem er ihm Nachtwachen bei seinen Operirten und den Privatunterricht der chirurgischen Schüler übertrug und ihn dem Staats- und Conferenzminister Grafen von Hatzfeld als Hauschirurgen empfahl. Hierdurch wurde es K. möglich, am 12. April 1790 die chirurgische Doctorwürde zu erwerben. Einen Ruf, den die Erzherzogin Maria Anna in Prag an ihn richtete, ihr Hauschirurg zu werden, lehnte K. ab, indem er sich von dem kränklichen Grafen v. Hatzfeld nicht trennen wollte und diese treue Anhänglichkeit bestimmte den Letzteren, K. eine lebenslängliche Pension zu sichern. Nach dem Tode des Ministers begann K. die Ausübung der chirurgischen Praxis in Wien und verheirathete sich bald darauf mit der Tochter des dortigen Handelsmannes Passy, mit der er in den glücklichsten Verhältnissen lebte. Im J. 1795 wurde K. in Folge seiner thätigen Fürsorge für die Gesundheit der Zöglinge des Taubstummeninstitus als Wundarzt desselben angestellt, 1797 erhielt er die mit 475 Gulden Gehalt dotirte Professur der Chirurgie und Geburtshülfe am k. k. Lyceum zu Laibach, welcher Lehranstalt er acht Jahre lang zur Zierde gereichte. Er führte in Krain zuerst die Impfung der natürlichen und später der Schutzpocken ein, indem er für dieselbe durch Wort und That eintrat; Ersteres durch mehrere, auf Veranlassung der Landstände geschriebene und von diesen in großer Menge vertheilte Schriften („Erinnerungen über die Einführung der Blattern-Einimpfung im Herzogthum Krain“, 1798; „Aufruf an die Bewohner Krains zur allgemeinen Annahme der Kuhpockeneinimpfung“, 1798, 2. Aufl. 1804), Letzteres, indem er seinen einzigen Sohn dem damals noch gefährlichen Versuche der Pockenimpfung unterwarf und mehrere Gegenden Krains und Kärnthens bereiste, die dortigen Aerzte und Chirurgen mit der Impfung vertraut machte, sie über den regelmäßigen Verlauf der Schutzpocken belehrte und mit dem erforderlichen Impfstoffe versah. Trotzdem mußte er den Schmerz erleben, daß er seinen hoffnungsvollen Knaben schon 1801 an den Pocken verlor, und obgleich ihm als Ersatz im folgenden Jahre eine Tochter geboren wurde, traf ihn im August 1802 ein neuer Schlag dadurch, daß seine Gattin in der Blüthe ihrer Jahre an den Folgen eines Nervenfiebers verstarb und zwar ohne daß er bei ihrem Tode zugegen war, da er sich gerade in Wien befand, um seine Versetzung auf einen der zu Innsbruck, Pest und Krakau erledigten Lehrstühle zu erlangen. Der sonst so rüstige Mann erlag fast dem Schmerze, erkrankte in Wien bedenklich und nur der liebevollen Pflege seiner

dortigen Freunde war die Rettung seines Lebens zu danken. Einzig in der Wissenschaft suchte er jetzt seinen Trost und nachdem er bereits 1799, nach ehrenvoll bestandenen Prüfungen, auch die medicinische Doctorwürde erlangt und später einige kleine Schriften („Bemerkungen über den Gebrauch der Bäder", 1802; „Lehrsätze aus dem manuellen Theile der Heilkunde. Zum Gebrauche bei Vorlesungen", 1803) verfaßt hatte, reiste er 1803 nach Venedig, um von dem dortigen Professor Pajola seine Methode des Steinschnittes zu erlernen; er besuchte dabei die daselbst befindlichen Spitäler sowie die von Padua und Triest. — Das Jahr 1805 war für K. das entscheidendste seines Lebens; denn in diesem wurde er mit einem jährlichen Gehalte von 1000 Gulden zum Professor der praktischen Chirurgie und Klinik an die Wiener Universität berufen, der er viele Jahre lang zur Zierde gereicht und deren verödete und verwaiste chirurgische Klinik er zu großem Glanze gebracht hat. Am 18. April 1805 hielt er im klinischen Hörsaale der Universität seine Antrittsrede, die darauf von seinen Freunden herausgegeben wurde. Schon im zweiten Jahre nach Uebernahme der Klinik begründete K. für die chirurgisch-klinische Schule eine Büchersammlung, die durch die Uneigennützigkeit ihres Begründers und anderweitige Beiträge bei dem Tode desselben bereits mehrere Tausend Bände zählte. Im J. 1807 wurde auch, auf Kern's uneigennützigen Antrag, durch den späteren Geheimen Staats- und Conferenzrath Freiherrn v. Stifft, dem die Medicinalanstalten Oesterreichs viel zu danken haben, das noch heute in voller Wirksamkeit stehende chirurgische Operationsinstitut begründet, dessen Zöglingen K. 17 Jahre lang, bis zu seinem Austritt aus dem Lehramte, einen theoretisch-praktischen Unterricht mit rastlosem Eifer unentgeltlich ertheilte. In demselben Jahre 1807 gab K. bereits den ersten Band (der zweite folgte 1809) seiner klinischen Berichte unter dem Titel „Annalen der chirurgischen Klinik an der hohen Schule in Wien" heraus, die er in der Vorrede mit den charakteristischen Worten eröffnete: „Ich halte es für die Pflicht eines öffentlichen Lehrers der Heilkunst, seinen Mitkünstlern eine Art von Rechenschaft zu geben, ob die Kunst durch ihn gewonnen." Diese Berichte bestehen in ganz schlicht erzählten Krankengeschichten, mit daran geknüpften Bemerkungen; im zweiten Bande finden sich auch nähere Angaben, in welch' zweckmäßiger Weise von K. der klinische Unterricht ertheilt wurde. — Die Kämpfe Oesterreichs im J. 1809, die auch nach Wien eine große Menge von Verwundeten führten, gaben K. Anlaß, in einer französisch geschriebenen und dadurch auch den französischen Militärärzten zugänglichen, das Motto „Démontrer une erreur, c'est plus que découvrir une vérité" tragenden Brochüre („Avis aux chirurgiens pour les engager, à accepter, et d'introduire une méthode plus simple, plus naturelle et moins dispendieuse dans le pansement des blessés", 1809, 2. édit. 1826) in kurzen prägnanten Sätzen seine seit 10 Jahren erprobt gefundene, einfache und zarte Behandlungsweise der Wunden, die sehr erheblich mit der anderweitig üblichen contrastirte, zur Behandlung der Kriegsverwundeten dringend zu empfehlen. Begreiflicherweise fand Kern's Brechen mit dem hergebrachten Schlendrian viele Widersacher und zog ihm mancherlei Angriffe und Schmähungen in medicinischen Zeitschriften zu; allein er nahm von denselben keine Notiz, getreu seinem Wahlspruch: „Ist, was Du verkündest, Wahrheit, so wird es bleiben, und es bedarf Deiner Vertheidigung nicht; ist es Irrthum, so mag es fallen, es ist sogar gut, daß es als solcher erkannt werde, und alle Macht der Welt kann ihn nicht vertheidigen." Die weitere Entwickelung der Chirurgie hat gezeigt, daß Kern's Ansichten über Wundbehandlung die richtigen und daß die gegen dieselben gerichteten Angriffe ungerecht und unberechtigt waren. — Auch eine fünf Jahre später, zum Theil wol noch unter dem Eindruck der Kriegsereignisse geschriebene Schrift über Amputationen („Ueber die Handlungsweise bei Absetzung der Glieder",

1814, 2. Aufl. 1826) beschreibt das von ihm benutzte einfache Verfahren mit einfachen, leicht transportablen Instrumenten und einer einfachen Nachbehandlung. — Große Aufmerksamkeit von jeher hatte K. der Steinkrankheit und ihrer Behandlung zugewendet. Bereits 1803 sahen wir ihn nach Venedig reisen, um daselbst das Verfahren von Pajola (der zu jener Zeit schon 558 Mal mit nur neun Todesfällen den Steinschnitt gemacht hatte) kennen zu lernen; am Ende seines Lebens berichtete K. in einem großen Werke („Die Steinbeschwerden der Harnblase, ihre verwandten Uebel und der Blasenschnitt bei beiden Geschlechtern", 1828, 4°, mit 9 Tafeln) über seine gemachten Erfahrungen, die er dahin zusammenfassen konnte, daß er den Steinschnitt bei beiden Geschlechtern, vom zarten Kinde bis zum hohen Greisenalter, 334 Mal verrichtet und von diesen Operirten nur einige 30 und darunter nicht den dritten Theil an den unmittelbaren Folgen der Operation verloren habe. Es war daher erklärlich, daß er sich für die damals neu entdeckte Steinzertrümmerung (Lithotripsie), die zu jener Zeit mittelst einer sehr umständlichen, schwierigen, einen unhandlichen Instrumentenapparat erfordernden Methode ausgeübt wurde, nicht sehr begeistern konnte, wie eine kleine, einige Jahre vor der großen erschienene Schrift („Bemerkungen über die neue, von Civiale und le Roy verübte Methode, die Steine in der Harnblase zu zermalmen und auszuziehen", 1826) beweist. — Es fielen überhaupt in Kern's letzte Lebensjahre, nachdem er im J. 1824 auf sein Verlangen von dem Lehramte der praktischen Chirurgie zu dem der theoretischen übergetreten war, seine bedeutendsten litterarischen Leistungen; so, außer den eben genannten Schriften, allein aus dem J. 1828: „Ueber die Anwendung des Glüheisens bei verschiedenen Krankheiten", dem besonderen Verehrer jenes Heilmittels, dem Berliner Chirurgen Rust, einem geborenen Oesterreicher, gewidmet: ferner „Die Leistungen der chirurgischen Klinik an der hohen Schule zu Wien vom 18. April 1805 bis dahin 1824", eine Rückschau auf seine gesammte klinische Thätigkeit, mit Darlegung der Grundsätze, die er bei derselben verfolgt und der Erfahrungen, die er dabei gemacht hat; sodann „Beobachtungen und Bemerkungen aus dem Gebiete der praktischen Chirurgie", gewidmet 72 seiner ehemaligen Zöglinge des chirurgischen Operateurinstituts, die zum Theil selbst schon berühmte klinische Lehrer oder Operateurs in allen Ländern des österreichischen Kaiserstaates geworden waren. Es liegt in dieser Schrift eine Fortsetzung seiner früheren klinischen Berichte vor. Im J. 1829 endlich, dem Todesjahre von K., erschien noch: „Abhandlung über die Verletzungen am Kopfe und die Durchbohrung der Hirnschale", in welcher er am Schlusse der Vorrede folgende, den ganzen Mann charakterisirende Worte anführt: „Indessen können wir unsere Kunstgenossen versichern, daß in dieser Schrift nichts gesagt, was nicht in und an der kranken Natur selbst geschaut, reflectirt und beobachtet worden ist, und somit dieselbe kein Wort, welchem nicht das Siegel reiner Wahrheit aufgedrückt sei, enthalte." Auch in dieser Schrift, welche vorzugsweise mit der Lösung der Frage sich beschäftigt, welche Stellung die Trepanation bei den Schädelverletzungen einzunehmen habe, hält sich K. sehr verständig in der Mitte zwischen den eifrigen Verfechtern der möglichst oft und frühzeitig vorzunehmenden Operation und den sich fast ganz ablehnend gegen dieselbe verhaltenden Gegnern derselben. — Ehe wir auf eine Gesammtcharakteristik der Leistungen Kern's in der Chirurgie eingehen, haben wir aus seinen äußeren Lebensumständen noch Verschiedenes nachzutragen. Als Beweis, welcher Anerkennung sich Kern's Verdienste sehr bald zu erfreuen hatten, ist anzuführen, daß schon 1807, also zwei Jahre nachdem er die Wiener Professur übernommen hatte, sein bisheriges Gehalt von 1000 auf 2000 Gulden erhöht und ihm später auch noch eine persönliche Zulage von 500 Gulden gewährt wurde. 1815 wurde ihm der Titel und Charakter eines k. k. Rathes verliehen

und wurde K. 1817, nachdem er von einer schweren, in seinem Berufe erhaltenen Krankheit kaum genesen war, vom Kaiser zu seinem wirklichen Leibwundarzte ernannt. Als K., der noch in den Jahren 1821 und 1822 gelehrte Reisen nach Deutschland, Frankreich, Oberitalien, Rom und Neapel gemacht hatte, 1824 sein klinisches Lehramt niederlegte, beließ ihm der Kaiser nicht nur seine sämmtlichen Bezüge, sondern verlieh ihm auch die Insignien des Leopoldordens und damit die Ritterwürde, sowie als K. im folgenden Jahre, 1825, wegen zerrütteter Gesundheit ein Ruhestandsgesuch einreichte, wurde ihm dasselbe mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes bewilligt. Ein neuer Beweis kaiserlicher Huld wurde K. noch in seinem letzten Lebensjahre zu Theil, indem er, ohne sein Verlangen, zum Vicedirector des medicinisch-chirurgischen und des thierärztlichen Studiums an der Wiener Hochschule ernannt wurde. — Auch das Ausland erkannte Kern's Verdienste an; die bedeutendsten wissenschaftlichen Gesellschaften Europa's zählten ihn zu ihrem Mitgliede; von den russischen Kaisern Alexander und Nicolaus und von dem Könige von Dänemark erhielt er kostbare Brillantringe, vom Könige von Baiern eine goldene Dose, vom Könige von Preußen eine dem Verdienste geweihte Denkmünze. — Am 15. April 1829 wurde K. auf einer Spazierfahrt mit seiner Tochter von einem Schlaganfalle getroffen, der am 16. das tödtliche Ende herbeiführte; am 18. April, dem Tage, an welchem er vor 24 Jahren sein Lehramt in Wien angetreten hatte, fand die Todtenfeier im Stephans-Dome statt.

Tief und wahr, bieder und offen, freundlich und theilnehmend erschloß K. seinen Schülern die Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung; klar und einfach war er in Wort und Schrift, alles Gesuchte vermeidend. Sein Geradsinn, seine Festigkeit, sein Ernst, seine Sicherheit, sein praktischer Tact, seine Humanität am Krankenbette waren Musterbilder für seine Schüler. Im gewöhnlichen Leben ernst, zuweilen abstoßend, besaß er ein mildes Herz und wirkte viel Gutes in der Stille; aber auch dem Humor war er nicht verschlossen, ohne daß derselbe etwas Herbes oder Verletzendes an sich trug. — Kern's wissenschaftliche Bedeutung ist zu seinen Lebzeiten, namentlich im Anfange seiner Laufbahn, vielfach unterschätzt worden. Erst allmählich haben, selbst in Deutschland, die Grundsätze, die er namentlich in der Behandlung der Wunden aufstellte, sich Geltung verschafft. Er war einer der Wenigen, die in einer Zeit, wo phantastische Systeme die ganze Medicin beherrschten, sich frei davon zu halten verstand und der in der einzigen richtigen Quelle der Erkenntniß, der genauen Beobachtung der Natur, allein das Heil der Wissenschaft suchte. Erst die Epigonen haben seine Verdienste erkennen und würdigen gelernt.

Vgl. R. F. Hussian in Hormayr's Neuem Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Litteratur und Kunst, 1829, Nr. 64 ff., auch in: Vorlesungen aus der praktischen Chirurgie von V. Ritter v. Kern. Nach dem Tode des Verf. herausgeg. v. R. F. Hussian, Bd. I, Wien 1831, S. XI. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. VII, 1829, Thl. I, S. 341 ꝛc. — K.'s litterarische Leistungen s. auch in Callisen's Medicin. Schriftsteller-Lexikon, Bd. XXIX, 1841, S. 228. E. Gurlt.

Kerner: Johann Georg K., von einer gewissen typischen Bedeutung unter den deutschen Parteigängern der französischen Revolution (ein älterer Bruder von Justinus K.), wurde am 9. April 1770 als Sohn des württembergischen Regierungsraths und Oberamtmanns Christof Ludwig K. in Ludwigsburg geboren, trat am 14. Juni 1779 in die Karlsschule ein und erlangte an derselben um Ostern 1791 die medicinische Doctorwürde. Schon als Akademiker von den Ideen der französischen Revolution mächtig ergriffen, gehörte er zu jener Gruppe der Karlsschüler, welche durch ihre muthwilligen politischen Kundgebungen dem herzoglichen Stifter der Anstalt Aergerniß bereiteten. Auch waren es vorzugsweise seine politischen Sym-

pathien, welche K. veranlaßten, behufs weiterer medicinischer Ausbildung im Sommer 1791 nach Straßburg überzusiedeln. Sein Auftreten in der dortigen „Gesellschaft der Constitutionsfreunde“ hatte jedoch die Folge, daß ihm alsbald die Unterstützung des Herzogs entzogen ward. Er entschloß sich deshalb gegen Ende des Jahres zu Fuß nach Paris zu wandern, wo er als Augenzeuge der großen revolutionären Ereignisse — und mehrfach an denselben persönlich betheiligt — zunächst bis zum Frühjahr 1794 verweilte. Abgesehen von seinen Beziehungen zu manchen aus der Geschichte des Zeitalters bekannten Franzosen, verkehrte er damals insbesondere mit den namhaftesten der deutschen Revolutionsfreunde: mit Georg Forster und Adam Lux, mit Oelsner und dem Grafen Schlabrendorf. An den letzteren fesselte ihn dauernd innige Freundschaft und Verehrung. Auch die für K. so folgenreiche vertraute Verbindung mit seinem württembergischen Landsmann Karl F. Reinhard stammt aus diesen Jahren. Wie fast durchweg bei den genannten Männern, war auch bei ihm dem ersten überschwänglichen Enthusiasmus für die Erhebung Frankreichs eine kritischere Periode gefolgt. Kerner's idealistische Denkungsart wurde ebenso sehr durch die unlauteren Mittel, wie durch die selbstsüchtigen Ziele vieler seiner angeblichen Gesinnungsgenossen zurückgestoßen. Als dem verfassungsmäßigen Königthum Gefahr drohte, gesellte er sich muthig den Vertheidigern desselben zu. Einen Deputirten, der in der Nationalversammlung für Lafayette gestimmt hatte, rettete er vor der Wuth einer fanatisirten Schaar; und am Abend des 9. August 1792 begab er sich als Nationalgardist nach den Tuilerien, um Ludwig XVI. beschützen zu helfen. Seine Entrüstung über die September-Blutthaten und die ferneren Gewaltmaßregeln der Schreckensmänner trieb ihn während des folgenden Zeitraumes auf die Seite der Girondisten. Der jugendliche Ungestüm, mit welchem er seine Gesinnungen zu bekunden pflegte, brachte ihm damals Gefängniß und Guillotine in nahe Aussicht. Einen vorübergehenden Schutz gewährte es ihm, daß er eine Zeit lang als Arzt an einem auf Kosten der dänischen und schwedischen Gesandtschaft eingerichteten Krankenhaus thätig war; doch bald auch in dieser Stellung nicht in hinreichender Sicherheit, sah er sich veranlaßt, im Mai 1794 eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Die gemachten Erfahrungen beeinträchtigten indessen Kerner's Sympathien für Frankreich keineswegs. In der Zeit, da die inneren Zustände des Landes ihn mit Abscheu erfüllten, erwartete er alles Heil von den Siegen der republikanischen Heere, und vollends seit dem Sturze Robespierre's schwelgte er in der Hoffnung, daß die Ideen der französischen Revolution in ganz Europa und vor Allem in Deutschland zur Herrschaft gelangen würden. So in der Unklarheit der damals verbreiteten kosmopolitischen Anschauungen befangen, gab er sich dazu her, von der Schweiz aus im Auftrage der dortigen französischen Gesandtschaft eine geheime Correspondenz mit den benachbarten Theilen Deutschlands zu unterhalten, und versuchte während eines zweimaligen kürzeren Aufenthaltes in seiner schwäbischen Heimath (gegen Ende 1794) daselbst im französischen Interesse zu wirken und namentlich die Neutralität Württembergs im Coalitionskriege herbeizuführen. Da diese Bemühungen scheiterten und K. in der Schweiz bei den extremen Demokraten auf Mißtrauen, bei den Aristokraten auf entschiedene Feindschaft gestoßen war, kehrte er im Anfang 1795 nach Paris zurück. Während des Aufstandes vom ersten Prairial d. J. vermochte er hier nur mit genauer Noth einem blutdürstigen Volkshaufen zu entrinnen. — Kerner's Lebensgeschichte in der Zeit vom Herbst 1795 bis zum Herbst 1801 ist mit derjenigen K. F. Reinhard's verknüpft, da er diesem während der Dauer seiner Functionen als bevollmächtigter Minister bei den Hansestädten (1795—98), als Gesandter und dann als Civilcommissar in Florenz (1798 und 1799), als Minister des Auswärtigen in Paris (1799)

und als Gesandter in Bern (bis 1801) Secretärdienste leistete. Kerner's Stellung entbehrte während des größeren Theils dieser Periode des öffentlichen Charakters; nur in Bern war er in mehr officieller Weise der französischen Gesandtschaft attachirt. Trotzdem wurden ihm bereits in Hamburg, sowie in Florenz und Paris manche nicht unwichtige Missionen von Reinhard übertragen. Daneben fand K. vielfache Gelegenheit, auch selbständig seinen Eifer für die Sache der Republik an den Tag zu legen, nicht nur durch propagandistische Beredtsamkeit, sondern auch gelegentlich durch die That. So betheiligte er sich z. B. in Italien an der Bekämpfung der contrerevolutionären Aretiner und wurde dabei durch einen Schuß in die Achsel getroffen. Erst das Aufkommen des militärischen Despotismus entfremdete ihm Frankreich und veranlaßte ihn, getrennt von Reinhard, einen eigenen Lebenspfad zu suchen (gegen Ende 1801). Nach einem kurzen Aufenthalt in Holland ließ K. sich in Hamburg nieder. Er begründete hier eine Zeitschrift „Der Nordstern", die jedoch wegen ihrer zahlreichen verhüllten und offenen Angriffe gegen Bonaparte in einer Stadt, welche erst jüngst ihren Frieden mit Frankreich geschlossen, nur kurze Zeit geduldet werden konnte (vom März bis Juli 1802). K. begab sich nunmehr nach dem Norden. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt im südlichen Schweden gewährte ihm die Anregung zu seinem gewandt geschriebenen und mit zahlreichen historisch-politischen Excursen ausgestatteten Buch „Reise über den Sund" (Tübingen 1803). Nachdem er alsdann an der Universität in Kopenhagen seine medicinischen Kenntnisse aufzufrischen und zu ergänzen bemüht gewesen, kehrte er im August 1803 nach Hamburg zurück, um sich der ärztlichen Praxis zu widmen. Der „Electricitätsträger" und „kometenartige Geist", wie ihn J. G. Rist genannt hat, gewöhnte sich jetzt an ein friedliches bürgerliches Dasein, obwol eine gewisse excentrische Unruhe seinem Wesen stets eigen blieb. Der auch während seiner bisherigen Laufbahn wiederholt hervorgetretene Drang nach hingebungsvoller und aufopfernder Wirksamkeit aber fand reiche Gelegenheit sich zu bethätigen. Insbesondere als Arzt der hamburgischen Armenanstalt und des Entbindungshauses, sowie durch seinen Eifer für Verbreitung des Impfens erwarb er sich mannigfache Verdienste. Indessen hörte er nicht auf, seine Gedanken und Fähigkeiten dem Gebiete der Politik zuzuwenden. Von 1807—1810 als Agent des Bremischen Senats bei den französischen Autoritäten in Hamburg accreditirt und zeitweilig in ähnlicher Weise — wenn auch minder officiell — mit der Wahrung der Interessen Lübecks betraut, verstand er es, die Milderung mancher Härten, die Herabdrückung mancher ungebührlichen Forderung zu erreichen. Hierbei war es ihm von großem Werth, daß er mit verschiedenen der in Hamburg functionirenden Franzosen von früherer Zeit her bekannt war. Diese Beziehungen verhinderten jedoch nicht, daß er gelegentlich seinen ingrimmigen Haß wider die französische Zwingherrschaft kundgab und gegen Napoleon selbst jenes von gluthvoller Leidenschaft beseelte Gedicht „Das blaue Fieber" schleuderte, dessen Verse die deutschen Diplomaten und Staatsmänner im J. 1814 auf ihrem Zuge nach Paris im Munde führten. — Auch in der Zeit, da K. Frankreich als sein Vaterland betrachtet und da er wol mit Talleyrand im Bremer Rathskeller auf die Annectirung des linken Rheinufers angestoßen, hatte er — wie seine nächsten Freunde bezeugen — nicht vermocht, sich zum Franzosen zu bilden und seine deutsche Gemüthsart zu verleugnen. In seinem letzten Lebensjahrzehnt kam auch deutsche Gesinnung bei ihm immer mehr zur Geltung. Wie die Weltlage im Allgemeinen, so erfüllte insbesondere Deutschlands Erniedrigung ihn mit tiefstem Schmerz, der durch keine freudige Voraussicht einer besseren deutschen Zukunft gelindert wurde. Vergeblich versuchte er seine schwermuthsvolle Stimmung durch Aufbieten aller Kräfte für das Wohl seiner Mitmenschen zu bewältigen. Der Gram über

die öffentlichen Zustände, verbunden mit dem Uebermaß der Anstrengung, welche er sich in der Ausübung seines Berufs zumuthete, haben sein Lebensende beschleunigt. Er starb in Hamburg am 7. April 1812.

Vgl. Justinus Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Braunschweig 1849; die auf Georg K. bezüglichen Abschnitte entbehren im Einzelnen der Genauigkeit. — Das Obige meist nach den Papieren aus Georg Kerner's Nachlaß und anderen handschriftlichen Quellen. Ad. Wohlwill.

Kerner: Justinus Andreas Christian K., Arzt und Dichter, wurde am 18. September 1786 zu Ludwigsburg als Sohn des dortigen Oberamtmanns und jüngerer Bruder von Georg K. (s. d.) geboren. Im J. 1795 zog die Familie nach Maulbronn und nach des Vaters vier Jahre später erfolgtem Tode wieder nach Ludwigsburg. K. trat bei der dortigen herzoglichen Tuchfabrik in die Lehre; durch Unterstützung des Tübinger Professors Conz wurde es ihm aber möglich gemacht, seinen Hang zum Studium der Natur zu befriedigen. Er studirte von 1804 an in Tübingen Medicin. Er war daselbst außer mit Varnhagen namentlich auch mit dem ein Jahr jüngeren Uhland eng befreundet, eine Freundschaft, welche auf gemeinsamer poetischer Neigung beruhte und trotz der weit auseinandergehenden Naturen und Gesinnungen beider Dichter, namentlich ihrer ganz verschiedenen politischen Ansichten, bis zum Tode festgehalten hat (beide starben im nämlichen Jahre). K. erwarb sich am 20. December 1808 den Grad eines Dr. med. mit einer Dissertation „De functione singularum partium auris“, und trat hierauf im April 1809 eine längere wissenschaftliche Reise an, die ihn nach Hamburg und Wien führte. Im Mai 1810 kehrte er nach Württemberg zurück und ließ sich im October 1810 in Dürrmenz, im Januar 1811 in Wildbad als praktischer Arzt nieder. Im Januar 1812 ging K. nach Welzheim, wo er sich im Februar 1813 verheirathete, im Frühjahr 1815 als Oberamtsarzt nach Gaildorf und am 19. Januar 1819 in derselben Eigenschaft nach Weinsberg. Dort lebte er (von 1851 an im Ruhestand) in seinem 1822 erbauten eigenen Hause, das außer manchen Dichtern und Dichterfreunden, die seine grenzenlose Gastfreundschaft genossen, auch verschiedene von ihm zur Beobachtung und Kur aufgenommene Nervenkranke beherbergte, bis zu seinem Tode, der am 21. Februar 1862 in Folge einer Grippe eintrat.

K. war als Schriftsteller sehr fruchtbar und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Poesie, sondern ebenso sehr oder noch mehr auf dem seines praktischen Berufs. Als Nichtmediciner muß ich mich hier auf ein kurzes Referat beschränken. Resultate eingehender, durch den Aufenthalt Kerner's in Welzheim und Gaildorf veranlaßter Studien waren die Schriften: „Neue Beobachtungen über die tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste“ (1820) und „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus“ (1822), denen 1815 sein Aufsatz „Ueber das Wurstgift“ in den „Tübinger Blättern für Naturwissenschaft und Arzneikunde“, Bd. III, vorangegangen war. Mehr praktische Tendenz hatten die Schriften „Ueber die Besetzung der Physikate“ (1817) und „Sendschreiben an die Bürger des Oberamts Weinsberg, in Betreff der uns drohenden Cholera“ (1831; im selben Jahr gab K. eine Schrift des Arztes Harst über die Cholera heraus). Am bekanntesten ist aber der Arzt K. geworden durch seine spiritistischen Schriften. Auf irgend eine Discussion ihres Werthes oder Unwerthes kann ich freilich nicht eingehen. Nervöse Constitution, frühe aufgetretene Krankheitserscheinungen eigenthümlicher Art an der eigenen Person, ein melancholischer Zug zu den „Nachtseiten der Natur“, der auch den Dichter K. kennzeichnet, sowie der Umstand, daß er selbst mehrere somnambüle Personen zur Behandlung bekam, darunter namentlich die durch ihn berühmt gewordene „Seherin von Prevorst“ (einem Dorfe nicht weit von Weinsberg), die 1828—29

in seinem Haus wohnte — alles das mußte den gemüthvollen und leicht erregbaren Mann in die spiritistische Richtung bringen und darin bestärken, wozu noch die Verbindung mit dem Tübinger Philosophen Eschenmayer beitrug. Die lebhafte Phantasie und der Humor des Dichters mögen sich manchmal in diese Studien eingemischt und mit diesen Vorstellungen ihr Spiel getrieben haben; aber von der Anschuldigung bewußter Fälschung ist K. entschieden freizusprechen. In diese Richtung seiner Studien gehören: „Geschichte zweier Somnambülen", zuerst 1824; „Die Seherin von Prevorst", 1829, seither noch 4 mal aufgelegt; „Blätter aus Prevorst", 1.—12. Sammlung 1831—1839, die Fortsetzung davon bildet „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen Lebens", 1.—5. Bd., 1840—1853; „Geschichten Besessener neuerer Zeit", 1834; „Gesichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und dessen Zukunft", 1835; „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur", 1836; „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns", 1836; „Die somnambülen Tische", 1853; „Fr. A. Mesmer, der Entdecker des thierischen Magnetismus", 1856. — Auf festerem Boden steht K. in seinen Schriften über Geschichte und Landeskunde Württembergs. Noch mit seiner medicinischen Thätigkeit hängt zusammen: „Das Wildbad im Königreich Würtemberg", von 1813 bis 1839 viermal aufgelegt; die Schrift schildert außer dem berühmten Bade selbst auch die landschaftliche Umgebung. 1817 gab K. heraus: „Herzog Christophs (von Württemberg) Leben, geschrieben von seinem Beichtvater (nach dem Drucke von 1660)." Besonderes Verdienst erwarb er sich um die Auffrischung der localen Traditionen Weinsbergs. Wie er die Erinnerung an die Sage von der Weibertreue dadurch wach zu erhalten bemüht war, daß er die zerfallene Burg, soweit es möglich war, vor dem Untergang schützte, sie zugänglich machte und durch Anlagen verschönerte, so hat er auch das Andenken an den Bauernkrieg erneuert durch das Schriftchen „Die Bestürmung der württ. Stadt Weinsberg durch den hellen christlichen Hausen i. J. 1525" (1821, 2. Aufl. 1848). An den politischen Bewegungen seiner Zeit und seines Landes hat K. sich wenig betheiligt und lediglich als Gefühlspolitiker, weshalb seine vollständig entgegengesetzte Stellung auch das Freundschaftsverhältniß zu Uhland nicht zu trüben im Stande war. Vor Allem aber ist hier zu nennen Kerner's reizende autobiographische Schrift „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus d. J. 1786—1804" (1849 erschienen). Sehr anziehend und romantisch geschrieben, voll Empfindung und Humor, ist das Buch zugleich eine Fundgrube altwürttembergischer Erinnerungen; leider hört es da auf, wo für den wissenschaftlichen Biographen der wichtigere Theil anfangen würde, bei Kerner's Abgang auf die Universität. — Als Kuriosum und Beweis für Kerner's große Geistesgewandtheit mag noch erwähnt sein, daß er für den Gebetswunderthäter Alexander Fürsten von Hohenlohe eine Anzahl von Fastenpredigten schrieb, welche dieser 1836 unter seinem eigenen Namen herausgab; wie denn auch in manchen seiner Gedichte der gläubig protestantische K. bewiesen hat, wie leicht es ihm gelang, sich in die Welt des Katholicismus zu versetzen. — Das eigentliche Centrum von Kerner's Wesen, seine höchste Begabung und seine dauernde Bedeutung liegt in der Poesie und innerhalb derselben wiederum in der Lyrik. Will man ihm seine Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie anweisen, so muß man von der Romantik in ihrer späteren Periode ausgehen. In ihr liegt, wie Uhland's, so auch Kerner's Ausgangspunkt; nur daß die Wege beider weit auseinandergehen und zwar so, daß K. der echte Romantiker geblieben ist. Phantastischer Humor und grübelnde Mystik, liebevolles Umfassen der Dinge und tändelndes Spielen mit denselben, Weltflucht und Weltliebe wohnen bei ihm hart neben einander; was ihn aber vor anderen Romantikern rühmlich auszeichnet, ist ein

warmes und bei aller Neigung zur Melancholie stets unverbittertes, bei allem satirischen Humor wohlwollendes Gemüth, in dem diese Gegensätze ihre Versöhnung finden. Am meisten gehört K. der Romantik in seinen erzählenden Werken an. In erster Linie sind da die „Reiseschatten“ zu nennen, welche 1811 als Kerner's erstes Buch erschienen; eine durchaus phantastische Reihe von dissolving views, mit manchen persönlichen Beziehungen, als Ganzes allzu ungeordnet, aber im Einzelnen oft von bedeutender Schönheit. Neigen die „Reiseschatten“ mehr nach der Seite des lustigen Humors, so ist das Märchen „Die Heimathlosen“ (zuerst 1816 im Morgenblatt) bei nicht minderer Phantastik durchaus von der sentimentalen Gattung. Daran reihen sich zwei kleine, phantastische dramatische Arbeiten: „Der Bärenhäuter im Salzbade“, worin K. seinen Geisterspuk selbst ironisirt (1837 aus Lenau's Frühlingsalmanach besonders abgedruckt), und „Der Bär“ oder „Die Bärenritter“, ein mit Uhland gemeinsam verfaßtes komisches Singspiel. — Gewiß am bedeutendsten ist K. als Lyriker; lyrisch gefärbt sind auch die erwähnten Schriften überall, wo die unmittelbare Empfindung zum Ausdruck kommt. Von K. „besorgt“ war der „Poetische Almanach für 1812“; zu diesem wie zu dem 1813 erschienenen „Deutschen Dichterwald“ haben außer K. namentlich die schwäbischen Freunde Uhland und Schwab beigesteuert. 1826 erschienen Kerner's „Gedichte“, 1834 „Dichtungen“ (vermehrt 1841), die „Lyrischen Gedichte“ allein wieder 1847 und 1854; 1852 „Der letzte Blüthenstrauß“, 1859 „Winterblüthen“. Außer dem, was schon von Kerner's Dichtung im Allgemeinen gesagt wurde, ist für seine Lyrik besonders charakteristisch die fast zum Ueberdruß oft ausgesprochene Sehnsucht nach dem Tode, welche übrigens stets nur den Charakter sanfter Wehmuth und Ergebung, nie den der Zerrissenheit und des Pessimismus an sich trägt. Charakteristisch ist auch eine sehr rege, oft fast leidenschaftliche Naturempfindung, sowie eine Neigung zum Volksliede, der wir köstliche Lieder verdanken. Selten, aber nicht ohne Glück, schlägt K. auch den Ton ungebrochener Jugendlust oder munterer Schalkheit an. Daß in seinen erzählenden Gedichten romantische Stoffe vorwiegen, ist nach dem Gesagten natürlich; mit wie viel Geschick er in solchen sich bewegen konnte, mag der „Geiger zu Gmünd“ beweisen. Was Gehalt und Form seiner Lieder betrifft, so hat K. die Kunst des Sichtens leider nicht so gut verstanden wie Uhland, und wir begegnen bei ihm manchem, was nur wenig befriedigen kann; immer aber ist noch Vieles übrig, was den Namen echter, gottbegnadeter Lyrik vollauf verdient. K. bohrt sich mehr in die Empfindungen ein, läßt sich mehr fortreißen und schlägt wol auch manchmal stärkere Töne an als Uhland, wie er in Leben und Persönlichkeit der weichere und zugleich leidenschaftlichere von beiden war; mag er daher manchmal mehr Feuer und Wärme zu haben scheinen, so steht er an ruhiger Männlichkeit und künstlerischer Größe, welche die Empfindung nicht unterdrückt, aber mit weisem Maße ihren Ausdruck zu zügeln weiß, weit hinter Uhland zurück, und man mag sich gern dem geistreichen Worte von Strauß anschließen, daß Uhland innerhalb der Romantik wiederum der Klassiker, K. der Romantiker sei.

Kerner's Schriften sowie die über ihn sind sehr genau aufgeführt bei Goedeke, Grundriß, III. 312—320. Nachzutragen ist jetzt zu den ersteren: die Ausgabe der „Bärenritter“ in Geibel's Münchner Dichterbuch von 1862, sowie „Ausgewählte poetische Werke“, 2 Bde., Stuttg., Cotta 1878; zu den letzteren die anekdotenreiche Schrift von Kerner's Tochter Marie Niethammer, „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“, Stuttg., Cotta 1877; sowie, als für Kerner's und Uhland's politische Stellung von Interesse, „Aus Briefen von Justinus Kerner an Ludw. Uhland, 1816—1819, 1848“, in den Württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, Bd. I, 217—223.

Hermann Fischer.

Kerner: Karl Friedrich Freiherr v. K., älterer Bruder des Dichters Justinus K., geb. in Ludwigsburg am 7. März 1775, † in Stuttgart am 12. April 1840. Gebildet in der Karlsschule, wurde er 1794 Lieutenant und machte sich fortan, im Krieg als Artilleriecommandant, im Frieden durch Emporbringen der württembergischen Eisenwerke, sowie als Landwirth verdient. Nach dem russischen Feldzug 1812 von König Friedrich in den Freiherrnstand erhoben, war K. 1817 kurze Zeit Minister des Innern, wurde dann Geheimrath und Präsident des Bergraths.

Siehe Schwäb. Merkur, 2. Abth., 19. Mai 1840. Just. Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 391 ff. J. Hartmann.

Kero soll der Name eines Mönchs in St. Gallen zur Zeit des Abtes Othmar (720—759) gewesen sein, welcher die uns in Handschriften der Abtei noch erhaltene deutsche Interlinearversion der Benedictinerregel und die sogenannten „Keronischen Glossen“, ein alphabetisch geordnetes lateinisch-deutsches Wörterbuch, dessen Quellen noch nicht sicher bestimmt sind, sowie andere verlorene Schriften verfaßt habe. Aber wir besitzen für den Mann und seine litterarische Thätigkeit kein altes Zeugniß; nur einmal, in einer nicht unverdächtigen Urkunde vom J. 799 (Wartmann I. 149), begegnet ein K. als Zeuge: die ganze Tradition ist vielmehr eine Erfindung der St. Galler Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich des Jodocus Metzler, des Melchior Goldast, des Pius Kolb, bei welcher höchst wahrscheinlich der Wunsch, für die ältere deutsche Litteratur des Klosters ebenso einen Sammelnamen zu besitzen, wie der Notkers ein solcher für die spätere war, eine Rolle spielte. Denn die Uebersetzung der Benedictinerregel, welche von Wort zu Wort, mechanisch und unbekümmert um den Zusammenhang, ihrer recht fehlerhaften lateinischen Vorlage folgt und ein trauriges Bild von dem damaligen Stande der Kenntniß des Lateins bietet, ist nicht nur in der jetzigen Handschrift von mehreren Händen geschrieben, sondern rührte auch ursprünglich von mehreren Verfassern her; zudem ist ihre Entstehung viel später zu setzen, zwischen die Jahre 802 und 804, nachdem Karls des Großen Verordnungen, daß die Klostergeistlichkeit ihre Regel kennen und verstehen solle, die Anregung gegeben hatten. Die Keronischen Glossen aber repräsentiren nur eine und zwar bereits ziemlich abgeleitete Copie eines auch anderweitig uns erhaltenen, aber nicht in St. Gallen entstandenen großen Vocabulars; auch sie zeigen geringes Verständniß der lateinischen Sprache.

Ausgabe der Benedictinerregel in H. Hattemer's Denkmahlen des Mittelalters, I. (St. Gallen 1844) S. 26 ff. Collation derselben mit der Handschrift von mir, Zeitschrift für deutsches Alterthum, XVII. 433 ff. Letzte Ausgabe der Keronischen Glossen in meinen und Sievers' Althochdeutschen Glossen, I. (Berlin 1879) S. 1—270. Dazu Kögel, Ueber das Keronische Glossar (Halle 1879) und meine Recension dieses Buches im Anzeiger für deutsches Alterthum, VI. 136—142. — Ueber die St. Galler Tradition s. Scherrer, Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen (Halle 1875) S. 340 ff. und Scherer in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, XVIII. 145 ff. — Die verschiedenen Verfasser der Uebersetzung der Benedictinerregel wies ich nach Zeitschrift für deutsches Alterthum, XVI. 131 ff., XVII. 431 ff.; weiter führte das aus Seiler in den Beiträgen von Paul-Braune, I. 402 ff., II. 168 ff. — Ueber die Datirung der Version handelten Scherer in den Denkmälern (2. Aufl., Berlin 1873) S. 519 und Henning, Ueber die St. Gallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls d. Gr. (Straßburg 1874) S. 153 ff. — Als Romanfigur (in der Weise von Scheffel's Ekkehard) wurde K. benutzt von Ludwig Laistner in seinem „Schneekind“ (Westermann's Monatshefte Bd. XLII, 1877, S. 189 ff., 292 ff., 406 ff., 537 ff., wieder abgedruckt in seinen „Novellen aus alter Zeit“, Berlin 1882). Steinmeyer.

Kerpen: Wilhelm Freiherr v. K., kaiserlich österreichischer Feldzeugmeister, Commandeur des deutschen Ordens, Inhaber des 49. Infanterieregiments, wirklicher Geheimerath, geb. am 24. Mai 1741 in Illingen, im jetzigen Regierungsbezirke Trier, † am 26. December 1823 zu Wien, erhielt seine Erziehung und Ausbildung zu Coblenz am Hofe des Kurfürsten von Trier, Franz Georg Grafen von Schönborn, dann auf der hohen Schule zu Würzburg, aus welcher er am 1. Februar 1758 als Fähnrich in das k. k. Infanterieregiment Deutschmeister Nr. 4 übertrat und im J. 1764 zum Hauptmann vorrückte. Im folgenden Jahre wurde er in den deutschen Ritterorden aufgenommen. Den baierischen Erbfolgekrieg machte K. als Major im bestandenen 46. Infanterieregimente mit und zeichnete sich bei dem Gefechte von Weißkirch (26. November 1778) aus. Am 24. April 1784 wurde er zum Major beim Infanterieregimente Nr. 54 (Graf Callenberg) befördert, machte mit diesem Regimente den Türkenkrieg 1788 mit, rückte in demselben Jahre zum Oberst vor und kam am 5. Januar 1792 als Commandant zum Infanterieregimente Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Im Januar 1793 marschirte Oberst K. mit dem Stabe und dem Leibbataillon seines Regiments zur Operationsarmee nach Deutschland ab, wo derselbe bei dem Corps des Feldmarschall-Lieutenant Prinz Württemberg eingetheilt war. Im Januar 1794 zum Generalmajor befördert und als Brigadier bei der Hauptarmee in Deutschland eingetheilt, fand er hier mannichfache Gelegenheit Hervorragendes zu leisten. 1797 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, übernahm K., am 10. März in Salurn eingetroffen, vom General Liptay das Commando über die gesammte, zur Vertheidigung Tirols aufgestellte, bewaffnete Macht, welche aus 14400 Mann Linientruppen und 10000 Landesschützen bestand. Der am 7. April bei der Hauptarmee abgeschlossene Waffenstillstand machte auch den Feindseligkeiten in den Thälern Tirols durch ein zwischen beiden Commandanten (französischerseits Joubert) getroffenes Abkommen ein Ende. Am 18. Januar 1798 nahm K., Namens seines Souveräns, Besitz von der Stadt und dem Gebiete von Verona, welches durch den Frieden von Campoformio ein Bestandtheil des österreichischen Staates geworden war, und im Juli ging er nach Deutschland, um bei der Armee eine Infanteriedivision zu übernehmen, deren Commando er den Feldzug 1799 hindurch führte. Im J. 1801 befand er sich zur Seite des Generals der Cavallerie Grafen Melas. In dem folgenden Jahre Infanteriedivisionär in Böhmen, versah K. während des Feldzuges von 1805 die Geschäfte des abwesenden commandirenden Feldzeugmeisters Grafen Kollowrat, blieb als Stellvertreter an dessen Seite, bis er im October (28.) des Jahres 1807 zum Landescommandirenden in Inneröstereich ernannt wurde. Im J. 1808 folgte die Verleihung der geheimen Rathswürde und die Ernennung zum Feldzeugmeister. Im Juli des Jahres 1809 wurde K. Vicepräsident des kaiserlichen Hofkriegsrathes und blieb in dieser Anstellung bis zu seinem am 16. November 1813 erfolgten Uebertritt in den Ruhestand. K. hatte bis zum Abend seines Lebens geistige Frische und körperliche Rüstigkeit sich bewahrt, er starb zu Wien am 26. December 1823 nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen, 83 Jahre alt, an Lungenlähmung.
K. A.

Kerßenbroick: Hermann v. K. war um 1520 auf dem Mönchshofe bei Barntrup im Lippe'schen geboren. Seine Schulbildung genoß er zuerst in Paderborn, seit 1533 dann in der Domschule zu Münster, bis seine Eltern in Folge der Wirren der Wiedertäufer die Stadt verlassen mußten. Erst nach dem Siege des Bischofs Franz konnte K. in der alten Schule in Münster seine wissenschaftliche Vorbildung beenden. Er wandte sich zu weiteren Studien nach Köln, wurde daselbst am 21. April 1541 Baccalaureus der Philosophie und der Künste und hielt sich dort noch mehrere Jahre auf. Ins Ende dieser Zeit, 1545, fällt

die Abfassung der ersten Schrift, welche wir von K. kennen, der „Brevis descriptio belli Monasteriensis contra anabaptistica monstra gesti“, die, in dactylischen Hexametern, zwar Formgewandtheit des jungen Autors bekundet, inhaltlich aber nur von sehr geringer Bedeutung ist. In demselben Jahre 1545 ist er Conrector der 1543 neu begründeten höheren Schule in Dortmund, bekleidete hernach zwei Jahre lang das Rectorat des Gymnasiums zu Hamm und folgte 1550 einem Rufe des Domcapitels in Münster, wo er fortan 25 Jahre als Rector des Paulinischen Gymnasiums thätig war. Die Schule hatte früher besonders in Folge der hingebenden Sorgfalt, welche ihr Rudolf v. Langen widmete, einen ausgezeichneten Ruf genossen, hatte sich nach den argen Schädigungen, die auch für sie das Treiben der Wiedertäufer brachte, unter dem Rectorate des Aelius wieder gehoben und gelangte nun unter der umsichtigen Leitung Kerßenbroick's zu neuer Blüthe. Es liegt uns ein Actenstück vor, aus dem wir erkennen können, in welchem Geiste damals K. zu wirken suchte. Aus dem Jahre 1551 hat sich nämlich ein Lectionsverzeichniß für die verschiedenen Klassen des Gymnasiums erhalten, das in K. deutlich den Vertreter des Humanismus erkennen läßt. Lateinisch und Griechisch sind die Hauptgegenstände des Unterrichts; Mathematik, Geschichte, Geographie werden mit keinem Worte erwähnt. Großes Gewicht ist auf die Uebung in freien Vorträgen und auf die Anfertigung schriftlicher Ausarbeitungen gelegt. Charakteristisch ist noch, daß ausdrücklich für den Unterricht im Deutschen nur „unverdächtige, katholische Bücher“ geboten werden. Kerßenbroick's Streben ging dahin, diesen Lectionsplan im Laufe der Jahre mehr und mehr zu verbessern und im Einzelnen zu vervollständigen. Wir wissen, daß später unter seinem Rectorate neben Latein und Griechisch in Münster auch das Studium der hebräischen Sprache eingeführt wurde. Die Stellung des Rectors und die der mit ihm wirkenden Lehrer war äußerlich keine sehr glänzende, nicht einmal eine sichere. Freilich war sie unabhängig vom Stadtrath, denn die Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrkräfte geschah von Seiten des Domcapitels, an dessen Spitze in dieser Beziehung der Domscholaster stand. Ein festes Einkommen hatte keiner der Lehrenden; sie waren auf die Theilung des einlaufenden Schulgeldes, auf die Aushülfe des Capitels und auf die sogenannten Minervalien angewiesen, d. h. Schenkungen an Lebensmitteln seitens der Eltern ihrer Schüler. K. selbst hat in seinem bekanntesten Werke bitter genug auf alle diese Uebelstände hingewiesen. Aber nicht diese waren es, die ihm seine Stellung in Münster verleideten und sie schließlich unhaltbar machten. Der Grund dafür lag vielmehr in seiner eigenen schriftstellerischen Thätigkeit, die hier zuerst, und dann wiederholt noch auf das Empfindlichste, ja, mit Gefährdung seiner persönlichen Sicherheit auf ihn zurückgewirkt hat. Seine Mußezeit hatte K. etwa von 1567 an dazu benutzt, die Geschichte der Münsterischen Wiedertäufer zu schreiben. Die Art und Weise, wie er es that, der Parteistandpunkt, dem er dabei Geltung zu verschaffen suchte, haben alle Unannehmlichkeiten verschuldet, denen fortan sein Leben ausgesetzt war. Das Buch beschränkt sich nicht auf die Darstellung des Anabaptismus in Münster, sondern gibt eine Gesammtgeschichte der Stadt von 1524—1554. Es ist fesselnd geschrieben mit reichem Aufwande klassischer Belesenheit, stellenweis nicht ohne poetischen Schwung, wenn auch hin und wieder gar zu prunkend mit gesuchter Entfaltung astronomischer, historischer 2c. Gelehrsamkeit. Quellenmaterial stand dem Verfasser in reichstem Maße zur Verfügung. Theils konnte er noch als Augenzeuge berichten, theils das als Kind erlebte durch mündliche oder schriftliche Erzählungen älterer Zeitgenossen ergänzen. Die archivalischen Quellen, auf denen inhaltlich der Hauptwerth des Buches beruht, waren ihm durch die Vermittelung des Bischofs Johann von Hoya zugänglich geworden. Aber die historische Kritik ging K. völlig ab, und, was weit schlimmer

ist, seine Darstellung war nicht vom Streben beherrscht, nur die Wahrheit und diese in ihrem vollen Umfange zu sagen. Das Werk war auf Veranlassung und mit reichster Unterstützung der katholischen Restaurationspartei in Münster, also vornehmlich des Capitels und der Geistlichkeit, entstanden. Es ist durch und durch tendenziös gefärbt, athmet blinden Haß gegen Alles, was die evangelische Lehre betrifft, verficht einseitig das Interesse und das Ansehen der Geistlichen gegenüber dem der Laien, und macht, was in seiner Veranlassung aus der Localgeschichte Münsters deutlicher wird, wo damals Capitel und Stadtrath sich feindlich gegenüberstanden, gehässige Opposition gegen den Magistrat und gegen die Erbmänner. Das brachte K. zu Fall. Hier ist nicht der Ort, die ganze, in ihren Einzelheiten sehr verwickelte Angelegenheit des Streites zwischen dem Rector und dem Stadtrath darzulegen. Nur die Hauptmomente seien kurz berührt. K. hatte ein Exemplar seines Werkes nach Köln zum Druck gesandt und ließ sein Manuscript durch mehrere seiner Schüler abschreiben. Der Rath, dem das bekannt geworden war, der auch vom Inhalte Kenntniß erhalten hatte und Vieles nicht billigte, forderte nun vom Verfasser die Ablieferung aller Exemplare und verbot aufs Strengste den Druck der Schrift (Juli 1573). Er setzte seinen Willen theilweise durch. Nach stürmischen, oft unwürdigen Verhandlungen auf dem Rathhause, an denen sich auch die gegen K. erbitterten Erbmänner betheiligten, nachdem K. selbst zwei Tage lang als Gefangener behandelt war, wurde er im Februar 1578 gezwungen, 13 namhaft gemachte Artikel seines Buches, die sich fast ausschließlich auf die Machtbefugniß des Stadtrathes und auf die Stellung der Erbmänner bezogen, als falsch und irrig zu widerrufen. Eidlich mußte er weiter betheuern, daß er keine Abschrift seines Buches mehr besitze (es scheint fast als sei das Eigenthumsrecht an demselben nach der Vollendung an das Capitel übergegangen), daß er keines mehr anfertigen lassen, daß er künftig überhaupt keine Bücher mehr schreiben wolle. Erst dann und als man ihm noch eine Strafe von 200 Thalern auferlegt hatte, entließ ihn der Rath. Kerßenbroick's Buch ist vollständig und correct niemals gedruckt worden. Die von ihm übersetzten urkundlichen Actenstücke sind jetzt zwar im Original zugänglich, überflüssig und werthlos aber würde eine wenigstens theilweise Herausgabe des Werkes gewiß nicht sein, denn es birgt eine Masse wichtiger und eingehender Notizen, die für die Localgeschichte einen bleibenden Werth haben. — Nachdem seine langjährige Thätigkeit am Gymnasium zu Münster so gewaltsam unterbrochen war, bot ihm das Domcapitel in Paderborn eine neue Heimath, indem es ihn zum Rector der dortigen Salentinischen Schule berief. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande trat K. im October 1575 sein neues Amt an, das aber nicht von langer Dauer sein sollte. Denn 1578 erschien sein „Catalogus episcoporum Padibornensium“ (ein früher geschriebener Catal. epp. Monast. ist nur im Manuscript erhalten; auch verfaßte K. nach seiner eigenen Andeutung und nach Hamelmann's Versicherung eine „Descriptio Westphaliae“). Abgesehen von abermals bedenklichen Stellen erregte derselbe schon deshalb den Mißmuth Vieler, weil der Verfasser ihn herausgab trotz des vor drei Jahren geleisteten Eides, sich des Bücherschreibens völlig zu enthalten. K., auf dessen sittlichen Charakter diese Veröffentlichung und die später noch folgenden ein sehr bedenkliches Licht wirft, sah neue Unannehmlichkeiten voraus und wich ihnen aus, indem er noch 1578 Paderborn verließ. Er begab sich nach Werl, wo er gern das ihm angetragene Rectorat der gymnasialartigen Schule übernahm. Wieder zerstörte er sich selbst auch hier den Genuß einer lieb gewordenen Wirksamkeit. Er schrieb eine Apologie, in welcher er mit scharfer Sprache und feindseligem Tone sich gegen die Anschuldigungen und Verfolgungen, die er von Münster zu erdulden hatte, rechtfertigte. Den geleisteten Eid konnte er nicht gut in Abrede stellen; aber er hielt ihn nicht

für bindend, weil er ihm abgezwungen sei und alle Zusagen von ihm gegen sein Gewissen geschehen wären. Die Schrift — übrigens auch nur als Manuscript vorhanden — ist an den Adel ganz Westfalens und an jeden unbefangenen Leser gerichtet. Aber damit nicht genug schrieb K. auch noch die Satire „Noctua", in welcher seine Gereiztheit keine Schranken mehr kennt und die seine Verfolger mit Verachtung, Spott und Hohn überschüttet. Damit trieb er seine Gegner zum Aeußersten. Sie sahen in K. jetzt nur noch einen meineidigen Verbrecher und schritten zur strengsten Bestrafung. Unter dem Rechtsbeistande des Gebhard Truchseß, Erzbischofs von Köln, erschien eine Gesandtschaft des Münsterischen Raths in Werl und leitete gegen K. den Prozeß wegen Meineids und gebrochener Urfehde ein. Der Rector wurde gefangen gesetzt, sein Leben schwebte in höchster Gefahr. Doch ist es seinen Beschützern, wol einigen Bürgern von Werl, wo er sich überhaupt durch seine Lehrthätigkeit beliebt gemacht hatte, gelungen, ihn zu retten, indem sie ihm zur Flucht verhalfen. Noch einmal treffen wir K. dann als Rector an der Domschule zu Osnabrück, wo er am 5. Juli 1585 sein unruhiges Leben beendete. Kerßenbroick's Lehrthätigkeit ist stets anerkennend beurtheilt worden. Auch dafür war er schriftstellerisch thätig gewesen. Er hat die „Epitome dialectices Caesarii" und andere Sammlungen zum Schulgebrauch herausgegeben. Gleich nach seinem Tode haben ein Lehrer und mehrere Schüler seinem Andenken die Querela scholae Osnabrugensis in Versen gewidmet.

Hamelmann, Opera genealogico-historica. — Deneke, H. v. Kerßenbroick in d. Zeitschr. für Westfäl. Gesch. und Alterthumskunde, Bd. XV. — Nordhoff in den Mittheilungen des hist. Vereins zu Osnabrück, X. — Döring, Programm v. Dortmund, 1872. — Verlage, Programm v. Osnabrück, 1876. — König, Nachrichten über das Gymnasium zu Münster. — Keller in d. Ztschr. f. Preuß. Gesch., Bd. XV. — Geschichtsquellen des Bisthums Münster, II. u. a. m. Detmer.

Kersting: Hermann August Franz K., geb. am 17. August 1811, † am 11. April 1863, angesehener praktischer Jurist Kurhessens, besonders im Fache des Strafrechts. Geboren zu Kassel, wo sein Vater Heinr. Ludw. K. zuletzt Oberfinanzrath war, studirte K. 1828—1833 in Heidelberg und Marburg, dort besonders angeregt durch Thibaut und Mittermaier, hier durch H. E. Endemann (s. Bd. VI S. 105) und v. Vangerow. Sowol diese Studienzeit als die ersten Jahre der praktischen Laufbahn durchlebte er in gleicher Stufenfolge und in engem Verein mit Georg Ludwig Büff (s. Bd. III S. 503 f.), wie denn beide gemeinschaftlich noch als Studenten (1832) unter dem Pseudonym „Ludwig Hermann" die „Sammlung der im Lehrbuche des heutigen römischen Rechts von Mackeldey citirten Belegstellen" (2 Thle. gr. 8⁰) herausgaben. Mit Büff zusammen wurde K. im Frühjahr 1833 Rechtspraktikant beim Landgericht zu Kassel und im folgenden Jahre beim Obergericht daselbst, sowie im Frühjahr 1835 mit Versehung des Actuariats bei dem Justizamt in Burghaun beauftragt. Im Frühjahr 1836 wurde K. zum außerordentlichen Assessor beim Landgericht in Hanau, im November 1837 zum Assessor des Obergerichts in Rinteln und im Frühjahr 1846 zum Obergerichtsrath im Kriminalsenat des Obergerichts zu Kassel ernannt. In dieser Stellung wurde er am 27. März 1848 zum ordentlichen Mitgliede der Residenzpolizeicommission bestellt und im Mai desselben Jahres neben zwei Oberappellationsräthen, einem zweiten Obergerichtsrath und einem vortragenden Rath des Justizministeriums mit der Ausarbeitung von Gesetzentwürfen zur Einführung des mündlichen öffentlichen Strafverfahrens und der Geschworenengerichte beauftragt. Nachdem er zu diesem Zweck im Juli den Assisen in Köln beigewohnt hatte, kamen die unter seiner Mitwirkung bearbeiteten und am 31. October 1848 publicirten Gesetze zu Stande, die ersten jenes Jahres,

welche eine umfassende Reform des deutschen Strafverfahrens verwirklichten. Im November 1848 wurde K. zu der einstweiligen Versehung der Geschäfte eines außerordentlichen Referenten im Justizministerium und zwei Monate später auch der Geschäfte eines Generalstaatsprocurators berufen, im October 1849 aber definitiv zum Generalstaatsprocurator ernannt. Die Verfassungskatastrophe vom Herbst 1850 brachte ihm zwar keinen unmittelbaren Conflict, lastete aber auch auf ihm schwer und griff störend in seine Laufbahn ein. Er wurde im Januar 1851 wieder als Obergerichtsrath „mit der Bezeichnung Geheimer Justizrath" zum Obergericht in Kassel versetzt, und schon im October desselben Jahres mit Beibehaltung seines Ranges zum Director des neu gebildeten Kriminalgerichtes in Fulda bestellt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode blieb, zugleich mehrfach vom Ministerium mit gesetzgeberischen Arbeiten beauftragt. Eine besondere Ernennung zum Geheimen Justizrath erfolgte noch im Juni 1854. Körperlich schon einige Zeit leidend starb er in Fulda am 11. April 1863. — Außer der oben erwähnten Quellensammlung zu Mackeldey schrieb K.: „Das Strafrecht in Kurhessen, in einzelnen Abhandlungen", 2 Bde., 1853—1855; „Die Sonderrechte im Kurfürstenthum Hessen", eine Sammlung der in den neueren Gebietstheilen vor ihrem Anfall ergangenen Verordnungen, 1855; eine Abhandlung „Ueber Kriminalprozeß und kriminalprozessualische Rechtsprechung in Kurhessen" im Archiv für das Strafrecht ꝛc. im Großherzogthum Hessen von Glaubrech und Dernburg. Brandis.

Keruer: Thielemann K. (Kerver), deutscher Buchdrucker und Buchhändler zu Paris zu Ende des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Seiner Heimath nach war er ein Niederländer, doch hat sich sowol der Ort als die Zeit seiner Geburt bis jetzt nicht ermitteln lassen und auch von seinem äußeren Leben ist nur wenig bekannt. Anfänglich bediente er sich als Buchhändler der Presse des Jean Philippe, aber er beeilte sich selbst Buchdrucker zu werden und seit Ende des Jahres 1497 druckte er auf Rechnung des Jean Richard v. Rouen und für die des Pierre Regnault v. Caen. Um diese Zeit hatte er seine Officin auf der Brücke Saint-Michel „in pellicano vici sancti Jacobi et in unicorne in port. sancti Michaelis" mit dem Zeichen zum Einhorn (Licorne). Drei Jahre später trat er seinen Buchladen mit dessen Insigne an den Buchhändler Gillet Remacle ab, für den er auch 1500—1503 mehrere Bücher druckte. Im J. 1506 finden wir ihn in der Straße Saint-Jacques „ad intersignium Craticulae" und bereits 1502 bezeichnet er sich als „imprimeur et libraire juré de l'université de Paris" und 1520 als „universitatis parisianae librarius juratus in vico sancti Jacobi ad signum unicornis commorans"; doch bediente er sich zuweilen (Serapeum 1841, 237) auch anderer Buchdruckerzeichen, so 1507 eines Eichbaums mit zwei Eichhörnern und im Schilde T. K., vgl. auch G. C. Lisch, Jahrb. für mecklenburg. Gesch. IV, 61 und Roth-Scholtz, Insignia Nr. 115. Zwei Jahre später (1522) starb er. Verheirathet war er mit Jolande, der Tochter des Pariser Buchhändlers Bonhomme. K. hatte mehrere Söhne, die unter der Wittwe nach seinem Tode das Geschäft fortsetzten und fortfuhren besonders liturgische Bücher in allen Formaten herzustellen. Am Schlusse eines Horae-Buches vom J. 1531 zeigt sich die Wittwe mit den Worten an: „Exaratae quidem Parisis (sic) opera et suspensis Yolandi Bonhomme viduae spectabilis viri Thielmanni Keruer in vico sancti Jacobi 1531, X. Januarii". Die Wittwe selbst starb um das Jahr 1552 oder wenig später, und es folgten ihr Jakob K. „échevin", ebenfalls zu Paris, welcher bereits 1545 eine Ausgabe von Philander's Commentar zum Vitruvius und 1546 des Johann Martinus' Uebersetzung des „Songe de Poliphile" gedruckt hatte; im J. 1553 ließ er unter Anderem erscheinen die Uebersetzung von „Traité d'Architecture de Leon Bap-

tiste Alberti" durch Jean Merlin. Ein zweiter Sohn Thielemann's, desselben Namens, druckte 1551 das Neue Testament lateinisch, mit Holzschnitten „apud Jolandam Bonhomme sub unicorni in via Jacobea", und ein weiterer Sohn scheint der Buchhändler Paul K. gewesen zu sein, für welchen unter Anderem auch eine Uebersetzung des eben erwähnten „Songe" von Jean Leblanc gedruckt wurde. — K. beschäftigte sich vorzüglich und fast ausschließlich mit dem Drucke von französischen Gebetbüchern oder Horarien. Diese Gebetbücher (Heures, lat. Horae) gingen seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von mehreren Städten Frankreichs, vorzüglich aber von Paris in außerordentlich großer Menge aus, und sie waren zum Theil höchst glänzend und meist auch auf Pergament gedruckt. Den meisten Ausgaben sind außerdem nicht nur die mannigfaltigsten Randverzierungen (Arabesken), sondern auch große, ganze Seiten einnehmende Bilder beigegeben. Jenen Randverzierungen gesellte sich sehr bald (seit 1488) die beliebte Danse Macabre bei und zwar meist gleich Frauen- wie Männerreigen, während erst 1499 beide vereint als „la grant Dance Macabre" erscheinen. Dagegen enthalten eine sehr große Anzahl bisher bekannt gewordener Ausgaben dieser Heures den sogenannten Todtentanz in Randbildern nicht (Maßmann, Litteratur d. Todtentänze, im Serapeum 1840, 212; vgl. auch „Der Dresdener Todtentanz" in d. Zeitschrift „Gartenlaube" 1881, 163—166). Unter den Pariser Druckerherrn oder Herausgebern dieser Gebetbücher zeichnete sich dann neben Simon Vostre (1484—1520), Philippe Pigouchet (1484—1502) und Antoine Verard (1485—1514; Bulletin du Bibliophile belge XV, 135) Thielemann K. ganz besonders aus. Die Zahl der durch ihn sowie seine Erben edirten Horae mit Todtentänzen beläuft sich von 1505—1531 auf zwölf, und eine der ersten ist betitelt (mit Auflösung der Abbreviaturen): „Horae divinae virginis Mariae ... una cum fig. apocalipsis ...", am Schluß: „Venaleque est supra montem sancti Michaelis intersignio Unicornis". Auch in Deutschland wurden solche Horarien sehr frühe, jedoch nur in niederdeutscher Sprache, unter dem Titel „Gezeiten" hergestellt, und ein solches druckten unter Anderem Ravenstein und Westphal zu Magdeburg o. J. (wahrscheinlich 1483 oder 1484) in klein Octav, fast Duodez. Horarien aber in oberdeutscher Sprache aus Officinen des 15. Jahrhunderts sind mir nicht bekannt, wol aber solche aus niederländischer, und zu Delft, Leyden, Gouda und Antwerpen sind solche schon im 15. Jahrhundert zum wenigsten zwölf gedruckt worden. Dagegen wurden diese Gezeitenbücher handschriftlich im 15. Jahrhundert in sehr erheblicher Zahl hergestellt und man findet solche auf allen größeren Bibliotheken. Sie haben fast immer ein kleines Format, weil sie namentlich für Frauen bestimmt waren und nicht selten findet man die Namen von Frauen eingeschrieben. Was den Gebrauch der deutschen Horarien anlangt, so scheint es, als ob sie nicht blos bei der Privaterbauung, sondern auch beim öffentlichen Gottesdienste gedient haben, denn darauf deuten wenigstens die Wachstropfen, welche man nicht blos in gedruckten, sondern auch in handschriftlichen Exemplaren bemerkt. Von anderweitigen Druckerzeugnissen des Th. K. sind zu erwähnen „Philippi Beroaldi libellus de optimo statu", 1500, 4° und des Jodocus Badius Ascensius „Navicula stultarum virginum", welches 1502 auch bei Prüß in Straßburg und 1508 französisch bei Geoffroy de Marne zu Paris herauskam; über Badius vgl. Fabricius, Bibl. lat. med. et inf. aet. IV, 505—506 und Flögel, Kom. Litt. III, 556 ff. Mit K. ist schließlich nicht zu verwechseln der straßburgische Drucker Kerner, Conrad, aus dessen Presse (Weller, Repert., S. 467) 1517 mehrere Bücher hervorgingen.

Chevallier, l'Origine de l'impr. de Paris, p. 111, 374. La Caille, Hist. de l'imprim., 1689. Polepi Exercitationes Vitruvianae, S. 49. La Croix du Maine, Bibl. franç., 1772. Weller, Altes aus allen Theilen der

Geschichte, S. 238—43. Brunet, Nouvelles Recherches bibl. T. III, 459 bis 462, 476—77. Hain 7757—58, 7761—70. Bulletin du Biblioph. belge XV, 379—84. J. Franck.

Kerz: Friedrich v. K., Historiker, geb. 1763, † am 3. December 1849 zu München. K. stammte aus den Niederlanden, war (gleichzeitig mit Schiller) Zögling der Karlsschule, dann Offizier (Major) im baierischen Heere, auch Diplomat in Wien und Paris. Später lebte er als Privatmann sehr zurückgezogen und fromm katholisch, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, zuerst zu Düsseldorf, dann zu München. Seine erste litterarische Arbeit, die bereits seine streng kirchliche Richtung bekundet, ist die anonyme Schrift: „Ueber den Geist und die Folgen der Reformation, besonders in Hinsicht der Entwicklung des europäischen Staatensystems. Ein Seitenstück zu Villers' Darstellung der Reformation Luthers“, 1810 (neue Auflagen 1822, 1830). Dann folgten, gleichfalls anonym: „R. C. Dallas über den Orden der Jesuiten, frei übersetzt mit vielen Zusätzen“, 2 Thle., 1820, dazu „Beilagen und Nachtrag“, 1821; „Ausgewählte Predigten Massillon's“, 1. (einziger) Band, 1822, und „Ueber das vermeintliche oder wirkliche Wunder in Zons“, 1829. — Im November 1821 kündigte K. an, er werde im nächsten Jahre zu Düsseldorf ein dreimal wöchentlich erscheinendes „Repertorium für Geschichte, Politik und Litteratur“ herausgeben (Mastiaux, Litt.-Ztg. 1822, Nr. 4). Das Blatt scheint aber nicht erschienen zu sein. Im April 1825 übernahm er, nach München übergesiedelt, die Redaction der früher von Felder und Mastiaux herausgegebenen „Katholischen Litteraturzeitung“ und führte dieselbe bis 1834; von 1826 an erschien daneben als „rechtmäßige“ Fortsetzung des Mastiaux'schen Blattes bei dem ursprünglichen Verleger desselben eine „Litteraturzeitung für die katholische Geistlichkeit“, redigirt von Franz v. Besnard; 1835 wurden die beiden concurrirenden Blätter zu einem von K. und Besnard gemeinschaftlich redigirten vereinigt, welches aber mit dem Jahre 1836 einging. — Das Hauptwerk von K. ist die Fortsetzung der Stolberg'schen Kirchengeschichte. Der letzte von Stolberg († 1819) verfaßte Band, der 15., welcher 1818 erschien, geht bis 430; K. führte die Geschichte in den Bänden 16—45 (Fortsetzung Band 1—30) 1825—48, bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, freilich in ganz anderer Weise wie Stolberg, da er mehr eine allgemeine Geschichte als eine Kirchengeschichte schrieb. Der Druck des 46. Bandes hatte bereits begonnen, als K. starb. Der Band wurde vollendet von Dr. J. N. Brischar, 1850, der bis zum J. 1864 die Bände 46—53 (Neue Folge 1—8) herausgegeben hat.

Erinnerungen an Fr. v. Kerz in den Hist.-polit. Blättern, 23. Bd. (1849) S. 377. Reusch.

Kesaer: Franz Xaver v. K., geb. den 27. April 1740 in Wien, † ebendaselbst den 29. December 1804. Das äußere Leben dieses Gelehrten bietet so gut wie gar keine Momente der Abwechslung. Er studirte in seiner Vaterstadt, erhielt sodann eine mathematische Professur in Prag und trat dort in den priesterlichen Stand über. Später als Professor der höheren Mathematik nach Wien zurückgerufen, beschloß er daselbst sein Leben. Außer einem in des Edlen Ignaz v. Born „Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde“ abgedruckten Aufsatz über die Centralkräfte verdient seine „Abhandlung über die Lehre von den Parallellinien“ als ein interessanter Beitrag zu einer altberühmten Streitfrage genannt zu werden.

Meusel, G. T. — Adelung, Fortsetzung zu Jöcher, Bd. III S. 261. Günther.

Kessel: van K., zahlreiche Künstlerfamilie in Antwerpen. Hieronymus v. K., der älteste, wol um 1580 geboren, da er 1594 als Lehrling bei C. Floris eintrat; er bereiste Deutschland, hielt sich zuerst in Frankfurt a. M. auf, begab

sich 1606 nach Augsburg (wo sich mehrere Glieder der Familie Fugger von ihm malen ließen) und drei Jahre später nach Straßburg, wo er den Bischof Erzherzog Leopold malte; dieses Bild hat dann Raph. Sadeler gestochen. Im J. 1615 ist er in Köln beim Maleramt eingetragen, wo er noch 1620 thätig ist. Aus dieser Zeit datiren die Bildnisse eines Kölner Rathsherrn und dessen Frau im Museum zu Hannover. Bald darauf muß er sich in Antwerpen niedergelassen und geheirathet haben. Seine Frau Paschasia war eine Tochter des Jan Brueghel (Sammt-Brueghel). Weitere Nachrichten fehlen. Sein Sohn Jan v. K., geb. zu Antwerpen 1626, im Gegensatz zu seinem gleichnamigen Sohne der ältere genannt, soll Schüler Tenier's gewesen sein. Er malte Landschaften, Thiere und Blumen, die meist nach Spanien kamen. Seine Bilder sind selten; ein Fruchtstück mit Krebsen vom J. 1654 ist in Dresden, ein Bacchus mit Bacchantinnen in Braunschweig, dann besitzt auch die Gallerie von Schleißheim Bilder von ihm. Jahr und Ort seines Todes sind unbekannt; wahrscheinlich starb er in Spanien, wohin er seinen Sohn Jan begleitete. Dieser Jan v. K., der jüngere genannt, ward in Antwerpen am 23. November 1654 (nach Kramm, nach anderen unwahrscheinlich 1644) als das vierte von fünf Kindern geboren. Sein Vater unterwies ihn in der Kunst und begleitete ihn nach Madrid, wo sich der Sohn als Porträtmaler einen Namen machte. Sein Bild der Königin Donna Maria Louisa fiel so vortrefflich aus, daß ihn der König zum Hofmaler ernannte (1686). Auch den König Karl II. sowie später Philipp V. porträtirte er und führte auch sonst noch viele Porträts von Personen des spanischen Hofes aus, wie er auch im historischen Fach und auf den Gebieten, die sein Vater cultivirte, sich versucht hatte. Im Alcazar zu Madrid sind zwei mythologische Scenen von seiner Hand: „Psyche von Cupido gefunden“ und „Psyche von wilden Thieren umgeben“. Besonders das zweite gelang ihm, da er in der Charakteristik der Thierwelt glücklicher als in idealer Composition war. In Madrid ist ein Porträt Philipps IV., von einer Blumenguirlande eingefaßt. Möglich, daß Letztere ein Werk des Vaters ist. Er soll in seinen Bildnissen glücklich den Stil van Dyck's nachgeahmt haben. Im J. 1708 starb der Künstler. — Von diesem ist ein anderer Jan v. K. zu unterscheiden, der zu Amsterdam (angeblich 1648—1698) lebte und vorzügliche Winterlandschaften in der Art Ruysdael's malte. Ob und in welcher Art er mit der Antwerpener Familie verwandt ist, läßt sich nicht bestimmen. — Auch Ferdinand, ein älterer Sohn des Jan sen. K., war Maler, geb. zu Antwerpen 1648, † zu Breda 1696. Er malte Landschaften mit Thieren; so besitzt das Belvedere mehrere Bilder von ihm, eine Wildschweinhetze, eine Landschaft, in der er die Fabel vom Fuchs und Storch anbrachte. In Braunschweig ist ein hängender Hase mit Gemüse, bezeichnet: F. van Kessel. König Johann Sobieski von Polen besaß viele Bilder von ihm und als diese durch eine Feuersbrunst zu Grunde gingen, bestellte er andere. Der Künstler scheint sich in Polen aufgehalten zu haben; nach dem Tode des Königs finden wir ihn in Breda, wo er im Schlosse im Auftrag Wilhelms III. von Oranien einige Deckengemälde ausführte. — Nicolaus v. K. 1684—1741, war Neffe des Vorigen. Er war talentvoll, doch ergab er sich dem Trunke und starb in Armuth. — Theodor v. K., Stecher und Radirer, geb. 1620. Ueber seine Lebensverhältnisse ist wenig bekannt, er stammte aus Holland und hat sich 1652 in Antwerpen niedergelassen. Ob er mit der Antwerpener Familie verwandt war, ist nicht zu ermitteln. In der Lucasgilde zu Antwerpen wurde 1679 ein Theodor Andreas van Kessel als Meister aufgenommen, dieser war zugleich ein Doctor der Medicin. Da nähere Angaben fehlen, so läßt sich nicht bestimmen, ob er mit unserem Künstler eine Person ist. Er hat nicht viel gearbeitet; das Beste sind die beiden Blätter nach

Rubens: „Die Jagd des kaledonischen Ebers“ und „Die Allegorie des Ueberflusses“. Meyßens verlegte sein Porträt Kaiser Karls V., das er nach Tizian ausführte. Er selbst veröffentlichte in einem Bande „Vasen und Ornamente“ nach A. v. Vianen. Wessely.

Kramm. Immerzeel. Hymans.

Kesler: Andreas K., protestantischer Theologe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In niedrigen Verhältnissen am 17. Juli 1595 zu Koburg geboren, erlangte er wissenschaftliche Ausbildung auf den Universitäten Jena und Wittenberg; hauptsächlich wandte er sich der Philosophie und Theologie zu, in welchen beiden er auch promovirte. 1623 wurde er Professor der Logik auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, 1625 Superintendent zu Eisfeld. In dieser Stellung verlor er 1632 seine ganze Bibliothek, als die Kroaten Eisfeld in Brand steckten. Im folgenden Jahre übernahm er die Superintendentur und die Direction des Gymnasiums in Schweinfurt und wurde 1635 zum Generalsuperintendenten von Koburg ernannt. Hier wirkte er bis zum Jahre 1642; am 14. Sonntage nach Trinitatis traf ihn hier auf der Kanzel ein Schlaganfall, als er eben mit den Worten: „O Gott, hilf allen frommen Christen zuvor hinaus und bete, wer beten kann!“ seine Predigt beschlossen hatte. Am 15. Mai 1643 starb er. Seine Bedeutung in der Geschichte der Theologie gründet sich auf seine Bekämpfung des Socinianismus; gegen die Vertreter desselben, gegen die neuen Photinianer, wie er sie nennt, richtete er mehrere Streitschriften, z. B. „Logicae Photinianae examen“, ed. I. 1621, ed. II. 1663, hauptsächlich gegen Socin, Osterodt, Schmalz gerichtet; dann „Physicae Photinianorum examen“, nach der Vorrede geschrieben 1628, gedruckt Arnstadt 1656. Er verfährt in diesen Schriften in der Regel so, daß er zuerst die Gegner wörtlich citirt und dann seine nicht unbedeutende Kritik anschließt. Auch gegen andere Gegner der lutherischen Kirchenlehre wandte er sich. Als der Ingolstädter Jesuit Forer den Streit der Gießener und Tübinger Lutheraner über die Ubiquität des Leibes Christi in seinem „lutherischen Katzenkriege“ (lat. 1627, deutsch 1629) verspottete, schrieb der streitfertige K. eine „Responsio ad L. Foreri bellum ubiquisticum“, Jen. 1629.

Vgl. Frank, Gesch. d. protest. Theol. I, 339; Rambach, Einl. in d. Religionsstreitigkeiten d. ev. Kirche mit d. Socinianern, Koburg 1753; Hagelgans, Fama posthuma Kesleriana in Witten, memor. theolog. p. 557—579. P. Tschackert.

Keßler: Franz K., ein geschickter Bildnißmaler, den man für Geldorp's Schüler hält. Er arbeitete zu Köln im zweiten und dritten Decennium des 17. Jahrhunderts und war am 24. October 1615 in die Register der Malerzunft eingeschrieben worden. Um 1620 trat er für einige Jahre ein künstlerisches Wanderleben an, und als er im Januar 1624 sich wiederum in Köln befand, gerieth er seines religiösen Bekenntnisses wegen in einen, wie es scheint wenig gerechtfertigten, Argwohn, der zu wiederholten Besprechungen in den Rathsverhandlungen veranlaßte. Nachdem er „das Documentum, daß er communicirt habe“, beigebracht, ließ man ihn in Ruhe. Ein meisterhaftes Bildniß eines Mannes mit reichgesticktem Koller bezeichnete er mit seinem Namen und der Jahreszahl 1621. 1628 malte er das Bildniß des geschätzten Kölner Historiographen Aegidius Gelenius. Die Merlo'sche Sammlung besitzt ein kleines, zart ausgeführtes männliches Bildniß von ihm, voll blühender Lebensfrische, das sein Monogramm nebst der Jahresangabe 1629 trägt. Ueber das letztgenannte Jahr reicht die Kunde von seiner Künstlerthätigkeit nicht hinaus. Daß er auch im Fache der Miniaturmalerei wohlgeübt war, ist bereits früher in dem Artikel über Jabach berichtet worden. J. J. Merlo.

Keßler: Georg Wilhelm K., ist am 24. März 1782 in dem meiningenschen Dorfe Herpf geboren. Er verlor früh seinen Vater, der Prediger gewesen war und seine Erziehung wurde nun seinem Vormund, Hofrath Heim, anvertraut. Den ersten Unterricht erhielt K. von dem Schulmeister zu Seba und dem Pfarrer Heim zu Solz, wohin der sechsjährige Knabe täglich gehen mußte. Bald kam er auf die Stadtschule in Meiningen und später auf das Gymnasium daselbst. Als er 11 Jahre alt war, verlor er auch die Mutter und kam dann zu seinem Oheim Heim ins Haus, während der Herzog für seine Erziehung sorgte und ihn zum Künstler ausbilden wollte. Doch wurde dieser Plan später aufgegeben und K. absolvirte 1800 das Gymnasium, um demnächst in Jena die Rechte zu studieren. Bei der äußersten Knappheit seiner Mittel und vielfach krank, verlebte er hier mühsame Jahre und siedelte im Herbste 1802 nach Berlin über, um eine Hofmeisterstelle anzunehmen. Bei seiner großen Pflichttreue hielt er trotz höchst unliebsamer Verhältnisse tapfer in zwei derartigen Stellen aus, erheitert und erfrischt durch den Umgang mit lieben Freunden und den Verkehr in dem Hause des alten Hofraths Heim, eines Verwandten, dessen Schwiegersohn und Biograph er später werden sollte. Am 4. Juni 1806 Referendar bei der kurmärkischen Kammer, machte er im J. 1806 mit sechsmonatlichem Urlaub in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde Prinz Max v. Neuwied und dem Grafen Reuß LX eine Schweizerreise, deren Beschreibung später im Druck erschien (Leipzig 1810), kam dann zur Regierung nach Potsdam unter Bassewitz und Vincke, schloß mit Friedr. v. Raumer enge Freundschaft, machte am 13. Sept. 1810 mit hoher Auszeichnung das Assessor-Examen, wurde 4 Wochen darauf Regierungsrath, heirathete am 20. März 1812 Auguste Heim, nahm 1813 und 1814 als Hauptmann im 5. kurmärkischen Landwehr-Regiment am Feldzuge Theil, zeitweilig als Civilkommissar im Kurkreis Sachsen und der Niederlausitz abkommandirt, zuletzt dem russischen Hauptquartier vor Hamburg beigegeben. Im August 1816 kam K. als Regierungsdirector nach Münster unter Vincke, 1819 nach Frankfurt a./O., verlor am 3. August 1820 seine Gattin, gab aber nach 2 Jahren seinen Kindern durch Verheirathung mit einer Verwandten, Friederike Heim, eine zweite Mutter. Im März 1825 wurde K. Vizepräsident des Konsistoriums und des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg, trat am 14. November desselben Jahres als Geh. Oberfinanzrath in das Ministerium und erhielt die Direction der Domänen- und Forstverwaltung, wirkte unter den Ministern v. Motz und v. Maaßen mit vorzüglichem Erfolge und ward am 6. Decbr. 1830 wirklicher Geh. Oberfinanzrath. Als nach Maaßens Tode im J. 1835 aus der Domänenabtheilung ein eigenes Ministerium unter Ladenberg gebildet wurde, erschien es K. bald dringend erwünscht in ein anderes Dienstverhältniß versetzt zu werden, und er war daher mit seiner Versetzung als Regierungspräsident nach dem damals noch ganz abgelegenen Arnsberg wohl zufrieden. Hier entwickelte er noch 9 Jahre hindurch eine segensreiche und ersprießliche Wirksamkeit, lehnte 1840 ein Anerbieten des Herzogs von Meiningen, dort Minister zu werden, ab, schlug auch die ihm angebotene Erhebung in den Adelstand aus, machte im J. 1841 mit seinem Freunde Fr. v. Raumer eine lehrreiche und schöne Reise nach England, und im folgenden Jahre auf ausdrückliche Einladung des Königs einen Ausflug zum Dombaufeste nach Köln. Im April 1845 erbat K. den Abschied, den er durch Allerh. K.-O. vom 18. April unter Verleihung des Charakters als wirklicher Geh. Rath erhielt. Er siedelte dann nach Berlin über, konnte aber nicht mehr lange sich der wohlverdienten Muße im Familien- und Freundeskreise erfreuen, kränkelte viel und starb am 18. Mai 1846. Von Keßlers Arbeiten nennen wir einige deutsche Uebertragungen Shakespeare'scher Dramen, Berlin 1809, die oben erwähnten Reisebriefe, Leipzig 1810. Ueber

Ertragsfähigkeit des Bodens, in Ranke's histor.-polit. Zeitschrift. Leben des k. preuß. Geh. Raths E. L. Heim. Leipzig 1835. Der alte Heim, zweite Auflage des vorigen. Leipzig 1846. Ueber Erhaltung der Wälder und Holzmangel, im rheinisch.-westfälisch. Anzeiger Nr. 53 und 54. Prinz Leopold von Braunschweig, in v. Raumer's histor. Taschenbuch. 1844.

Raßmann, Nachrichten von dem Leben münsterländischer Schriftsteller. 1866. Leben des k. preuß. wirklichen Geh. Raths G. W. Keßler. Leipzig 1853.

Ernst Friedlaender.

Keßler: Johannes K., ist im J. 1502 zu St. Gallen von unbemittelten Eltern geboren. Schon als Knabe zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er in der Klosterschule dürftige Anfänge des Unterrichts. Seine theologischen Studien begann er in Basel, da aber sein zartes Gewissen hier noch zu keiner bestimmten Stellung zum Reformationsgedanken kam, beschloß er in Wittenberg bei Luther selbst Klarheit zu erholen. Es ist bekannt, wie er in der Fastnacht 1522 mit seinem Studiengenossen, einem sonst unbekannten Johannes Spengler, den eben von der Wartburg zurückkehrenden Reformator, als Rittersmann gekleidet, im schwarzen Bären zu Jena antraf und was daselbst verhandelt worden. Der Aufenthalt in Wittenberg, wo K. neben Luther und Melanchthon auch Bugenhagen und Karlstadt hörte, war für die Lebensrichtung des Jünglings entscheidend; als er nach anderthalb Jahren in die Heimath zurückkehrte, stand sein Entschluß fest, ein geistliches Amt nicht zu übernehmen; — in den Kirchen St. Gallens wurde nämlich im J. 1524 noch überall Messe gelesen — und obgleich mit sehr schönen gelehrten Kenntnissen versehen, ging er zu einem Sattler in die Lehre. Zwar hatte Joachim v. Watt schon seit 1520 für die neue Lehre gewirkt und u. A. den ihm befreundeten Prädikanten Vorlesungen über die Apostelgeschichte gehalten; aber erst, als K. seit Neujahr 1524 einem kleineren Kreise jüngerer Bürger regelmäßige biblische Vorträge hielt, kam die Sache der Reformation in rechte Bewegung; bald erweiterte sich der Kreis der Zuhörer, man wechselte schnell die immer wieder zu eng gewordenen Locale, bis die Menge endlich mit der Bitte vor den Rath trat, derselbe möchte der Predigt des Evangeliums die Stadtkirche öffnen. Das war, was Vadian erwartet und gewünscht hatte; der Rath willigte ein und K. zog sich in die Sattlerwerkstätte zurück, gründete sich auch schon 1525 einen gesegneten Hausstand. Erst im Jahre 1537 gab ein Ruf des Rathes den bescheidenen Handwerker seinem ursprünglichen Wirkungskreise zurück; K. wurde zum Lehrer an der lateinischen Schule ernannt; daneben erhielt er 1540 das Amt eines ordentlichen Predigers an der Stadtkirche, später auch die Würde eines Antistes der St. Gallischen evangelischen Kirche. Er starb am 17. März 1574. K.'s literarische Bedeutung liegt in der von ihm verfaßten Chronik; ihr Titel lautet: „Sabbata. Chronika, Inhaltend historien, geschichten und händel, etlicher die sich von erwellung an Caroli V Röm. Kai. in miner Herren statt allhie zuo Santgallen, och etlicher, so sich an anderen orten mer zuogetragen und verloffen habend. Sampt zwaier epitome, das sind kurtze beschribungen, Aines von Jesu Christo unserem ainigen waren und von iewelten her uralten christenlichen globens. Das ander von dem papst, der romischen kirchen hopt und ain grundfeste aines nuwen globens, volgende historien klerer ze verstoen, vorangesetz, geschriben durch Johannßen Keßler, gemelter statt Santgallen burger“. Sie ist von dem Unterzeichneten in den St. Galler Mittheilungen, Heft V—X, 1866 und 68 zum erstenmal vollständig veröffentlicht worden. Den Namen trägt das Buch daher, daß es „an den sabbaten, das sind an den fyrtagen und fyrabendstunden, so meniglich an der handarbeit ruowet und müeßig gat“, ausgearbeitet wurde. Hervorgegangen ist die Arbeit aus dem lebendigen Gefühle, daß es „die türen und wunderbar-

lichen historien, geschichten und löf dißer unßer gegenwurtigen zit wol wirdig und notwendig“ sei, „unseren kindkinder zu entdecken“. Denn in Johannes K. lebt eine unerschütterliche, kindliche und doch feste Ueberzeugung, daß Gottes gnädige Hand und Weisheit selber der entarteten Menschheit das neuerwachte Evangelium geschickt habe, er hat seine Boten, die Reformatoren, ausgeschickt, er hat ihren Predigten Segen gegeben, er hat alles zum besten gelenkt, er hat der Vaterstadt ihren Bürgermeister und Reformator, den Doktor v. Watt, er Zürich den Zwingli, Deutschland Luthern und Melanchthon geschenkt, er ist's auch, der die persönlichen Geschicke des Chronisten leitet und führt. Dieser Grundgedanke gibt dem Werke eine fast biblische Würde, eine reine Lieblichkeit, eine unbestechliche Wahrheit, eine Milde und Sanftheit auch gegen feindselige Gewalten und Mächte, welche dieses Chronikbuch zu einer der lieblichsten Erscheinungen der Reformationszeit stempeln. Was immer zu erzählen ist, Begebenheiten von religiöser oder politischer Art, deutsches oder schweizerisches, der Menschen oder der Natur, fremder Menschen oder seiner Freunde oder seiner selbst, nichts wird blos seiner äußeren Thatsache nach aufgeschrieben, sondern es erscheint alles reflektirt aus dem liebend frommen Spiegel dieses zarten gottgläubigen Gemüthes. Dabei steht aber dem Chronisten zugleich eine seltene Kraft anschaulicher Erzählung zu Gebote, ein helles, für Erscheinungen der Geschichte wie der Natur gleich offenes Auge; er wirkt in hohem Sinne malerisch, und manche seiner körperlichen Schilderungen, z. B. Luthers, Melanchthons, Erasmus' vergleichen sich den besten Holzschnitten der Zeit. Man hat dieses Zeitbuch „das gute Gewissen der Reformationszeit“ genannt. Die Chronik ist sofort nach der Rückkehr des Verfassers aus Wittenberg im J. 1523 begonnen und bis zum J. 1539 fortgesetzt worden. Nach einer Erzählung und Schilderung des Auftretens Luthers und nach einer überaus anschaulichen Schilderung „anderer gelerten personen, welche Gott fürnemlich zuo offenbarung der warhait anfangs zuo unser zit verordnet hat“, setzt die Chronik mit dem J. 1523 ein, um in freier chronologischer Folge alles das zu erzählen, was draußen und in der Heimath begegnet ist; an der Spitze jedes Jahres steht der Name des neugewählten Bürgermeisters der Stadt St. Gallen. Sehr vieles ist von K. selber erfahren, erlebt, beobachtet worden; anderes ist ihm von glaubwürdigen Augenzeugen, denen er fleißig nachging, berichtet, z. B. das Meiste von den werthvollen Abschnitten über die Wiedertäufer und den Bauernkrieg; wieder anderes ist neu erschienenen Druckwerken, neuen Zeitungen u. dgl. entnommen, wobei ihm ohne Zweifel besonders Vadian Handreichung that, alles aber trägt den Stempel des unmittelbar Erlebten, Gesehenen oder Gehörten. Die vorliegende Originalhandschrift der Sabbata, welche im Besitze der Stadtbibliothek steht, ist im J. 1533 begonnen worden; K. sah sich genöthigt, in Folge des für die evangelischen Eidgenossen ungünstigen Landfriedens von 1531 die ersten Jahrgänge im Sinne einer neutraleren Berichterstattung umzuarbeiten; über größere Fragmente der ursprünglichen Erzählung, die sich erhalten haben, habe ich in den St. Gallischen Mittheilungen, Neue Folge, Heft 4, S. 103 ff. Nachricht gegeben. Bei der Umarbeitung setzte nun K. dem zeitgeschichtlichen Texte zwei Vorreden, an seine beiden Söhne und an seinen Freund Johannes Rütiner, und die beiden oben im Titel der Sabbata genannten Epitome voraus.

Eine eingehende Würdigung unseres Geschichtswerkes hat Gerold Meyer von Knonau in Sybels historischer Zeitschr. Bd. XXIV S. 43 ff. gegeben; über K. im Allgemeinen siehe dessen Biographie von Joh. Jakob Bernet. St. Gallen, 1826 und noch einmal St. Gallen 1830 in: Verdienstvolle Männer der Stadt St. Gallen. Götzinger.

Kesler: Nikolaus K. (Keßler), Buchdrucker zu Basel zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Gebürtig von Bottwar, einem Städtchen im württembergischen Unterlande, wo auch der zu Lyon 1478 zuerst druckende Martin Huß geboren war, erhielt er laut dem rothen Buche der Baseler Kanzlei im J. 1480 das dasige Bürgerrecht und bekleidete mit der Zeit ansehnliche Ehrenstellen. Denn das Aemterbuch vom J. 1496 verzeichnet ihn als Meister zum Schlüssel, ein Rathsprotokoll von 1500 als Deputirten und in einem seiner jedoch undatirten Drucke „Margarita Decretalium“, welchem Seb. Brant ein lateinisches Gedicht vorgesetzt hat, redet ihn dieser an „Consule te gaudet Basilea et cive probato“, woraus man schließen könnte, daß er auch zu irgend einer Zeit Bürgermeister zu Basel gewesen sei. Wie vor ihm der Baseler Drucker Joh. Amerbach (Bd. I, 398) seine Dankbarkeit gegen das Carthäuserkloster im St. Margarethenthal (das jetzige Waisenhaus) für ihm bewiesene Gefälligkeiten dadurch an den Tag legte, daß er von jedem Werke, das er druckte, ein Exemplar in die Klosterbibliothek schenkte, so gedenkt auch das handschriftlich auf der Baseler Bibliothek vorhandene Jahrzeitenbuch dieses Klosters unseres Druckers mit den Worten: „Oretur pro Nicolao Kesler cive et impressore Basil. qui donavit Textum sententiarum impressum valentem 1 floren . . .“ Seine typographische Thätigkeit fällt in die Jahre 1486—1509. Daß er auch zu Antwerpen gedruckt habe, ist eine ganz unerwiesene s. Z. durch den wenig zuverlässigen Bibliographen Maittaire in s. Annal. typogr. p. 481 aufgebrachte Angabe, gleichwohl hat in jüngster Zeit auch v. d. Linde in seinem „Gutenberg“ (1878) S. 106 K. für Antwerpen und zwar für die Jahre 1487—1489 aufleben lassen, während doch Drucke aus diesen beiden Jahren mit seinem Namen und „Basel“ versehen, nachgewiesen sind, und daß er etwa auch eine Filiale zu Antwerpen besessen habe, hat noch niemand behauptet. Wahrscheinlich wurde Maittaire hiezu verleitet durch den Namen des holländischen Druckers Ketelaer (vgl. d.), der zufällig auch denselben Vornamen führte, aber nicht einmal in Antwerpen, sondern in Utrecht seine Presse hatte, und schon Panzer a. a. O. I, 161 hat diesen Irrthum, wie es sich gebührt, mit „male“ gerügt. Das Buchdruckerzeichen des K. hat Roth-Scholtz in seinen Insignia N. 33 nachbilden lassen: zwei Schilder an einem dürren Aste und in jenen sein Name. Wie sein Geburtsjahr ist auch das seines Todes unbekannt, doch fällt das letztere aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn nicht noch in das Jahr 1509 so doch in 1510, denn sein letzter bis jetzt bekannt gewordener Druck ist datirt „MDIX in mense Decembri“. Unter seinen 70 Preßerzeugnissen, sämmtlich in lateinischer Sprache und jeglichen Formates, von welchen jedoch sieben ohne seinen Namen, sowie mit Ausnahme von zweien alle in gothischer Schrift gedruckt, zeichnen sich vor allen aus: „Petri Lombardi libri IV. Sententiarum“ 1486. Fol., am Ende: „non atramentali penna cannave. Sed quadum ingeniosa arte imprimendi . . .“ (auf dem Wiederdrucke von 1502 nennt sich der Drucker, jedenfalls in Folge eines Druckfehlers „Kellers“); Moralissimus Cato cum elegantissimo commento“ 1486, 1488, 4. „Biblia“ (latina) 1487. Fol. „Facetiae Poggii“ 1488, 4. „Jac. de Voragine Historia Lombardica“ 1495. Fol. „Clarissimi Felicis Hemmerlin . . . opuscula et tractatus“. Fol. o. J., aber die metrische Dedication des Seb. Brant an den Churfürsten Hermann von Cöln ist datirt aus Basel vom 13. Aug. 1497; „Liber Epistolarum sancti Hieronymi“ 1497. Fol. (mit römischer Schrift gedruckt); „Epistolare Franc. Philelfi“ 1500, 4 (mit römischer Schrift gedruckt). Das letzte Druckwerk vom J. 1509 ist „Bonifacii Symonetae . . . de christ. fid. et Roman. Pontific. persecutionibus opus“ Fol., von welchem Hier. Emser der Herausgeber war.

Helmschrot, Alte Sprachdenkmale S. 122, 128, 195—96. Denis, Suppl. I, 118, 215, 303, 428, II, 611. Panzer A. t. VI, 176, 177. Stock-

meyer, Baseler Buchdruckergesch. S. 51—65. Grässe, Trésor I, 154, IV, 249. V. d. Meersch, Recherches p. 131.

J. Franck.

Keßler: Wendelin K., ein Musiker des 16. Jahrhunderts, geboren zu Kannewurf in Thüringen, der 1582 eine Sammlung Motetten herausgab, betitelt: Selectae aliquot et omnibus fere musicalium instrumentorum generibus accomodatissime cantiones super Evangelia quae diebus Dominicis . . . musices harmonicis exornatae atque vocibus quinque . . . Vittebergae per Zachariam Lehmann. Die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt ein Exemplar dieses seltenen Druckes.

Rob. Eitner.

Kestner: Georg August Christian K., Kunstkenner und langjähriger hannoverscher Diplomat in Rom, geb. zu Hannover am 28. Novbr. 1777, † zu Rom am 5. März 1853. Seine Eltern, der Archivar Hofrath Johann Christian K. und Charlotte geborene Buff aus Wetzlar, bekannt durch ihre Jugendfreundschaft mit Goethe, lebten in einem geistig angeregten, durch die Namen E. Brandes und Rehberg bezeichneten Kreise, unter dessen Eindrücken K., mit älteren und jüngeren Geschwistern durch Hauslehrer unterrichtet, in Hannover aufwuchs, und dort, nachdem er von 1796 bis 1799 in Göttingen Jura studirt hatte, auch Hofgerichtsauditor und 1803 Geheimer Kanzleisecretär, d. i. expedirender Ministerialreferent wurde. Dies geschah kurz vor der ersten französischen Occupation des Landes, dessen Hauptstadt alsdann, nachdem sie noch einmal kurze Zeit hannoverisch gewesen war, in preußische, nach der Schlacht von Jena aber wieder in französische Hand überging, und von dieser im Mai 1810 an das Königreich Westphalen abgetreten wurde. Bis dahin blieben die Landescentralbehörde und mit ihr die Geheime Kanzlei, unter wechselnden Namen, bestehen und K. rückte in seinem Amte langsam vorwärts; als sie aber dann aufhörten und er vor die Frage gestellt war, unter König Jerome Anstellung zu suchen, gab er den Staatsdienst lieber auf. Er hatte schon in Göttingen unter Fiorillo Kunstgeschichte studirt und ein früh entwickeltes Zeichentalent eifrig geübt, hatte in den vielen freien Stunden seines Amtes beides, neben ernstlichen Musikstudien, fortgesetzt, und war darin wesentlich gefördert worden durch eine vom Sommer 1808 bis in den Herbst 1809 dauernde italienische Reise, auf welcher er bei längerem Aufenthalte in Rom mit dortigen Künstlern — Thorwaldsen, Koch, den Riepenhausen u. a. — nähere Verbindungen einging. Als daher ein nach Aufgabe seines Staatsamtes zuerst gefaßter Plan, in Marseille Kaufmann zu werden, die Probe nicht aushielt, und er von da zurückkehrend in Heidelberg die Boisserée'sche Gemäldesammlung studirte, faßte er, durch gute Aufnahme in den Universitätskreisen ermuthigt, den Gedanken, sich dort für Kunstwissenschaft zu habilitiren. Indeß hielt er ihn dem Widerspruche seiner Mutter gegenüber nicht aufrecht, wurde vielmehr in Linden bei Hannover Notar, und blieb dies, bis er nach der Erhebung von 1813 in das Beaulieu'sche Corps eintrat, und — soviel seine zarte Gesundheit es erlaubte — am Kriege theilnahm. Dann kehrte er, da sich unterdeß in Hannover das alte Regiment wieder hergestellt hatte, in sein altes Amt bei demselben zurück. Im Frühjahr 1817 aber ging er zum zweiten Male nach Rom, und ist da geblieben. Hannover schickte eine Gesandtschaft an den päpstlichen Hof, um ein Abkommen über die katholisch-kirchlichen Verhältnisse des Landes zu verhandeln; man nahm an, daß dies wenig Zeit erfordern werde, und K. hatte nichts, als einen zweiten römischen Reiseaufenthalt im Sinne, als er durch Rehberg erreichte, daß er als Legationssecretär mitgesendet ward. Allein die Verhandlung dauerte sieben Jahre und endete für K. damit, daß er als Geschäftsträger, später als Ministerresident in Rom belassen wurde; ebensoviel in englischem, wie im hannoverschen Interesse; denn da England am päpstlichen

Hofe keinen Vertreter hielt, so galt es, die Engländer zu Rom in diplomatischen Schutz zu nehmen. K. aber, der sich dort eingelebt hatte, ließ sich die Aufgabe, welche seinem Naturell, wie seinen künstlerischen Interessen entsprach, gern gefallen, und hat sein Amt mit Erfolg und Ruhm verwaltet, bis es 1849 aus Sparsamkeitsrücksichten aufgehoben ward. Von da an blieb er als Privatmann in Rom und sein gesellschaftliches Ansehen dauerte unverändert fort, da es nicht blos amtliches, sondern ebensowol persönliches gewesen war. Bei seiner Ankunft im J. 1817 hatte er zu Rom Overbeck, der ihm schon seit 1805, Cornelius, der ihm von Heidelberg her bekannt war, und die übrigen Glieder der sich an die vorrafaelische Kunst anschließenden jungen Malerschule litterarisch angegriffen gefunden von Goethe (Kunst und Alterthum Heft 2); während K., der von dem damals mächtig werdenden Strome der Romantik schon seit seiner Göttinger Studienzeit ergriffen und auf Overbeck's Entwickelung in dieser Richtung sogar nicht ohne persönlichen Einfluß gewesen war, in den Werken jener jungen Künstler vielmehr einen Gegenstand seines Entzückens erblickte. Er nahm also die „Neudeutschen" in einer kleinen Schrift — „Ueber die Nachahmung in der Malerei, geschrieben zu Rom im October 1817." (Frankf. 1818) — in Schutz und hatte die Befriedigung, von Goethe zwar nicht seine Hauptsätze, doch aber nicht wenige seiner feinen und auf geistvoller Beobachtung beruhenden Einzelausführungen anerkannt zu sehen. Er hat in der Folge noch eine Reihe anderer, zum Theil auch auf die Musik bezüglicher kunstwissenschaftlicher Abhandlungen publicirt, weniger einzeln — „Abhandlung über die Frage: Wem gehört die Kunst?" (Berlin 1830), „Overbecks Werk und Wort" (Frankfurt 1841) —, als im Kunstblatte und in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; und am Ende seines Lebens hat er diejenigen früheren Arbeiten der Art, welche ihm die wichtigsten schienen, in seinen „Römischen Studien" (Berlin 1850), nicht ohne Vermehrung, in neuer und überaus anziehender Gestalt zusammengefaßt. Mindestens ebenso bedeutend für die Kunst, wie diese der Theorie zugewendete Thätigkeit Kestner's, war aber seine practische, mittels deren er die langen Jahre seiner römischen Gesandtschaft hindurch die in Rom lebenden deutschen und gelegentlich auch englischen Künstler in jeder ihm möglichen Art förderte und unterstützte. Anders wurde er wirksam für die Geschichte der antiken Kunst. Als er zum zweiten Male nach Rom kam, fand er den von seinem früheren Aufenthalte her ihm befreundeten esthländischen Baron O. M. v. Stackelberg, der unterdeß (1810—14) eine Reise nach Griechenland gemacht hatte, beschäftigt, die von dort mitgebrachten Materialien zu Abbildung und erklärender Beschreibung des Apollotempels von Bassä zu verarbeiten. Indem er hierbei den solcher Hülfe bedürftigen Freund unterstützte, lebte er sich sowol in die unmittelbar dazu nothwendigen Alterthumsstudien, wie in die mannigfachen von jenem unternommenen wissenschaftlichen Excurse und in den lebhaften Antheil mit ein, den Stackelberg an den mannigfachen neuen Entdeckungen und kunstarchäologischen Fragen nahm, welche in Rom und der Umgegend jeder Tag brachte. Zwei jüngere mit ähnlichen Interessen nach Rom gekommene deutsche Gelehrte, Gerhard und Panofka, wurden von den Freunden in den Kreis dieser Thätigkeit hereingezogen, die Verbundenen nannten sich, in Anschluß an Stackelbergs Beschäftigung mit Apollo, römische Hyperboräer, und je reicher die Ausbeute ihrer entdeckenden, bestimmenden, vergleichenden Forschungen war, zu denen sie jede Gelegenheit ausnutzten, um so dringender wurde ihr Wunsch, diese Ausbeute würdig veröffentlicht zu sehen. Die ersten Versuche mißlangen; dann war Gerhard so glücklich, den damaligen preußischen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm IV., für die Sache zu interessiren, der Bunsen heranzog. So wurde von diesem, K. und Gerhard — Stackelberg und

Panofka waren nicht mehr in Rom — mit Thorwaldsen und Fea, auf Grundlage der Hyperboräischen Gesellschaft, 1829 das Deutsche Archäologische Institut in Rom gegründet, welches nachher sowohl durch Publicationen, wie durch einen den jüngeren deutschen Gelehrten am Orte gebotenen Anhalt, den größten Einfluß auf die Entwickelung der Archäologie geübt hat. Seit Bunsens Abberufung (1838) war K. Vorsitzender, und wurde jenen jüngeren Gelehrten ein nicht minder hülfreicher Förderer und Freund, als er es den Künstlern schon lange war. Seine persönlichen kunstarchäologischen Forschungen bewegten sich auf dem Gebiete der Kunde geschnittener Steine und anderer antiker Miniaturarbeiten, von denen er werthvolle, sich übrigens auch darüber weit hinauserstreckende Sammlungen zusammengebracht hatte; und Emil Braun rühmt ihn als einen der ersten Kenner darin. Ueberhaupt aber besaß er unter den Fachgelehrten sowol durch seine umfangreiche Kenntniß, wie wegen seines durchgebildeten Geschmackes, ein festbegründetes Ansehen. Geschrieben hat er über diese Dinge, außer Einigem im Bullettino des Institutes, nichts; er liebte, sich darüber bei Betrachtung von Kunstwerken mündlich mitzutheilen, und war zufrieden, wenn er seine Ideen von andern mit Erfolg benutzt sah. Mit einem Trauerspiele „Sulla“ (Hannover 1822), welches Shakespares Julius Cäsar nachahmt, hatte er kein Glück, erfuhr vielmehr, daß tiefes und freudiges Verständniß der Poesie nicht schon poetische Productionskraft bedeutet. Dagegen er durch eine andere Veröffentlichung — die von ihm schon bald nach Goethe's Tode vorbereitete (1833), dann wegen Widerspruchs einiger seiner Geschwister lange zurückgehaltene, in seiner letzten Lebenszeit aber doch noch ins Werk gesetzte Herausgabe der Goethebriefe an seine Eltern, „Goethe und Werther“ (Stuttgart und Tübingen 1854) — sich den Dank aller Freunde deutscher Dichtung verdient hat, indem er zugleich seiner Mutter das schönste Denkmal setzte. Für die Aufgabe, Denen, die seine Schutzbefohlenen waren, sei es vermöge seiner diplomatischen Stellung, sei es in Folge persönlicher Adressen, seine Unterstützung zu gewähren, war K. nach Anlage und Entwickelung in vorzüglicher Weise geeignet. Ein Ausläufer jenes oben erwähnten Kreises ausgezeichneter hannoverscher Männer, unter dessen Eindrücken seine Jugend gewesen war, neben vollkommener Berufstreue begeistert idealeren Interessen zugewendet, im Besitze einer umfangreichen und keineswegs oberflächlichen Bildung, ganz wie jene ältern hannoverschen Beamten voll Bewußtseins seiner geistigen und bürgerlichen Vornehmheit, empfand er doch nicht minder als sie allezeit an erster Stelle die Pflichten, welche diese Vornehmheit auflegt, und übte sie mit einer so opferwilligen Hingebung, einer so menschenfreundlichen Urbanität, einem so wohlwollenden Antheilnehmen am Ergehen seiner Schützlinge, daß er die Dankbarkeit man darf sagen von Schaaren ihm Verpflichteter sich gewonnen hat.

Galignanis Messenger 1853. March 31. Bullettino dell'Instituto di Corrispondenza archeologica anno 1853 (Roma) p. 97 ss. (Ad. Michaelis) Geschichte des Deutschen Archäologischen Institutes (Berlin 1879). Mejer, Der römische Kestner, in Nord und Süd 1882, März ff. Mejer.

Kestner: Charlotte K. geb. Buff, ist als Urbild der Lotte in Goethes Werther schon bald nach dem Erscheinen des Romanes berühmt geworden. Geboren am 31. Januar 1753 als die zweitälteste Tochter des Deutschordensamtmannes Buff in Wetzlar, war sie seit dem Tode ihrer Mutter (1771), als deren vollkommenes Abbild sie galt, das Haupt einer aus zehn Kindern bestehenden Familie. Goethes Roman schildert ihr liebevolles häusliches Walten getreu nach der Wirklichkeit. Durch ihren Bräutigam Johann Christian Kestner, kurfürstlich hannöverschen Gesandtschaftssecretär bei der Kammergerichtsvisitation in Wetzlar (geb. am 28. August 1741), mit dem sie seit 1768 verlobt war, lernte sie Goethe im Sommer 1772 auf die im Romane (Brief vom 16. Juni) ziemlich genau nach

den wirklichen Vorgängen geschilderte Weise kennen. Goethe verkehrte fast täglich im Buff'schen Hause und konnte und wollte seine Neigung zur Braut seines Freundes nicht verhehlen. Die Krisis in ihrem Verhältnisse fand am 16. August 1772 nach einem von Goethe geraubten Kusse statt, wo Lotte ihm erklärte, daß er nicht mehr als Freundschaft hoffen dürfe. Wie Goethe in der Handlung des Werther sein und Jerusalems Schicksal, wie er in der Person des Werther sich und Jerusalem verschmolz, so ist auch die Lotte des Romanes nicht in allem ein getreues Abbild von Charlotte Buff, sondern auch in ihr sind zwei Personen, Charlotte Buff und Maxe Brentano mit einander verschmolzen. Schon die äußere Personsbeschreibung stimmt nicht zu Lotten, welche blondes Haar und blaue Augen hatte. Ebenso widersprechen die sentimentalen Züge durchaus dem lebhaften, fast muthwilligen, allem Romanhaften abgeneigten Wesen Charlottens. Ueberhaupt treten im zweiten Buche des Werther, wo das Schicksal Jerusalems vor Goethes eigenen Leiden in den Vordergrund tritt, gerade auch die Beziehungen auf Charlotte Buff und ihr Verhältniß zu Kestner (beide hatte Goethe nur als Verlobte, nicht in der Ehe gekannt) hinter denen, welche das Haus Brentanos in Frankfurt bot, zurück. Auch nachdem Goethe im September 1772 Wetzlar verlassen hatte (die letzten Gespräche mit Lotte und Kestner verwerthet die dichterische Darstellung am Schluß des ersten Buches des Werther), blieb er in freundschaftlichem Briefwechsel mit Kestner. Er besorgt die Eheringe; der Tag der Hochzeit Lottens mit Kestner (Palmsonntag 1773) muß ihm zwar verschwiegen werden, aber als er von der vollzogenen Heirath hört, schreibt er den in den Werther unterm 26. Februar eingerückten Brief, worin er den zweiten Platz nach Kestner in Lottens Herzen beansprucht. Durch die schonungslose Offenheit auf der einen und auf der anderen Seite durch die absichtliche Umgestaltung, mit der Goethe sein Verhältniß zu Lotte und Kestner dargestellt hatte, durch die Mißdeutungen denen es ausgesetzt war, fühlte sich Kestner nach dem Erscheinen des Werther verletzt, worüber ihn Goethe in einem schönen Briefe beruhigt; in der Ausgabe des Werther vom J. 1787 suchte Goethe die Figur des Bräutigams zu heben. Lotte und Kestner zogen bald nach der Hochzeit nach Hannover, und bis 1776 blieb Goethe in eifrigem Briefwechsel mit dem jungen Ehepaare; von da bis 1800 schrieb er seltner. Nach Kestners Tode (er starb am 24. Mai 1800 als Hofrath und Vizearchivar, Amts-, Lands- und Lehnfiscal) scheint Goethe noch hie und da an Lotte geschrieben zu haben. Im J. 1816 sah Goethe sie in Weimar wieder, wo sie als Mutter von 12 Kindern und sechzigjährige Frau mit wackelndem Kopfe eine verheirathete Schwester besuchte. Noch 1824 sendet ihr Goethe durch Eckermann einen Gruß. Sie starb am 16. Januar 1828.

Ueber das Verhältniß Charlotte Buffs zu Goethe, über die Beziehungen des Romanes zur Wirklichkeit giebt vollständigen Aufschluß die Schrift: Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten, herausgegeben von A. Kestner, königl. hannov. Legationsrath, Ministerresident bei dem päpstlichen Stuhle in Rom. Stuttgart und Tübingen 1854. (Der Herausgeber ist Charlottens vierter Sohn.) Die Irrthümer, welche in Ausdeutung des Romanes auf wirkliche Begebenheiten gemacht wurden, hatte zum Theile schon früher Düntzer widerlegt in der Schrift: „Zu Goethes Jubelfeier, Studien zu Goethes Werken“ (Elberfeld und Iserlohn 1849) S. 89—211. Derselbe berichtet im Morgenblatte 1864 S. 1057 ff. über „Charlotte Buff und ihre Familie“. Ein Artikel „Charlotte Buff und ihre Geschwister und Nachkommen“ in der deutschen Warte III 1872 (von B. Meyer) war mir nicht zugänglich. Neuerdings ist besonders W. Herbst: Goethe in Wetzlar, 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben (Gotha 1881) S. 104 ff. zu vergleichen.

J. Minor.

Kestner: Christian Wilhelm K., Arzt und Bibliograph, ist den 18. Juni 1694 zu Kindelbrück in Thüringen geboren. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien in Weißenfels bezog er die Universität zu Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, gab dasselbe jedoch, weil er sich den mit dem geistlichen Amte verbundenen Anstrengungen nicht gewachsen glaubte, auf und wandte sich der Medicin zu. Später ging er nach Leipzig und endlich nach Halle, wo er im J. 1719 promovirte. Eine entschiedene Abneigung gegen die ärztliche Praxis und eine Vorliebe für litterarische und historische Studien veranlaßte ihn, sich ausschließlich mit diesen Gebieten der Medicin zu beschäftigen; er ging nach Jena und wurde hier von Stolle für die Bearbeitung des medicinischen Theiles seiner allgemeinen Geschichte der Wissenschaften gewonnen; wie Stolle in der Vorrede zu dieser Schrift ausdrücklich erklärt, hat K. den ganzen speciellen Theil seiner „Historie der medicinischen Gelahrtheit“ bis auf die Hauptstücke von der Therapie und Diätetik allein und selbstständig verfaßt. Außerdem veröffentlichte K. ein „Medicinisches Gelehrten-Lexicon“ 1740, ein sehr brauchbares noch heute geschätztes Werk, ferner unter dem Titel „Kurzer Begriff der Historie der medicinischen Gelahrtheit (sic!) überhaupt“ 1744 (1748 nur Titelausgabe) einen Abriß der medicinischen Bibliographie, der Secten in der Heilkunde und der Geschichte der einzelnen Zweige der Medicin und endlich eine „Bibliotheca medica“, 1746, eine nach den Doctrinen geordnete, mit sehr verständiger Auswahl der besten Schriften bearbeitete Bibliographie. — K. starb, von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt, in einem Alter von 53 Jahren am 15. Mai 1747. A. Hirsch.

Kestner: Heinrich Ernst K., geb. am 23. Juni 1671 in Detmold, † den 5. Juli 1723 zu Rinteln, woselbst er, nach absolvirten Studien zu Frankfurt a. O. und Halle, im J. 1696 Dr. jur. und im folgenden Prof. der Rechte geworden war. Schrieb eine Reihe von Dissertationen, Programmen, über die verschiedensten Materien (Naturrecht, römisches, canon., deutsches u. s. w.), aufgezählt (103) bei Jöcher-Adelung III, 273 ff. v. Schulte.

Ketel: Cornelis K., Maler von Gouda, wo er am Passionssonntag 1548 geboren wurde. Die Anfangsgründe des Zeichnens erlernte er bei einem Onkel, der auch Maler war: mit 11 Jahren kam er zum Glasmaler Dirick Pieters in die Lehre und ging nach sieben Jahren nach Delft, wo er von dem Maler A. Blocklandt (Montfoort) weiteren Unterricht in der Kunst erhielt. Darauf verließ er die Heimat und ging über Paris nach Fontainebleau, wo sich bereits einige flämische Künstler befanden, um nach den Werken von Rosso und Primaticcio sich auszubilden. Es herrschte ein edler Eifer unter den Kunstjüngern, einer wollte den Andern übertreffen, eine feste Freundschaft hielt Alle zusammen. Dieses thätige Leben dauerte nicht lange, K. mußte religiöser Verhältnisse wegen Frankreich verlassen, worauf er sich sechs Jahre in seiner Vaterstadt Gouda aufhielt und fleißig malte. Kriegsunruhen zwangen ihn zur Unthätigkeit, weßhalb er 1573 nach London ging. Da ihm hohe Bekanntschaften fehlten, so ging es ihm nicht zum besten; der Erlös einiger Bilder, die er noch in Gouda gemalt hatte, fristete ihm kaum das Leben. Er verlegte sich darum auf das Portrait und gewann damit bald Ansehen und gutes Einkommen, da sich seiner Kunst immer höhere Kreise näherten. Im J. 1578 malte er die Königin von England in Lebensgröße und viele andere angesehene Personen des Hofes. Acht Jahre brachte er in London zu, 1581 kehrte er in das Vaterland zurück und siedelte sich in Amsterdam an. Hier beschäftigte ihn der Schützenhauptmann Harman Rodenborg Beths, für den er in drei folgenden Jahren drei große Schützenbilder malte mit den Bildnissen aller Mitglieder der Gilden, dabei er auch sein eigenes anbrachte. Diese Aufträge entzogen ihn anderen Compositionen,

weßhalb nur wenige historische Bilder bekannt sind. In England malte er ein einziges Bild mit einer Allegorie, für die er eine ausgesprochene Neigung gehabt zu haben schien, „Die Gewalt wird von der Weisheit überwunden.“ In Amsterdam entstanden zwei allegorische Seitenstücke: Triumph der Tugend über das Laster und das Gegentheil. Auch malte er die Zwölf Apostel, jeder derselben war das Bildniß eines seiner Freunde. Als eines Curiosums sei erwähnt, daß er auch ohne Pinsel, mit dem Finger, zu malen verstand, worüber sich seine Zeitgenossen natürlich sehr wunderten. Zuerst malte er sich selbst mit dem Finger und da ein Narr viele macht, so wollten gleich Andere auf dieselbe Art von ihm gemalt sein. Diese bizarre Idee erzeugte eine andere, die die erstere noch überbot, im J. 1600 versuchte er sogar mit dem Fuße zu malen. So entstand ein „weinender Philosoph“ (der wol über diese Verirrung des Künstlers weinte). Ein Herzog von Nemours kaufte das Bild um schweres Geld, um damit prahlen zu können. Gestochen wurde wenig nach ihm, Saenredam gab ein allegorisches Blatt heraus, ebenso J. Sadeler und C. Boel eine Madonna. Das Sterbejahr ist unbekannt. (Kramm. Immerzeel.) Wessely.

Ketel: Georg, (Jurrien oder Joris) K., auch Lackey oder Zydenlakenkooper genannt, zu Deventer um 1511 als Sohn angesehener Eltern geb., trat schon frühe in die Dienste des Grafen von Buren und hielt sich in dieser Eigenschaft an mehreren fürstlichen Höfen auf. Zu Delft kam er um 1535 mit David Joris in Berührung, welcher ihn für seine religiösen Ansichten zu gewinnen wußte und dessen Vertrauter er seitdem war. In dem Streben, zu einer allgemeinen Weltreformation zu gelangen, versuchte David Joris, sich durch Ketel's Vermittlung mit Menno Simonsz und Johann à Lasco zu verständigen und trug ihm 1539 eine Sendung ähnlichen Inhaltes an Landgraf Philipp von Hessen auf. Ebenso trat K. auf dem Regensburger Reichstag von 1541 als Sachwalter jenes Schwarmgeistes auf. Als aber diese Bemühungen dennoch völlig scheiterten, versuchte er der Davidjoristischen Sache, durch die Herausgabe des bekannten „Wonderboeks“ seines Freundes (1542) zu dienen. 1544 ward er in Folge seiner ketzerischen Ansichten ergriffen und am 9. August zu Deventer verbrannt, wie auch zwei seiner Weiber zu Utrecht als Wiedertäuferinnen durch Ertränken hingerichtet und eine dritte dort verhaftet wurden.

Revius, Dav. illust. p. 265—267, Overyss. Almanak 1842, Bl. 39. v v. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Ketelaer: Nicolaus K., Buchdrucker zu Utrecht im letzten Viertel des 15. Jahrh. Von seinem äußeren Lebensgange ist nichts bekannt und weder sein Geburts- noch Todesjahr sind aufgezeichnet, doch scheint es nach einem in den Archiven von Harlem aufgefundenen Dokumente vom J. 1451, in welchem eines Heinrich K. Erwähnung geschieht, angenommen werden zu dürfen, daß er aus dieser Stadt gebürtig war, wiewol auch in Utrechter Urkunden schon 1408, 1441 und 1445 ein „Claes Ketelaer“ erscheint. Mit K. zu gleicher Zeit gemeinschaftlich druckte zu Utrecht Gerhard Leempt, welcher zwar selbst Novimagium (Nimwegen) als seinen Geburtsort angibt, aber nach der Vermuthung holländischer Gelehrten der Familie der Van d. Lemput angehört und dessen Leben eben so dunkel ist als das seines Geschäftsgenossen. Von beiden aber glaubt man, daß sie ihre Kunst bei Ulrich Zell von Hanau erlernt haben, wenigstens haben ihre Charaktere eine gewisse Aehnlichkeit mit denjenigen, deren sich dieser cölnische Drucker bedient hat. Beider Namen zusammen erscheinen jedoch nur am Schlusse eines einzigen Druckes: „Petri Comestoris scholastica hystoria sup. nouū testamentū... Impressa in traiecto inferiori per magistrum Nycolaum Ketelaer et Gherardum de Leempt“ 1473, Fol. Aber es sind etwa fünfzehn

weitere Drucke vorhanden, welche man mit Sicherheit diesen beiden Druckern zuerkennen darf, darunter auch des Vigellus Wirecker: „Vigelli speculum stultorum“, „Reynardi vulpes carmine latino“ und „Eusebii Cesariensis hystoria ecclesiastica“. Zu welcher Zeit beide Drucker ihre Arbeiten zu Utrecht einstellten und ihr Verhältniß lösten, ist ungewiß und der Name K. verschwindet 1473 für immer, aber bezüglich seines Gesellschafters besitzt man eine Ausgabe des „Sielen Troest“ vom Jahre 1479, in welcher sich ein Buchdruckerzeichen findet, worin die in einander verschlungenen Buchstaben GL und welcher Druck mit einem Schilde abschließt, welches wiederum die beiden Buchstaben sehen läßt. Wenn dieses Monogramm, wie kaum anders anzunehmen, das des L. ist, so würde man daraus folgern dürfen, daß diese Künstler noch im J. 1479 zu Utrecht arbeiteten, wobei allerdings auch nicht verschwiegen werden darf, daß die Typen dieses „Seelen-Trostes“ durchaus keine Aehnlichkeit haben mit jenen, von welchen beide Drucker während ihrer kurzen Verbindung Gebrauch gemacht haben. Die Officin beider Genossen zu Utrecht aber wurde bereits 1478 wieder ersetzt durch die des Johann Veldener von Cöln (vergl. d.), welcher, nachdem er mehrere Jahre zu Löwen gearbeitet hatte, sich hier niederließ, 1481 aber seine Druckerei nach Culenburg im alten Herzogthum Geldern verlegte. Leempt's Name erscheint deutlich und bestimmt noch einmal i. J. 1487, jedoch in Herzogenbusch in Holland (Bois-le-Duc), wohin er, scheint es, noch 1479 seine Werkstätte verlegt hatte. In dieser Stadt waren überhaupt nur drei Bücher im 15. Jahrh. gedruckt worden: die zwei ersten, ohne Namen des Druckers, erschienen 1484 und 1487 und das dritte, wiederum 1487, trägt am Ende den Namen L. de Novimagio; es ist dieses eine Ausgabe der „Proverbia seriosa“, worüber zu vergleichen „Suringar, over de Prov. Communia s. seriosa“, Leyden 1864. Aber auch die beiden früheren sind sehr wahrscheinlich aus seiner Presse hervorgegangen und sind betitelt: „Dat boeck van Tondalus Vysioen“ 's Hertogenbosch 1484, und: „Elegantiarum grammaticalium viginti praecepta“, Buscoducis 1487. Daß unser K. nicht identisch sei mit dem Baseler Buchdrucker Nicolaus Kesler, ist bei dem letzteren nachgewiesen worden.

Panzer, A. t. I, 268. IV, 167, 267, IX, 63. Hain, 6508, 15430, 15548. Visser, Naamlyst Bl. 14, 19. De Vrou, Recherches bibliogr. dans le Messager d. sciences hist. 1849, p. 5—6. Brunet IV, 259, 1221, V, 322, 1215. Ledeboer, Notices bibliogr. p. 139—140. J. Franck.

Ketelhodt: Christian K., in Gemeinschaft mit seinem Freunde Johannes Kureke, als Verbreiter der Reformation in Pommern von Bedeutung, gehörte zu den Mönchen des Klosters Belbuck, welche unter der Führung des Abtes Boldewan, von Johann Bugenhagen angeregt, mit großer Begeisterung die Lehre Luthers verbreiteten. Während K. in Stolpe an der Nikolaikirche predigte, setzte Kureke Bugenhagens Wirksamkeit in Treptow a. R. fort, hatte aber nebst anderen Gesinnungsgenossen, sowohl von dem bischöflichen Coadjutor Erasmus Manteuffel, als auch von Herzog Bogislaw heftige Angriffe zu erleiden, welche endlich 1523 zur Aufhebung des Klosters Belbuck führten. Beide Zwangsmaßregeln hatten jedoch die Folge, daß die bisher auf kleineren Umfang beschränkten reformatorischen Ideen jetzt bis in ferne Kreise verbreitet wurden. Andreas Knöpke ging nach Riga, Peter Swave, ein Vetter des späteren evangelischen Bischofs von Cammin, nach Dänemark, der Abt Boldewan nach Hamburg, Georg Kempe von Ukermünde und Heinrich Sichermann nach Stralsund, wo sie am 1. Mai 1523 in der Nikolaikirche predigten, jedoch dem Kirchherrn Hippolytus Steinwehr und dem an der alten Lehre hängenden Rathe gegenüber, noch zu keinem großen Einflusse gelangten. Von desto größerem Erfolge war dagegen Ketelhodt's Auftreten, welcher, von Stolpe vertrieben, nachdem er kurze

Zeit in Mecklenburg sich im Kriegsdienst versucht hatte, nach Stralsund kam, um von dort zu Schiffe seinem Freunde Knöpke nach Riga zu folgen. Sein durch Mangel an Schiffsgelegenheit verursachter Aufenthalt lehrte ihn die Unwissenheit der Stralsunder Geistlichen und die oberflächliche Aeußerlichkeit ihres Gottesdienstes kennen, und veranlaßte ihn, dem eigenen Bekehrungseifer, sowie der Mahnung seiner lutherisch gesinnten Freunde, des späteren Bürgermeisters Franz Wessel (s. d. A.) und des Gewandhausmitgliedes L. Fischer folgend, im Mai 1524 auf dem St. Jürgenskirchhof vor dem Thor, dann im Juni in der Nikolaikirche das Evangelium zu predigen. Obwohl er den höchsten Unwillen der katholischen Geistlichkeit und eines Theils des Raths erregte, wurde er doch von dem Bürgermeister Nikolaus Schmiterlow (s. d. Art.) und anderen Gesinnungsgenossen in diesem Berufe geschützt und erlangte in der Stadt eine solche Sicherheit, daß er sich, obwohl dem geistlichen Stande angehörend, am 24. Juli mit der Tochter von Detmar Röling vermählte, wobei Franz Wessel und seine Freunde gegenwärtig waren. Eine wesentliche Stütze gewann K. durch die gleichzeitig von Rolof Moller (s. d. Art.) bewirkte Aenderung der städtischen Verfassung, welche dem Rathe ein bürgerliches Collegium von 48 meist lutherisch gesinnten Männern zur Seite stellte, sowie dadurch, daß sein früherer Genosse Johann Kureke ihm nach Stralsund folgte und dort seit dem Herbst 1524 predigte. Dieser, leidenschaftlicheren Sinnes, regte die Menge zu einer schrofferen Stellung gegen den Clerus auf, welcher seinerseits heftig auf die Neuerer schmähte, ein Zustand, der uns aus gegenseitigen Spottliedern, sowie Berichten der Chroniken über derbe Injurien, Fastnachtsaufzüge, welche den Gegner caricirten, u. A. mit großer Anschaulichkeit dargestellt ist. Endlich bewirkte die Katastrophe des Bildersturms, welche Ostern 1525 erfolgte, obwol sie Anfangs sowol K. als Kureke, sowie alle gemäßigten mit Unwillen erfüllte, den Sieg der neuen Lehre in Stralsund. Sie zeigte, daß die bisherige Unentschiedenheit des Rathes das größte Uebel sei, und bewog ihn, da die katholische Partei in der Minderheit war, nicht nur eine Reihe lutherischer Anhänger, u. A. Rolof Moller und Christoph Lorber (s. d. Art.) als Bürgermeister und 8 neue Rathsherrn, unter ihnen Franz Wessel, aufzunehmen, sondern auch die Kirche im lutherischen Sinne umzugestalten. Da der Kirchherr Hip. Steinwehr mit der Mehrzahl der Geistlichen und Mönche entflohen war, so besetzte man die Kirchen mit evangelischen Predigern. Demzufolge erhielten K. und Kureke die Hauptpfarren an St. Nikolai, während Gregor Zepelin und Joh. Knipstro (s. d. Art.) der Marien-, die beiden vom Katholicismus übergetretenen Geistlichen Heinrich Schlichtkrull und Joh. Nigemann der Jakobikirche zugeordnet wurden. Zugleich hatte der Rath die geistlichen Güter und Klöster umgestaltet, sowie eine neue Kirchen- und Schulordnung erlassen, und deren oberste Leitung in Ketelhodt's Hände gelegt. Als er dann jedoch sich Zwingli's Lehre zuwandte, und Kureke 1528 verstarb, erhielt Knipstro die Superintendentur. Erst da letzterer später zum Generalsuperintendenten für Pommern 1535 berufen wurde, folgte ihm K. in jener Würde. Die Gefahr, welche der Reformation vom Kaiser Karl V. und Herzog Georg von Pommern, sowie durch den Proceß des Kirchherrn Steinwehr drohte, wurde durch den Religionsfrieden zu Nürnberg 1532 beseitigt, dagegen erlebte K. noch den Erlaß des Interims, starb jedoch schon 1546, sodaß sein Nachfolger Frederus erst von den üblen Folgen der Opposition gegen dasselbe zu leiden hatte.

Mohnike und Zober, Stralf. Chroniken I, 97, 227—310, mit einem Bildniß Ketelhodt's nach dem Portrait in der Nicolaikirche zu Stralsund. Dröge, Leben Wessel's in Mohnike's Sastrow III, 279 ff. Fock, Rüg. Pom. Gesch. V, 1868. Kosegarten, De acad. Pom. ab doctr. Pom. ad evang. trad. 1839. Balt. Studien II, 1, p. 3. Kloster Belbuck. Pyl.

Ketelhodt: Christian Ulrich von K., geb. den 5. Aug. 1701 zu Güstrow, † den 8. Juni 1777 in Rudolstadt als Schwarzburg. geheimer Rath, Kanzler, Regierungs- und Consistorialpräsident. In Güstrow und auf der Akademie Rostock gebildet, trat er zuerst am Meklenburg-Strelitzischen Hofe 1724 als Auditor in Dienst, nahm darauf einen Ruf als Hofmeister bei dem jungen Grafen zu Hohenlohe-Weikersheim an und wurde 1726 nach Rudolstadt als Regierungsassessor berufen. Mit ihm kamen die von Ketelhodt aus Mecklenburg nach Thüringen. 1729 wurde er Hofrath, 1743 erster Rath im Consistorium, 1750 Vizekanzler, 1763 wirklicher Geheimerath, Kanzler etc. In seiner 50jährigen Amtsthätigkeit zeichnete er sich durch Eifer und Gerechtigkeitsliebe aus, traf viele heilsame Einrichtungen und hat seinem Namen durch milde Stiftungen ein ehrendes Gedächtniß bis auf den heutigen Tag erhalten, so durch den sogenannten „Gottesbissen“ zu Hermannsfeld, ein Brodlegat für Arme, durch ein Legat zur Heidenmission, ein anderes zum Reformationsfest in Güstrow, ein Legat für treue Dienstmädchen in Rudolstadt (sogenanntes „Mantelgeld“), endlich durch das sogenannte „Rosenfest“ in Lichstedt und das „Tulpenfest“ in Eichfeld, welches Dorf zu seinem Rittergute Lichstedt gehörte. Am Rosenfeste, gestiftet nach dem Muster des in Salency in der Picardie gefeierten Festes, wird auch jetzt noch jährlich ein unbescholtenes Mädchen in kirchlicher Feier vom Pastor mit einem Rosenkranze geschmückt und vom Gutsherrn mit Geld beschenkt. Für alle Dorfbewohner, sowie für die Gutsherrschaft ist der Tag ein Festtag. Am Tulpenfeste werden an die mit Tulpen geschmückten ärmsten und würdigsten Kinder Schulbücher vertheilt. (Hierüber vergl. acta hist. eccles. nostri temporis Band IX, S. 488; nova acta historico-ecclesiast. LXVII, Weimar 1769, S. 423 ff. und Eduard v. Ketelhodt, Urkunden und histor. Nachrichten der Freiherrl. v. Ketelhodt'schen Familie. Abschnitt: Stiftungen.) — Wegen seiner umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit wurde v. K. in mehrere gelehrte Gesellschaften aufgenommen. Seine Schriften, meist biographischen und genealogischen Inhalts finden sich verzeichnet in Meusel's Lexicon, Bd. 6, S. 488 f.; Rotermund III, 280; Hesse's Verzeichniß schwarzb. Gelehrten und Künstler aus dem Auslande, 6. St. Rudolst. Schulprogr. 1836. — Nachrichten über seine Lebensumstände außer in dem obengen. Werke von E. v. K. finden sich in Strodtmann's neuem gel. Europa 3. Thl. S. 733 ff.; Weidlich's zuverlässigen Nachrichten von jetzt lebenden Rechtsgelehrten 3. Thl. S. 276 ff.; J. F. Falcke, codex tradition. Corbejens., p. 944 f.; Boysens allgem. histor. Magazin, 6. St.; Hörschelmann's Nachrichten von dem v. Ketelhodt'schen Geschlecht, Erfurt 1772; Sam. Bauer's hist.-biogr.-liter. Handwörterbuch, 3. Bd.; v. Göcking, gelehrte Beiträge zum Braunschweiger Magazin, 1772, 38. St. und Feddersen, Nachrichten von dem Leben und Ende gut gesinnter Menschen, 4. Bd. — Sein Bildniß auf einer bei Gelegenheit seines 50jähr. Dienstjubiläums geprägten Gedächtnißmünze und auf einer zu seinem 70. Geburtstag geschlagenen Medaille (beschrieben in Spiesens Brandenburg. histor. Münzbelustigungen, 5. Thl., S. 9 ff.) ist mehrmals in Kupfer gestochen worden. Anemüller.

Ketelhodt: Karl Gerd v. K., geb. den 3. Oct. 1738 zu Rudolstadt, starb ebendaselbst den 14. Jan. 1814. Sein Vater, Christ. Ulrich v. K., ein äußerst thätiger und gelehrter Jurist, leitete mit der größten Gewissenhaftigkeit den seinem Sohne von Hauslehrern ertheilten ersten Unterricht, bevor dieser das Rudolstädter Gymnasium besuchte. Schon 1753 war er befähigt, nach wohl bestandener Prüfung zur Universität entlassen zu werden. Er widmete sich in Jena unter Leitung der damaligen berühmten Professoren, wie Buder, Hellfeld, Walch, Succow u. A. der Rechtswissenschaft, trieb daneben eifrig neue Sprachen und wurde Mitglied der blühenden, in hohem Ansehen stehenden

lateinischen und deutschen Gesellschaft. Nach fünfjährigem Aufenthalte auf der Universität und nachdem er rite sich die juristische Doctorwürde erworben, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier trat er bald mit geringer durch Reisen verursachter Unterbrechung in völlige amtliche Thätigkeit ein und stieg allmählich von einer Ehrenstufe zur andern empor, bis er 1785 zum wirkl. Geheimerath, Kanzler der Landesregierung zu Rudolstadt u. s. w. erwählt wurde, also die erste Ministerstelle bekleidete. Durch rastlosen Eifer, verbunden mit dem richtigen Scharfblick, wirkte er überall segensreich; Kirchen, Schulen, Gemeinde- und Staatsangelegenheiten lagen ihm gleichmäßig am Herzen. Seine Mußestunden widmete er der Wissenschaft und Kunst; davon legten seine Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen Zeugniß ab, die er auf mannigfachen Reisen zu vermehren Gelegenheit fand, wie seine reichhaltige Bibliothek von 16 000 Bänden, welche später von dem Fürsten Ludwig Friedrich II. angekauft und mit der Fürstl. Bibliothek vereinigt wurde. Im Jahre 1808 feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und endete den 14. Jan. 1814 sein thatenreiches Leben. Seine ausführliche Biographie schrieb Chr. Wilh. Schwartz: Lebens- und Charakterzüge Sr. Exc. Herrn K. G. v. K. 2c. Mit Porträt von Morgenstern, Rudolstadt und Leipzig 1801, gr. 4., zu welcher jedoch für die späteren Jahre bis zu Ketelhodt's Tode zu vergleichen sind: Hesse, Verzeichniß geborner Schwarzburger 2c., Schulprogramm, Rudolstadt 1814, und Eduard Freiherr v. Ketelhodt: Urkunden und histor. Nachrichten der Freiherrl. von Ketelhodt'schen Familie, Schwerin und Dresden 1855, 8. S. 98 ff. — Außerdem vergl. Chr. Weidlich's zuverlässige Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 3. Thl., Halle 1759, 8., S. 296 ff.; ebendesselben biograph. Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Deutschland, Halle 1781, 8., 1. Thl. S. 400 ff.; Hörschelmann, genealog. histor. Nachricht von der Familie v. K., Erfurt 1771, 4., S. 20; Koppe's Lexicon der jetzt in Deutschland lebenden juristischen Schriftsteller, 1. Bd., S. 331 f.; (Strodtmann's) neues gelehrtes Europa, 15. Thl., S. 364 ff.; 19. Thl., S. 723 ff. — Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften s. in Meusel's gel. D., dem aber die in der Beilage zu der Schwartz'schen Lebensbeschreibung, S. 47 ff. abgedruckten Reden noch hinzuzufügen sind.

Anemüller.

Ketham: Johann v. K., ein im 15. Jahrhunderte in Venedig lebender deutscher Arzt, über dessen Lebensverhältnisse nichts weiter bekannt geworden, ist Verfasser eines seiner Zeit berühmten „Fasciculus medicinae“, der zuerst in Venedig s. a. erschienen, später (1491) eben dort von Geor. de Monte Ferrato herausgegeben worden ist, sodann noch weitere vier Auflagen (die letzte vom Jahre 1521) und auch zwei Uebersetzungen in's Spanische erlebt hat. — Die Schrift enthält eine Reihe einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der praktischen Medicin, in dem Geschmacke jener Zeit bearbeitet, bemerkenswerth ist dieselbe aber dadurch, daß sich in ihr die ältesten, übrigens roh ausgeführten anatomischen Abbildungen in Holzschnitt vorfinden; in einigen Exemplaren der Schrift sind die Abbildungen colorirt und daher für die Geschichte der Trachten, Geräthe u. s. w. jener Zeit von Interesse. A. Hirsch.

Kettel: Johann Georg K., Schauspieler, geb. 1789 zu Brünn, starb am 17. Nvbr. 1862 zu Stuttgart. K., der seine Studien in Wien machte, wurde hier bereits Mitglied einer Liebhaberbühne und widmete sich nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung gänzlich dem Theater. Er debütirte 1814 als junger Klingsberg in dem Kotzebue'schen Lustspiel „die beiden Klingsberg“ auf dem Breslauer Theater, dem er die folgenden beiden Jahre als Mitglied angehörte und trat 1816 nach vorangegangenem erfolgreichem Gastspiel in den Verband des Wiener Hofburgtheaters. Zehn Jahre lang wirkte er hier im

ernsten wie im heiteren Drama als Liebhaber und gefiel vornehmlich in Rollen, wie Ferdinand (Kabale und Liebe), Don Carlos, Prinz (Emilia Galotti), Aegisth &c. Einen besonderen Verehrer erwarb er sich durch sein Spiel in dem Herzog von Braunschweig, der ihn 1825 an sein Hoftheater berief. K. folgte dem Ruf im folgenden Jahr, debütirte an seiner neuen Wirkensstätte als Hamlet, Lieutnant Walther (Beschämte Eifersucht) und Hauptmann Linden (Quälgeister) und gelangte hier zu besonderer Vollendung auf dem Gebiete des feineren Lustspiels. Ganz ausnehmend gelangen ihm die höheren Charakterrollen des Lustspiels, die er seit 1840 zu spielen begann. 1856 verließ der Künstler Braunschweig, spielte eine Saison in Köln und nahm dann ein ihm als Regisseur angebotenes Engagement an das Stuttgarter Hoftheater an, dem er bis zu seinem Ende angehörte, als Mensch und Darsteller geliebt und anerkannt. Auch als Gast anderer Bühnen hat er verdienten Beifall gefunden, so in Pest, Graz, Ofen, Wien, Hannover, Stettin, Magdeburg, Nürnberg, Hamburg, Berlin &c. und eine Reihe von Dramen für die Bühne bearbeitet. Diese sind „Das Loch in der Thür"' „Richards Wanderleben", „Die Scheidung", „Der Findling", „A-B-C", „Eine Hütte und sein Herz", „Sichere Kennzeichen", „Drei Frauen und Keine", „Aus dem Regen in die Traufe", „Die falschen Vertraulichkeiten", „Vor Thorschluß", „Marquise von Senneterre", „Der betrogene Betrüger", „Ein Geheimniß", „Halifax", „Der Kammerdiener des Emigrirten", „Irene oder der Magnetismus", „Der Geizige", „Ein guter Rath", „Gleiches mit Gleichem", „Das lebende Bild", „Ein Criminalprozeß", „Homöopathisch", „Die Neugierigen und die Lästerschule". Vermählt war K. mit Aloise, geb. Höpfner, Edle von Brandt, eine tüchtige Schauspielerin, die geb. 1803 zu Brünn, am 25. Mai 1867 in Stuttgart starb. Sie hatte 1825 als Elsbeth (drei Wahrzeichen) am Theater an der Wien in Wien debutirt, war dann an diesem Institut und am Josephstädter Theater engagirt gewesen und 1826 einem Ruf an das Hoftheater zu Braunschweig gefolgt, an dem sie zunächst jugendliche Liebhaberinnen, seit 1826 aber hoch komische Mütter gab. Von 1829–1831 war sie für das Fach der tragischen und edlen Mütter in Stuttgart engagirt, spielte darauf wieder in Braunschweig in jenen komischen Mutter- und Charakterrollen und heirathete ihren Collegen K. Von 1841—1843 war sie Mitglied des hannoverschen Hoftheaters, kehrte aber auch jetzt wieder nach Braunschweig zurück und blieb daselbst bis zum Antritt (1855) ihres letzten Engagements am Hoftheater zu Stuttgart, wo sie zugleich dramatischen Unterricht ertheilte. 1865 zog sie sich von der Bühne zurück. Sie hat an vielen Gastspielen ihres Gatten mit Erfolg Theil genommen.

Joseph Kürschner.

Ketteler: Wilhelm Emmanuel Freiherr von K., Bischof von Mainz, geb. den 25. Dec. 1811 zu Münster, † 13. Juli 1877 zu Burghausen in Oberbaiern. K. war der dritte von den sechs Söhnen des Freiherrn Friedrich von Ketteler zu Harkotten. Seinen ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause und in der Domschule zu Münster, war dann 1824—1828 Zögling des Jesuiten-Collegiums zu Brieg im Canton Wallis, bestand 1829 in Münster die Maturitätsprüfung, studierte 1829—1833 Jura und Cameralia zu Göttingen, Berlin, Heidelberg und München (als Student in Göttingen verlor er in einem Duell die Nasenspitze) und wurde 1834 Regierungs-Referendar zu Münster. Im J. 1836 ließ er sich die Tonsur geben, aber lediglich um in den Genuß einer Präbende zu gelangen; animum clericandi oder auch nur einen besonders frommen Sinn hatte er bis dahin nicht bekundet. Am 1. Decbr. 1837, zehn Tage nach der Wegführung des Erzbischofs Clemens August von Droste von Köln, erbat er sich von der Regierung einen sechsmonatlichen Urlaub „zu seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung im Verwaltungs-

sache", und am 26. Mai 1838 erklärte er, „eingetretene Verhältnisse machten es ihm zur Pflicht, zur Zeit aus seinen bisherigen Dienstbeziehungen zur königlichen Regierung auszuscheiden". Am 9. Juli 1838 schrieb er seinem Bruder: „da er einem Staate, der die Aufopferung seines Gewissens fordere, nicht dienen wolle, so sei er eigentlich durch den Fingerzeig aller Umstände auf den geistlichen Stand hingewiesen; aber er könne sich dazu nicht entschließen, und um ihn zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuerwecken" (s. die unten anzuführenden Briefe S. 5). In den Jahren 1839 und 1840 hielt er sich lange Zeit in München auf und verkehrte viel in den dortigen katholischen Kreisen; aber von theologischen Studien oder überhaupt von Studien ist in seinen Briefen aus dieser Zeit nicht die Rede, dagegen viel von den „Historisch-politischen Blättern" und von der Jagd. Graf Reisach, damals Bischof von Eichstädt, später Erzbischof von München und Cardinal, bestimmte ihn endlich sich dem geistlichen Stande zu widmen (Briefe S. 65, 77). Nachdem der Plan, in Rom, in Eichstädt oder in Passau Theologie zu studiren, sich als unausführbar erwiesen, studirte er 1841—1843 in München, — zusammen mit seinem Landsmanne Paulus Melchers, dem späteren Erzbischof von Köln, der auch früher Referendar gewesen, und vom Herbst 1842 an mit seinem jüngeren Bruder Richard, der vorher Husarenlieutnant war, — und hörte Vorlesungen bei Döllinger, dem jüngeren Windischmann, Görres, Phillips u. A. Im Herbste 1843 trat er in das Priesterseminar zu Münster ein, wurde am 1. Juni 1844 zum Priester geweiht und wirkte nun sehr fleißig und eifrig in der Seelsorge, 1844—1846 als Kaplan in dem Städtchen Beckum, 1846—1849 als Pfarrer in dem Dorfe Hopsten.

Im J. 1848 wurde er in dem Wahlbezirke Tecklenburg in das Frankfurter Parlament gewählt. „Nur ein kirchliches Interesse, sagt er in einem Briefe, habe ihn bestimmt, die Wahl anzunehmen"; darum wünschte er nach der Berathung der ein religiöses Interesse berührenden Artikel der Grundrechte zu seiner Gemeinde zurückzukehren (Briefe S. 157). Mehr als durch seine parlamentarische Thätigkeit wurde er in weiteren Kreisen bekannt durch die am 23. Sept. 1848 gehaltene „Leichenrede am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt gewaltsam Ermordeten [Lichnowski und Auerswald] und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen" (1848), durch eine auf der ersten Generalversammlung der „katholischen Vereine Deutschlands" zu Mainz am 4. Oct. gehaltene Rede „über die Freiheit der Kirche und die sociale Krisis" und durch die im Dome zu Mainz gehaltenen Predigten über „die großen socialen Fragen der Gegenwart" (1849, mit der Leichenrede neu gedruckt 1878). — Auf den Vorschlag des Fürstbischofs v. Diepenbrock und des Ministerialrathes Aulike wurde K., nachdem er sich widerstrebend zur Annahme bereit erklärt hatte (Briefe S. 168), am 19. Mai 1849 zum Propst von St. Hedwig in Berlin ernannt, (als solcher wurde er zugleich Ehrendomherr in Breslau und bischöflicher Delegat für die katholischen Gemeinden in Brandenburg und Pommern). In Berlin bereitete er die Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche Diepenbrock an ihn gewiesen, für ihren Uebertritt zur katholischen Kirche vor (Briefe S. 188). Sie folgte ihm später nach Mainz.

Schon 1850 wurde K., nachdem dem am 22. Febr. 1849 gewählten Prof. Leopold Schmid am 14. Jan. 1850 die päpstliche Bestätigung verweigert worden war und das Domcapitel ihn mit zwei anderen (Domherr Förster in Breslau und Domherr Oehler in Rottenburg) am 24. Febr. 1850 dem Papste in Vorschlag gebracht hatte, am 15. März von diesem zum Bischof von Mainz ernannt, am 20. Mai präconisirt, am 25. Juli durch den Erzbischof Vicari von Freiburg zu Mainz consecrirt und inthronisirt. Auffallender Weise wurde er

nicht schon jetzt, sondern erst 1862 von der theologischen Facultät zu Münster honoris causa zum Doctor der Theologie promovirt, nunmehr freilich als „eine glänzende Zierde des deutschen Episkopates“.

K. lebte als Bischof sehr einfach und ascetisch und war unermüdlich thätig: er predigte oft, saß regelmäßig im Beichtstuhl und machte fleißig Firmungs- und Visitationsreisen. Für die Geistlichen wurden alljährlich Exercitien, für das Volk vielfach Missionen gehalten, Bruderschaften und kirchliche Vereine organisirt, Klöster, Waisenhäuser u. dgl. gegründet. 1851 wurden die Schulbrüder nach Mainz berufen, 1854 die Kapuziner und die Franciscanerinnen, 1858 die Jesuiten. Letzteren übertrug K. trotz der Beschwerden des Gemeinderathes bei den Kammern die Verwaltung der Pfarrei St. Christoph (Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz S. 458). Seinen Geistlichen gegenüber war K. strenge und autokratisch, seine nächste Umgebung hatte mitunter von seiner Heftigkeit zu leiden. Von Anfang an war er bemüht, die Erziehung der Candidaten des geistlichen Standes ganz unter die bischöfliche Leitung zu bringen. Schon im Frühjahr 1851 erweiterte er das Mainzer Priesterseminar zu einer vollständigen bischöflichen theologischen Lehranstalt und erklärte, er werde fortan keinen Candidaten weihen, der nicht dort seine Studien gemacht. Dadurch wurde, da die hessische Regierung es geschehen ließ, die katholisch-theologische Facultät der Universität Gießen brach gelegt. Später gründete er zu Mainz (1864) und Diesburg (1869) auch Knabenconvicte.

Weiterhin bemühte sich K. eifrig und erfolgreich, eine Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur Staatsregierung in seinem Sinne herbeizuführen (Brück S. 304 ff.). Schon am Tage seiner Consecration wurde von den damals sämmtlich in Mainz anwesenden Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz ein gemeinsames Vorgehen verabredet. Sie formulirten dann in in den den Regierungen überreichten „Denkschriften“ vom März 1851 und vom 18. Juni 1853 die Forderungen der „Kirche“ und K. veröffentlichte 1854 die Schrift: „Das Recht und der Rechtsschutz der kath. Kirche in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des oberrheinischen Episkopates und den gegenwärtigen Conflict“ (es erschienen in kurzer Zeit 5 Auflagen). Da er aber fand, daß dieses gemeinsame Vorgehen keinen unmittelbaren Erfolg verspreche, verhandelte er für sich allein. Er schloß mit dem Minister v. Dalwigk am 23. Aug. 1854 eine „Convention“ ab und auf sein persönliches Betreiben wurde dieselbe in Rom genehmigt, freilich nur mit einigen Modificationen, die aber Dalwigk am 19. April 1856 annahm. Erst im J. 1860 wurde diese bis dahin geheim gehaltene Convention, aber nicht vollständig, den Kammern mitgetheilt und 1862 ein darauf bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt. Dieser wurde von der zweiten Kammer verworfen und am 6. Oct 1866 wurde von der Regierung mit Zustimmung des Bischofs die Convention förmlich aufgehoben, blieb aber thatsächlich in Kraft bis zum J. 1871 (Brück S. 362 ff., Dove, Ztschr. f. Kirchenr. VIII, 1869, 345 ff., Briefe S. 252, 343). — Seinen Sitz in der ersten hessischen Kammer nahm K. nie persönlich ein; er ließ sich durch den Seminar-Regens Dr. Moufang vertreten. Ueber sein Verhältniß zu der hessischen Regierung und dem Minister v. Dalwigk hat er 1867 mehrere ausführliche Erklärungen veröffentlicht (Briefe S. 355, 372).

Ketteler's Einfluß beschränkte sich nicht auf die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. Auch bei den Zusammenkünften, welche die deutschen Bischöfe seit 1867 wiederholt in Fulda hielten, übte er vielfach einen maßgebenden Einfluß. Wiederholt war es im Plane, ihn an die Spitze einer größern Diöcese zu bringen: schon 1853 stand er auf der Candidatenliste für Breslau (Briefe S. 242); 1865 wünschte die preußische Regierung, er möchte Erzbischof von

Posen werden (Briefe S. 309), verweigerte aber ihre Zustimmung zu seiner Ernennung zum Erzbischof von Köln; wiederholt wurde beabsichtigt, ihn zum Coadjutor des Erzbischofs Vicari von Freiburg mit dem Rechte der Nachfolge zu machen (Briefe 270, Deutscher Merkur 1873, 156), und nach dessen Tode im J. 1868 wurde er auf die Freiburger Candidatenliste gesetzt, von der badischen Regierung aber gestrichen.

Wenn man K. vielfach als den „streitbaren Bischof“ bezeichnet, so ist diese Bezeichnung mehr noch, als durch seine amtliche, durch seine schriftstellerische Thätigkeit gerechtfertigt. Ueber fast alle seit dem J. 1850 in Deutschland aufgetauchten kirchlich-politischen Fragen hat er kleinere oder größere Broschüren veröffentlicht (auch seine Hirtenbriefe sind großentheils solche Broschüren), die durchweg in katholischen Kreisen eine große Verbreitung fanden und der ultramontanen Partei und ihrer Presse die Directive gaben. K. war nichts weniger als ein Gelehrter oder ein genialer Kopf, aber er schrieb gewandt, klar und populär, und das persönliche Ansehen, welches er nicht nur bei seinen adeligen Standesgenossen und dem größten und einflußreichsten Theile der Geistlichen, sondern auch in weiteren Kreisen genoß, bewirkte, daß man auch über die schwachen Argumente, Unvorsichtigkeiten und Tactlosigkeiten in seinen Broschüren hinwegsah, wenn auch manche seiner Bewunderer in der Stille zugaben, er schreibe viel zu viel. Als eine „Unvorsichtigkeit“ wurde es selbst von seinen Anhängern angesehen, als K. in einem „Hirtenbriefe bei Gelegenheit der elfhundertjährigen Feier des Märtyrertodes des h. Bonifacius“ im J. 1855 u. a. drucken ließ: „Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der h. Bonifacius gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Anschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten vermögen uns nicht das Gewissen zu ersetzen.“ (Vgl. Bunsen, Zeichen der Zeit I, 51 ff.). — Die bedeutenderen unter Ketteler's Schriften aus den Jahren 1860—1870 sind: „Freiheit, Auctorität und Kirche, Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart“, 1862 (rasch nach einander 11 Auflagen, zum Theil in einer billigen „Volksausgabe“); „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“, 1864 (3 Aufl.; die Schrift wurde von Lassalle beifällig citirt; K. nahm später Veranlassung, sich über den großen Gegensatz zwischen seinen und Lassalle's Tendenzen auszusprechen; s. Briefe S. 297, 329), dazu später „Die Arbeiterbewegung und ihr Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit“, 1869; „Deutschland nach dem Kriege von 1866“, 1867. Diese Schrift erlebte in kurzer Zeit 6 Auflagen, obschon man in ultramontanen Kreisen vielfach Anstoß daran nahm, daß K., der früher als entschieden „großdeutsch“ galt, sich so rasch völlig auf den Boden der vollendeten Thatsachen stellte. Insofern konnte er allerdings in einer Erklärung in der Kreuzzeitung im J. 1868 (Briefe S. 381) mit Recht sagen, er habe „nie eine stark antipreußische Richtung gehabt und ebenso wenig eine althabsburgische“, als er, seit er sich dem Dienste der Kirche zugewandt, immer in erster Linie „kirchlich“ gesinnt war und für den Staat die stärkste Sympathie bekundete, in welchem er das, was er als das Recht der Kirche ansah, am besten gewahrt oder am wenigsten gefährdet glaubte. Die Broschüre „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?“ 1865, (gegen R. Seydel in Leipzig, der mit der Schrift „Katholicismus und Freimaurerei“ 1865 antwortete) ist nur darum bemerkenswerth, weil sie wahrscheinlich die Veranlassung dazu gab, daß K. von der Candidatenliste für das Köl-

nische Erzbisthum gestrichen wurde. Eine der schwächsten Arbeiten ist die 1868 bei Gelegenheit des Streites über die Freiburger und die Kölnische Erzbischofswahl erschienene Schrift „Das Recht der Domcapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz“; zu einer kirchenrechtlichen Untersuchung mangelten K. eben wissenschaftliche Kenntnisse und Unbefangenheit. Die Schrift „Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des h. Thomas von Aquin. Dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet von W. E. v. K.“, 1868, ist eine von Heinr. Bone angefertigte Bearbeitung eines mittelalterlichen Tractates de eruditione principum; von K. ist nur das Vorwort. Eine Denkschrift über „die Gefahren der exemten Militärseelsorge“ ließ K. 1869 nur als Manuscript drucken (Briefe S. 349).

K. war schon 1854, 1862 und 1867 in Rom gewesen; 1869 reiste er zum vierten Male hin, um dem Vaticanischen Concil beizuwohnen. Daß er nichts weniger als ein Theologe in der rechten Bedeutung des Wortes war, liefert den Schlüssel zur Erklärung seines widerspruchsvollen Verhaltens während dieses Concils. Bei der Beurtheilung des Projectes, den Papst für unfehlbar zu erklären, fragte er in erster Linie nicht, ob die Ausführung desselben theologisch zulässig, sondern ob sie für die „Kirche“ ersprießlich sein würde. Er war gescheidt genug, um die schlimmen Folgen der Unfehlbarkeits-Erklärung voraus zu sehen; darum bekämpfte er sie mit aller Energie, aber doch mit dem Vorbehalt, das neue Dogma, wenn es trotz seiner Opposition durchginge, im Interesse der Erhaltung der Einheit und der Disciplin in der Kirche anzuerkennen und dann zu versichern, er habe nie die Wahrheit des Dogma's selbst, sondern immer nur die Opportunität der Definition desselben bestritten, als ob ein richtiger Theologe etwas für einen Bestandtheil der christlichen Offenbarung und doch die Verkündigung desselben für inopportun halten dürfte. Obschon K. in Rom im deutschen Colleg bei den Jesuiten wohnte, hielt er sich doch zu den deutschen Oppositionsbischöfen und unterzeichnete eine Reihe von Erklärungen und Protestationen derselben, hielt auch in den Sitzungen des Concils mehrere kräftige Reden in ihrem Sinne. Er vertheilte sogar eine, zwar nicht von ihm verfaßte, aber auf seine Veranlassung ausgearbeitete und gedruckte lateinische Denkschrift, in welcher die theologischen Bedenken gegen die beabsichtigte Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit so scharf vorgetragen werden, daß sie zu den besten Arbeiten dieser Art gehört (sie ist abgedruckt in J. Friedrich's Documenta ad illustr. Conc. Vat. I, 1; vgl. Briefe S. 464; sie wurde Anfangs von den römischen Behörden zurückgehalten und K. hatte Mühe, ihre Freigebung zu erwirken). Daneben veröffentlichte er aber scharfe Erklärungen gegen Döllinger und die Concilsbriefe der Allgemeinen Zeitung (Briefe S. 400, 403 f., 412). Am 13. Juli 1870 stimmte er mit Non placet. Am Abend des 15. hatte er mit vier anderen Prälaten der Minorität eine Audienz bei Pius IX., um wenigstens eine Modification der von der Majorität angenommenen Formel zu erwirken, und schließlich warf er sich vor dem Papste auf die Kniee und flehte Minuten lang: der Vater der katholischen Welt möge der Kirche und dem Episkopate durch etwas Nachgiebigkeit den Frieden und die verlorene Einigkeit wiedergeben (die Scene ist in den Römischen Briefen von Quirinus S. 625 sehr schön geschildert). Die Erklärung welche 56 Bischöfe der Minorität am 17. Juli dem Papste übersandten und worin sie ihr Non placet aufrecht erhielten, unterzeichnete K. nicht mehr mit, übersandte dem Papste vielmehr unter demselben Datum die Erklärung: er werde, „um sich nicht in der seiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, (in der feierlichen Sitzung am 18.) mit Non placet zu stimmen“, noch an demselben Tage abreisen, werde sich aber „den Entscheidungen des Concils ebenso unterwerfen, als

wenn er mit Placet hätte stimmen können" (Briefe S. 421). Nach Mainz zurückgekehrt publicirte K. schon am 20. August die Vaticanischen Decrete und trat fortan als entschiedener Vertheidiger derselben auf, zuerst in den Broschüren: „Die Minorität auf dem Concil" (gegen Lord Acton), 1870, und „Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vaticanischen Concils", 1871, dann in mehreren Schriften und Erklärungen in Zeitungen (Briefe S. 450, 459, 504). Bei Gelegenheit seines 25jährigen Bischofsjubiläums im J. 1875 wurde ihm seine Haltung während des Concils wieder in Erinnerung gebracht in der von Mainzer Altkatholiken veröffentlichten Schrift „Freiherr von v. Ketteler und die übrigen Bischöfe der Minorität als Märtyrer der Ueberzeugung." 1877 bekämpfte er in einer seiner letzten Broschüren die staatliche Anerkennung der Altkatholiken als „thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche" (vgl. Briefe S. 532) und provocirte dadurch die Entgegnung des altkatholischen Bischofs Reinkens „Kniefall und Fall des Bischofs Ketteler", 1877.

Im J. 1871 ließ sich K., — nachdem er in einem langen Briefe am 1. Oct. 1870 dem Grafen Bismarck die Nothwendigkeit demonstrirt hatte, die Bestimmungen der preußischen Verfassung über das Verhältniß von Staat und Kirche in die Reichsverfassung aufzunehmen (Briefe S. 422), — in dem badischen Wahlkreise Tauberbischofsheim in den deutschen Reichstag wählen. Er trat bald wieder aus und entwickelte seine Gründe für die Annahme und die Niederlegung des Mandates in der Schrift „Die Centrumsfraction auf dem ersten deutschen Reichstage", 1872 (3 Aufl.). Wie während des Aufenthaltes in Berlin, so betheiligte er sich aber auch später, bis zu seinem Tode sehr lebhaft an den kirchlich-politischen Kämpfen mit Erklärungen in Zeitungen (Briefe S. 430 ff.) und Broschüren: „Das Reichsgesetz vom 4. Juni 1872 gegen die Jesuiten", 1872 (4 Aufl.); „Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staate", 1873 (4 Aufl.); „Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm", 1873 (4 Aufl.); „Die Anschauungen des Cultusministers Falk über die kath. Kirche", 1874 (6 Aufl.); „Der Culturkampf gegen die kath. Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen", 1874 (3 Aufl.; vgl. Briefe S. 485); „Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung", 1875 (2 Aufl.); „Warum können wir nicht zur Ausführung der Kirchengesetze mitwirken?" 1875 (2 Aufl.). — Im J. 1874 trug K. durch ein sehr heftiges „Ausschreiben, die Sedanfeier betreffend" (Briefe S. 482) wesentlich dazu bei, diese Feier wenigstens am Rhein in nicht ultramontanen Kreisen populär zu machen. Im Oct. 1875 kam K. auch mit der baierischen Regierung in Conflict durch eine ohne deren Genehmigung in der Pfalz gehaltene Festpredigt (Briefe S. 514). Im J. 1877 reiste er zum 50jährigen Bischofsjubiläum Pius IX. zum fünften Male nach Rom. Auf der Rückreise besuchte er seinen Jugendfreund Clemens von Korff, der noch als Greis von 61 Jahren Kapuziner geworden war und als P. Bruno in dem Kloster zu Burghausen in Oberbaiern lebte. Dort erkrankte er und starb nach fünfwöchentlichem Leiden, an demselben Tage, an welchem er sieben Jahre vorher in Rom mit Non placet gestimmt hatte. Die Leiche wurde nach Mainz gebracht und in dem dortigen Dom beigesetzt. — Nach seinem Tode wurden durch seinen Secretär J. M. Raich Predigten von ihm herausgegeben, 1868, ferner großentheils sehr interessante „Briefe von und an W. E. v. K.", 1879.

Ein jüngerer Bruder des Bischofs, Richard Freiherr von Ketteler, geb. den 19. Aug. 1819, war bis 1842 Husaren-Offizier in Düsseldorf (der Bischof war nur Einjährig-Freiwilliger im J. 1833 und dann einige Zeit Unteroffizier

in dem Münster'schen Landwehr-Ulanen-Regiment), fing 1842 im Herbst an, in München Theologie zu studieren, wurde 1846 zum Priester geweiht und zunächst Kaplan, dann als Nachfolger seines Bruders Pfarrer in Hopsten. 1849 war er Feldprediger bei den preußischen Truppen in Schleswig-Holstein. 1850 sollte er auch in Berlin der Nachfolger seines Bruders werden, lehnte aber ab (Briefe S. 214 ff.) und trat 1851 in Tirol als P. Bonaventura in den Kapuzinerorden. Er wurde 1854 Guardian des Klosters in Mainz und starb den 3. Januar 1855 an der Schwindsucht zu Assen, einem Gute seines Schwagers, des Grafen Galen (Briefe S. 248, Katholik 1855, I, 38).

Deutschlands Episcopat in Lebensbildern, 2. Bd. 3. Heft: W. E. v. K., Bischof von Mainz, von P. Münz, 1874. Katholik 1877, II, 225. Deutscher Merkur 1872, 16; 1877, 239. Im neuen Reich 1879, I, 633. Vollständiges Verzeichniß der (mehr als 50) Schriften von K. bei Raßmann, Nachr. von Münst. Schriftst. S. 175 und Neue Folge S. 118. Reusch.

Kettenbach: Heinrich v. K., einer der ersten Anhänger Luther's zu Ulm. Ueber den Ort und das Jahr seiner Geburt, seine Eltern, sowie sein ganzes Vorleben herrscht völlige Dunkelheit und ebenso ungewiß ist es, ob er, wie einige meinen, adelichen Geschlechts gewesen sei; vermuthlich hat er sich nur nach der Gewohnheit seiner Zeit nach seinem Geburtsorte genannt, wobei es jedoch wieder unentschieden bleibt, ob er aus einem Dorfe dieses Namens in Nassau oder einem solchen in der oberen Pfalz gebürtig war. Auch aus dem Dialecte seiner Schriften läßt sich in dieser Beziehung kein sicherer Schluß ziehen und einige Ausgaben derselben, worin der schweizerische oder oberschwäbische Ton herrscht, sind wol nur Nachdrucke. Sein Name erscheint übrigens bei der damaligen anomalen Rechtschreibung, auch als H. v. Kötenbach, H. Kettenbach, Ketenbach, H. Kettenpach und H. Kettenbacher. Da er in seinen Schriften eine große Bekanntschaft mit der Bibel, den Scholastikern und dem canonischen Rechte zeigt, so muß er in seiner Jugend nicht unfleißig gewesen sein, wenn er aber auch einmal Ovid's Gedichte, die Lustspiele des Terenz und Aesops Fabeln nennt, so läßt sich daraus doch eine humanistische Bildung nicht folgern, weil er zu gleicher Zeit auch vom Talmud und Koran spricht, die er sicherlich nicht weiter kannte, vielmehr wollte er hiermit nur sagen, diese Bücher, in welchen so vieles Lächerliche und Unnütze stehe, habe man unbeanstandet lesen lassen, aber Luther werde wegen seiner wahrheitsvollen und gemeinverständlichen Schriften geschmäht und gehaßt. Alles, was über sein Leben und Wirken bis jetzt mit Sicherheit sich hat ermitteln lassen, umfaßt blos die zwei Jahre 1521 und 1522, welche er zu Ulm verlebte. Hier kam er zu Anfang des ersteren Jahres in das Franziscanerkloster, wenn man nicht den Worten einer seiner 1522 erschienenen Schriften „Ich bin länger als ein Jahr bey euch verharrt bey Schrifft vnd Wahrheit“ den Sinn unterlegen will, daß er schon länger in diesem Kloster sich befunden habe. Auf dem Titel aller seiner Schriften nennt er sich „Bruder“, „Barfüsser“, auch „Barfüsser Observantz“, und Eberlin (Bd. V. S. 575), der in dem nämlichen Kloster die reine Lehre des Evangeliums öffentlich von der Kanzel vorgetragen hatte und wahrscheinlich noch vor K. hatte flüchten müssen, bezeichnet ihn in seiner „Andern Vermanung an den Rath der Stadt Ulm“ (Erf. 1523, 4, vorletzte Seite), auch als „Vater Heinrich K.“, wobei es jedoch auffallend bleibt, daß K. dieses um die Ulmische Kirche verdienten Mannes in keiner seiner Schriften und nicht einmal seiner Flucht in seinem „Valete“ gedenkt, in welch' letzterer er doch den am 2. Juli 1522 erfolgten Widerruf des Idelhauser (Weyermann a. a. O., I, 359) erwähnt, der erst nach Eberlin's Entweichung erfolgte. Seine erste evangelische Predigt hielt er am ersten Sonntag in der Fasten 1522 „von den Fasten vn Feyren“ und ihr folgten noch

weitere in diesem und vielleicht auch dem nächsten Jahre, in allen aber läßt er sich nach der Sitte der Zeit außerordentlich grob über die Unverschämtheit der Mönche aus, die jeden Ton für Gottes Wort ausgeben, sowie über den Papst und die Prälaten, die den Sinn des Evangeliums nach Belieben verändern und Lehrsätze festsetzen können, wovon das Neue Testament nichts wisse. Es läßt sich denken, daß K. durch solche Predigten die Gunst seiner Klosterbrüder nicht werde gewonnen haben, vielmehr gaben sie ihm ihre Abneigung, die bald genug in tödtlichen Haß überging, auf mancherlei Art zu erkennen. Besonders trat der Lector im Kloster der Predigermönche, Peter Nestler (eigentlich Pater Hutz: Veesenmeyer, S. 117—126), welche ohnehin immer gegen die Ketzer dienten und gerade damals Ursache hatten, den noch im lebhaften und unangenehmen Andenken stehenden Berner Scandal (s. Jetzer, Bd. XIV, S. 1 ff.) vergessen zu machen, wider K. auf und suchte dessen Predigten zu widerlegen, der wiederum und immer heftiger durch neue Predigten die seines Gegners beleuchtete. Allein hierdurch und weil K. seine eigenen Predigten auch drucken ließ, stieg der Haß der Ulmischen Mönche zu einer solchen Höhe, daß sie sogar Anschläge gegen sein Leben faßten, dies sagt K. selbst in seiner Schrift: „Eyn gesprech bruder Hainrichs vō Kettenbach mit aim frōmen altmütterlein . . .“, 1523, mit den Worten „Do ich wyst, das ich nit bleiben kondt, vnnd todfeynd hat, wolt ich jn nit geben vrsach ein mort an myr zu volbringē“. Er flüchtete also und wahrscheinlich noch 1522 eilends aus Ulm und zwar so schnell, daß er eine Predigt, die er bereits zum Abschiede ausgearbeitet hatte, nicht mehr halten konnte und die Handschrift später einem Ulmer Studenten schenkte, der sie 1522 im Druck herausgab. Von nun an verliert sich jede Spur des Mannes und über seinen ferneren Aufenthalt bis zu seinem Tode bestehen nur Vermuthungen, von welchen zwei die annehmbarsten sind. Die eine ist, daß er sich sogleich von Ulm aus auf die Ebernburg oder auch auf die zu Landstall (bei Kaiserslautern) zu Franz v. Sickingen begeben habe, weil er nach dessen 1523 erfolgten Tode auf der letztgenannten Burg eine förmliche Vertheidigung desselben unter dem Titel schrieb: „Ain vermanung Juncker Frantzen von Sickingen zu seynem hör (Heer) . . .“, 1523, und aus der Wärme, mit der er für diesen Ritter spricht, sich mehr als nur vermuthen läßt, daß er mit demselben in einem engeren Verhältniß gestanden sei. Noch wahrscheinlicher aber ist es, daß er von Ulm aus nach Wittenberg ging, wohin damals zu Luther's und seiner Freunde nicht geringer Last, die aus den Klöstern vertriebenen oder entwichenen Mönche, als einem allgemeinen Asyle, schaarenweise eilten, und wo er auch seinen ehemaligen Klosterbruder Eberlin anzutreffen hoffen konnte. Daß er aber an einem recht sicheren Orte gelebt haben müsse, dient zum Beweise, daß er nun selbst den Kaiser nicht schonte und sehr beleidigende Stellen gegen ihn in seine Schriften einrückte, weshalb man in Nürnberg für nöthig fand, sein Buch „Ein Practica practi | cirt ausz der heylger Bibel, | vff vil zukünftig jar . . .“, 1533, 4, zu verbieten. Dann aber sind nach Titelbuchstaben und Titeleinfassungen zu schließen, seine späteren Schriften, die für Sickingen geschriebenen allein ausgenommen, zu Wittenberg oder Erfurt gedruckt, obgleich kein Drucker, außer Nickel Schirlentz zu Wittenberg es wagte, sich zu nennen und selbst dieser lieferte von der Schrift „Verglychūg des allerheiligsten herrn vñ vatter des Bapsts gegen . . . Jesus . . . Domine quo vadis. Rhomam iterum crucifigi . . .“, 1523, zwei Ausgaben, von deren einer er sich nannte und bei der anderen nicht. Für seinen Wittenberger Aufenthalt spricht außerdem, daß er die bereits erwähnte Handschrift seines „Valete“ einem Studenten von Ulm schenkte, welcher in Wittenberg studirte und dem ein Ulmer Kaufmann von seiner wegen der Orthodoxie ihres Sohnes besorgten Mutter Briefe brachte, in denen sie ihrem

Sohne räth, sich von Wittenberg wegzubegeben, weil man ehestens Luther überfallen und aufheben werde. Alle Schriften des K., neunzehn an der Zahl, sind deutsch geschrieben und wurden bei ihrer Erscheinung begierig gekauft und gern gelesen, was sich schon aus den wiederholten Auflagen und Nachdrucken und der Uebertragung freilich nur einer einzigen, der oben angezeigten „Von den Fasten vñ Feyren“ in das Niederdeutsche, schließen läßt, und sie zählen sämmtlich zu den größten Seltenheiten. Seine „Practica“, als die weitaus wichtigste, hat Böcking in den Opp. Hutt. III, 538—541 wieder abdrucken lassen.

Veesenmeyer, Beyträge zur Geschichte d. Lit. u. Reform., S. 79—117. Weyermann, Nachr. von Ulmischen Gelehrten, S. 355—359. Zeltner, Bibelversion, S. 29—30. Unschuld. Nachrichten, 1719, 576 ff. Panzer, Ann., II (Register). Scheller, Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache, N. 619. Goedeke, Gr., I. 214, 246. Weller, Repert. und Supplem. (Register). Thesaurus libell. p. 108—110. J. Franck.

Kettiger: Johannes K., schweizerischer Schulmann, geb. den 24. Octbr. 1802 zu Liestal im Kanton Baselland, war der Sohn eines Bandwebers und hatte schon früh Gelegenheit, sich für seinen nachherigen Lebensberuf vorzubilden. Denn seine Mutter, eine kluge und thätige Frau, hielt eine Kleinkinderschule, in welcher sie den Knaben öfters zur Aushülfe verwendete. Mehr als bei dem Lehrer des Ortes gewann er in der Privatschule eines nicht zum Pfarramte gelangten Theologen; namentlich aber lernte er hier den hohen Werth der wissenschaftlichen Bildung kennen, sodaß er nun mit besonderem Eifer danach strebte, sich eine solche anzueignen. Seit dem 17. Jahre versah er zuerst in Liestal und dann in Waldenburg (Baselland) in mehreren Amtsstuben Schreiberdienste. Inzwischen faßte er den Entschluß, die Rechte zu studiren, nahm daher an dem letztgenannten Orte Privatunterricht im Lateinischen und begab sich 1824 nach Aarau, wo damals einige hervorragende Männer, unter ihnen H. Zschokke und der Arzt und Philosoph J. P. V. Troxler, den sogenannten „Lehrverein“ gegründet hatten, eine Art freier Akademie, welche jungen Leuten unentgeltlich Gelegenheit bieten sollte, die für eine allgemeine Bildung nothwendigen Kenntnisse zu erlangen. Außer an diesen Vorlesungen nahm K. auch an den Lehrstunden der Kantonsschule Theil. Durch Zschokke darauf hingewiesen, daß die Schweiz eher Schulmeister als Advocaten brauche, bewarb er sich um eine erledigte Elementarlehrerstelle in Aarau. Er erhielt dieselbe, gab sie aber, von Wissensdurst getrieben, bald wieder auf und siedelte, obgleich seit 1826 verheirathet, nach Basel über, um Vorlesungen an der dortigen Universität zu hören. Zur Gewinnung der nöthigen Geldmittel ertheilte er wieder Unterricht, zuerst als Stellvertreter an einer städtischen Schule, dann aber als selbständiger Leiter einer Privatschule. Der letzteren stand er von 1829—39 vor. Nachdem in der Zwischenzeit die Trennung der Landschaft von der Stadt Basel erfolgt war, berief ihn seine heimathliche Behörde im Herbst 1839 als Schulinspector des neuentstandenen Kantons. Durch angestrengte Thätigkeit und ungemeine Pflichttreue erhob er das dortige Schulwesen in kurzer Zeit zu schöner Blüthe, und bald begann sein Ruf sich über die Kantonsgrenzen hinaus zu verbreiten. Eine Aufforderung, die Seminardirectorstelle in Küsnacht (Zürich) zu übernehmen, lehnte er ab; dagegen trat er im Herbst 1856 die Leitung des aargauischen Lehrerseminars in Wettingen an, zumeist bewogen durch die Schwierigkeiten und Kränkungen, welche ihm bei all seinem redlichen Streben von einer feindlichen, aller Bildung abholden Partei bereitet wurden. An der Spitze des Wettinger Seminars blieb er bis zum Herbst 1867, worauf er sich in das Haus seines Schwiegersohnes nach Aarburg zurückzog, um an dessen Töchterinstitute die ihm unentbehrliche Lehrthätigkeit mit Behagen fortzusetzen. Im October 1869 veranlaßte ihn ein Unwohlsein nach Basel zu gehen und sich im dortigen Spitale

der Behandlung eines erfahrenen Arztes zu unterwerfen. Aber die Krankheit artete in Wassersucht aus und machte am 3. November des gleichen Jahres seinem Leben ein Ende. Dankbare Schüler haben ihm, unfern des Schulhauses in Liestal, ein einfaches Denkmal errichten lassen. — Kettiger's Thätigkeit erstreckte sich vielfach über die Grenzen seines Amtes hinaus; namentlich entfaltete er eine eifrige gemeinnützige Wirksamkeit. In Baselland gründete er einen Verein für Armenerziehung, dem er lange Zeit vorstand, sowie einen anderen für Hebung der Gewerbe und einen Frauenverein für die Arbeitsschulen. Ferner war er viele Jahre Präsident des dortigen landwirthschaftlichen Vereins und des Lehrervereins. Die „Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft", deren Verhandlungen er auch 1854 in Liestal leitete, verdankte ihm manche fruchtbare Anregung, und wie er als Mitglied der „Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau" an deren Bestrebungen regen Antheil nahm, so hielt er auch in seiner neuen Heimath zuerst 1860 einen Kursus für Arbeitslehrerinnen und setzte diese Wirksamkeit nachher auf Anlaß der zürcherischen Erziehungsbehörde mehrere Male in Küsnacht fort. — Als Schriftsteller seines Faches veröffentlichte er u. A. das der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vorgetragene „Referat über weibliche Bildung" (1854), das „Arbeitsschulbüchlein. Wegweiser für einen methodischen Unterricht in den weiblichen Handarbeiten und in der Haushaltungskunde" (1854; 4. Aufl. 1873), einen „Wegweiser für Volksschullehrer. Darlegung von Umfang, Richtung und Ziel des Unterrichts und Vertheilung des Lehrstoffes auf die Schulzeit" (2. Aufl. 1856); mehrere treffliche Abhandlungen in den Wettinger Programmen von 1857—61, wie: „Der Lehrverein zu Aarau. Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Unterrichts- und Erziehungswesens", „Grundzüge einer berufsmäßigen Fortbildung für den Jüngling auf dem Lande", „Der ideale Lehrplan oder Charakteristik der Unterrichtsgegenstände für die Volksschule". Nach seinem Tode erschien, von seinem Schwiegersohne H. Welti-Kettiger herausgegeben: „Lehr- und Lesebuch für die reifere weibliche Jugend in Arbeits- und Fortbildungsschulen" (1873). 1862 gründete K. die „Jugendbibliothek, bearbeitet von schweizerischen Jugendfreunden", und gab dieselbe seit diesem Jahre bis an seinen Tod gemeinsam mit F. Dula und G. Eberhard heraus. Es erschienen davon bis 1872 im ganzen 50 Bändchen, von denen viele eigene Beiträge Kettiger's enthalten. Die letzteren zeichnen sich durch gemüthvolle Wärme und durch eine an J. P. Hebel erinnernde volksthümliche Behandlung der Sprache aus. Dieser Art sind z. B. die in mehreren Bändchen fortgesetzten Erinnerungen „Aus des Erzählers Kinder- und Jugendleben", ferner „Der Orismüller" und „Der dreißigste Mai 1836. Ein denkwürdiger Tag für die ganze Schweiz", eine Geschichte der Entstehung der Saline Schweizerhall bei Basel sammt kurzer Biographie ihres Begründers K. Chr. Fr. Glenck. Endlich ist hier noch anzuführen, daß K. von Neujahr 1868 bis zu seinem Tode die in Frauenfeld erscheinende „Schweizerische Lehrer-Zeitung" herausgab.

Joh. Bapt. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen aus der Gegenwart, 1. Bd., München 1858, S. 522 ff. — Schweizerische Lehrer-Zeitung. Organ des schweizerischen Lehrervereins, 14. Jahrg. 1869, Frauenfeld 1869, Nr. 50, S. 401a—405a; Nr. 51, S. 411a—415b; Nr. 52, S. 421a—423b (der ungenannte Verfasser ist Kettiger's oben erwähnter Schwiegersohn). — Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 9. Jahrg., Zürich 1870, S. 278 bis 284. — O. Hunziker, Geschichte d. schweiz. Volksschule, 3. Bd. Zürich 1882, S. 217—24 (v. H. Velti). — Vgl. auch „Johannes Kettiger" (Gedicht von O. Sutermeister) in dem angeführten Jahrgange der Schweizerischen Lehrer-Zeitung, Nr. 47, S. 375, wiederholt vor dem 21. Bändchen der 3. Abthl. der „Jugendbibliothek, bearbeitet von schweizerischen Jugendfreunden" (Zürich 1871).

Schumann.

Kettler: Gotthard K., letzter Meister deutschen Ordens in Livland, erster Herzog von Kurland. Geb. 15??, † den 17. Mai 1587 zu Mitau. Das Geschlecht der K. stammt aus Westfalen, wo es im 13. Jahrhundert urkundlich nachweisbar ist. K. wurde als neuntes Kind des Gotthard K., Herrn zu Melrich, Hovestadt und Neu-Assen und seiner Gemahlin Margarethe von Bronkhorst-Batenburg, wahrscheinlich 1517 oder 18 geboren. Ueber seine Jugend und seine Erziehung fehlen alle Nachrichten. Etwa in seinem 20. Lebensjahre kam er nach Livland, trat in die Dienste des Ordens und wurde bald in wichtigen Geschäften gebraucht. Namentlich ist er 1553 als Ordensschaffner in Deutschland thätig gewesen und bei dieser Gelegenheit scheint er in Wittenberg für die lutherische Lehre gewonnen zu sein, der er sein ganzes Leben hindurch treu anhing. Zu wirklicher politischer Bedeutung gelangte K. jedoch erst, als er im Januar 1554 auf dem Landtage zu Wolmar zum Comtur von Dünaburg erhoben wurde. Von nun an hat er ununterbrochen der polnischen Partei in Livland angehört und nichts unterlassen, um mit ihrer Hülfe emporzukommen. Vor den Fasten des J. 1556, als der Orden sich zum Kriege gegen den Erzbischof Wilhelm von Riga anschickte, zog K. nach Deutschland, um dort Truppen zu werben. Wann er zurückkehrte, steht nicht fest. Gleich nach seiner Abreise, im April desselben Jahres, war jedoch das Haupt der antipolnischen Partei, der Comtur von Fellin, Fürstenberg, zum Coadjutor, und als der Meister H. v. Galen im Mai 1557 starb, zum Meister deutschen Ordens in Livland gewählt worden. Fürstenberg zu beseitigen und sich selber an seine Stelle zu setzen, ist seither das klare Ziel gewesen, das K. unentwegt verfolgte. Der Vertrag von Poswol, der Fürstenberg zwang, sich Polen anzuschließen und mit Sigismund August ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Moskau einzugehen, paßten ganz in den Rahmen der Kettler'schen Ideen, und wir dürfen es als keinen Zufall betrachten, daß Kettler's Privatsecretär, Salomon Henning, an jenem verhängnißvollen 5. Sept. 1557 mit in Poswol gewesen ist. Es hatte damit die polnisch gesinnte Partei einen offenbaren Sieg errungen; ein weiterer, größerer Erfolg war es, als in Folge des Anfang 1558 ausbrechenden russisch-livländischen Krieges, K. am 9. Juli dem Ordensmeister Fürstenberg zum Coadjutor aufgedrängt wurde. Er hat danach getrachtet, „wie er uns aus dem Regiment dringen und an sich die Regierung bringen möchte", sagt Fürstenberg in richtiger Erkenntniß der Pläne Kettler's, der auf jede Weise sich den Boden zu bereiten wußte. Einen großen Theil des Adels, namentlich Kurlands, sehen wir an seine Interessen gefesselt, und alle Schläge, die das unglückliche, vergebens auf Hülfe aus Deutschland hoffende Land treffen, wenden sich ihm zum Vortheil. Trotz aller Umsicht und Tapferkeit hatte Fürstenberg Niederlage über Niederlage erlitten, die innere Demoralisation des damaligen Livland und namentlich die Unbotmäßigkeit der Ordensgebietiger, von denen jeder seine Wege ging, machten es unmöglich, den Feinden erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Ihm aber wurde von K. und dessen Anhängern die Schuld daran zugewiesen. Immer deutlicher nun traten Kettler's Absichten zu Tage. Bereits im Februar 1559 finden wir ihn als regierenden Meister, während Fürstenberg sich mit dem Titel Vorfahr und alter Meister begnügen muß. Seine völlige Verdrängung war nur noch eine Frage der Zeit. Nach Abschluß des unter Kettler's Aegide zu Stande gekommenen Schutzvertrages mit Lithauen, vom 31. Aug. und 15. Sept. 1559, übergab Fürstenberg die Regierung ganz seinem Coadjutor, der erklärt hatte, daß nur unter dieser Bedingung König Sigismund August die versprochene Hülfe gewähren könne. Im April des folgenden Jahres ward dann von K. ein Plan der Säcularisation Livlands mit den Ordensgebietigern vereinbart, der über jenen Schutzvertrag weit hinaus ging und, dem Lande sorgfältig verheim-

licht, die ersehnte Hülfe zwar auch nicht brachte, wol aber die Basis ward für die künftige unbedingte Herrschaft Polens über Livland. K. hatte sich mit dem Gedanken getragen, in ähnlicher Weise, wie Albrecht von Brandenburg Herzog von Preußen geworden war, Herr über ganz Livland als polnischer Lehnsmann zu werden. Deshalb war er zu territorialen Opfern an Polen wol bereit, nur die Hauptsache, das eigentliche Livland, namentlich seine künftige Hauptstadt Riga wollte er nicht missen. So große Beute aber wollte ihm Polen nicht concediren, und wenn er bisher Meister der Action gewesen war, wird ihm nunmehr von Sigismund August das Heft entwunden und er selber völlig überlistet. Zunächst kam die versprochene Hülfe nicht, obgleich die Noth in Livland von Tag zu Tag stieg. Darüber ging das nördliche Livland verloren, Fellin blieb unentsetzt und wurde russisch, Fürstenberg ward als Gefangener nach Moskau geschleppt und Estland huldigte im Juni 1561 der schwedischen Krone. Die Noth sollte aufs höchste steigen, um zur Annahme der Bedingungen des Königs zu nöthigen. Erst der unerwünschte Verlust von Reval an Schweden, drängte Sigismund August aus seinem Rückhalte hervor. Er verlangte als Preis jeder weiteren Hülfe die Unterwerfung Livlands unter seine Oberhoheit. Vor allem Riga und alles Land auf dem rechten Ufer der Düna, aber auch auf dem linken Ufer der Düna sollten ihm alle festen Plätze zur militärischen Besatzung überliefert werden.

Es kam jedoch noch ein neues Moment von nicht unerheblicher Bedeutung in Betracht. K. sowol als alle livländischen Stände wünschten eine Unterwerfung — wenn schon ein Aufgeben des alten Bandes zum Deutschen Reiche sein müsse — nur, wenn das Reich seine Zustimmung zur Unterwerfung ertheile, während andererseits diese Unterwerfung nicht unter Lithauen allein, sondern unter Polen und Lithauen nach vorausgegangener Gewährleistung der Rechte des Landes und der Stände stattzufinden habe. Namentlich ist dieser Standpunkt durch die Stadt Riga und ihren trefflichen Bürgermeister Jürgen Padel vertreten worden. Daß von all' den Hoffnungen Kettler's und von allen berechtigten Forderungen Livlands keine ganz erfüllt ward, daran trugen nicht die Verhältnisse schuld, sondern K. selbst, der, wie neuerdings trefflich gesagt ist, nun die Rolle des Zutreibers ausgespielt hatte und mit einem Gnadenlohn sich begnügen mußte, während die ganze Sorge des Jägers sich dem Fang des Wildes zuwandte. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier den Gang der Subjectionsverhandlungen zu verfolgen, ihr äußeres Resultat ist bekannt, ihre innere Würdigung nicht mehr strittig, seit das ungeheure Anklagematerial bekannt ist, das die Quelleneditionen Schirren's und Bienemann's, sowie die neuentdeckte Renner'sche Chronik und die Correspondenzen des Deutschmeisters in Mergentheim, Wolfgang Milchling, gegen die Politik Kettler's uns in die Hände geben. Am 28. Nov. 1561 schloß der letzte Meister deutschen Ordens in Livland für sich, seine Lande und Städte den Handel dahin ab, „daß Livland sich dem Könige von Polen und Großherzoge von Lithauen, Sigismund August, und also dem Königreiche und der Republik zugleich unterwarf. Falls aber Polen diese Subjection nicht annehme, sollte Livland lediglich dem Großherzogthum Lithauen einverleibt und mit demselben vereinigt sein und bleiben". Der Meister soll Kurland als polnisches Lehen erhalten und wie in Preußen geschehen, den weltlichen Stand annehmen und den herzoglichen Titel führen, alles überdünische Land aber und ganz besonders die Stadt Riga fällt dem Könige zu, der dagegen verspricht, dafür zu sorgen, daß beim Deutschen Reich die Unterwerfung den Livländern nicht zu Schaden und Verdruß gereiche, der die volle Freiheit der Augsburger Confession gewährleistet, alle Rechte und Freiheiten bestätigt und noch speciell zusichert, daß dem Lande die deutsche Obrigkeit erhalten bleibe.

Diese von G. und dem Ordensadel beschworenen Subjectionspacten wurden darauf von dem Lehnsadel und den kleineren Städten ebenfalls angenommen, nur Riga, welches von K. offenbar hintergangen war, wollte von einer Unterwerfung unter diesen Bedingungen nichts wissen. War doch im höchsten Grade fraglich, ob das Reich nachträglich — wie Sigismund August versprach — seine Zustimmung zur Subjection geben werde und, bei der offenbaren Spannung zwischen dem Könige und seinen polnischen Ständen mehr als zweifelhaft, wann und ob überhaupt Polen seinerseits die Subjection Livlands annehmen werde. Nicht zu reden von der geringen Zuversicht, die selbst leichtgläubige Gemüther den Versprechungen der Lithauer in Bezug auf Religionsfreiheit, deutsches Regiment und deutsche Obrigkeit entgegentrugen. Die Folge hat gelehrt und K. gerade hat es mit an sich erfahren müssen, daß fast alle jene Zusagen trügerisch waren. Aber wie sollte die eine Stadt, nachdem alle sich unterworfen, erfolgreichen Widerstand leisten. Im Februar 1562 trat das Erzstift Riga den Subjectionspacten bei, K., der namentlich den Bemühungen Riga's und des Erzbischofs es zu danken hatte, daß in der sogenannten provisio ducalis mit ihm noch verhältnißmäßig glimpflich verfahren wurde, trat alle seine Rechte auf Riga dem Könige ab und schrieb den Rigensern gar in der Urkunde, welche die Stadt ihres ihm geleisteten Eides entließ: „und wollen, daß sie im Namen und der Furcht Gottes, sich in der königlichen Majestät zu Polen Treue und Gehorsam begeben". Am 5. März 1562 wurden die Unterwerfungsdiplome gegen die alten Ordensdiplome ausgewechselt, die K., soweit sie nicht Kurland direct angingen, an Radziwil, den Bevollmächtigten Sigismund Augusts, auslieferte; am 6. März nahm er den Titel von Gottes Gnaden in Livland zu Kurland und Semgallen Herzog an und übergab als königlicher Statthalter über Livland die Schlüssel der Stadt Riga. Erst als K. am 16. März das Schloß Dünamünde, das den Zugang zu Riga beherrschte und dessen Besitz er sich für seine Lebtage ausbedungen hatte, gegen Zahlung von 15000 Thlr. an Radziwil auslieferte, leistete am 17. März Riga seinen Eid dahin, auch seinerseits bei der Subjection zu verbleiben, wenn der nächste Reichstag zu Petrikau bestätige, was Herzog Radziwil in der sogenannten Cautio posterior ihr versprochen. Mit diesem Act war die Unterwerfung Livlands unter die Krone Lithauen vollendet, denn was weiter folgt, ist nur Nachspiel. K. aber trifft der Vorwurf, daß durch seine zweideutige und selbstsüchtige Politik Altlivland in drei Theile zerstückelt ward, die nun auf mehr als hundert Jahre verschiedene Wege gehen sollten. Es ist unzweifelhaft richtig, der neue Herzog mußte viel leisten, um vergessen zu lassen, was er als Meister gethan.

Und in der That, wenn irgend die Vergangenheit sich sühnen läßt, hat K. als Herzog von Kurland und Administrator Livlands sich ein Anrecht auf Vergebung von der Nachwelt zu erwerben gewußt. Wenn wir heute unbefangen das reiche Material seiner im herzoglichen Archiv zu Mitau bewahrten Correspondenzen durchgehen, und namentlich die wirklich großartige organisatorische Thätigkeit, die er auf kirchlichem Gebiet in Kurland entfaltete, betrachten, läßt sich nicht läugnen, daß er seinem Lande zum Segen gewirkt hat. So hat er mit großem Geschick verstanden, von Kurland alle die Gefahren abzuwehren, welche das benachbarte Livland verheerten und sich Polen sowol als den deutschen Fürsten gegenüber eine geachtete Stellung zu verschaffen gewußt trotz aller Mißgunst, die ihm von der einen und aller Geringschätzung, die ihm von der andern Seite entgegengetragen wurde. Die Schwierigkeiten, die seiner Amtswaltung in Livland, wie in Kurland entgegentraten, waren nicht gering. Beide Länder waren völlig desorganisirt, in Livland die Stellung noch dadurch besonders schwierig, daß die Absichten des Administrators stets von Polen aus durchkreuzt

wurden, wo man nicht vergessen konnte, daß K. Herzog von ganz Altlivland hatte werden wollen. Die Leitung der kriegerischen Ereignisse in Livland, wie sie K. zufiel, gehört, was das Detail betrifft, nicht in den Rahmen unserer Biographie. Man hoffte polnischerseits noch immer, daß Reval und Pernau sich von Schweden abwenden würden und dies scheint mir der einzige Grund gewesen zu sein, der Sigismund August veranlaßte, K. noch eine Zeit lang als Administrator Livlands zu belassen. Es schien das um so wichtiger, als Iwan sich ernstlich mit dem Plane trug, Fürstenberg als russischen Lehensmann in Livland wieder einzusetzen. Da aber 1565 die darüber mit dem Deutschmeister und seinen Gesandten gepflogenen Verhandlungen scheiterten, K. durch die Eroberung von Pernau seine Schuldigkeit gethan hatte und auf einen Abfall Revals von Schweden keinerlei Aussicht vorhanden war, konnte er beseitigt werden und Livland unter dem neuen Administrator, Johann Chodkiewicz, erfahren, was Sigismund August unter deutscher Obrigkeit verstand. Das privilegium administrandi ducatus Livoniae, wie es Chodkiewicz am 26. August 1566 ertheilt wurde, war der erste große Rechtsbruch, den Polen an Livland beging, freilich lange nicht der letzte. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die lithauischen Diplomaten es verstanden, die Uneinigkeit des Landes zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Absetzung Kettler's hatte auf directes Verlangen des livländischen Adels stattgefunden. Die Stadt Riga freilich beharrte auch jetzt noch in ihrem Widerstande, und K. wurde so sehr treuer Vasall Sigismund Augusts, daß er im Juni 1567 den Vergleich zwischen Riga und Chodkiewicz vermittelte. Ueberhaupt haben ihn die livländischen Dinge, wie seine Correspondenz zeigt, noch vielfach beschäftigt. Die Livländer wandten sich doch mit Vorliebe an ihn, als sie sahen, wie wenig nachhaltige Hülfe Chodkiewicz brachte, der in den J. 1573—77 fast nichts that, der gräulichen Verwüstung des Landes durch Iwan zu wehren. Damals ward Kurland die Zufluchtsstätte der Unglücklichen, denen hier die Düna eine Sicherheit bot, welche die polnischen Waffen nicht zu verleihen vermochten. Zweimal trat die Gefahr eines russischen Einfalles nahe an Kurland heran. Als nach dem Fall Pernau's 1575 die Russen nur wenige Meilen von Riga entfernt waren und als 1577 Iwan der Schreckliche dem Herzoge den Königstitel und ganz Livland anbot, wenn er ihm zufallen wolle. K. bat sich 12 Tage Bedenkzeit aus, berichtete eilig nach Polen und bot an Truppen auf, was er in der Eile zusammenraffen konnte. Aber die Gefahr ging, wie das erste Mal, glücklich vorüber. Salomon Henning, der von dem Anerbieten Iwans nichts berichtet, erzählt jedoch unter diesem Jahre, Iwan habe dem Herzog „einmal“ auf sein Schreiben geantwortet, er wolle seines Gottesländchen für diesmal verschonen und ihm keinen Nachtheil oder Schaden zufügen. Bekanntlich ist seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag „Gottesländchen“ typische Bezeichnung für Kurland geworden. Nur 1579 fand ein Streifzug russischer Haufen bis in die Gegend von Bauske statt, ohne jedoch dauernde Spuren zu hinterlassen. An dem Feldzuge Stephan Bathoris gegen Rußland nahm Kurland nicht Theil.

Was die innere Waltung Kettler's betrifft, so machte ihm Schwierigkeiten einmal der alte Comtur von Doblen, Thieß von der Reke, der dem Könige immediat gehuldigt hatte und sich gegen den Willen des Herzogs in Doblen bis 1566 behauptete. Als er darauf durch einen Gewaltstreich Kettler's aus seiner Burg verdrängt wurde, dauerte der Streit noch eine Reihe von Jahren fort, um erst am 18. Febr. 1576 durch Vergleich beigelegt zu werden. Reke verzichtete nunmehr wirklich auf Doblen und erhielt dagegen Schloß und Gebiet von Neuenburg (13 □M. Landes), erst seine Nachkommen sollten verpflichtet werden, dem Herzoge den Huldigungseid zu leisten. Noch mehr Noth machte

das Verhältniß zum Stift Pilten, welches der Herzog und zeitweilige König von Livland, Magnus (s. den Art.), in Besitz hatte, der seit 1578 ebenfalls polnischer Lehensmann war. K. mußte darauf hinarbeiten, das rings von kurländischen Landen umschlossene Gebiet für sein Herzogthum zu erwerben. Er erreichte auch so viel, daß Magnus Kettler's ältesten Sohn Friedrich adoptirte und zu seinem Nachfolger bestimmte. Als jedoch Magnus 1583 starb, erfolgte die gewünschte Vereinigung nicht, sondern in viel späterer Zeit (vgl. Art. Jacob). Inzwischen war es K. nach fast vierjähriger Werbung 1566 gelungen, eine fürstliche Gemahlin in Anna von Mecklenburg zu gewinnen und dadurch in verwandtschaftliche Beziehung zu Preußen und Mecklenburg zu treten, was ihm in Deutschland sowol wie in Polen von wesentlichem Nutzen ward. Das an Preußen verpfändete Gebiet Grobin wurde 1569 eingelöst. Auch darin können wir eine Consolidation seiner Stellung sehen, daß, nachdem auf dem Lubliner Reichstage von 1569 die definitive Vereinigung von Polen und Lithauen erfolgt war, am 3. August desselben Jahres Kurland förmlich beiden Reichen incorporirt ward. Die endliche Belehnung Kettler's mit Kurland erfolgte jedoch erst durch Stephan Bathori im Feldlager zu Dzisna am 4. August 1579. Da eine feierliche Bestätigung aller Rechte des herzoglichen Hauses und der kurländischen Stände damit verbunden war, läßt sich von diesem Tage die völlige Festigung des Herzogthums Kurland datiren. Eine glücklich vermittelnde Politik endlich verfolgte K. während des in Riga ausgebrochenen Kalenderstreites. Er suchte die Rigenser zum Gehorsam, König Stephan zur Milde zu bewegen, blieb aber entschiedener Gegner der, nach den Anschauungen der Protestanten, papistischen Kalenderreformation. Es hängt das mit seinen festen religiösen Ueberzeugungen zusammen, die überhaupt die beste Seite seines Charakters bilden. Wann K. lutherisch geworden ist, läßt sich nicht nachweisen. Daß er jedoch schon früh der neuen Lehre zugethan war, ergibt sich aus seinen Verhandlungen mit Chyträus, den er — noch als Comtur von Dünaburg — zum Rector eines in Pernau zu gründenden Gymnasiums machen wollte. Der streng protestantische Salomon Henning war seit 1553 Kettler's Vertrauter und später sein Geheimsecretär und der erste Generalsuperintendent von Kurland. M. Stephan Bülau wurde von K., da er noch Ordensmeister war, eingesetzt. Ein förmlicher Uebertritt zum Lutherthum aber scheint nie stattgefunden zu haben.

So ließ K. denn auch, gleich nach 1562, die Sorge für eine Verbesserung des Kirchenregiments in Kurland sich angelegen sein. Im ganzen sind von ihm 58 Kirchen, theils neu erbaut, theils restaurirt worden, alle aber wurden von ihm reich dotirt und was besonders segensreich wirkte, die Leistungen genau fixirt, welche die bäuerliche Bevölkerung für die Pfarren zu entrichten hatte. Es lag im Geiste der Reformation, wenn er den gleichen Eifer dem Volksschulwesen und der Armenpflege zuwandte, um die zu fast völligem Heidenthum verwilderte bäuerliche Bevölkerung zu einem menschenwürdigeren Dasein heranzuziehen. Durch Abfassung einer „Kirchenreformation“, Rostock 1572, und einer „Kirchenordnung“ vom selben Jahre, durch wiederholte Kirchenvisitationen und durch Uebersetzung der wichtigsten geistlichen Schriften des neuen Testaments, des lutherischen Katechismus, der Psalmen und geistlicher Lieder ins Lettische, sowie durch das persönliche Interesse, welches der Herzog bei den Prüfungen in den Volksschulen bethätigte, gelang es, während des Verlaufs seiner Regierung in religiöser Beziehung eine Einigung seiner Unterthanen zu einem Ganzen zu erreichen, wie sie in nationaler Beziehung durchzuführen leider ganz außerhalb des Geistes der Zeit lag. Im selben Sinn wirkte seine Gemahlin, Herzogin Anna, der die Erbauung der Trinitatiskirche zu Mitau verdankt wird. Was die staatliche und rechtliche Organisation Kurlands betraf, so scheint K.

sich Preußen zum Muster genommen zu haben. Zu einer Codification des kurländischen Landrechts ist es jedoch unter ihm nicht gekommen; auch fehlen zur Zeit noch die Vorarbeiten, um die rechtlichen Verhältnisse genügend beurtheilen zu können. Daß aber Kurland ein lebensfähiger Staat wurde, ist K. zu danken.

K. starb als 70jähriger Greis am 17. Mai 1587; ein abschließendes Urtheil über ihn abzugeben, fällt schwer. Sein Charakter ist voller Gegensätze: Frömmigkeit und Weltklugheit, Standhaftigkeit und Treulosigkeit stehen in merkwürdigem Gemenge nebeneinander. Livland sieht in ihm den Mann, der es der polnischen Willkür überliefert, Kurland verehrt in ihm seinen ersten Herzog.

Quellen und Litteratur bei Winkelmann, Bibliotheca. Ueber die Subjection Livlands findet man das beste bei Lossius, Bilder aus dem livländ. Adelsleben, II, und Bienemann, Rigas Stellung bei der Auflösung des livländ. Ordensstaates. Russ. Revue, Bd. XI. Schiemann.

Ueber die nächsten Nachfolger Gotthard Kettler's Friedrich, Wilhelm und Jacob vgl. Artikel: **Jacob** (XIII, S. 540).

Kettler: Friedrich Casimir K., geb. den 6. Juli 1650, Herzog von Kurland vom 2. Jan. 1682 bis 20. Jan. 1698. Ein prachtliebender, verschwenderischer Fürst, unter dem Kurland von der Höhe, die es zu Jacobs Zeiten eingenommen, rasch herabsank. K. hat seine Erziehung am Hofe des großen Kurfürsten in Berlin erhalten. Die Berichte seines Erziehers Hans Heinrich Flemming zeigen ihn uns als einen zwar leichtbegabten, aber oberflächlichen und willensschwachen weichen Jüngling. Da es mit ernsten Studien nur sehr dürftig vorwärts ging, wurde der junge Fürst auf Reisen geschickt. In Frankreich, wo er längere Zeit weilte, lag die Gefahr vor, daß er zum Katholicismus übertrete; es scheint sogar, daß ein heimlicher Uebertritt wirklich stattfand. Auf Antrieb des großen Kurfürsten schleunig aus Paris entfernt, trat er in niederländische Kriegsdienste 1672 und kämpfte nicht ohne Auszeichnung bis 1674. Als er darauf abberufen wurde, weil Ludwig XIV. Repressalien ergriff, unter denen der kurländische Handel zu leiden hatte, blieb er noch längere Zeit in Deutschland. Hier wurden wol die Einleitungen zu seiner Vermählung mit Sophia Amelia von Nassau-Siegen gemacht; im September 1678 fand die Hochzeit in Mitau statt und seit dieser Zeit scheint Herzog Jacob den Prinzen in allerdings beschränktem Maße in die Regierungsgeschäfte eingeweiht zu haben.

Die erste Schwierigkeit, die dem neuen Herzoge bei seinem Regierungsantritt im Januar 1682 entgegentrat, war die Abfindung seiner Geschwister. Herzog Jacob hatte seine jüngeren Söhne Ferdinand und Alexander reich dotirt, ihr Erbtheil jedoch meist auf ausstehende Gelder angewiesen. Dadurch, daß K. jene Forderungen übernahm, gerieth er gleich zu Anfang in Geldverlegenheiten, die ihn auch in der Folgezeit nicht zu Athem kommen ließen. Um denselben abzuhelfen, ließ er sich in höchst bedenkliche Unternehmungen ein, namentlich in Handel mit Soldaten, wie er denn z. B. bereits 1682 einen Vertrag mit Christian V. von Dänemark wegen Lieferung von 1200 Mann abschloß. Schlimmer noch war es für Kurland, daß er aus Geldnoth die großen industriellen Unternehmungen seines Vaters aus der Hand gab, indem er nicht mehr, wie jener, selbst Unternehmer blieb, sondern Fabriken und Manufakturen veräußerte, um augenblicklichen Geldverlegenheiten abzuhelfen. Dazu wurden die herzoglichen Domänen verpfändet und das Alles nicht um höherer politischer Zwecke willen, sondern um in prunkenden Festen, in Ausgaben für Tafel, Marstall, Falken, Oper und Jagd die scheinbar so bequem erworbenen Summen spurlos verschwinden zu lassen. Die schlimmen Folgen blieben nicht aus. Das Ansehen des Herzogs sank im Lande und bei den Nachbarstaaten. Der kur-

ländische Adel, der unter der thätigen Regierung Jacobs sich dem kräftigen Fürsten willig untergeordnet hatte, bereitete K. die größten Schwierigkeiten. Ein Theil des Adels weigerte sich, die Huldigung vor Abstellung der „gravamina“ zu leisten und konnte erst 1684 durch große Zugeständnisse zum Nachgeben bewogen werden. Während der ganzen Regierung des Herzogs aber dauerte das Quäruliren des Adels am polnischen Hofe fort; die Landtage gingen in Uneinigkeit hin und noch kurz vor seinem Lebensende hatte der Herzog den Kummer, daß eine Delegation des Adels mit bitteren Beschwerden über sein Regiment nach Warschau ging. Große Summen wurden außerdem durch den Türkenkrieg, für den Kurland von Jahr zu Jahr bedeutende Subsidien zu verwilligen hatte, verschlungen und als der nordische Krieg sich vorbereitete, wurde das Land durch Leistungen für die lithauische Armee angespannt. Darüber verfiel Handel und Wandel, die Landtagsschlüsse klagen darüber, daß das Kirchenwesen vernachlässigt werde und gleichzeitig beginnen immer mehr katholische Einflüsse, sich in Kurland und namentlich in Pilten geltend zu machen. Die patres societatis Jesu begannen in Mitau ein neues Gebäude zu errichten und setzten den Bau trotz aller Proteste der Landschaft im Vertrauen auf Polen ruhig fort, in Pilten aber begann eine weit gefährlichere Agitation. Auf Initiative des päpstlichen Legaten Pallavicini erhob der Bischof von Livland, Poplawski, Ansprüche auf Pilten. Es war, als hätte man nur den Tod Jacobs erwartet, um hier vorzugehen. Schon 1683 ersucht König Johann III. von Polen den Papst Innocenz XI., Poplawski zum Bischof von Pilten zu machen und wirklich nimmt Poplawski den strittigen Titel 1686 an. Der Streit war damit zwar nicht beendet, aber Herzog Fr. C. starb darüber hin und nach seinem Tode unterbrach der nordische Krieg die Thätigkeit der katholischen Partei. Diese Dinge haben den ganzen Verlauf von Fr. C.'s Regierung ausgefüllt, episodenhaft spielt dazwischen die Familiengeschichte des herzoglichen Hauses. Die Herzogin Sophia Amelia starb bereits 1688 und Fr. C. unternahm, um sich zu trösten, eine überaus kostspielige und glänzende Reise nach Deutschland, die fast drei Jahre in Anspruch nahm. Es gelang ihm, am kaiserlichen Hofe zu Wien einen lang ersehnten Titel zu erwerben. Schon Herzog Jacob war es gelungen, sich vom Kaiser die Erhebung in den Fürstenstand des hl. römischen Reiches zu erwirken (1654), den Titel Durchlauchtig hatte er aber nicht erhalten. Wahrscheinlich zum Dank für die auf kurländischem Boden für den Kaiser ausgehobenen Truppen wurde jetzt der Titel „Durchlauchtig“ Friedrich Casimir und seinen Erben verliehen (14. Jan. 1690). Kurz darauf erfolgte die zweite Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Elisabeth Sophie von Brandenburg, seiner Cousine, der Tochter des großen Kurfürsten. Nie ist eine Herzogin von Kurland so reich ausgestattet worden, wie diese, und es macht einen fast peinlichen Eindruck, die zahlreichen, immer erneuerten und erweiterten Witthumsverschreibungen zu lesen, welche die Herzogin sich von ihrem Gemahl ausstellen ließ. Sie theilte den Geschmack Kettler's an Prunk und Glanz, und namentlich nach dieser zweiten Ehe stieg seine Verschwendung unmäßig. Kurz vor seinem Tode hatte Fr. C. noch die Freude, am 24. April 1697 den Zaren Peter in Mitau zu bewirthen. Peter soll damals versprochen haben, den jungen Erbprinzen Friedrich Wilhelm mit einer „Großzarischen Prinzessin zu beheirathen“ — ein Versprechen, das leider zu Kurlands Unglück später in Erfüllung gehen sollte. Noch vor Ausbruch des nordischen Krieges, aber zu einer Zeit, da die Knoten desselben bereits geschürzt waren, starb K. am 20. Jan. 1698. Er hinterließ ein Reich, das den kommenden Stürmen in keiner Weise gewachsen war.

Friedrich Wilhelm K., geb. am 19. Juli 1692, † am 21. Januar 1711.

Ferdinand K., geb. am 2. November 1655, † am 4. Mai 1737 zu Danzig. Als Friedrich Casimir starb, war sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm erst sechs Jahre alt. Nach kurländischem Staatsrecht hätten nun die Oberräthe für den minderjährigen Herzog die Regierung übernehmen müssen. Aber sowol Elisabeth Sophie, die Wittwe Friedrich Casimirs, als Ferdinand, sein Bruder, erhoben Ansprüche auf die Vormundschaft. Letzterer, damals Generallieutenant in polnischen Diensten, kam den anderen zuvor und ließ sich durch ein Rescript König Augusts von Polen bereits am 18. Febr. 1698 die Tutel über den Neffen übertragen. Elisabeth Sophie aber hatte es der Fürsprache ihres Bruders, des Kurfürsten Friedrich, zu danken, daß ihr am 9. Juli desselben Jahres die Mitvormundschaft, sowie die alleinige Sorge für die Erziehung des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm zugewiesen wurde. Durch beide Maßregeln hatte der polnische Hof einen verfassungswidrigen Eingriff in die kurländischen Staatsgrundgesetze sich erlaubt und es ist begreiflich, daß trotz eines Compromisses der zwischen Ferdinand und den Oberräthen geschlossen wurde, die Ritter und Landschaft dagegen Protest einlegten und den Weg der Beschwerde beim polnischen Reichstage einschlugen. Alle diese Dinge waren noch im Fluß, als der nordische Krieg den kleinen Zänkereien ein Ende machte, um die Fortexistenz Kurlands überhaupt in Frage zu stellen. Herzog Ferdinand hatte wider den Willen der kurländischen Stände, in offenem Gegensatz gegen die Herzogin-Wittwe, gegen Schweden Partei genommen. Nicht nur waren die sächsischen Truppen in Kurland aufgenommen und verpflegt worden, er hatte den mißlungenen Anschlag auf Riga unterstützt und als nach der Schlacht bei Narva Karl XII. persönlich auf dem Kriegsschauplatze erschien, wurde Ferdinand, der als polnischer Generalfeldzeugmeister einen der Flügel der sächsischen Armee commandirte, vor Riga mit aufs Haupt geschlagen. Noch während der Schlacht ergriff er die Flucht; am 15. Juli 1700 verließ er Kurland und flüchtete nach Danzig. Nach Kurland ist er nie wieder zurückgekehrt. Auch Elisabeth Sophie konnte sich auf die Dauer nicht behaupten. Karl XII. hatte ihr zwar die bündigsten Versprechungen gemacht, da er aber ganz Kurland besetzte und sich daselbst einrichtete, als gedenke er für immer dort zu bleiben, wurde ihre Position unhaltbar. Am 12. Nov. 1701 verließ sie mit ihren drei Stieftöchtern und dem jungen Herzoge Kurland. Das Land aber machte nun alle Drangsale des Krieges durch. Bis 1709 stand es unter schwedischer Verwaltung, und zeitweilig von 1705—7 waren die Russen Herren im Lande und erst nach der Schlacht bei Pultawa konnte daran gedacht werden, den legitimen Herzog Friedrich Wilhelm in sein Herzogthum zurückzuführen. Auf einer Zusammenkunft zwischen Friedrich I. von Preußen und Peter dem Großen, am 26. Oct. 1709, wurde beschlossen, daß Friedrich Wilhelm wieder die Regierung seiner Staaten antreten solle, wenn er eine Nichte des Zaren heirathe. Friedrich Wilhelm war inzwischen am Baireuther Hofe erzogen worden — seine Mutter hatte in zweiter Ehe den Markgrafen von Baireuth geehelicht — hatte darauf seinen Studien in Erlangen obgelegen und nach allgemeinem Urtheil etwas gründliches gelernt. Obgleich der junge Herzog daran dachte, sich mit einer Prinzessin von Wolfenbüttel zu vermählen, konnte natürlich der russische Antrag nicht ausgeschlagen werden. Die Oberräthe erklärten ihn für mündig, nach langem Sträuben ertheilte Elisabeth Sophie ihre Zustimmung und Friedrich Wilhelm schickte Gesandte nach Petersburg mit dem Auftrage, den Heiraths- und Allianztractat mit Rußland definitiv abzuschließen. Am 20. Juni 1710 ward in Petersburg die Verlobung gefeiert, nachdem die Gesandten sich dazu hatten verstehen müssen, ihre ursprünglichen Hoffnungen tief herabzustimmen. Peter bestimmte, daß Friedrich Wilhelm seine Nichte Anna heirathen sollte, setzte die

Mitgift derselben von 300 000 auf 200 000 Rbl. herab, verweigerte dem Herzoge die Statthalterschaft über Livland und bestand darauf, daß die Hochzeit in Petersburg gefeiert werden solle. Es blieb Friedrich Wilhelm nichts übrig, als alle Bedingungen des Zaren anzunehmen, so schwer ihm namentlich fiel, unter den obwaltenden Verhältnissen die Reise nach Petersburg zu unternehmen. Im Mai 1710 war er in Libau eingetroffen, hatte dort den ordre de la reconnaissance — den einzigen kurländischen Orden — gestiftet, darauf in langsamen Tagereisen Kurland durchzogen und dabei das ganze Elend des durch Pest und Krieg verwüsteten Landes kennen gelernt. Einige noch erhaltene Patente des Herzogs legen Zeugniß von seinem Bestreben ab hier bessernd einzugreifen. Erst im October 1710 traf er in Petersburg ein. Am 11. November wurde die Hochzeit geräuschvoll gefeiert; am 9. Januar 1711 verließ er mit seiner jungen Gemahlin Petersburg, um sie nach Kurland zu führen. Aber schon am 13. muß er Halt machen, weil ein heftiges Fieber ihn ergriffen hatte, in Kippingshof blieb er liegen, um dort auf fremder Erde am 21. Januar zu sterben. Nur seine Leiche und seine Wittwe kamen nach Kurland, letztere um die reichen Domänen zu occupiren, die ihr als Witthum zugewiesen waren. Friedrich Wilhelm ist der letzte Kettler, der im factischen Besitz der Herzogswürde war, denn Herzog Ferdinand hat auch in der Folge seine Ansprüche nicht zur Geltung bringen können. Er ist kinderlos als 82jähriger Greis in Danzig gestorben. Die Geschichte seiner unglücklichen Bemühungen um Kurland, sowie die traurige Geschichte Kurlands von 1711—37 übergehen wir.

Ueber Quellen und Litteratur vgl. Winkelmann. Eine irgend genügende Geschichte Kurlands existirt nicht. Am zuverlässigsten ist noch immer Ziegenhorn, Staatsrecht der Herzogthümer Kurland und Semgallen, Königsberg 1772. Die vorliegenden Biographieen gehen auf archivalische Studien zurück.

Schiemann.

Ketzmann: Petrus K., auch Kezman u. a. genannt, wurde am 4. December 1521 zu Nürnberg geboren. Nach Will (vgl. unten) studirte er in Wittenberg, wo er Paul Eber's Schüler gewesen sei, und ward dann (ebenda?) Magister. Um das Jahr 1550 ist er Pastor zu Elsterwerda. Gegen Ende des J. 1552 kam er auf Empfehlung Melanchthon's, der ihn einen stillen, wohlgelehrten Mann nennt, mit einigen anderen als Pastor nach Augsburg; in Folge von Streitigkeiten jedoch, die über Kirchengebräuche im Augsburger Ministerium ausbrachen, wurden er und Georg Melhorn im J. 1555 wieder abgesetzt. K. kam nun als Pastor nach Amberg. Hier ließ er um das Jahr 1560 eine Umdichtung des 91. Psalms „der Jugend in der lateinischen und deutschen Schule zu Ehren" drucken. In Folge der Bemühungen des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz auch in der Oberpfalz das reformirte Bekenntniß einzuführen, mußte er im November 1566 sich an der Disputation mit Olevianus betheiligen; die Disputation, bei der es sich hauptsächlich um die Lehre vom Abendmahl handelte, war natürlich erfolglos. Auch die Verhandlungen, die dann erfolgten, führten zu keiner Vereinigung und endeten damit, daß K. und einer seiner Collegen im J. 1567 ihres Amtes entsetzt wurden. K. starb als Exulant in Sulzbach; das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Johann K., der erste evangelische Rector zu St. Lorenz in Nürnberg, geboren am 13. Juli 1487 zu Schwabach und † am 23. August 1542 zu Nürnberg, Paul Eber's Lehrer, als Gelehrter und Verfasser lateinischer Gedichte bekannt, war Petrus Ketzmann's Onkel. — Im Album der Wittenberger Universität (herausgegeben von Foerstemann 1841, S. 221) wird als am 20. April 1545 inscribirt genannt Johannes K. aus Nürnberg; hingegen findet sich Petrus

Ketzmann's Name in ihm nicht aufgeführt (wenigstens hat der Unterzeichnete seinen Namen bisher daselbst nicht entdecken können); es fragt sich, ob mit diesem Johannes K. unser Petrus K. gemeint ist, so daß im Vornamen ein Versehen (vielleicht Verwechslung mit seinem Onkel) vorliegt, oder ob dieser Johannes K. ein dritter K. ist und die Angabe, daß Petrus K. in Wittenberg studirt habe, auf Irrthum beruht. Irgend eine Beziehung zu Wittenberg scheint wegen Melanchthon's Bekanntschaft mit ihm bei Petrus K. doch stattgefunden zu haben.

Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, 2. Bd., 1756, S. 282 f. — Paul v. Stetten, Geschichte der Stadt Augspurg, Frankf. u. Leipz. 1743, Bd. I, S. 497 u. 876 f. — Corpus reformatorum, vol. VII, Sp. 1095, 1116 u. 1146. — Wackernagel, Bibliographie, S. 312, Nr. 813; das deutsche Kirchenlied, Bd. IV, S. 605. — Goedeke I, S. 184, Nr. 76. — Vgl. auch den Art. Thomas Knauer. Bertheau.

Keuchenthal: Johannes K., Pfarrherr der freien Bergstadt St. Andreasberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bekannt durch die Herausgabe eines großen umfangreichen „Cantionals". Dieses für die Liturgie der protestantischen Kirche äußerst werthvolle und wichtige Werk erschien unter dem Titel: „Kirchen-Gesänge Latinisch vnd deudsch sampt allen Euangelien, Episteln vnd Collecten, auff die Sonntage vnd Feste, nach Ordnung der Zeit, durchs gantze Ihar, zum Ampt, so man das hochwirdige Sacrament des Abendmals vnsers Herrn Jesu Christi handelt, oder sonst Gottes wort prediget, in den euangelischen Kirchen breuchlich. Aus den besten Gesangbüchern vnd Agenden, so für die Euangelischen Kirchen in deudscher Sprach gestellet vnd verordnet sind, zusammengebracht, Vnd itzund erstlich auff diese Form in Druck ausgegangen. Psalm XXV: Schlecht vnd Recht behüte mich. Gedruckt zu Witteberg, durch Lorentz Schwenck, In Verlegung Samuel Seelfischs Witteberg, M.D.LXXIII." Groß Folio. Hierauf folgt das landesherrliche Privilegium: „Von Gottes Gnaden, Joachim Ernst, Fürst zu Anhalt, Graf zu Ascanien, Herr zu Zerbst und Bernberg". Darunter das Bildniß des Fürsten in ganzer Figur und vollem Ornate, die Hälfte des Folioblattes ungefähr einnehmend. Eine kurze Einleitung Dr. Christophs Petzel's an den christlichen Leser, gegeben Witteberg, am Tage Michaelis (29. Sept.) Anno 1573, gibt darüber Auskunft, in welchem Sinne und in welcher Weise das Buch zusammengetragen und entstanden sei. Nicht für eine einzelne Kirche sei es bestimmt, sondern um dem oft ausgesprochenen Bedürfnisse „eines allgemeinen evangelischen Cantionals abzuhelfen. Nachdem aber solche deudsche Gesänge in vielen Gesangbüchlin, (— so läßt sich das Vorwort über diesen Punkt vernehmen —) hin und wieder zerstreuet vnd fast ein jeder Drucker bisher seine besondre und eigene Ordnung in Austheilung solcher Gesenge gehalten, auch gemeiniglich in kleiner Form die deudschen Gesangbücher gedruckt worden sind, dagegen aber viel gutherziger Leute, so in Kirchen vnd Schulen, in Städten vnd auff den Dörfern dienen, offtmals gebeten, daß ein Cantional Buch in einer größeren Form zusammengedruckt werden möchte, darin nach Ordnung der Zeit vnd Fest durchs gantze Ihar die Kirchen Gesänge mit den Melodieen vnd breuchlichen Noten beisammen möchten gefunden werden, ist solches mit diesem Druck für die Hand genommen worden, in welchen die Gesenge, deudsch vnd lateinisch also in ein Buch zusammen gedruckt worden, damit man ohne fernere Müh nachzusuchen solches Alles beisammen haben, vnd in deutschen Kirchen für die Cantores und Pfarrherrn solches mit Nutz gebrauchen können. Weil man aber nicht auf eine, sondern auch auf andere Kirchen sehen müssen, die da eines solchen Cantionals Buches begeret haben, sind in diesem Drucke aus vielen Gesangbüchern vnd Agenden, beides die Text vnd Melodieen

zusammen getragen worden". Nun sei diese Sammlung zuerst von „dem würdigen vnd wohlgelahrten Herrn Johann Keuchenthal, Pfarrherrn auf St. Andresberge" zusammengestellt, dann aber „von dem Ehrbaren vnd wohlgeachteten Samuel Seelfisch, Buchhändlern allhier (nämlich in Wittenberg) auf diese Form in Druck verordnet vnd auff seine Unkosten verleget worden". Hieran schließt sich Keuchenthal's Zuschrift, in welcher außer vielen biblischen Citaten die Quellen namhaft gemacht werden, die er zur Zusammenstellung seiner Sammlung vorzugsweise herangezogen habe. Unter diesen macht er die Wittenberger Gesangbücher und das auf Befehl und Antrieb Luther's (jussu et impulsu Lutheri) zusammengestellte Cantional „des ehrwürdigen Johannes Spangenberg (seliger Gedächtniß)" namhaft. „Weil aber — fährt er in seiner Zuschrift fort — viel schöner geistlicher Lieder vnd christlicher Gesänge darin mangeln, welche zuletzt gar aus den Kirchen kommen würden, habe ich diese Arbeit auf mich genommen, dieselben Kirchengesänge umgeschrieben, vnd sonst alte schöne christliche Lobgesänglein nach Ordnung der Zeit eines jeden Festes durchs gantze Jhar hinzugethan, und sammt allen Evangelien, Episteln und Collecten alle zusammenbracht, daß zu jeder Zeit die Gesänge mit den Predigten des Evangeliums übereinstimmen". Er widmet sein Werk „dem wohlgebornen vnd edlen Herrn Volckmar Wolffen, Herrn zu Lora und Klettenberg, Richter vnd Rath, Bergmeistern und Geschwornen, Viertelsmeistern und Aeltesten der löblichen freien Bergstadt St. Andreasberge", und zeichnet diese Dedication „Geben auf dem Andresberge den 25. Martii Anno 1573, auff welchen Tag Adam soll sein erschaffen". Die ganze Sammlung, die außer dem liturgischen Material 212 Gemeindelieder nebst 165 Melodien dazu enthält, schließt sich der Ordnung des Kirchenjahres an vom ersten Adventssonntage bis zum 26. Sonntage nach Trinitatis; alsdann folgen von der Rückseite des 458. Blattes ab, Gesänge für den Sonntag nach dem Christtage, nach dem neuen Jahre, für das Fest der Taufe Christi, für die Tage der Apostel, als St. Andreas, Thomas, Pauli Bekehrung, Matthias, Philippi und Jacobi, Peter und Paul, Bartholomäi, St. Matthäus, Simon und Judas, zwischen welchen auch solche eingeflochten sind, die sich auf die Tage Maria Magdalena, St. Lorenz, Johannis' Enthauptung und Michaelis beziehen. Diesen schließen sich an: die Litaney, lateinisch und deutsch, einige Psalmen, zum Gebrauch an den Sonntagen nach der Predigt; Pauls v. Spretten Bet- und Bußlied: Hilf Gott, wie ist der Menschen Noth so groß; Hochzeitspsalmen, die drei evangelischen Lobgesänge (Benedictus, Magnificat, Te Deum), Hymnen zum Morgengebet auf die Wochentage; Antiphonien auf die acht Kirchentöne. Endlich findet sich außer diesen Stücken auch noch „Die Passion, deudsch in Personen gestellt" aufgenommen, vorzutragen also durch den Evangelisten als Erzähler, dann durch die in der Erzählung redend eingeführten Personen, nämlich: Christum, einzelne der Jünger, seine Richter u. s. w., durch die Jünger als Gesammtheit, das Volk, die Kriegsknechte (turba nach lateinischem Ausdrucke). Die hier mit Singnoten aufgenommene Leidensgeschichte in deutscher Sprache ist die im Evangelium Matthäi enthaltene. Eine kurze vierstimmige Einleitung geht ihr voran, ein gleichartiger Schluß folgt ihr. Außerdem sind noch die Tonsätze für die turba vierstimmig gesetzt, alles übrige im Choralton gehalten. Diesen Fall, daß eine deutsche Passion sich in diesem Keuchenthal'schen Cantional beigefügt findet, glaubt v. Winterfeld (siehe Evangelischer Kirchengesang, Tom. I, S. 311) für einen der frühesten erklären zu müssen. Dem ist jedoch nicht so. Schon das große Walther'sche Cantional, das unter der Bezeichnung des gothaischen Cantionals von 1545 allgemein bekannt ist, bringt nicht nur eine, sondern sogar zwei deutsche Passionen zu vier Stimmen, nämlich eine auf den Palmensonntag (Fol. 277), sodann auch eine „ander deutsche Passion auf den folgenden Freitag der Marterwoche" (Fol. 283).

Auch der Codex von 1559 auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien, welcher ehemals der Stadtschule zu Meißen gehörte (siehe Ambros, Geschichte der Musik, Tom. III, S. 416, Anm. 1), enthält eine mit deutschem Texte. Im übrigen ordnet ein doppeltes genaues Verzeichniß den reichen Inhalt sowol stofflich als auch alphabetisch, so daß die Benutzung dieses kostbaren Quellenwerkes ungemein erleichtert ist. Das Cantional von K. bildet bis auf den heutigen Tag eine der hauptsächlichsten Quellen für die Liturgie der evangelischen Kirche, deren hoher Werth da, wo es sich um Entwickelung und reichere Ausschmückung des liturgischen Gottesdienstes handelt, immer von neuem zur Anerkennung kommen muß. Bildet dasselbe doch eigentlich die erste umfassendere Sammlung des liturgischen Melodienschatzes, die den größern Theil desselben in deutscher Sprache uns überliefert. Denn das ältere Cantional von Spangenberg von 1545 enthält nur einen kleinen Theil in deutscher Uebertragung, die Psalmodie von Lucas Lossius (1552, 1565 u. f.), die, was Auswahl und Fassung des melodischen Theiles anlangt, eigentlich den Vorrang vor allen anderen Cantionalen erhalten dürfte, (ich erinnere nur dabei an das eine große, ihr allein angehörige prachtvolle Patrem Nicänum, dem die schwerwiegende Stelle mit dem heiligen Geiste qui ex patre — per prophetas fehlt), enthält sich der deutschen Sprache gänzlich. Somit bleibt eigentlich nur noch das Böhmische Brüder-Gesangbuch von 1566 übrig, für dessen eifrige Benutzung von Seiten Keuchenthal's eine Reihe der schönsten Stücke sprechen. Fußen doch die neueren Bestrebungen der protestantischen Kirche für Beschaffung und Ausschmückung der Liturgie, wie sie z. B. das bedeutende Werk von Schöberlein und Riegel: Liturgischer Gemeinde- und Chorgesang, 3 Bde., 1865—72, in theoretischer Beziehung, oder das große, auf Befehl und Kosten des Großherzogs von Mecklenburg officiell herausgegebene „Cantional für die Landeskirche in Mecklenburg-Schwerin" (Tom. I. 1868, Tom. II. 1875, Tom. III. 1880) auf praktischem Wege zu fördern sucht, im wesentlichen auf diesen vier Hauptquellenwerken, wobei den deutschen Abtheilungen schon um der Sprache willen stets ein größeres Gewicht beigelegt werden muß. Unter diesen steht aber das Keuchenthal'sche Werk durch treueren Anschluß an die lateinischen Originaltexte mit obenan. O. Kade.

Keuffel: Georg Gottfried K., geb. 1698 zu Wolfsburg im Herz. Magdeburg, † zu Helmstädt am 24. November 1771, wo er im J. 1729 mag. phil. und 1739 Professor der Moral und Politik geworden war. Schriften: „Disquisitiones theol. de causis corruptae ecclesiae"; Rost. 1724; „Institutiones veteris ac mediae ecclesiae politiae s. disciplinae eccles. maxime latinorum a condita ecclesia usque ad Conc. Trid. cet."; Helmst. 1740; „Historia pontificatus romani ad illustrandam eccles. disciplinam. Accedit tr. Franc. Guicciardini de origine potestatis saecularis in romana ecclesia liber"; ib. 1741; „Progr. de praedicatione evangelii inter christianos"; ib. 1745. Dazu noch einige Programme. Seinen Namen tragen auch „Elementa jurisprudentiae ecclesiasticae universalis"; Rost. 1728 fg.; (mit Vorrede von J. L. Mosheim). Sie sind aber wortwörtlich die von Chr. Matth. Pfaff (s. meine Gesch. der Quellen und Lit. des kan. Rechts III, 2. S. 105).

Jöcher-Adelung III, 293. v. Schulte.

Keulen: Cornelius Janszoon van K., Maler, geb. zu Amsterdam 1590, † ebenda (?) zwischen 1662 und 1664. In Handbüchern wird er auch unter den Schlagwörtern Ceulen oder Janszoon angeführt. Houbraken und nach ihm Sandrart lassen ihn in London von holländischen Eltern geboren werden, es ist indeß bekannt, daß er 1618 aus seiner Vaterstadt nach London übersiedelte, wo er von Carl I (und schon früher von Jacob I) viel beschäftigt wurde. Er malte nicht allein die meisten Glieder der königlichen Familie, sondern auch an-

dere angesehene Persönlichkeiten des Hofes. Am 10. October 1648 kehrte er nach Amsterdam zurück, wie man behauptet, weil er nicht ertragen konnte, von einem van Dyck verdunkelt zu sein: die wahre Ursache seiner Uebersiedelung wird aber die unruhige, gefahrdrohende Zeit gewesen sein, die bereits auf das unglückliche Ende des Königs (1649) hinwies und alle Vornehmen und Künstler aus England in die Ferne trieb. Houbraken bemerkt ausdrücklich, daß K. mit van Dyck in gutem Einvernehmen lebte. Als er sich wieder in Amsterdam ansiedelte, wurden seine Bildnisse sehr geschätzt. Sie haben auch heute noch nicht an der Werthschätzung verloren, da sie überdieß zu den Seltenheiten öffentlicher Sammlungen gehören. In einer Auction (Pieter Locquet) in Amsterdam 1783 kam ein Hauptwerk des Meisters unter den Hammer; es stellte den Bürgermeister Nicolas Tulp vor, wie er die rechte Hand auf einen Todtenkopf legt, daneben ist eine Tulpe (ein redendes Monogramm) angebracht. Bezeichnet war es: C. Janson, London 1640. Die Frage bleibt nun zu entscheiden, ob Tulp dem Maler in London saß oder ob es nach einer früheren Skizze ausgeführt wurde. Wohin das Bild kam, ist unbekannt. Da der Künstler noch 1662 arbeitete und 1664 dessen Frau in Documenten von Utrecht bereits als Wittwe eingetragen ist, so fällt sein Tod zwischen beide Zeitpunkte und nicht in das Jahr 1665, wie zuweilen angegeben wird. Aus dem Umstande, daß die Wittwe mit ihrem Sohne, der des Vaters Namen trug und auch Maler war, in Utrecht lebte und sich in dieser Stadt auch sonst viele Bilder des Meisters befanden, wollte man schließen, daß K. die letzte Zeit seines Lebens auch in dieser Stadt zugebracht habe und daselbst gestorben sei. Dresden besitzt zwei Bildnisse von ihm, ein männliches und ein weibliches, vom J. 1615, also noch vor der Reise nach England. Hier mögen sich auf den Landgütern der Großen noch manche seiner Werke finden. Er malte auch gern Bildnisse im kleinsten Maaßstabe; im Buckingham Palace findet man solche von Mitgliedern der Familie Carls I. In Berlin ist das Portrait eines älteren Mannes, in Kassel zwei Pendants, Mann und Frau, in Braunschweig ebenso, vom J. 1655. Der Künstler wählt gern für seine Bilder einen grünlich-bräunlichen, kühlen Hintergrund, von dem sich die warme, klare Färbung der Carnation vortheilhaft abhebt. „Er besaß ein feines Naturgefühl und war geschmackvoll in der Auffassung“ sagt Waagen über ihn. Er besitzt eine originelle Art die Töne zu verschmelzen, weßhalb seine Bilder leicht herauszufinden sind, auch wenn sie keine Bezeichnung tragen.

Houbraken. Sandrart. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Key: Willem K., Maler, Schüler von L. Lombardus, nach van Mander in Breda geboren. Bryan nennt 1520 sein Geburtsjahr, ohne die Quelle anzuführen, es ist aber wahrscheinlich, daß er viel früher das Licht der Welt erblickte, da er bereits 1540 als Meister in die Schildergilde zu Antwerpen aufgenommen wurde. Im Stadthause daselbst befand sich ein großes Bild von ihm, das beim Brande desselben 1576 zu Grunde ging. Ein anderes Bild in der Liebfrauenkirche, welches Christum als Seligmacher, der die Kranken und Armen zu sich ruft, darstellte, wurde im Bildersturm vernichtet. Seine Bilder sind sehr selten; im Belvedere zu Wien ist der todte Heiland zwischen Frauen und Jüngern, um 1560 gemalt, ein mit Naturwahrheit aufgefaßtes Werk. Bei Six in Amsterdam wird eine Bestattung vom J. 1568 genannt, das wol sein letztes Bild war. Er muß auch als Portraitmaler bedeutenden Ruf gehabt haben, da sich der Herzog Alba von ihm malen ließ. Auch ein Bild des Cardinals Granvelle wird genannt, wofür ihm 40 Reichsthaler bezahlt wurden, in Wien ist ein lebensgroßes Bildniß eines Mannes mit grauem Haar und Bart. Ueber des Künstlers Lebensschicksale ist nichts bekannt, es wird nur die tragische Ursache seines Todes erzählt. Als er nämlich den Herzog Alba malte,

sprach dieser in seiner Gegenwart mit dem Richter über die Hinrichtung des Grafen von Hoorn in spanischer Sprache, meinend, der Maler verstehe diese nicht. Er aber verstand Alles und nahm sich, vom Schrecken ergriffen, das Gehörte so zum Herzen, daß er krank wurde und am Tage der Hinrichtung (5. Juni) 1568 starb.

v. Mander. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Key: Adrian Thomasz K., Maler, Neffe des vorigen, lebte 1544—1590. Ueber seine Lebensschicksale schweigen die Quellen; den ersten Unterricht wird er bei seinem Onkel genossen haben, den er in Lebendigkeit der Composition noch übertraf. Im Museum zu Antwerpen sind zwei Bilder, die in Lebensgröße die Glieder der Familie Smidt in betender Stellung enthalten und wahrscheinlich Flügel eines Altarbildes darstellen; mit Monogramm und 1575, so wie dem Wappen der Familie. Dieses beweist, daß die Dargestellten nicht, wie man früher annahm, der Familie Franco-y-Feo-de-Briez angehören können. Der Künstler wurde 1568 in die Meistergilde aufgenommen, im J. 1588 ließ er noch einen Lehrling eintragen, dann kommt sein Name nicht mehr in den Registern vor, so daß er wohl 1590, wie angenommen wird, das Zeitliche gesegnet hat.

Immerzeel. Kramm. Wessely.

Keym: Alois K., Decorationsmaler, lebte anfangs in Schwabach, unterstützte dann in den Jahren 1805—1817 seinen Schwager V. P. Heideloff, als derselbe erblindet war, in seinem Geschäfte als Theatermaler in Stuttgart. Nach dem Tode desselben ging er mit dessen Söhnen Carl und Manfred nach Coburg, wo er mit einigen Unterbrechungen bis 1828 am Hofe arbeitete, dann aber mit seinem Neffen Carl Heideloff nach Nürnberg übersiedelte, woselbst er bis zu seinem Tode die Correspondenz und das Rechnungswesen seines Neffen führte. Unter seinen Staffeleibildern ist besonders ein Altarblatt für die Hauskapelle des v. Schwartz'schen Hauses zu Nürnberg hervorzuheben. R. Bergau.

Keyser: Hendrik de K., namhafter Architekt und Bildhauer, erblickte den 15. Mai 1565 zu Utrecht das Licht der Welt. Sein Vater, ein Schreiner, that ihn zu Cornelis Bloemaert, einem Bildhauer und Architekten, dem Vater des berühmten Malers Abraham Bloemaert, in die Lehre. Frühzeitig siedelte K. nach Amsterdam über und verheirathete sich daselbst am 6. April 1591 mit Rayke van Wildert aus Antwerpen. Er wohnte damals im St. Katharinenkloster. Sechs Kinder entsprangen dieser Ehe, zwei Töchter und vier Söhne, von denen der älteste Pieter (s. unten) Architekt und Bildhauer, Thomas (s. unten) und Willem (geb. 1603) Maler werden sollten. Am 24. October 1591 wurde K. Bürger und im J. 1594 bestellte ihn die Stadtbehörde Amsterdams zum städtischen Baumeister und Bildhauer. Er entfaltete nun eine reiche Thätigkeit und brachte den modifizirten Barockstil nach Holland, so daß man fast sagen kann, er sei der Begründer der specifisch holländischen Baukunst, wie sie namentlich im 17. Jahrhundert blühte, aber noch bis in unsere Zeit ihre Welle schlug. Er erbaute die Börse, das Haarlemerthor (beide niedergerissen), die Süd-, Nord- und Westkirche zu Amsterdam, das Rathhaus zu Delft und andre Gebäude. Auch verfertigte er die Kartonzeichnung für das 27. Glasgemälde in der St. Janskerk zu Gouda (deren Bilder sich bekanntlich eines großen Ruhmes erfreuen); die Amsterdamer Stadt hatte es 1591 gestiftet. Man schreibt ihm das schöne bronzene Standbild des Erasmus auf dem großen Markte zu Rotterdam zu. Besonderen Ruf erwarb er sich durch sein prächtiges Grabmal des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Schweigers, welches die Generalstaaten diesem Begründer ihrer Unabhängigkeit in der neuen Kirche zu Delft setzen ließen. Es wurde 1614 begonnen und scheint erst 1621 fertig geworden zu sein. Die Staaten verwandten eine große Summe auf die würdige Ausstattung. Der Künstler hat den Oranier zweimal auf diesem Monument

versinnlicht, einmal als Held im Tempel der Ehre zwischen der Freiheit und Gerechtigkeit sitzend, während die Fama seinen Ruhm in die Welt hinausbläst, sodann im Tode ruhend nach ehrenvoll verbrachter Laufbahn. Eine gewisse Ueberfülle und Manierirtheit läßt sich in diesem Werk nicht verkennen, der Adel der Formen fehlt, doch muß man die lebensvolle und gewissenhafte Ausführung loben, das malerische Element darin bringt es sogar wieder der neuesten Sculpturrichtung näher. Es fand zu seiner Zeit enthusiastischen Beifall. K. starb an seinem Geburtstage, den 15. Mai 1621 zu Amsterdam. In demselben Jahre noch hatte sein Sohn Thomas sein Bildniß gezeichnet; es wurde von dem ausgezeichneten Stecher J. Suyderhoef in Kupfer gebracht und zeigt einen energischen, scharf beobachtenden Kopf mit einer Art Henri-quatre-Bart und lockigen, kurzen Haaren — eine interessante Physiognomie. Darunter stehen folgende Verse des berühmten Dichters J. van Vondel:

Hier leeft, die leven gaf aen marmer, aen metael,
Yvoor, albast en klay; dies laet zich Uytrecht hooren,
Is Roome of Kaysers prat, en keyserlycke prael;
De Kayser van de kunst is uyt myn schoot ghebooren.

In dem Katalog des Kunstnachlasses von J. Moyet, Amsterdam 1859, Nr. 468, kommt vor „Portrait en basrelief du célèbre sculpteur Henri de Keyser, exécuté par le même.“ Abbildungen der Werke Keyser's von Salomon de Bray beschrieben, findet man in: Architectura moderna, ofte bouwinge van onsen tyt. Bestaende in — Kerken, Toorens, Raedthuysen, Poorten, Huysen, Graven en dergelyke Gestichten — alle gedaen by — Hendrick de Keyser — en in weesen gebrocht by — Cornelis Dankertsz (Amsterdam 1631). Der berühmte englische Bildhauer Nicolaus Stone war ein Schüler Keyser's und heirathete dessen Tochter (nicht die von dem unten folgenden Pieter, was bloß ein Irrthum im Vornamen ist). Dies muß bereits vor 1616 gewesen sein, weil Stone damals schon in England, beziehungsweise Schottland verweilte. Ob unser Künstler die Malerei ausübte, ist zweifelhaft, im Catalogus van Schilderijen des G. Hoet, I, p. 29, findet sich allerdings „ein Mann mit einer Laute von H. K.“ und in der Auktion von Neuville Brants, Amsterdam 1829, „eine sitzende Frau von H. de Keyser“, allein dies bezieht sich eher auf den „Henrick d. K.“, wahrscheinlich einen Verwandten von unserem Künstler, der im J. 1613 zu Utrecht bei dem Maler Joachim Uytewael in die Lehre kam und 1 fl. 10 Stüber erlegte. W. Schmidt.

Keyser: Pieter de K., der älteste Sohn des Hendrik, geb. um 1592 zu Amsterdam, wurde der Nachfolger seines Vaters als Baumeister und Bildhauer der Stadt Amsterdam. Er entwarf das (jetzt verschwundene) Grabdenkmal des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, († 1620), das die Große Kirche von Leeuwarden in Friesland zierte; eine Abbildung sieht man auf Platte XLI des bei Hendrik genannten Werkes Architectura moderna. K. erfreute sich auch eines Ansehens außer Landes. Für die Domkirche zu Skara in Westgothland verfertigte er das Grabmal des Erik Stoop, der im Heere Gustav Adolf's II. von Schweden sich ausgezeichnet hatte. Man sieht in diesem Monument die lebensgroßen Figuren Stoops und seiner Gattin, dabei geschichtliche Darstellungen in Relief — alles von Marmor. Auch die marmornen Ornamente am Grabmal des Admirals Tromp († 1653) in der Alten Kirche zu Delft rühren von ihm her. W. Schmidt.

Keyser, Philipp s. **Caesar**, Philipp, Bd. III, S. 687.

Keyser: Thomas de K., Porträtmaler, geb. zu Amsterdam um 1595, † ebenda im November 1679. Er war der zweite Sohn des Hendrik K. und widmete sich zuerst der Baukunst, um sich später der Malerei zuzuwenden. Man

nannte ihn früher fälschlich Theodor. Von seinen Lebensverhältnissen ist so gut wie nichts bekannt, und doch war er ein ausgezeichneter Künstler, der unter den niederländischen Portraitmalern des 17. Jahrhunderts einen hervorragenden Rang einnimmt, was gewiß sehr viel sagen will. Nur die wenigsten seiner Bilder sind datirt und so sind wir in Bezug auf die Reihenfolge auf unsichere Combination verwiesen. Im Jahre 1628 stand er bereits auf hoher Stufe seiner Kunst; dieses Jahr nebst seinem Zeichen tragen zwei Pendants, die man sich wohl als Flügel eines Altarwerkes denken kann; einerseits ist ein älterer Mann mit seinem Sohn, andererseits ist eine ältliche Dame mit ihrer Tochter zu sehen, alle Köpfe wahre Meisterwerke der Bildnißmalerei (bei Suermondt, jetzt in Berlin). Im nächsten Jahre entstanden zwei andere Pendants, der Admiral Lourens Reael und dessen Gemahlin Susanna de Moor. Als sein Hauptwerk wird das Bild im Haag angesehen. In einem Gemache, das alles Schmuckes baar ist, sitzen die vier Bürgermeister von Amsterdam bei einem Tisch; man sieht, daß sie sich als die souverainen Repräsentanten der vereinten Provinzen fühlen. Ihre Zusammenkunft hat einen historischen Hintergrund, sie erwarten die Meldung der Ankunft der Königin Maria Medicis, die als Flüchtling nach Holland kommt — und diese Meldung geschieht durch den Advokaten Davelaer, den wir auf dem Bilde sehen, wie er eben eingetreten ist und die Bürgermeister begrüßt. Da die französische Königin 1638 nach Holland kam, so wird das Bild um dieselbe Zeit, gewiß nicht viel später entstanden sein. Suyderhoef hat es meisterhaft gestochen. Auch das Bildniß des H. de K., des Vaters unseres Künstlers hat derselbe Stecher nach des Letzteren Bilde herausgegeben. Im Ganzen genommen sind die Bilder de Keyser's selten und fast nur die reichsten Gallerien besitzen einzelne derselben, so ist im Louvre ein unbekanntes männliches Bildniß vom J. 1631, in London ein beim Tisch sitzender Kaufmann, in München das Portrait eines Mannes, der neben seiner sitzenden Frau steht, vom J. 1650; in Frankfurt a. M. das Bild eines vornehmen Herrn, in Berlin ein Familienbild, außerdem ein Bildniß des Bürgermeisters von Amsterdam, Cornelis de Graef und dann der Catharina Hooft, dessen Gemahlin. Zwei andere haben wir bereits erwähnt. Wessely.

Keysere: Martin de K. (Lempereur), Buchdrucker zu Antwerpen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wo und wann er geboren wurde, findet sich zwar nicht aufgezeichnet und ebenso sind sein äußerer Lebensgang sowie sein Todesjahr unbekannt, daß er aber der im 15. und 16. Jahrhundert in mehreren flandrischen Städten blühenden Buchdruckerfamilie dieses Namens angehörte, dafür haben die Forschungen niederländischer Gelehrten hinreichende Beweise geliefert. Seine Thätigkeit als Drucker zu Antwerpen fällt in die Jahre 1528—84, in welch' letzterem Jahre er vermuthlich gestorben ist, doch wurde die Thätigkeit der Officin noch einige Jahre durch die Wittwe fortgesetzt. Aus dieser Werkstätte ging u. a. die erste in französischer Sprache in Belgien gedruckte Bibel hervor unter dem Titel: „La sainte Bible françoys selon la traduction de sainct Hierome par Jacques le Fèvre d' Estaples. En Anvers par Martin Lempereur", 1530. Auch einzelne Theile der Bibel wurden durch dieselbe sowohl in französischer als englischer Sprache veröffentlicht, wie „Les cinq premiers livres de Moyse", 1528 (le 28 septembre), welches Buch noch in demselben Jahre auf Velin gedruckt ausging und außerordentlich gesucht und geschätzt wird (der Auctionspreis erreichte bereits 600 Frcs.). Im J. 1534 erschien die eben so seltene Ausgabe des N. Testaments: „The new Testament. Imprented at Antwerp by Martin Emperowr", 8., von welchem ein Exemplar der unglücklichen Anna Boleyn überreicht wurde. — Als Träger des Namens Keysere oder Keyser begegnen wir ferner in der Buchdruckergeschichte nach der Zeitfolge: Peter de K. 1473—1479 zu Paris (vgl. d.), Arnold de K. 1480

bis 1488 in Belgien (Bd. III, 688), Antonius K. zu Köln 1510—1514, wohnhaft „in der Smerzstraiss“ (Schmierstraße), Peter de K. zu Gent 1516—1547 (vgl. d.), Robert de K. zu Paris, Dirigent der „Caesarischen“ Buchdruckerei im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts (vgl. Peter de K. zu Paris), Nikolaus Keyser (Caesarius) zu Köln, welcher mit Conrad K. das Geschäft von 1518—1524 führte und auf dem Kattenbug wohnte oder, wie er diesen Straßennamen latinisirte „in vico qui venter felis vocatur“, Bartholomaeus detto l'imperadore zu Venedig im 16. Jahrhundert (Reume, Varietés bibliogr. p. 78), Heinrich K. der ältere, H. K. der jüngere und H. K. der Enkel, 1625—1711 zu Stockholm, so wie zwei H. K. zu Upsala in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Geßner, Buchdruckergeschichte II, 121—129). Arnold de K. (Bd. III, 688) betreffend, so sind wir in der Lage, die Biographie desselben auf Grund jüngerer Forschungen belgischer Gelehrten berichtigend zu ergänzen. A. de K. starb gegen das Ende des J. 1489 oder zu Anfang 1490, denn sein Vermögensstand, worüber nach seinem Tode gerichtlicher Akt errichtet wurde, der sich im Archive der Stadt Gent befindet (Meersch a. a. O. S. 165), ist datirt vom 27. April 1490. Er hinterließ eine Wittwe Beatrice von Orroir mit 4 Kindern, von denen jedoch keines den Namen Peter oder Martin führte und die nach dem Tode des Vaters aus der Erbschaft nichts erhielten als 100 Exemplare des Boetius (Gent 1480). Die Wittwe setzte noch einige Zeit das Geschäft ihres Mannes fort, denn in den Rechnungen der genannten Stadt aus dem J. 1490 zahlte ihr der Magistrat die Summe von „4 livres 15 escalins“ für den Druck von 300 Exemplaren des Buches „Paix de Tours“, welche bestimmt waren an die Bewohner der Stadt vertheilt zu werden, das Exemplar zum Preise von „trois gros“; aber nicht ein einziges Exemplar dieses Drucks ist auf unsere Zeit gekommen. Das Buchdruckerzeichen des A. de K. hat Meersch a. a. O. S. 162 nachbilden lassen.

Bulletin du Bibliophile belge XV, 163. V. d. Meersch, Recherches sur la vie des imprim. belges et néerland. I, 158. 162. 165. 405.

J. Franck.

Keysere: Peter de K. (Caesar, Caesaris), einer der bedeutendsten deutschen Buchdrucker zu Paris im 15. Jahrhundert. Nachdem in dieser Stadt 1470 zuerst von den drei Deutschen: Martin Krantz (vgl. d.), Ulrich Gering und Michael Freiburger die Buchdruckerkunst eingeführt worden war, wetteiferte zunächst mit diesen Künstlern in der Ausübung der neuen Kunst Peter Caesar oder vielmehr Peter de K. Sein Geburtsjahr sowie der Ort seiner Geburt sind zwar unbekannt, aber es kann nach den Untersuchungen sowol älterer französischer als neuerer belgischer Forscher keinem Zweifel unterliegen, daß er ein Glied der im 15. und 16. Jahrhundert berühmten flandrischen Typographenfamilie dieses Namens gewesen ist und nur seinen Namen, der Sitte der Zeit folgend, in Frankreich in Caesar oder Caesaris latinisirte, denn im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sehen wir einen Arnold de Keysere die Buchdruckerkunst zu Oudenarde und Gent einführen, ein Peter de K. begegnet hier ebenfalls (s. u.) und ein anderer zu Antwerpen, woselbst auch Martin de K. (vgl. o.) etwas später auftritt. Unser Drucker war als Student der Universität nach Paris gekommen und hatte sich an ihr (Chevillier a. a. O. S. 321) den Grad eines Magisters der schönen Künste erworben. Die Druckerkunst aber erlernte er in der Werkstätte der drei alemannischen Brüder, die damals noch in dem Gebäude der Sorbonne selbst arbeiteten. Als aber 1473 die Brüder dieses Gebäude verließen und eine eigene Wohnung bezogen, trat mit ihnen auch K. aus, nicht aber, um auch ferner in ihren Diensten thätig zu sein, sondern um sich selbstständig, jedoch in Gemeinschaft mit seinem deutschen Landsmanne Johannes Stoll, welcher ebenfalls an der Universität studirte, dessen Lebensverhältnisse

aber unbekannt sind, eine eigene Offizin zu gründen. Zu diesem Zwecke erwarben sie sich ein Haus in der großen Straße St. Jakob, nahe dem Kloster der Jakobiner, mit dem Schilde „Follis viridis", weshalb beide Drucker auch den Erzeugnissen ihrer Presse entweder die Worte beigaben „in intersignio Follis viridis" oder auch blos „in vico Sancti Jacobi". K., welcher wie es scheint, über bedeutendere Mittel verfügte als Stoll, verwendete nun einen Theil des Jahres 1473 auf Beschaffung des typographischen Materials, inaugurirte aber schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres (22. März 1473 [1474 neuen Stils]) seine Presse durch die Ausgabe des „Manipulus curatorum" von Guido de Monte Rocherii, welche K. noch allein mit den Worten unterzeichnete: „Completus est Parisius (sic) per venerabilem virum Cesaris in artibus magistrum ac hujus artis industriosum opificem . . .", aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch in diesem Jahre noch, unter seinem Namen allein den „Tractatus de pluralitate beneficiorum" von Joh. de Ligniano sowie das „Speculum vitae humanae" von Rodericus Zamorensis ausgehen ließ, welche beiden Werke auch die alemannischen Brüder, während ihre Werkstätte noch in der Sorbonne befindlich war, publicirt hatten. Weil aber alle diese Ausgaben nur den Namen des K. allein tragen, so muß man annehmen, daß Stoll fürs erste seinen Studien weiter lebte und erst im Laufe des Jahres 1474 Theilhaber der Druckerei ward. Nun aber entwickelte sich eine lebhafte Rivalität zwischen den alemannischen Brüdern und unseren beiden Druckern; gaben diese letzteren ein Werk heraus, so erschien es fast unmittelbar auch bei den ersteren, und hatten diese den Wettlauf mit einem neuen Erzeugnisse begonnen, K. und Stoll folgten ihnen mit demselben auf dem Fuße; es war dies ein wahrhafter zum Glück unblutiger typographischer Krieg, ähnlich jenem, welchen sich zu gleicher Zeit in Italien die deutschen Drucker Sweynheim und Pannartz einestheils und Ulrich Han andererseits zu Rom erklärt hatten. Beide Officinen d. h. die der alemannischen Brüder und des K. bedienten sich außerdem fast der nämlichen Typensorten, aber K. schnitt eine Auswahl von Kapitalbuchstaben, deren Form so auffallend ist, besonders die des A, E und H, daß sie zu jeder Zeit als Probe dienen, um seine Productionen von denen jener alten Officin zu unterscheiden. Die Concurrenz jedoch, welche sich gegenseitig die beiden Werkstätten machten, begünstigte in hohem Grade die des K., welche überdies, wie es den Anschein hat, so organisirt war, um den Bedürfnissen des Unterrichts in der lateinischen Litteratur und der durch die Universität als officiell anerkannten lateinischen Sprache entgegen zu kommen. Und in der That entsendeten die beiden Drucker im Laufe der beiden Jahre 1475 und 1476 allein, der Glanzperiode ihrer Thätigkeit, neben anderen undatirten Büchern, auch ohne Zweifel einer großen Zahl solcher, die die Zeit vernichtet hat, die besten Schriften der lateinischen Classiker, wie die des Cicero, Sallust, Terenz, Valer. Maximus, Seneca, Vegetius und Solinus, neben Werken, die zum Studium der Grammatik und Rhetorik geeignet waren. Allerdings war auch ihre Officin sehr wohl ausgestattet, indem dieselbe mindestens drei verschiedene Schriftgattungen besaß, dagegen begegnet man nach der Gewohnheit der Zeit in ihren Ausgaben einer übergroßen das Lesen erschwerenden Anzahl von Abbreviaturen. Das Verhältniß zwischen K. und Stoll muß sich im J. 1479 gelöst haben, wenigstens findet sich nach diesem Jahre kein von ihnen gedrucktes Buch mehr, wenn man nicht mit Panzer, A. t. II, 285 und Hain, Repert. 4528, deren Quelle jedoch allein nur der Katalog des Crevenna II, 1369 ist, annehmen will, daß das Buch „Pragmatica sanctio Caroli (VII.) Francorum regis", 1484 ihrer Presse entstammt, aber neuere Forscher haben bis zur Evidenz bewiesen, daß dieses Buch aus ihrer Werkstätte nicht hervorgegangen ist. Aus der Geschichte der Pariser Buchdruckerei ist nicht zu ersehen, welches die Ursache ihrer Trennung und der

Auflösung der Druckerei gewesen ist, es scheint aber, daß hiezu entweder der Tod des Stoll, dessen Name nicht, wie der seines Genossen oder der der alemannischen Brüder in den öffentlichen Dokumenten jener Zeit vorkommt, die Veranlassung gegeben, oder daß sich derselbe nach dem J. 1479 nach Deutschland zurückbegeben habe. In dem Kataloge der 1835 zu London versteigerten Bibliothek des Dr. Kloß zu Frankfurt a. M. (Nr. 1367 bei Bernard a. a. O. II, 323) fand sich ein Exemplar eines „Breviarium sec. consuetud. Rom. curiae“ gedruckt zu Venedig 1474 durch Jacob de Rubeis, in welchem das Inscript von der Hand des Stoll befindlich ist: „Iste liber pertinet Johanni de Stol impressori qui deposuit illum apud nos in caritate“ und es gewinnt so den Anschein, daß dieses Breviar einer religiösen Corporation gegeben worden sei, aber man weiß weder das Jahr des Geschenkes noch was aus dem Buche geworden ist. Was aber K. anbelangt, so wohnte er auch ferner in der großen Straße St. Jacques und miethete daselbst von der Sorbonne nach einem durch Meersch a. a. O. in extenso abgedruckten Dokumente, dessen Original sich in der Bibliothek zu Paris befindet, am 18. Juli 1487 gegen einen jährlichen Zins von „12 livres paris.“ ein Haus mit Hof und Garten, welches in der nämlichen Straße lag. Doch hat er schwerlich zu dieser Zeit mehr Buchdruck betrieben, weil er in diesem Aktenstücke nur als „honorable homme und „Maitre ès ars“ angeführt wird, aber an keiner Stelle als Buchdrucker oder Buchhändler. Dagegen erhellt aus den Registern der Procuratoren der Sorbonne, daß er dieses Haus noch bis zum J. 1509 besaß, welches vermuthlich auch das seines Todes ist. Was die übrigen socialen Verhältnisse des K. anbelangt, so stand er in großer Achtung bei den Doctoren der Sorbonne und zählte zu den vier beeidigten Buchhändlern der Universität. Er waren dies aber sehr wichtige Aemter, die man nur höchst achtbaren und kenntnißvollen Männern anvertraute. K. empfing in dieser Stellung von dem Rector der Universität (Chevillier p. 312) „des lettres par lesquelles il avait pouvoir d'exercer cette charge selon les regles et statuts, et il fut dès-lors reconnu pour officier et support de l'Université, faisant l'office de libraire sous sa protection et jouissant des mêmes privilèges et franchises, que les docteurs, regents, maitres et écoliers“. Man darf auch annehmen, daß K., gleich seinem alten Lehrherrn zu Paris, Gering, einen Naturalisationsbrief werde erhalten haben, welcher ihm zu dem Zwecke nothwendig war, damit nicht Kraft des Heimfallsrechts nach seinem Tode sein Vermögen als königliche Domäne eingezogen werde, und daß er ebenso der Gunst Königs Ludwig XI. sich werde erfreut haben, womit dieser die ersten Buchdrucker zu Paris überhäufte; denn dieser Fürst war ein großer Bücherfreund und Crapelet p. 19 weist urkundlich nach, daß derselbe, um den Druckern die Vergleichung der Handschriften, deren sie für ihre typographischen Arbeiten benöthigt waren, zu ermöglichen, selbst Manuscripte und andere von den Königen Karl V. und VI. mit großen Kosten erworbenen Schätze von Fontainebleau nach Paris schaffen ließ und im Louvre eine Bibliothek errichtete, welche er mit einer großen Zahl von Handschriften und Drucken bereicherte. Unsere beiden Landsleute aber in Frankreich, K. und Stoll, durften mit den alemannischen Brüdern, ebenso wie zu gleicher Zeit in Italien Sweynheim und Pannartz mit Stolz und Genugthuung sehen, zu welcher Blüthe die Buchdruckerkunst, deren Erfindung sie nahe gestanden und deren ersten Schritte sie nach Paris und Rom gelenkt hatten, zu Ende ihres Lebens in diesen beiden Städten gelangt war, denn man zählte bereits vor dem Schlusse des Jahrhunderts nicht weniger als vierzig Werkstätten zu Paris in voller Thätigkeit und in Rom deren fünfundzwanzig, die Anzahl aber aller deutscher Druckerherren zu Paris den verschiedensten Theilen Deutschlands entstammend, betrug im 15. Jahrhundert 13, von welchen neben K. und Stoll die bedeutendsten waren Badius Ascensius, Thilemann Keruer und Martin Krantz mit

seinen Gesellschaftern (vgl. diese beiden). Die Zahl der Werke, welche aus der Presse des K. und Stoll während der sechs Jahre ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit (1473—79) hervorgegangen waren, beläuft sich auf fünfzig, sämmtlich in lateinischer Sprache, über deren Titel und Inhalt die unten verzeichneten Quellen nähere Auskunft geben; ein Facsimile ihres Druckes aus dem J. 1475 findet sich bei Meersch S. 427. — Während der ersten Jahre des 16. Jahrhunderts bestand zu Paris eine typographische Anstalt, bekannt unter dem Namen „Prelum caesareum“, unter der Leitung eines Robert de Keysere, eine Buchdruckerei, deren Unterhaltung durch Jodocus Badius und seinen Genossen Jean Petit (dieser druckte zuerst zu Lyon als „Johannes Clein“) bestritten ward. Die Existenz dieser Werkstätte erhellt aus einer Dedication des Gervasius Amaenus an Robert Keysere de Gand (Roberto Caesari Gandavo), welche sich an der Spitze einer Ausgabe der Argonautica des Val. Flaccus vom J. 1512 befindet und deren Kolophon lautet: „Impressum in Parrhisiorum Lutecia, communibus Jodoci Badii Ascensii et Johannis Parvi expensis in Prelo caesareo . . .“ Es haben hieraus und wie mir scheint, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit belgische und französische Gelehrte den Schluß gezogen, daß die Druckerei dieses Namens zuerst Peter de K. angehörte und sodann an Robert de K., einen seiner Verwandten oder vielleicht seinen Sohn überging.

Chevillier, Orig. de l’Imprim. à Paris p. 55 et suiv. 312. 339 et suiv. Crapelet, Etudes sur la Typogr. I, 19. 27. Mercier de Saint-Leger, Suppl. à Marchand p. 125. De la Serna Santander, Dict. bibl. du XVI. siècle I, 228. Bernard, De l’orig. de l’imprim. II, 326. V. d. Meersch, Recherches sur la vie et les travaux des imprim. belges, I, 158. 162. 403—475. Panzer, A. t. (Parisii). J. Franck.

Keysere: Peter de K. (Caesar, Cesar, Cesaris), Buchdrucker zu Gent 1516—1547. Arnold de K. (Bd. III, 688), der Gründer der Genter Typographie, war im J. 1489 oder 1490 gestorben, ohne männliche Kinder zu hinterlassen (vgl. K. Martin), und die anderen uns bekannten Buchdrucker dieses Namens hatten sich entweder zu Paris oder Antwerpen niedergelassen. So erscheint denn, nachdem 1513 vorübergehend eine Officin „Simon Cock et Jodocus Petri de Hallis in Brabantia“ in Gent bestanden hatte, aus der jedoch nur ein einziger bis jetzt bekannter Druck hervorgegangen ist (Vanderhaeghen a. a. O. S. 20—22) Peter de K. als der dritte Drucker, welcher seine Kunst in der flandrischen Hauptstadt ausübte und welchem daselbst bis zum Jahre 1648 noch 26 weitere nachgefolgt sind. Obgleich wir über den Grad der Verwandtschaft unseres Druckers mit der des Vaters der Genter Buchdruckerkunst keine nähere Kenntniß haben, so dürfen wir doch zweifelsohne annehmen, daß er ein Verwandter dieser Familie gewesen ist, aber als ein Sohn des Arnold, für welchen ihn einige Bibliographen erklärt haben, kann er schon aus dem Grunde nicht gelten, weil in einem Aktenstücke des Genter Archivs vom J. 1547 sein Vater ausdrücklich Jan (Johann) genannt wird. Sein Name als Drucker und Buchhändler erscheint zwar erst im J. 1516, allein schon 1511 figurirt er als Buchbinder sowol in den Rechnungen der Stadt als auch auf den Titeln mehrerer seiner Bücher und als solcher kommt er noch 1559 vor. Aber er war nicht nur dieses, sondern seit 1528 auch Papiermüller und seit 1537 bekleidete er auch das Amt eines öffentlichen Notarius. Ein Mann aber, welcher so verschiedene Beschäftigungen in sich vereinigte, konnte selbstverständlich dem Buchdrucke, der nicht nur Fleiß sondern auch Geduld erfordert, nur eine geringe Aufmerksamkeit zuwenden, und es überrascht uns deshalb auch nicht, daß die Erzeugnisse dieses letzten Ausläufers der Keysere’schen Typographen-Familie weniger gelungen sind als die seiner Verwandten und in Betracht der Zierlichkeit und Eleganz des

Drucks viel zu wünschen übrig lassen. Auch scheint er weniger die Kunst selbst als die merkantile Seite des Geschäfts im Auge gehabt zu haben, denn auf der Mehrzahl seiner Bücher finden wir einen Appell an die Großmüthigkeit d. h. den Geldbeutel seiner Mitbürger, aber diese scheinen sich sehr wenig um ihn gekümmert zu haben und auch die damaligen Genter Buchhändler: Victor van Crombrugghe, Gerard Zweemere, Eigidius van der Walle und Georg van Gavre hatten kein großes Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit, weil sie in anderen Städten ihren Verlag drucken ließen. Als typographische Marke hatte K. die des Jodocus Badius zu Paris adoptirt (abgebildet bei Vanderhaeghen a. a. O. S. 23), nur daß er die Unterschrift „Prelū Ascēsianū“ in Prelū Cesareū (vgl. auch Peter de Keysere, zu Paris) und unten das Monogramm des Badius in PC änderte, so wie die Worte PETRVS CAESAR GANDAVVS beifügte. Seine Officin befand sich anfänglich „auf dem Sandberge“, „in monte arenoso“ und er unterzeichnet sich öfters „circum“ oder „ante capitolium“, später wohnte er in einem Hause auf dem Platze St. Pharahildis, vielleicht dasselbe Haus, welches sein Vorgänger Arnold de K. inne gehabt hatte, und aus diesem adressirte er by der Crane, devant le Chasteau au conte, prez leglise saincte Pharahilde. Sein letzter Druck ist mit dem Datum versehen: 25. Nov. 1547; ob er zu dieser Zeit in Folge des geringen Absatzes seiner Erzeugnisse oder aus Furcht vor der Concurrenz mit Jodocus Lambrecht 1536—1553 (vgl. d.) auf den Buchdruck verzichtete, ist unbekannt, als Buchbinder aber kommt er, wie oben erwähnt, noch 1559 vor. Vielleicht hat er von jetzt an sich ganz der Buchbinderei und seinen notarischen Pflichten gewidmet so wie dem Buchhandel, dessen Ertrag sicherer und beträchtlicher war. Auch seine Papiermühle hatte er bereits 1544 veräußert. Die Anzahl der sämmtlichen Drucke des K. in lateinischer, französischer und holländischer Sprache beläuft sich auf 31, worunter 3 undatirte und unter diesen sind die verhältnißmäßig gelungensten: „P. Fausti Andrelini . . . Epistolae prouerbiales“, 1520. 4. mit außerordentlich zahlreichen das Verständniß erschwerenden Abkürzungen, auch einigen griechischen Wörtern, deren Form äußerst ungestaltet ist; „De Keyserlyke Ordonnan Edicten: Statuten Gheboden . . .“ 1531. 4.; „Triumphus Dhonneur faitz p. le comand. du Roy à lempereur en la ville de Poietiers . . .“, 1539. 8. und „Cooplieden Handbouxkin“, 1545. 16.

Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise I, 20—48. Clement, Bibl. curieuse I, 68. 323. Panzer, A. t. IX, 465. Brunet, Man. II, 651. IV. 513. Voisin, Recherches sur la bibl. de Gand p. 70.

J. Franck.

Keyserling: Archibald Graf von K., wurde am 10. Novbr. 1785 in Neustadt, dem Familiengute, in Westpreußen geboren. Der Vater war Hofmarschall und Kammerherr, die Mutter eine geborene Comtesse Kalkreuth. Er trat 1800 im 2. Dragonerregiment ein, wurde aber noch in demselben Jahre zur Garde du Corps versetzt, 1803 wurde er zum Secondelieutenant ernannt und 1805 zum Dragonerregiment von Voß (Nr. 11) versetzt; in diesem nahm er an der Schlacht bei Jena Theil, ebenso an der Capitulation von Prenzlau. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er bei der Reduction der Armee als Premierlieutenant aus dem Dienst entlassen. 1813 trat er als Premierlieutenant in das 6. schlesische National-Husaren-Regiment, und wurde im October Stabsrittmeister. Anfang August war er dem Thielmann'schen Streifcorps zugetheilt worden, dessen Züge er lebendig (s. u.) und mit großer Anerkennung des Führers geschildert hat, dann wurde er dem Prinz Biron von Curland attachirt, und machte in dieser Stellung den Feldzug in Frankreich 1814 im Detachement des Grafen Orlow mit. Im folgenden Jahre wurde er Rittmeister, 1832 als Oberstlieutenant

Commandeur des 3. Dragonerregiments und 1833 Oberst. 1837 erhielt er den erbetenen Abschied und starb am 10. Juni 1855 in Berlin. Er war mit der Comtesse Clementine Keyserling vermählt gewesen und hinterließ aus dieser Ehe einen Sohn und 3 Töchter. Sein Enkel ist der gegenwärtige Besitzer von Neustadt in Westpreußen. Unter dem Titel „Aus der Kriegszeit“ veröffentlichte K. 1847 und 55 (bei A. Duncker in Berlin) seine militärischen Erlebnisse in den Freiheitskriegen, der erste Theil betrifft die Streifzüge des Freicorps unter Thielmann, der zweite „Ueber den Rhein nach Paris“, seine Erinnerungen aus dem Jahre 1814. Beide Theile sind ohne bedeutenden militärischen oder historischen Werth, im Feuilletonstil gehalten, aber frisch und lebendig geschrieben.

v. Meerheimb.

Keyserling: Dietrich Freiherr von K., wurde am 5. Juli 1698 zu Octen in Curland geboren. Der Vater, Johann Ernst, war Comthur in Darben, die Mutter Amalie de la Chiesa, aus einer vornehmen italienischen Familie. K. wurde mit großer Sorgfalt erzogen, mit 17 Jahren verließ er das Gymnasium in Königsberg und hielt Reden in deutscher, französischer, lateinischer und griechischer Sprache. Dann besuchte er die dortige Universität und studirte Philosophie und Mathematik. Neben seinen umfassenden Kenntnissen war er ausgezeichnet in allen körperlichen Uebungen. 1720 ging er auf Reisen, und besuchte Berlin, die deutschen Höfe, Holland und Paris, wo er 2 Jahre blieb. 1724 trat er als Lieutenant in das Regiment Markgraf Albert in Rathenow, und erhielt nach einigen Jahren eine Compagnie. 1729 wurde er neben Oberst v. Rochow vom Könige zum Gesellschafter des Kronprinzen ernannt, dessen innigster Freund er bis zu seinem Tode blieb. Es war die erste Bitte des Kronprinzen nach seiner Begnadigung, K. wieder als Adjutanten und Begleiter zu erhalten. In Rheinsberg gehörte K. zum Bayardorden und hatte den Namen Cäsarion, wie Friedrich der Große ihn auch später immer nannte. Als K., seit 1732 Rittmeister, zum Regimente zurückkehrte, unterhielten die Freunde einen lebhaften Briefwechsel und Cäsarion kam oft zum Besuch nach Rheinsberg. Als er 1737 im Auftrage des Kronprinzen nach Cirey reiste um Voltaire nach Rheinsberg einzuladen, und um „das goldene Vließ“, d. h. sämmtliche, auch anonyme Werke Voltaire's zurückzubringen, überbrachte er einen Brief Friedrichs, in dem es heißt: „Caesarion a le malheur d'être né Courlandois, mais il est le Plutarque de cette Béotie moderne; je vous le recommende à possible. Il a le rare avantage d'être homme d'esprit et discret en même temps. Confiez-vous entièrement à lui. Je dirai en le voyant partir

Cher vaisseau qui porte Virgile
Sur le rivage athénien. . . .

An einen Freund schrieb er später: „Erinnern Sie sich, daß Cäsarion mir Alles ist.“ K. verdiente diese Freundschaft durch seine reiche Geistesbildung, seine vielseitige Welt- und Menschenkenntniß und durch seine schrankenlose Gutmüthigkeit. Er verstand den jüngeren Freund, für den er eine wahre Leidenschaft faßte, und in dessen großartige Pläne für die Zukunft er begeistert einzugehen wußte. Viele litterarische Arbeiten des Kronprinzen hat er sauber copirt, und ihm mit seiner gelehrten Bildung und großen Sprachkenntniß bei der Abfassung zur Seite gestanden. Bei der Thronbesteigung Friedrichs wurde K. zum Obersten und Generaladjutanten ernannt; 1742 heirathete er Comtesse Eleonore von Schlieben aus dem Hause Sanditten, Ehrendame der Königin und Tochter des Oberjägermeisters v. Schlieben. 1744 wurde ihm eine Tochter geboren, welche der König bei der Taufe hielt. 1743 war K. Mitglied der Akademie geworden; aber bald begann er zu kränkeln, litt namentlich an der Gicht und starb am 15. August 1745, von seinem königlichen Freunde und von allen die ihn kannten

aufs Tiefste betrauert. Der König sorgte für die Wittwe und überwachte besonders die Erziehung der hinterlassenen Tochter Adelheid, welche er der Gräfin Camas anvertraute. Adelheid heirathete später einen Herrn von Alvensleben, wurde aber wieder von ihm geschieden. K. war ein so hochgebildeter und kenntnißreicher als liebenswürdiger und zartfühlender Mann — keiner seiner Jugendfreunde hat dem Herzen des Königs so nahe gestanden, nur den Tod von Duhan, den seiner Mutter und seiner Schwester in Baireuth hat er so schmerzlich empfunden. Als der König die Todesnachricht erhielt, schrieb er aus dem Feldlager von Semonitz in Böhmen an die Gräfin Camas: „Ich habe in weniger als 3 Monaten meine beiden besten Freunde (K. und Duhan) verloren, mit denen ich immer gelebt habe, und deren angenehmen Umgang und tugendhaftes Leben mir oft geholfen haben den Kummer zu besiegen und Krankheiten zu ertragen. Sie können sich denken, wie schwer es für ein Herz, so gefühlvoll als das meinige geschaffen, ist, den tiefen Schmerz zu ersticken, den dieser Verlust erregt. Ich werde mich bei meiner Rückkehr nach Berlin fast einsam im eigenen Vaterlande fühlen, und mich gleichsam vereinzelt unter meinen Penaten finden.“

Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Maupertuis, Éloge de Mr. de Keiserling (ursprünglich von dem König entworfen) (Oeuvres, Registerband S. 13). In der von Preuß herausgegebenen Correspondance de Frédéric II roi de Prusse findet sich kein Brief an K. oder von ihm. v. Meerheimb.

Keyßler: Johann Georg K., Reiseschriftsteller, geb. zu Thurnau im Giechischen am 13. April 1693 (nach Anderen 1689, irrthümlich ist Formey's Angabe: 1683), empfing seinen Unterricht in seinem Heimathsort, dann in Greiz und Coburg, studirte in Halle, wurde 1713 Hofmeister zweier Grafen von Giech, mit welchen er Reisen in Deutschland, Holland und Frankreich machte, reiste 1716 mit den Enkeln des Grafen Bernstorff nach England, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, reiste 1727 mit denselben in Deutschland, der Schweiz und Italien, später wiederholt in Frankreich und Holland sowie in Dänemark, und starb den 21. Juni 1743 auf dem Bernstorffischen Gute Stintenburg im Lauenburgischen, wo er die letzten Jahre ausschließlich der Verwaltung der gräflichen Sammlungen, Bibliothek ꝛc. und seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt hatte. Außer einigen Jugendarbeiten über nordische und keltische Alterthümer und Götterlehre veröffentlichte K. 1740 „Neueste Reisen durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweitz, Italien und Lothringen, worinn der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der natürlichen, gelehrten und politischen Geschichte, der Mechanik, Maler-, Bau- und Bildhauerkunst, Müntzen und Alterthümer, wie auch mit verschiedenen Kupfern erläutert wird“. 1741 folgte diesen eine „Fortsetzung der Neuesten Reisen“. Beide wurden von der hannöverschen Censur stark verstümmelt. Mehrere Ausgaben und Auszüge erschienen im Laufe des 18. Jahrhunderts in Deutschland, außerdem Uebersetzungen ins Englische und Holländische. Die von Keyßler's Freund Schütz in Altona 1752 besorgte ist mit zahlreichen Anmerkungen und einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Verfassers ausgestattet. Keyßler's Reisebeschreibungen sind in Form von weitläufigen Briefen abgefaßt, welche am ausführlichsten über Dinge der Gelehrsamkeit, Denkmale, Museen, Curiositäten der Kunst und Natur sich verbreiten, daneben aber auch manche schätzenswerthe Bemerkungen über politische und wirthschaftliche Verhältnisse mit einfließen lassen, und im Geiste jener Zeit auch den Klatsch, vorzüglich über die Verhältnisse an den Höfen, nicht verschmähen. Wohlthuend ist der Freimuth und die bei solchen polyhistorischen Köpfen sonst seltene patriotische Gesinnung, welche trotz der Censurscheere noch an manchen Stellen zu Tage tritt, eher störend dagegen die oft gar plauderhaft

sich aufdrängende Aufgeklärtheit. Ueber die Schätzung Keyßler's bei seinen Zeitgenossen vgl. Formey, Éloges des Académiciens, 1757. II.

Einleitung zu der von Schütz 1752 besorgten großen Ausgabe von Keyßler's Reisen. Götting. Gel. Zeitung 1743. Friedrich Ratzel.

Khamm: Corbinian K., ein gelehrter Benedictiner im Kloster zu St. Ulrich und Afra in Augsburg, wurde im schwäbischen Dorfe Zusamaltheim am 25. Januar 1645 geboren, trat 1662 in das Kloster, legte 1663 die feierlichen Gelübde ab und wurde, nachdem er auf verschiedenen öffentlichen Lehranstalten seine höheren Studien vollendet, 1669 zum Priester geweiht. Hierauf lehrte er eine lange Reihe von Jahren hindurch theils zu Hause, theils in auswärtigen Klöstern, wie zu Roggenburg und zu Kempten die Philosophie und die Theologie. Um 1688 versah er auch die Pfarre zu Günzburg. Als er das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, legte er das Lehramt nieder und wurde in seinem Kloster zum Subprior gewählt und als Beichtvater verwendet. Außerdem verlegte er sich jetzt vorzugsweise auf die historischen Studien und begann die Bearbeitung seiner von der gelehrten Welt mit vielem Beifall aufgenommenen „Hierarchia Augustana chronologica tripartita in partem cathedralem, collegialem et regularem", deren fünf Quartbände in den Jahren 1709, 1712, 1714, 1717 und 1719 erschienen sind und von denen der erste die Reihenfolge und Geschichte der Bischöfe, Weihbischöfe, Pröpste und der übrigen Würdenträger der Augsburger Kathedrale, der zweite die Geschichte der Pröpste und Dekane der Collegiatkirchen und der fünfte die Reihenfolge der Aebte oder Pröpste der verschiedenen Klöster derselben Diöcese enthält. Der dritte Band bietet Nachträge zum ersten und der vierte eine Einleitung in den letzten Band. Der vierte Band, der u. A. auch von dem Verhältnisse der Augustiner-Chorherren zum Benedictinerorden handelte, wurde in Rom auf den Index gesetzt und vom Augustiner Augustin Erath in einer eigenen Schrift angegriffen, gegen die sich K. in einer „Defensio censoria" (1721) vertheidigte. Ungeachtet seiner angestrengten Thätigkeit erreichte er das hohe Alter von 85 Jahren und starb am 8. März 1730. Außer der Hierarchia Augustana hat K. noch eine Reihe von philosophischen und canonistischen Werken verfaßt: „Quaestiones disputatae ex Logica" (1665), „Qu. ex l. I et II. Physicae auscultationis" (1675 u. 76), „De anima" (1676), „Prolegomena logicae", 2 Theile, 1691 u. 92, „Intellectus triumphans", 1692, „Compendium philosophiae universae", 1697, „Summulae logicae", 1698. Zu Gunsten der thomistischen Gnadenlehre schrieb er: „Veritas manifestata pro autoritate P. Thomae Turci Mag. Gener. Ord. Praed. circa praedeterminationem physicam" (1682) und „Praedeterminationis physicae nucleus", 1683. Kirchenrechtlichen Inhalts sind: „Medicina spiritualis seu tractatus de censuris ecclesiasticis in genere", 1679, „Epitome canonico-moralis de legibus, jure et justitia", 1693, „Excommunicatio violatorum asyli eccles. dilucidata", 1694, „Pharmacopoea Augustana, i. e. tract. de censuris eccl. in specie", 1696. Aus dem 4. Bande der Hierarchia wurde separat ausgegeben: „Relatio historica de origine et propagatione instituti virginum anglicanarum", München 1717. Auch in der Controverse über den Verfasser der „Nachfolge Christi" schrieb er zu Gunsten der in seinem Orden bevorzugten Meinung ein Werkchen: „Animadversiones in vindicias Kempenses", 1677, 4°.

Vgl. Ziegelbauer, Hist. rei litt. Ord. s. Benedicti, III, 457 ff. Baader, Lexikon verstorb. bayer. Schriftsteller II, 1, S. 127 ff. Veith, Biblioth. Augustana VII, 124 ff. Hurter, Nomencl. lit. II, 1118. Braun, Gesch. d. Bischöfe von Augsb. IV, 641 ff. Rotermund, Fortsetzung zu Jöcher III, 308 und IV, S. XXI. Stanonik.

Khautz: Constantin Franz Florian Anton v. K., Geschichtsforscher (geb. zu Wien am 21. Mai 1735, † am 28. Januar 1797). Nachdem K.

die Gymnasialstudien zurückgelegt, betrieb er dem Wunsche seines Vaters folgend an der Wiener Universität zuerst naturwissenschaftliche Studien, um sich zum Arzt heranzubilden. Schon frühzeitig entfaltete er aber ein ungemein lebhaftes Interesse für die Geschichte Oesterreichs. Als daher sein Vater starb, widmete er sich den rechtshistorischen Studien und erwarb sich darin durch seine Begabung und seinen Fleiß das besondere Wohlwollen seiner Lehrer Martini und Riegger. K. lebte hierauf durch eine Reihe von Jahren (1756—1771) als Privatgelehrter in jenem Kreise von Männern, die unter Kaiserin Maria Theresia für die Aufklärung und die Hebung der Wissenschaften thätig waren und hielt Privatvorträge auf den verschiedenen Gebieten der Rechtsgelehrsamkeit. Im J. 1772 wurde er zum kaiserlichen Rathe und Mitglied der Bücherhofcommission, in welcher Eigenschaft er sein Leben beschloß, ernannt. Von seinen frühzeitig erworbenen Kenntnissen und seinen schon als Jüngling bekundeten ernsten Bestrebungen giebt die Thatsache Zeugniß, daß er schon nach zurückgelegtem 20. Lebensjahre sein erstes Werk: „Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten“ (1755) herausgab, das auf einem ausgebreiteten Studium der österreichischen Geschichtsquellen beruht. Im J. 1756 schrieb K. auf Anregung Riegger's die Abhandlung: „De scriptura sancta tanquam prima juris ecclesiastici fonte“ (1756), die er am 26. Juni 1756 öffentlich vertheidigt hatte, im J. 1759 die interessante culturgeschichtliche Abhandlung: „Epistola de ritu ignis in natali S. Joannis Baptistae accensi“ (1759) und im J. 1767 die Abhandlung: „De cultibus magicis eorumque perpetuo ad ecclesiam et rempublicam habitu libri duo“ (1767, 2. Auflage 1771), worin er freimüthig und mit scharfen Worten dem Hexen- und Zauberwesen entgegentrat. In die folgende Zeit fallen seine historischen Arbeiten, die unter den Gelehrten Aufsehen erregten, wie „Vollständige Aufklärung der Geschichte des österreichischen erzherzoglichen Wappenschildes“ (1768), „Ueber die wahre Epoche der eingeführten Buchdruckerkunst zu Wien nebst einem Anhange über das Wort Oesterreich“ (1784) und „Pragmatische Geschichte des Markgrafenthums Oesterreich von Anfang des Landes bis zur angehenden Aufheiterung der deutschen Reichsgeschichte“ (1788—1792). Außerdem begleitete er das Werk des Grafen Johann von Bethlen: „Commentaria de rebus Transsylvanicis“, 2 Theile (Vindob. 1779—1780), mit Anmerkungen, und lieferte Beiträge zu Joh. Nic. de Vogel, Specimen bibliothecae germanicae austriacae (1783) und hinterließ eine große Sammlung von Collectaneen zur Verbesserung seiner Geschichte der österreichischen Gelehrten.

De Luca, Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch, Wien 1776. Gräffer und Czikann, Oesterr. National-Encyklopädie. K. Weiß.

Khell: Joseph K. v. Khellburg, geb. zu Linz am 15. Aug. (o. 13. Aug.) 1714, † zu Wien am 4. November 1772, trat 1729 in den Jesuitenorden, lehrte anfangs, während er philosophischen und theologischen Studien oblag, in den unteren Schulen zu Klagenfurt, dann nacheinander in Linz und in der theresianischen Ritterakademie zu Wien Philosophie. An die Universität versetzt las er über griechische Litteratur, gab nebenher auch Collegia über die hebräische Sprache und biblische Exegese. Nachdem er an der Universität Doctor theologiae geworden, kehrte er ins Theresianum zurück. Daselbst übernahm er nach Erasmus Fröhlich's Tode (Bd. VIII S. 132) die Aufsicht über die sogenannte Garelli'sche Bibliothek (s. Denis, Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek. Wien, Bd. I, S. 20 f.), lehrte zugleich zwei Jahre Geschichte und dann bis zu seinem Tode Numismatik und Alterthumskunde. Im Interesse seiner numismatischen Studien unternahm er Reisen nach Italien und Deutschland; besonders aber suchte er in den geistlichen Stiften Oesterreichs Anhänger dieses Studiums zu gewinnen. Zu seinen Schülern gehört der berühmte Numismatiker Joseph Eckhel

(Bd. V S. 633). Seine Schriften lassen sich in drei Klassen scheiden, gemäß den drei Bereichen seiner Lehrthätigkeit. Aus seiner Lehrthätigkeit in den Fächern des sogenannten philosophischen Cursus erwuchs seine „Physica ex recentiorum observationibus, accommodata usibus academicis“, 1753, 2 Tomi (günstig beurtheilt in Nova Acta Eruditorum, Leipzig 1753, S. 360 u. 362). Der Epoche seiner theologischen Lehrthätigkeit gehören an: „Auctoritas utriusque libri Maccabaeorum“ (1749), hervorgerufen durch einen litterarischen Streit zwischen E. Fröhlich und dem Leipziger Gelehrten G. Wernsdorf (s. s. v. E. Fröhlich); „De epocha historiae Ruth“ (1756); „Ecloge observationum in libros N. T.“ (2 Voll. 1756, 1757); „Altera vita S. Pauli Eremitae“, aus den griechischen Handschriften der Wiener Bibliothek hervorgezogen und abgedruckt in den von Matthias Fuhrmann (Bd. VIII. S. 189) herausgegebenen Acta sincera S. Pauli Thebaei graecolatina (1760). Seine Thätigkeit als numismatischer Schriftsteller begann er als Herausgeber des von Fröhlich und Duval verfaßten Kataloges der antiken Münzen des kaiserlichen Münzencabinets (s. s. v. Fröhlich), an welchen er die letzte Hand anlegte; dazu als Nachtrag: „Epicrisis censurae Lipsiensis a. 1756 latae in librum: Numismata C. R. Cimelii etc.“ (1756); ferner „Erasmi Fröhlich de Familia Vaballathi nummis illustrata opusculum“ (1762). Unter Khell's Leitung edirte der Theresianumszögling Graf Christiani eine lateinische Uebersetzung des ersten Bandes von N. F. Haym's Tesoro britannico (London 1719 f.); den zweiten Theil der Uebersetzung dieses Werkes gab K. selbst heraus (1762). Weiter folgende Schriften sind: „Appendicula in J. J. Gesneri numismata graeca“ (1764); „De numismate Augusti aureo formae maximae ex ruderibus Herculani eruto“ (1765, dem Minister Tanucci gewidmet und abgedruckt in Nova Acta Erud. 1765); „Epicrisis observationum Cl. Bellay Acad. Paris. in nummum Magniae Urbicae Aug. ab ill. Barone Ph. Stosch vulgatum“ (1767. Stosch's Schrift war 1755 zu Florenz erschienen; K. vertheidigt gegen Abbé Bellay Stosch's Behauptung, daß Magnia Urbica die Gattin des Carinus gewesen sei); „Ad numismata Imp. Rom. aurea et argentea a Vaillantio edita Cl. Badinio aucta ex solius Austriae utriusque aliisque aliquibus museis supplementum a Jul. Caesare usque ad Comnenos se porrigens“ (1767); „Mnemosyne ad rem numismaticam“ (1771). Dazu noch 4 Briefe numismatischen Inhalts an Murr in dessen Journal zur Kunstgeschichte (Bd. 5) abgedruckt.

Bergmann, Sitzungsberichte der philos. Klasse der kais. Akad. d. Wiss., Bd. XIX, S. 58. — Meusel. — Backer V, S. 362—366. — Wurzbach.

Werner.

Khevenhüller, ein altes deutsches Adelsgeschlecht, das im 11. Jahrhundert aus Franken nach Kärnthen einwanderte. Den Namen führt es von der Ortschaft Khevenhüll in Mittelfranken. Urkundlich werden die K. genannt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, bei Villach begütert und mit den edelsten Familien des Landes verschwägert. Sie heißen seit 1427 „von Khevenhüller zu Aichlberg“, erwerben Güter und Bergwerke, dienen als Vicedome, Kammerpräsidenten, Burggrafen und Landeshauptleute, werden 1566 Freiherren, in der einen Linie 1593 Reichsgrafen von Frankenburg, in der anderen 1673 österreichische Grafen, 1725 Reichsgrafen und 1764 Reichsfürsten von Khevenhüller-Metsch. Die Theilung in die zwei Linien erfolgte 1519. Aus der älteren Linie, genannt Khevenhüller-Frankenburg (Oberösterreich) stammen: Hanns K., seit 1581 erster Besitzer von Frankenburg, Kammer und Kogel in Oberösterreich, Gesandter in Spanien, † 1606. Bartelme K. (1539—1613), reicher Grundherr, geheimer Rath, Burggraf der Kärnthner Stände, der erste Protestant der Familie. Franz Christoph K. (1588—1650), Katholik, Graf von Franken-

burg, 1616—31 Gesandter in Spanien, Obersthofmeister, Verfasser der Annales Ferdinandei (9 Bde. Regensburg und Wien 1640—46, 12 Bde. Leipzig 1721 bis 1726). Sein Bruder Hanns K., † 1632, sein Vetter Paul K., † 1655, blieben protestantisch, wanderten 1629 aus, dienten im 30jährigen Kriege König Gustav Adolph von Schweden. Die Enkelinnen Hanns Khevenhüller's heiratheten zwei Grafen v. Giech zu Turnau in Oberfranken. Ein Enkel Franz Christophs von Khevenhüller-Frankenburg ist Ludwig Andreas K. (1683—1744), s. d. Art. Der letzte männliche Sprosse dieser Linie ist Graf Hugo von Khevenhüller-Frankenburg, geb. 1817. Die Güter in Oberösterreich sind mit Ausnahme von Kammer verkauft. — Aus der jüngeren Linie, seit 1571 genannt Khevenhüller-Hohenosterwitz, stammen Georg K. (1533—87), k. Rath, Kammerpräsident, erster Besitzer von Hohenosterwitz, Protestant. Sein Urenkel Ehrenreich K. wurde 1666 Katholik, 1673 Graf von Khevenhüller-Osterwitz, † 1675. Dessen Sohn Sigmund Friedrich K. (1666—1742), Landeshauptmann in Kärnthen, Statthalter in Niederösterreich, geh. Rath, Kämmerer, seit 1725 Reichsgraf von Hardegg, gründete den Besitz in Niederösterreich mit dem Hauptsitz Ladendorf, 1742 das Fideicommiß. Johann Joseph K. (1706—76), Reichshofrath, Gesandter, Obersthofmeister der Kaiserin Maria Theresia, geh. Rath, Staats- und Conferenzminister, 1728 vermählt mit der Erbtochter des Reichsgrafen von Metsch; nahm deshalb 1751 den Namen Khevenhüller-Metsch an und wurde 1764 für sich und den jedesmaligen Majoratsherrn in den Reichsfürstenstand erhoben. Von ihm stammen die späteren Fürsten und Grafen Khevenhüller-Metsch. Haupt der Familie ist seit 1877 Fürst Karl von Khevenhüller-Metsch, Grundherr in Niederösterreich und Böhmen, erblicher Reichsrath, Grand von Spanien, Magnat in Ungarn. Die Familie hat seit 1568 das Ehrenamt eines Oberststallmeisters in Kärnthen, eines Obersterblandhofmeisters in Niederösterreich. In Kärnthen besitzen die K. nur noch die Herrschaft Hohenosterwitz.

Fiedler, Die Reichsfürsten von K. Czerwenka, Die Khevenhüller, 1867. A. Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresia's, 2. Aufl., Wien 1858. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich, 2 Bde., 1878, 1880. Adam Wolf.

Khevenhüller: Ludwig Andreas K., Graf von Aichelberg auf Frankenburg, österreichischer Feldmarschall, geb. am 30. November 1683, gehörte der älteren (oberösterreichischen) Linie des alten fränkischen Adelsgeschlechtes der K. an (s. o.). Für den Soldatenstand bestimmt, fand er in den Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges Gelegenheit, sich unter Prinz Eugen von Savoyen militärisch zu bilden, und schon 1716 führte er als Oberst das Dragonerregiment Prinz Eugen von Savoyen mit hervorragendem Erfolge in der Schlacht bei Peterwardein (5. Aug.); gleich rühmlichen Antheil nahm er im nächsten Jahre an der Schlacht und der Eroberung von Belgrad. Nach dem Kriege zum Generalwachtmeister befördert (1723), wurde K. zum Commandanten von Essegg und drei Jahre später zum Inhaber des erledigten Schönborn'schen Regiments ernannt. — Der Ausbruch des sogenannten „polnischen Thronfolgestreites“ nach dem Tode August II. von Polen, eröffnete K. neuerdings die Bahn kriegerischer Thätigkeit; 1733 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, wurde er 1734 bei der Armee des Feldmarschall Mercy eingetheilt und übernahm nach dessen Heldentode in der Schlacht bei Parma (29. Juni) interimistisch den Oberbefehl. Unter sehr schwierigen Verhältnissen hielt sich hierauf K. hinter der Secchia bis zur Ankunft des neuen Obercommandanten Feldmarschall Grafen Königsegg, nahm rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Guastalla (19. September) und führte nach dem Rückzuge der kaiserlichen Armee an die Grenze Tirols abermals den Oberbefehl. K. hinderte nicht nur das weitere Vordringen des dreifach überlegenen Gegners, sondern nöthigte später auch die Spanier die Blokade von Mantua aufzuheben. 1735 zum General der Cavallerie ernannt, blieb K. bis zum Abschlusse des Wiener

Präliminarvergleiches (3. October 1735) bei der Armee in Italien, wo er vielfach auch diplomatische Verwendung fand. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit der Türkei (1737) erfolgte die Ernennung Khevenhüller's zum Feldmarschall und Commandanten von Slavonien. An dem Kriege selbst nahm K. als Commandant eines Corps von 4000 Mann Theil, mit welchem er bei dem Rückzuge der kaiserlichen Armee an dem Timok alle Angriffe des überlegenen Feindes abwies und endlich am 28. September 1737, von 16 000 Spahi's eingeschlossen, sich in dem blutigen Gefechte bei Radojevac den Weg zur Hauptarmee öffnete. — Die hervorragendste Epoche in Khevenhüller's Wirken bildeten die ersten Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges, in welchen er den Oberbefehl der gegen Baiern operirenden Armee führte. Mit drei Corps Donau-aufwärts marschirend, nahm er 1742 Steier und Enns und zwang am 23. Jänner den französischen General Ségur in Linz zur Capitulation, worauf am folgenden Tage auch Passau capitulirte. — Innerhalb 8 Tagen war Oberösterreich frei von feindlichen Truppen. K. drang nun unaufhaltsam in Baiern vor. In rascher Folge ergaben sich Oberhaus, Burghausen und am 13. Februar auch München. K. schlug am 16. Februar den baierischen General Törring bei Mainburg und nach wenig Wochen war das ganze Land zwischen der Donau, Isar und Vils — der Kern von Niederbaiern — in seinen Händen. In einem eigenhändigen Schreiben sprach die Kaiserin Maria Theresia K. ihren Dank aus, nannte ihn ihren Retter und übersandte ihm als Zeichen besonderer Anerkennung ihr und ihres Sohnes Josef Bildniß. Leider konnten K. nicht auch die nöthigen Truppen zur Verfügung gestellt werden, die ihn hätten in den Stand setzen können, seine Eroberungen gegen die überlegenen Kräfte zu behaupten, welche der Marschall Moriz von Sachsen und der Feldmarschall Seckendorf im Spätsommer 1742 heranführten. — Dies, sowie der Vormarsch Marschall Maillebois gegen Böhmen, nöthigten K. das Land bis auf Passau und Schärding zu räumen. Aber schon im nächsten Jahre drangen die kaiserlichen Truppen wieder vor und wenn gleich auch K. den Oberbefehl an den Prinzen Karl von Lothringen hatte abtreten müssen, so blieb er doch als Adlatus des Commandirenden die eigentliche Seele der Operationen, welche mit dem Siege bei Simbach (9. Mai 1743) und der Wiederbesetzung Baierns endeten. Im Juni d. J. schloß K. mit Seckendorf den Vertrag von Niederschönfeld ab, welcher Karl VII. die Reste seines Heeres rettete. Nach dem vergeblichen Versuche des Herzogs von Lothringen den Rhein zu überschreiten, wogegen K. fruchtlos seine Stimme erhoben hatte, sicherte er den Rückzug der kaiserlichen Armee in die Winterquartiere im Breisgau und im Baierischen. K. kehrte hierauf nach Wien zurück, wo die Kaiserin seine Verdienste durch die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe ehrte. — Leider erlag dieser um Staat und Heer so hoch verdiente Mann kurz nachher, am 26. Jänner 1774, einem Blutsturze. — K. war ein, nach jeder Richtung hin hochgebildeter General, dessen Wirken die kaiserliche Armee nach mehr als einer Richtung hin ebenso vortheilhaft als nachhaltig beeinflußte. — Von seinen im Drucke veröffentlichten Schriften bildeten „Des General-Feldmarschalls Grafen v. Khevenhüller Observationspunkte für sein Dragonerregiment“ (Wien 1734 und 1748), sowie „Reglement und Ordnung, nach welchem sich gesammbte unmittelbare kaiserliche Infanterie, in den Handgriffen und Kriegsexercitien sowol, als in den Kriegsgebräuchen, gleichförmig zu achten haben“ (Wien 1737) auf lange hinaus die Basis aller organisatorischen und taktischen Einrichtungen in der kaiserlichen Armee und geben zugleich ein eben so lebhaftes als treues Bild des Militärwesens jener Zeit. Khevenhüller's „Kurzer Begriff aller militärischen Operationen sowol im Felde als in Festungen“ (Wien 1756) war eines der ersten und zugleich vorzüglichsten Werke über die gesammte Kriegskunst und erschien 1771 in

Paris unter dem Titel „Comte de Khevenhüller, Maximes de guerre, relatives à la guerre de campagne et à celle du siége trad. de l'allemand p. M. le Baron de Sinclair“. K. A.

Khiesel (Khisl, Kiesel) v. Kaltenbrunn, Freiherrn, dann Grafen, krainisches, dann in Steiermark und Niederösterreich landsässiges Geschlecht, bürgerlicher Herkunft, dessen Ahnherr Veit K. (Khisl), um 1560 Bürgermeister von Laibach, bereits am 1. Juli 1554 Adelsbrief und Wappen von Kaiser Ferdinand I., am 15. Mai 1569 von König Max II. die Erhebung in den Ritterstand taxmäßig erlangte und den Edelsitz Kaltenbrunn an der Laibach als Prädikat seines Geschlechtes aufnahm. Sein Sohn Hanns K., erzherzoglicher Rath, Kriegszahlmeister an der kroatisch-windischen Grenze, später Hofkammerrath, Hauptmann zu Adelsberg und schließlich innerösterreichischer Kammerpräsident († am 3. April 1591), wurde am 13. Jänner 1590 von Kaiser Rudolf II. in den Freiherrnstand erhoben. Aus diesem 1638 im Mannesstamme erloschenen Geschlechte seien noch folgende genannt: 1) Georg K. († 1605), Freiherr zu Kaltenbrunn und Graubitz, Oberst-Erblandjägermeister in Krain und in der windischen Mark und Oberst-Erblandtruchseß in Görz, der älteste Enkel Veits, 1593 krainischer Landesverweser. — 2) Hanns Jakob K. (geb. 1565, † 1638), der Bedeutendste seines Hauses, Sohn Hannsens Freiherr v. K. und Marien Paradeiser. In der Jugend Kriegsmann, der es im niederländischen Kriege Spaniens mit Frankreich bis zum Oberstlieutenant brachte, wandte er sich dann bald mit entschiedenem Glück dem Staatsdienste zu, anfänglich als Hofkriegsrath, dann Amtsverwalter des innerösterreichischen Hofkriegsrathes in Graz, später aber als wirklicher geheimer Rath und Oberstkämmerer Ferdinands II., bei dem er in Gnaden stand und zu den wichtigsten Staatsgeschäften beigezogen wurde. Am 1. März 1618 überließ ihm der Erzherzog kaufweise die Herrschaft Gottschee in Krain und erhob, Kaiser geworden, ihn und seinen Bruder Karl am 9. December 1622 zu Grafen von und zu Gottschee. 1637 trat er, hochbejahrt, vom Oberstkämmereramte zurück und starb in Wien kinderlos. Sein Stiefsohn, Georg Bartholomä Freiherr v. Zwichl, wurde von ihm adoptirt und nahm als Universalerbe den Namen Khisl an, während Hanns Jakob Khiesel's Gattin, des Letztgenannten Mutter, eine geb. Freiin v. Thanhausen, sich in dritter Ehe mit dem Spanier Don Giorgio Manriquez, Conte de Lara, vermählte. Aber auch diese Fortsetzung der Khiesel's erlosch bereits 1691 mit dem Sohne jenes Georg Barthlmä, Johann Jakob Barthlmä. — 3) Veit, einer der fünf Söhne Hannsen's (s. o.), diente in der Jugend unter spanischer Fahne in den Niederlanden, erscheint 1601 als kaiserlicher General und Commandant von Karlstadt, in manchen Gefechten mit den Türken genannt und starb 1609 unverehelicht.

Wißgrill, Schaupl. des landessäss. nied.-österr. Adels &c., 5. Bd., S. 103 bis 107. Krones.

Khol: s. Kohl.

Khlesl, s.: Klesl.

Khuen (Khuon, Khun), ein zunächst in Tirol heimisches Geschlecht, das die Ueberlieferung von Egon oder Egino Imo de Tramino, dem „Kühnen“, aus der Schlußzeit des 13. Jahrhunderts herleitet. Deutlicher treten die K. erst im 16. Jahrhundert auf und erscheinen mit dem Prädikate Belasy v. Gandeck (auch Liechtenberg und Aur) 1573 in der Person Rudolfs (s. w. u.), Freiherrn zu Neu-Lembach in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen, nachdem bereits Blasius K. den 13. Juni 1541 als niederösterreichischer Regimentsrath, sodann als kaiserlicher geheimer Rath und 1560 bis gegen 1568 als oberösterreichischer Kammerpräsident in Tirol bestellt gewesen. Er hatte um 1557 die Herrschaft Gandeck käuflich erworben. Von diesem Geschlechte sind folgende die Namhaftesten

und zwar I) aus der 1622 im Mannesstamme erloschenen freiherrlichen Linie: 1) Rudolf v. Belasy und Liechtenberg, Freiherr zu Neu-Lengbach (Lembach), Enkel Arnulfs K. v. Tramin, erstgeborener Sohn Jakobs und Magdalenens Fuchs v. Fuchsberg, 1559 Ferdinands I. Vorschneider, später geh. Rath und Oberstallmeister Kaiser Maximilians II. und Rudolfs II., 1573 am 8. Mai in den Freiherrenstand erhoben; starb 1581 zu Wien und wurde in der von ihm gestifteten Familiengruft zu St. Dorothea bestattet. 2) Dessen Sohn Johann Eusebius, von Liechtenberg, Gandegg, Freiherr zu Neu-Lengbach, Herr zu Paumgarten, Rainpoltenbach, Waasen und Judenau erscheint als Ritter des Ordens von San-Jago, kaiserlicher Kämmerer und Obrister, 1596 königlicher Statthaltereirath in Böhmen, königlicher Hofkriegsrath, 1605—1610 Verordneter des niederösterreichischen Herrenstandes, 1612 wirklicher geheimer kaiserlicher Rath, Festungscommandant von Komorn, 1613 kaiserl. Gesandter an die Pforte, 1620 kaiserl. Armeecommissar in Böhmen und starb daselbst den 6. November 1622 zu Swietla. Seine Erbin wurde die einzige Tochter aus der Ehe mit Maria Freiin v. Berka auf Duba: Maria Franziska; sie ehelichte den Grafen Paul Pálffy v. Erdöd; — II) aus der jüngeren gräflichen, in Niederösterreich und Böhmen begüterten Linie, welche Hanns Khuen, jüngerer Bruder Rudolfs, begründet: 1) Jakob Freiherr K. v. Belasy zu Liechtenberg und Gandeck, seit 1623 auch Herr der confiscirten Herrschaft Landstein in Böhmen und seit 1636 der Herrschaft Paumgarten in Niederösterreich, zunächst oberösterreichischer Regimentsrath zu Innsbruck, dann kaiserl. Kämmerer und königl. Statthaltereirath in Prag, endlich königl. geh. Rath und Gesandter am kurbaierischen Hofe zu München. Er starb den 22. September 1639. Seine drei Söhne: Matthias, Karl Balthasar und Leopold wurden nebst ihrem Vetter Jakob am 27. Juli 1640 in den Reichsgrafenstand erhoben. — 2) Mathias K., Reichsgraf, Erstgeborner des Vorgenannten, kaiserl. Rath und Kämmerer, Gesandter an kurfürstlichen Höfen, vermählt mit Anna Susanna, Gräfin von Meggau; starb 1659. Sein Sohn Johann Jakob Ferdinand pflanzte dann die gräfliche Linie fort.

Litt. über dies Geschlecht: Bucellinus, Stemmatographia Germaniae, P. II—IV. Brandis, Immergr. Ehrenkr. d. tirol. Adlers, II. § 100. Wißgrill, Schaupl. des landessäss. niederösterr. Adels, 5. Bd., Wien 1824, S. 108 bis 121. Vgl. auch J. Egger, Gesch. Tirols. Bd. II. Krones.

Khunrath: Heinrich K., Alchimist, geb. 1560 zu Leipzig, lebte als Arzt zu Hamburg und Dresden, wo er 1605 starb. Er studirte zunächst Medicin, wandte sich aber schon mit 23 Jahren der Theosophie, Kabbalistik und Magie zu. Im J. 1588 erwarb er sich auf Grund einer Dissertation „De signatura rerum“ den Doctorhut in Basel. Von bleibendem Werth ist keine seiner Schriften, von deren Titeln hier einige folgen mögen: „Zebelis regis et sapientis Arabum vetustissimi, de interpretatione quorundam accidentium etc. observationes“ (Prag 1592); „Symbolum physico-chemicum“ (Magdeburg 1599); „Magnesia catholica Philosophorum“ (Magdeburg 1599); „Wahrhaftiger Bericht vom philosophischen Athanore“ (Magdeburg 1599); „Amphiteatrum Sapientiae aeternae“ (Prag 1598).

Molleri Cimbria lit. II. p. 440 ss. Ladenburg.

Kiburg: Ulrich II. Graf v. K., † 1227. — Die mütterlichen Ahnen König Rudolfs von Habsburg, deren Erbe im Thurgau, Zürichgau und anderen Theilen der jetzigen Schweiz seinen Hausbesitzungen den reichsten Zuwachs brachte, trugen vom Schlosse Kiburg den Namen, das auf der nördlichen Spitze eines Höhenzuges zwischen den Thälern der Töß und der Kempt im Zürcherischen gelegen, von steiler Kuppe aus eine weite Landschaft überblickt und einst beherrschte. Der Ursprung der Feste, die erste Bildung der nach ihr genannten Grafschaft sind nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich ist, daß Herzog Ernst II. von Schwaben die Burg anlegte oder wenigstens verstärkte; gewiß, daß sie im J. 1027 bestand,

bei des Herzogs damaligem Aufstande gegen Kaiser Konrad II. von Ernsts Freunde, Graf Wernher, drei Monate lang gegen die kaiserlichen Truppen behauptet wurde, schließlich aber diesen überlassen werden mußte. Zur Zeit der Belagerung verweilte der Kaiser persönlich in Zürich. Graf Wernher entwich. 26 Jahre später erscheint die Kiburg im Besitze eines Dynasten Adalbert von (Ober-) Winterthur, des letzten Abkömmlings einer Seitenlinie des alten Grafenhauses von Bregenz, das von Ulrich, dem Bruder von Karls d. Gr. Gemahlin Hildegard stammte. Als Adalbert 1053 in Apulien im Dienste Papst Leo's IX., seines Verwandten, gegen die Normannen fiel, brachte seine einzige Tochter Adelheid mit Winterthur auch die Kiburg auf ihren Gemahl, den schwäbischen Grafen Hartmann v. Dillingen. Mit diesem Besitze verband Hartmann (I.), wenigstens von 1094 an, die landgräfliche Gewalt im Thurgau, die 1049 noch in den Händen der Zähringer gewesen, ihm aber von denselben zu Lehen übertragen oder überlassen worden zu sein scheint. Denn als eifriger Parteigänger der päpstlichen und zähringischen Partei kämpfte auch er gegen Kaiser Heinrich IV. in den Jahren 1077—1097 und insbesondere gegen des Kaisers unermüdlichen Streiter, Abt Ulrich III. von St. Gallen, seinen mächtigen Nachbar, der ihm 1080 die Kiburg vorübergehend entriß und einen Sohn Hartmann's daselbst gefangen nahm. Als Hartmann I. am 16. April 1121 im Kloster Neresheim, seiner Stiftung, starb und ihm 1134 sein ältester Sohn, Hartmann II., ohne Nachkommen im Tode folgte, während der dritte Sohn, Ulrich I., Bischof von Constanz war (1111—1127), blieb das ganze väterliche und mütterliche Erbe dem zweiten Sohne, Adalbert I., der (schon seit 1096) Graf von Kiburg hieß; der Erste, der überhaupt diesen Titel geführt hat. Er starb am 12. September 1151. Von seinen Söhnen erhielt Hartmann III. Kiburg, dessen Pertinenz fortan die landgräfliche Gewalt im Thurgau blieb; Adalbert II. Dillingen. Hartmann III., Gründer der Stadt Diessenhofen (1178) und Förderer und Gönner des unweit Kiburg entstandenen Fleckens Nieder-Winterthur (1180, seit dem 13. Jahrhundert Stadt Winterthur), starb 1180. Sein ältester Sohn war Graf Ulrich II., der bedeutendste Aller, die je den Namen von Kiburg führten, der auch die Macht des Hauses auf die höchste Stufe hob. Mit seinem Bruder Adalbert III., der in das Erbe des Oheims Adalbert II. von Dillingen († 1170) trat und dessen Namen fortführte, war Ulrich II. schon frühe an Kaiser Friedrichs I. Hoftagen, im Dinge Herzog Friedrichs V. von Schwaben bei Königsstuhl und nahm 1189 mit Adalbert III. am Kreuzzuge des Kaisers Theil, wobei er sich als gewaltiger Kriegsmann auszeichnete, der an einem Tage (2. Mai 1190) 17 Türken erlegte. Auch an König Philipps und Otto's IV. Hoftagen erschien Graf Ulrich. Als aber Friedrich II. 1212 nach Deutschland kam, den Kampf um die Krone gegen Otto IV. aufzunehmen, war er einer der Ersten. die sich für Friedrich erklärten und an denselben anschlossen, was ihm der neue König durch reiche Schenkungen aus Reichs- und staufischem Gute vergalt. Sechs Jahre später fiel an Ulrich II. durch den Hinschied des letzten Zähringers, Herzog Bertolds V. (s. d. Art.), dessen Schwester Anna Ulrichs Gemahlin war, der größte Theil der zähringischen Besitzungen und Rechte südwärts vom Rheine. Die Reichsvogtei um Zürich, die zähringischen Burgen und Güter im burgundischen Lande von der Emme bis zur Saone, gelangten so an das Haus Kiburg, jetzt das mächtigste zwischen dem Rheine und den Alpen. Nur die Städte Zürich, Bern, Solothurn, Rheinfelden, Murten nahm König Friedrich ans Reich. Graf Ulrich II. starb 1227. Von seinen Söhnen starb der älteste, Wernher, im Herbste 1228 zu Akkon; der dritte, Ulrich, war Geistlicher und wurde Bischof von Cur (1233—1237); Ulrichs zweiter Sohn, Hartmann IV. („der ältere"), jetzt das Haupt des Hauses; eine Tochter, Heilwig, war seit 1218 Mutter des jungen Rudolf von Habsburg, des nachmaligen Königs. Für sich und

für Wernhers hinterlassenen unmündigen Knaben, Hartmann V. („der jüngere“), führte nun Hartmann IV. die Verwaltung der Kiburgischen Lande. Um 1250 theilte er mit diesem Neffen so, daß im Wesentlichen die Besitzungen im Thurgau, Zürichgau und in Rätien ihm selbst, dem Oheim, diejenigen im Aargau und in Burgund dem jüngeren Hartmann blieben. Aber bald trat an beider Stelle Ulrichs II. Enkel, Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige König. Denn als Graf Hartmann der jüngere (nach gewöhnlicher Annahme am 3. September 1263) starb, führte Rudolf für des Verstorbenen unmündige Tochter Anna die Vormundschaft und vermählte sie 1273 an Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg, seinen Stammverwandten, der ihm hierbei die aargauischen Besitzungen der Gräfin Anna käuflich abtreten mußte (s. Bd. X S. 285 u. ff.). Und bei Graf Hartmanns IV. Tode (27. November 1264) setzte sich Graf Rudolf, ohne anderweitige Ansprüche zu beachten, in den alleinigen Besitz der Erbschaft des greisen, kinderlosen Oheims. Beides trug nicht wenig dazu bei ihn zum mächtigsten Herren in seinem Heimathlande zu machen.

Neben den Quellen (Wipo. Herm. Contr. Casus St. Galli cont. — Ansbert — und vorzüglich Chron. Petershus. und Urkunden) vgl. Braun, P. Pl., Geschichte der Grafen von Dillingen und Kiburg in den hist. Abhandl. der bair. Akademie d. Wiss., Bd. V. — Escher, Hch., Geschichte der Grafsch. Kiburg in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen u. s. f. Chur, Dalp, 1830, Bd. II. — Stälin, Wirtb. Gesch. I. 561 ff. — Pipitz, F. E., Die Grafen v. Kyburg. Leipzig 1839. — Hotz, Dr. J. J., Histor.-jurist. Beiträge zur Geschichte der Stadt Winterthur. Ebendas. 1868. — Pupikofer, J. A., Geschichte der Burgfeste Kyburg in den Mitth. der antiqu. Ges. in Zürich, 1869, Bd. XVI. — Meyer v. Knonau, G., Zur älteren alamannischen Geschlechterkunde in den Forschungen z. ält. dtsch. Geschichte, Bd. XIII, S. 78 ff., 1873. G. v. Wyß.

Kickh: Dalmatius K., dem Franciscanerorden und zwar der baierischen Provinz desselben angehörig, war lange Lector der Theologie in den Ordensschulen, wurde später zum Minister provincialis gewählt und starb 1769 zu München. In der Geschichte der katholischen Theologie ist er als Gegner Amort's bezüglich der Frage über die Glaubwürdigkeit der Visionen der Maria v. Agreda und als Herausgeber der Moraltheologie Reiffenstuel's bekannt. Schriften: „Revelationum Agredanarum justa defensio cum moderamine inculpatae tutelae contra Eusebium Amort“ (1750). „Defensio iterata revelationum Agredanarum“ (Madrid 1754). „Additiones ad Theologiam moralem Anacleti Reiffenstuel“ (1756). Werner.

Kiechel: Samuel K., geb. 1563, † 1619, gehörte einer Familie (Kiechel v. Kiechelsberg, auch Küchel) an, welche ursprünglich in Freiburg im Breisgau, vom dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts an aber in Ulm wohnte. Der Trieb, fremde Länder zu sehen, ließ ihn nicht lange in der Heimath weilen. Ein fünfmonatlicher Aufenthalt in Paris genügte seiner Wißbegierde nicht; 22 Jahre alt, machte er sich zu einer Reise auf (23. Mai 1585), von welcher er erst nach vierjähriger Abwesenheit zurückkam (30. Juni 1589). Wohl unterrichtet, ohne sich einer eigentlich gelehrten Bildung zu erfreuen, ausgestattet mit einer guten Beobachtungsgabe und glücklichem Humor, durchwanderte er einen großen Theil von Europa, schiffte dann von Venedig aus nach Syrien über und kehrte über Aegypten und Konstantinopel ins Abendland zurück. Auf die von K. hinterlassene Reisebeschreibung machte zuerst Prälat v. Schmid aufmerksam, indem er aus dem der Kiechel'schen Familie gehörigen Originalmanuscript Auszüge (in modernisirter Sprache) durch das Morgenblatt (Mai bis October 1820) und das Hormayr'sche Archiv für Geographie, Historie rc. (Mai bis December 1820) veröffentlichte. In der ursprünglichen Fassung (Ulmischer Dialect) kam zunächst

derjenige Abschnitt, welcher die russischen Ostseeprovinzen betrifft, im vierten Bande der Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands 1849 ans Licht. Eine vollständige Ausgabe veranstaltete Professor Haßler 1866 (86. Publikation des litterarischen Vereins zu Stuttgart). Zeuge von bedeutenden Ereignissen war K. nur selten, aber Sitten und Bräuche der verschiedenen Nationen, die in jedem Lande übliche Manier zu reisen, den gegenseitigen Verkehr und Productenaustausch schildert er recht gut. Orientalisten werden das Bild, welches K. von den Städten Haleb und Damaskus einerseits, von dem Treiben der Beduinen andererseits entwirft, als gelungen anerkennen müssen; wer sich für die Geschichte der heiligen Orte in Palästina und am Sinai interessirt, appellirt nicht ohne Ausbeute an seine Wahrnehmungen. Weniger interessant ist die Europa betreffende Abtheilung; doch wird uns durch Partien, wie die Winterreise in Schweden und der Frühlingsaufenthalt in Malta, ein Blick in Gebiete eröffnet, welche damals nur selten der Fuß eines Deutschen betrat.

Quellen außer den bereits genannten: Weyermann, Neue Nachrichten von Ulmer Gelehrten und Künstlern (Ulm 1829), S. 218 f. Adelung, Kritisch-litterar. Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, Bd. I S. 370 ff. Tobler, Biblioth. geogr. Palaest., p. 83. Heyd.

Kiederich: Paul Josef K., Historienmaler, geb. zu Köln den 15. Septbr. 1809 (nach Angabe des Katalogs der preußischen Nationalgalerie, nach den Angaben der Werke von Wiegmann und Wolfgang Müller 1810), † zu Düsseldorf den 4. April 1850. Er genoß zuerst in seiner Vaterstadt den Zeichenunterricht von Kuntze und De-Noël und bezog 1832 die Düsseldorfer Akademie, worin er bis zu seinem Tode sein Atelier behielt. Sein Talent ließ ihn sowol in seinen Historienbildern wie in seinen Porträts keine genialen, durch überraschende Züge bestechenden Werke schaffen; aber ein würdiger Ernst, eine Tiefe und Durchgeistigung der Charakteristik und das Streben nach Wahrheit und Gediegenheit verleiht denselben ein nachhaltiges Interesse und ein eigenthümlicher chronikhafter Stil entschädigt für den fehlenden poetischen Reiz. Strenge Zeichnung und stimmungsvolle Farbe erhöhen dabei den Werth ihrer sorgfältigen Durchbildung. So hat K. denn nicht viele, aber sehr tüchtige Arbeiten geliefert, von denen hervorzuheben sind: „Kaiser Karl V. in St. Just“ (1835); „Der sterbende Maltheser Großmeister La Valette ermahnt die Ordensritter“ (1840, in der preußischen Nationalgalerie); „Kaiser Friedrich II. und sein Kanzler Peter de Vineis“ (1844); die historischen Porträts Kaiser Heinrich V. für den Römer in Frankfurt a. M., der Herzoge Philipp des Guten und Karl des Kühnen von Burgund und der Kaiser Maximilian und Karl V. für den Herzog von Croy in Roeulx in Belgien (1847), sowie zahlreiche Bildnisse, die ihn in den letzten Jahren ausschließlich beschäftigten. K. nahm auch regen Theil am politischen Leben und an den Bestrebungen gemeinnütziger Gesellschaften, deren Mitglied er war.

R. Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). Dr. Max Jordan, Katalog der preußischen Nationalgalerie zu Berlin (Berlin 1876). M. Blanckarts.

Kiefhaber: Johann Karl Sigmund K. wurde am 24. April 1762 zu Nürnberg als Sohn eines reichsstädtischen Beamten geboren, studirte zu Altdorf Jurisprudenz und Geschichte und bekleidete dann einen Verwaltungsposten in seiner Vaterstadt. Nach dem Uebergange derselben an Baiern wurde er im J. 1812 zum ersten Adjuncten des damals eben gebildeten kgl. allgemeinen Reichsarchives, 1815 auch zum Assessor der Ministerialarchivs-Commission ernannt;

1818 erhielt er den Titel eines kgl. wirklichen Rathes. 1829 quieszirt, starb er zu München am 6. März 1837. K. war litterarisch ziemlich fruchtbar: in seiner Nürnberger Lebensperiode pflegte er die dortige Localgeschichte und gab unter Anderem „Nachrichten zur älteren und neueren Geschichte der freien Reichsstadt Nürnberg", 3 Bde., 1803—1807, heraus; als Archivar beschäftigte er sich fleißig mit Diplomatik, um hierin selbst als Lehrer aufzutreten. Nachdem ihm 1822 die philosophische Facultät der Universität Erlangen das Doctordiplom ertheilt hatte, trug er zunächst (1823) „Registraturwissenschaft" für die Praktikanten des Reichsarchivs vor, 1826 aber wurde er Honorarprofessor für Diplomatik und historische Hülfswissenschaften an der Münchener Universität. Seine Antrittsrede (gedruckt 1827) versuchte den Nachweis, Diplomatik sei keineswegs nur eine historische Hülfswissenschaft, sondern sie übe Einfluß auf das ganze Gebiet der Wissenschaften und selbst der Künste.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1837, Thl. I, S. 332—338.

v. Oefele.

Kiel: Tobias K., Verfasser von Kirchenliedern und eines geistlichen Schauspiels, wurde den 29. October 1584 zu Ballstedt im Herzogthum Gotha geboren, wo sein Vater Georg K. zuerst als „Schuldiener" (Lehrer) und seit 1580 als Pfarrer wirkte. Nach dem Besuche des gothaischen Gymnasiums, welchem damals der verdiente Rector Andreas Wilke vorstand, und nach Vollendung seiner Studien in Jena erhielt er 1606 die Stelle eines Schuldieners in seinem Geburtsorte. Am 24. Juli 1613 als Pfarrer nach dem benachbarten Eschenbergen versetzt, verblieb er hier bis 1627. In diesem Jahre wurde er zu dem gleichen Amte in Ballstedt berufen, starb aber bereits sechs Tage nach seinem Umzuge, vermuthlich an einer ansteckenden Seuche, und gleichzeitig mit ihm schieden auch seine Gattin und vier seiner Kinder aus dem Leben. — K. hatte sich schon während seiner Studienjahre mit Poesie beschäftigt. Die Sitte der Ballstedter Dorfgenossen, hin und wieder „christliche Komödien" öffentlich aufzuführen, regte ihn daher zur Abfassung derartiger Schauspiele an. Zwar blieben ein „Joseph", eine „Esther", eine „Rebekka" ungedruckt; dagegen erschien 1620 bei Tobias Fritzsch in Erfurt: „Davidis Aerumnosum Exilium et gloriosum Effugium. Die beschwerliche Flucht vnd herliche Außflucht ... Davids, Wie er vom Könige Saul verfolgt, glücklichen entgangen, vnd an dessen stadt zum Königreich mit Ehren erhaben worden." Das in deutschen gezählten Reimpaaren verfaßte Stück war schon in Ballstedt aufgeführt worden. Dem David legt der Verfasser Psalmenworte in den Mund; den groben Nabal läßt er in bäurischem Dialect sprechen. Man ersieht aus dem Stück übrigens nur, daß sich die alte geistlose Manier der biblischen Dramen sammt der naiven alten Bühneneinrichtung noch zu einer Zeit erhielt, wo das deutsche Schauspiel sich sonst längst zu einer höheren Stufe erhoben hatte. Bekannter als durch dieses Schauspiel ist K. durch mehrere Kirchenlieder geworden, welche dessen Amtsgenosse Michael Altenburg (s. d. Art.) in seinen „Kirchen- und Hausgesängen" (Erfurt 1620—21) mit Melodien herausgegeben hat. Es sind die folgenden, seitdem in verschiedene Gesangbücher übergegangenen: „Ach, mein herzliebes Jesulein" (Weihnachtslied), „Herr Gott, nun schleuß den Himmel auf" (Sterbelied) und „Macht auf die Thor der Gerechtigkeit" (Osterlied). Etwa 60 geistliche Lieder Kiel's nebst solchen von Cyriacus Schneegaß u. A. gedachte der Waltershäuser Bürgermeister Joh. Georg Junker um das Jahr 1721 herauszugeben; doch ist dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen. Endlich rührt von K. noch ein Tractat in vier Sprachen her, welchen der obengenannte Rector Wilke mit einer Vorrede begleitet hat: „Stellulae, hoc est Sanctae Scripturae Dicta" (Wittenberg 1609).

(J. G. Brückner), Kirchen- u. Schulenstaat im Herzogthum Gotha, 2. Thl., 12. Stück, Gotha 1760, S. 13—14 u. 15; 3. Thl., 8. Stück (1761), S. 12—13. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulenverfassung des Herzogthums Gotha, 2. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 110 u. 135. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. Kirchengesangs, 1. Hauptthl., 2. Bd., 3. Aufl., Stuttg. 1867, S. 268—270. — C. Kehr, Der christl. Religions-Unterricht in der Volksschule, 2. Bd., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 358. — A. Fr. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexicon, Gotha 1878—79, 1. Hälfte, S. XXVII[b] u. 21[a], 264[b]—265[a]; 2. Hälfte, S. 44[ab].

Schumann.

Kielmann: Heinrich K., Dramatiker. Geboren am 31. Januar 1581 zu Wien, Protestant, vorgebildet zu Iglau und Meseritsch in Mähren, bezog er Ostern 1600 die Universität Leipzig, ward vor Ablauf zweier Jahre Magister und Doctor, übernahm dann eine Erzieherstelle zu Halle, studirte daselbst die Rechte und setzte dies später zu Jena fort. Als Adjunct und Assessor der philosophischen Facultät in Leipzig, zugleich als Advokat thätig, erhielt er 1612 einen Ruf an das Gymnasium zu Stettin, den er annahm; 37 Jahre lang wirkte er dort als Conrector und Professor des Griechischen und der Poesie und starb am 13. Februar 1649. Er schrieb 1613 eine lateinische Tragödie „Venus“ und 1617 deutsch seine „Tetzelocramia“, vielleicht die beste dramatische Behandlung der Reformation, die auch so großen Erfolg hatte, daß 1618 schon eine dritte Auflage nöthig wurde. K. gehört einigermaßen zur Schule des Naogeorg (s. d. Art.) und hat direct oder indirect von Chryseus (s. d. Art.) und Hildesheim (s. d. Art.) gelernt: die satirische Polemik gegen den Papst, der selbst auf die Bühne gebracht wird, erinnert an den erstgenannten; der Hofteufel, der in Mönchsgestalt auftritt, an den zweiten; die personificirte Religion mit ihrer Tochter Wahrheit an den dritten. Die Wahrheit streitet gegen Tetzel, wird exorcisirt, als Ketzerin erklärt und für die Inquisition eingezogen. Auch das Gewissen ist persönlich eingeführt: Conscientia erscheint mit einer Geißel und einer zerbrochenen Laute hinter einem sündigen deutschen Fürsten, der seine Schwester zur Ehe genommen hat, wozu er durch Geld vom Papste die Erlaubniß bekam; er fühlt sich elend; sie flüstert ihm ins Ohr, wie der böse Geist dem Gretchen in Goethe's „Faust“; nach allen Klagen, die er ausstößt, wiederholt sie nur das eine Wort: „Das macht, daß ich meine Schwester nahm.“ Tetzel sehen wir vor uns, wie er in Rom die Erlaubniß zur Ablaßpredigt holt und wie er dann in Deutschland quacksalbermäßig auftritt und mit seiner Predigt doch nichts ausrichtet, als daß er geprellt und durchgeprügelt wird. Ein Bauer, der Ablaß gekauft hat, klagt, daß ihn der Teufel immer noch plage. Einem anderen hat die Wallfahrt kein Heil gebracht; Religio spendet ihm Trost und lehrt ihn ein Gebet voll Vertrauen in Christum. Zum Schluß erscheint der Erzengel Michael, befreit die gefangene Wahrheit, übergibt Tetzel an Beelzebub, bestärkt Luther und Bugenhagen in ihrem Thun. Alles sehr effectvoll, lebendig und gut motivirt. Zwischen dem dritten und vierten Act ein Intermezzo, „Der Roland, ein Tanz“ genannt; ein Mönch will die Grietha verführen; ihr Geliebter Roland jagt sie ihm ab.

Lebensnachrichten gewährt das Leichenprogramm, das sein Schüler Micraelius verfaßte (mitgetheilt durch Dr. F. Vogt).

Scherer.

Kielmansegg: Eduard Georg Ludwig William Howe Graf v. K. auf Gültzow, Haupt der jüngeren, norddeutschen, evangelischen und gräflichen Linie der Familie v. K., geb. am 15. Februar 1804 in Hannover als zweiter Sohn des (1850 †) königlich hannoverschen Oberstallmeisters Ludwig Friedrich Gr. v. K. und der Friederike Eleonore, Tochter des kurhannoverschen Feldmarschalls Grafen v. Wallmoden-Gimborn, königlich hannoverscher Staatsminister und zufolge Familienvertrags vom 28. Februar 1862 Besitzer des Familien-

fideicommisses, † am 6. März 1879 zu Blumenau im Landkreise Hannover. Ein Hauptvertreter der politischen Bestrebungen des hannoverschen Adels, nahm K. wiederholt in wichtigen Momenten der politischen Entwickelung des Königreichs Hannover eine sehr einflußreiche Stellung ein. Mit gesundem Verstande begabt, verstand er die Verhältnisse des Hofes und des Landes zu benutzen, um dem Adel Macht und Einfluß zu verschaffen. Nachdem König Ernst August im J. 1837 das Staatsgrundgesetz von 1833 einseitig aufgehoben und durch die von ihm erlassene Verfassung vom 6. August 1840 eine aus Adligen und Geistlichen gebildete Erste Kammer wiederhergestellt hatte, wurde der damalige Kammerrath K. von der Ritterschaft zum Mitgliede dieser Kammer gewählt und am 2. März 1843 vom König, dessen politische Anschauungen er vollständig theilte, an Stelle v. Lütken's zum Cabinetsrath ernannt. Die Mißstimmung der Landesbevölkerung über die Willkürherrschaft unter den Ministerien v. Schele und v. Falcke richtete sich vornehmlich gegen den Adel, welcher im Militär-, Hof- und Civildienste die einträglichsten Stellen sich sicherte und in der Ersten Kammer jeden Fortschritt zu einer freiheitlicheren Entwickelung hinderte. An Handlungen jener Tendenz war K. wesentlich betheiligt, dem im Ministerium v. Falcke die Leitung der Finanzangelegenheiten übertragen war. Infolge der Bewegung von 1848 wurde K. nebst den übrigen Trägern dieses Systems aus der Stellung verdrängt; mit Beginn der Reaction suchten dieselben jedoch wieder Einfluß auf wichtige Staatsangelegenheiten zu erhalten. Nach Oppermann („Zur Geschichte Hannovers von 1832—1860", Bd. II, Leipz. 1860—1862, S. 348) deutete die Anwesenheit Kielmannsegg's in Hannover im Sommer 1851, in Verbindung mit der gleichzeitigen Anwesenheit der Gesandten in Wien und München (Gr. Platen und v. d. Knesebeck) darauf hin, daß damals Oesterreich in Verein mit dem hannoverschen Adel auf den Sturz des Ministeriums v. Münchhausen-Lindemann hingearbeitet habe in der Hoffnung, daß in Folge dessen auch der Vertrag wieder hinfällig werden würde, welchen Hannover am 7. September 1850 mit Preußen über den Zollanschluß abgeschlossen hatte. Wie dieser Versuch, so mißlangen auch die ersten Anläufe des Adels gegen das seit 1848 errichtete neue Verfassungsgebäude. Derselbe beklagte sich darüber, daß in den mit den allgemeinen Ständen vereinbarten Organisationen die Rechte der Landschaften abgeändert wären, ohne daß deren vorgängige Zustimmung eingeholt, sowie daß die ritterschaftliche Standschaft in der ersten Kammer aufgehoben sei. König Ernst August hatte hierauf am 31. Juli 1851 einen abschlägigen Bescheid ertheilt und am 1. August das mit der Ständeversammlung vereinbarte Gesetz zur Reorganisation der Provinziallandschaften unterzeichnet. Durch diesen Ausgang ließ sich jedoch der Adel nicht entmuthigen. Hatte doch bei Hofe die Wage zu seinen Gunsten geschwankt. In ihrem Organe, der Niedersächsischen Zeitung, ließ diese Partei verkündigen, durch den Sieg des Ministeriums sei der Schlachttag nur näher herangerückt. Dieser Zeitpunkt kam allerdings heran, nachdem König Georg V. den Thron bestiegen. Der Präsident des von diesem am 22. November 1851 ernannten Ministeriums, v. Schele, trat am 5. Januar 1852 in Unterhandlungen mit der aus K., Landrath Klencke, Schatzrath v. Bothmer u. A. bestehenden ritterschaftlichen Centralcommission zur Wahrung der landschaftlichen Rechte. Diese Verhandlungen führten zur Wiederaufnahme von Erörterungen mit allen Provinziallandschaften und dann zur Vorlegung eines Gesetzentwurfs an die Kammern, wonach zur Beseitigung des nächsten Anlasses der ritterschaftlichen Bestrebungen das Gesetz vom 1. August 1851 wieder aufgehoben und die Einmischung des Bundestags vermieden werden sollte, welchen die Ritterschaft angerufen hatte. Als nach Ablehnung jenes Gesetzentwurfs durch die zweite Kammer am 22. Juni 1853 zwar diese aufgelöst, aber das einen Rechtsbruch

scheuende Ministerium v. Schele wegen des stürmischer werdenden Andrängens des Adels zurückgetreten war, brachte dieser unter dem Ministerium v. Lütken es dahin, daß K., seit Ende 1853 hannoverscher Gesandter am Bundestage, dort am 16. November 1854 Namens der Regierung die Erklärung abgab, dieselbe sehe nunmehr obige Beschwerden der Provinziallandschaften als begründet und erkenne die Zuständigkeit der Bundesversammlung zur Einmischung in dieser Sache an, worauf diese am 12. und 19. April 1855 die Regierung aufforderte, ohne Verzug die Uebereinstimmung der Verfassung und der Gesetzgebung mit den Grundgesetzen des Bundes zu bewirken. Nachdem hierauf v. Lütken um Entlassung gebeten, trat K. mit v. Borries, v. d. Decken, v. d. Knesebeck u. A. zur Feststellung eines Planes von zu octroyirenden Maßregeln zusammen, über welche die Genannten mit dem König verhandelten. Am 29. Juli 1855 wurde K. zum Ministerpräsidenten sowie zum Minister der Finanzen und des Handels ernannt, während Graf Platen das Aeußere, v. Borries das Innere, v. d. Decken die Justiz und v. Bothmer das Cultusdepartement übernahmen. Das Ministerium Kielmannsegg löste am 31. Juli die zweite Kammer auf und erließ am 1. Aug. die Verordnung, durch welche, unter Hinweis auf § 2 der Verfassung von 1840, obiger Bundestagsbeschluß verkündigt, die 1848 vereinbarte Verfassung für aufgehoben und die von 1840 für wiederhergestellt erklärt wurde. Mittelst Generalrescripts erklärte das Gesammtstaatsministerium seinen Entschluß, diese Verordnung rasch und mit Entschlossenheit zur Ausführung zu bringen. Auch die zahlreichen anderen tiefeinschneidenden reactionären Maßregeln der hannoverschen Regierung bis Ende 1862 sind wesentlich mit an den Namen v. Kielmannsegg's geknüpft. Er gehörte auch der Commission an, welche das Finanzcapitel vom 24. März 1857 vorbereitete, wonach die königlichen Domänen ein Fideicommiß für den König bilden sollten und trug an erster Stelle die Verantwortlichkeit für diesen von ihm mitunterzeichneten Erlaß. Nach Angabe des Hannoverschen Courier (s. u.) pflegte er bei erhobenen Rechts- und anderen Bedenken kalt zu erwidern: „Darnach schlägt mir keine Ader.“ Und Miquel behauptet in seiner Schrift „Die Ausscheidung des hannoverschen Domanialgutes“ (Leipzig 1863) S. 68, daß K. auch bei der Ausführung der Domänenausscheidung sehr zum Nachtheil des Staates, zu Gunsten des Königs verfahren sei. Im Uebrigen sagt O. Meding in seiner Schilderung des Königs Georg und dessen Umgebung (Unsere Zeit von 1881, Heft 1, S. 27): K. habe nichts mehr sein wollen als Ressortchef und sei so schwerhörig gewesen, daß es Mühe gekostet, sich mit ihm zu verständigen. Außerdem hebt derselbe Verfasser in seinen „Memoiren zur Zeitgeschichte“ (Bd. I, Leipz. 1881) Kielmannsegg's Verdienste um die Ablösung des Stader Elbzolles (1861) hervor. Nachdem die Katechismusangelegenheit das Maß der Reaction zum Ueberlaufen gebracht, wurde Graf Borries am 22. August, K. nebst seinen übrigen Collegen am 10. December 1862 des Amtes entlassen. K. war 1856 einer der sieben Deputirten der lüneburgschen Ritterschaft in der ersten Kammer der 13. und 1857—1860 an Stelle des ausgeschiedenen Kammerdirectors Rumann Mitglied der ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover. Nach 1862 ist K. niemals wieder öffentlich hervorgetreten, doch wirkte er nach der Einverleibung Hannovers in Preußen mit allen Kräften im Sinne der welfischen Partei. — K. war vermählt mit Juliane v. Zesterfleth und hinterließ vier Söhne. Gemeinsam mit seinem Sohne Erich gab er heraus eine „Familienchronik der Herren, Freiherrn und Grafen v. Kielmannsegg“ (Leipz. und Wien 1872).

Einige nekrologische Notizen über ihn brachte die Deutsche Volkszeitung in Hannover, Nr. 1802 v. 11. März und der Hannov. Courier, Nr. 9623 v. 14. März 1879.

Wippermann.

Kielmansegg: Friedrich Otto Gotthard Graf von K., hannoverscher General der Infanterie, Bruder von Ludwig Friedr. v. K., s. S. 720, war am 15. Decbr. 1768 geboren. Ausgesprochene Vorliebe für den Soldatenstand trieb ihn schon früh zu militärischen Studien, welchen er namentlich zu Straßburg oblag, seine Eltern versagten ihm jedoch den Eintritt in den Dienst und erst als 1793 der Krieg mit Frankreich entbrannt war, durfte er seiner Neigung folgen. Er trat als Freiwilliger in das landgräflich hessen-casselsche Dragonerregiment Prinz Friedrich, erhielt hier bald das Commando einer Schwadron und führte dieselbe während der zweiten Hälfte des Feldzugs von 1793 in den Niederlanden. Im Winter 1793/94 verfolgte er in England vergeblich den Wunsch, ein Jägercorps zu errichten, wozu er gemeinsam mit Scharnhorst den Plan entworfen hatte; auf den Kriegsschauplatz zurückgekehrt, erkrankte er schwer und wurde dadurch bewogen, dem Soldatenstande für jetzt zu entsagen. Im J. 1803 ward er in hannoverschen Diensten als Adjutant bei dem mit dem Commando der Avantgarde betrauten General-Lieutenant v. Linsingen angestellt; die Capitulation von Artlenburg machte indeß seiner kriegerischen Laufbahn wiederum ein rasches Ende. Sein patriotischer Sinn ließ ihn den Dienst der Fremdherrschaft verschmähen, obgleich, bis im J. 1810 eines Oheims Tod ihn in den Besitz bedeutender Güter in Holstein brachte, seine äußere Lage zeitweise eine sehr bedrängte war; seine Bestrebungen auf Herstellung der alten Verhältnisse einten sich mit denen seines älteren Bruders und sobald dieser im Frühling 1813 von England zurückgekehrt und die Zeit gekommen war, legte er Hand ans Werk und schritt zur Errichtung eines nach ihm genannten Jägercorps (v. Düring, Geschichte des Kielmansegg'schen Jägercorps, Hannover 1863). Zur Aufstellung desselben fehlte es vor allem an Geld; da zögerte K. nicht, auf seine Güter 36000 Thaler Gold aufzunehmen und für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Die Organisation seiner auf vier, je fünf Offiziere, 12 Oberjäger, 120 Jäger, vier Halbmondbläser zählende Compagnien berechneten Schar nahm nun raschen Fortgang; eine Jägerschwadron, deren Errichtung gleichfalls beabsichtigt war, kam dagegen nicht zu Stande. Nur 12 Jäger waren beritten und außerdem gehörten zwei dreipfündige Geschütze zum Corps. Die Jäger, fast ausschließlich Forstbediente und mit eigenen Büchsen bewaffnet, wurden zunächst zur Vertheidigung von Hamburg verwandt, fochten dann im Mecklenburgischen und Lüneburgischen, namentlich bei der Göhrde, zogen an der Spitze der vaterländischen Krieger am 28. October in die Stadt Hannover ein, nahmen am Winterfeldzuge in Holstein und darauf an der Belagerung von Hamburg Theil und rückten im Februar nach den Niederlanden, wo sie indeß erst anlangten, als die Kämpfe im wesentlichen beendet waren. Oberst Graf K. hatte während dieser Zeit vielfach aus allen Waffen zusammengesetzte Commandos geführt; nachdem der erste Pariser Frieden geschlossen war, übernahm er das Commando von Wallmoden's Corps. Bravour und Charakter mußten die Mängel der Fachbildung ausgleichen. Im Herbst 1814 wurde sein Jägercorps aufgelöst, die meisten Mitglieder desselben kehrten zu ihren eigentlichen Geschäften zurück, K. blieb Soldat. Bald begann der Krieg von neuem; K. führte die erste hannoversche Brigade der dritten Division unter General Karl v. Alten. Schon bei Quatre-Bras leistete er wesentliche Dienste; unter des Divisionscommandeurs Befehl rechtzeitig eingetroffen, um Ney's übermächtigem Anstürmen gegenüber den bedrängten Waffenbrüdern Beistand zu leisten, deckte er am folgenden Tage den Rückzug in die Stellung von Waterloo und in dem hier am 18. Juni stattfindenden Entscheidungskampfe, waren es seine, im Centrum der Schlachtlinie aufgestellten Bataillone, welche, in Carrés formirt, an dem mannhaften Widerstande, der Napoleons auf den Durchbruch der Mitte berechnete Absichten zum Scheitern brachte, hervorragenden Antheil hatten. K. selbst hatte

an des verwundeten Alten Stelle das Commando der Division übernommen, seine Brigade, aus den Feldbataillonen Herzog v. York, Bremen, Verden, Grubenhagen und Lüneburg bestehend, zählte an Todten und Verwundeten 23 Offiziere und 500 Mann. Bis zum J. 1832 blieb er im ausübenden Dienste, dann zog er sich, durch zunehmende Schwerhörigkeit veranlaßt, zurück und starb am 18. Juli 1851 zu Hannover.

Familien-Chronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmansegg, Leipzig und Wien 1872; Hannoversche Zeitung vom 10. August 1851.

Poten.

Kielmansegg: Georg Ludwig Graf von K., kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischer General der Infanterie, war der Sohn des am 25. November 1717 zu London gestorbenen Oberstallmeisters König Georgs I. von England und dessen, sich der besonderen Gunst des Königs erfreuenden, 1721 als Counteß Darlington gegraften Gemahlin, einer geborenen Gräfin Platen-Hallermund. Am 22. August 1705 geboren, blieb er, als seine Eltern, nachdem der König den englischen Thron bestiegen, die Kurlande verließen, zu Hannover im Pageninstitute zurück, besuchte darauf die Universität zu Leyden, ward 1723 mit seinen Brüdern von Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhoben und im selben Jahre zum Fähnrich im kurhannoverschen Regimente Fußgarde ernannt. Vermöge der nahen Beziehungen seiner Familie zum Herrscherhause außergewöhnlich rasch avancirend, war er 31 Jahre später Generalmajor. An kriegerischen Ereignissen hatte er nur wenig Theil genommen, 1734 hatte er als Freiwilliger dem Feldzuge am Rhein beigewohnt und später kurze Zeit im österreichischen Erbfolgekriege in den Niederlanden gefochten, dagegen hatte er inzwischen durch den Erwerb werthvoller Güter im Lauenburgischen und im Holsteinischen den Grund zu dauerndem Wohlstande seiner Familie gelegt. Desto mehr soldatische Thätigkeit sollte ihm der siebenjährige Krieg bringen. Sie begann mit der Theilnahme an einer vor Ausbruch desselben stattfindenden Entsendung hannoverscher Truppen nach England, wo man eine französische Landung fürchtete, doch kehrte er von hier früher als das Expeditionscorps zurück, weil der Conflikt eines seiner Untergebenen mit der bürgerlichen Obrigkeit zu Maidstone ihn mit der öffentlichen Meinung in einen derartigen Gegensatz brachte, daß man ihn abrief. Als bald darauf, im Frühling 1757, der sechs Jahre währende Kampf im nordwestlichen Deutschland entbrannte, war K. einer der älteren Generale bei der alliirten Armee und daher berufen, größere und wichtigere Commandos zu führen. Wo ihm solche zufielen, bewährte er sich allemal als ein tapferer und pflichttreuer Soldat; wo es aber galt, selbständig aufzutreten und auf eigene Hand Entschlüsse zu fassen, war er nicht immer glücklich. Es zeigte sich dies namentlich, als er, nachdem der braunschweigische General v. Imhoff im Juni 1760 die Ohmlinie voreilig aufgegeben hatte, an dessen Stelle getreten war und ihm die Vertheidigung von Cassel aufgetragen wurde. Ohne zwingende Nothwendigkeit, durch einen zu wörtlich aufgefaßten Befehl veranlaßt, ging er weit zurück, wurde darauf durch den General v. Wangenheim ersetzt und erhielt ein weniger wichtiges Commando. Wenn ferner die Verluste, welche der Ausfall aus Münster am 30. August 1761 im Gefolge hatten, nicht mit Unrecht Kielmansegg's Anordnungen zu Schuld geschrieben werden, so ist die ihm nebst Luckner zur Last gelegte mangelhafte Ausbeutung der bei Wilhelmsthal am 24. Juni 1762 erfochtenen Erfolge nicht lediglich von ihm zu verantworten, da er unter des General v. Spörcken Befehlen stand. Den meisten Ruhm brachte ihm seine mannhafte und erfolgreiche Vertheidigung der Stadt Münster gegen die Angriffe des Marquis d'Armentières im October 1758 und am 1. August 1759 sein braves Verhalten bei Gohfeld, wo der Erbprinz von Braunschweig am gleichen

Tage, an welchem sein Ohm, Herzog Ferdinand, den glänzenden Sieg bei Minden erfocht, die Franzosen schlug. „Das vorzüglichste Lob gebührt dem General-Lieutenant Graf K.“, berichtet der Neffe dem Oheim. Letzterer selbst schreibt an Lord Holdernesse, daß K. sich im Treffen bei Korbach am 10. Juli 1760 sehr ausgezeichnet und rühmt die „nur erdenkliche Tapferkeit und den unübertrefflichen Eifer“, welche er beim Angriff auf Duderstadt am 2. und 3. Januar 1761 an den Tag gelegt habe. Nach Friedensschluß erhielt er das damals wichtige Commando der Festung Stade und am 19. Juni 1776 die erbetene Dienstentlassung. Am 14. Mai 1785 starb er zu Hannover.

Familien-Chronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmansegg, Leipzig und Wien 1872; v. Sichart, Geschichte der königl. hannoverschen Armee, III, Hannover 1870. Poten.

Kielmanseck: Johann Adolph Kielmann v. K., berühmter Staatsmann, war geboren in der holsteinischen Stadt Itzehoe am 14. October 1612, wo sein Vater das Amt eines Klostervogts verwaltete. Er besuchte die Gelehrtenschule in Lübeck, studirte dann auf verschiedenen deutschen Universitäten und promovirte 1633 in Jena zum Dr. juris. Hierauf machte er eine längere Reise durch Holland, Frankreich und Deutschland und ließ sich dann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Hier wurde ihm auch das Amt eines Landschaftssyndicus übertragen, das er jedoch nur kurze Zeit verwaltete, indem er 1636 als Rath Herzog Friedrichs III. (Bd. VIII, S. 15 ff.) an den Gottorpischen Hof berufen ward. Der Herzog bediente sich seiner mehrfach zu Gesandtschaften an verschiedene deutsche Höfe, auch an den Reichstag zu Regensburg 1640 und an den Kaiser Ferdinand III., der ihn in den Freiherrnstand unter dem Namen Kielmann v. K. erhob. Er wußte sich das Vertrauen des Herzogs in besonderem Grade zu erwerben und war bei allen politischen Verhandlungen seiner wechselvollen Regierung thätig. 1658 verhandelte er in Kopenhagen, um die dem Herzog gemachten Zusicherungen zur Ausführung zu bringen, er forderte energisch die Souveränität Schleswigs. Als die dänischen Commissarien Bedenkzeit erbaten, soll er gesagt haben: „Ich will kategorische Antwort in 24 Stunden oder ich sende die königl. schwedische Ordre, die ich bei mir im Sacke trage, ohne Verzug der Armee zu, daß sie wieder rumpire und feindlich agire“. Noch höher stieg seine Gunst bei dem Sohne und Nachfolger Friedrichs, dem Herzog Christian Albrecht (Bd. IV, S. 188 ff.), der ihn wie einen Vater verehrte. So nahm er die bedeutendste Stellung im Lande ein, war geheimer Rath, Kammerpräsident, Amtmann in fünf Aemtern, Domherr zu Schleswig und Propst des St. Johannesklosters daselbst. Als er durch den Verkauf des Amtes Bramstedt an Chr. Rantzau dies Amt verlor, überließ dieser ihm dafür zur Entschädigung eine Dompropstenstelle in Hamburg. Er erwarb sich auf diese Weise große Reichthümer und besaß unter anderem vier adeliche Güter: Satrupholm, Oppendorf, Kronshagen, Bundesbüll (?); besondere Verdienste erwarb er sich bei der Gründung der Universität Kiel, für welche der Kaiser schon 1652 ein Privilegium gegeben hatte, die aber erst Christian Albrecht im J. 1665 zur Ausführung brachte. Zwei bei der Einweihung von K. gehaltene Reden sind gedruckt in Torquato, historia inaugurationis, 1666. — Als die Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Schweden aufs neue zum Ausbruch kamen, ging K. mit dem Herzog nach Stockholm, wo das frühere Bündniß erneuert ward. Aber König Christian V. nöthigte den Herzog zum Rendsburger Receß vom 10. Juli 1675, in dem er auf alle fremden Bündnisse und die Souveränität verzichten mußte. Als der Herzog aber sich nach Hamburg begab und gegen den aufgedrungenen Vertrag protestirte, K. ihm dahin zu folgen gedachte, ward

dieser mit seinen drei Söhnen gefangen genommen und nach Kopenhagen abgeführt. Die Gründe zu dieser Gefangennehmung sind auseinandergesetzt in einer Schrift: „Sendschreiben eines Daenemarckischen von Adel an seinen guten Freund in Deutschland, des fürstl. Schlesw.-Holstein.-Gottorpischen Regierungspräsidenten J. Ad. Kielmani von Kielmannseck und seiner drei Söhne gefängliche Haft betr.“. Es wurde behauptet, daß er die Uneinigkeiten zwischen dem königlichen und herzoglichen Hause unterhalten und alle feindseligen Maßregeln des gottorpischen Hofes angerathen, die Stände in den Herzogthümern gegen den König einzunehmen gesucht, auf dem Landtage Widerspruch gegen die königlichen Propositionen befördert, mit schwedischen Waffen gedroht, satirische Schriften gegen den dänischen Hof veranlaßt habe. Da er im königlichen Antheil des Herzogthums Holstein geboren, sei er Unterthan des Königs und habe dieser ein Recht, ihn gefangen zu nehmen. (Eine handschriftliche Antwort befindet sich in der Kieler Universitätsbibliothek; Ratjen, Handschriften, III, S. 451.) Im vierten Monat nach der Verhaftung starb er im Gefängniß am 8. Juli 1676, 64 Jahre alt. Ein Gerücht sprach von Vergiftung. K. galt für einen Mann von außerordentlichem Verstande und vorzüglichen Eigenschaften des Charakters. Seine Söhne wurden im folgenden Jahre freigegeben. Von ihnen stammt die in mehreren Linien blühende gräfliche und freiherrliche Familie von Kielmansegge, wie sie sich später schrieb. — Es gibt eine von dem Studiosus S. H. Musaeus, nachherigen prof. juris, 1673 in Kiel auf ihn gehaltene Lobrede, von Prof. Morhof mit Vorwort zum Druck befördert. Diese nennt ihn den cimbrischen Herkules.

Vgl. Molleri Cimbr. litt. I. 295. Hegewisch, Schlesw.-Holstein. Geschichte, II. S. 382. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Prov. Bl. 1826, 3; 1833, 2. 3. Carstens.

Kielmansegg: Ludwig Friedrich Graf von K., ein um die Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft hochverdienter Mann, ein Sohn des kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Landdrosten zu Ratzeburg, wurde am 17. October 1765 zu Celle geboren, studirte die Rechte, trat in den Justizdienst seines Heimathlandes und wurde 1791 Kriegsrath. In dieser Eigenschaft auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden entsendet, wohnte er im Hauptquartier des die hannoverschen Truppen befehligenden Feldmarschall Wallmoden den unglücklichen Feldzügen der J. 1793—95 bei; nach der Heimkehr vermählte er sich mit dessen zweiter Tochter, wodurch er Schwager des mit der älteren Schwester verheiratheten Stein wurde. Als im J. 1803 die Franzosen in das Kurfürstenthum einrückten, begleitete er seinen Schwiegervater von neuem in das Feld, erhielt den schmerzlichen Auftrag, den Abschluß der am 5. Juli geschlossenen Elbconvention in England zu verkünden, kehrte dann aber auf seinen Posten in Hannover zurück, schon damals an den Bestrebungen betheiligt, die Verbindungen Großbritanniens mit dem Continente zu vermitteln und eifrig bemüht, den Händen der Franzosen Alles zu entrücken, was vor denselben gerettet werden konnte. Da ergriff 1806 Preußen Besitz von Hannover. Diesen Akt sah er mit anderen Augen an, wie die französische Occupation und zog sich nun von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück. Desto thätiger war er im Stillen. Seine und seiner Familien Verbindungen in England, seine Bekanntschaft und Verwandtschaft mit den Vornehmsten der deutschen Patrioten auf dem Festlande, seine Persönlichkeit und seine äußere Lage machten ihn zu einer Mittelsperson besonders geeignet und so war er bis zum J. 1812 einer der thätigsten im Bunde derer, welche ihr Ziel, die Befreiung des Vaterlandes, mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer Sache, unbeirrt durch die Hindernisse, welche die französische Polizei ihnen bereitete und nicht geschreckt durch die Gefahren, denen sie sich aussetzten, hochherzig und standhaft verfolgten. Sobald

das 29. Bulletin den Untergang der großen Armee durch der Elemente Ungunst und der Russen Schwert dem überraschten Europa verkündet hatte, eilte Graf K. nach England. Nach mancherlei Fährlichkeiten dort angelangt, erhielt er nebst dem Generalmajors-Patent Mittel zur Aufstellung von Truppen in den Kurlanden und ausgedehnte Vollmachten, kehrte sofort nach Deutschland zurück und wirkte eifrigst am Befreiungswerke mit. Vor allem waren seine Bemühungen der Errichtung, Ausrüstung und Verpflegung der neu zu bildenden hannoverschen Truppenkörper gewidmet; daß sein Schwager, der damals russische Generallieutenant Graf Ludwig Wallmoden, an der Niederelbe commandirte, konnte bei der Gleichheit der Ziele, welche beide anstrebten, der gemeinsamen Sache nur förderlich sein. Als Kurhannover von der Fremdherrschaft befreit war, trat K. wieder in das Privatleben, ward 1814 Oberstallmeister, bekleidete diesen Posten bis zum J. 1839 und starb am 29. Juni 1850 auf seinem Gute Gültzow im Herzogthum Lauenburg.

Familien-Chronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmansegg, Leipzig und Wien 1872. Poten.

Kielmeyer: Karl Friedrich K., ein seiner Zeit berühmter Naturforscher, wurde den 22. October 1765 zu Bebenhausen bei Tübingen geboren, wo sein Vater herzoglicher Jagdzeugmeister war. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in der Stuttgarter hohen Karlsschule, in welche er schon in seinem achten Jahre aufgenommen wurde. Nachdem er den sogenannten philosophischen Cursus durchlaufen hatte, legte er sich hauptsächlich auf naturwissenschaftliche Studien und wählte die Medicin zu seinem Berufsfach. Bald zeichnete er sich durch hervorragende Kenntnisse unter seinen Studiengenossen aus und übte auf dieselben einen anregenden Einfluß. Unter den Zöglingen der Karlsschule hatte sich damals ein Verein gebildet, welcher gegenseitige Unterstützung in naturwissenschaftlichen Untersuchungen zum Zweck hatte. Unter dessen Mitgliedern war auch der später so berühmt gewordene Cuvier, der, als geborener Mömpelgarder Unterthan des Herzogs von Württemberg, im Mai 1784 in die Karlsschule aufgenommen wurde. Dieser schloß sich an den vier Jahre älteren K. an und kam zu ihm in freundschaftliche Beziehungen, die später durch einen steten Briefwechsel genährt, bis zu seinem Tode fortdauerten. Noch während seiner Studienzeit wurde K. von seinen Vorgesetzten beauftragt, den forstwissenschaftlichen Zöglingen der Anstalt Vorlesungen über Naturgeschichte und insbesondere Botanik zu halten, und er gab seit Anfang des J. 1785 29 Zuhörern, die großentheils älter als er waren, regelmäßige Lectionen in diesen Fächern. Im J. 1786 verließ er die Akademie, nachdem er mit einer Dissertation „Ueber den chemischen Gehalt einiger Mineralquellen“ den medicinischen Doctorgrad erworben hatte. Herzog Karl bot ihm nun ein Stipendium an, um an einem auswärtigen Orte, der sich durch reiche Hülfsmittel und Gelehrte von ausgezeichnetem Ruf empfehlen würde, seine weitere Ausbildung zu fördern. Er wählte Göttingen und fand dort bei Blumenbach, Lichtenberg und Gmelin die freundlichste Aufnahme und erwünschte Förderung seiner Studien. Er sprach es auch später öfters aus, daß er Göttingen ungemein viel zu verdanken habe. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst reiste er über den Harz, Berlin, das Erzgebirge und die sächsischen Universitäten, und benützte unterwegs die wissenschaftlichen Sammlungen und die Gelegenheit, mit hervorragenden Gelehrten Bekanntschaft anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er als Professor der Zoologie an der Karlsakademie angestellt und 1792 kam auch noch die Professur der Botanik und Chemie hinzu. Unter den Vorlesungen, welche er an der Akademie hielt, war diejenige über vergleichende Anatomie und Physiologie von October 1790 bis September 1793 die bedeutendste. Er war

der erste, der den Versuch machte, die gesammte Thierwelt nach der organischen Zusammensetzung und den verschiedenen Functionen der Thiere zu vergleichen. Sein Grundgedanke war der: die verschiedenen Thiere unserer Erde haben alle einen gemeinsamen Bildungstypus, alle ohne Ausnahme sind nur modificirte Abspiegelungen einer und derselben Hauptbildung. Die ganze Thierwelt besteht aus einer Reihe analoger Bildungen, aber mit bemerkbaren, oft sehr auffallenden Abstufungen, welche von der Musterbildung abwärts immer einfacher werden. Diese Reihe ist aber zugleich der Stufenfolge der Entwickelungen parallel, welche jedes einzelne Individuum durchläuft. Durch die Nachweisung und Feststellung dieser Thatsache hatte K. eine Entdeckung gemacht, die neuerdings unter dem Namen des biogenetischen Gesetzes allgemein als richtig anerkannt ist und damit der wissenschaftlichen Entwickelung der Zoologie einen Anstoß gegeben hat, der für die Morphologie der Thiere und für die darauf begründete Descendenz von größter Bedeutung geworden ist. Kielmeyer's Wirksamkeit an der Karlsschule dauerte nicht lange, denn kurz nach dem Tode ihres Gründers, des Herzogs Karl Eugen, wurde sie von dessen Nachfolger Ludwig Eugen 1794 aufgehoben. K. benützte die ihm dadurch zu Theil gewordene Muße zu Reisen und zoologischen Forschungen an den Ufern der Ost- und Nordsee. Bald jedoch gelangte er wieder zu akademischer Thätigkeit. Die Universität Tübingen berief ihn 1796 zu der eben erledigten Professur der Chemie und übertrug ihm 1801 auch noch die Professur der Botanik, Pharmacie und materia medica. Ueber alle diese Fächer las er, aber auch ferner über die vergleichende Anatomie und Physiologie, die jedoch nicht in seinem Lehrauftrag einbegriffen war. Seine Vorträge übten, obgleich sie nicht durch rasche Lebendigkeit des Redeflusses fesselten, sondern in langsamer, bedächtiger Rede dahinflossen, doch durch streng logische Ordnung, durch überraschende Combinationen und geistreiche Auffassung eine mächtige Anziehungskraft aus. Nicht nur Mediciner, die für ihre naturwissenschaftliche Vorbildung auf K. angewiesen waren, sondern auch Studirende anderer Fakultäten hörten ihn mit Genuß und wurden durch ihn für eingehende Beschäftigung mit der Natur gewonnen. Seine Zuhörer, denen er auch außerhalb des Hörsaals zugänglich war, hingen mit Begeisterung an ihm und sein Einfluß beruhte nicht nur auf seiner wissenschaftlichen Autorität, sondern auch auf seinem Charakter von eigenthümlicher Idealität. So war er denn zwei Jahrzehnte hindurch eine Zierde der Tübinger Universität, ein nicht nur beliebter, sondern auch einflußreicher Lehrer. Aber so bedeutend seine Lehrthätigkeit und Wirksamkeit durch persönliche Mittheilung war, so unbedeutend war seine schriftstellerische Thätigkeit. Er arbeitete zwar seine Vorlesungen sehr sorgfältig aus und feilte an Ausdruck und Anordnung beständig, konnte sich aber doch nicht entschließen, etwas für den Druck zu bearbeiten. Obgleich befreundete Fachgenossen ihm dringend zuredeten, die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Combinationen in Druckschriften zu veröffentlichen, obgleich Verleger ihm glänzende Anerbietungen machten, war er doch nicht zu schriftstellerischen Zusagen zu bewegen. Im J. 1794 war einmal in der Jenaer Litteraturzeitung eine Schrift von K. über die Infusionsthiere angekündigt, sie erschien aber nie. Im J. 1814 schien er bereit, einen Entwurf der vergleichenden Zoologie nach den 1790—93 gehaltenen Vorträgen drucken lassen zu wollen und hatte ihn schon druckfertig seinem Collegen Autenrieth als Censor übergeben, aber er konnte sich doch nicht entschließen, das Manuscript der Druckerei zu überliefern. So kam es denn, daß sich seine ganze schriftstellerische Production auf einige wenige Gelegenheitsschriften beschränkt, nämlich seine Inauguraldissertation vom J. 1786, seine noch in Stuttgart 1793 zur Geburtstagsfeier Herzog Karls gehaltene Rede „Ueber die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander“, zwei chemische Analysen, der

Schwefelquelle in Stachelberg und des Mineralwassers von Imnau, und die bei der Versammlung der Naturforscher in Stuttgart im J. 1834 gehaltene Rede „Ueber die Richtung der Pflanzenwurzeln nach unten und der Stämme nach oben". Ein Bericht über Versuche mit animalischer Elektricität wurde ohne sein Wissen und gegen seinen Willen in Gren's Journal der Physik, 1794, Bd. VIII, abgedruckt. Die Nachschriften seiner Vorlesungen wurden vielfach in Abschriften verbreitet, und es waren in Tübingen beständig Abschreiber damit beschäftigt. Seine Vorlesungshefte und seine sonstigen hinterlassenen Manuscripte wurden von seiner Wittwe der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart übergeben. Die akademische Wirksamkeit Kielmeyer's endigte im J. 1816 durch seine Versetzung nach Stuttgart, wohin er als Vorstand der dort befindlichen Sammlungen und Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit dem Titel Staatsrath berufen wurde. Der Plan der Gründung einer Akademie und der Wunsch der Königin Katharina, einen so geistreichen Vertreter der Wissenschaft in Stuttgart zu haben, soll zu dieser Berufung, die in Tübingen als ein großer Verlust beklagt wurde, Veranlassung gegeben haben. Auch hoffte man, dem berühmten Gelehrten auf diese Weise Muße zur Veröffentlichung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu verschaffen. Er kam jedoch neben seinen formellen Amtsgeschäften nicht mehr zu zusammenhängender Arbeit und führte ein häusliches Stillleben, aus dem er nur selten heraustrat. Nur einmal erschien er in der Oeffentlichkeit, bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung, die im September 1834 in Stuttgart stattfand, wobei er als erster Geschäftsführer präsidirte. Im Frühjahr 1843 erschütterte ein Schlaganfall seine bis dahin rüstige Gesundheit und hatte eine Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte zur Folge. Am 24. September 1844 starb er. Während er bei seinen Lebzeiten von Fachgenossen und Schülern als berühmter Mann verehrt wurde, weiß die Nachwelt wenig von ihm, und sein Name wird in der Geschichte der Wissenschaft nur selten genannt, weil er nicht in der Litteratur vertreten ist. Durch seine Schüler und Freunde ist aber Vieles von seinen Ideen und Anregungen in die wissenschaftliche Entwickelung übergegangen. Gewiß ist, daß er auf Cuvier einen bedeutenden, geradezu maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. Dies erhellt nicht nur aus der Vergleichung der in seinen Vorlesungen niedergelegten Ideen mit den Ausführungen Cuviers in seiner vergleichenden Anatomie, sondern wird auch durch mehrere schriftliche Aeußerungen Cuviers bestätigt. In dem einleitenden Vorwort, welches den Leçons d'anatomie comparée Cuviers vorangestellt ist, führt Cuvier unter den Männern, welche ihm die Thatsachen an die Hand gegeben haben, von denen er ausgegangen sei, namentlich K. an. Und in einem Brief an letzteren vom 25. October 1793 sagt er: „er betrachte K. immer als seinen Meister und werde immer sein Genie ebenso bewundern, als er seine Persönlichkeit liebe". Wie sehr K. unter seinen Fachgenossen anerkannt war, erhellt auch daraus, daß ihm Alexander v. Humboldt sein 1806 erschienenes Werk: „Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie", „als dem ersten Physiologen Deutschlands" widmete.

Ueber Kielmeyer's wissenschaftliche Verdienste und seinen Lebensgang hat einer seiner Schüler, der 1867 verstorbene Obermedicinalrath Dr. Georg Jäger in Stuttgart, ausführlich gehandelt in den Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, Bd. XXI, 1 (Breslau und Bonn 1845) unter dem Titel: „Ehrengedächtniß des würtembergischen Staatsraths v. Kielmeyer". Vgl. auch den Nekrolog im schwäbischen Merkur vom 2. Oct. 1844.

Klüpfel.

Kienmayer: Michael Freiherr v. K., kaiserl. österreichischer General der Cavallerie, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des

achten Husarenregiments, geboren zu Wien am 17. Januar 1755, gestorben ebendort am 28. October 1828. K. trat am 1. Oct. 1774 als Cadet in die kaiserl. Armee und zwar in das 26. Infanterieregiment (damals Fzm. Conde de Puebla); dann zur Cavallerie übergetreten, machte er im 10. Husarenregiment (General der Cavallerie Freiherr v. Barco) die Feldzüge des baierischen Erbfolgekrieges gegen Preußen mit; bei der Eroberung des Blockhauses von Oberschwedeldorf (am 18. Januar 1779) wurde er auf dem Gefechtsfelde zum ersten Rittmeister ernannt. In den Türkenkriegen der J. 1788—89 zeichnete sich K. durch außerordentlich kühne und mit Glück ausgeführte Reiterzüge und Streifungen aus. Im November 1788 Major, erwarb er sich am 31. Juli 1789 in dem Gefechte am Putna durch Eroberung des türkischen Lagers und Verfolgung des Feindes bis über den Putnafluß, sowie in der Schlacht bei Foksani (am 1. August) so wesentliche Verdienste, daß er zum Oberstlieutenant befördert wurde. Auch in der Schlacht bei Martineſtje und Tirgu-Kukului am Rimnik (am 22. September 1789) zeichnete sich K. so hervorragend aus, daß ihn General der Cavallerie Prinz Coburg mit der Relation über die Schlacht an den Kaiser nach Wien sendete und in derselben sagt: „Der Oberstlieutenant K. war mit seiner Division der Brigade des Generals Karaiczay zugetheilt, und hat sich abermals der allerhöchsten Gnade verdient gemacht; denn er hat durch sieben wiederholte entschlossene Angriffe den zahlreichen Haufen der Feinde, der diese Brigade anfiel, zerstreut und zurückgejagt und bei dem Angriffe gegen die Janitscharen war er der Erste, welcher mit seinem Pferde über die feindliche Schanze sprang, in die ihre Kanonen vertheidigenden Janitscharen selbst einhieb und ihnen die Artilleriefahne mit eigener Hand abnahm". Die kaiserliche Anerkennung fanden diese tapferen Thaten in der im November erfolgten Beförderung zum Obersten und der Verleihung des Theresienkreuzes (am 21. December 1789). Im Feldzuge 1794 in den Niederlanden war Oberst K. bei dem Corps des Fzm. Graf Kaunitz eingetheilt und zeichnete sich am 22. April in dem Gefechte bei Solre le Château, dann am 13. Mai in jenem von Rouveroy rühmlichst aus, in welch' letzterem sein kühner Angriff mit sechs Escadronen die bei 6000 Mann starke französische Colonne zum eiligen Rückzuge zwang. — Im Laufe des Jahres zum Generalmajor, im J. 1800 zum Feldmarschalllieutenant befördert, machte K. die sämmtlichen Feldzüge gegen Frankreich mit. — Nach dem Luneviller Frieden (1801) erhielt er das Militärcommando in Troppau und wurde im J. 1802 zum Inhaber des achten Husarenregiments ernannt. — In dem Kriege 1805 befehligte Feldmarschalllieutenant K. ein selbständiges Corps am Lech und kam nach dem Preßburger Frieden als Divisionscommandant nach Olmütz, später nach Fünfkirchen, wo er bis Ende des J. 1808 blieb. — Als im J. 1809 der Krieg mit Frankreich abermals begann, commandirte Feldmarschalllieutenant K. das zweite Reservecorps; in der Relation über die Schlacht bei Aspern wird er unter den Ausgezeichneten genannt, dann am 18. Juni angewiesen, das Commando über das 11. Armeecorps zu übernehmen, welches Böhmen decken sollte. — Mit geringen Streitkräften gelang ihm nicht allein Böhmen vor den Drangsalen des Krieges zu schützen, sondern auch einen großen Theil Baireuths und Sachsens nebst der Lausitz, Dresden und das Voigtland in Besitz zu nehmen. Dieser Feldzug schloß die lange Reihe denkwürdiger Waffenthaten, an denen K. in jenen ereignißreichen Jahren Theil genommen. Am 31. Juli 1809 zum General der Cavallerie ernannt, ward er Stellvertreter des commandirenden Generals in Ungarn, im J. 1813 zeitweilig commandirender General in Galizien, im J. 1814—19 Commandirender in Siebenbürgen, kam im J. 1820 in ebensolcher Verwendung nach Brünn, wo er am 16. Nov. 1824 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Das Capitel des Militär-Maria-

Theresien-Ordens hatte ihm im J. 1810 für die wichtigen Dienste des J. 1809 das Commandeurkreuz zuerkannt, der Kaiser im J. 1816 ihn durch Verleihung der geheimen Rathswürde ausgezeichnet. Ein schmerzliches Leiden nöthigte K. am 1. December 1826 in den Ruhestand zu treten und schon am 28. Octbr. 1828 wurde er in Wien durch den Tod der Armee entrissen, welcher er durch ein halbes Jahrhundert so viele Beweise echten Heldenmuthes und einsichtsvoller Führung gegeben hatte. K. A.

Kierings, Maler, s. **Keirincx**.

Kies: Johann K., Astronom, geb. den 14. Septbr. 1713 zu Tübingen, † den 29. Juli 1781 ebendaselbst. Im Stifte erzogen, studirte K. Theologie und Mathematik, vicarirte auf verschiedenen schwäbischen Pfarreien und trat sodann in die Dienste eines Fürsten Czartoryski in Warschau. 1742 ward er als Professor der Mathematik und Physik, sowie als Astronom der Sternwarte nach Berlin berufen. Während er daselbst das Amt des Observators verwaltete, kam der berühmte Lalande nach Berlin, der damals zugleich mit Lacaille (dieser am Cap der guten Hoffnung) correspondirende Marsbeobachtungen zum Zwecke einer schärferen Bestimmung der Sonnenparallaxe anzustellen hatte. Lalande sagte später von K.: „Nous observâmes ensemble à Berlin, et il fit plusieures thèses qui formaient des dissertations entières, et qui auraient méritées d'être connues". Im J. 1754 kehrte K. in die Heimath zurück und übernahm gleichzeitig das Amt eines Professors der Mathematik am collegium illustre zu Tübingen, sowie dasjenige eines Universitätsbibliothekars. — Die sehr zahlreichen Programme und Monographien, welche K. verfaßte, beziehen sich so ziemlich auf sämmtliche Theile der Astronomie. Wir heben daraus diejenigen hervor, in welchen er für Newton's — in Deutschland zu jener Zeit noch viel zu wenig gewürdigte — Ideen eintrat; es sind dies: „De viribus centralibus, ex Newtoni doctrina", Tübingen 1758; „De lege gravitatis Newtoniana etc.", Tübingen 1773. In letzterer Schrift wird die eben entdeckte Anziehung der Gebirge für die Befestigung der Newton'schen Gravitationslehre verwerthet. In ein verwandtes Gebiet schlägt ein die Abhandlung über den Einfluß des Mondes auf die beweglichen Erdbestandtheile (Ebbe und Fluth des Meeres, sowie der Atmosphäre ꝛc.), Tübingen 1769. Die viel besprochene Aufgabe, den größten Glanz der Venus zu bestimmen, behandelte K. in den Memoiren der preußischen Akademie für 1750. Für dieses nämliche Jahr lieferte er auch die astronomischen Ephemeriden, deren Bearbeitung von seinen Berliner Vorgängern Kirch und Grischow begonnen worden war.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 1. Bd., S. 1254—55. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 2. Bd., S. 418, S. 551.

Günther.

Kiesenwetter: Ernst Hellmuth v. K., Sohn des Hauptmanns v. K., wurde am 5. Novbr. 1820 zu Dresden geboren. Schon früh, als er das Gymnasium zu Bautzen besuchte, wandte er sich entomologischen Studien zu. Namentlich zogen ihn damals die Schmetterlinge an, welche er eifrig sammelte und in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien beobachtete. Nachdem K. im J. 1840 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, bezog er die Universität Leipzig, um trotz seiner Liebhaberei für Entomologie Jura zu studiren. Indessen betrieb er neben seinem Fachstudium die ihm lieb gewordene Beschäftigung mit der Entomologie eifrig weiter. Gefördert wurde dieselbe wesentlich durch die Bekanntschaft mit Prof. Dr. Kunze und Dr. Rud. Sachse, sowie namentlich mit dem späteren Professor der Entomologie an der Universität Berlin, Dr. Herm. Schaum.

Die Folge des Verkehrs mit diesen Männern war, daß K. sich von nun an vorzugsweise der Coleopterologie zuwandte, demjenigen Gebiete, auf dem er später so bedeutendes leistete. Im J. 1842 erschien seine erste kleine Arbeit in der Stettiner entomologischen Zeitung über Colymbetes consputus St. Nachdem K. im J. 1843 sein Staatsexamen bestanden hatte, widmete er sich dem Verwaltungsdienste und wurde 1849 als Referendar zunächst in Bautzen, später in Dresden und dann in Leipzig angestellt. Während dieser Zeit veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften gegen zwanzig kleinere und größere coleopterologische Arbeiten, welche sich durch ihre Gründlichkeit und Klarheit bald die allgemeine Anerkennung erwarben und ihm den Ruf eines gründlichen Kenners auf diesem Gebiete eintrugen. Im J. 1854 wurde K. zum Regierungsrath bei der Kreisdirection zu Leipzig ernannt und kam 1856 in gleicher Eigenschaft nach Bautzen. Im folgenden Jahre erschien der erste Band seines größeren Werkes, „Naturgeschichte der Insekten Deutschlands“, Berlin 1857, welches im J. 1877 mit dem fünften Bande abgeschlossen wurde. 1871 wurde K. als geheimer Regierungsrath in das königl. Ministerium des Innern nach Dresden berufen. Er starb in Folge eines Herzleidens am 18. März 1880. K. war unstreitig einer der bedeutendsten Entomologen. Durch zahlreiche werthvolle Arbeiten, welche in den verschiedensten entomologischen Zeitschriften erschienen, hat er das System der Entomologie und namentlich der Coleopterologie in seltenem Grade gefördert und durch seine wissenschaftlichen Reisen, nach Griechenland 1852, an den Monte Baldo 1861 und nach Spanien 1865 ein reiches Material gesammelt, welches er zum größten Theile selbst wissenschaftlich verarbeitete. Auch durch eifrige Unterstützung jüngerer Entomologen hat er der Wissenschaft keinen geringen Dienst geleistet.

Leopoldina XVI. 1880. W. Heß.

Kieser: Dietrich Georg v. K., Arzt, ist am 24. August 1779 in Harburg geboren. Nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Vorbildung auf dem Gymnasium in Lüneburg, studirte er zuerst in Würzburg und sodann in Göttingen Medicin, und erlangte im J. 1804, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De anamorphosi oculi“ (deutsch unter dem Titel „Ueber die Metamorphose des Thierauges“, abgedruckt in der von Himly und Schmidt herausgegebenen ophthalmol. Bibliothek, 1804, Bd. II, S. 73) den Doctorgrad. Sogleich nach erfolgter Promotion habilitirte er sich als Arzt in dem hannoverischen Städtchen Winsen a. d. Luhe, siedelte von hier aber im J. 1806 nach Northeim über, wo er 1807 zum Stadtphysicus und Brunnenarzt ernannt wurde und wo er bis zum J. 1813 verweilte. In dieser Zeit veröffentlichte er „Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen“ (1808), ferner eine von der Gesellschaft der Aerzte in Amsterdam des Preises würdig befundene Schrift „Ueber die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilung des schwarzen Staars“, 1810, wegen deren ihn Himly übrigens eines an ihm (Himly) begangenen Plagiats zieh, sodann eine anatomisch-physiologische Abhandlung über den „Ursprung des Darmcanals aus der vesicula umbilicalis dargestellt, im menschlichen Embryo“, 1810, und den „Entwurf einer Geschichte und Beschreibung der Badeanstalt bei Northeim“, 1810; auch gab er von eben hier aus in Gemeinschaft mit Oken „Beiträge zur vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie“ heraus, von welchen zwei Hefte (1806, 1807) erschienen, an denen er selbst sich jedoch nur mit einer Arbeit „Ueber die Metamorphose des Auges des bebrüteten Hühnchens im Eye“ (3. Artikel im 2. Hefte), einer weiteren Bearbeitung seiner zuerst genannten Schrift, betheiligt hat. — Im J. 1812 veröffentlichte er die „Grundzüge der Pathologie und Therapie des Menschen“, und in eben diesem Jahre erschien seine von der Teyler'schen Gesellschaft zu Haarlem

gekrönte Preisschrift „Mémoire sur l'organisation des plantes", 1812 (deutsch unter dem Titel „Grundzüge zur Anatomie der Pflanzen", 1815), in Folge deren er Anträge zur Uebernahme einer Professur in Gießen und Charkow erhielt, dieselben jedoch ablehnte, um einem Rufe als Prof. extraord. für allgemeine und specielle Pathologie und Therapie nach Jena zu folgen, wo er gleichzeitig Vorlesungen über Geschichte der Medicin und über Anatomie und Physiologie der Pflanzen hielt, und die Stelle des Brunnenarztes in Berka versah. — Hier veröffentlichte er als Antrittsprogramm bei Eröffnung seiner Vorlesungen über Pathologie eine kleine Schrift „Ueber das Wesen und die Bedeutung der Exantheme", 1813, und gelegentlich des eben damals allgemein verbreiteten Kriegstyphus „Vorbeugungs- und Verhaltungsmaßregeln bei ansteckenden Faul-Fieberepidemieen". — Im J. 1814 ging K. als Wachtmeister und Feldarzt eines aus Studenten gebildeten reitenden Freicorps mit den weimarischen Truppen nach Frankreich und trat 1815, nach der Schlacht bei Belle Alliance, in preußische Dienste über, indem er die Oberleitung der Kriegsspitäler in Lüttich und Versailles übernahm. — Nach Jena zurückgekehrt, und in Anerkennung seiner Verdienste zum preußischen Hofrathe ernannt, nahm er seine akademische und litterarische Thätigkeit mit vollem Eifer wieder auf; in den J. 1817—19 veröffentlichte er, im Anschluß an die oben genannten Grundzüge der Pathologie sein „System der Medicin" in 2 Bänden, ferner das „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus", 2 Bde. 1821, 22, und begründete in Gemeinschaft mit Eschenmeyer und Nasse das „Archiv für thierischen Magnetismus", von welchem in den J. 1817—24 12 Bände erschienen, dem sich noch zwei, von K. herausgegebene Hefte, „Sphinx. Neues Archiv für den thierischen Magnetismus", 1825, 26, anschlossen. — Inzwischen war er im J. 1818 zum Professor honorarius und Beisitzer der medicinischen Fakultät befördert worden, 1824 wurde er zum Prof. ordinarius, 1828 zum geheimen Hofrathe und Mitgliede des Senats ernannt und vertrat, nachdem er verschiedene Berufungen nach Erlangen, Löwen, Dorpat u. a. Universitäten abgelehnt hatte, vom J. 1831 bis zum J. 1848 die Universität beim Landtage, als dessen Vicepräsident er auch im J. 1848 dem Frankfurter Vorparlament beigewohnt hat. — In seiner ärztlichen Thätigkeit hatte ihn bis zum J. 1847 vorzugsweise die von ihm geleitete medicinisch-chirurgische und ophthalmiatrische Privatklinik beschäftigt; diese Stellung gab er auf, als ihm in dem genannten Jahre die Leitung der großherzoglichen Irrenheilanstalt übertragen worden war, und er neben derselben eine Privatklinik für Geisteskranke (Sophronisterium) begründet hatte. — Auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit beschränkte sich K. seit dem J. 1827 nur noch auf Abfassung akademischer Gelegenheitsschriften (darunter namentlich 7 Programme „De febris puerperarum indole et medendi ratione", 1825—29) und klinischer Berichte, welche vom J. 1831 an zuerst in verschiedenen medicin. Zeitschriften, sodann in den von ihm herausgegebenen „Klinischen Beiträgen", 1834, erschienen und nachher in der unter seinem Präsidium von Weiß vertheidigten „Dissert. med.-pract. exhibens decennium clinicum in Acad. Jenensi inde ab anno 1831 ad annum 1841 auspiciis Dr. Kieseri habitum," 1844, fortgeführt worden sind. — Als Mitglied der Leopoldinischen Akademie, an deren Akten er sich mit mehreren Beiträgen betheiligt hat, wurde K. von derselben zuerst zum Adjuncten, sodann 1847 zum Director Ephemeridum ernannt, und in dieser Eigenschaft hielt er sich für verpflichtet, in einer 1851 veröffentlichten Schrift „Zur Geschichte der kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher", eine Beleuchtung der gegen den Präsidenten Nees v. Esenbeck eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung und intendirten Cassation desselben zu geben, in welcher er nachwies, daß das Verhalten des Präsidenten

der Akademie von jedem Unparteiischen als ein vollkommen correctes beurtheilt werden mußte. Sein letztes litterarisches Werk erschien im J. 1855 in den „Elementen zur Psychiatrik“, in welchem er seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten niederlegte und neben dem er noch Mittheilungen über die Leistungen der von ihm geleiteten Irrenheil- und Pflegeanstalt aus den J. 1851—54 in zwei in der Zeitschrift für Psychiatrie (1855, 56) veröffentlichten Artikeln machte. — Im J. 1858 wurde er an Stelle des verstorbenen Nees v. Esenbeck zum Präsidenten der Leopoldinischen Akademie ernannt, gleichzeitig auf seinen Wunsch von dem Directorium der Irrenheilanstalt enthoben; er konnte sich nun mit allem Eifer den Präsidialgeschäften der Akademie widmen, mit welchen ihm eine Aufgabe zugefallen war, an der sein organisatorisches Talent sich in vollstem Umfange bewährte, und die er mit einer für sein hohes Alter bewunderungswürdigen Energie und mit jener treuen Liebe für das Allgemeinwohl zu lösen bemüht gewesen ist, durch die er sich einst im Kampfe für das Vaterland das eiserne Kreuz verdient hatte. — Am 8. Juni 1862 feierte K. sein 50jähriges Professorjubiläum, bei dem er mit hohen Orden deutscher und ausländischer Fürsten und mit zahlreichen Auszeichnungen von Universitäten, Akademien und anderen gelehrten Corporationen geehrt wurde, und von dem an er auch das ihm als Präsidenten der Akademie zustehende Adelsrecht mit dem Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen in Anspruch nahm. — Trotzdem seine Kräfte in den letzten Jahren abgenommen hatten, war er doch noch mit gewohnter Pflichterfüllung seinen Präsidialgeschäften, wie seinen Funktionen bei der medicinischen Fakultät und den Aufgaben des Seniors der Universität nachgekommen; bald nach seiner Jubelfeier trat ein langsames, aber sichtbares Sinken seiner Kräfte ein und, ohne daß erhebliche Beschwerden dem Ende vorhergingen, zollte er am 11. October desselben Jahres der Natur ihren Tribut. — K. zählt zu den Jüngern der Schelling'schen Naturphilosophie extremster Richtung, vor den meisten derselben aber zeichnet er sich durch wirkliche Gelehrsamkeit und durch einen wissenschaftlichen Sinn aus, den er namentlich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten bethätigt hat. Seine Schrift über die Pflanzenanatomie ist eine bahnbrechende Arbeit geworden, welche lange Zeit das Beste und Vollständigste auf diesem Gebiete der Botanik geblieben ist, und dieselbe Anerkennung muß seinen Forschungen in der Entwickelungsgeschichte des thierischen Eies gezollt werden, mit welchen er, als der erste nächst Emmert, die bei den Säugethieren schon früher beobachtete Harnhaut (Allantois) auch bei dem menschlichen Embryo nachwies und die von Oken vermuthungsweise ausgesprochene Bildung des Darmkanals aus dem Nabelbläschen faktisch demonstrirte. — Ein wenig günstiges Urtheil muß dagegen über seine medicinischen Schriften, und namentlich über sein „System der allgemeinen Pathologie“ gefällt werden, in dessen Bearbeitung er von ungezügelter Speculation beherrscht und auf die abenteuerlichsten Irrwege geführt worden ist. K. wollte in seinem „Systeme der Medicin“ ein Werk schaffen, „in welchem die allgemeinen Gesetze des Lebens aus dem Grundprincipe desselben abgeleitet, in den Krankheiten und in den einzelnen Erscheinungen derselben nachgewiesen, und nach welchen die einzelnen Krankheiten geordnet und abgehandelt werden“, das unter seinen Händen aber zu einer philosophischen Mystifikation der allgemeinen Krankheitslehre entartet ist und in dem Gedanken gipfelt, daß Krankheit ein im gesunden Organismus entwickelter rückschreitender Lebensproceß, ein niederer (d. h. auf einer niedrigeren Stufe der thierischen Entwickelung stehender) Organismus sei, „der mit Recht eine Afterorganisation genannt werden könne“. — Diese Auffassung von Krankheit, welche übrigens nur ein Ausdruck des von den Naturphilosophen der Schelling'schen Schule so eifrig verfolgten Gedankens eines Fortschreitens in der

Entwickelungsreihe der organischen Welt vom Niederen zum Höheren bez. eines Zurücksinkens von diesem zu jenem ist, findet sich dann später bei Karl Richard Hoffmann (Professor der Medicin in Würzburg und Landshut, seit 1833 Kreismedicinalrath in Passau, 1851 daselbst gestorben) in seiner „vergleichenden Idealpathologie“, 1834, und bei Ferdinand Jahn (Hofmedicus in Meiningen) in „Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten“, 1828, in der exorbitantesten Weise ausgebeutet wieder. Ein humoristisches Urtheil hat Döllinger über das System Kieser's mit den Worten gefällt: „es ist nichts werth, dieses System, es taugt nichts; es ist aber das Beste, welches es giebt, weil es das Einzige ist, welches wir haben“. — Die phantastisch-ideale Richtung, welche K. kennzeichnet, macht es erklärlich, daß er ein Opfer des seine Jugendzeit erfüllenden Mesmerischen Schwindels geworden ist. Er hat zu den eifrigsten Anhängern und Verehrern dieser Nachtseite der Medicin gehört und ist mit Schrift und Wort als Evangelist der Lehre vom thierischen Magnetismus und Somnambulismus thätig gewesen; allerdings muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich von dem tollen Mysticismus, in den so viele der „gelehrten“ Mesmerianer verfallen waren, möglichst freigehalten hat und daß er immer bemüht gewesen ist, dem Gegenstande eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen, ihn vom Standpunkte der physisch-psychischen Analyse zu erläutern und an der Hand gewissenhafter Beobachtungen das Dunkel des thierischen Magnetismus aufzuhellen; die Erfahrungen, welche die neueste Zeit an den Erscheinungen des Tischrückens, den Leistungen in der vierten Dimension und am Hypnotismus gemacht hat, dürften wohl geeignet sein, das Urtheil der Nachwelt über die Mesmerischen Verirrungen Kieser's wesentlich milder zu stimmen. — Uebrigens hing seine Begeisterung für diesen Gegenstand offenbar mit dem lebhaften Interesse zusammen, welches er für das Studium der Geisteskrankheiten hatte, dessen Bearbeitung er sich, wie zuvor bemerkt, zu einer besonderen Lebensaufgabe gemacht hatte; und gerade auf diesem Gebiete hat er Anerkennenswerthes geleistet. — Seine psychiatrische Schrift ist trotz aller Excentricität und trotz der Fremdartigkeit des naturphilosophischen Gewandes, in welchem dies Werk mitten in der Zeit der nüchternsten Forschung auftrat, als eine bemerkenswerthe Erscheinung von den Fachgenossen begrüßt worden und namentlich hat sich der praktische Theil desselben durch die klare Schilderung der einzelnen Formen der Geistesstörungen und durch die werthvollen eigenen Beobachtungen des Verfassers des Beifalles derselben erfreut. Bedeutsam ist in dieser Schrift die streng somatische Auffassung der Geisteskrankheiten; K. hielt es daher für geboten, die der neuesten Zeit angehörigen feineren Untersuchungen über die Histologie des Gehirns in die Schrift mit aufzunehmen, er erklärte, daß man sich für die Förderung der Psychiatrie das Meiste von pathologisch-anatomischen Forschungen versprechen dürfe und daß die Beobachtungen, welche für Geistesstörung ohne anatomische Veränderungen im Hirne geltend gemacht worden seien, auf Irrthum (bez. auf vorläufigem Mangel an Erkenntniß) beruhen. — Dem Charakter Kieser's, als Mensch und Bürger, wird von seinen Freunden das höchste Lob gezollt. Er war ein straffer Mann, mit militärischer Haltung, noch in seinem 80. Lebensjahre ein Bild körperlicher und geistiger Kräftigkeit; treu seinem Wahlspruche: „semper idem, tenax propositi“ verfolgte er mit eiserner Consequenz die Ziele, welche er sich in der Wissenschaft und im Leben gestellt hatte. Er war ein Patriot im vollsten Wortverstande, nie verleugnete er liberale Grundsätze, mit Begeisterung benutzte er jede ihm gebotene Gelegenheit, dem allgemeinen Wohle zu dienen, und so hat er sich in seiner Eigenschaft als Vertreter der Landesuniversität in dem weimarischen Landtage um die Verbesserung der Schul- und Pfarrstellen, um das Gefangenenwesen und andere allgemeine

Institute große Verdieste erworben. Seiner Familie war er stets der liebevollste Gatte und Vater; hinter seinem anscheinend schroffen Wesen versteckte sich Gemüthstiefe und wahre Menschenfreundlichkeit. So wird die Geschichte des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft K. stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Ueber sein Leben vgl. Carus in Verhandlungen der Leopoldinischen Akademie, Bd. XXX, Leopoldina Heft IV, S. 33; v. Martius, Akad. Denkreden, Leipzig 1866, S. 500. A. Hirsch.

Kiesewetter: Joh. Gottfr. Karl Christian K., geb. am 4. Novbr. 1766 in Berlin, † ebendort am 19. Juli 1819, Sohn eines Küsters, welcher zugleich als Schullehrer im Gensdarmenregiment fungirte, besuchte seit 1776 das Pädagogium der Realschule und trat 1780 auf ein Jahr in die Oberclasse des Gymnasiums zum grauen Kloster ein, von wo er durch ein kurmärkisches und ein magistratisches Stipendium unterstützt, sofort an die Universität Halle überging. Dort hörte er theologische Vorlesungen bei Semler und Niemeyer, Philosophie bei Eberhard und Jakob, welch' letzterer ihn zum Studium Kant's anregte, ferner Philologie bei Fr. Aug. Wolf und Mathematik bei Karsten; noch als Student gab er im Halleschen Waisenhaus mathematischen Unterricht. Von der philosophischen Fakultät wärmstens empfohlen, erhielt er ein Reisestipendium von 300 Thlrn., sodaß er im Herbste 1788 sich nach Königsberg begeben konnte, um Kant's Vorlesungen zu besuchen und demselben persönlich näher zu treten. Nach Berlin zurückgekehrt (1789), erhielt er den Auftrag, den drei jüngsten Kindern des Königs Unterricht in Mathematik und Philosophie zu ertheilen, und nachdem er 1790 von Halle aus das philosophische Doctordiplom empfangen hatte, wurde er nach einer kürzeren abermaligen Reise nach Königsberg im J. 1793 in Berlin zum Professor der Philosophie ernannt mit der Obliegenheit, an der damaligen medicinisch-chirurgischen Pepinière Mathematik und Philosophie zu lehren, welche Thätigkeit ihm auch verblieb, als jene Anstalt (1798) eine Abtheilung der Militärakademie wurde, und ebenso, als 1807 die Kriegsschule entstand. Im J. 1804 unternahm er im Auftrag der Regierung eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Schweiz und Italien, um über die Militärbildungsanstalten dieser Länder Bericht zu erstatten. Bei Beginn des Befreiungskrieges (1813) zog er sofort als Freiwilliger mit und wurde dem Wittgenstein'schen Hauptquartiere zugetheilt, erkrankte aber bereits in Weimar und sah sich genöthigt, nach Berlin zurückzukehren, wo er nie mehr volle Genesung fand und nach zweijährigem Krankenlager starb. — Stets für Kant schwärmend, war er in Berlin der maßgebendste Verbreiter der Philosophie desselben geworden, indem er theils Einzelnausführungen kantischer Grundlagen gab, theils durch popularisirende Auszüge den Uneingeweihten (auch den Damen) die Sache mundgerecht zu machen sich bemühte. Er schrieb: „Ueber die ersten Grundsätze der Moralphilosophie“ (1788 f., 2. Aufl. 1804), „Versuch einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neuen Philosophie für Uneingeweihte“ (1795, 2. Bd. 1803; in 4. Aufl. in einem Bande redigirt von Flittner, 1824), „Auszug aus Kant's Prolegomena“ (1796), „Grundriß einer allgemeinen Logik nach kantischen Grundsätzen“ (1796, 4. Aufl. 1824), „Prüfung der Herder'schen Metakritik“ (1799), „Faßliche Darstellung der Erfahrungs-Seelenlehre“ (1803, 2. Aufl. 1806), „Die ersten Anfangsgründe der reinen Mathematik“ (1804, 4. Aufl. 1818), „Hodegetik“ (1811); außerdem eine Uebersetzung von Lacretelle's Geschichte Frankreichs (1815). In der „Altpreußischen Monatsschrift“, Bd. XV, Heft 3, sind 15 Briefe Kiesewetter's an Kant veröffentlicht.

Chr. Gottfr. Flittner in der erwähnten 4. Auflage unter dem Titel: „Kiesewetter's Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie nebst Lebensbeschreibung des Verfassers“ (1824). Prantl.

Kiesewetter: Raphael Georg K., Edler von Wiesenbrunn, kaiserl. österreichischer Hofrath, hochgeschätzter Musikgelehrter, wurde am 29. August 1773 zu Holleschau in Mähren als der Sohn des dortigen Dr. med. Aloys Ferdinand K. geboren. Für den Staatsdienst bestimmt, studirte er zu Olmütz Philosophie und zu Wien die Rechte, wurde 1794 als Concipist bei der Kriegskanzlei angestellt und kam 1801 zum Hofkriegsrath, wo er 1807 zum Hofrath und Referenten vorrückte, in welcher Eigenschaft er sich namentlich in den J. 1813—14 durch energische Thätigkeit auszeichnete. Nach 51 Dienstjahren wurde er in den Ruhestand versetzt und am 13. Juni 1843 in den österreichischen Adelsstand erhoben. In jungen Jahren hatte K. Singen und Clavierspiel gelernt und brachte es auf der Flöte zu bedeutender Kunstfertigkeit, nachdem sich aber eine schöne kräftige Baßstimme einstellte, gab er die Flöte auf und bildete sich zu einem vortrefflichen Solosänger aus. Was ihn aber neben der praktischen Ausübung der Musik viel mehr anzog, war der wissenschaftliche Theil derselben und obwol er sich zum Componiren wenig Talent zutraute, studirte er doch mit Eifer Generalbaß und Contrapunkt bei Albrechtsberger und Hartmann. Im J. 1816 begann er eine Partiturensammlung alter Musik anzulegen, die im Laufe der Jahre zu einer unschätzbaren Bibliothek anwuchs, über die er im J. 1847 zwei sorgfältig gearbeitete Verzeichnisse sammt Vorrede im Druck herausgab: 1) „Katalog der Sammlung alter Musik des k. k. Hofrathes R. G. K., Edler von Wiesenbrunn“; 2) (als Zugabe zu diesem Hauptkatalog): „Galerie der alten Contrapunktisten; eine Auswahl aus ihren Werken, nach der Zeitfolge geordnet zu deutlicher Anschauung des Fortschreitens der Kunst; von den frühesten Versuchen harmonischer Verbindungen bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und dem Aufblühen der neapolitanischen Schule, als der Periode der neueren Musik. Alles in verständlichen Partituren aus Kiesewetter's Archiv alter Musik von ihm eigens zusammengestellt“. Um diese Schätze aber auch gemeinnützig zu machen, veranstaltete K. regelmäßige musikalische Abende in seiner Wohnung, wo die erlesensten Werke von tüchtigen Musikfreunden vor einem Kreise kunstgebildeter Gäste aufgeführt wurden. Der Trieb, seine Bibliothek immer mehr zu vervollständigen und die periodische Aufführung der alten Musik führte K. von selbst zu umfassenden Studien der Musikgeschichte und ihrer Litteratur, und um auch hier gemeinnützig zu wirken, fing er an, kleinere und größere Aufsätze und Abhandlungen in solchen Fragen zu veröffentlichen, in denen er durch seine Forschungen sich dazu berufen fühlte. — Seine Verdienste um die musikalische Wissenschaft wurden vielfach anerkannt durch Ernennungen zum Mitglied, Ehren- oder correspondirenden Mitgliede gelehrter Gesellschaften, und zwar von der vierten Classe des königl. niederländischen Instituts der Wissenschaften, Litteratur und Künste zu Amsterdam; der Akademie der Künste in Berlin; der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien; des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts (pour les travaux historiques) zu Paris; der Akademie der hl. Cäcilie in Rom; des Vereins zur Beförderung der Musik in den Niederlanden; der Musikvereine zu Pest, Prag, Preßburg, Gratz, Klagenfurt und in Wien selbst zum Vorstand des Comité des Conservatoriums (bis 1826) und Vicepräses der Gesellschaft der Musikfreunde (1821—43). K. starb am 1. Jan. 1850 zu Baden bei Wien, wo er seit zwei Jahren gelebt hatte. Seiner Verfügung gemäß wurde sein Leichnam am 3. Januar nach Wien überführt, um auf dem Friedhofe vor der Währinger Linie an der Seite seiner Gattin zu ruhen. — Seine Partiturensammlung hatte K. bei Lebzeiten ursprünglich für das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde bestimmt; da aber in dem unruhigen J. 1848 auch diesem Verein die Auflösung drohte, vermachte K. die Sammlung der Hofbibliothek unter der Bedingung, daß dieselbe für immer-

währende Zeiten als ein Ganzes unter der Bezeichnung „Fond Kiesewetter“ beisammen bleibend aufgestellt werde. — Verzeichniß von Kiesewetter's im Druck erschienenen Schriften über Geschichte und Litteratur der Musik: I. Bücher: 1) „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst“. Mit der großen goldenen Medaille gekrönte Preisschrift. Amsterdam 1828 in 4. mit Beilagen. — 2) „Geschichte der europäisch-abendländischen, das ist: unserer heutigen Musik“, Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1834, in 4., 2. Aufl. 1846, beide mit vielen Notenbeilagen; ins Englische übersetzt von Robert Müller, London 1848, in 8. — 3) „Ueber die Musik der Neugriechen, nebst freien Gedanken über altegyptische und altgriechische Musik“. In 3 Abhandlungen, Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1838, in 4. mit gezeichneten Beilagen. — 4) „Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Mit einem Anhange über die, dem hl. Bernhard zugeschriebenen musikalischen Tractate“. Leipzig, ibid., 1840, in 4. — 5) „Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zu der Erfindung des dramatischen Styles, und den Anfängen der Oper“, Leipzig, ibid. 1841, in 4., mit vielen Notenbeispielen. — 6) „Die Musik der Araber, nach Originalquellen. Begleitet mit einem Vorworte von dem Freiherrn v. Hammer-Purgstall“. Leipzig, ibid., 1842, in 4., mit Zeichnungen. — 7) „Ueber das Leben und die Werke des Palestrina, nach dem großen Werke des Abbate Baini. Nachgelassenes Werk von F. S. Kandler; mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von R. G. K.“ Leipzig, ibid., 1834, in 8. — 8) „Der neuen Aristoxener zerstreute Aufsätze über das Irrige der musikalischen Arithmetik und das Eitle ihrer Temperaturrechnungen. Gesammelt und mit einer historisch-kritischen Einleitung als Vorrede, sammt Zusatzartikel, herausgegeben von R. G. K.“ Leipzig, ibid., 1846, in 8. — 9) „Ueber die Octave des Pythagoras. Nachtrag zum vorigen Werk. Wien 1848. Auf Kosten des Autors im Druck herausgegeben“. (War für die Cäcilia, 1848, bestimmt.) 10) Oben erwähnter Katalog über die Sammlung der Partituren alter Musik des Hofraths R. G. K. Von ihm in Druck herausgegeben in zwei Bänden in 4., Wien 1847. — II. Zerstreute Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften: 1) „Ueber den Umfang der Singstimmen in den Werken alter Meister und über die Veränderungen, die sich im Verlauf der Zeiten mit dem Stimmungstone ergeben haben (Wiener Musikzeitung, 1820). — 2) „Die wahren Grundsätze der griechischen Musik“ (Allg. Wiener Musikztg., 1841). 3) „Zurechtweisung eines Kritikers des großen Palestrina“ (ibid., 1843). — 4) „Ueber die Tonschrift S. Gregors des Großen“ (Leipziger Allg. Musikztg., 1828). — 5) „Ueber Franco von Cöln und die ältesten Mensuralisten“ (ibid.). — 6) „Nachricht von einem noch unangezeigten Codex aus dem 16. Jahrhundert“ (ibid., 1830). — 7) „Ueber die vom Herrn Fétis verrufene Stelle in Mozart's 6. Quartett“ (ibid., 1831). — 8) „Die Tabulaturen der älteren Praktiker seit Einführung der Figural- und Mensural-Musik“, in fünf Artikeln (1. Die deutsche Tabulatur; 2. Die Lauten-Tabulatur; 3. Die Orgel-Tabulatur in Italien im 16. Jahrh.; 4. Die Noten-Tabulatur der alten Contrapunktisten; 5. Die italienische Tabulatur oder die bezifferten Bässe). Mit vielen Beilagen (ibid., 1831). — 9) „Die wahre Herkunft Josquin's des Près“ (ibid., 1835). — 10) „Ueber Compère. Nachrichten über verschiedene Tonsetzer dieses Namens, als Vertheidigung des Hrn. R. G. K. gegen falsche Beschuldigungen des Hrn. Fétis“. Der Artikel ist gezeichnet D. F. (ibid., 1837). — 11) „Der weltliche und volksmäßige Gesang im Mittelalter“ (ibid., 1838). — 12) „Ueber die Lebensperiode Franco's in Beziehung auf Hrn. Fétis': Resumé philosophique de l'histoire de la musique“ (ibid.). — 13) „Zur Biographie des Baron Em. Astorga“ (ibid., 1839). — 14) „Ueber die Tonschrift S. Gregors des Großen.

Eine Duplik aus Anlaß der Briefe des Hrn. Fétis über seine Reise in Italien" (ibid., 1843). — 15) „Randglossen zu dem Artikel des Hrn. Fétis: Ueber die Tonschrift S. Gregors des Großen für den Gesang seines Antiphonars" (ibid., 1845). — 16) „Ueber Tonmessungen und Temperaturen" (Cäcilia, 1842). — 17) „Ueber die musikalischen Instrumente und die Instrumental-Musik im Mittelalter bis zur Gestaltung unserer dermaligen Kammer- und Orchester-Musik" (ibid., 1843). — 18) „Ueber die historische Novelle" (ibid., 1844). — 19) „Die sogenannte vollkommen gleichschwebende Temperatur, ohne Logarithmen, graphisch, technisch und praktisch ausgeführt" (ibid. 1847). — 20) „Ueber die verschiedenen Methoden die Harmonie zu studiren" (Gaßner's Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine, Karlsruhe 1843). — III. Anzeigen und Recensionen: „Die griechische Musik auf ihre Grundsätze zurückgeführt; eine Anti-Kritik von Drieberg", Berlin 1841 (angezeigt in der Allg. Wiener Musikztg. 1841). — 2) „Tonarten des Choralgesanges, von Seb. Stehlin", Wien 1842 (Rec. in der Cäcilia, 1842). — 3) „Notice sur les collections musicales de la Bibliothèque de Cambrai par B. de Cousemaker", Paris 1843 (angezeigt, Cäcilia, 1844). — 4) „Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone — der erste Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Typen 2c. von Anton Schmid", Wien 1845 (angezeigt in Oesterr. Blätter für Litteratur und Kunst, 1846). — IV. Im Manuscript vorhanden: 1) „Die Accorden-Lehre, nach dem System der Generalharmonie entwickelt, nebst Verzeichniß aller denkbaren Tonverbindungen". Großfolio, 1 Bd. Text, 2 Bde. Notenbeispiele, Wien 1811. — 2) „Vorbereitung zum Studium der Harmonie", Folio, 1 Heft Text, 2 Hefte Beispiele, Wien 1811. 3) „System der Grund-Harmonie im Anzuge", Großquart. 4) „Gedanken über Bau und Stellung eines Orchesters". 5) „Notizen, den Antiparnasso des Orazio Vecchi betreffend; als Vorrede zu dem Exemplar der Partitur dieses höchst seltenen und wichtigen Werkes". 6) „Die Musik und die musikalischen Kenntnisse der Neugriechen nach Villoteau und Chrysanthos".

C. F. Pohl.

Kiesling: Johann Gotth. K. (auch Kisling), Advokat und sächsischer Notarius, der Mineralogie Beflissener und eifriger Mineralog, vielfach verwechselt mit Johann Kiesling, Dr. der Theologie und Prof. der Philosophie in Erfurt (geb. 1663, † 1715), welcher zwar auch eine kleine mineralogische Abhandlung „Disputationes de admirandis naturae in regno minerali conspicuis", 1698, schrieb, aber sonst für die mineralogische Wissenschaft nicht von Bedeutung ist, wol auch mit dem Jesuiten Johannes Kisling, Dr. und Professor der Philosophie in Prag (geb. 1713, † 1748), von dem gleichfalls eine Publication mineralogischen Inhalts herrührt: „Compendium physicae experimentalis de corporibus mixtis mineralibus", 1748. Der Erstgenannte, über dessen Verhältnisse wenig bekannt ist, lebte um die Hälfte des 18. Jahrhunderts und schrieb verschiedene bemerkenswerthe Schriften über mineralogische und montanistische Gegenstände: „Relatio practica de arte probatoria mineralium et metallorum", 1741, von welcher 1752 eine 2. Aufl. erschien; dann: „De corporibus mineralibus Bohemiae", 1747, „Nachrichten von dem Bergbau und Schmelzwesen in der Grafschaft Mannsfeld, wie nämlich ersterer geführt, letzteres traktirt wird, nebst einer Erzählung von Muthmaßungen auf Bergwerke, der Wünschelruthe, Kuxhändler 2c.", 1747. „Magazin oder Vorrathskammer zu Wirthschaften für Mannspersonen und Frauenzimmer", 1752.

v. Leonhard, Propädeutik. Gümbel.

Kiesling: Johann Rudolf K., lutherischer Theolog und Orientalist des 18. Jahrhunderts, geb. den 21. Oct. 1706 zu Erfurt, † den 17. April 1778 in Erlangen. Er erhielt seine Vorbildung in Erfurt, wo sein Vater Prediger und Professor der Theologie war, studirte in Erfurt und Wittenberg, wurde

1735 Pfarrer zu Bergwitz, 1738 Diakonus zu Wittenberg, hielt daselbst exegetische und homiletische Vorlesungen, wurde 1740 außerordentlicher Professor der heil. Philologie in Leipzig, 1746 ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen daselbst, 1762 Professor der Theologie und Prediger in der Altstadt zu Erlangen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Ein Theolog von gründlichem und ausgebreitetem Wissen, besonders auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und kirchlichen Alterthümer, verfaßte er zahlreiche kleinere und größere Schriften exegetischen, polemischen, kirchenhistorischen und antiquarischen Inhalts, z. B. ein Werk über die Heiligenverehrung gegen den Italiener Trombelli, Leipz. 1742 bis 46, 3 Bde. 4°., „Ueber den Gegensatz der griechischen und lateinischen Kirche in der Abendmahls- und Transsubstantiationslehre“, 1754, „Ueber die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria“, 1775, über die Disciplin der Kleriker, den Gebrauch der Symbole, über Contarini, Papst Paul III., exegetische Dissertationen ꝛc. Auch war er eine Zeit lang Mitredacteur der „Neuen Beiträge von alten und neuen theologischen Sachen“, 1751—61 und Fortsetzer von E. V. Löscher's Historia motuum.

Vgl. Meusel's Lexikon, Bd. VII, S. 12 ff.; Winer, Theolog. Handb., S. 612; Fikenscher, Gel. Geschichte von Erlangen, I, 73 ff.; Rotermund, I, 330; Harles, Memoria Kieslingii, Erlangen 1778, 4.

Wagenmann.

Kießling: Gottlieb K., Philologe und Schulmann, 1777—1848. Er war als der Sohn eines bemittelten Landmannes und Gerichtsältesten in Reichenau, einem Dorfe in der Oberlausitz, am 16. März 1777 geboren, erhielt seine erste Bildung durch den trefflichen Pfarrer seiner Heimath G. T. Schüller, der noch lange Zeit hindurch bestimmend auf ihn einwirkte, und besuchte dann von 1790 an die Kreuzschule in Dresden. Zu Ostern 1796 bezog er die Universität Leipzig mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren und später sich dem geistlichen Amte zu widmen. Die von früh an in ihm festgewurzelte Neigung zum classischen Alterthum — bereits das Abgangszeugniß des Rectors der Kreuzschule, Ch. F. Olpe, bezeichnet ihn als „disciplinae liberalis ardore inflammatus“ — führte ihn jedoch bald ausschließlich philologischen Studien zu. Gottfried Hermann, dessen Stern gerade damals aufstieg, lernte ihn kennen, zog ihn als einen der ersten in die „griechische Gesellschaft“ und übte den nachhaltigsten Einfluß auf K.; bis an ihr Lebensende sind die beiden Männer sich innig verbunden geblieben. Außer zu Hermann trat K. zu Chr. D. Beck in nähere Beziehungen, fühlte sich auch durch dessen Leitung des philologischen Seminars vielfach gefördert. Gegen Ende seiner Studienzeit übernahm K. eine Hauslehrerstelle bei dem Leipziger Bürgermeister Einert, wurde aber schon 1802, nachdem er kurz vorher zum Dr. phil. promovirt war, unter Entbindung von Probelection und Tentamen als Conrector an das Lyceum in Plauen berufen. Da er sich hier wenig befriedigt fühlte, nahm er bereits im folgenden Jahre eine Berufung in das Conrectorat am Stiftsgymnasium in Zeitz an, welches damals unter der Leitung des trefflichen Rectors Chr. Gottfried Müller stand. In Zeitz ist K. geblieben, seit dem 16. März 1820 nach dem Tode Müllers als Rector, in stiller, segensreichster Wirksamkeit als Lehrer und Gelehrter allgemein verehrt. Er starb am 5. Januar 1848.

Kießling's wissenschaftliche Thätigkeit, zu der ihm der geringe Umfang der Zeitzer Stiftsschule die erwünschte Muße gewährte, war eine sehr vielseitige. Von seinen zahlreichen Schriften — abgesehen von den Aufsätzen in den Heidelberger Jahrbüchern und anderen Zeitschriften, sowie seinen kleineren Programm-Abhandlungen — sind die folgenden Ausgaben namentlich von Bedeutung: „Jamblichi adhort. ad philosophiam; rec., interpr. latina et animadvers. instr.

Th. K.“ 1813; „Jamblichi vita Pythag., gr. et lat.; Porphyr. de vita Pythag. cet.“ 2 tom. 1815, 1816; „Theocriti reliquiae, rec. et anim.“ 1819; „Zzetzae histor. var. rec.“ 1826; „Taciti annales, rec. et adn.“ 1828; „Taciti Germ., comm. instr.“ 1832; „Taciti histor.“ 1840.

Kahnt, Gedächtnißrede, Zeitz 1849. R. Hoche.

Kilber: Heinrich K., geb. am 8. März 1710, gest. 25. Oct. 1783, trat 1728 in die Gesellschaft Jesu ein, lehrte in den Schulen derselben zu Heidelberg und Würzburg die Humaniora, dann Philosophie, letztlich Theologie. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde er Regens des Priesterseminars in Heidelberg, und widmete sich nebenher einer ausgebreiteten pastoralen Thätigkeit. Er hinterließ philosophische und theologische Schriften. Aus der Zeit seiner philosophischen Lehrthätigkeit stammen: „Dissertatio de methodo“ (1746); „De praecipuis doctrinae Cartesianae capitibus“ (1747). Seine theologische Lehrthätigkeit umfaßte Exegese und Dogmatik; ersterem Fache gehört seine „Analysis biblica“ an (1773—1779; 3 Bde.), als Dogmatiker ist er Mitverfasser der sogenannten „Theologia Wirceburgensis“, zu deren Bestandtheilen zwei Arbeiten Kilber's gehören: „Theologia dogmatico-polemico-scholastica“ (1767—1770; 4 Bde.), und „Principia theologica ad usum candidatorum theologiae“ (1771).

Kilber's Biographie ist enthalten in der Nova bibliotheca eccl. Friburgensis (1783). Vgl. auch Backer V, p. 366. Werner.

Kilian der Heilige, Apostel des späteren Ostfrankens. Das Gebiet des Königreiches Thüringen, südlich und nördlich des Waldes, war nach der Zertrümmerung desselben mit dem fränkischen Reiche unmittelbar vereinigt worden (528). Erst 100 Jahre später erhielt es wieder eine gewisse Selbständigkeit unter eigenen Herzogen zurück, die an der Unstrut so gut als am Main herrschten und auf dem „Castell Wirzburg genannt“ wenigstens zeitweise residirten. Das Land, wie das Herzogsgeschlecht, das vermuthlich ein einheimisches war, waren die längste Zeit, und obwol die Merovinger zum Christenthum übergegangen waren, heidnisch geblieben. Wenn wir von zweifelhaften, sagenhaften Ueberlieferungen, die sich an den Namen der hl. Bilhild anlehnen, absehen, wurde der erste beglaubigte Versuch, hier, in den Gegenden des späteren Ostfrankens, das Christenthum zu predigen und zu pflanzen, erst gegen das Ende des 7. Jahrhunderts gemacht. Dieser Hergang knüpft sich an die Person des Britten Kilian oder, in der ursprünglicheren Namensform, Kyllena geheißen, der bei diesem Unternehmen nebst seinen beiden Gefährten, Coloman und Totnan, zur Zeit des Herzogs Gozbert, den Märtyrertod gefunden hat. Insoweit ist die bez. Ueberlieferung unbedingt glaubwürdig, nur die näheren Umstände, mit welchen die späteren Lebensbeschreibungen Kilian's, deren älteste dem 10. Jahrhundert angehört, seine Geschichte und sein Ende erzählen, erregen Bedenken und können vor der unbefangenen Kritik nicht bestehen, wenn auch vielleicht einzelne Züge nicht unbedingt zu verwerfen sind. Am wichtigsten ist die Behauptung der späteren Biographen, daß K. die Ermächtigung zur Predigt sich in Rom geholt habe, aber gerade diese erweist sich einem altbrittischen Missionär gegenüber wenig wahrscheinlich. Rabanus Maurus, dessen Martyrologium die älteste und gewiß eine authentische Quelle über K. ist, führt als die Ursache des Märtyrertodes einfach die Verkündigung des Christenthums ohne die Zuthaten der späteren Ueberlieferung an. Die geschichtliche Bedeutung Kilian's ist aber trotz alle dem groß genug: er hat die Keime des Christenthums in Ostfranken bereits so fest gepflanzt, daß sie trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht wieder ganz verschwanden, und Bonifacius, als er hier erschien, die Nachwirkungen seiner Thätigkeit noch vorfand. Es erscheint sogar sehr wahrscheinlich, daß die Bekehrung des herzoglichen Hauses eine Frucht des Bekehrungseifers Kilian's ist, wenn auch

bei dieser Annahme die übrigens unantastbare Nachricht von dem gewaltsamen Ende Kilian's schwer verständlich wird. Der Ehrenname eines Apostels der Thüringer, bez. der „Ostfranken" gebührt ihm unzweifelhaft, nur dürfte es nicht gerathen erscheinen, ihn förmlich als ersten Bischof von Wirzburg aufzuführen. Wie weit seine Wirksamkeit, ob etwa auch über den Thüringerwald hinüber sich erstreckt hat, ist mit Sicherheit nicht überliefert, man wird aber gut thun, die Phantasie dabei nicht zu sehr anzustrengen. K. gehört nach Ostfranken und nach Wirzburg. Die Nachricht, daß zur Zeit des ersten Bischofs Burkhard die Gebeine der drei Märtyrer aufgefunden wurden, darf nicht ohne weiteres zurückgewiesen werden. In Wirzburg wird noch ein Evangelienbuch mit hibernischen Zügen aufbewahrt, das mit hoher Wahrscheinlichkeit auf K. zurückgeführt wird. Alles in Allem also hat man ihn mit Recht zum Diöcesanheiligen erhoben.

G. v. Eckhart, Commentarii rerum Franciae orientalis, T. I. — Ign. Gropp, Lebensbeschreibung des hl. Kilian und s. Gesellen 2c., Wirtzburg 1738. — Rettberg, Deutsche Kirchengeschichte, II, S. 303 ff.

v. Wegele.

Kilian: ausgedehnte Künstler-, besonders Kupferstecherfamilie in Augsburg, welche die Welt mit ihren Erzeugnissen überschwemmte. Der Stammvater ist Bartholomäus K., ein Goldschmied aus Schlesien, geb. 1548, der sich in Augsburg niederließ und 1583 daselbst starb. Lucas K., Sohn des Vorigen, tüchtiger Zeichner und Kupferstecher, geb. 1579 zu Augsburg, lernte bei seinem Stiefvater D. Custos, und dieser schickte ihn dann nach Venedig, wo er nach Tintoretto, P. Veronese, Palma giovine stach. Nach Augsburg zurückgekehrt, entfaltete er eine überaus reiche Thätigkeit. Er starb daselbst 1637. Lucas hat sich in den verschiedensten Gebieten der kupferstecherischen Thätigkeit geübt: er stach historische Vorwürfe, Porträts, Ornamente. Seine historischen Sachen, die zum Theil nach bekannten nordischen Manieristen, wie H. Gerhard, H. von Achen, M. Kager, M. Gundelach, J. Heintz, Rottenhammer, C. van Haerlem, B. Spranger, P. Candit, aber auch nach Michelangelo, Fr. Vanni, Parmegianino und den oben schon genannten Venezianern ausgeführt sind, tragen in der Zeichnung die Schwächen der Zeit; ein reineres Vergnügen gewähren seine zum Theil recht schönen Porträts. Seine Ornamente (Grottesken) für Goldschmiede u. dgl. sind heute wieder von Interesse, weil man jetzt die Arbeiten der Barockzeit wieder studirt. K. verstand sich auch auf das Erfinden historischer Vorwürfe; so zeichnete er die Emblemata sacra Passionis Salvatoris nostri Jesu Christi, die R. Custos in Kupfer brachte, ferner die 9 Musen, von Wolfgang Kilian gestochen.

Wolfgang K., Bruder des Lucas, geb. 1581 zu Augsburg, lernte bei D. Custos, der ihn, nachdem Lucas aus Venedig zurückgekehrt war, ebendahin sandte, wo er nach Tintoretto, P. Veronese, Bassano, P. Farinato stach. Nach Augsburg zurückgekehrt, malte er viele Porträts und arbeitete in Kupfer. Als sein Hauptwerk gilt das nach Sandrarts Gemälde ausgeführte Fest des westfälischen Friedens zu Nürnberg 1649, wovon das Original daselbst im Rathhaus hängt. Seine starke Familie (er hatte 15 Kinder, wovon jedoch blos 6 in mannbares Alter kamen), mag mit Schuld gewesen sein, daß seine Bildnisse, die den Haupttheil seines Werkes ausmachen, zumeist nicht mit der nöthigen Durchbildung gestochen sind, seinem Bruder Lucas steht er nach. Er starb 1662 zu Augsburg.

Magnus (Mang), wahrscheinlich ein Bruder der Vorigen, malte Bildnisse. Das nach ihm von Wolfgang gestochene des Herzogs Wolfgang Wilhelm ist von 1615 datirt, das von Philipp gestochene des Salomon Codomannus scheint schwerlich sehr lange vor dessen Tod (1637) gemalt worden zu sein.

Johann, Goldschmied, Sohn Wolfgangs, geb. 1623, hielt sich lange in Italien auf und verfertigte in seiner Heimath viele große Kirchenarbeiten. Er starb 1697.

Philipp, Zeichner und Kupferstecher, geb. am 8. Juli 1628 zu Augsburg, lernte bei seinem Vater Wolfgang und ging dann mit seinem Bruder Johann, einem Goldschmied nach Italien. Nach Augsburg zurückgekehrt, stach er viele Blätter, besonders Porträts, die sich dem Einflusse seines Bruders Bartholomäus nicht entziehen konnten. Sie sind zum Theil recht verdienstlich. Philipp starb den 14. Octbr. 1693 in seiner Vaterstadt.

Bartholomäus, Sohn Wolfgangs, Zeichner und Kupferstecher, geb. den 6. Mai 1630 zu Augsburg, lernte zuerst bei seinem Vater, dann dritthalb Jahre bei Matthäus Merian in Frankfurt, sodann hielt er sich vierthalb Jahre in Paris bei verschiedenen Künstlern, besonders Fr. de Poilly, auf. Er starb den 11. Januar 1696 zu Augsburg. B. ist der bedeutendste Künstler der Familie, ja er behauptet unter den zahlreichen trefflichen Stechern seiner Zeit keine der letzten Stellen. Seine Manier pflegt sehr malerisch zu sein; das Fleisch ist gewöhnlich mit zarten Strichelchen und Punkten weich behandelt, die Zeichnung meist zu loben, die Ausführung recht gewissenhaft. Auch Mariett schätzte ihn. Schade, das er nicht in einer größeren Kunstmetropole leben konnte, als in dem handwerklichen Augsburg; es war das überhaupt das Schicksal der deutschen Kupferstecher des 17. Jahrhunderts, und die Porträtmaler in Augsburg, Ulm, Nürnberg ꝛc. ragten nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Das von B. nach A. Schoonjan's Gemälde ausgeführte Werk: „Joseph I., römischer König zu Pferde“ (es besteht aus 16 Blättern und ist 35 Fuß hoch) ist wol der größte Stich, der überhaupt existirt.

Wolfgang Philipp, Sohn Philipps, geb. den 1. Mai 1654 zu Augsburg, wohnte zuerst daselbst, dann in Nürnberg, endlich in Königsberg in Ostpreußen, wo er den 3. April 1732 das Zeitliche segnete. Er ist ein recht mittelmäßiger Kupferstecher gewesen; auch er stach Bildnisse, von denen Füßli 114 anführt.

Jeremias, Sohn Philipps, geb. 1666 zu Augsburg, † daselbst 1730, stach gleichfalls nur mittelmäßige Blätter. Zwei Bildnisse, das des Karl Gustav Wrangel und des Georg Sedelmayer sind uns von ihm bekannt.

Georg, Sohn Wolfgang Philipps, Maler und Kupferstecher, geb. 1683 zu Augsburg, † 1745 daselbst, erhielt unentgeldlichen Unterricht vom Maler Isaak Fischer. Er ging nach Dresden und nach Berlin, wo er sich einige Jahre aufhielt und sowohl Historie als Bildnisse malte, sodann wurde er nach Wien und nach Nürnberg zu dem Kunsthändler Christoph Weigel und an verschiedene deutsche Höfe berufen. Er malte besonders Porträts in Pastell. Seine in Schwarzkunst gestochenen Bildnisse gehören immerhin zu den besten Sachen dieser Art in Deutschland.

Paul, Sohn Wolfgang Philipps, Kupferstecher, geb. 1687 zu Augsburg, arbeitete in seiner Vaterstadt, dann in Nürnberg, Wien und Breslau, wo er 1718 starb.

Georg Christoph, Sohn Georgs, geb. 1709 zu Augsburg, genoß den Unterricht seines Vaters. Er hielt sich auf seinen Reisen einige Zeit in Nürnberg, Oesterreich, Ungarn, besonders zu Wien auf. Zu Augsburg gründete er einen Kunstverlag. Seine Schwarzkunstblätter sind ziemlich unbedeutend. Er hat auch radirt. Er starb 1781 in Augsburg.

Philipp Andreas, Sohn Georgs, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1714 zu Augsburg, lernte bei J. A. Friedrich und zu Nürnberg bei J. M. Preißler.

Unter dessen Leitung stach er Blätter für Scheuchzer's Physica sacra. Auf Reisen in Deutschland und den Niederlanden bildete er sich noch mehr aus und erlangte einen Ruf als einer der besten historischen Stecher. König August III. von Polen schätzte ihn sehr und verlieh ihm den Titel eines königlichen Hofkupferstechers. K. stach für die Pitture del Salone imperiale del Palazzo di Firenze (1751), für die Gallerie Brühl (1754) und besonders für das große Werk der Dresdener Gallerie, zumeist nach seinen eigenen Zeichnungen. Als der siebenjährige Krieg die Fortsetzung des letztern unterbrach, machte sich der Künstler an den Stich seiner bekannten Bibel (130 Blätter). Kilian's Blätter sind in Folge der engen Verbindung von Aetznadel und Stichel sehr malerisch, unserer Zeit würden sie freilich zu leer und weichlich vorkommen. Der geschickte Stecher starb bereits 1759 zu Augsburg.

Christoph Gustav, vielleicht ebenfalls ein Sohn Georgs, ist uns durch ein gutes Mezzotintoblatt bekannt: „Maria Theresia als Kaiserin", bezeichnet Christoph Gustav Kilian sculps. et excud. Aug. Vind. (circa 1746).

Wilhelm Schmidt.

Kilian: Cornelius K. (van Kiel), Corrector in der Plantin'schen Druckerei zu Antwerpen im 16. Jahrhundert. Geboren zu Düffel oder Duffel, einem Flecken im Antwerpener Bezirke, nahe bei Malines (Jahr und Tag seiner Geburt sind durchaus unbekannt), hatte er zuerst zu Löwen Philologie studirt und war von hier durch Plantin als Corrector in seine Druckerei berufen worden. In diesem Dienste, welchem damals eine viel größere Wichtigkeit zuerkannt wurde als heut zu Tage, verbrachte er heitern Sinnes (lepido ac faceto admodum ingenio) und den weder die unaufhörlichen mühsamen Arbeiten der vielbeschäftigtsten niederländischen Officin des 16. Jahrh. noch das Alter zu beugen vermochten, volle fünfzig Jahre, und ein nicht kleines Verdienst der zahlreichen mit Recht geschätzten Plantin'schen Erzeugnisse ist auf die Rechnung dieses Correctors zu setzen. Denn gerade durch die Eigenschaft, welche fast alle zu seinen Zeiten erschienenen Druckschriften vor unserer heutigen Litteratur voraus haben, die der Correctheit, zeichneten sich die Plantin'sche Officin sowohl als die hervorragendsten Pressen des In- und Auslandes aus und in der ersteren so wie auch in der des Robert Stephanus zu Paris war es außerdem Gebrauch, daß (Paulus Pater de Germaniae miraculo Typ. liter. cap. IV. § 10), wenn ein Bogen aufs fleißigste durchgesehen und corrigirt worden war, bei wichtigen Werken Preise für Jedermann ausgesetzt wurden, der noch einen Fehler entdecken konnte. Allerdings konnte diese Correctheit des Drucks nur erreicht werden mit Hülfe sehr gelehrter Männer, welche damals die Correctur zu besorgen auch gar kein Bedenken trugen. Und so waren denn auch neben K. bei Plantin als Correctoren beschäftigt der Orientalist Franz Rapheleng (vgl. d.), dem der Druckerherr selbst für seine treu geleisteten Dienste eine seiner Töchter zur Ehe gab, Victor Giselin, ein gelehrter Arzt, bekannt durch seine Comment. in Prudentium, in Chronologiam Sulpitii und sein Epitome Adagiorum, Theodor Poelmann oder Pulmann, der aus einem Walkmüller Corrector ward und welchem Plantin die Correctur der lateinischen Dichter anvertraute, die dann von ihm mit kritischen Noten versehen wurden, Anton Gesdael und Franz Hardouin, beides gleichfalls sehr schätzenswerthe Gelehrte und gute lateinische Dichter; über ältere Correctoren aller Länder und die von ihnen besorgten Werke vgl. Budik in Serapeum 1847, 145—154. Aber nicht nur als Corrector zeichnete sich K. aus, sondern auch als ein sehr geschätzter Schriftsteller und Dichter und mit Recht sagt sein Landsmann Andreae (Bibl. belgica voc. Kilianus) „non solum corrigendo sed etiam scribendo magnam sui nominis famam adquisivit". In Prosa verfaßte er: „Etymologicum Teutonicae linguae latinum, coll. obiter aliis quoq. idiomatis",

Antverp. 1599, Alcmar. 1605. 8., eine vlämische Uebersetzung der siebzehn Provinzen Belgiens durch Guiccardini und gab heraus die Memorialia des Geschichtschreibers Phil. Cominaeus so wie die Homiliae des Macarius. Als Dichter illustrirte er mit lateinischen Versen die „Icones illustr. foeminarum n. et vet. Testamenti", so wie die der „Prophetarum major. et min. vet. Test." und eben so durch ein größeres Gedicht die „Venationes Ferarum, Avium et Piscium a Joh. Stradano depictae, a Phil. Gallaeo aeri incisae". Ein wenig bekanntes kleineres lateinisches Gedicht, ein Epigramm von 18 Versen, des Inhalts, daß die Druckfehler nicht immer der Correctoren und Drucker Schuld seien, findet sich in dem Theatrum vit. hum. von Beyerlinck VII, 127, auch abgedruckt in Chevalier, Orig. de l'imprim. de Paris p. 203. K. starb zu Antwerpen 1607 „ipso paschalis festo", und Plantin ließ ihm in der Kirche St. Maria daselbst ein Grabmal errichten, dessen Inschrift der Freund des verstorbenen K., Swertius, der Verfasser der Athenae belgicae verfertigt hatte und bei ihm p. 189 zu lesen ist.

Clessius, Elenchus I, 431. Swertius, Athenae belg. 189—190. Foppens, Bibl. belg. I, 210—211. Bayle, Diction. III, 5. Serapeum 1847, 149 (wo sein Name irrthümlich als „Conrad" angegeben ist).

J. Franck.

Kilian: Hermann Friedrich K., ord. ö. Professor der Gynäkologie in Bonn, geb. den 5. Febr. 1800 in Leipzig, † den 7. Aug. 1863 im Bade Liebenstein. Er stammt aus der Künstler- und Kupferstecherfamilie gleichen Namens in Augsburg, deren meiste Blätter sich in den Kupferstichsammlungen Münchens und Dresdens befinden. Sein Vater war Konrad Joach. Kilian, geb. 1771, † 1811, der eigentliche Systematiker unter den naturphilosophischen Aerzten, Docent in Jena, Würzburg, Leipzig, Professor und baierischer Medicinalrath in Bamberg, dann consultirender Leibarzt Kaiser Alexander I. von Rußland, auf dessen Ruf hin er 1809 nach St. Petersburg übersiedelte. Von 1810—1816 besuchte der junge K. die deutsche Hauptschule in Petersburg. Trotz seiner großen Jugend wurden in dem vom Staatsrath J. Ph. Weiße vom 28. Febr. 1816 ihm ertheilten Entlassungszeugnisse seine großen Fähigkeiten, sein unermüdlicher Fleiß und sein musterhaftes Betragen besonders gerühmt. Vom 25. Septbr. 1816 bis zum Juli 1817 studirte er in Wilna, wo damals Josef Frank lehrte, dann bis zum Herbst 1818 in Leipzig, hierauf bis zum October 1819 in Würzburg. Nachdem er vom Januar bis März 1820 in Göttingen verweilt, ging er über Holland nach London und Edinburgh. Hier erwarb er am 1. August 1820 die Doctorwürde, nachdem er eine Inauguraldissertation „De nervi glossopharyngei origine" geschrieben hatte. Die letzten Monate des Jahres brachte er in London zu, wo ihn Abernethy besonders anzog, mit dem er auch zu gemeinschaftlicher Arbeit sich verband. Dann ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, im J. 1821 auch nach Straßburg, München, Wien, Pest und gegen Ende des Jahres zurück nach St. Petersburg, wo er an der medicinischen Akademie als Professor, Adjunct der Chemie, später der Physiologie und Pathologie und als Arzt beim Artilleriehospital angestellt wurde und bis 1828 verblieb. Hierauf wandte er sich nach Deutschland zurück und lebte eine Zeit lang mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Mannheim, Heidelberg und Berlin. Im J. 1828 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Bonn, und wurde dort schon 1831 zum Ordinarius für Geburtshülfe befördert; einen an ihn im J. 1842 ergangenen Ruf nach St. Petersburg zur Uebernahme der Direction des geburtshülflichen und Hebammeninstitutes, beide unter der Protection der Großfürstin Helene stehend, lehnte er ab. Mit besonderer Liebe und großem Erfolge wid-

mete er sich dem klinischen Unterrichte als Director der mit der Universität Bonn verbundenen geburtshülflichen Anstalt, vergeblich die Errichtung einer gynäkologischen Klinik, die er zur Erweiterung seiner Lehrthätigkeit für dringend nothwendig hielt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln anstrebend. Er starb am 7. August 1863 im Bade Liebenstein unerwartet schnell, nachdem allerdings die Gesundheit des ungewöhnlich kräftigen und lebensvollen Mannes seit einigen Monaten erschüttert zu sein schien. Seine litterarische Thätigkeit begann er sehr früh, und brachte sie auf einen beträchtlichen Umfang. Die namhaftesten Werke seines Specialfaches sind folgende: „Die regelwidrigen Geburten und ihre Behandlung, von Dr. Samuel Merriman, aus dem Engl.“, Mannheim 1826; „Ueber den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat“. Mit 10 Tafeln, Karlsruhe 1826; „Beiträge zu einer genaueren Kenntniß der allgemeinen Knochenerweichung der Frauen und ihres Einflusses auf das Becken“, Bonn 1829; „Operationslehre für Geburtshelfer“, in 2 Theilen, Bonn 1834, 2. Aufl. Bonn 1849—56; „Drei glückliche Kaiserschnittsfälle“, Hannover 1839; „Handbuch der Geburtshülfe mit Inbegriff der Weiber- und Kinderkrankheiten, von J. Burns, nach der 8. Auflage herausgegeben“, Bonn 1834; „Die Geburtslehre von Seiten der Wissenschaft und Kunst“, 2 Bände, 1839—42. 2. Aufl. 1847—50; „Ueber geburtshülfliches Studium“, Bonn 1846; „Das Elythromochlion als einfachstes Mittel, um den Vorfall der Gebärmutter in seiner gewöhnlichen Form leicht und schmerzlos zu heben“, Bonn 1846; „Schilderungen neuer Beckenformen und ihres Verhaltens im Leben“. Mit 9 Tafeln, Mannheim 1854; „Das halisteretische Becken in seiner Weichheit und Dehnbarkeit während der Geburt“, Bonn 1857; „Geburtshülflicher Atlas“, Düsseldorf 1835—1849; „Armamentarium Lucinae novum“, Bonn 1856.

v. Hecker.

Kilian: Johann K., ein Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von dem nur ein einziges vierstimmiges Lied bekannt ist: „Ach Lieb, ich mus dich lassen“, in Forster's Liedersammlung von 1556 und dann im Ochsenkhun von 1558 für Laute arrangirt, veröffentlicht, welches von so großer Schönheit ist, daß man den Componisten hoch achten muß. Die Monatshefte für Musikgeschichte brachten dasselbe im 3. Jahrgange (1871) S. 181 in Partitur und im 5. Jahrgange derselben Zeitschrift gab dasselbe Lied Herrn O. Kade Veranlassung zu sehr interessanten Erörterungen, indem nämlich der Baß die Melodie „Inspruck ich muß dich lassen“ aufweist.

Rob. Eitner.

Kimedoncius: Jakob (n. A. Jodocus) K. (Kimedontius), reformirter Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. c. 1550 zu Kempen am Niederrhein, † zu Heidelberg den 26. Novbr. 1596. Von seinen persönlichen Verhältnissen ist wenig bekannt. Er war 1576 unter Kurfürst Friedrich III. neben Ursinus Director des Collegium sapientiae in Heidelberg, in welchem sich damals über 70 Alumnen befanden. Da diese unter dem neuen Regenten, Kurfürst Ludwig VI. (1576 ff.) sich weigerten, das lutherische Bekenntniß anzunehmen, wurden sie den 30. Septbr. 1577 alle entlassen, am 7. Octbr. auch die beiden Directoren beurlaubt. K. ging mit Ursinus nach Neustadt a. d. H., von da nach Gent, Vliessingen und Middelburg, wo er 1585 Prediger der reformirten Gemeinde wird. Unter der vormundschaftlichen Regierung des Pfalzgrafen Johann Casimir wird 1589 mit anderen Vertriebenen auch K. nach Heidelberg zurückberufen als Professor am Sapienzcollegium und Professor des Alten Testaments an der Universität. 1590 bekeidet er das Rectorat, 1592 hält er eine oratio lugubris auf Johann Casimir. Er betheiligte sich insbesondere an den Verhandlungen über die Prädestination und die Allgemeinheit der Erlösung, zu denen

das Mömpelgarder Gespräch 1586 und das Auftreten Samuel Huber's seit 1589 Anlaß gaben. Zur Rechtfertigung der reformirten Erwählungslehre gegen die Angriffe der Lutheraner gab er 1591 die Schrift Luther's De servo arbitrio mit einer Vorrede heraus, worin er die Uebereinstimmung Luther's mit der Calvinischen Lehre nachzuweisen sucht; und ließ in den folgenden Jahren noch zwei Schriften ähnlichen Inhalts folgen: „De redemtione generis humani", Heidelb. 1592 und „Synopsis de redemtione et praedestinatione adv. S. Huberum", 1593. Erst nach seinem Tode erschienen zwei weitere Schriften von ihm: „De verbo Dei scripto" und „De verbo Dei non scripto", Leyden 1602. — Verschieden von ihm, vielleicht sein Sohn, war ein Philolog desselben Namens, † 1597 im Alter von 18 Jahren. Er soll verschiedene Werke aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt haben, von denen aber nur ein einziges gedruckt ist, nämlich eine Uebersetzung des byzantinischen Historikers Theophylaktus Simocatta, herausgegeben 1598 zu Leyden durch Jan Gruter, der in einer Vorrede Notizen über den Verfasser giebt.

Vgl. über beide Jöcher II, 2087; Rotermund I, 338; Nouv. biogr. générale; über den Theologen speciell Schwab, Syllabus rectorum Heidelb. I, 177. 192. Wagenmann.

Kimpfler: Gregor K., geb. 1627, † in Scheyern 1693, trat 1641 in das Benedictinerstift Scheyern in Oberbaiern, machte hier seine Studien, wurde sodann am 1. Juli 1655 Dr. jur. und am 8. Juli Dr. theol. in Salzburg, lehrte hierauf canonisches Recht, wurde Prior im Ordenshause, nach langjähriger Führung dieses Amtes Abt des Stiftes. Er ist der Hauptbegründer der Benedictinercongregation (SS. Angelorum) in Baiern, schrieb verschiedene theologische Werke, dann einzelne canonistische, aufgezählt in: Hist. univ. Salisb. 357. Ziegelbauer, Hist. liter. IV. Zauner, Nachr. 37. Kobolt, 372, Nachtr. 173, meine Geschichte III, 1. S. 146. v. Schulte.

Kinckius: Johann K. (Kinchius, Kinckes, Kinch), geb. 1579, † 1656, Buchdrucker und Buchhändler zu Köln, heirathete Elisabeth Gymnicus und wurde nach seines Schwiegervaters Tode Inhaber der von den Gymnichern (s. Bd. X, S. 244 ff.) gegründeten altberühmten Firma „zum Einhorn" (sub Monocerote) in dem Hause Nr. 13 Unter Fettenhennen. 1605 beginnt seine selbständige Wirksamkeit. Mit dem Jesuitenorden, der damals die theologische Litteratur sowie das Schul- und Erziehungswesen fast gänzlich beherrschte, trat K. in sehr nahe Beziehungen und wurde vielfach mit Privilegien für die Herausgabe der von Jesuiten verfaßten Schriften begünstigt. In einem solchen Privilegium ist er mit Anerkennung als „vir societatis nostrae studiosissimus ac bene de ea plurimis modis meritus" bezeichnet. Das Verzeichniß seines Verlages ist so zahlreich, daß er darin weder von einem älteren noch späteren Kölner Buchhändler erreicht wird. v. Büllingen macht über 560 Werke namhaft, und sicher ist noch manches seiner Kunde entgangen. Viele bedeutende Werke befinden sich darunter. Häufig sind sie mit hübschen Titelblättern in Kupferstich geschmückt, wofür er die Stecher Abraham Hogenberg, Johann Gelle, Emanuel a Wehrbrun und die Brüder Joh. Eckhard und Johann Heinrich Löffler beschäftigte. Drei der von letzterem ausgeführten Platten sind nach Zeichnungen des Malers Joh. Hulsman, darunter ist besonders nennenswerth der figurenreiche Foliotitel zu S. P. Bernardi Opera, studio et labore Jacobi Merloni Horstii. Dieses 1641 erschienene Werk ist zugleich eines der wichtigsten seines Verlags und hat seinen Werth bis zur Gegenwart behauptet. Auch das von Löffler gestochene Titelblatt zu Mallinckrot's 1639 erschienenem Werke De ortu et progressu artis typographicae ist beachtenswerth; es zeigt die Bildnisse des „Joan

Gutenbergis“ und „Joh. Faustus“ und die untere Abtheilung gewährt den Einblick in eine typographische Officin nach damaliger Einrichtung, wo Setzer, Drucker und Corrector in Thätigkeit sind, und führt uns vielleicht in des Verlegers eigene Druckerei. Zu seinen werthvollsten Unternehmungen gehört ferner Hermann Crombach’s 1654 erschienener Foliant Primitiae gentium seu Historia SS. trium regum. Eine erfreuliche Wahrnehmung bietet der Umstand, daß K. seine Pressen so bereitwillig den vaterländischen, der alten Erzdiöcese Köln angehörigen Schriftstellern dargeboten und Werke ihres Geistes in Verlag genommen hat, z. B. von Franz Agricola, Johann Bilstein, Jacob Canisius, Adam Contzen, Hermann Crombach, Peter Cutsem, Michael Cuvellier, Anton Dulckenius, Georg Garneseldt, Arnold Havens, Johann Hasius, Mathias Kinckius (Johanns Bruder), Adam Lutz genannt Brewer, Albert Malberg, Joh. Friedr. Mathenesius, Jacob Merlo-Horstius, Peter Ricolartz, Theodor Petreius, Joh. Roberti, Heinrich Rupäus, Maximil. Sandäus, Wilhelm Staden, Peter v. Streithagen, Wilh. v. Wolff-Metternich u. A. Er beschäftigte auch auswärtige Druckereien, besonders die des Balthas. Lippius in Mainz und des Hubert Reulant in Luxemburg. Auf den verschiedenen Signeten in Holzschnitt und Kupferstich, deren er sich bediente, pflegt das Einhorn nicht zu fehlen; zuweilen halten zwei dieser bedeutungsvollen Thiere sein Familienwappen, in welchen ein aus Wolken hervorgehender Arm eine Heugabel hält. Von Kaiser Ferdinand wurde K. geadelt, die Ritterzunft Windeck sandte ihn als Rathsherrn in den Senat der Stadt und von diesem wurde er durch die Erhebung zum Stimmmeister ausgezeichnet. Er starb, nachdem er sein Alter auf 77 Jahre gebracht hatte, als ein hochangesehener Mann und hinterließ drei Kinder, zwei Söhne, wovon der jüngere ein Canonicat im St. Gereonsstifte erhielt, und eine Tochter. Der ältere Sohn, Johann Anton K., wurde ebenfalls Buchhändler und bezog das Nebenhaus Nr. 15, wo er ein selbständiges Geschäft führte. Auch er wurde in den Rath gewählt und zwar mit dem höheren Range eines Gebrauchs- oder Gebrechsherrn, die man die vornehmen Rathsherren nannte. Ein vielgelesenes Werk aus seinem Verlage ist die Historia nostri temporis von Chr. A. Thulden, im Anschlusse an eine ähnliche Arbeit von Adolph Brachel; sie wurde von Heinr. Brewer nachmals fortgesetzt und umfaßt eine Reihe von Bänden mit vielen Bildnissen in Kupferstich. Auch war ein Theil des väterlichen Verlags ihm überwiesen worden, darunter die Opera Bernardi, wovon er 1659 eine neue Ausgabe veranstaltete. Nach seinem 1680 erfolgten Tode hat seine Wittwe, Maria Richmud Dulman, die Buchhandlung fortgesetzt; Adressen von 1683 und 1686 lauten: Cölln in Verlegung Wittib und Erben Joannis Antonii Kinchii. Nach ihrem Tode ging das Geschäft auf ihren Sohn Johann Engelbert K. über, der 1708 gestorben ist und einen nur unbedeutenden Verlag aufzuweisen hatte. Mit ihm schwindet der Name aus Kölns Typographengeschichte. Im alten Einhornhause aber hat, nach dem Hinscheiden des Johann K. im J. 1656, Johann Widenfeldt, der Gatte seiner Tochter Gertrud, das blühende Geschäft unter seinem eigenen Namen fortgeführt.

Merlo, Die Buchhandl. und Buchdruck. zum Einhorn in Köln, 2. Aufl. v. Büllingen, Geschichte der Kölner Typographen und Verleger, Handschrift im Stadtarchiv.

J. J. Merlo.

Kind: Johann Friedrich K., Dichter, bekannt namentlich als Verfasser des Freischütztextes, geb. am 4. März 1768 zu Leipzig, † am 25. Juni 1843 zu Dresden. K., der der Sohn eines kenntnißreichen Stadtrichters war, erhielt seine Ausbildung auf der Thomasschule seiner Vaterstadt und wurde zugleich mit dem später als Schriftsteller bekannt gewordenen A. Apel von dem Conrector als Gehülfe bei der Bücherausgabe in der Rathsbibliothek verwendet. Dadurch erhielt

er Gelegenheit eine große Menge von Büchern kennen zu lernen, in denen ihm u. A. auch bereits die nachmals von ihm behandelte Freischützsage aufstieß. Nach Absolvirung der Schule studirte er in Leipzig Jura, promovirte als Doctor und kam 1789 als Volontär an das Justizamt in Delitzsch. Einige Jahre nachher gab er indessen die Beamtencarriere auf, um sich 1793 als Advokat in Dresden niederzulassen. 1816 machte er sich auch von dieser Stellung frei und lebte ausschließlich der Litteratur, seit 1818 zum Hofrath ernannt. K. war ein wenig tiefer Dichter, in dessen Arbeiten die Romantik, kraftlos, verwässert und verdünnt zu Tag trat, aber ein reger Arbeiter, der sich nicht damit begnügte, eine Menge selbständige Schriften in die Welt zu schicken, sondern auch Taschenbücher und Zeitschriften mit Beiträgen versorgte und seit 1815 das Becker'sche Taschenbuch, von 1815—1819 „Die Harfe" (Lpz. 8 Bde.), 1821 und 1822 die Monatsschrift „Die Muse" (ebd. 2 Bde.), von 1817—1826 mit Theod. Hell gemeinschaftlich die Abendzeitung, später auch die Dresdener Morgenzeitung redigirte. Unvergänglich verknüpft ist sein Name mit Weber's Oper „Der Freischütz", zu der er den Text geschrieben hat und von deren Schicksalen das von ihm herausgegebene „Freischützbuch" handelt. Andere Operntexte von ihm sind „Das Nachtlager von Granada" von Kreutzer und „Der Holzdieb" von Marschner componirt. Unter seinen Dramen war besonders „Van Dycks Landleben" (1817) und „Wilhelm der Eroberer" (1806) ein längeres Bühnenleben beschieden. Seine sonstigen dramatischen Schriften sind „Dramatische Gemälde" (1802), „Das Schloß Acklam" (1803), „Der Weinberg an der Elbe" (1817), „Theaterschriften" (1821—25, 4 Bde.) und „Schön Ella" (1828). Einige Dramen finden sich auch in Kind's Erzählungssammlung „Tulpen" (1806 bis 1810, 7 Bde.), die er von 1811—16 unter dem Titel „Roswitha" (4 Bde.), von 1817—19 als „Lindenblüthen" (4 Bde.) fortsetzte. Sonstige erzählende Arbeiten von ihm sind „Leonardo's Schwärmereien" (1792 und 1797, 2 Bde.), „Karlo" (1801), „Natalia" (1802—4, 3 Bde.), „Makaria, Atalanta, Kassandra" (1803, die erste Erzählung von Lafontaine), „Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona" (1804 ff., 2 Bde.), „Malven" (1805, 2 Bde.), „Das Gespenst" (mit Laun und Schilling (1814), „Erzählungen und kleine Romane" (1820—27, 5 Bde.), „Liebchen von Waldkron" (1824), „Sagen, Erzählungen und Novellen" (1829, 2 Bde.); ferner die Phantasien „Die Körner-Eiche" (1813), „Gerhard von Kügelgen" (1820), die Rede mit Chören, „Das Dankopfer" (1816), die „Cantate zum Jubiläo des Königs" (1820), endlich schwächliche und weichliche Gedichte (1808, 1817—1825, 6 Bde.) und „Der gute Genius" (1813). — Aus Kind's zweiter Ehe entstammte Roswitha K., geb. am 7. August 1814 zu Dresden, † am 4 Novbr. 1843 zu Leipzig, die sich als Dichterin bekannt gemacht hat. Geistig reich beanlagt, genoß Kind's Tochter vorzüglichen Unterricht und übergab die ersten Proben ihres dichterischen Könnens in der Abendzeitung dem Publikum. Dann betheiligte sie sich auch als Mitarbeiterin an der „Zeitschrift für die elegante Welt", an den „Rosen", an den Taschenbüchern „Gedenke mein", „Iduna" und „Cyanen" und gab, nachdem sie sich 1841 mit ihrem Vetter, dem Advokaten Alexander Kind in Dresden vermählt hatte, 1843 einen Band „Gedichte" heraus, die ihrer Zeit gefielen, aber keinen dauernden Werth besitzen. Joseph Kürschner.

Kind: Johann Adam Gottlieb K., Rechtsgelehrter, wurde zu Werdau bei Zwickau am 1. Octbr. 1747 geboren, besuchte seit Ostern 1768 die Universität Leipzig und widmete sich, geleitet von seinem Onkel, dem Senator, Oberhofgerichts- und Consistorialadvokaten D. Johann Christoph Kind, dem Rechtsstudium. Schon im September 1769 ward er vom Stadtrathe zu Leipzig zum Notar creirt, bestand 1771 das Examen pro candidatura ad facultatem, und

wurde dann Baccalaureus der Rechte und Magister. Auf dem philosophischen Katheder habilitirte er sich 1773 durch Vertheidigung seiner Disputation „De origine et fatis Curiae supremae provincialis Lipsiensis“ als Magister legens, hielt großen Anklang findende Vorlesungen über mehrere Theile der theoretischen und praktischen Rechtswissenschaft, erlangte 1774 unter Vertheidigung der Disputation „De beneficiis jure curiae concessis eorumque a feudis discrimine“ die juristische Doctorwürde, sowie Sitz und Stimme in der Juristenfacultät. Im J. 1774 zum Oberhofgerichts- und Consistorialadvokaten ernannt, trat er am 30. Octbr. 1776 die außerordentliche Professur der Rechtswissenschaft, wozu er durch das Programm „De jurisprudentia Germanorum paroemiaca ejusque cauto usu“ eingeladen hatte, im März 1783 die „Professio juris Saxonici ordinaria novae fundationis“ mit dem Programm „De speculi Saxonici usu et auctoritate“ an. Als er noch in gleichem Jahre zum Supernumerar-Beisitzer bei dem Oberhofgerichte ernannt worden war, gab er die mit diesem Amte nicht vereinbare Thätigkeit als Advokat auf und beschränkte sich auf Vorlesungen, litterarische Arbeiten und Erledigung der Syndikatsgeschäfte bei der Universität. 1789 folgte er einem wiederholten Rufe an das Appellationsgericht in Dresden, in welchem Amte er treffliche Dienste leistete. Er empfing 1794 eine Präbende in dem Stifte Zeitz, 1816 das Ritterkreuz des königl. sächs. Civil-Verdienst-Ordens, 1821 zur Feier seines Magister-Jubiläums von der philosophischen Facultät zu Leipzig ein neues Diplom, feierte auch, von allen Seiten hochgeehrt, 1824 sein Doctorjubiläum. Die Beschwerden des Alters nöthigten ihn, 1825 von den Arbeiten sich zurückzuziehen. Er verstarb am 16. Novbr. 1826. Von seinen Schriften sind namentlich zu nennen „Quaestiones forenses, observationibus ac praesertim decisionibus reg. Sax. supremi provocationum tribunalis collustratae“, Lips. 1792—1802 (4 Bde.), wovon 1807 die zweite Ausgabe erschien. Dazu gehörige „Opuscula academica“ gab, mit einer Biographie, Emil Ferdinand Vogel 1836 heraus. Die letzte seiner vielen (in Kläbe's neuestem gelehrten Dresden, Lpz. 1797, S. 74 ff. aufgeführten) Schriften war die: „Ueber die Bildung juristischer Staatsdiener und besonders der Räthe in den Justiz-Collegien“, Lpz. 1818.

Schunck's Jahrbücher IV (1827), 98—104. — Neuer Nekrolog der Deutschen für 1826. II, 666—672. Teichmann.

Kind: Karl Theodor K., Philhellene, der sich besonders um die Verbreitung der Kenntniß der neugriechischen Sprache und Litteratur in Deutschland verdient gemacht hat, war in Leipzig, wo sein Vater Oberhofgerichtsrath und Senior des Schöppenstuhls war, am 7. October 1799 geboren. Nachdem er von 1813 an die Landesschule Pforta besucht, studirte er von 1818 an Jurisprudenz an der Universität Leipzig und ließ sich 1824 in dieser seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Im J. 1827 erwarb er sich die juristische Doctorwürde mit der Dissertation: „De iure ecclesiae evangelicae“; in dem gleichen Jahre eröffnete er mit einer als dritter Band der von Dr. K. Iken (vgl. den Art.) herausgegebenen Eunomia bezeichneten Sammlung neugriechischer Volkslieder seine aus warmer Begeisterung für die Wiedergeburt Griechenlands hervorgegangene schriftstellerische Thätigkeit für die Litteratur und Sprache der Neugriechen, der er seitdem, abgesehen von einigen staatsrechtlichen und kirchenpolitischen Aufsätzen in Zeit- und Flugschriften*), die freie Zeit, die ihm seine

*) Unter dem Pseudonym „Christianus Antiromanus“ hat K. folgende zwei Flugschriften veröffentlicht: „Zur Emancipation der katholischen Kirche von Rom und zur wahren Gleichstellung aller christlichen Kirchen, oder: Verfassungsentwürfe und Grundzüge Verschiedener für die christlich-katholische Kirche Deutschlands, zusammengestellt von Ch. A.“, Neustadt a. d. Orla 1831; „Der sterbende Grégoire und der verdammende Erzbischof von

amtliche Stellung gewährte — er war von 1835 an Mitglied der Juristenfakultät, von 1846 an mit dem Titel „Justizrath“ Mitglied des Spruchcollegiums, nach dessen Auflösung im J. 1856 er sich ins Privatleben zurückzog — später bis zu seinem am 7. December 1868 erfolgten Tode seine ganze Zeit widmete. Die Früchte dieser Thätigkeit, soweit sie in selbständig erschienenen Schriften vorliegen, sind folgende: „Beiträge zur besseren Kenntniß des neuen Griechenlands in historischer, geographischer und litterarischer Beziehung“. Neustadt a. d. Orla 1831 (theils eigene Aufsätze Kind's, theils Bearbeitungen fremder). — „Neugriechische Poesieen, gedruckte und ungedruckte, mit Einleitung und sowol Sach- als Worterklärungen“, Leipzig 1833. — („Geschichte der griechischen Revolution“, 2 Bde., Leipzig 1833, mir nur dem Titel nach bekannt). — „Neugriechische Chrestomathie mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche“, Leipzig 1835. — *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἢ συλλογὴ ποικίλων ποιημάτων ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου.* Mit grammatischen Erklärungen und einem Wörterbuche herausgegeben“, Leipzig 1835. — „Handwörterbuch der neugriechischen und deutschen Sprache“, Leipzig 1841. — „Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung“, Leipzig 1844. — „*Μνημόσυνον.* Neugriechische Volkslieder in den Originalen mit deutscher Uebersetzung“, Leipzig 1849. — „Anthologie neugriechischer Volkslieder im Original mit deutscher Uebertragung“, Leipzig 1861. — Dazu kommen einige streng wissenschaftlichen Anforderungen allerdings nicht genügende Aufsätze zur Kenntniß des Neugriechischen in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, litterarische und kulturgeschichtliche Mittheilungen aus Griechenland in den Jahrbüchern für Philologie, endlich Anzeigen und Recensionen in diesen und in anderen litterarischen Zeitschriften.

Brockhaus' Conversationslexikon, 12. Aufl., Bd. IX, S. 122.

Bursian.

Kindasvinth, König der Westgothen, 641 bis 1. October 652. Die Verfassungsgeschichte des Reiches der Westgothen in Spanien, des „Reiches von Toledo“, von 507—711, hat eine über die pyrenäische Halbinsel und jene Periode hinausragende Bedeutung deshalb, weil sie den ersten Kampf der Kirche um Unterwerfung der Staatsgewalt darstellt: einen Kampf, der mit ihrem vollen Sieg enden mußte, weil und sofern die theokratischen augustinischen Ideen über das Verhältniß vom „Reiche Gottes“ (d. h. einstweilen der Kirche) zu dem weltlichen Staat die Köpfe nicht nur der Geistlichen, auch der gläubigen Laien erfüllten und beherrschten. Verhielt sich wirklich die Kirche zum Staat wie der Himmel zur Erde, die Heiligkeit zur Sünde, die Seele zum Fleisch, wie die Sonne zum Mond, der nur von ihr ableitet, was er an Licht hat, sind wirklich Recht und Staat nicht, wie wir annehmen, nothwendige Güter, Postulate der Vernunft, sondern nothwendige Uebel, zwei Krücken, welche die durch den Sündenfall erkrankte Menschheit leider braucht, aber fortwerfen wird, sobald sie wieder gesundet, sind also wirklich Recht und Staat Folgen der Sünde und nur durch den Teufel nothwendig geworden, — wie sie denn nach St. Augustin zugleich mit dem Teufel untergehen werden — auf Erden, — dann versteht sich, daß die Kirche den Staat so völlig zu beherrschen hat, wie die Seele den Leib, und daß jeder Widerstand des Staates hiegegen eine sündhafte Empörung des Fleisches gegen den heiligen Geist ist. In dem Westgothenstaat haben seit dem Uebertritt des Volkes vom Arianismus zum katholischen Bekenntniß die

---

Paris im J. 1831 nach christlicher Zeitrechnung, oder augenscheinlicher Beweis, daß das römische Papstthum ein unchristliches sei“, ebend. dsgl. — Unter seinem eigenen Namen erschien die Schrift: „Von der Stellung sowol der constitutionellen Bundesregierungen als der Ständeversammlungen Deutschlands zum deutschen Bunde“, Leipzig 1833.

Biſchöfe das welthiſtoriſche Experiment durchgeführt, was aus einem nach jenen Ideen von der Kirche beherrſchten Staate wird: das Reſultat liegt vor: wenige Menſchenalter genügten, den Staat unrettbar zu Grunde zu richten und ein Reich von Helden zu verwandeln in ein modriges Mönchskloſter, in welchem alle Laſter und Frevel der Unnatur walten unter dem Mißbrauch des Heiligſten zur Beſchönigung des Meuchelmordes, unter dem Pallium der ſcheußlichſten Heuchelei. Das weſtgothiſche Königthum hatte außer der hoffnungsloſen Vertheidigung gegen die Erwürgung durch den Episcopat einen faſt gleich ſchwierigen Kampf gegen den meiſterloſen weltlichen Adel zu führen, der den Staat beherrſchen und ausbeuten wollte, durch das verderbliche ſtreng feſtgehaltene Wahlprincip die Krone in Ohnmacht bannte, keine Dynaſtie im Reich aufkommen ließ und jeden König, der mit Recht jenem Junkerthum entgegentreten wollte, bald durch trotzige Rebellion in den Provinzen, bald durch Palaſtrevolutionen mit Dolch und Gift beſeitigte. Von den 35 Weſtgothenkönigen ſeit Alarich I. ſind nur 14 natürlichen Todes und im Beſitze der Krone geſtorben: bei dieſen 34 Thronerledigungen folgte nur zehn Mal dem Vater der Sohn, zwei Mal der Bruder dem von ihm ermordeten Bruder, in allen anderen 22 Fällen ging die Krone auf einen Ungeſippen. In dieſem ungleichen Kampf gegen den weltlichen Adel ſuchten die Könige ſeit Rekared I. den Schild des geiſtlichen Adels: der Metropolitane und Biſchöfe: wirklich ſchützte dieſer Schild das Königthum wiederholt gegen die weltlichen Großen: aber er erdrückte es: die Biſchöfe verkauften ihren Beiſtand nur um den Preis völliger Auslieferung der Staatsgewalt an das „Reichsconcil“, in welchem die geiſtlichen zu den weltlichen Gliedern ſich zu verhalten pflegten, wie 60 zu 15. Dieſe Zuſtände walteten mit beſonders ſcharfer Steigerung um die Mitte des 7. Jahrhunderts. Der tüchtige König Svinthila war durch die kirchliche Partei geſtürzt und erſetzt worden durch den völlig von den Biſchöfen abhängigen Schwächling Siſinanth, 631—36, dieſem folgte der ganz ebenſo von den Prieſtern beherrſchte Kindila (ſ. d. Art.), der den bündigen Rechtsſatz aufſtellte: in ſeinem Reiche dürfe Niemand athmen, der nicht katholiſch ſei: es gelang ihm, durch Hülfe der Geiſtlichen, die Wahl ſeines Sohnes Tulga zu ſeinem Nachfolger zu ſichern. Dieſen jungen Fürſten ſtürzte aber nach 11 Monaten K. vom Thron und ſteckte ihn mit geſchorenem Haar in ein Kloſter. Nicht Ehrgeiz allein konnte den Mann treiben, der damals im 79. Jahre ſtand und ſich alſo nur auf kürzeſte Zeit die Krone erwarb: wir dürfen und müſſen andere Beweggründe ſuchen, welche die Tendenz ſeiner Regierung uns auch deutlich aufdeckt. Vornehmem Haus entſtammt war K. in ſeinen jungen Jahren bei gar mancher der landesüblichen Bewegungen des Adels betheiligt geweſen: er hatte jene Verſchwörungen und Empörungen, welche kein ſtarkes Königthum aufkommen ließen, oft genug ſelbſt mit gemacht. Wenn wir oben die Krone das Bündniß mit der Kirche zum Schutz gegen den weltlichen Adel ſuchen ſahen, fehlte es doch auch nicht an Conſtellationen, in welchen gegen einen künftigen König, der ſich dem Krummſtab nicht beugen und der allein mit dem Weltadel fertig werden wollte, letzterer ſich mit dem Episcopat verband, wider den pflichttreuen und ſelbſtbewußten Herrſcher: der Weltadel ermordete oder entthronte ihn und die Biſchöfe ſprachen ihren Segen dazu oder ſie beſchönigten das Verbrechen, weihten den zum Nachfolger gemeinſam mit dem Adel gewählten Schwächling und theilten ſich mit der Ariſtokratie in die Beherrſchung des Staates. Dieſe politiſche Conjunctur war gerade jetzt bei Svinthilas Entthronung und der Wahl der drei Pfaffenkönige Siſinanth, Kindila und Tulga wieder eingetreten: es war weder das erſte noch das letzte Mal. Aber dieſe Allianz des geiſtlichen und des weltlichen Adels war doch auf die Dauer keineswegs eine verläßliche: ſo mächtig auch die Verbreitung der näm=

lichen oder doch nahe verwandter oder verschwägerter Geschlechter durch die geistliche und weltliche Aristokratie jenes Band durch die Gemeinsamkeit der Familieninteressen verstärkte: in solchen Zeiten und aus solchen Gründen pflegen dann auch wol die Bischöfe die Interessen des Adels, gegen die Krone Partei nehmend, wie auf dem fünften und sechsten Reichsconcil zu Toledo geschehen war. Allein der Weltadel konnte sich bei der Theilung der politischen Siegesbeute doch leicht verkürzt fühlen: so auch jetzt: er spielte neben, richtiger nach den Bischöfen, doch nur die zweite Rolle unter diesen drei Bischofskönigen, zumal wenn, wie damals, kein Krieg den Ruhm und Werth der Palatinen durch den Glanz der Waffen in helles Licht setzte. Denn der geistliche Adel überragte im Frieden den weltlichen in allen Dingen: wie an Reichthum, so an Bildung, wie an Fertigkeit und Feinheit der Organisation, so an Zahl der Stimmen auf dem Reichsconcil (richtiger als: „Reichstag"), wie an Klarheit der Zwecke, so an kluger Wahl der geschmeidigeren Mittel: also in allen Stützen politischer Macht. Nicht gern aber begnügten sich der Weltadel oder doch einzelne seiner vornehmsten Familien und deren stolze Häupter mit jener zweiten Rolle im Staat: und waren auch ihre Beweggründe meistens ebenso selbstisch wie die der Bischöfe — manchmal mischte sich in das Trachten des Adels doch auch wie unwillkürlich ein wohlthätiges und gesundes, ob zwar zunächst nur kriegerisch empfundenes Widerstreben gegen die Herrschaft der Priester über das Heldenvolk Alarichs, Eurichs und Leovigilds, gegen den süßlichen Weihrauchqualm der Concilienbeschlüsse, der erschlaffend und verdumpfend durch Gesetze, Regierung und alle Zustände dieses Staates zog. Manneskraft wollten ihren gekrönten Werkzeugen die spanischen Bischöfe nicht einflößen: konnten sie aber auch nicht immer ersetzen: oft zwar stand an der Spitze des Episcopats ein gewaltiger Geist, der Kirche und Staat zugleich zu beherrschen Mannes genug war: wie Leander von Sevilla (s. unter Leovigild) oder Julian von Toledo (s. Wamba): aber an Tulga's Seite stand kein solcher geistlicher Beschützer. Ohne Blutvergießen gelang es K., den jungen Fürsten zu stürzen: er versammelte um sich sehr viele der „Senatoren", d. h. des gothischen und römischen Adels, sowie Anhang aus dem Volk und ließ sich zum König ausrufen, Tulga in ein Kloster bringen. Solang der eiserne Greis das Scepter führte, schwang er es in nerviger Faust, er wollte, Leovigild und Svinthila (s. diese Artikel) ähnlich, ein kraftvolles Königthum aufrichten, Episcopat und Adel der Krone voll unterwerfen. Der Zeitgenosse Fredigar ca. 660 schildert das in seiner naiven, aber drastischen Sprache „K. hatte die krankhafte Sucht (morbus) der Gothen, ihre Könige zu entthronen, scharf erkannt: war er doch selbst oft Theilnehmer an solchen Plänen gewesen: daher kannte er genau die unbotmäßigen Geschlechter und sicher wußte er sie zu treffen. — Da ließ er denn Alle, welche sich früher bei Vertreibung der Könige betheiligt oder in den Verdacht der Empörung gebracht hatten, mit dem Schwert ausrotten oder verbannen: 200 der Vornehmsten, 500 der Geringeren (d. h. Gemeinfreien) soll er auf diese Weise getödtet haben: ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugetheilt. Da flohen Viele, die ähnliche Strafen fürchteten aus Spanien zu den Franken oder nach Afrika, riefen dort um Hilfe und trachteten von da aus mit den Waffen zurückzukehren und Rache zu nehmen. Der König aber ließ nicht nach, bis er durch solche Strenge im ganzen Reich den Geist der Empörung gebrochen hatte: die Gothen waren von ihm gebändigt und wagten nicht mehr gegen ihn, wie sie es wider ihre Könige pflegen, sich aufzulehnen: dies Volk ist nämlich störrisch, wenn es nicht ein starkes Joch auf seinem Nacken fühlt". Die früher herrschende Auffassung, welche in Kindasvinth's Auftreten grundlose Willkür und Tyrannei erblickte, darf seit der Darstellung der ganzen westgothischen Geschichte, der poli-

tischen und der Verfassungsgeschichte in Könige der Germanen V. und VI. als überwunden gelten: in diesem Staat war die Herstellung eines kraftvollen Königthums gegenüber dem geistlichen und weltlichen Adel, die Errettung der in wirthschaftlicher Noth versinkenden Kleinfreien Lebensbedingung. Die hierauf gerichteten Strebungen Kindasvinth's erkennt man deutlich aus den Beschlüssen des von ihm berufenen und überherrschten siebenten Concils von Toledo vom J. 646, sowie aus seinen übrigen zahlreichen Gesetzen, aus welchen man, auch ohne jene ausdrückliche Angabe des Chronisten, ein völlig klares Bild von seiner Persönlichkeit und seiner inneren Politik zu gewinnen vermöchte. Auf jenem Reichsconcil wird die gefährliche Emigration der geflüchteten Großen kraftvoll bekämpft: die Frevel und die unsägliche Ueberhebung (superbia) der Empörer (tyranni), die Gefahren, welche sie zuletzt durch Flucht ins Ausland heraufbeschworen: nämlich die „Abreißung von Provinzen vom Reich und die unablässige Anstrengung der gothischen Truppen". Aber nicht nur der Laienadel, auch ein starker Theil der höheren Geistlichen war, im Bund mit der rebellischen Aristokratie, geflüchtet: auch gegen diese läßt der König durch die ihm treu oder doch in seiner Gewalt verbliebenen Bischöfe Absetzung, wie über die Rebellen insgesammt Verbannung und Gütereinziehung verhängen. Um die gefährlichen geheimen Verbindungen mit den Emigranten, zumal den Geistlichen, zu hemmen, wird der Verkehr mit denselben mit gleich schwerer Strafe bedroht. So zwang der kraftvolle König in späteren Gesetzen, die Bischöfe und Priester, welche in geistlichem Hochmuth und im Bewußtsein ihrer Herrscherstellung in diesem Reich die königlichen Gerichte verachtet hatten, auf Klagen der Laien vor jenen Gerichten Recht zu geben. Aber auch sonst führte er eine umfassende Reform des Gerichtswesens durch, namentlich in der Absicht, den kleinen Freien die Rechtshilfe des Staates zu sichern: ja er wies die Gerichte an, die Vermögensstrafen für die ärmeren Freien zu mildern, welche erschreckend rasch zu Schutzhörigen des geistlichen und weltlichen Adels herab sanken, während sie doch die natürlichen Stützen des Thrones gegen jene doppelte Aristokratie bilden sollten. Außerordentliche Rechtshilfe königlicher Beamten sollte, die Schranken der gewöhnlichen Grafschaftsgerichte überschreitend, sichere Vollstreckung der Urtheile auch gegen den Trotz der Großen gewähren: eine strenge Strafgesetzgebung stellte vielfach gleiches Maß für den stolzesten Palatin, wie für den kleinen Freien her. Er schaffte das Princip des „persönlichen Rechts" ab, wonach bisher (analog allen diesen Reichen) der Gothe nach gothischem, der Römer nach römischem Recht gelebt hatte, indem er, unter Aufhebung der Lex Romana Visigothorum (s. Alarich II.), auch die Römer fortab der Lex Visigothorum unterstellte. Darin äußert sich immerhin das Streben, die Einheit des Staates über den nationalen Zwiespalt der Bevölkerung hinaus kraftvoll zur Geltung zu bringen: Unterdrückung der Römer lag übrigens nicht darin, da das Gothenrecht im Laufe der Jahrhunderte (d. h. seit 506) völlig romanisirt und seit 586 völlig von katholischem geistlichem Recht durchdrungen war. (Ueber die Bedeutung dieser Maßregel und die Tendenzen der Einzelgesetze Kindasvinth's Könige, VII, S. 192 und westgothische Studien, S. 31.) Der Kirche gegenüber setzte K. zumal in der so wichtigen Frage der Verleihung der Bisthümer kraftvoll seinen Willen durch: so erhob er den bisherigen Archidiakon zu Saragossa, Eugenius, zum Metropoliten von Toledo, so lebhaft Bischof Braulio klagte, seine Altersschwäche könne jener Stütze nicht entrathen: geistvoll antwortet ihm der König, sein Bittschreiben selbst verrathe durch Kraft und Fülle der Gedanken, wie er gar keine Hülfe brauche. Uebrigens war der Herrscher nur ein Bändiger der Kirche, durchaus kein Gegner des Christenthums, vielmehr so fromm, daß er in der Umgegend eines angeblich (er beschenkte allerdings reichlich viele

Gotteshäuser) von ihm als Begräbnißstätte gestifteten Klosters San Roman (zwischen Toro und Tordesillas am Duero) noch im 16. Jahrhundert als Heiliger verehrt wurde. (Die hier verwahrte Biographie ist aber eine späte Fälschung.) Nach den ersten Jahren, in welchen außer den Kämpfen mit dem verbündeten Junker- und Priesterthum, Seuchen, Dürre, Mißwachs Spanien heimgesucht hatten, folgte eine Zeit friedlichen Behagens, da das Land aufblühte in der durch den starken Fürsten gesicherten inneren Ruhe. Da pflag dieser, für einen Laien jener Tage von seltener Bildung, besten Einvernehmens mit der treu gesinnten Geistlichkeit: er schickte einen gothischen Priester, Tajo, nach Rom, gewisse Werke des Papstes Gregors des Großen (den Commentar zum Buch Hiob), von denen keine Handschrift mehr in Spanien zu finden war, vom Tiber zu holen; er forderte den genannten Eugenius auf, die Gedichte des Afrikaners Dracontius neu zu bearbeiten und zeichnete den als Gelehrten und Dichter Gefeierten vielfach aus. Aber dieser falsche und undankbare Priester verfaßte, nach dem Tode des von ihm bei Lebzeiten, in Lobgedichten verherrlichten Königs, eine bösartige Schmähung auf den gewaltigen Bischofsbändiger. Es gelang K., die Gefahren eines Thronstreites nach seinem Ableben dadurch zu beschwören, daß er schon 649 die Erhebung seines Sohnes Rekisvinth (s. den Art.) zum Mitregenten (und Nachfolger) durchsetzte: schon im höchsten Greisenalter stehend überließ er diesem fortab das Regiment fast völlig und starb bald darauf am 1. Oct. 652.

Dahn, Könige der Germanen, V, VI. Würzburg 1870, 1871, und westgothische Studien, Würzburg 1874 a. a. O., daselbst vollzählig die gesammte Litteratur bis 1873. Dahn.

Kinder: Johann K. von Friedenberg, † am 30. April 1740 in Hermannstadt als Bürgermeister der Stadt und des Stuhles, damit zugleich Provinzialconsul der sächsischen Nation in Siebenbürgen, viel verwendet in den öffentlichen Angelegenheiten dieser, zugleich als Schriftsteller thätig, wurde am 15. December 1672 in Hermannstadt getauft, eines Wollenwebers Sohn. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dem ungarischen Collegium in Enyed vorgebildet, bezog er 1693 die Universität Wittenberg, wo er nach gerade zweimonatlicher Reise am 7. Juli anlangte. K. hat die lange Fahrt in 500 lateinischen Distichen anziehend beschrieben („Hodoeporicum topographicum“, Wittenbergae 1693, Typis Martini Schultzii). Ein, Kindern aufgedrungener Zusammenstoß mit einem Commilitonen auf der Straße, in dessen Folge dieser Tags darauf an den empfangenen Wunden starb, zwang den Thäter im März 1695 von Wittenberg zu fliehen. Nach weiteren juridischen, zum Theil auch medicinischen Studien kehrte K. aus Deutschland nach Hermannstadt zurück und trat in den Dienst seiner Vaterstadt, damit zugleich der sächsischen Nation ein, in deren höchsten Stellen — von 1695 an als Bürgermeister, von 1700 als „Comes“ — eben Johann Zabanius, seit 1698 des heiligen römischen Reiches Ritter Sachs von Harteneck, die schwere Arbeit begann, sein nach Jahrhunderte langen Wirren „von der türkischen Barbarei und dem schweren Joch des ungarischen Fürstenthums endlich erlöstes“, Volk mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, durch Stärkung desselben zugleich Siebenbürgen untrennbar an das Haus Oesterreich anzuschließen und damit dem ganzen Lande die Wohlthat der so lang entbehrten Rechtsordnung, sowie die Möglichkeit menschenwürdigen Fortschritts zu schaffen. Das scharfe Auge des Reformators fiel bald auf K., der als Secretär in seine Nähe und in sein Vertrauen kam und in den Organisationsarbeiten für das Sachsenland, sowie in den harten Kämpfen auf den Landtagen jener Jahre ersprießliche Verwendung fand. Diese Verbindung mit Harteneck verwickelte K. in das tragische Geschick desselben; als der energische Führer der Sachsen und Vorkämpfer für Oesterreich dem Haß seiner nationalen und poli-

tischen Gegner am 5. December 1703 zum Opfer fiel, hatte der willenlose Rath von Hermannstadt auch seinen Secretär K. zum Tod verurtheilt; die Intervention des commandirenden Generals hemmte das bereits gezückte Schwert des Henkers. Einige Jahre später betritt K. wieder die politische Laufbahn. Im Februar 1712 wird er Präsidialsecretär („Amanualis"); zu Anfang 1713 räumt ihm der Rath wieder die alte Stelle in der Communität (unter den Stadtverordneten) ein, am 26. Sept. 1714 stellt Karl VI. durch ein eigenes Rescript förmlich seine Ehre wieder her. Nun steigt der reich begabte und wohlunterrichtete Mann rasch aufwärts. Im October 1716 wird er Rathsschreiber, im September 1719 wirkliches Mitglied des Rathes; in jener Eigenschaft nahm er seitens der sächsischen Nation Theil an einer Huldigungsdeputation, die den Prinzen Eugen von Savoyen 1716 bei der Belagerung Temesvars begrüßte und freute sich unter den Kugeln der Feinde des fortschreitenden Angriffes, der die starke Veste endlich zum Fall brachte. Da lernte ihn Eugen kennen, um ihm später, dem Nichtvergessenen, wiederholt in siebenbürgischen Angelegenheiten zu begegnen; vielleicht war es sein Einfluß, der K. am 2. Sept. 1720 das Adelsdiplom mit dem Prädicat von Friedenberg verschaffte; mindestens ist jener Begegnung vor Temesvar darin gedacht. In der Folge ist K., der 1734 zum Stuhlsrichter, 1739 — gegen den Willen des commandirenden Generals, Fürsten Lobkowitz — zum Bürgermeister von Hermannstadt gewählt wurde, 1736 den Titel eines kaiserlichen Rathes erhielt, wiederholt in öffentlicher Sendung in den Berathungen der sächsischen „Universität" — der Gesammtvertretung der Nation — und auf siebenbürgischen Landtagen thätig gewesen; die langen Jahre 1726 bis 38 hat er mit geringen Unterbrechungen als Abgeordneter zunächst der Stadt und des Stuhles Hermannstadt, dann in redlicher Vertretung der Interessen der gesammten sächsischen Nation in Wien zugebracht. Für diese nämlich, wie für jene hatten die Tage des Leidens, des Kampfes, der Bedrückung mit der Herrschaft des, wie sie an den Kardinal Kollonitsch 1701 schrieben, „seit unzählbaren Jahren sehnlichst erwünschten deutschen Landesfürsten" nicht aufgehört. Denn Siebenbürgen war in die neue Ordnung der Dinge fast als ein menschenleeres Trümmerfeld eingetreten; die Rakoczische Rebellion fügte zur alten Verwüstung neue hinzu; als nun die neue Zeit an die so dringende Heilung der bösen brennenden Wunden gehen sollte, da stießen plötzlich nicht nur die einheimischen alten, so tief wurzelnden nationalen und Classengegensätze wieder aufeinander, sondern wurden noch durch einen früher nicht vorhandenen, von außen importirten und genährten kirchlichen Gegensatz traurig verbittert und gesteigert. Die vollste Wucht des alten und des neuen Kampfes aber traf die Sachsen. Die Magyaren warfen ihnen immer wieder vor, sie seien ein „fremdes Volk" im Lande; der Adel wollte die schwerste Last des Staates in Steuern und vielnamigen Leistungen stets ihnen, dem bürgerlichen, gewerb- und handeltreibenden Volk aufladen; die gegen das Gesetz neu hereingekommenen Jesuiten griffen die evangelische Kirche desselben heimlich und offen an, mißbrauchten die Macht des Staates zu schamloser Belohnung des Abfalles und versuchten überall in die alte sächsische Verfassung Bresche zu legen. In solcher Bedrängniß stand die Hoffnung der sächsischen Nation immer nur auf dem Kaiser. „Eure kaiserliche Majestät werden nicht zugeben, daß der sächsische Stand dem Untergang entgegengeführt und das deutsche Gedächtniß in Siebenbürgen vollends ausgetilgt werde": das ist trotz vielfacher Enttäuschung ihre unerschütterliche Ueberzeugung, daraus erwächst mit jene nie ermüdete Kraft, die pflichtgemäß Alles thut, daß „dieses arme übrige noch wenige Handvoll teutsches Volkes, welches in diesem äußersten Winkel der Christenheit zwischen denen anderen unteutschen Nationen sich noch kaum reget und Athem holet, dem endlichen gänzlichen Untergang" doch

entrissen werde. In solcher Noth und in solcher Hoffnung entsandte Hermannstadt im Juni 1726 seinen „kenntnißreichen und erfahrenen" Rathsmann K., der „in einer langen Reihe von Jahren dem Gemeinwesen seine Dienste geleistet", an das kaiserliche Hoflager in Wien. Dort sollte er den Ernst des Bibelwortes an entscheidender Stelle darlegen: „Herr, hilf uns, wir verderben" und eine Erleichterung der Last erwirken, wenn man anders wolle, daß die Nation für den Dienst der Krone weiter erhalten bleibe. Für Hermannstadt handelte es sich zunächst insbesondere um die oft angesprochene Vergütung der schweren Leistungen, die die Stadt während der „Rakoczischen Rebellion" der kaiserlichen Sache durch Geld und Naturalien „in alter Treue" dargebracht hatte, um den Ersatz der schweren Kosten, die die Stadt jährlich unter dem Titel „Serwis" an außerordentlichen Prästationen für das kaiserliche Militär aufbringen mußte — sie betrugen im J. 1730 z. B. 19 880 rhein. Gulden und 47 Kr. — um Ordnung des Kasernenwesens, um Herstellung der Befestigungen um Hermannstadt und im Rothenthurmpaß, um wichtige Handels- und Gewerbsangelegenheiten, um Abwendung einer von den Katholiken neuerdings gestellten Forderung, betreffend die Abtretung einer zweiten Kirche. Es kam später noch mehr und schwereres hinzu, das seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Unter dem Titel „Verbesserung der Rechtspflege" brachten die Jesuiten 1731 ein Project auf den Landtag, das die gesetzlich bestehende Union (die Gleichberechtigung) der vier recipirten Kirchen „wie ein Pestübel" vertilgen wollte, den Besuch ausländischer Universitäten, die Einführung ausländischer Bücher verbot, die ganze Grundlage der siebenbürgischen Verfassung über den Haufen warf. Nach dem Tod des Comes Andreas Teutsch (1730) wollte dieselbe Partei einen Renegaten, einen katholisch gewordenen Mann der Nation octroyiren; ähnliche Vergewaltigungen in der Besetzung von Beamtenstellen wurden auch im Gubernium und in mehr als einer sächsischen Stadt mit Glück versucht. Die ersten Angriffe auf den Zehntbesitz der evangelischen Kirche traten hervor; der widrige Streit auf den Landtagen um die gegenseitige Mehrbebürdung mit Steuern nahm kein Ende. Unter solchen Verhältnissen das gute Recht seiner Nation ins Licht zu setzen, zu vertreten, zur Geltung zu bringen, weilte denn K. jene langen Jahre fast unausgesetzt in Wien, mit den bedeutendsten Staatsmännern, so Eugen von Savoyen, in ernstem Verkehr, den Versuchen Einzelner, wie des Grafen Nesselrod, ihn durch Aussicht auf persönlichen Gewinn zum Abfall von seiner Kirche zu bestimmen, mit starker Entschiedenheit begegnend, durch keine Schwierigkeit entmuthigt. Er glaubte an das kaiserliche Wort, das Karl VI. in der Audienz vom 19. August 1727 nach seinem Hinweis auf die alte Treue der Sachsen zu ihm sprach: „Ich will, daß der Nation Gerechtigkeit zu Theil werde". Wenn trotz alledem der Erfolg nicht immer den Anstrengungen Kinder's entsprach — des rechtmäßig gewählten Comes Simon Bausner Bestätigung wurde 1732 doch durchgesetzt — so war das in der geheimen Macht der Gegner begründet, die die Erstarkung des sächsischen Gemeinwesens zu hemmen von den verschiedensten Motiven bestimmt wurden; selbst der siebenbürgische Hofkanzler sah den Aufenthalt des sächsischen Abgeordneten in Wien nur ungern. Dafür ist mit seinem Namen ein Ereigniß verknüpft, das für seine Nation eine überaus bedeutsame Stärkung ihrer Lebenskraft geworden ist, der Anfang der deutschen Masseneinwanderung ins Sachsenland im 18. Jahrhundert. Die jammerreiche siebenbürgische Fürstenzeit mit ihren Innerkriegen, mit den zahlreichen Türken- und Tartareneinfällen, mit Pest und Hungersnoth hatte vor allem die deutsche Bevölkerung schwer getroffen; sie war in entsetzlicher Weise, wie die von der neuen Regierung durchgeführten statistischen Aufnahmen lehren, zusammengeschmolzen; viele Dörfer waren verfallen, ganze Landstriche fast

menschenleer. Mit diesem Niedergang deutschen Lebens an der fernen Ostgrenze des für das Haus Oesterreich neu gewonnenen Landes traf es zusammen, daß an der Westgrenze seiner alten Erblande in Oesterreich, in Kärnthen, in der Steiermark, das altverborgene evangelische Leben, innerlich gekräftigt durch die Bedrückung und Austreibung der nahen Salzburger Protestanten wieder erwachte und sich regte. Wie die Regierung demselben hindernd entgegentrat, nahm sich das Corpus Evangelicorum in Regensburg der bedrängten Glaubensgenossen an; schon 1723 ist es in dieser Sache thätig, beschwert sich 1724, daß „schlechte Bauersleute“ aus Kärnthen wegen ihrer evangelischen Religion „in Eisen und Bande“ gelegt werden und nimmt die „Wohlthat der Auswanderung“ für sie in Anspruch. Wer den ersten Anstoß gegeben, der diese in das siebenbürgische Sachsenland leitete, ist noch nicht sichergestellt: gewiß ist, daß der Rath von Hermannstadt schon im August 1726 50 Familien aus Franken, die sich in der Nähe von Debrezin niedergelassen und besserer Lebensart wegen nach Siebenbürgen zu kommen Lust hätten, — „Handwerker- und Bauernstandes, freie Leute deutscher Nation“ — werthvolle Rechte und Vortheile zusicherte, um sie zur Ansiedelung hier „auf königlich freiem Grund und Boden“ zu bestimmen. In Wien selbst erwachte gleichfalls das Verständniß von der Bedeutung, die die Aufnahme der Salzburger Emigranten in Preußen dem jungen Königsthrone gegeben; der Gedanke lag nahe, jene Volkskraft dem eigenen Herrschergebiete nicht verloren gehen zu lassen, deren Austreibung andererseits wieder nur böses Blut machte. So reifte der Entschluß, sie dem Sachsenland in Siebenbürgen zuzuführen, wo sie freie deutsche evangelische Bauerngemeinden mit Kirche und Schule fanden. Die Verhandlungen, die diesbezüglich zwischen dem Wiener Hof und der sächsischen Nation stattgefunden, kennen wir nicht genau; doch übernahm K., nachdem schon im October 1733 24 Familien aus Kärnthen nach Siebenbürgen abgegangen waren, am 10. Juli 1734 in Klosterneuburg 47 protestantische Familien, die aus dem Salzkammergut auswandernd in Linz zu Schiff gestiegen waren, um dieselben „wie Ihre kaiserliche Majestät aus angeborener allerhöchster Clemenz gesonnen wären, als neue Bekenner der Augsburgischen Confession und Religion in Dero Fürstenthum Siebenbürgen sonderlich unter die deutsche und sächsische Nation zu translociren“. Seine Aufklärungen über das, was sie dort erwarte — sie kämen zu Deutschen, zu Evangelischen, die ihnen angewiesenen Dörfer, Großau und Neppendorf lägen in der unmittelbaren Nähe von Hermannstadt, seien von guter, gesunder Luft und fruchtbarem Boden — beruhigten die ob des unbekannten Landes Besorgten; K. selbst ging zu Schiff bis nach Ofen mit ihnen, von dort aber nach Hermannstadt voraus, um das Erforderliche zu ihrer Unterbringung mit vorzubereiten. Hier im August „von geistlichen und weltlichen Herren mit Freuden empfangen“, konnten die in der neuen Heimath Angekommenen in die verlassene bald gute Kunde senden: „Wir haben, Gott sei Dank, gute, eifrige evangelische Regenten und Obrigkeiten, die uns sowol in geistlichen, als leiblichen Sachen Schutz tragen und einem jedweden nach Stand und Vermögen zum weiteren Fortkommen helfen. Wir haben auch, Gott sei Lob, gute evangelische Prediger, die uns das reine Wort Gottes klar vortragen“. Noch im Spätjahr 1734 folgten fast 100 Familien aus Kärnthen. K., bald wieder nach Wien zurückgekehrt, war in der Sache der Aus- und Einwanderer unausgesetzt thätig. Im October 1735 gingen abermals 20 Familien, 93 Köpfe stark aus Oberösterreich nach Siebenbürgen ab, fast dieselbe Zahl folgte im November 1735; 72 zogen aus Kärnthen im Juli 1736 hinab, an welche im August und November sich wieder Oesterreicher reihten; 1737 und 38 folgten neue Abtheilungen aus Oesterreich und Kärnthen.

K. sorgte, daß durch seine Vermittlung den Einwanderern ihr Vermögen nachgeschickt wurde. In den beiden Jahren 1736 und 37 hat er nicht weniger als 15 718 Gulden 51 Kr. an sie abgesandt. Kinder's wissenschaftliche Thätigkeit steht vorzugsweise im Dienst der politischen Fragen, die seine Nation beschäftigten und bedrängten. Seine, wenngleich nie gedruckte, doch unvergessene Abhandlung: „De comitibus . . in specie vero et ex professo de origine, officio et dignitate comitis Saxonum seu judicis regii Cibiniensis in Transsilvania“, ist im October 1697 geschrieben, als nach dem Tod des Comes Valentin Frank die Frage, wie das Amt zu bestellen sei und was im Wirkungskreis desselben liege, brennend geworden war. Sie enthält die erste wissenschaftliche Erörterung dieses Gegenstandes und ist zugleich das erste Ehrendenkmal, das die heimische Litteratur den sächsischen Nationsgrafen von Pemfflinger an gesetzt hat. Die historische Skizze: „Idea principum Transsilvaniae duorum saeculorum“ gibt die Reihenfolge der siebenbürgischen Fürsten von 1526 an mit kurzen Bemerkungen und wurde 1734 dem Kaiser übergeben. Wol dieselbe Bestimmung hat „Ruina Transsilvaniae seu brevis et diplomatica descriptio nationis Saxonicae in Transsilvania“ gehabt, eine im Namen der sächsischen Nation verfaßte Darstellung ihres damaligen Zustandes, die dem Verderben Preis gegeben sei, „wenn nicht Gott und der Kaiser sich ihrer erbarme“.

Mittheilungen über Kinder finden sich in Seivert's Geschichte der Hermannstädter Bürgermeister (Siebenbürgische Quartalschrift, Bd. II, Hermannstadt 1793), dann in dessen Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten (Preßburg 1785) und daraus mit einigen Zusätzen in Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. II, Kronstadt 1870; in K. Schuller, Aus vergilbten Papieren, Hermannstadt 1863; K. Fabritius, Bilder aus der inneren Geschichte Hermannstadts im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Bd. VI (Kronstadt 1863); Zieglauer, Harteneck, Hermannstadt 1869. Hier wurden noch benützt unter anderem die Hermannstädter Rathsprotokolle und Kinder's Tagebücher aus der Zeit seines Wiener Aufenthaltes.

G. D. Teutsch.

Kinderen: Leonhard K. (der K.), Buchdrucker zu Emden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber seinen äußeren Lebensgang, auch sein Geburts- und Todesjahr finden wir keine Ueberlieferung, doch scheint es nach seinem Namen wahrscheinlich, daß er aus Holland eingewandert war. Auch von seiner typographischen Thätigkeit liegen uns nur Zeugnisse aus den J. 1560—63 vor, die mit seinem Namen versehen sind. Als sein Gesellschafter erscheint für einige Drucke in diesen Jahren ein „Bieskens“, dessen Verhältnisse ebenso wenig bekannt sind. Das Insigne des K. war eine Druckerei auf einem Seeschiffe, was der holländische Schriftsteller Pars in seinem Index Batavicus für die Angabe des Druckortes selbst ansah und S. 231 meint „Een Drukkery op een Schip in See, toe te stellen, is wat seldsaams“, ein Mißgriff, den schon Harkenroht (Oostfriesche Oorsprongkelykheden, S. 341) tadelnd bemerkte. K. befaßte sich hauptsächlich mit dem Drucke von Bibeln in ostfriesischer Mundart und als solche ließ er zwei Ausgaben derselben 1560 und 1563 erscheinen. Zu den typographischen Merkwürdigkeiten aus seiner Presse zählt der Druck einer Bibel von 1562, welche den Namen der „Deux-As-Bibel“ führt, so benannt wegen einer auffallenden Randbemerkung zu Nehemia 3, 5. In diesem Drucke gibt er auch seine Wohnung an „by Leenard der Kinderen te Emden in 't Schip op de Nord-See“, eine Angabe, welche den obigen Irrthum in Betreff seiner Offizin zur Evidenz beweist, obgleich neuere Schriftsteller wiederum in denselben gefallen sind.

Meiners, Oostvrieschlands kerkelyke Geschied., I, 364. Wiarda, Ostfries. Geschichte, III, 53. Grotefend, Gesch. d. Buchdruck. in Hannover und Braunschweig, Bl. 40. J. Franck.

Kinderling: Johann Friedrich August K., Mag. der Phil., wurde zu Magdeburg im J. 1743 geboren; er wurde im J. 1768 erst Lehrer und dann im J. 1770 Rector zu Klosterbergen, darauf im J. 1771 Prediger zu Schwarz bei Kalbe und war seit dem J. 1774 in Kalbe selbst erst Diakonus und hernach Pastor. Er starb hier am 28. August 1807. — K. hat sich schriftstellerisch auf verschiedenen Gebieten der Theologie und der Philologie, namentlich der deutschen, verdient gemacht. An den Streitigkeiten, welche in Folge der Einführung des Berliner Gesangbuches vom J. 1780, des sogenannten Mylius, stattfanden, betheiligte er sich durch einige anonyme Broschüren, in welchen er für die Nothwendigkeit, „die alten Kirchengesänge zu verbessern“, eintrat, allerdings mit Gründen, die nur die formale Berechtigung dazu hervorhoben und den Kern der Sache nicht trafen. Besonders hervorzuheben sind seine Arbeiten zur Geschichte der deutschen Sprache, namentlich im Mittelalter. Sein Werk: „Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattdeutschen Sprache, vornehmlich bis auf Luther's Zeiten, nebst einer Musterung der vornehmsten Denkmale dieser Mundart“, Magdeburg 1800, erhielt von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen den Preis, den dieselbe auf die beste Lösung dieser Aufgabe gesetzt hatte. Schon einige Jahre vorher hatte eine andere Schrift von K.: „Ueber die Reinigkeit der deutschen Sprache und die Beförderungsmittel derselben mit einer Musterung der fremden Wörter und anderen Wörterverzeichnissen“, Berlin 1795, von der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den zweiten Preis zuerkannt bekommen; seine hier ausgesprochenen Vorschläge, für Fremdwörter echte deutsche zu setzen, wären für Puristen noch immer beachtenswerth. Wie Richter und wahrscheinlich nach ihm Rotermund mittheilen, sollen sich in den zu Altona 1786 herausgekommenen „Neuen Aufsätzen zur Aufklärung und Bildung aller Stände“, die dem Unterzeichneten bisher nicht erreichbar waren, zwei Lieder von ihm befinden, nämlich ein Weihnachtslied: „Wie herrlich strahlt in dunkler Nacht“, und eine Bearbeitung des Gellert'schen „Gott ist mein Lied“; und zwar als Proben einer ganzen Sammlung von 33 neuen und 13 veränderten Liedern, die das Unglück hatte, in der Buchhandlung, der sie der Verfasser zum Druck gesandt hatte, verloren zu gehen.

Vgl. Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. XXIII, Kiel 1796, S. 452 ff.; Bd. LVIII, Berlin und Stettin 1801, S. 236 ff. Richter, Allg. biographisches Lexikon geistlicher Liederdichter, S. 186. Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 342—348; hier ist auch ein weitläufiges Verzeichniß seiner Schriften und seiner in Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen. —

Mit unserem K. darf nicht verwechselt werden sein Sohn Johann Friedrich K., der am 19. März 1775 zu Kalbe geboren ist und Prediger der Colonien Beutel und Densow in der Uckermark war. Dieser hat unbedeutende Texte zu Oratorien geschrieben und unter dem Pseudonym A. Freier das Buch „Anti-Lafontaine oder kleine Romane“, Leipzig 1800, erscheinen lassen; ferner gab er nach dem Tode seines Vaters auch von dessen Werken noch einige, z. B. „Betrachtungen über die zu verbessernden Kirchenlieder“ heraus.

Vgl. Neue allg. deutsche Bibliothek, Bd. LI, Kiel 1800, S. 322 f. Fr. Raßmann, Lexikon deutscher pseudonymer Schriftst., Leipzig 1830, S. 63. Bertheau.

Kindermann: Balthasar K. wurde am Palmsonntag 1636 (16. März gregorianischen Kalenders) zu Zittau als Sohn des „vornehmen Bürgers und

Brauers", nach anderen Nachrichten Schwertfegers Bartholomäus K. geboren. Nachdem er sich daselbst unter der Leitung von Elias Weisius auf das Studium der Theologie vorbereitet hatte, wurde er am 1. Juli 1654 unter dem Rector August Buchner († am 18. October 1654) an der Universität Wittenberg immatriculirt. Fleißig widmete er sich den philosophischen Studien, errang sich 1657 den Magistertitel und bewährte sich nicht minder eifrig als Theologe, ein rühriger und unverdrossener Kämpfer bei den akademischen Disputationen. Seine Kenntnisse im Hebräischen erwies er noch später durch eine „Dissertatio de voce בגד". Auch in der Poesie that er sich durch verschiedene Gelegenheitsgedichte frühzeitig hervor und ward darum von Johannes Rist zum kaiserlichen Poeten gekrönt (spätestens im Beginn des J. 1658) und in seinen 1660 gestifteten Elbschwanorden unter dem Namen Kurandor aufgenommen. 1659 wurde er Conrector, 1664 Rector der Schule zu Alt-Brandenburg. 1667 wurde er als Diakon an die St. Johanneskirche in Magdeburg berufen. Von da ging er 1672, nachdem er ein Jahr zuvor eine Vocation nach dem nahen Städtchen Groß-Salze abgelehnt hatte, als Pastor an die Kirche zu St. Ulrich und Levin in Magdeburg über und wirkte hier, allmählich zum Senior, Assessor und Scholarchen aufsteigend, 34 Jahre bis zu seinem Tode am 12. Febr. 1706. Neben mehreren Predigten veröffentlichte er eine Reihe halb erbaulich-didaktischer, halb poetischer Schriften, die sämmtlich in den ersten Jahren seiner philologisch-theologischen Thätigkeit entstanden. In denselben erscheint er von seinem Gönner Rist, den er in Prosa und Versen zu verherrlichen nie müde wird, sowie von den Dichtern der Nürnberger Schule, namentlich Harsdörffer, abhängig und überhaupt unter dem Einfluß der durch Opitz bewirkten litterarischen Reform, als Dichter ohne Originalität und Selbständigkeit, von nur geringer künstlerischer Begabung. 1658 gab er seinen (bereits 1657 verfaßten) „Lobgesang des Zerbster Bieres, in welchem die Würde, Kraft, Lieblichkeit und Mißbrauch desselben fürgestellet wird", zu Wittenberg heraus. Schon damals war nach der Vorrede dieses ziemlich frischen Lobgesanges auch die (1660 gedruckte) „unglückselige Nisette" vollendet. In demselben J. 1660 übertrug er den „Ineptus orator" von Johann Balthasar Schupp „mit Einwilligung seines Meisters" in ein von augenfälligen Fehlern nicht freies, im ganzen aber den Sinn des Originals klar und einfach ausdrückendes Deutsch. Als Anhang zu seinem „Deutschen Redner" erlebte der „Ungeschickte Redner" mehrere Auflagen. Eine weitere Probe seines Uebersetzertalentes lieferte 1662 die Verdeutschung von „C. Sallustii Crispi römischer Geschichtbeschreibung", welche sämmtliche erhaltene Schriftstücke des lateinischen Autors gegenüber der allzu wörtlichen Uebertragung Wilhelm von Kalcheims, genannt Lohausen, in einer fließenderen und allgemein verständlicheren Sprache wiedergeben sollte. Vorher schon war 1661 zu Jena „Kurandors Schoristenteufel" erschienen. In zwei „Gesichten" schildert K. hier die Qualen, welche die verschiedenen Sünder und Schoristen (eigentlich Studentenausdruck = die eben vorgerückten Pennalen, die ihre jüngeren Genossen necken und quälen, dann überhaupt = Peiniger, „Bauernplacker") in der Hölle zu leiden haben; erbauliche Mahnrede und Beschreibung der mancherlei Laster mit Beispielen aus der heiligen und profanen Geschichte und Sage wechselt unter einander, in ungemein klarer und gewandter Prosa vorgetragen. Gleichfalls 1661 erschien zu Zeitz „Die böse Sieben, von welcher heut zu Tag die unglückseligen Männer grausamlich geplaget werden", und zu Frankfurt a. O. „Der deutsche Redner", Kindermann's gelesenstes Werk, das bereits 1662 eine zweite, reich vermehrte, 1665 eine dritte Auflage erlebte und noch 1680 vollständig umgearbeitet und „nach heutiger politischen Redensart gebessert", von dem „Spaten" neu herausgegeben wurde, eine ausgiebige Mustersammlung von Reden und

Briefen, deren man sich bei den mannigfachen Anläßen des täglichen Lebens, bei Brautwerbung, Verlobung und Hochzeit, Kindtaufe und Begräbniß, bei Einladungen, Glückwünschen, Bitt-, Dank- und Trostschreiben u. dgl. mehr zu bedienen hat, wohl gegliedert nach den Ständen, denen der Redende oder der Angesprochene angehört. Ein ähnliches Lehrbuch der Dichtkunst sollte der 1664 zu Wittenberg herausgegebene „Deutsche Poet“ sein. Neben allgemeinen Erörterungen und Regeln über das — ziemlich äußerlich aufgefaßte — Wesen und „nothwendige Zugehör“ der Poesie bringt auch dieses Werk eine Musterlese der verschiedenartigsten Gelegenheitsgedichte, theils eigene Versuche Kindermann's, theils Stücke von Opitz, Fleming, Rist, Tscherning, Dach und andern, aus deren Zergliederung nach nüchternen Verstandesbegriffen ein sklavisch dem Muster nachgebildetes Schema für weitere poetische Leistungen derselben Gattung gewonnen wird. Die Vorschriften über gewisse sprachliche und metrische Formen und Künsteleien bekunden das Studium von Harsdörffer's „poetischem Trichter“, sowie die Theilnahme an den Bestrebungen dieses und anderer Zeitgenossen für die Regelung der Grammatik und der Orthographie. In weitaus größerem Maße, als hier, hatte K. in seinem ein Jahr früher erschienenen, 1664 wieder aufgelegten „Buch der Redlichen“ die Gelegenheit ergriffen, seine zahlreichen, in Abschriften oder Einzeldrucken bekannten Gedichte in einem breiteren Rahmen zu sammeln. Die äußere Form einer Reisebeschreibung gestattete dem Verfasser, in den Gesprächen der Reisenden alle möglichen Kenntnisse von Ethnographie und Geographie, Geschichte und Sage, selbst von den Naturwissenschaften und einzelnen bürgerlichen Gewerben auszukramen, diätetische Vorschriften zu ertheilen, halb philosophische Fragen zu behandeln; die Absicht zu lehren schaut überall hervor. Unter den poetischen Versuchen, meist Gelegenheitsgedichten der herkömmlichen Art in den mannigfaltigsten lyrischen Formen — sogar die antike strophische Gliederung wird in Reimen nachgebildet — und geistlichen Liedern in einem etwas edleren Stil von einfacherem und natürlicherem Charakter, ragt das mythologische Schäferspiel „Die kreißende Kleanthe“ in fünf Acten ohne alle dramatische Entwickelung, aber in wechselreichen, leichten Versen und „Der neugeborne Jesus“ hervor, eine epische Darstellung der Geburt Christi mit lyrisch-didaktischen Betrachtungen über die religiöse Bedeutung derselben. Auch einige wenige Uebersetzungsproben aus Horaz, Properz und Martial finden sich darunter. — Von ferneren Schriften Kindermann's wird unter anderen noch ein „Christlicher Student“ (spätestens 1663 erschienen) und ein „Christlicher Redner“ genannt.

M. Friedrich Gottlieb Kettner, Clerus Johanneus Magdeburgensis und Clerus Ulrico-Levinianus (Magdeburg 1728). — Karl Goedeke, Grundriß z. Geschichte der deutschen Dichtung. — Mittheilung aus dem Wittenberger Universitätsalbum. (Durch die Güte der Herren Professoren Dr. R. Haym in Halle und Dr. G. Hertel in Magdeburg.) Franz Muncker.

Kindermann: Dominik K., Maler, geb. 1746 zu Schluckenau im Norden von Böhmen, † in Schönlinde am 9. Juni 1817, zeigte unter den ähnlichen localen Verhältnissen wie Leop. Friese und Jak. Ginzel von Haus aus den gleich ursprünglichen, durch nichts zu bändigenden Malertrieb und auch die damit parallel laufende Abneigung gegen den im Vaterhause erbsässigen Gewerbebetrieb. Gleicherweise widerspenstig gegen die Schulbank, gab es schließlich zur Herstellung des Friedens nur mehr noch das Mittel des in die Lehre thuns bei fremden Leuten. Diese hatte sich der unruhige Junge selbst ersehen und zwar in Böhmisch-Kamnitz bei einem Vergolder, in dessen Schaufenster ihn einige Gemälde gar so verlockend angeblickt hatten. Allerdings der Meinung, daß er sofort auch solche Bilder malen lerne, blieb es aber jahrein, jahraus beim Bereiten von Kreide-

grund, Anstreichen und Vergolden von Rahmen, für welche überdies die Gemälde aus Prag bezogen wurden. Getäuscht sonach in seiner Erwartung, hatte K. darüber endlich doch die Fährte für sein Ziel entdeckt. Als solches galt ihm jetzt die Landeshauptstadt mit dem zu Hause oft genannten „Onkel Klein“, einem ehrsamen Bildhauer. Nach Kurzem bei diesem vorsprechend, gab derselbe dem Anliegen Kindermann's, Maler werden zu wollen, insofern Folge, als er ihn dem jener Zeit in großem Ansehen stehenden Jesuitenmaler Ign. Raab zuführte. Ueber das große Talent wol bald im Klaren, erkannte der vielbeschäftigte Raab indeß doch auch, K. bedürfe zur Sicherung seiner Zukunft des Anschlusses an eine seine Gesammtbildung umfassende Kunstschule und veranlaßte darum 1763 dessen Uebertritt an die Wiener Akademie. Gleichzeitig empfahl er ihn dem Patronatsherrn von Schluckenau, Grafen Ferdinand Harrach. Der Kunstlauf Kindermann's war nun ein ziemlich glanzvoller, denn rascher Entwickelung ein fertiger Maler geworden, wozu die Aneiferung des Grafen Harrach durch Bestellung von Copien nach Gemälden vorzüglicher Meister nicht wenig beitrug, entsendete ihn dieser behufs der letzten Weihe schon 1769 mit entsprechender Unterstützung nach Italien. In Rom dann zu Mengs in gute Beziehung gekommen, übertrug ihm dieser die Ausführung eines großen Altargemäldes, St. Pius vorstellend, durch welches sich K. zugleich die Anerkennung aller in Rom weilenden deutschen Künstler erwarb. — Aus einem während seiner Reisezeit geführten Skizzenbuche (im Besitze des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen) ergibt sich, daß K. 6 Jahre in Rom verbrachte und im Sinne Mengs besonders die Vorbilder der Eklektiker studirte; auf Wunsch des Grafen Harrach zeitlang auch im Königreich beider Sicilien dem Studium der in Herculanum und Pompeji entdeckten Wandmalereien oblag und 1777 nach Wien zurückkehrte. — Sein erstes hier in Angriff genommenes Gemälde war das lebensgroße Bildniß seines Protectors, Grafen Ferdinand Harrach, das später ins Schloß Namiest in Mähren überging. An dieses reihten sich viele andere Familienporträts und mehrere Altargemälde für Patronatskirchen. — Ein prüfender Blick über die Werke der Folgezeit läßt freilich wahrnehmen, daß die von K. nach der Romfahrt gehegten Erwartungen so wenig als die seitens der Kunstfreunde gestellten Anforderungen vollkommene Befriedigung fanden. Namentlich steht sein Schaffen nach Außen in keinem normalen Verhältnisse zu der noch in Wien verlebten Zeit — von 1777—1803. Läßt sich ein Theil unfruchtbar verbrachter Zeit auch schon in Zusammenhang bringen mit der jene Periode von der Friedensarbeit abhaltenden politischen Bewegung, so läßt sich dafür andererseits kaum übersehen, daß das Domesticitätsverhältniß, in welchem die von adelichen Protectoren abhängigen Künstler damals noch gehalten wurden, den weitaus größeren Theil daran hatte. Offenbar schon eingelebt in dieses Verhältniß, vermochte es K. nicht mehr über sich zu gewinnen in voller Selbständigkeit vorzutreten und sich auf der Höhe der Zeit zu behaupten: die „Hausobliegenheiten“ absorbirten und lähmten eben seine Schaffenskraft. In diesem Lichte wird auch nur verständlich, was Alex. Vinc. Parschischek an Dlabacz schrieb: „daß es Schade sei, daß diesem Künstler jenes bessere Geschick bisher — 1799 — noch nicht so zu Theil wurde, wie er es in Ansehung seines Talentes sowol als Fleißes allerdings verdient hätte; und dann würde man auch von ihm noch mehrere und namhaftere Gemälde haben.“ — In Rückwirkung des endlich erkannten Mißverhältnisses dürfte es wol auch geschehen sein, daß K. 1803 Wien verließ und sich weiterhin in Nähe seiner Heimath, im freundlichen Schönlinde niederließ, dort auch als Hauptarbeit für die Pfarrkirche das Hochaltarbild „St. Magdalena — vor Christus und den Pharisäern“ — und das Seitenbild „St. Johann von Nepomuk“ malte. Bekannt und werth gehaltene Gemälde Kindermann's in Böhmen sind noch: „Aeneas,

die Sybille und Charon am Ufer des Styx" — bis 1842 in der Galerie patriot. Kunstfreunde in Prag; „Die Marter des heil. Laurentius", in der Pfarrkirche zu Starkenbach; „Die Geburt Christi" und „Der sterbende heil. Joseph" in der Kirche zu Ehrenberg; „Die Enthauptung des heil. Jakobus" in der Decanalkirche zu Böhm.-Kamnitz; die Hauptaltarbilder in den Kirchen zu Georgswalde und Zeidler. — In Mähren: sämmtliche Altarbilder (5) in der Pfarrkirche zu Tobitschau. In Ungarn: „Das Martyrium der Apostel Simon und Judas Thaddeus", Altarbild in der Kathedrale zu Schawnik im Zipser Comitat. — Die Malweise Kindermann's schließt sich im Allgemeinen der von Mengs an; er colorirte klar und harmonisch, in seinen besten Bildern auch in wirksamen Gegensätzen von Licht- und Schattenmassen. In der Zeichnung zeigt sich das Bestreben nach Anschluß an die Naturformen, allerdings nicht mit gleichmäßiger Strenge, sondern mehr in jener flotten, idealistischen Richtung, die uns als talentvolle Handfertigkeit erscheint und nur in seltenen Fällen noch mit der Bildidee genau übereinstimmt.

Dlabacz u. Meusel's Künstlerlexikon. Handschriftliche Nachrichten.

Rud. Müller.

Kindermann: Ferdinand K. v. Schulstein, Bischof zu Leitmeritz, geb. am 27. September 1740 in Königswalde bei Schluckenau in Böhmen, † am 25. Mai 1801 zu Leitmeritz; Sohn des Häuslers Hans Balzer (Balthasar) K. und der Anna Sophia geb. Pohl, wurde in früher Jugend vor allem Anderen zum Miterwerbe für die Lebensbedürfnisse der Familie durch Spinnen angehalten, ihm deshalb auch — in merkwürdigem Gegensatze zu seiner späteren Berufsstellung — nur spärlich der Schulbesuch gestattet. Doch mächtiger noch als dieser ihm mitauferlegte Zwang der Noth war sein Lerntrieb, galt also dem Schulbuche sein erster Morgengruß, lag es neben dem Rocken und ging mit ihm zur Ruhe. Darüber allerdings vielfach ausgescholten, gelegentlich auch vom Vater ernst gefragt, wohin er mit diesem fortwährenden Lesen hinauswolle, antwortete der Knabe (wie die Tradition geht) ganz herzhaft: Bischof will ich werden! — Die Weise, wie jener kindliche Eigensinn zur Thatsache geworden, würde, wenn um einige Jahrhunderte früher, sich gewiß zur Legende gestaltet haben; so aber in einer der nüchternsten Zeitperioden vorgekommen, gilt sie als „ein glücklicher Zufall." — Ueber den Weg aus dem Vaterhause zur Vorstufe seines Zieles entbehren wir bestimmter Nachrichten. Auf Grund localen Brauches läßt sich jedoch mit ziemlicher Sicherheit schließen, K. habe, wie die meisten den Gymnasialstudien zustrebenden unbemittelten Jünglinge jener Gegend, Aufnahme im Prämonstratenserkloster Neuzell gefunden und dort das Gymnasium absolvirt. Die theologischen Studien vollendete er in Prag, erwarb sich überdies — 1766 — den Doctorgrad, denn es hinterblieben eigenhändige Unterschriften mit der Bezeichnung eines „Artium liberalis et Philosophie Magister et Theologie Baccalaureus". Ueber seine nachherige Verwendung in der Seelsorge blieb nur bekannt, daß er bis 1771 als Katechet in der Klosterkirche der Ursulinerinnen in Prag wirkte, im selben Jahre aber von dort zum Pfarrer in Kaplitz — im Süden von Böhmen — befördert wurde. Für weiter liegen selbstredende Belege vor, welche darthun, daß der K. längst beseelende Gedanke, auf zeitgemäße Reform der Schule gerichtet, mit dem Eintritte in den nunmehr selbständigen Wirkungskreis, Schritt für Schritt festere und zielbewußtere Gestaltung gewann. — „Da ich die Reihe der Pflichten überdachte, die mir oblägen, so fiel mir unter den Grundlinien, die ich zu dem Plane meiner Seelsorge zog, jene von der Erziehung der Jugend und von der Verbesserung der Schulen vorzüglich in die Augen" — lautet das eigene, in seinen später veröffentlichten Schulnachrichten niedergelegte Geständniß. Die geeignete Handhabe bot ihm zuvörderst die im

Umfange seiner Amtsthätigkeit gelegene Volksschule. „Der erste Tag, den ich der Seelsorge widmete, war auch der erste, den ich auf die Schule verwendete.“ — In diese verpflanzte er allmählich seine Erfahrungen und verdrängte damit geräuschlos die Auswüchse der erbsässigen, veralteten Lehrmethode. Doch nicht zufrieden mit einem Erfolge auf kurze Sicht, vielmehr gewillt einer zeitgemäßen Unterrichtsreform auch die Zukunft zu sichern, suchte K. alsbald Verständigung über ein gleichmäßiges Vorgehen mit dem wegen seines Schuleifers bekannten Augustinerabt Felbiger (Bd. VI S. 610), unterzog er insbesondere die hier angewendete Hähn’sche Litteral- und Tabellarmethode (Bd. X S. 373) eingehender Prüfung, ohne sie aber gleich Felbiger strikte anzuwenden. — In Uebereinstimmung mit diesem didactischen Grundlegen stand sein Bemühen, die Schule in ihrem materiellen Bestande zu heben, bessere Locale für sie zu beschaffen, zweckentsprechendere Lehrmittel ihr zuzueignen und hauptsächlich eine bessere Dotirung der Lehrer durchzusetzen. Verschweigen läßt sich freilich nicht, daß K., so edlen Eifers gedrängt und drängend, nur zu bald den Weg von scheinbar unübersteiglichen Hindernissen verlegt fand. In erster Reihe durch die in der bisherigen Praxis mit sammt ihren Vorurtheilen gegen Neuerungen alt und hart gewordenen Lehrer; in zweiter durch die von diesen mißtrauisch gemachten, nun zu größeren Leistungen herangezogenen Gemeinden. Und dennoch, wahrhaft heroisch, überwand er einerseits die Gegner, wußte andererseits auch die Mittel zu erkämpfen und sich Weg zu bahnen für den Beizug tüchtiger, in seinem Geiste wirkender Lehrer. K. gab in einer für die österreichische Schulgeschichte werthvoll bleibenden Broschüre: „Nachricht von der Landschule zu Kaplitz in Böhmen unter dem Schutze Sr. Excellenz des Herrn Grafen Bouquoi“, offene Rechenschaft über sein Vorhaben und die Durchführungsmethode. In Folge solcher Beharrlichkeit, zugleich unter dem Beistande einflußreicher, für sein Unternehmen gewonnener Cavaliere und Gemeindevorsteher geschah es denn, daß die Kaplitzer Schule schon nach wenig Jahren den Ruf einer „Musteranstalt“ gewonnen hatte: die näher kennen zu lernen und auf ihren Erfolg zu prüfen, stetig weltliche wie auch geistliche Lehrer herbeizogen. Solchen Weges kam die Lehrmethode Kindermann’s allmählich zu immer weiterer Ausbreitung und wurde thatsächlich zum Fundamente für die nächster Zeit von Maria Theresia und Kaiser Joseph II. allgemein in Oesterreich durchgeführte Schulreform. — Betrachten wir nun den K. für seine Reform leitenden Gedanken näher, dann ist sofort zu erkennen, daß er von vornherein nicht allein über die bis dahin der Volksschule gezogenen Grenzen hinausstrebte, sondern eine möglichst directe Verbindung der Schule mit dem praktischen Leben anzubahnen suchte. Sei es bewußt oder unbewußt, legte er damit den Grund, schuf wenigstens schon das Prinzip für die später für nothwendig erkannten Industrial- und Gewerbeschulen. — Die nach dieser Richtung bestehende Lücke bereits jener Zeit erkennend, unterzog sich K. selber der Aufgabe, die Kinder der Bauern und Häusler im Ackerbau, im Spinnen, Klöppeln, Stricken, in der Gartenarbeit und dem Anpflanzen von Küchengewächsen zu unterrichten. Die ihn für diese Verbindung der Volks- mit der Industrialschule leitende Idee hinterlegte er in einer heute noch interessanten Schrift: „Kurze Beschreibung des Propstes v. Schulstein, von der Entstehungs- und Verbreitungsart der Industrialklassen in den Volksschulen des Königreichs Böhmen“, abgedruckt im Archiv der Geschichte und Statistik insbesondere für Böhmen, Dresden 1792, welcher auch zu entnehmen ist, ein wie großes Gewicht er auf eine schöne Handschrift und den Musikunterricht legte. „Der Musik sind Eltern immer geneigt.“ . . . „Diese Neigung zur Tonkunst wandte ich zu meiner Absicht und zu ihrem Nutzen an.“ Die Kaiserin Maria Theresia, in liebreichster Besorgniß um die Bildung des Volkes und bekannt geworden mit den Schulerfolgen

Kindermann's, berief diesen 1774 nach Wien, bestellte ihn zum Organisator der Schulen in Böhmen und betraute ihn 1775 mit der Oberaufsicht über das gesammte deutsche Schulwesen in Böhmen, indem sie ihn zugleich zum referirenden Rathe bei der in diesem Jahre eingesetzten Schulcommission ernannte. Durch die Uebernahme der genannten Aemter seinem zeitherigen Wirkungskreise entzogen, besonders dann, als er außerdem (Juni 1775) an die in Prag am Kleinseitner Gymnasium neu errichtete Lehrkanzel für Pädagogik berufen wurde, sorgte K. doch für den ehrenvollen Fortbestand der Kaplitzer Schule. Auf seine Bitte wurde der mit seinen Intentionen wohlvertraute P. Ign. Mödes zum Administrator der Pfarre und Schule aufgestellt. Uebte schon sein erstes öffentliches Auftreten in der Landeshauptstadt mittels der am Eröffnungstage der Normalschule auf der Kleinseite Prag (15. November 1775) als Schulrath gehaltenen Inauguralrede „Ueber den Einfluß der minderen Schulen auf das gemeine Leben, auf die mittleren und hohen Schulen" (1776) zündende Wirkung, so gewannen die hier gesprochenen Worte desto nachhaltigeren Werth durch die bald ersichtliche Werkthätigkeit des für die Hebung des Unterrichts begeisterten Schulmannes. Denn bereits 1777 waren auf seinen Betrieb in mehr als 500 Orten nach seiner Lehrart herangebildete Lehrer thätig und herrschte allenthalben ein wahrer Wetteifer für weitere Ausbreitung der überall sich fruchtbar erweisenden Methode. — In Anbetracht eines solchen Erfolges der Amtswirksamkeit Kindermann's mehrte die umsichtige Kaiserin Maria Theresia neuerlich die Zeichen ihrer Anerkennung, indem sie ihm noch im genannten Jahre die Capitulardechantei der Collegiatkirche und königlichen Landkapelle bei Allerheiligen ob dem Prager Schlosse und die infulirte Abtei von Petur in Ungarn verlieh, ihn überdies in den Ritterstand mit dem bezeichnenden Prädikate „v. Schulstein" erhob. Eine weitere Vermehrung an Ehren ließ sie ihm 1779 zukommen durch die Ernennung zum Propst und Obervorsteher der Wallfahrtskirche Maria-Schein bei Teplitz, wo er sich, wie es im Handbillet an die böhmisch-österreichische Hofkanzlei vom 1. März 1779 hieß, „besonders im Sommer, wo vieler Concurs ist", aufhalten und auch das dortige Normalschulwesen sich angelegen sein lassen solle, „dessen Besorgung er überhaupt zu meiner Zufriedenheit auf allen Dominien mit vielem Eifer mitführet." — Es ist hier zur Stelle bemerkbar zu machen, wodurch der schöpferische Geist Kindermann's Allem, was in den österreichischen Erblanden und außerhalb dieser auf dem Gebiete des öffentlichen Schulwesens bis dahin geschehen war, weit vorauseilte. Denn nahe 10 Jahre bevor in den Fachzeitungen Deutschlands die Idee davon angeregt wurde und Professor Sextroh in Göttingen mit den gefeierten Pädagogen Joach. Heinr. Campe in Hamburg um die Priorität der Erfindung stritt, hatte K. in Böhmen schon den thatsächlichen Anstoß zu einer Einrichtung gegeben, die sich in ihm allmählich zu einem System entwickelte und durch deren fortgesetzte Verbreitung über das ganze Land er die Volksschule noch in anderer Weise als man bisher daran gedacht hatte, der künftigen Generation heilbringend zu machen suchte. Es war dies eine organische Verbindung der Volks- mit der Industrieschule. Daß die Ueberzeugung dessen auch in Deutschland Platz griff, bestätigt eine Stelle in Krünitz' Encyklopädie LXII, S. 129 bis 145, wo ausführlich die „auf Industriebildung abzweckenden wohlthätigen Pläne des Herrn v. Schulstein von dem Jahre 1776 als dem Anfange der Ausführung derselben" auseinander gesetzt werden. — Wahre Funken geistiger Erleuchtung blitzen in dieser Richtung aus der schon erwähnten „Kurzen Beschreibung ... von der Entstehungs- und Verbreitungsart der Industrialklasse in den Volksschulen." Liegt doch schon in den Eingangsworten der Schrift der eigentliche Motivenbericht der unternommenen Reform: „Bei näherer Betrachtung der Volksschulen nahm ich wahr, daß man in selbigen die Jugend gerade mit

dem, was sie zeitlebens am meisten bedurfte und brauchte, am wenigsten beschäftigte, daß man darin viel Unnützes und beinahe Alles auf eine verkehrte Art lernte. Ich sah hierin die Quelle des Müßigganges, der Bettelei, der seichten Religionskenntniß, der Lauigkeit in der Ausübung ihrer Gebote und mehreren Untugenden.“ .... Ich benutzte die erwähnten Fehler und dachte daher die Industrieschulen gleich mit der Normalschule anzulegen und sie dadurch aufs Land zu verbreiten. ... Allein auf dem Lande war es noch finster. „Der Industrie muß unstreitig ein verhältnißmäßiges Licht vorausgehen; in der Finsterniß hat sie sich entweder nirgends niedergelassen, oder wenn sie doch durch einen Zufall gleichsam hin verschlagen wurde, hat selbige dort sich nicht lange erhalten.“ ... „Ich richtete deswegen mein ganzes Augenmerk auf die Jugendjahre, ja auf Kinder richtete ich es. Die Meinung, daß man aus der Jugend Alles machen kann, stärkte mich in meinem Vorsatze und unterstützte alle meine Gründe.“ ... „Ich hatte es nur dahin zu bringen, daß es die Jugend vergnügte und die Eltern interessirte, frühzeitig arbeitsam zu sein. Das Vergnügen entstand aber für die Jugend a) aus der Abwechslung der Lehr- und Arbeitsstunden; b) aus der Gesellschaft, in welcher sie, sich selbst zur Arbeit überlassen, sich auch mit Gesprächen und anmuthigen Gesängen unterhalten; c) aus dem Gewinn, den sie wöchentlich aus ihrer Arbeit ziehen konnten.“ ... Ich hatte nun meinen Vorschlag nur noch interessant zu machen für die Lehrer und Eltern. Die Wahrheit, daß die belohnte oder bestrafte Eigenliebe die ganze Maschine der Nation in Bewegung setzt, gab mir viel Licht und leistete mir vortreffliche Dienste.“ Gleich leuchtende Gedanken finden sich in der obenerwähnten Inauguralrede Kindermann's. So z. B. „der Nutzen der niederen Schulen verbreitet sich auf alle Stände; Akademien und hohe Schulen haben daher ihre Nahrung, denn die höhere Gelehrsamkeit hat ihre Grundlage in dem ersten Unterrichte.“ ... Wir graben und ebnen den Grund zur Glückseligkeit des gemeinen Lebens, zur Vollkommenheit der Akademien und Universitäten, wenn wir die niederen Schulen verbessern.“ .. „Trockene, unfruchtbare Lehren, gekünstelte Beweise, metaphysische Demonstrationen, schwere Theorien, welche die jungen, zarten Seelen nicht befruchten, weder das unerfahrene Alter klüger machen, noch im gemeinen Leben nützen können, schließt man aus der Reihe der nützlichen Kenntnisse gänzlich aus.“ — Bezeichnend für die der Schule gegebene Richtung ist ferner: „das Vornehmste, was man in den Schulen lehrt, ist und muß unstreitig die Religion sein.“ .. „Die erste Tugend, die man den Kindern in Schulen einschärft, ist der Gehorsam.“ .. Mit der in der Schule eingehaltenen Ordnung wird das Kind geneigt gemacht einst seine Haushaltung ebenfalls ordentlich einzurichten.“ ... „Sich selbst kennen lernen, je früher es geschieht, desto größer der für die Kinder daraus erwachsende Vortheil.“ .. „Die aufgeklärtesten Länder überzeugen uns von der Wahrheit, daß, je aufgeklärter die Nation, je arbeitsamer sie sei.“ „Ueberzeugt, daß der Reichthum, der Ueberfluß des Staates sowol als der einzelnen Bürger nur aus der Emsigkeit und Arbeitsamkeit entstehe, wird er auch in seinen Verrichtungen emsiger und in der Werkstätte arbeitsamer sein.“ Mit Bezug auf den Landmann hieß es: „Nur ein guter Unterricht kann ihn aus seinem Elend reißen und seinen Augen die Blindheit abstreifen.“ .. „Er muß erst arbeitsam, mäßig, häuslich, klug werden, ehe er wirthschaftlich wird.“ .. „Die Hände und den Geschmack haben sich die Schüler durch das Zeichnen auszubilden.“ .. Weiter folgt eine besondere Betonung des Unterrichts in der Vaterlandsgeschichte wie der Belehrung über die Bedeutung des „edlen Wehrstandes“. Der übrige Theil der Rede commentirt in gleich geistvoller Weise die Lehrzweige des Gymnasiums. Folgen wir nun dem weiteren Emporsteigen des durch die voranstehenden Citate nach seinem Wesen und Streben uns näher gerückten

Mannes, so gelangen wir auch zur Ueberzeugung, daß es zeitweise doch einzelnen „Stürmern“ gegen althergebrachte und in der Gewohnheit festgewurzelte Kulturhemmnisse gelingt, schon unmittelbar bei den Zeitgenossen jene Anerkennung zu finden, in welcher die Gewährschaft liegt, daß sie sich mit seinem Wollen und Wirken identificirten. Es fällt dieses allerdings in eine Periode, in der auch vom Throne aus die Initiative für Volksbildung und Volksaufklärung ergriffen, aber auch noch nicht alle die bösen Geister in Action waren, welche der humane Kaiser Joseph II. durch seine, die natürlichen socialen Schranken überschreitenden Anordnungen zu seinem eigenen Verderben entfesselte. Mit der Action jener Geister hatte K., wie wol deutlich genug die ihn leitenden Principien darthun, nichts gemein. Spätere, ihn dessen beinzichtigende Anklagen sind tendenziöse Verleumdungen. — Am Wege der Ehren, den ihm die große Kaiserin eröffnete, geleitete ihn auch die Gunst ihres erhabenen Sohnes, der ihn gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1781) zum Propst von Wyschehrad ernannte; 1786 als Oberdirector des neuorganisirten Prager Armeninstitutes bestätigte; unter dem 27. April 1788 zum Scholasticus im Prager Metropolitan-Domcapitel bestellte, mit der decretirten Bestimmung, „daß er an den geistlichen Officiis der übrigen Capitularen nicht zu participiren habe.“ Unter dem 29. Jänner 1790 erfolgte endlich die Ernennung Kindermann's zum Bischofe von Leitmeritz mit Beibehaltung der Würde eines kaiserlich königlichen Schulenvisitators. Am 4. Juli 1790 zum Bischof geweiht, erfolgte die Inthronisation am 10. October d. J. — Obschon kaum länger als ein Jahrzehnt in dieser neuen Berufsstellung, wirkte K., den einmal betretenen Weg der Reform beharrlich verfolgend, zu unvergeßlichem Danke seiner neuen Gemeinde, war allenthalben zur Hand, wo es fehlte und quälte, mit besonderem Augenmerke auf die Hebung und Sicherung der Schulen. Seine erste Fürsorge nach dieser Richtung galt — 1791 — dem ins Leben rufen der Leitmeritzer Dompfarrschule nach dem Muster der Kaplitzer, die wieder zur Musteranstalt wurde für die übrigen Diöcesanschulen. — Sein am 25. Mai 1801 erfolgter Tod war, wie übereinstimmende Belege bestätigen, eine Trauerbotschaft nicht allein für die Stadt und das Land, sondern für das ganze Reich.

Oesterr. Volksschule v. A. Frh. v. Helfert, Prag 1860, 1. Bd. Jahrbuch f. Lehrer, Eltern u. Erzieher, 23. Jahrg., Prag bei Credner. Bischof Ferd. Kindermann v. Jos. Aigner, Wien 1867.

Rudolf Müller.

Kindermann: Johann Erasmus K., geb. zu Nürnberg den 29. März 1616, war einer der berühmtesten Organisten seiner Zeit und an der St. Egidienkirche seiner Geburtsstadt angestellt. Er starb daselbst bereits am 14. April 1655, erst 39 Jahre alt. Von seinen Compositionen, die in der Zeit von 1630 bis 1653 erschienen, sind uns sowol Gesangswerke mit Begleitung von einigen Instrumenten als Orgelstücke erhalten. v. Winterfeld widmet dem Autor einen besonderen Platz in seinem evangelischen Kirchengesange (II. 447). Er schreibt daselbst: Kindermann's Satzweise strebt nach einfacher Sangbarkeit und sucht Mannigfaltigkeit und Reiz in rhythmischen Gegensätzen und wohleingeführten Mißklängen; zuweilen freilich verfällt er in einen Wortausdruck, der an das Barocke streift und den man bei dem ernsten Gegenstande nicht billigen kann. v. Winterfeld bringt dann im Anhange drei Compositionen Kindermann's, die aber durch ihre Kürze nicht geeignet sind auch nur annähernd ein Bild der Leistungen desselben zu geben. Die königliche Bibliothek in Berlin besitzt mehrere Druckwerke von ihm. Das älteste trägt die Jahreszahl 1630, die in folgenden Versen verborgen liegt: „NVrnberg VMbgesetzt heIst frIsCh grVn Rebn, | seIn WeInberg Werth Er IeDe traVbn thV gebn.“ Es sind „musikalische Friedens-

Freuden" in 14 Liedern zu ein und zwei Stimmen mit Violinen und Generalbaß begleitet, dann 1642 geistliche Concerte, die Sprüche Salomonis, deutsch von Martin Opitz enthaltend, zu 2 Singstimmen, 2 Violinen, 1 Violon und Generalbaß. Die Dedication ist mit Nürnberg den 26. April 1642 unterzeichnet. Ferner die von v. Winterfeld beschriebenen und beurtheilten „Evangelischen Schlußreime der Predigten des Herrn H. M. Dilherrn", mit drei singenden Stimmen und einem Baß für ein „Positiv, Regal, Spinet, Clavicymbel oder Theorbe", 1650—1652 in drei Theilen erschienen. Leider fehlt dem Exemplar eine Stimme. Rob. Eitner.

Kindermann: Josef Karl K., geb. am 4. März 1744 in Schambeck unfern Ofen, † am 16. October 1801 in Wien, ist sowol durch seine Lebensschicksale als auch durch seine zahlreichen historisch-ethnographischen Werke von Bedeutung. Er hatte in Wien unter der Leitung von Crantz das Studium der Medicin betrieben, jedoch, wie es scheint, nicht mit besonderer Vorliebe, denn er begab sich plötzlich 1768 auf Reisen, kam nach Hamburg, trat in die Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, in welchen er, nachdem er die bedeutendsten Städte Hollands kennen gelernt, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Capstadt gelangte. Hier wurde er, der sich in Kurzem die holländische Sprache zu eigen gemacht, Secretär des Vicegouverneurs Hemy und trat auch mit Buffon in Verbindung, da er sich mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften zuwandte. Vier Jahre später trieb ihn sein wissenschaftlicher Eifer nach Ceylon; er erkrankte aber auf dem Schiffe und kehrte, nachdem er wenige Wochen krank auf der Insel zugebracht, wieder nach dem Cap und von da 1774 nach Holland zurück. Sein Vater, welcher sich in Folge dieser planlosen Fahrten mit ihm entzweit hatte, war inzwischen nach Judenburg in Steiermark übergesiedelt. Er hatte sich dann zwar brieflich mit dem Sohne versöhnt; dieser aber, als er zu dem erkrankten Vater eilte, fand ihn nur noch als Leiche. K. übersiedelte nun nach Graz und beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten, insbesondere übernahm er im J. 1787 die Redaction der „Grätzer Zeitung", an der er sich zuvor längere Zeit als Mitarbeiter betheiligt hatte, er verhalf dem Blatte zu einem größeren Aufschwung und förderte insbesondere durch die litterarische Beilage „Sonnabends Anhang" allgemeines populäres Wissen. 1801 berief ihn, der sich auch auf dem Gebiete der Kartographie schon einen Namen erworben, eine größere Kunstanstalt nach Wien, wo K. die Leitung bei der Herausgabe eines „österreichischen National-Atlas" übernehmen sollte; sechs Karten waren von diesem Werke erschienen, als K. weiterer Arbeit durch den Tod entrissen ward. 1794—97 hatte K. 12 Karten verfaßt, welche als „Atlas von Innerösterreich, entworfen und gezeichnet von Jos. K. Kindermann, gestochen von Christ. Junker" 1798 in Graz erschienen und für die Geographie von Innerösterreich zu ihrer Zeit von großer Bedeutung waren. — Von seinen historisch geographischen Schriften seien erwähnt sein „Historischer und geographischer Abriß des Herzogthums Steiermark" (3. Aufl. 1787); „Der Freund des steiermärkischen Volkes" (4 Bde., 1788 ff.), eine Art Zeitschrift, welche in populärer Form Gegenstände aus der vaterländischen Geographie, Geschichte ꝛc. besprach und im Lande außerordentlichen Anklang fand; „Beiträge zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Einwohner" (1790, 2 Bde. Mit Karten und Kupfertafeln, in denen insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte auch heute noch werthvolle Aufsätze enthalten sind); „Repertorium der steiermärkischen Geschichte, Geographie" ꝛc. (1799). Von einem „Vaterländischen Kalender der Steiermärker", den ebenfalls K. herausgab, erschienen nur die Jahrgänge 1801 und 1802. Sein Biograph Kunitsch rühmt ihn als einen hell denkenden, durch aufgeklärte,

geläuterte Grundsätze, durch edle Gesinnungen vollkommen gebildeten Gelehrten; um die Steiermark jedenfalls erwarb er sich große Verdienste.

M. Kunitsch, Biographien (Grätz 1805), 3. Bdch. Wurzbach, Biogr. Lex., XI. A. Schlossar, Inneröstert. Stadtleben (Wien 1877).

Anton Schlossar.

Kindervater: Christian Victor K., geb. am 1. Januar 1758 zu Neunheiligen bei Langensalza, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Thomasschule zu Leipzig, unter dem Rectorate Joh. Friedrich Fischer's, dem er nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt hat in der Schrift: „Ueber Johann Friedrich Fischer als Schulmann", 1801. Er studirte in Leipzig, und widmete sich, hauptsächlich unter der Leitung von Beck und Morus, den philosophischen und theologischen Studien. Er promovirte zum Magister der freien Künste, und blieb sein Leben lang, auch als er 1790 das Pfarramt zu Pedelwitz, Ephorie Pegau, unweit Leipzig, erhalten hatte, ein begeisterter Freund der klassischen Studien, die er mit Geist und Geschmack betrieb. Er gab eine Uebersetzung von Cicero's Büchern De natura Deorum, Zürich 1787 heraus, und ließ 1790. 91 zwei Bände Anmerkungen und Abhandlungen über jenes Werk Cicero's folgen, die in Leipzig erschienen, und ein selbständiges Werk bilden. Im J. 1789 erschien seine Abhandlung zur Geschichte der Philosophie: „Adumbratio quaestionis, an Pyrrhonis doctrina omnis tollatur virtus". Seine letzte philologische Leistung war eine Uebersetzung der Lustspiele des Terenz, welche 1799 und 1800 in zwei Bändchen erschien; dabei diente ihm Lessing als Vorbild. Eine Abhandlung psychologisch-moralischen Inhalts schrieb er 1785 über die Frage: „An homo, qui animum neget esse immortalem, animo possit esse tranquillo". Demselben Jahre gehört seine Schrift an: „Grünwald, oder Geschichte eines starken Geistes in Briefen". Dem Gegenstand und der Behandlungsart nach verwandt war die Schrift: „Stolz und Rachsucht, dramatische Bearbeitung einer wahren Geschichte". Ungeachtet K. den klassischen Studien stets mit Liebe zugethan war, zu Männern wie Lessing und Wieland mit Verehrung und Liebe aufschaute, auch einige Jahre lang regelmäßiger Mitarbeiter an Wieland's Neuem deutschen Merkur war (namentlich in den Jahren 1804—1806), entfremdete sich sein Gemüth der Theologie und dem Leben der Kirche so wenig, daß er in dem geistlichen Amte, das ihm als Landpfarrer übertragen wurde, seine Stelle in jeder Beziehung ausfüllte, und eine hervorragende Stellung unter seinen Amtsbrüdern einnahm. Er gründete von Pedelwitz aus eine theologische Conferenz zum Behuf wissenschaftlicher Fortbildung, deren Seele er selbst war. Welche Macht geistlicher Beredsamkeit ihm innewohnte, beweist die Erzählung eines Augenzeugen von einer Erntedankpredigt, die K. einmal in Pedelwitz im Fall einer wenig befriedigenden Ernte gehalten hat; dieselbe ist in einem Nekrolog des Neuen Deutschen Merkur zu lesen. Zu einer Zeit, wo seine übrigen Schriften lediglich den klassischen Studien und der Philosophie gewidmet waren, veröffentlichte er, im Todesjahre des damals gefeierten Predigers der reformirten Gemeinde zu Leipzig, Zollikofer, ein Denkmal für ihn: „Ueber Zollikofer's Leben und Verdienste", 1788. Eine selbständige Predigtsammlung gab er 1795 heraus, wovon jedoch nur ein Band erschien. Dagegen sind von seinen „Natur- und Erntepredigten", Chemnitz 1803 mehrere Auflagen, die 4. noch 1821, herausgekommen. Aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie existirt nur eine einzige Arbeit von ihm, die kleine Abhandlung, eine Gratulationsschrift im Namen der Diöcesangeistlichen an ihren Superintendenten Gotthard Friedrich Oppelt zu Pegau, bei dessen Promotion zum Dr. der Theologie: „De indole atque forma regni Messiae e mente Johannis Baptistae". Die Arbeit zeichnet sich jedoch mehr durch seine Latinität, als durch tiefes Eindringen in den Kern der Frage selbst aus. Im J. 1804 erhielt er

den Ruf als Consistorialrath und Generalsuperintendent nach Eisenach, hatte jedoch kaum Zeit in dem neuen Boden einzuwurzeln, da er schon am 9. Mai 1806 daselbst starb.
G. Lechler.

Kindervater: Johann Heinrich K., lutherischer Theologe und Biograph. Geboren den 4. April 1675 zu Kelbra, einem Flecken in der „güldenen Aue" der preußischen Provinz Sachsen, als der Sohn eines Rathskämmerers, besuchte er zehn Jahre lang die Schule zu Frankenhausen und bezog dann 1696 die Universität Jena. Hier studirte er 16 Semester Theologie und philosophische Wissenschaften und erwarb sich 1700 die Würde eines Magisters. Im J. 1706 wurde er zum Pastor an der Reglerkirche (Regularium aedes) zu Erfurt gewählt und als solcher zu gleicher Zeit auch nach Nordhausen zu St. Blasius berufen, für welch' letztere Stadt er sich entschied. Hier wurde er auch Assessor des Consistoriums und Inspector und Administrator des Waisenhauses und starb daselbst den 2. Octbr. 1726, seines Alters 52 Jahre. Von seinen verschiedenen 16 theologischen und hymnologischen Schriften hat allein bis auf unsere Tage sich im Werth erhalten sein „Nordhusa illustris", Wolfenb. 1715. 8. Der Verfasser erzählt, allerdings mit einer zu seiner Zeit üblichen und darum entschuldbaren Breite und Länge, das Leben aller Gelehrten, welche in Nordhausen geboren und theils hier theils anderswo in geistlichem oder weltlichem Stande gelebt haben. Aber was den Werth des Buches noch erhöht, sind die vielen seltenen und theilweise bis dahin noch ungedruckten Briefe Luther's und Melanchthon's und deren Freunde, welche hier zur Erläuterung der Kirchen- sowohl als der allgemeinen Litteratur-Geschichte mitgetheilt werden. Auch verdienen seine „Arcana Bibliothecae Blasianae", Northus. 1717. 8. Erwähnung, welche zum erstenmal Nachricht von der uralten Bibliothek der Kirche St. Blasius und ihren Schätzen der gelehrten Welt Nachricht gaben.

Motschmann, Erfordia literata S. 935—942. Jöcher II, 2085—89.
J. Franck.

Kindlebn: Christian Wilhelm K. (Kindleben), wurde am 4. Octbr. 1748 als der älteste Sohn eines Handwerksmannes, dessen Vorfahren dem geistlichen Stand angehört hatten, zu Berlin geboren. Er besuchte daselbst die Elementarschule; daneben erhielt er durch Privatlehrer Unterricht in fremden Sprachen. In seinem dreizehnten Jahre verlor er seinen Vater, der die früh entwickelten Fähigkeiten des wißbegierigen Knaben unermüdlich zu fördern bestrebt gewesen war; die Familie blieb in kümmerlichen Verhältnissen zurück. Durch die Hülfe reicherer Gönner sah sich K. in die Lage versetzt, seine Studien am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin fortzuführen und die Universität zu beziehen; am 9. Octbr. 1767 wurde er zu Halle a. S. unter dem Prorectorat Buechner's immatriculirt. Obgleich das Anerbieten, als Secretär einen alten General zu begleiten, dem von Nahrungssorgen hart bedrängten Jünglinge für den Augenblick eine sichere Stelle und für die Zukunft die Aussicht auf ein einträgliches Amt eröffnete, war er seiner Neigung zur Theologie treu geblieben. Mit größtem Fleiß gab er sich unter Semler's Leitung dem Fachstudium hin. Daneben erweiterte er den Kreis seiner Kenntnisse nach allen Seiten, trat mit Klotz als Schüler in näheren Verkehr und befleißigte sich vornehmlich der schönen Wissenschaften. Im Gymnasium hatte er bereits poetische Versuche gemacht; jetzt wurde Johann Georg Jacobi, damals Professor in Halle, neben Ramler sein Lehrer und Vorbild in der Dichtkunst. Doch behielt er seine Verse, die Klotz und Jacobi durchgesehen und gebilligt hatten, vorläufig noch im Pulte aus Furcht, ihre Publication möchte ihm als Theologen in seinem Fortkommen schaden. Nachdem er die Universität verlassen und als Hofmeister oder Privatlehrer sich einige Zeit durch's Leben geschlagen hatte, bekam er nach

mehreren vergeblichen Bewerbungen 1773 die mäßige Stelle eines Landpredigers zu Kladow, Gathow und Glinike in der Mittelmark bei Potsdam, die er besonders Anfangs mit vielem Beifall, aber unter mancherlei geistigen und physischen Entbehrungen verwaltete. Seine Predigten, großentheils aus dem Stegreif gehalten, waren, wie verschiedene durch den Druck aufbewahrte zeigen, frei von jeder phrasenhaften Rhetorik, einfach in der Form, von reichem und mannigfaltigem Inhalt. Durch ein halb geschichtliches, halb erbaulich moralisirendes Büchlein, „Ueber den Ursprung, den Nutzen und die Mißbräuche des Kirchenpatronats“ (Berlin 1775), das 1781 in vermehrter und verbesserter Auflage wieder erschien, bekundete er sein über den eng beschränkten Kreis des Berufs hinausreichendes Können und Streben. Mit dem Anfang des Jahres 1776 legte er „aus Amts- und Familienverdruß“ seine Stelle nieder, vielleicht auch genöthigt durch beschämende Auftritte in Folge des dissoluten Lebens, zu dem sich der früher so strenge und ordentliche Mann durch sein heiteres Naturell hatte verleiten lassen. Seine erste Gattin hatte er nach kurzer, kinderloser Ehe in Kladow durch den Tod verloren; die zweite trennte sich 1776 von ihm, als er sich von seinem Pfarramte nach Berlin zurückbegab, und wurde im folgenden Jahre gerichtlich von ihm geschieden. K. blieb 1776 in Berlin, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, doch ließ er davon nur wenige drucken, die dazu dienen sollten, ihn zu einem höheren Rang in der wissenschaftlichen Welt zu erheben. Um sich in Frankfurt a. O. den Magistertitel zu erwerben, schrieb er 1776 eine „Disputatio philologica super illa a nonnullis eruditorum agitata quaestione, quam ob causam Pythagoras discipulos jusserit abstinere a fabis“. Doch gelangte er nicht so rasch zu seinem Ziele. Den Gedanken, sich an der jungen mecklenburgischen Universität Bützow zu habilitiren, gab er bald wieder auf; die Magisterpromotion hingegen suchte er zu erlangen. Er maßte sich nicht nur 1777 auf dem Titelblatte der Streitschrift „De reditu mortuorum“ die ihm noch nicht gebührende Würde an, sondern wandte sich auch sofort an die Universität Wittenberg, wo er endlich im April 1779 zum „Doctor der Weltweisheit und der freien Künste Magister“ creirt wurde. Unruhige Jahre gingen diesem Ereigniß voraus. Vom April bis zum September 1777 lebte K. als Hofmeister bei einem adeligen Gutsbesitzer in einem hinterpommerischen Dorf in der Nähe des Städtchens Bahnen. Den folgenden Winter brachte er in verschiedenen Orten Mecklenburgs zu. Einige Wochen verweilte er in Rostock, wo er sich um eine erledigte Prediger- und Professorstelle bewarb; die übeln Berichte, die aus Berlin über ihn einliefen, zerstörten den Erfolg seiner Anfangs glücklichen Bemühungen. Nach einem längeren Besuche Berlins wurde er im Frühling 1778 von Basedow als Gehülfe (studiorum socius) an seinem Philanthropinum zu Dessau angenommen. Als Basedow jedoch wenige Wochen darnach sein Curatoramt an dieser Anstalt niederlegte, gab auch K. bald seine Stelle auf und ging nach Berlin zurück, siedelte aber schon im September 1778 nach Leipzig über. Die Erfahrungen, die er in Dessau gemacht hatte, bestimmten ihn, in seinen jetzigen Schriften bei jeder Gelegenheit gegen Basedow's Pädagogik zu polemisiren. Ebenso suchte er seiner Gegnerschaft gegen Nicolai und die Berliner Schule, wo er nur konnte, Ausdruck zu leihen, fand freilich dafür weder in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ noch in anderen Berliner gelehrten Zeitungen eine günstige Aufnahme seiner zahlreichen litterarischen Arbeiten. Ueberhaupt kämpfte er jetzt gegen die Tendenz der Aufklärer, der er früher selbst gehuldigt hatte, wenigstens auf religiösem Gebiete an. Noch 1778 gab er „Der Teufeleien des 18. Jahrhunderts letzten Act“ heraus, eine Art von Widerruf seines 1776 erschienenen, ganz rationalistisch gefärbten Büchleins „Ueber die Nonexistenz des Teufels“. Er gerieth dadurch in einen langwierigen gelehrten

Streit mit dem Professor Heinrich Martin Gottfried Köster in Gießen, der seit Jahrzehnten die Bedenken in der Lehre vom Teufel erörtert hatte. Gegen die Aufklärer richteten sich auch Kindlebn's schon vor einigen Jahren entworfene, dem Hauptpastor Göze in Hamburg gewidmete „Gedanken über das Berlinische neue Gesangbuch und dessen vermeinten Vorzug vor dem Porstischen“ (Halle 1779), deren abfällige Recension in Berliner Blättern gleichfalls der Anlaß zu heftiger Polemik wurde. Selbst wo K. in der Sache Recht hatte, schlug er einen verwerflichen Ton an, der seiner Absicht nur schaden konnte, so bei dem in Briefform abgefaßten Schriftchen „Die allerneueste deutsche Orthographie des 18. Jahrhunderts, erfunden von Klopstock, nachgeahmt von dem Dessauischen Erziehungsinstitute, ausgezischt von der gelehrten Welt und übergegangen in die Vergessenheit“ (1779). Daneben übersetzte er einige Schriften aus dem Griechischen (Plutarch von der Erziehung der Kinder, 1788, Isokrates' Rede an Demonikos, 1779) und zahlreiche Werke aus dem Französischen, sammelte seine vermischten Gedichte seit dem Jahr 1764 (Berlin und Leipzig 1779) und begann den Roman „Leben und Abenteuer des Küsters zu Kummersdorf Wilibald Schluterius“ (Halle 1779), der nur bis zu einem niedrigen Grad es verdiente, vom Verfasser als ein Pendant zu Nicolai's „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ bezeichnet zu werden. Von dem Plane, sich in Leipzig zu habilitiren, stand er wieder ab, als sich ihm in Berlin eine — bald entschwindende — Aussicht auf die Stelle eines Militärpredigers aufthat. Im Sommer 1779 kehrte er, nachdem er Dresden besucht hatte, nach Berlin zurück und gab daselbst mehrere moralische Wochenschriften heraus, an denen außer ihm noch einige Autoren dritten oder vierten Ranges arbeiteten, von denen auch keiner eine lange Dauer beschieden war („Vermischte Aufsätze für das denkende Publikum“, 2 Theile, 1779; „Unterhaltungen für Frauenzimmer“, 2 Theile, 1780). Nur die „Vermischten Aufsätze zur Beförderung der Litteratur und der Sitten“, die er im Juli 1780 zu Halle, wohin er seit dem Frühling übergesiedelt war, begründete, erlebten einen zweiten Jahrgang, der unter dem Titel „Zeitverkürzer“ den vier Theilen des ersten Bandes folgte. Moralische Erzählungen und moralisirende Abhandlungen über die verschiedenartigsten Fragen des sittlichen Lebens, Briefe, gelehrte Anzeigen, witzlose Anekdoten und Proben von geistlichen oder weltlichen Gedichten veröffentlichte K. darin, fast immer langweilig, am unerträglichsten jedoch, wenn er, allenfalls in jüdelnder Schreibart, komisch wirken will; seinen Namen versteckte er dabei gern unter der griechischen Form des Pseudonyms Michael Brephobius. Dem „Schluterius“ war schon Anfangs 1780 ein weiterer Roman in zwei Theilen gefolgt, „Matthias Lucretius, sonst Votius genannt, oder Geschichte eines verunglückten und metamorphosirten Candidaten“ mit einer „Zugabe, welche die Geschichte des Fräuleins Wilhelmine von Wangenheim enthält“. Im Herbst desselben Jahres gab K. heraus „Emanuel Hartensteins, eines peregrinirenden Weltbürgers, Reise von Berlin über Rostock nach Dresden, ein hieroglyphisches Tagebuch für Pilger und Pilgerfreunde“, eine ausführliche und genaue, aber endlos breite Darstellung seiner eigenen Erlebnisse von 1776 bis 1780. Gleichfalls autobiographischen Charakters war das 1781 zu Halle erschienene Werk „Florido oder Geschichte eines unglücklichen Philosophen“. In demselben Jahre 1781 gab K. eine Sammlung geistlicher Gedichte und Lieder sowie einen Band Studentenlieder und ein Studentenlexikon zu Halle heraus. Die beiden letzten Bücher wurden von dem derzeitigen Prorector der Universität confiscirt, der Verfasser aus Halle ausgewiesen. Er wandte sich wieder nach Leipzig, wo ihm seine „Briefe eines Laien“, eine fade Satire auf Zollikofer, leicht dasselbe Schicksal hätten bereiten können, und gewann sich in der gewohnten Weise durch littera=

rische Arbeiten seinen Unterhalt. 1782 erschienen „Moralische Fragmente zur Kenntnis des Menschen, in Briefen“ sowie „Zeitverkürzende Unterhaltungen aus Josephs II. Leben“, 1783 ein Volksroman „Der gehörnte Siegfried“ in zwei Theilen und „Galanterien der Türken“, ebenfalls in zwei Bänden. K. starb 1785 zu Dresden. — K. versank während seiner letzten Jahre immer mehr in ein ausschweifendes und gemeines Leben. Die Spuren davon sind in seinen Schriften, namentlich in den Romanen „Schluterius“ und „Lucretius“, nur allzu deutlich wahrzunehmen. Selbst wo K. Moral predigen will, läßt er es sich nicht entgehen, das Laster, das überwunden werden soll, aufs breiteste zu schildern. Seine unreine Phantasie ergeht sich mit Wollust in der Ausmalung schlüpfriger und obscöner Situationen. Seine Romane knüpft er alle mehr oder weniger an sein eigenes Leben an; Brephobius spielt im „Schluterius“ keine geringe Rolle. Die Schreibart ist langweilig, die Darstellung breit, um so mehr, als K. wiederholt Stücke aus seinen Predigten, Reden, Briefen oder Gedichten in die Geschichte einflicht. Seine Gedichte (meist Gelegenheitsstücke lyrischer Art, Lieder, Epigramme, auch eine Cantate) sind von Schmutz und Zweideutigkeiten freier, nach Inhalt und Form aber unbedeutend und bewegen sich in der Mitte zwischen der Manier Ramler's und des in Gleim's Bahnen wandelnden Jacobi. Auch seine geistlichen Lieder, nach Gellert's oder Johann Andreas Cramer's Vorbild gedichtet, sind ohne originellen Werth und nur wenig in das Volk und in die Gesangbücher eingedrungen.

Almanach der Belletristen und Belletristinnen fürs Jahr 1782, S. 92 ff. 223 ff. — Gottfried Lebrecht Richter, Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter (Leipzig 1804), S. 166. — Johann Georg Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Bd. VII, S. 22 ff. — Kindlebn's Vorreden zu seinen Schriften und autobiographische Romane. — Mittheilung aus den Acten der Universität Halle a. S. durch die Güte des Herrn Professors Dr. R. Haym.

Franz Muncker.

Kindler: Albert K., Genremaler, geb. 1833 zu Allensbach bei Constanz, † am 4. April 1876 in Meran, wo er Erholung von längeren Leiden suchte. Er war zuerst Schüler der Münchner Akademie, lebte aber seit 1856 in Düsseldorf, wo er anfangs noch einige Jahre im Privatatelier Rudolf Jordan's arbeitete. Nach einigen kleineren Bildern, die ihn schon vortheilhaft eingeführt hatten, erregte er 1859 durch ein großes Gemälde „Hochzeitszug auf dem Rhein“ besonderes Aufsehen. Lebensvolle Composition, natürliche Frische, sorgfältige Durchführung und eine ebenso vorzügliche Behandlung des landschaftlichen Theiles wie der Figuren zeichnen dasselbe rühmlich aus. Er mußte es bald wiederholen. Auch ist es als Kupferstich vervielfältigt worden. Nicht minder gelungen waren ein kleineres Bild „Das Brautexamen“ und ein größeres „Gemeinderathssitzung“, welches Viele für sein bestes Werk halten. Es folgten die „Touristen, die sich bei Regen in eine Sennhütte flüchten“, der humoristische „Jagdfrevel“, das „Theater auf dem Dorfe“ und andere Scenen aus dem Volksleben des südlichen Schwarzwaldes, denen sich ebenso charakteristisch gezeichnete und gut gemalte Darstellungen aus Oberbaiern und Tirol anreihen, wovon der „Aufgang zum Tanz“ auf der Berliner Ausstellung 1868 die Medaille erhielt. Eine längere Studienreise, die K. später nach Spanien unternahm, erweiterte zwar das Gebiet seiner Schilderungen und Anschauungen, erwies sich aber sonst von wenig vortheilhaftem Einfluß auf seine künstlerische Entwickelung, und kein einziges der großen Bilder, die spanisches Leben und Treiben behandeln, wie „Der Fandango“, „Der Hinterhalt“ u. A., erreicht seine früheren Werke. Er mochte dies auch wol selbst erkennen, denn seine letzten Schöpfungen sind wieder heimathlichen

Gegenständen gewidmet. Ein reiches Talent, selbständige Auffassung der Natur, und eine gewandte Technik zeigen seine sämmtlichen Arbeiten.

M. Blanckarts.

Kindlinger: Nikolaus K., mit seinem Ordensnamen Venantius, ist zu Neudorf im Rheingau am 17. Febr. 1749 geboren. Nachdem er zu Mainz bei den Jesuiten studirt hatte, trat er zu Münster in den Franziskanerorden, in dessen Kloster er ca. 20 Jahre blieb und dann (gegen 1790) mit Bewilligung des Papstes austrat. Durch Möser's Geschichte von Osnabrück angeregt, widmete er sich früh historischen Studien und ordnete die Hausarchive mehrerer westfälischer Geschlechter und die der Domkapitel von Münster und Paderborn, auch begann er die Bearbeitung des kurkölnischen Archivs. Als Weltgeistlicher ordnete er die Archive der Stifter Essen und Corvey und erhielt dann die Pfarrei zu Neudorf. 1804 wurde er Archivar des Fürsten zu Fulda, Wilhelm von Oranien, und lebte, als dieser bereits 1806 diese Besitzung wieder einbüßte, von einer Pension in Mainz, wo er am 15. Septbr. 1819 starb. — Kindlinger's Arbeiten für die Geschichte Westfalens und Deutschlands sind von großer Bedeutung, er ist der Vater der münsterländischen Geschichtsforschung. Von seinen vielen Werken seien hier genannt: „Münsterische Beiträge", 3 Bde., mit vielen Urkunden, 1787—1793; „Geschichte der Familie und Herrschaft Volmestein", 2 Bde., Osnabrück 1801; „Geschichte der deutschen Hörigkeit", 1819. K. hinterließ eine berühmte Handschriftensammlung von weit über 200 gebundenen Folio- und Quartbänden, welche jetzt zum bei weitem größten Theile im königl. Staatsarchive zu Münster aufbewahrt wird. Ein gedruckter Katalog über dieselbe, vom Domkapitular Meyer, ist 1828 zu Paderborn erschienen.

Raßmann, Nachrichten von dem Leben Münsterländischer Schriftsteller, 1866 und neue Folge 1881. Ernst Friedlaender.

Kindt: Georg Christian K., geb. zu Lübeck am 24. August 1793, Sohn eines Apothekers, wandte sich dem väterlichen Berufe zu und wurde 1809 zu dem trefflichen Chemiker Westrumb in Hameln in die Lehre geschickt. Nach dem Tode seines Vaters (1813) kehrte er zunächst nach Lübeck zurück, ward dann Gehülfe bei dem Hofapotheker v. Martius in Erlangen, machte 1815 in der hanseatischen Legion den Feldzug nach Frankreich mit, blieb nach der Heimkehr einige Zeit in Lübeck und verwaltete 1817 und 1818 die Hofapotheke in Wismar. 1816 hatte er mit seinem älteren Bruder Friedrich, der das väterliche Geschäft übernommen hatte, in dem elterlichen Hause eine Gasbeleuchtung eingerichtet. Im Herbst 1818 erwarb er eine eigene Apotheke in Bremen, welche unter seiner Leitung allmälig zu großem Ruf und einer bedeutenden Kundschaft gelangte. Im Jahre 1854 zog er sich nach dem Verkaufe seines Geschäfts ins Privatleben zurück und widmete sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien. Er starb am 1. März 1869. In seinem Charakter waren zuvorkommende Gefälligkeit und lebhafter Forschungstrieb, gepaart mit ernster Religiosität und großer Bescheidenheit besonders hervortretende Züge. Er war ein ausgezeichneter Naturforscher, der neben seiner Berufsthätigkeit Zeit fand, die Fortschritte der Wissenschaft, insbesondere der Chemie, eifrig zu verfolgen. Alle wichtigen neuen Apparate suchte er sich anzuschaffen, jede bedeutende chemische Entdeckung pflegte er in seinem Laboratorium nachzumachen. Um 1840 wurde er durch G. W. Focke in die Mikroskopie eingeführt und verfolgte von da an mit lebhaftem Interesse auch die Fortschritte der Optik. Mit vielen der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit, z. B. mit Liebig, Wöhler, Buff, G. Magnus, Fehling, Wicke, stand er in freundschaftlichem brieflichem Verkehr, berichtete ihnen über seine Beobachtungen und verschaffte ihnen manchmal Material für ihre Untersuchungen.

Ferner verwerthete er sein Wissen vielfach praktisch im Dienste der Gerichte, Behörden und Privaten, suchte auch theils im geselligen Verkehr, theils durch Vorträge und Experimente naturwissenschaftliche Kenntnisse in weiteren Kreisen zu verbreiten. 1864 wurde er zum Vorsitzenden des neubegründeten Bremer naturwissenschaftlichen Vereins erwählt. Veröffentlicht hat er nur wenige kurze Mittheilungen; nähere biographische Nachrichten finden sich in den Abhandlungen d. Naturw. Ver. zu Bremen II, S. 191 ff. Focke.

Kink: Rudolph K., Historiker, geb. am 24. März 1822 zu Kufstein, ein Sohn des dortigen kaiserlichen Landrichters, und † am 20. August 1864 zu Netters bei Innsbruck, wo er zur Erholung weilend unerwartet in sanftem Schlummer vom Tode überrascht wurde. Er hatte in Innsbruck, Padua und Wien studirt, war in den Justizdienst beim Landgericht Reutte getreten, bald aber in die Administration zum Tiroler Gubernium, dann in das Cultus-Unterrichtsministerium berufen, später zum Landrath in Troppau, endlich zum Statthaltereirath in Triest befördert worden. Seine ausgezeichneten Leistungen in der Studienverwaltung wurden mit dem Orden der eisernen Krone anerkannt. Trotzdem ist es zu bedauern, daß er durch den Dienst gehindert wurde, sich ganz der Geschichtsforschung zu widmen, auf die ihn Albert Jäger geführt hatte. Rühmt ihm doch sein akademischer Nekrologist (K. war seit 1854 correspondirendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften) nach, daß er sich „durch fleißige Forschung, gründliche Quellenkenntniß und kritische Benützung derselben eine bleibende Stelle unter den Geschichtsforschern des Vaterlandes erworben hat“. Seine meist auch durch ideale Auffassung, unabhängiges Urtheil und schöne Darstellung ausgezeichneten Schriften sind die nach seinen in Innsbruck gehaltenen freien Vorträgen redigirten: „Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oesterreich“, Innsbruck 1850, ferner „Margarethe Maultasch“ (in J. V. Zingerle's Phönix 1850 ff.); „Der Codex Wangianus“ (5. Bd. der Fontes rerum Aust. 1854); „Mittheilungen aus dem Matrikelbuche der rhein. Nation an der Wiener Universität“ (in den 1852er Sylvesterspenden der vaterl. Geschichtsfreunde); „Die Rechtslehre an der Wiener Universität“, Wien 1853 und besonders die „Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien“, 2 Bde., Wien 1854. — In Triest, von allen Geschichtsquellen entfernt, widmete er seine Mußestunden philosophischen, namentlich psychologischen Fragen, da sein edler Geist nicht müde ward über die Bestimmung des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele nachzudenken. K. war einer der hoffnungsvollsten Gelehrten des wiedergeborenen Oesterreich, glücklicher Familienvater und Liebling aller Kreise, in denen er sich bewegte.

K. v. Erhart, Rudolph Kink im 1. Bde. des 1865er Jahrg. von Oestr. Revue. — Almanach d. kais. Akad. d. Wissensch. 1865, S. 157. — v. Wurzbach, Biogr. Lex. 11. Bd. S. 273. v. Hoffinger.

Kinner: Martin K. von Scherffenstein, Dichter geistlicher Lieder, wurde geboren zu Leobschütz in Schlesien im J. 1534 und starb am 24. März 1597 auf einer Reise zu Baumgarten bei Frankenstein. Daß er ein Schüler Melanchthon's und hernach Professor der Poesie zu Wittenberg gewesen, wie früher allgemein angegeben, scheint nicht nachweisbar zu sein. Hingegen darf als sicher angenommen werden, daß er Syndikus in seiner Vaterstadt war und zwar, falls die Angaben auf dem von Wetzel (vgl. unten) mitgetheilten Epitaphium genau sind, während 15 Jahre; nach derselben Quelle war er hernach zwei Jahre Secretarius zu Carnow und lebte darauf noch 22 Jahre auf seinen Gütern (?). Er hat eine Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, von denen sich acht in der „Geistlichen Kirchen- und Haus-Musik“, Breslau 1644 bei Baumann, befinden.

Wetzel, Analecta hymnica, 2. Theil, S. 47 ff. — Hoffmann, Monatsschrift von und für Schlesien, 1829, S. 43—45. — Mützell, Geistliche Lieder, Bd. III, S. 759 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Band 5, S. 295 ff. — Mützell und Wackernagel theilen drei seiner Kirchenlieder mit. l. u.

Die königliche Ritterakademie in Liegnitz bewahrt einen Druck auf, betitelt: Melodia Epithalamij quinque vocum. In gratiam illustr. Principis ac Dni. Dni. Wenceslai Ducis Silesiae etc. composita à M. Martino Kinnero Leobschucensi, 1567. Außerdem befinden sich in dem bis jetzt nur incomplet bekannten Sammelwerke von Berg und Neuber, Nürnberg c. 1550 unter Nr. 62, 63 und 65 drei Motetten mit lateinischem Text. Die Tenorstimme besitzt die königl. Bibliothek in Berlin. Rob. Eitner.

Kinner: Samuel K., Dichter eines namentlich in Schlesien, aber auch darüber hinaus verbreiteten Abendmahlsliedes: „Herr Jesu Christ, Du hast bereit für unsre matten Seelen", welches sich zuerst im Jeremias Weber'schen Gesangbuche, Leipzig 1638 (vielleicht schon vorher 1630 gedruckt) findet. Ueber die persönlichen Verhältnisse des Dichters ist nichts sicheres bekannt. Vielleicht ist er der einer Breslauer Familie angehörige Arzt dieses Namens, der am 10. August 1668 in einem Alter von 65 Jahren zu Brieg starb. In diesem Falle könnte er nicht, wie Wackernagel vermuthet, ein Sohn, sondern ein Enkel des vorigen sein.

Wetzel, Lebensbeschreibung u. s. f., 4. Theil, S. 275. — Mützell, Geistliche Lieder, 3. Band, S. 764 u. 1098, und besonders Geistliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert, 1. (einziger) Band, S. 222 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Band 5, S. 296. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 270 f. l. u.

Kininger: Vincenz Georg K., Kupferstecher, geb. 1767 zu Regensburg, † am 17. Mai 1851 in Wien, trat im J. 1781 als Zögling in die Wiener Akademie der bildenden Künste ein, erhielt in der Kupferstecherschule Schmutzer's seine erste künstlerische Ausbildung und widmete sich seit dem Jahre 1786 als Stipendiat unter der Leitung des Professors John Jacobi vorzüglich der Schabekunst. Sein Talent und sein Fleiß verschafften ihm die Zuneigung des Directors der Akademie der Künste J. Füger, der sich des armen jungen Künstlers auf das wärmste annahm und mit väterlicher Liebe selbst materielle Opfer für sein Fortkommen brachte. Nachdem er 1790 seine Ausbildung an der Akademie vollendet hatte, wirkte er nun selbständig und erhielt durch die getreue, mit großem Verständniß behandelte Nachbildung von Oelgemälden, meist in der damals sehr beliebten Schabmanier, zahlreiche Bestellungen im In- und Auslande. Insbesondere wurde K. von dem im J. 1801 gegründeten Wiener Kunst- und Industriecomptoir vielfach beschäftigt, in dessen Auftrage er mehrere große Blätter nach Werken von Abel, Füger, Angelika Kaufmann, Ruthard, Grassi, Lanzi ꝛc. ausführte. Das größte Geschick besaß K. in Porträts, die er in großer Zahl anfertigte. In späteren Jahren beschäftigte sich K. auch mit der Lithographie, in welcher Reproduktionsweise er mehrere Studienhefte nach Bildern von Füger, Teniers, Dujardin, Rubens und Loder ausführte. Unter seinen Schülern erwarb sich einen bedeutenden Ruf Christian Mayer.

Hormayr, Archiv für Geographie und Geschichte, 1823, S. 15. Auer's Polygraphische Zeitschrift Faust, J. 1855, S. 180. K. Weiß.

Kinsky: Graf Franz Ulrich K., geb. 1634, † am 27. Febr. 1699, Sohn des Johann Octavian K., welcher 1676 in den Grafenstand erhoben worden war, und der Gräfin Margaretha Magdalena Porzia. Nachdem er seine auf der Universität Löwen gewonnenen Kenntnisse durch Reisen bereichert hatte,

widmete er sich dem Staatsdienste unter Kaiser Leopold I., der ihn noch als jungen Mann zu diplomatischen Sendungen, so 1664 in einer schwierigen Mission nach Polen verwendete. In Böhmen nahm er rasch nacheinander die wichtigen Aemter des Vicekanzlers, eines königlichen Statthalters, des Appellationspräsidenten und nach dem Tode seines Vaters (1679) des königlich böhmischen Erbhofmeisters ein. Nachdem ihn der Kaiser bereits im J. 1675 zum geheimen Rath ernannt hatte, wurde er 1683 Oberstkanzler von Böhmen und seit 1690 Mitglied des geheimen Conferenzrathes Leopolds I., in welcher Körperschaft er sich durch seine staatsmännische Begabung neben Grafen Theodor Heinrich Strattman den größten Einfluß zu verschaffen wußte. Nach dem Tode Strattman's (1695) wurde er die eigentliche Seele der österreichischen Staatspolitik und versah bis zum J. 1698 in Wirklichkeit, wenn auch nicht dem Titel nach, die Geschäfte eines Staatsministers und Obersthofmeisters. Als im Herbste 1698 Graf Harrach vom Kaiser zum wirklichen Obersthofmeister ernannt wurde, zog sich K. schwer gekränkt von den öffentlichen Geschäften zurück und starb bald darauf. In der äußeren Politik tritt seine Thätigkeit besonders bei den Friedensverhandlungen von Nymwegen (1678, 1679) und Ryswik (1697) hervor, bei denen er sich mit allem Eifer gegen die französischen Absichten, wenn auch zumeist vergeblich sträubte. Den Ryswiker Frieden schloß er in Gemeinschaft mit Strattman ab, das Friedensinstrument von Nymwegen unterzeichnete er als Prinzipalcommissär Oesterreichs und des Kaisers. In den innern Angelegenheiten Oesterreichs tritt sein Name in den Vordergrund bei den Arbeiten der Commission „zur Einrichtung Ungarns“ (1688) und bei dem Zustandekommen des für die Autonomie Siebenbürgens wichtigen „Diploma Leopoldinum“ (16. Octbr. und 4. Decbr. 1691). — K. war ein gewissenhafter, vielerfahrener Staatsmann, dem jedoch oft wegen des allzu gründlichen Erwägens die Energie des Handelns abging. Ein venetianischer Berichterstatter sagt von ihm: „Den Austrag der Geschäfte verwirre er mit seinen Feinheiten mehr, als daß er sie beschleunige.“ Ein zweiter Venetianer schreibt: „Er ist ein Mann höchsten Wissens, speculativ mehr als nöthig.“ K. war vermählt mit Anna Franziska Gräfin von Ursenbek. Die Ehe blieb kinderlos.

Arneth, Prinz Eugen und seine Zeit. Folkmann, Die gefürstete Linie des uralten edlen Geschlechtes Kinsky, Prag 1861. Schlesinger.

Kinsky: Franz Ulrich K., Fürst zu Wchinitz und Tettau, Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Inhaber des 36. Infanterieregiments, geb. zu Zlonicz (in Böhmen) am 23. April 1726, † zu Prag am 18. Decbr. 1792, trat im J. 1754 als aggregirter Oberst in die kaiserliche Armee u. z. in das 20. Infanterieregiment (Graf Anton Colloredo-Wallsee). In der Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757), wo er verwundet wurde, führte K. das 12. Infanterieregiment (damals Botta); Feldmarschall Daun sagt in seinem Berichte über diese Schlacht, in welchem sonst kein anderes Regiment namhaft gemacht wird: „Ueberhaupt muß ich der sämmtlichen Generalität als billiges Lob beilegen, wie dann solches sowohl den Stabs- als Oberoffiziers vom Ersten bis zum Letzten, welche in dieser Schlacht all' erdenklichen Muth, schuldigsten Diensteifer und außerordentliche Begierde bezeiget, nicht versagen kann, welch' nemliches auch von den sämmtlichen Truppen zu berühren vermeine, mit dem alleinigen Unterschiede, daß die Infanterie wegen ihrer durchgehends dabei beobachteten vollkommenen Ordnung und bezeigten Unermüdlichkeit vorzüglich zu gedenken Ursache habe, worunter das Bottaische Regiment besonders benennen muß, zumalen selbes, nachdem es sich schon gänzlich verschossen gehabt, ohne mehr bei sich habende Patronen dem Feinde beständig entgegen gestanden, wozu nicht wenig die Standhaftigkeit dieses Obristen Fürsten von Kinsky beigetragen hat.“

K. inzwischen zum General-Feldwachtmeister befördert, erhielt in der ersten Promotion (7. März 1758) das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens und nahm in der Folge an dem Treffen auf dem Moysberge (7. Septbr. 1757), dann an dem Ueberfall bei Hochkirch (13./14. Octbr. 1758) Theil. In dem Feldzuge 1760 führte K., inzwischen zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, die Oberdirection der Artillerie; 1765 erhielt er für seine in dem siebenjährigen Kriege geleisteten außerordentlichen Dienste das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, ward 1766 Feldzeugmeister und nach dem Tode des Fürsten Wenzel Liechtenstein im J. 1772 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Diese Stelle bekleidete K. bis zum Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges (1778). Der Kaiser ernannte ihn, als er den activen Dienst verließ, zur Belohnung seiner in den verschiedensten Feldzügen geleisteten Dienste zum Feldmarschall. Den Rest seiner Tage verlebte K. in Prag. K. A.

Kinsky: Franz K., Graf zu Wchinitz und Tettau, österreichischer Feldzeugmeister. Dieser dem Heere wie dem Vaterlande unvergeßliche Mann wurde den 6. Decbr. 1739 zu Prag geboren. Er erhielt seine Erziehung und Ausbildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien und auf der Universität zu Prag, trat aber bei seiner ausgesprochenen Neigung zum Kriegsstande 1759 als Volontär in das Regiment seines Bruders. Die verschiedensten Grade bis zum Obersten durchlief K. bis zum J. 1768, in welchem er Commandant des 42. Infanterieregiments wurde. Schon hier machte sich sein ausgesprochenes Talent für das Erziehungswesen geltend, indem er auf eigene Kosten eine Kadettenschule errichtete, und in dieser vorzügliche Erfolge erzielte. — 1773 zum General-Feldwachtmeister befördert, unternahm er instructive Reisen nach Stuttgart, um die berühmte Militärakademie des Herzogs Karl und in die Schweiz, um die Erziehungsanstalten Salis' zu Marschlins und Pestalozzi's zu Neuhof kennen zu lernen. Bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges befehligte er zuerst eine Brigade in Baiern, später in Böhmen und zeichnete sich bei der bedeutendsten Affaire dieses ganzen Krieges, dem Wurmser'schen Ueberfall auf Habelschwerdt (18. Jan. 1779) vortheilhaft aus. Mit einem Schatze von Erfahrungen auf rein militärischem Gebiete, die K. während der Feldzüge gesammelt, und reich an Kenntnissen humanitären Wissens, die Frucht ununterbrochener Studien, wurde er 1779 Localdirector und 1785 Oberdirector der Militärakademie zu Wiener-Neustadt mit gleichzeitiger Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant. Von dieser Zeit an finden wir ihn in seinem eigentlichen Elemente. Soldatentugend und wahre Moral bildeten das Grundprinzip, von welchem bei Erziehung der zukünftigen Krieger ausgegangen werden sollte, und unermüdet und unverdrossen arbeitete K. an dem schwierigen Werke, die zahlreichen heterogenen Elemente der Anstalt zu jener sittlichen und geistigen Höhe zu führen, welche den einstigen Offizieren der kaiserl. königl. Armee nicht nur nöthig war, sondern ihnen auch zur Zierde gereichen sollte. — Während der 20jährigen Wirksamkeit in der Militärakademie, welche nicht ohne harte Kämpfe gegen Vorurtheile der Zeit bleiben konnte, hatte K. in umfangreichen Memoires all' das seinem Monarchen klar vor Augen gebracht, was die Erziehung zum wahren Krieger fordert, und diese Schriften geben beredtes Zeugniß von dem Streben eines Mannes, in dessen Brust Soldaten- und Menschen-Tugend gleich mächtig waren. — Begreiflich ist es darum, daß gerade er 1788 von Kaiser Josef zum Begleiter und Rathgeber des zur Armee abgehenden Erzherzogs Franz (nachmaligen Kaisers) auserfehen wurde. — Dies und die Feldzüge 1793 und 1794 unterbrachen zeitweilig Kinsky's Wirken in der Militärakademie. In letzterem Jahre traten seine militärischen Eigenschaften in glänzendem Lichte hervor. Zum Feldzeugmeister ernannt, hatte er in den Treffen von Ribeauville, Wassigny, Etreux (17.—19. April), bei

Eroberung des verschanzten Lagers von Landrecy (20. April), in dem Gefechte von Beaurepaire (22. April) und in der Schlacht von Tourcoing (17.—18. Mai) nicht nur wesentliche Erfolge errungen, sondern auch Feldherrntalent gezeigt. Siechthum nöthigte K. zur Rückkehr nach Wiener-Neustadt, woselbst er fast bis zu seinem letzten Athemzuge Bildner der Jugend blieb. — Am 9. Juni 1805 ereilte ihn zu Wien der Tod; doch wollte er selbst in diesem noch jener Stätte angehören, auf welcher er im Leben so segensvoll thätig war. Seinem Wunsche gemäß erfolgte die Beisetzung der irdischen Ueberreste auf dem Friedhofe der Militärakademie zu Wiener-Neustadt. Das Monument in dem Parke des Institutes von Beiträgen der Zöglinge 1830 errichtet, giebt Zeugniß, daß Kinsky's Geist fortlebt und fortleben muß, so lange Moral und Ehre die heiligsten Palladien der Offiziere Oesterreichs bilden. — Der geistvolle militärische Pädagog und Mentor, welcher auch das Naturalienkabinet zu Prag gründete, hat uns seine Erfahrungen und sein reiches Wissen zum Theil in Schriften hinterlassen, die ungeachtet des gewaltigen Wechsels der Zeiten und ihres Geistes Nichts an ihrem inneren Werthe einbüßen konnten. Eine Sammlung derselben erschien 1785—1787 zu Wien, in 2. Auflage 1794 und in der 3. 1825 ebendaselbst. Ein Band enthält auch Aufsätze über Mineralogie, Mathematik, Emplacements von Festungen, Beiträge zur Ingenieur-Wissenschaft und Skizzen aus dem Türkenkriege.

Mit Benützung der österreichischen Militär-Zeitschrift, Jahrg. 1828. 11. Heft. v. Leitner, Die Wiener-Neustädter Militär-Akademie, Hermannstadt 1852. K. A.

Kinsky: Joseph K., Graf zu Wchinitz und Tettau, kaiserl. österreichischer Feldmarschall, geb. am 15. August 1736, † am 7. Febr. 1804 zu Wien. Der zweite Sohn des Conferenzministers Franz Ferdinand Graf Kinsky, trat am 3. August 1751 in die Armee und durcheilte, durch besondere Entschlossenheit und Tapferkeit in den Campagnen des siebenjährigen Krieges sich auszeichnend, so rasch die niederen Chargen, daß er bereits als Oberst-Lieutenant im Dragonerregimente Löwenstein (jetzt 7. Uhlanenregiment) die Schlacht bei Kunersdorf (12. Aug. 1759) mitmachte. An der Spitze dieses Regimentes fiel Oberstlieutenant K. der feindlichen Cavallerie mit solcher Entschlossenheit in die Flanke, daß dieselbe in Unordnung gerieth und bei ihrem schnellen Rückzuge auf die eigene Infanterie geworfen, auch diese in Verwirrung brachte. Diese kühne That war entscheidend für das Gelingen des gleichzeitigen Angriffes der übrigen Truppen des Loudon'schen Corps und führte vorzugsweise die glückliche Wendung der Schlacht herbei. K. wurde nach beendeter Schlacht vom Feldmarschall-Lieutenant Loudon zur besonderen Auszeichnung mit der Nachricht des erfochtenen Sieges nach Wien gesandt, wo er von der Kaiserin mit einer kostbaren Dose und einem Ringe beschenkt wurde. In dem Treffen bei Landshut (23. Juni 1760) „hat K. (schon zum 2. Oberst vorgerückt), mit seinen Freiwilligen allenthalben den Feind in Unordnung gebracht, besonders aber in ein Bataillon feindliche Grenadiers, welche sich hartnäckig gewehrt, eingebrochen und selbige durchaus niedergehauen oder zu Kriegsgefangenen gemacht, wie ich solches mit eigenen Augen gesehen" (Relation des Feldzeugmeisters Br. Loudon). Im J. 1761 blieb K. nach dem Abmarsche des Regiments Löwenstein-Dragoner dem Feldzeugmeister Baron Loudon zugetheilt, welch' letzterer seine Thätigkeit und Umsicht bei der Einnahme von Schweidnitz (1. Octbr. 1761) rühmend hervorhebt. Im J. 1762 wurde K. Commandant des Dragonerregiments Nr. 11 und erhielt durch die Promotion vom April desselben Jahres für seine Verdienste bei Kunersdorf und Landshut das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Im J. 1768 zum Generalmajor, im J. 1771 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, ward

K. im J. 1773 auch Inhaber eines Cavallerie- (jetzigen 10. Dragoner-)Regiments. Nach dem baierischen Erbfolgekriege (1779) blieb K. zur Herstellung der Gesundheit in Wien zurück und begab sich am 19. Febr. 1780 zu seiner Division nach Oedenburg; in dieser Stellung diente er bis zu der im J. 1787 erfolgten Ernennung zum commandirenden General in Ungarn. Im September desselben Jahres ward K. zum General der Cavallerie befördert und machte den Feldzug gegen die Türken (1788—1789) mit. Im J. 1790 wurde er Commandirender in Niederösterreich und Commandant der Stadt Wien, im J. 1796 zum Feldmarschall befördert. Am 5. Septbr. 1800 zog K. sich von allen Geschäften zurück und starb zu Wien am 7. Febr. 1804. K. A.

Kinsky: Graf Wenzel Norbert Octavian K., geb. am 1. April 1642, † am 3. Januar 1719, der jüngere Bruder des Grafen Franz Ulrich, betrat wie dieser und gefördert von demselben die Beamtenlaufbahn in Böhmen, wurde 1688 Appellationspräsident und Statthalter in diesem Lande, 1696 Oberstlandrichter und 1701 Oberstlandkämmerer. Kaiser Leopold I., welcher den fähigen Beamten bereits 1689 zum wirklichen Geheim- und Conferenzrath ernannt hatte, berief ihn 1704 als Substituten des kränklichen Oberkanzlers Grafen Wrbna nach Wien, und Kaiser Josef verlieh ihm nach dem Tode Wrbna's 1705 dessen Posten in Wirklichkeit. Als Mitglied des Conferenzrathes schloß sich K. jener Gruppe von Männern an, welche den Bestrebungen des Prinzen Eugen entgegenzuwirken suchten. Als Kaiser Josef im J. 1709 den Conferenzrath in einen engeren und weiteren zerlegte, fand K. nur im letzteren Platz, während Prinz Eugen mit seinen Anhängern den weitaus einflußreicheren engeren Conferenzrath beherrschte. Im J. 1708, in welchem der Kaiser die Aufnahme der Krone Böhmen in das Kurcollegium durchgesetzt hatte, wurde K. die Ehre zu Theil, als Vertreter der böhmischen Kur den dritten Platz im Kurfürstenrathe einzunehmen. Obwol von Kaiser Karl VI. bei dessen Regierungsantritt in der Oberstkanzlerwürde bestätigt (1711), legte er dieses Amt doch noch im selben Jahre nieder, da mit der Ernennung des Grafen Wrtby zum Oberstburggrafen von Böhmen sein leitender Einfluß auf die Verhältnisse dieses Landes, in welchem er besonders für die Hebung des Handels, der Gewerbe und Industrie nicht unbedeutende Verdienste sich erworben, aufhörte. In den letzten Jahren seines Lebens widmete sich K. zumeist seinen Familienangelegenheiten. Er ist der Stifter des Kinsky'schen Majorats und hinterließ neben demselben noch eine Anzahl werthvoller Allodgüter. Aus zwei Ehen mit Anna Franziska Gräfin Martinitz und Maria Anna Theresia Gräfin Nesselrode entsprossen ihm 16 Kinder. Nachfolger im Fideicommiß wurde der drittgeborene Sohn aus erster Ehe Franz Ferdinand.

Arneth, Prinz Eugen und seine Zeit. Folkmann, Die gefürstete Linie des uralten edlen Geschlechtes Kinsky, Prag 1861. Schlesinger.

Kinsky: Wilhelm Graf K. von Wchinitz und Tettau, der bekannte Unterhändler Frankreichs in dessen Beziehungen zu Wallenstein. Die eminente Wichtigkeit gerade dieser geheimen Relationen bei Beurtheilung der alten, großen Streitfrage nach Schuld oder Nichtschuld in der weltgeschichtlichen Tragödie, welche Wallenstein's Namen trägt, räumt der vertrauten Mittelsperson nothwendig einen hervorragenden Platz ein. Jedoch gerade ihr gegenüber erschwert der empfindliche Mangel an entscheidenden Quellen, noch mehr aber die offenbare Befangenheit der Urheber fast aller sonstigen, widerspruchsvollen Ueberlieferungen eine objective Charakteristik beinahe in demselben Grade, wie dem räthselhaften Helden des Drama's selbst gegenüber, dessen Urbild, wie es seine Zeit gespiegelt, der Hader der Parteien längst in Atome zertrümmert hat. Es ist die größte Schwierigkeit historischer Kunst, Charakterköpfe solcher Art zu zeichnen. Die äußerste Sorgfalt

muß zuletzt gestehen, bloße Scherben eines Ganzen gesammelt und nothdürftig aneinander gereiht zu haben; die beste Beleuchtung läßt doch nimmermehr ein einheitliches Bild erkennen.

Ein eigenthümliches Verhängniß lag auf dem Hause, welchem K. entsprossen. Dem altböhmischen Ritterstande angehörig, schwang es sich nur allmählich zu Einfluß und Ansehen auf. Wenzel Dlask auf Krzemusch, Kinsky's Großvater, so erzählt die Familienchronik, als Kreishauptmann im Saazer Kreise thätig, wurde bei einem Grenzstreite im J. 1542 — „muthmaßlich auf Veranlassung Albrechts von Waldstein“, eines Ahnherrn des gleichnamigen Herzogs von Friedland — ermordet. Ebenso sollten Sohn und Enkel eines unnatürlichen Todes sterben. Drei Söhne überlebten Wenzel Dlask: Radislaw der Aeltere, Johann und Wenzel, von welchen nur Johann Leibeserben hinterließ. Mit Hilfe unterschobener Papiere erwirkte Radislaw nach langer Weigerung der Stände seine und seiner Verwandten Aufnahme in den böhmischen Herrenstand; die Erwerbung der Herrschaften Teplitz, Hainspach, Rumburg, Böhmisch-Kamnitz, Kruschowitz rc. verschaffte ihm den Beinamen „des Reichen“. Johann, mit der Würde eines Burggrafen von Karlstein bekleidet, hatte die Kühnheit, in dieser Eigenschaft den Befehlen seines Königs und Kaisers Rudolf II. mit zahlreichen Genossen gewaltthätig zu widerstreiten, um jedoch bald nachher, von allen Anhängern verlassen, fußfällig die Verzeihung seiner Thorheit zu erbitten; zwei Jahre später wegen Fälschung der Landtafel in Proceß verwickelt, entging er, seines Amtes entsetzt, einer schmählichen Verurtheilung (1590) nur durch plötzlichen Tod, „der viel von Vergiftung zu reden gab.“ Thun und Lassen seiner Söhne — Wenzel, Rudolf, Johann, Wilhelm, Radislaw d. J. und Ulrich — bestätigen vollständig die Annahme, es sei von nun an deren Hauptaufgabe gewesen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die tödtliche Erniedrigung des Vaters zu ahnden — Blutrache zu nehmen an seinen Mördern und deren Descendenz.

Aus dem Leben der Brüder hier nur so viel als zum beiläufigen Verständnisse einer kurzen biographischen Skizze Wilhelms unerläßlich scheint. Die gräulichen Widersprüche einzelner Episoden dieses Lebens finden in dem ausgesprochenen Grundgedanken ihre Erklärung. Das erste und nächste Streben der Söhne Johanns war es, durch die Sicherung ihrer äußeren Stellung festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Dazu sollte zweifellos dienen, daß K. und seine Brüder, der allgemeinen Strömung ihrer Zeit in Böhmen folgend, die Confession des Vaters, der als eifriger Katholik gegolten hatte, verleugneten und sich dem kirchlichen Utraquismus, welchem der Oheim Radislaw d. Ae. mit Leib und Seele ergeben war, in die Arme warfen. Das hinderte Wenzel später nicht, beim Einfalle des Passauer Volkes in Prag (1611) an der Spitze eines Haufens ständischer Truppen den Jesuiten der Prager Altstadt sich besonders gefällig zu erweisen, was ihm sogar den Titel eines „Ehrenpräfecten der Jesuiten“ eintrug, eine Auszeichnung, die übrigens sehr theuer zu stehen kam. Ihm entging durch sie das reiche Erbe des kinderlosen Oheims Radislaw, der fest entschlossen war, seine ausgedehnten Besitzungen, auf welchen, so lange er lebte, alljährlich das Fest des „Heiligen Hus“ feierlichst begangen wurde, nur demjenigen Verwandten zu hinterlassen, der sich eidlich verpflichte, darüber zu wachen, daß in Kirche und Schule des gesammten Dominiums die lauterste husitische Lehre unbeschränkt erhalten bleibe. Mit Umgehung des älteren Neffen Wenzel ernannte er am 23. September 1616 Wilhelm testamentarisch zum Erben seiner obengenannten Liegenschaften.

Damals hatte Wenzel — die Brüder Rudolf und Johann waren mittlerweile verstorben — schon eine reiche, wechselvolle Vergangenheit hinter sich; kaum war er eben dem traurigen Schicksale seines Vaters entgangen.

Bereits 1603 zur Würde eines Oberstjägermeisters des Königreichs Böhmen gelangt, nach drei Jahren aber derselben „wegen üblen Haushaltes“ entsetzt, machte er seitdem aus seiner persönlichen Feindschaft gegen Kaiser Rudolf kaum mehr ein Hehl. An der Erwirkung des bekannten Majestätsbriefes vom Jahre 1609 lebhaft betheiligt, dann zum kaiserlichen Obersten bestellt (December 1610), schürte er nach Kräften den bald in hellen Flammen auflodernden Bruderzwist im Hause Habsburg. Rudolf mußte Mathias weichen; doch auch Mathias sollte nicht allzu mächtig werden. Das einmal gewonnene Spiel verlockte zu den extremsten Schritten, deren unmittelbare Folge ein peinlicher Proceß war, den König und Stände gegen Wenzel anstrengten. Der Procurator hielt ihm hierbei öffentlich die freche Rede vor, mit der er geprahlt, „er habe von Jugend auf getrachtet sich wegen seines Vaters an kaiserl. Majestät zu rächen, und Gott habe ihm die Gnade verliehen solches ins Werk zu setzen“; er habe bei Rudolfs Lebzeiten „einen anderen Herrn und König mit Heeresmacht in das Land berufen“, dann aber sich gebrüstet, „er zweifle gar nicht, noch selbst einmal König in Böhmen zu werden“ ꝛc. Seine geheime Correspondenz mit „allerhand seltsamen Zeichen und Ziffern, die fürnehmsten Herren und Potentaten der Christenheit bedeutend“, bekräftigte die erhobene Anklage. Er wurde (11. März 1616) des Todes schuldig gesprochen, vom Kaiser aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Nach Jahresfrist seiner Haft entsprungen, kehrte er während der Wirren des Jahres 1618 nach Böhmen zurück und wußte die Stände durch das in offenem Landtag abgegebene Versprechen, „nie mehr für die Dynastie aufzutreten“, wieder für sich zu gewinnen. Eben derselbe Landtag erhob in der denkwürdigen Sitzung des 25. Mai 1618 Wilhelm K., der schon sieben Jahre früher zu dem Amte eines Oberstjägermeisters gelangt war, zur Würde eines der dreißig Directoren, deren Händen die Regierungsgewalt übertragen wurde. Trotz des gegebenen Versprechens stand Wenzel K. gleichzeitig mit Mathias' präsumtivem Nachfolger Ferdinand II. in Unterhandlung, weshalb er, des Wortbruchs überführt, abermals flüchten mußte, von den Ständen auf seinem Schlosse Chlumetz belagert und zum zweiten Male eingekerkert wurde. Eben damals (1619) starb Radislaw d. Ae., dessen Erbschaft K. sofort antrat. Vorzüglich wol die damit verbundenen mannichfachen Privatgeschäfte bewogen ihn, die Stelle eines Directors niederzulegen, die gleich darauf seinem Bruder Radislaw d. J. übertragen wurde, indeß Ulrich, der, früher in Diensten Erzherzog Leopolds, dann der böhmischen Stände, im J. 1614 wieder die Charge eines kaiserlichen Obersten angenommen hatte, nun mit seinem Regimente abermals zu den rebellischen Ständen überging. Bei der Königswahl am 26. August 1619 stimmten K. und Ulrich für Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Ulrich fiel bereits am 20. Jan. 1620, mit der Waffe in der Hand. Radislaw d. J. entging nach der Weißenberger Schlacht mit großer Noth der Hinrichtung durch schleunige Flucht in die Niederlande. Eben die Schlacht vom 8. November 1620 löste aber Wenzels Kerker, der, vom Kaiser in seine Besitzungen wieder eingeführt, von nun an, durch die gesammelten Erfahrungen gewitzigt, ein ruhiges, beschauliches Leben führte, in den Schoß der „alleinseligmachenden“ katholischen Kirche zur Freude der Jesuiten zurückkehrte und bald nach dieser „mira conversio“ am 18. Februar 1626 eines „gottseligen, lobwürdigen Todes“ starb. Das Rächeramt, das die Brüder K. einst übernommen hatten, lag nunmehr einzig und allein in den Händen Wilhelms.

Lange Zeit konnte es scheinen, als habe auch er alle Rachegedanken bereits aufgegeben. Als Ferdinand II. zum anderen Male die böhmische Königskrone erlangte, mußte Kinsky's ganzes Augenmerk auf die eigene Erhaltung gerichtet sein. In der Zeit der allgemeinen Reaction und Güterconfiscation bedurfte es nach seinem bisherigen Betragen gewiß eines großen Aufwandes von Verstellungs-

kunst und Hinterlist, jeder Bestrafung zu entgehen, alle Besitzungen ungeschmälert zu behalten und selbst in seinen öffentlichen Aemtern bestätigt zu werden. Dagegen nahm der immer geldbedürftige Kaiser keinen Anstand, bei ihm wiederholt größere Anlehen zu contrahiren. Mit vielem Aufwand errichtete er auf seinen Gütern bedeutende Bauwerke, sowie er namentlich die von Radislaw d. Ae. in großem Stil begonnene Restauration der festen Burg Daubrawska hora, des heutigen Schloßberges bei Teplitz, nach den Plänen niederländischer Meister vollendete. Leider brannte Neuschloß, wie die Burg von nun an hieß, in dem Augenblicke fast gänzlich nieder (1626), als K. im Begriffe stand, dieselbe zu beziehen. Er legte einige neue Dörfer an und war ein Förderer des Handels und der Gewerbe. Die Heirath mit Elisabeth, Schwester des Grafen Adam Erdmann Trczka, eines Schwagers Wallenstein's, brachte ihn in nahe Berührung mit dem damals allmächtigen kaiserlichen Generalissimus. In erster Reihe dessen dringender Verwendung dankte er seine Erhebung in den Grafenstand mit kaiserlichem Diplom vom 2. Juli 1628. Er hatte den Zenith seiner äußeren Erfolge erreicht. Die Gegenreformation, die nun mit Schonungslosigkeit in Böhmen endlich zur Durchführung kommen sollte, brachte auch für ihn, wie für unzählige Andere, eine verhängnißvolle Wendung der Dinge. Bei seinem Entschlusse, im Protestantismus zu beharren, konnte seines Bleibens in Böhmen nicht lange mehr sein, als Wallenstein, seines Commando's enthoben (August 1630), beinahe allen Einfluß am Hofe verloren hatte. Eifrige Vorstellungen angesehener Persönlichkeiten bewirkten so viel, daß ihm (K.) auch fernerhin seine Besitzungen als Eigenthum belassen wurden, nur daß er sie durch gutkatholische Beamte verwalten, selbst aber mit seiner Familie ins Ausland gehen mußte.

Er wandte sich zunächst nach dem benachbarten Pirna, das zu jener Zeit Tausenden böhmischer Exulanten eine sichere Zufluchtsstätte bot. Hier erwarb er ein Haus und richtete sich, so gut es gehen wollte, wohnlich ein. Krankheiten, welche in der Schaar seiner armen Landsleute ausbrachen, verleideten ihm aber bald den dortigen Aufenthalt. Ihm starb daselbst am 16. September 1631 das älteste Söhnchen Johann Georg. Der Schmerz über diesen Verlust bestimmte ihn, nach Böhmen zurückzukehren. Er konnte einen solchen Schritt um so eher wagen, als die eben geschlagene Schlacht bei Breitenfeld auch dem kaiserlichen Regiment in Böhmen einen heftigen Stoß versetzt hatte. Damals trat ein Vetter Kinsky's, Ulrich K., als Rittmeister in schwedische Dienste. Wenige Wochen nach Kinsky's Ankunft in Teplitz brach ein sächsisches Heer unter Arnim im nördlichen Böhmen ein, alles Land bis Prag im Laufe von zehn Tagen erobernd (November 1631). Auch Teplitz wurde überrumpelt und K. als Gefangener nach Dresden abgeführt. Zwei Jahre lang blieb er, auch nachdem er sein Lösegeld längst bezahlt, am Hofe zu Dresden, nicht eigentlich als „refugié de Bohême“, wie er sonst bezeichnet wird, wol aber als der offene oder versteckte Führer der dortigen böhmischen Flüchtlinge, deren Zahl sehr bedeutend war. Doch nach wie vor blieb er im rechtlichen Besitz der Herrschaften Teplitz, Rumburg, Hainspach, Kamnitz 2c., und wurden Richter und Schöppen und Bürgermeister und Räthe der dortigen Dörfer und Städte regelmäßig nur von seinen Vollmachtträgern eingesetzt oder bestätigt. Noch im December 1631 übernahm bekanntlich Wallenstein neuerdings, vorerst provisorisch, vier Monate später definitiv den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere.

Bereits im Winter 1631—32 begannen die Verhandlungen des Herzogs-Generalissimus mit Arnim zum Zwecke des Zustandekommens eines Separatfriedens mit Sachsen-Brandenburg. Sie boten K. willkommene Gelegenheit, seine guten Dienste anzubieten und, da dieselben nicht zurückgewiesen wurden, in allerhand sonst höchst vertrauliche Angelegenheiten genauen Einblick zu gewinnen.

Er correspondirte direct, wie mit Wallenstein, so mit dem Kaiser, selbstverständlich in entschieden kaiserlichem Sinne; persönlich aber conversirte er fast täglich entweder mit Kurfürst Johann Georg selbst oder dessen Geheimen Räthen — wie begreiflich, ebenso entschieden in kursächsischem Interesse. Als Ende Januars 1632 Adam E. Trczka im Auftrage Wallenstein's zu Außig eine Unterredung mit Arnim hatte, erfuhr K. sofort alle Details der getroffenen Vereinbarung. Als jedoch trotz dieser Vereinbarung, die sächsischerseits als eine Art Waffenstillstand aufgefaßt wurde, die kaiserlichen Truppen in Böhmen die Feindseligkeiten nicht einstellten, gab K., darüber zur Rede gestellt, „ungescheut und lachend" zur Antwort: „der Trczka hätte ihm zwar die Unterredung zu Außig berichtet, dabei aber von einigem Anstand (Stillstand) nichts erwähnt; er wüßte auch gewiß, daß er deswegen nichts in commissione gehabt." Dienstwillig nahm er's auf sich, den gewünschten Waffenstillstand zu erwirken; ja er erklärte sich bereit, da die sächsische Armee in Böhmen nicht genügte, die eroberten Plätze alle mit entsprechenden Garnisonen zu versehen, seine eigenen Städte und Schlösser, darunter insbesondere das mittlerweile wiederhergestellte Neuschloß, mit selbst geworbenen Soldaten für den Kurfürsten zu besetzen, was unter der Bedingung, daß Letztere „in kurfürstliche Pflicht genommen werden", wie es scheint, auch acceptirt wurde. Damals mit seinem jüngeren Schwager Wilhelm Trczka aus irgend einer unbekannten Ursache entzweit, nahm er es später gerne an, daß Kaiser Ferdinand II. diesen nach Wien citirte, ihn, wie Questenberg an Wallenstein berichtete, „mit dem Herrn Kinsky zu vergleichen". Das scheint allerdings ganz besondere — ob nun vermeintliche oder thatsächliche — Verdienste um die kaiserliche Sache vorauszusetzen.

Am 25. Mai 1632 eroberte Wallenstein Prag zurück; kaum 14 Tage später war das ganze sächsische Heer aus Böhmen hinausgeworfen. Kinsky's Stellung wurde immer eigenthümlicher. Der Kurfürst behandelte ihn mehr denn je als Gefangenen; als Nichtkatholik durfte er auch nicht ohne ausdrückliche Bewilligung seitens des Kaisers nach Böhmen. Im Februar 1633 erwirkte Wallenstein eine kaiserliche Resolution, in deren Folge ein „Paß für des Herrn Wilhelm K. Diener zu Bestellung der Wirthschaften auf seinen Gütern in Böhmen" ausgefertigt werden durfte. Am 15. Mai und wieder am 20. Juni darauf begrub K. zu Dresden einen zweiten Sohn und eine Tochter, die von Pirna her den Todeskeim in sich getragen hatten. Er aber kannte nur e i n e n Urheber seines Familienunglücks.

Eben in den Tagen tiefster Trauer seines schwergebeugten und verbitterten Gemüthes war es, daß der Versucher an ihn herantrat, der ihm mit beiden Händen volle Genugthuung für alle erlittene Unbill bieten zu können vorgab. Wie an allen katholischen und protestantischen Höfen Deutschlands, so waren auch an dem zu Dresden bereits längst französische Agenten unermüdlich thätig gewesen, die anti-kaiserliche Politik des Ministercardinals Richelieu möglichst zu fördern. Baron Charnacé hatte in München, Herr v. Saludie in Trier, Mainz und Köln, andere anderwärts den Boden vollständig unterwühlt. In der zweiten Hälfte des Monats Mai kam der Gesandte Manasses de Pas Marquis de Feuquières nach Dresden, zunächst in der Absicht, den Kurfürsten zu überreden, dem eben geschlossenen Heilbronner Bündniß beizutreten — zugleich aber mit den entsprechenden Beglaubigungsschreiben seines Herrn und Meisters zu gewissen Unterhandlungen mit Wallenstein, dem „Generalcapo der kaiserlichen Armaden". Wenig verschämt gab er K. ohne viele Umstände den Hauptzweck seines Erscheinens bekannt, durch seine und seines Schwagers Trczka Vermittlung Wallenstein für Frankreich zu gewinnen. Die Creditive des Emissärs mußten K. doch wol überzeugen, daß die fast unglaubliche Sache ernst gemeint war. Wol erst

nach langer Ueberlegung ging aber selbst ein Wilhelm K. auf das Anerbieten ein. „Anscheinend aus eigenem Antrieb" — so berichtet Feuquières nach Paris — nahm K. die ihm dargebotene Hand, die Geneigtheit Friedland's „zu den Fürsten und Ländern des (Heilbronner) Bundes" versichernd — „wenn man ihm beistehen wollte, sich zum Könige von Böhmen zu machen."

Man hat — allerdings ohne Kenntniß oder doch ohne genügende Berücksichtigung der begleitenden, psychologisch wichtigsten Umstände — die Möglichkeit geleugnet, daß K. die eben ausgesprochene Bedingung ohne alle und jede Autorisation von Seite Wallenstein's gestellt habe. Man bedenke, daß alles Dichten und Trachten der Masse böhmischer Emigranten, deren Mittelpunkt und geistiges Oberhaupt K. war, eine Rückkehr in die Heimath, eine Wiedereinsetzung in die verlorenen Güter, wie die freie Uebung ihres Religionsbekenntnisses nothwendig nur von einem Sturz der herrschenden Dynastie erhoffen durfte; der in den Anschauungen der Zeit befangene, nichts weniger als republikanische, sondern vielmehr durchaus monarchische Geist dieser Emigranten aber mit dem Sturz der Habsburger naturgemäß den Gedanken der Erhebung eines anderen Fürstenhauses auf den Thron der Przemysliden verknüpfen mußte. Lag unter solchen Umständen und in der Stimmung, in welcher ihn die gallische Offerte traf, einem Wilhelm K., dessen leiblicher Bruder die böhmische Krone für gut genug hielt, seine eigene Stirn zu schmücken, der Gedanke gar so ferne, diese Krone einem Wallenstein anzubieten? An der Möglichkeit, ja an der inneren Wahrscheinlichkeit des Factums, daß es sich hier um einen spontanen Schritt, um eine Eigenmächtigkeit Kinsky's handelte, ist nicht zu zweifeln. Begierig griff Feuquières die hingeworfene Aeußerung auf. In verlockenden Worten schrieb er sofort ein ausführliches Memorial an den Herzog-General; er erinnerte an die Undankbarkeit des Kaisers gegen die ihm geleisteten außerordentlichen Dienste; Eifersucht gegen seine Macht, Mißtrauen in seine Treue hätten ihn schon einmal gestürzt; nur einem äußeren Zwange weichend, habe ihm der Kaiser wieder das Commando übertragen. Wer immer schließlich den Sieg davontragen möge, er selbst werde keinen Gewinn daraus ziehen; und wie gering seien die Aussichten des Kaisers auf den Sieg! Darum lasse er jetzt die Gelegenheit nicht vorübergehen, seine Macht zu befestigen und sich zu einem Throne aufzuschwingen, dessen Besitz ihm mit Hülfe so mächtiger Freunde werde gesichert werden.

Und Wallenstein? Er gab die einzig richtige Antwort, indem er schwieg. Woche um Woche harrten Feuquières und K., ohne irgend welche schriftliche oder mündliche Erklärung zu erhalten. Der Franzose suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß Friedland „über denselben Gegenstand mit dem Grafen Thurn verhandle und bereits der Abschluß dieser Verhandlungen zu erwarten stehe." Und wirklich stand Wallenstein gleichzeitig mit dem Grafen Thurn, mit Oxenstierna, Arnim, Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg und noch manchem anderen Feinde unter dem Scheine tiefsten Geheimnisses in reger Correspondenz — doch nicht ohne den Kaiser und seine Räthe von diesem Geheimniß genau unterrichtet zu haben und Schritt für Schritt die kaiserliche Zustimmung zu seiner Handlungsweise einzuholen, was freilich bis vor Kurzem nicht bekannt war. Das Bewußtsein, daß man an allerhöchster Stelle, der allein er Verantwortung schuldete, über seinen letzten Zweck wie über die angewandten Mittel vollkommen unterrichtet war und sein „real Procedere", seine „hochvernünftige Direction", wie er unzählige Male versichert wurde, vollauf billigte; die fortwährende werkthätige Unterstützung, die er seit Jahren den Herzogen von Orleans und Lothringen, den erklärten Gegnern des damaligen Regimes in Frankreich, zugewendet hatte; die nicht zu leugnende Gefahr eines directen Eingreifens des bösen Nachbars in den deutschen Krieg im Falle sofortigen brüsken Zurückweisens seiner

schlauen Insinuationen: das Alles ließ Wallenstein die vielverschlungenen Wege seiner diplomatischen Kunst ruhig und sicher gehen, eines ganzen und großen Erfolges gewiß, so lange er das volle Vertrauen seines Kaisers genoß, das zu verdienen er sich bewußt war. Der Vorwurf eines Moralisten, es sei Verrath, verrätherische Anträge schweigend auch nur anzuhören, ist hier nicht am Platze. Wallenstein durfte schweigen; er durfte die vielen dunklen Gerüchte, die über sein unerklärliches Beginnen bei Freund und Feind in den höheren und niederen uneingeweihten Kreisen erst leise, bald immer lauter, hörbar wurden, stumm belächeln oder wol gar zur eigenen Deckung gegenüber der Meute seiner Gegner geflissentlich verbreiten lassen. Gewiß ein überaus gefährliches Spiel, bei dem Charakter seines Partners doppelt gefährlich, ja furchtbar.

Mit unverhohlener Freude nahm Ludwig XIII. die offenbar sehr übertriebenen Mittheilungen Feuquières' über seine glänzenden Erfolge in der Unterredung mit K. entgegen. Der Botschafter versichere, schrieb der König, den Herzog seiner besonderen Affection, suche aber doch ja von ihm etwas bestimmter zu erfahren, ob er geneigt sei, auf seine (Ludwigs) „gute Intentionen“ einzugehen, wovon es abhängen werde, „daß der erwünschte Friede in Deutschland und in der ganzen Christenheit zur Erhaltung der Religion und der öffentlichen Freiheit zu Stande komme.“ Gern werde er seine und seiner guten Freunde ganze Waffenmacht gebrauchen und mit all seinem Ansehen dahin wirken, „daß er zum Könige von Böhmen gewählt und auch noch höher gehoben werde.“ Die Hauptsache aber sei, vorerst zu ergründen, ob, was bisher geschehen, „nicht etwa ein Kunstgriff“ (artifice), um die Absichten zu stören, die Se. allerchristlichste Majestät selbst in Deutschland etwa verfolgen könnte. — Die Zuversicht war also keine unbedingte. Auch K. schien seinerseits nicht besonders zu trauen und begehrte nun nachträglich Sicherheiten für den Herzog gegen Kaiser und Liga, Spanien und Baiern ꝛc., welche Sicherheiten Feuquières selbstverständlich „rasch und befriedigend“ ertheilte.

Wiederholt bemühte sich indessen Wallenstein, der Anfang Juni's einen Waffenstillstand mit Sachsen geschlossen hatte, den Kurfürsten zur zeitweiligen Entlassung Kinsky's in das kaiserliche Feldlager zu bewegen. Es galt, den lange verhandelten Separatfrieden mit Sachsen-Brandenburg hinter dem Rücken Frankreichs und Schwedens zu finalisiren. Hierzu schien, wol nicht ohne allen Grund, gerade K. eine besonders qualificirte Persönlichkeit. Johann Georg aber willigte nicht ein; er wollte von keinem Unterhändler außer Arnim wissen. Der Krieg war wieder eröffnet. Feuquières verließ ungeduldig Dresden und ging nach Berlin, seine Ueberzeugung dahin äußernd, es sei von Wallenstein nur auf die Täuschung seiner Feinde abgesehen. Doch gab das französische Cabinet nicht alsobald Alles verloren. Ein königliches Memoire trug dem Gesandten auf, falls bei Friedland nichts zu erreichen wäre, doch unter allen Umständen den Zwischenträger K. zu ködern, seine Dienste für die Zukunft in Anspruch zu nehmen und ihn mit der Fortsetzung der Unterhandlungen zu betrauen, übrigens aber dafür zu sorgen, daß der Herzog „keinen schlimmen Gebrauch davon mache“. Das bewog Feuquières, auf der Reise von Berlin nach Frankfurt a. M. nochmals Dresden zu berühren. Er begrüßte K., der — so meldet der Franzose an König Ludwig XIII. — mit Berufung auf ein angebliches Schreiben des Herzogs die Frage an ihn richtete, „ob er noch derselben Gesinnung sei, wie zu der Zeit, da er (Feuquières) seine Vorschläge beantwortet.“ Die Erwiderung habe gelautet: „der Herzog von Friedland handle für ihn mit zu viel Finesse; sein Schweigen auf die empfangenen Zuschriften hätte hinreichend erkennen lassen, daß er nichts anderes als die Gelegenheit suche, seinen Nutzen zu ziehen und zwischen dem Könige und dessen Alliirten Mißtrauen zu erwecken.“ Das Benehmen Kinsky's, fährt der Berichterstatter fort, erschien ihm „keineswegs offen

genug". Wie viel an alledem Wahrheit oder Selbsttäuschung, läßt sich, wie natürlich, heute nicht mehr entscheiden; eine absichtliche Täuschung des Königs aber war es, wenn Feuquières mit der Bemerkung schloß, es habe sich K. am Ende zu weiteren Schritten bei Wallenstein in Angelegenheit Frankreichs bewegen lassen, und zwar dadurch, daß er (Feuquières), sein Particularinteresse weckend, ihm „seine Wiedereinsetzung in alle seine sehr ausgedehnten böhmischen Güter und gewisse Ehrenämter" in sichere Aussicht stellte. Wie oben gezeigt, war von Kinsky's Gütern in Böhmen bis dahin kein einziges confiscirt oder auf sonstige Weise ihm genommen worden, er konnte also in solche auch unmöglich „wieder-eingesetzt" werden.

Damit waren und blieben die Verhandlungen zunächst so viel wie beendet. Wol ertheilte Ludwig XIII. seinem Gesandten alsbald neue Instructionen voll schmeichelhafter Anerbietungen an Wallenstein; man fabricirte französischerseits einen förmlichen Vertragsentwurf — viel günstiger für den Mitinteressenten, als ihn später ein Bernhard von Weimar willig annahm — nachweisbar kamen weder jene Anerbietungen noch dieser Entwurf jemals zur Kenntniß Wallenstein's. Um keinen Schritt brachten ihn die diplomatischen Künste Feuquières' und seiner Helfershelfer Bouthillier, Père Joseph, de Rorté, de Bois de Cargrois rc. Frankreich näher. Aber auch der kaiserliche Heerführer und Staatsmann sollte, trotz seiner allzugroßen „Finesse", vorwiegend den unermüdlichen Machinationen der genannten Herren zufolge, seinen Zweck nicht erreichen, den er endlich nach einem zweiten Waffenstillstande Arnim gegenüber offen bekannte: „die Ausländischen vom Reichsboden zu schaffen", vor Allem aber „die Schwedischen zu schmeißen". Immer und immer wieder mahnte de Rorté in Berlin, „auf keinen Separatfrieden mit dem Kaiser einzugehen" — „sich nicht mehr durch die betrüglichen Vorschläge des Herzogs von Friedland amusiren zu lassen" u. dgl. m. An dem entschiedenen Widerspruche Kurbrandenburgs aber scheiterte im November 1633 der definitive Abschluß des Vergleiches, durch welchen Sachsen-Brandenburg für Ferdinand II. gewonnen und deren Truppen dem Befehle Wallenstein's unterstellt werden sollten.

Die „Sterne Friedlands" waren im Erbleichen. Nicht die List und Gewalt seiner äußeren Feinde, wol aber die Intriguen seiner heimlichen Gegner im eignen Lager, deren Zahl Legion war, brachten ihn zu Falle. Noch vor Ausgang des Jahres 1633 kannte er den Entschluß des Kaisers, ihm „die Kriegsdirection und das Generalat zu nehmen". Eine ungeheuere Erregung bemächtigte sich seiner nächsten Umgebung. Der verwegensten einer, Adam Erdmann Trczka, erklärte sich sofort dafür, den grenzenlosen Undank des Monarchen mit offener Rebellion zu erwidern; sei man doch der Armee, der größten, die je auf deutschem Boden gestanden, unbedingt versichert; und wie nahe lag da die Erinnerung an die französischen Verheißungen. Es wird wol für alle Zeiten ein Geheimniß bleiben, ob Wallenstein stillschweigend oder im Gefühl erlittener schwerster Kränkung auch nur mit einem Wort für den Augenblick dem Schreiber zugestimmt, wenn Trczka am 26. December 1633 seinem Schwager K. von Pilsen aus die inhaltsschweren Worte sandte, der Herzog-Generalissimus sei „nicht allein resolvirt, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich." ... „Der Herr wolle ehest anhero kommen, damit man die Zeit nicht verabsäume, denn wir sind im Werk, unser Volk innerhalb 14 Tage zusammenzuführen." .. Trczka wollte den Umsturz, gleichwie Ilow (s. Allg. d. Biogr. XIV. S. 27); und K. war mit ganzem Herzen der Dritte im Bunde. Von Pirna, wo er sich eben aufhielt, eilte er vorerst nach Dresden zurück, um dort mit Kurfürst Johann Georg und Feuquières, sowie mit kurbrandenburgischen Räthen eifrigst zu conferiren. Er fand zugleich ein kaiserliches Schreiben vor, das ihm, ausdrücklich auf Wallenstein's Verwendung, die besondere

Gnade ertheilte, auf seine Güter nach Böhmen zurückzukehren und sich daselbst fünf Jahre lang „ruhig und unangefochten“ aufzuhalten. Das kam gelegen. In kurzer Zeit reiste er nach Pilsen, wo er am 8. Januar 1634 eintraf. Er brachte die Meldung — wie Wallenstein durch Trautmannsdorf den Kaiser ohne Zögern wissen ließ — „daß beide Kurfürsten die Friedenstractate wiederum zu reassumiren nicht ungeneigt“, weshalb auch kaiserlicherseits mit aller Beschleunigung ein geeigneter Unterhändler abgeordnet werden möge; Herzog Franz Julius von Sachsen-Lauenburg, der hierzu von Wien aus bereits designirt war, sei „ein schwaches Instrument zu diesem Werk“. Fast gleichzeitig aber, am 10. (nicht 1.) Januar schrieb K. an Feuquières die oft citirten Zeilen: er habe sich alle Mühe gegeben, seinen „Herrn“ in dem bewußten Geschäft, mit dem ihn der Gesandte bei seiner Abreise von Dresden beauftragt, zu erforschen, und sei es mit Gottes Hülfe ihm gelungen, die „Hauptperson“ so weit zu bringen, daß sie bereit sei, sich dem Wunsche des Herrn von Feuquières zu fügen, so daß dem Vollzuge des Vertrages nichts mehr entgegenstehe. — Vier Tage später richtete K. an Oxenstierna die Bitte um eine persönliche Besprechung, ihm „ein wichtiges negotium vertraulich zu communiciren“. — So sollte der Bruch mit dem verhaßten Hause Habsburg, den K. vor Augen sah, unvermeidlich und so viel nur möglich beschleunigt werden. Feuquières berichtete eiligst an seinen Hof und sandte unter Einem de la Boderie an K. mit eben eingelangten Briefen des Königs in derselben „sehr delicaten und zweifelhaften“ Angelegenheit, welche Briefe aber, wie er selbst geflissentlich bemerkt, absichtlich so eingerichtet waren, daß sie eine Antwort auf Eröffnungen zu sein schienen, welche der Herzog dem Könige gemacht habe — um zu verhüten, daß eben der Herzog diese „delicaten“ Acten mißbrauche. — Noch viel vorsichtiger, ja mißtrauischer gingen Oxenstierna und Bernhard von Weimar zu Werke, an welch Letzteren sich K. gleichfalls wandte. Sie hatten guten Grund zum Verdachte. Noch Mitte Februars 1634 war Wallenstein nichts weniger als zum Anschlusse an Frankreich und Schweden entschlossen. Sein jähes Temperament konnte ihn im Moment unerwarteter, schmachvoller Erniedrigung zu unbedachten Aeußerungen hinreißen, die von allzu geschäftigen und allzu parteiischen Freunden mit kühner Stirn nur zu sehr ausgebeutet wurden; bald fand er das gewohnte Gleichmaß kühler Ueberlegung wieder. Als zehn Tage nach K. Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in das Hauptquartier Pilsen kam, bestätigte er vollinhaltlich die Aussagen Kinsky's bezüglich der Kurfürsten von Sachsen-Brandenburg; Frankreich betreffend, erklärte Wallenstein auf das bestimmteste, keine Tractate zu belieben und niemals zulassen zu wollen, daß der französische König über den Rhein komme, „sonst stände er den drei geistlichen Kurfürsten auf dem Halse“; ebenso trage er durchaus „keine Beliebung zu einer Allianz mit Schweden“.

Das Alles änderte sich mit einem Schlage, als am 21. Februar die Botschaft einlangte, die Garnison zu Prag erkläre sich gegen den Oberfeldherrn, der in kaiserlichen Plakaten vor aller Welt entsetzt und geächtet worden. Nun in der That war auch Wallenstein zum Aeußersten entschlossen; der Trieb der Selbsterhaltung war auch in seiner großen, stolzen Seele, in seinem schwererkrankten, siechen Leibe lebendig. Noch am 21. Februar wies er durch einen Vertrauten seinen Landeshauptmann zu Gitschin an, alles vorhandene Geld seiner Prägung über Reichenberg und Rumburg nach Hainspach zu schaffen und dort zur Weiterbeförderung einem Beamten Kinsky's zu übergeben. Er selbst ging über Mies und Plan nach Eger seinem unabwendbaren Verhängniß entgegen. In seiner Begleitung war auch K., von dessen Seite Elisabeth, seine Gemahlin, nicht weichen wollte. „Die Kinskin, so eine geborne Trczkin gewesen“ — so sagte man später — „hat um alle des Herzogs Vorhaben und Machinationen gewußt“; sie „ist in der Rebellion ärger als ihr Mann gewesen“. Unmittelbar

nach dem furchtbaren Gemetzel der Blutnacht des 25. Februars auf der Burg zu Eger brachte ihr ein entsprungener Diener die Schreckenskunde von der meuchlerischen Ermordung ihres Gemahls. „Wer ist gut kaiserlich“ — hatten Gordon und Deveroux gerufen und die Tafel, an der sie gespeist, sofort umgeworfen, K. unter ihrer Last zu Boden schleudernd. „Bei dreißig Stiche und Hiebe“ wies das Wams, das er getragen hatte. — Er war nach dem Zeugnisse eines seiner erbittertsten Gegner „ein starker, tapferer und resoluter Cavalier“.

Schon am 20. Februar hatte Kaiser Ferdinand II. die Confiscation des mächtigen Grundbesitzes sowol des Herzogs von Friedland als auch Adam Erdmann Trczka's angeordnet; eben am 25. Februar wurde auch die Einziehung der Güter Ilow's verfügt. Erst am 8. März erinnerte man sich in Wien, bei dieser Verfügung „zu der Armada Bestem“, die nicht minder stattlichen Besitzungen Kinsky's ganz vergessen zu haben. Ein Bericht der böhmischen Statthalterei vom 13. desselben Monats gab jedoch die beruhigende Mittheilung, daß man trotz jenes Vergessens, die kaiserlichen Gedanken errathend, schon nach Einlangen des Befehls vom 25. Februar eine Commission auch zur „Apprähendirung“ der Kinsky'schen Verlassenschaft abgesendet habe, die bereits in voller Activität sei. Der Kaiser hatte eifrige Diener. In kurzer Zeit war eine große Beute verschenkt. Die schöne Herrschaft Teplitz empfing Aldringen, der dagegen seine Gütchen Groß-lipen und Duchorzitz an Rittmeister Melchior Adam v. Moser und Feldmarschall-Lieutenant Ernst v. Suys abtreten mußte; Rumburg erhielt Oberst Hans Christoph Freiherr v. Löbl; Hainspach Graf Wolf v. Mannsfeld; Zahorzan Oberst Wenzel Freiherr v. Zahradecky; den seinerzeit vielberühmten Kinsky'schen Palast auf der Altstadt Prag Matthias Graf Gallas. Von dem gesammten Erbe nach Radislaw dem Reichen wurde der Familie K. nur Böhmisch-Kamnitz gerettet, welches „vermöge Alt-Kinsky'schen Kaufcontractes per 186 000 Gulden“ dem Sohne Wenzel Kinsky's, Johann Octavian, „anstatt seines zu allen confiscirten Alt-Kinsky'schen Gütern prätendirten juris“ überlassen wurde. Die Wittwe ging leer aus. War sie doch kühn genug gewesen, alsbald nach der Egerer Katastrophe das schriftliche Begehren zu stellen, wider die „Meuchelmörder“ ihres Mannes „die justitiam ihr zu ertheilen und ergehen zu lassen.“ — K. hinterließ einen einzigen Sohn Adolf Ernst; mit dem Enkel Wilhelm Leopold starb seine Linie im Mannsstamme aus. Dagegen kam die Descendenz des älteren Bruders Wenzel, in seinem Urenkel Stephan Wilhelm 1746 in den Fürstenstand erhoben, zu vielen Würden und Reichthümern; sie steht noch heute in der vollsten Blüthe österreichischer Hocharistokratie.

Nach Urkunden der kaiserlichen Archive zu Wien, des Gubernialarchivs zu Prag, des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden etc.; M. de Feuquières, lettres et négociations, I et II; Mémoires du Cardinal de Richelieu (ed. M. Petitot, tome XXVII); L. v. Ranke, Geschichte Wallenstein's (Sämmtliche Werke, XXIII). — Vgl. u. A.: Fr. K. Wißgrill, Schauplatz des landsässischen niederösterreichischen Adels, V. (Wien 1804); Fr. Förster, Wallenstein's Briefe, III. (Berlin 1829), Wallenstein als Feldherr und Landesfürst (Potsdam 1834); R. Röpell, Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. (Raumer's historisches Taschenbuch, Neue Folge, VI, 1845); J. H. Krönlein, Wallenstein und seine neuesten historischen Ankläger und Vertheidiger (Wigand's Vierteljahrsschrift, 1845); K. G. Helbig, Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland (Dresden 1852); J. Zahn, Hochverrathsproceß des Wenzel v. Khünitz und Tettau (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Notizenblatt, VIII, 1858); J. E. Folkmann, Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechtes Kinsky (Prag 1861); W. J. A. Freiherr v. Tettau, Urkundliche Geschichte der Tettau'schen Familie (Berlin 1878); H. Hallwich, Wallenstein's Ende (Leipzig 1879).

Hallwich.

Kinzelbach: Gottlob Theodor K., Afrikareisender, geb. zu Stuttgart am 24. Juni 1822 als Sohn eines bekannten Verfertigers astronomischer Instrumente, erlernte er das Gewerbe seines Vaters, dem er sich längere Zeit in Deutschland und der Schweiz widmete. 1854 folgte er einer lange gehegten Neigung, indem er sich in Konstantinopel niederließ, unternahm darauf Reisen in verschiedenen Theilen des türkischen Reiches, theilweise als Angestellter im österreichischen Konsulat. 1860 nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich im gleichen Jahre der Heuglin'schen Expedition zur Aufsuchung Eduard Vogel's an, ging nach der bedauerlichen Trennung derselben mit Munzinger über Chartum nach Kordofan und kehrte 1862 zurück. Nun widmete er sich zwei Jahre lang der Erlernung orientalischer Sprachen, siedelte 1864, nachdem er sich verheirathet hatte, nach Kairo über, schloß sich aber schon 1866 der Expedition zur Nachforschung über das Schicksal des Baron v. d. Decken an, ging über Zanzibar 1867 nach Barawa und Makdischu an der Somaliküste und starb, durch Krankheiten körperlich geschwächt und durch das Mißlingen seiner Pläne zum Vordringen ins Innere seelisch gedrückt, zwischen dem 20. und 26. Januar 1868 in Dschilledy bei Makdischu. K. war ein kühner unternehmender Reisender; als Beobachter läßt ihn die einzige größere Frucht seiner Reisen, die Zusammenstellung der astronomischen und meteorologischen Beobachtungen der 1861er Reise in glänzendem Lichte erscheinen.

Geogr. Mitth. 1869. Ratzel.

Kipius: Justus K. (von Kipe), geb. 1588, † 1664, ein Staatsmann des Hauses Braunschweig-Lüneburg, dem er als Berather von vier Herzogen durch 34 sorgenvolle Jahre gedient hat. Ueber seine Antecedentien steht wenig fest. Als Dr. iur. verband er in Hameln mit dem Amt eines städtischen Syndikus und einer Bestallung von Seiten des Grafen von Holstein-Schaumburg eine einträgliche Privatpraxis, als ihn Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg im November 1627 an seinen Hof berief. K. wurde Hof- und Consistorialrath und überkam die heikelsten Missionen. So empfing ihn gleich die unerfreuliche Aufgabe, den Proceß des Herzogs wider seine der Untreue überführte und entwichene Gemahlin am Hofe des mit der Vermittlung betrauten Kurfürsten von Sachsen auszutragen. Dann galt es das ganze Dasein des Herzogs zu retten, als diesem, weil er bis kurz vor der Schlacht bei Lutter (1626) zur dänischen Partei gehalten hatte, das Schicksal der Herzoge von Mecklenburg zugedacht war, um, wie dort Wallenstein, so hier Tilly mit den Spolien eines altfürstlichen Hauses auszustatten. K. ging darum 1629 als außerordentlicher Gesandter nach Wien, und wenn auch die Intrigue gegen Friedrich Ulrich in erster Linie wol durch die im allgemeinen Interesse des Reichsfürstenstandes erfolgte Intervention des Kurfürsten Maximilian von Baiern durchkreuzt ist, so gebührt doch K. das Verdienst, an seiner Stelle dazu beigetragen zu haben, daß „dieser herbe Proceß gestopfet ward". Wesentlichen Antheil hatte er sodann an dem die Selbständigkeit seines Fürsten rettenden Entschlusse, die Residenz von Wolfenbüttel, wo er von der kaiserlichen Besatzung wie ein Gefangener überwacht ward, in die Stadt Braunschweig zu verlegen. Mit Lampadius, dem hervorragendsten Staatsmann am fürstlichen Hofe, theilte er den Argwohn gegen die Absichten des Schwedenkönigs. Da sich demgemäß Friedrich Ulrich erst spät (1632) zum Bündniß mit Gustav Adolf entschloß, so sah er sich nach des Königs Tode von den Schweden ebenso beargwohnt wie von den Kaiserlichen. Um diese Lage zu bessern, ging K. zu dem Frankfurter Convent (1633) und setzte bei Oxenstierna günstigere Bedingungen für seinen Herzog durch. Nach dem Tode des Letzteren (1634) half er den Streit, der über das Erbe entbrannte, durch die Braunschweiger Tractaten beilegen, mußte dann aber zu seinem Kummer in

das Privatleben zurücktreten, bis ihn nach zwei Jahren Herzog Georg von Calenberg in seine Dienste berief. Der überlegenen Persönlichkeit dieses nur sich selber treuen, die Parteien rücksichtslos wechselnden Fürsten diente K. lediglich als Vollstrecker der fürstlichen Instructionen. So ging er, als Georg dem Prager Frieden beigetreten war, zum kurfürstlichen Collegialtag nach Regensburg (1636), um den Ansprüchen seines Herrn auf Hildesheim die kaiserliche Anerkennung zu gewinnen. Die Aufgabe war jedoch undurchführbar. Als Georg eben darum sich wieder der entgegengesetzten Partei näherte, wurde K. erst zur Unterhandlung mit Hessen-Kassel hinzugezogen und dann nach Hamburg entsandt, um den Abschluß einer Allianz mit Schweden und Frankreich vorzubereiten. Nach Georgs Tode (1641) gewann K. auf dessen Sohn und Nachfolger Christian Ludwig, der ihn zum Kanzler ernannte, einen maßgebenden Einfluß. Er war der vorzüglichste Beförderer und Unterhändler des übereilten Separatfriedens, den das braunschweigische Haus 1642 mit dem Kaiser schloß. Die Rechtfertigung dieses sehr bald als Mißgriff empfundenen Vertrags, der dem fürstlichen Hause das Stift und die Stadt Hildesheim und zugleich die Waffen aus den Händen wand und daher den braunschweigischen Staatsmännern auf dem westfälischen Friedenscongreß völlig das Spiel verdarb, bildet das Hauptthema der von K. hinterlassenen Selbstbiographie. K. mußte denn auch wenige Jahre nachher die erste Stelle im Geheimen Rathe einem anderen räumen, der ihm allerdings in der schonendsten Form vorgesetzt ward, dem Statthalter Schenk von Winterstett. Aeußerlich blieb ihm die Leitung der Geschäfte sowol im Geheimen Rath als im Consistorium. Hier hat er im Sinne seines Freundes Georg Calixt gewirkt, dort kämpfte er gegen die Landstände für die fürstliche Absolutie und half die Kriegswunden heilen und die Grundlagen für eine neue bürgerliche Ordnung gewinnen. Als Christian Ludwig 1648 die Regierung von Calenberg mit der von Lüneburg-Celle vertauschte, blieb K. in Hannover und behauptete unter Herzog Georg Wilhelm, obwol er demselben nicht sympathisch war, doch das durch treue Dienste errungene Kanzleramt. Im Alter von 73 Jahren legte er dasselbe nieder (1661), drei Jahre darauf (1664) ist er gestorben.

Selbstbiographie des J. K. in Spittler's Gesch. von Hannover, II; von der Decken, Herzog Georg; Derselbe, Beiträge zur Gesch. des Herzogs Georg Wilhelm, im Vaterländ. Archiv d. histor. Vereins für Niedersachsen, 1839; Henke, Georg Calixt; Manecke, Biograph. Skizzen von den Kanzlern der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; Havemann, Gesch. d. Lande Braunschweig-Lüneburg, II u. III. Köcher.

Kipping: Hinrich K., M. phil., geb. zu Rostock c. 1623, in Greifswald schon inscribirt 1635 am 30. Juli, jedoch erst 1645 zum Eide zugelassen. Schon Wittenbergischer Magister, wurde er von den Schweden aufgegriffen und gewaltsam unter die Soldaten gesteckt. Der Baron Erskeyn, der ihn auf Posten in Stade den Statius lesend fand, machte ihn frei und gewährte ihm eine Stellung als Privatbibliothekar. 1654 ernannte ihn die schwedische Regierung zum Subrector, 1672 zum Conrector der Domschule in Bremen, † daselbst am 26. Febr. 1678 in der Schule. Er war ein gelehrter Mann, Philolog, Theolog, Philosoph und Orientalist. Seine römischen Alterthümer („Consensus novus et methodicus antiquitatum Romanarum") haben acht Auflagen, zuletzt 1713 in Leyden, erlebt, auch kirchengeschichtliche und exegetische Werke wurden öfters aufgelegt; „Institutiones politicae methodicae" erschienen in Bremen und Frankfurt 1667, 4°, darin steht sein Bildniß.

J. H. Pratje, Kurzgef. Versuch einer Gesch. ꝛc. der Schule und des Athenäi . . zu Bremen, II. Rotermund, Gel. Hannover. Krause.

Kipping: Johann Wolfgang K., Rechtsgelehrter, wurde geboren zu Baireuth am 2. April 1695, studirte seit 1716 zu Jena, dann in Halle, wurde 1727 Rath und Archivar, 1728 Hofrath, 1735 entlassen, ging nach Jena als Privatdocent, 1737 nach Helmstädt als ordentlicher Professor des Staatsrechts und der Geschichte, promovirte 1740 als Doctor juris, wurde 1741 ordentlicher Lehrer und Beisitzer der Facultät, starb am 2. Februar 1747. — Er schrieb: „Prolusiones jur. eccles. recte constituendi s. comment. de sacerdotio novi foederis et de rationibus sacrorum solemnium, adj. est apologeticus pro Martino Luthero combusti juris canonici reo“, Helmst. (1744) 1755 und ein „Syntagma juris ecclesiastici“, Brunsvig. 1752, worin er aus naturrechtlichen und allgemeinen kirchlichen Principien das positive Recht herzuleiten sich bestrebt.

Häberlin, Progr. in obitum J. W. K., Helmst. 1747. — Fikenscher, Beytrag z. Gelehrtengesch., S. 204 ff. — Stepf, Galerie IV, 409. — Schulte, Gesch. d. Quellen, IIIb. S. 115, 116. Teichmann.

Kirch: Johann Philipp K., katholischer Geistlicher, geb. am 27. Novbr. 1767 zu Kitzingen, † am 6. December 1829 zu Karlsruhe. Nachdem er das Gymnasium zu Würzburg absolvirt hatte, studirte er Anfangs in Heidelberg Mathematik, wollte dann Jurist werden, wandte sich schließlich aber der Theologie zu. 1792 zum Priester geweiht, war er zuerst Kaplan, seit 1803 Stadtpfarrer und Decan in Mannheim, seit 1816 Stadtpfarrer, geistlicher Rath und Decan in Karlsruhe. Er ließ eine Anzahl Fastenpredigten und Casualreden drucken. Nach seinem Tode erschienen noch zwei Bände Predigten von ihm, 1830 und 1836. Kirch's Predigten, formell ansprechend, aber nicht nur von jeder confessionellen Färbung frei, sondern auch ohne positiv christlichen Charakter, erlebten mehrere Auflagen, und 1840—41 erschien noch einmal eine Gesammtausgabe derselben in 4 Bänden, besorgt von dem Decan Mühling.

Felder, Gelehrtenlex. I, 384. Reusch.

Kirch: Gottfried K., Astronom, geb. den 18. December 1639 zu Guben, † den 25. Juli 1710 zu Berlin. Er studirte zu Jena unter dem damals berühmten Polyhistor Erhard Weigel und ward von demselben an Hevelius in Danzig empfohlen, um sich unter dessen Leitung in der praktischen Sternkunde auszubilden. Von da zurückgekehrt, betrieb er an verschiedenen Orten, in Leipzig, Guben, Lobenstein (Reuß) und Koburg das Gewerbe eines Kalendermachers, setzte aber auch seine theoretischen Studien weiter fort und stellte fleißig Beobachtungen an. Seine Ephemeriden, welche von 1681—1702 reichen und wesentlich nach Kepler's rudolphinischen Tafeln gearbeitet waren, machten seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt, und so erhielt er im J. 1700 einen Ruf als Astronom an die neu begründete Berliner Akademie, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Praktisch arbeiten konnte er daselbst allerdings nur seit 1706, in welchem Jahre ihm eine Sternwarte gebaut wurde. Seine vollständige Beobachtungssammlung ist nach Lalande von de l'Isle erworben worden und in dessen Papieren vergraben geblieben. Immerhin ist Manches publicirt, insbesondere in den Philosophical Transactions, den Acta Eruditorum und in den Berliner Denkschriften (Miscellanea Berolinensia). Mit Vorliebe beobachtete K. Kometen; ja man darf ihn als den ersten Astronomen bezeichnen, der systematisch mit dem Fernrohr nach diesen Himmelskörpern suchte. Seine Mühe ward belohnt durch die Auffindung eines gewaltigen Schweifsternes (4. November 1680), der später für die kometarische Astronomie zu großer Berühmtheit gelangte. Nicht minder eifrig beobachtete er die Sonnenflecke, Nebel- und veränderlichen Sterne, sowie Planetendurchgänge, wenn sich solche ereigneten (Merkursdurchgang im J. 1707). Bei dieser eifrigen Durchmusterung des gestirnten Himmels nahm er wahr, daß ein Stern im Halse des Schwanes seine Lichtstärke periodisch ändert; damit hatte

der Stern Mira Ceti, dessen Veränderlichkeit bereits bekannt und von K. in einer eigenen Schrift („Wunderstern am Halse des Wallfisches“, Leipzig 1678) beschrieben worden war, einen Collegen erhalten. Noch dürfte erwähnt werden, daß K. ein neues Mikrometer für feinere Messungen erfand, und daß er zuerst den von Halley in St. Helena angefertigten Katalog der südlichen Gestirne in Deutschland bekannt machte. Eine astronomische Leistung von mehr byzantinischem als wissenschaftlichem Charakter stellt die Einführung dreier neuer Sternbilder, des Reichsapfels, des kursächsischen Schwertes und des brandenburgischen Scepters dar. Von Kirch's Familienmitgliedern, die sich ebenfalls in der Geschichte der Astronomie einen gewissen Namen gemacht haben, sind noch die folgenden aufzuführen:

Maria Margaretha K. geb. Winkelmann, geb. den 25. Februar 1670 zu Panitzsch bei Leipzig, † den 29. December 1720 zu Berlin. Tochter eines Geistlichen, hatte sie eine gute Vorbildung erhalten und lernte bald ihren Gatten, Gottfried K., beim Beobachten und Rechnen unterstützen. Sie entdeckte den Kometen von 1702 und gab 1712 zu Berlin eine kleine Schrift über die bevorstehende Conjunction von Jupiter und Saturn heraus. Darin werden noch ziemlich umfassende astrologische Prognostika mitgetheilt, doch ist die Verfasserin vorurtheilsfrei genug, selbst einzugestehen, daß der ganzen Sterndeuterei kein großer Werth zukomme. Der bekannte „astronomische Bauer“, Christoph Arnold von Sommerfeld bei Leipzig, der es nach Weidler's Zeugniß als Autodidact bis zur selbständigen Construction von Tafeln für die Jupiterstrabanten brachte, scheint die Neigungen der jungen Margaretha Winkelmann dauernd beeinflußt zu haben.

Christfried K., Sohn von Gottfried und Margaretha, geb. den 24. December 1694 zu Guben, † den 9. März 1740 zu Berlin, begann seine astronomischen Studien in Danzig und rückte 1717 in die Stelle seines Vaters an der Akademie ein. Seine astronomischen Observationen sind in den nämlichen Zeitschriften zerstreut wie diejenigen des Vaters, doch erschien auch 1730 in Berlin ein größeres Werk aus seiner Feder, betitelt: „Observationes astronomicae selectiores in observatorio regio Berolinensi habitae, quibus adjectae sunt annotationes quaedam et animadversiones geographicae et chronologicae, aliaque ad astronomicam scientiam pertinentia.“

Christine K., Christfried's Schwester, geb. um 1696, † den 6. Mai 1782 zu Berlin, stand ihrem Bruder in ähnlicher Weise zur Seite, wie dereinst die Mutter dem Vater. Besonders Kalenderberechnungen beschäftigten sie; so lieferte sie, wie Bode berichtet, viele Jahre hindurch den Kalender für die Provinz Schlesien.

Weidler, Historia astronomiae, S. 555 ff. — Lalande, Astronomie, 1. Bd. S. 221, 226. — Bibliothèque germanique, 3. u. 50. Bd. — Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, 1. Bd. S. 516 ff. — Bode's astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1816, S. 111, 113, 114. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 457 ff. u. a. O.

Günther.

Kirchberg: Ernst v. K., Reimchronist des 14. Jahrhunderts, war von Geburt kein Mecklenburger, sondern Thüringer. Höchst wahrscheinlich kam er erst im J. 1378, da sich Herzog Albrecht II., der Große von Mecklenburg, mit Adelheid, der Tochter des Grafen Ulrich von Honstein, vermählte, mit anderen Thüringern an den Schweriner Hof. Hier begann er auf Bitten des Herzogs die wendischen Geschichten Helmold's in Reime zu bringen und zwar in hochdeutscher Sprache. Noch bei Lebzeiten Albrechts, der am 18. Februar 1379 starb, hat er in etwa 110 Kapiteln diese Versificirung zum Abschluß gebracht,

darnach aber in weiteren 85 Kapiteln die Geschichte Mecklenburgs, theils auf Grund verschiedener Chroniken, theils nach mündlichen Ueberlieferungen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts fortgeführt. So weit wenigstens geht die einzige, im Schweriner Archiv befindliche, mit Miniaturbildern reich geschmückte, leider aber verstümmelte Pergamenthandschrift, welche von Westphalen in seinen Mon. ined. IV., Lipsiae 1745 in sehr incorrecter Weise veröffentlichte. Daß K. sein Vorhaben, ein „Herzog-Albrechts-Buch“ folgen zu lassen, wirklich ausführte, ist kaum anzunehmen.

Lisch, Jahrb., Bd. XII. — Schirrmacher, Beiträge zur Gesch. Mecklenb., Bd. II. — Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen, Bd. II, S. 178 flg.

Schirrmacher.

Kirchberg: Graf Konrad v. K., Minnesänger. Seine Lieder, drei Sommer- und drei Winterlieder, die umschichtig geordnet sind, zeigen Bekanntschaft mit Neidhart'scher Poesie, halten sich aber in den Schranken der feinen höfischen Sitte. Der Dichter gehört jedenfalls zu dem schwäbischen in der Nähe von Ulm angesessenen Geschlecht und ist vermuthlich jener Graf Konrad, der schon 1253 in der Gesellschaft des Grafen Albrecht von Tirol und Kaloh's von Rubin urkundlich vorkommt; doch könnte auch ein jüngerer Konrad (1286—1310) der Verfasser sein.

Von der Hagen, Minnesänger IV, 55 f. Bartsch, Liederdichter², S. LXX.

W. Wilmanns.

Kircheisen: Friedrich Leopold v. K., verdienter preußischer Geheimer Staats- und Justizminister, geb. zu Berlin den 28. Juni 1749, † daselbst den 18. März 1825. Sein Vater, Karl David K., ausgezeichnet durch Geist und Herz, machte sich bekannt durch kraftvolle Verwaltung der Polizei in Berlin während der schwierigsten Verhältnisse vom Jahre 1742 an bis 1777 (vgl. National-Zeitung 1878, Nr. 396 vom 23. August, S. 3). — Seine Mutter, eine geborene Lauer, war gleichfalls mit Recht von dem Sohne innigst geliebt und verehrt. Schon als Schüler auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, in dessen erster Klasse Vorlesungen über Naturrecht und Institutionen gehalten wurden, zeigte er Neigung zu juristischen Studien und erhielt von dem 80jährigen Rector Dr. Heinius das Zeugniß: „ein guter Kopf, könnte fleißiger sein, aber ein guter Jurist wird er dereinst werden“ — was in vollstem Maße in Erfüllung ging. 1767 bezog K. die Universität Halle, wo ihn unter seinen Lehrern vor Allem Madihn anzog; ihm bekannte er später oftmals Alles zu verdanken, was er im Richteramte zu leisten im Stande war. Kaum waren die Studien beendet, mußte K. als Referendar ernstlich auf Erwerb bedacht sein, da die Vermögensverhältnisse sich nicht günstig gestaltet hatten. Nach bestandenem Examen wurde er 23 Jahre alt zum Kammergerichtsrath ernannt, erhielt 1776 eine Assessorstelle im Oberrevisionscollegium und wurde 1777 Oberrevisionsrath. Er nahm Theil an dem kammergerichtlichen Erkenntnisse in der Müller Arnold'schen Sache, entging aber einer Bestrafung, während zu seinem größten Schmerze drei der Kollegen und näheren Freunde nicht so gut wegkamen. K. wurde zu den Vorarbeiten für die unter Friedrich des Großen Nachfolger fortgesetzten Gesetzgebungsarbeiten herangezogen; man übertrug ihm die Ausarbeitung eines Entwurfs zum Sachenrecht, sowie der vom Kammergericht eingereichten Erinnerungen zu den einzelnen Theilen des Gesetzbuchsentwurfs und zog ihn zu den Berathungen der Commission zu, wobei er neben Suarez und Klein den Vortrag vor dem Großkanzler von Carmer hatte. Auch sonst wurde er mit wichtigeren Angelegenheiten betraut, z. B. der Regulirung des Nachlasses des Markgrafen Friedrich Heinrich zu Schwedt. Mit besonderem Eifer und mit größter Gewissenhaftigkeit leitete er die Arbeiten der Kriminaldeputation des Kammergerichts, zog jüngere,

tüchtige Kräfte heran und brachte die bis dahin arg vernachlässigte Kriminalrechtswissenschaft und Praxis auf bessere Bahnen, hierin den alten Ruhm des Gerichtshofes von Neuem befestigend. Dem Antrage, ihn zum Justitiar des Generaldirectorii, später aber ihn zum Polizeidirector für Berlin zu ernennen, wich er geschickt aus, in dem Glauben, daß seine Kräfte in juristischen Aemtern besser sich verwerthen ließen und in Abneigung gegen die letzte ihm angebotene Stellung, deren viele Unannehmlichkeiten, große Gefahren und geringe Aussichten auf Würdigung geleisteter Dienste und etwelchen Dank er genugsam im väterlichen Hause kennen gelernt hatte. Zum Vicepräsidenten des Kammergerichts ernannt, erledigte K. 1795 ehrenvoll den ihm seitens des damaligen dirigirenden Ministers in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, des nachherigen Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, gewordenen Auftrag, die preußische Justiz in diesen neu erworbenen Provinzen einzuführen, konnte sich aber zu einer ihm angebotenen Anstellung in diesen Fürstenthümern nicht verstehen. Zu neuen Würden stieg K. nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. empor. Er wurde 1798 in den Adelstand erhoben und erhielt im August desselben Jahres von der Hallenser Juristenfacultät die Doctorwürde, verhandelte 1799 mit den kurmärkischen Ständen über das Provinzialrecht und übernahm nach dem Tode des Geheimen Oberjustizraths Baumgarten das Amt als vortragender Rath beim Großkanzler. Nach Bearbeitung des vom Kammergerichtsrath Müller verfaßten Entwurfs eines Anhanges zum Allgemeinen Landrecht und der Kriminalordnung wurde er erster Präsident des Kammergerichts, 1809 Chefpräsident desselben mit dem Range eines Geheimen Staatsraths, im Januar 1810 Ritter der dritten Klasse des rothen Adlerordens, bald darauf (9. Juni) Justizminister. Mit jugendlichem Eifer gab er sich ganz und voll diesem neuen schweren Amte hin, vorsichtig in der Befürwortung von Reformen an der von ihm lebhaft vertretenen und vertheidigten Carmer-Suarez'schen Gesetzgebung, aber auch unverdrossen in der Durchführung einmal beschlossener, offen und freimüthig seine Bedenken äußernd, streng zuerst gegen sich selbst, dann aber auch gegen Andere, eifriger Anhänger des monarchischen Princips, treu und wahr gegen Freund und Feind. Für die trüben Jahre, die über Preußen hereinbrachen und in seiner hohen Stellung einen Mann von außergewöhnlicher Thatkraft und Einsicht erforderten, entschädigten ihn die endlich nahenden Tage der Wiedergeburt des Vaterlandes. Aus der Hauptstadt Frankreichs erhielt er 1814 die Insignien des rothen Adlerordens als Beweis der Zufriedenheit seines Königs mit seiner ministeriellen Wirksamkeit, wurde 1815 seitens der Akademie der nützlichen Wissenschaften in Erfurt durch Ernennung zu deren Mitgliede geehrt, bei Gelegenheit des Festes 50jähriger Amtsführung am 30. Januar 1821 in den weitesten Kreisen gefeiert, durch Verleihung des ersten Ordens des Staates und huldreiches Schreiben des Königs zu weiterer rastloser Thätigkeit ermuthigt. Stellten sich auch allmählich die Beschwerden des Alters, namentlich Schwäche des Gehörs ein, so ließ ihn dies doch nicht rasten und erledigte er namentlich noch die ihm 1823 übertragene Prüfung des Fonk'schen Processes. Aber es nahmen seine Kräfte immer mehr ab; Schwäche der Füße hinderte die Bewegung und aufs Tiefste schmerzte nach überaus glücklicher 47jähriger Ehe der Tod seiner Gattin, einer Tochter des Kriegsraths v. Fischer, nach langen körperlichen Leiden derselben. Mitten in der Arbeit traf ihn am 16. März 1825 ein Nervenschlag, dessen Folgen am 18. März im 76. Jahre, nach einer Dienstzeit von über 50 Jahren, sein Leben endeten. Von acht Kindern überlebten ihn nur ein Sohn und zwei Töchter. Ein Freund Schiller'scher Muse (die „Ideale“ waren sein Lieblingsgedicht), ein eifriger Verehrer Spalding's, wirkte K. Gutes auch außerhalb seines Amtes, wo irgend er konnte; er war Präsident der Haupt-Bibelgesellschaft, Vorsteher des Bürger-

Rettungsinstitutes, Mitglied der Armenspeisungsanstalt, überall hülfreich und wohlthätig. — Bei Gelegenheit der Jubelfeier Kircheisen's ließen die Räthe des Kammergerichts dessen Brustbild in Marmor durch den Bildhauer Professor Rauch anfertigen; dasselbe wurde im großen Sitzungssaale der Büste Cocceji's gegenüber aufgestellt. Von schriftstellerischen Arbeiten sei noch erwähnt der Aufsatz „Wer hat die Kriminal-Ordnung gemacht?" in Mathis' Monatschrift, Bd. IV, S. 232—36; ein anderer im Archiv des Kriminalrechts II. 116—38, auch das „Votum des Justizministers betr. die Organisation der Justiz in den Rheinprovinzen mit Bezug auf die von der königl. Immediat-Justizcommission zu Köln gemachten Vorschläge", Berl. 1818. — Sein Nachfolger im Justizministerium war Graf v. Dankelmann — nicht, wie man nach Allg. D. Biogr. VII. 727 glauben könnte, Mühler.

Nach dem schönen Nekrolog der Haude- und Spener'schen Zeitung (Neuer Nekrolog der Deutschen f. 1825, Ilmenau 1827, S. 379—91). — Kamptz, Jahrbücher, Bd. XXV S. 149—56. — Klein's Annalen Bd. IX S. 301 ff. (Kircheisen's Rede über die Macht- und Cabinetssprüche der Regenten.) — v. Rönne, Ergänzungen u. Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher, Einleitung. — Förster, Preuß. Privatrecht, I. § 2. — Daniels, System d. preuß. Civilrechts, 1866, I. 11. — Stobbe, Rechtsquellen, II. 460, 466. — Löwenberg, Beiträge, Bd. II. — Sonnenschmidt, Gesch. d. kgl. Obertribunals zu Berlin, Berl. 1879. — Philippson, Gesch. d. preuß. Staatswesens, I, Leipz. 1880, S. 301, 410. — Abegg in Goltdammer's Archiv I. 508, 518, 647 (Separatabdruck 1854 S. 15, 25, 38). Teichmann.

Georg Karl von Fechenbach*), Fürstbischof von Würzburg von 1795 bis 1803, Bischof von Würzburg bis 1808. Aus einem rheinfränkischen im Hochstift Mainz seßhaften Geschlechte stammend, geb. am 20. Febr. 1749, der kirchlichen Laufbahn bestimmt, fand er zuerst Aufnahme im Capitel der Mainzer, bald darauf der Würzburger Kirche, und wurde am 18. Januar 1779 Domdecan zu Mainz. Er hat sich früh an den Wiener Hof angeschlossen und war bei der Wahl eines Coadjutors des Mainzer Kurfürsten Friedrich von Erthal der österreichische Candidat, wurde aber durch die Anstrengungen des preußischen Hofes von Theodor von Dalberg aus dem Felde geschlagen. Er hat sich, so lange Franz Ludwig von Erthal in Würzburg regierte, hier zeitweilig an den Geschäften betheiligt und dessen Reformen, zumal auf dem Gebiete der Schule, Industrie u. dgl. unterstützt. Durch den erwähnten österreichischen Einfluß ist er denn auch 1795 dessen Nachfolger in Würzburg geworden. Es braucht nicht ausdrücklich erwähnt zu werden, in welche kritische Zeiten seine Erhebung fiel. Bei einer entschieden gemäßigten und wohlwollenden Gesinnung und einer nicht zu verkennenden allgemeinen Bildung fehlten ihm die nöthigen Eigenschaften des Charakters, um sich in den schwierigen Verhältnissen, von welchen er nach innen wie von außen her umgeben war, leicht und mit Erfolg zurecht zu finden. Die vergleichungsweise liberale Richtung seines Amtsvorgängers hat er eher gedämpft als fortgesetzt, aus Furcht, der überall verbreiteten politischen Gährung und Unzufriedenheit nicht Nahrung zuzuführen. Namentlich in Sachen der Förderung des höheren Unterrichtswesens hat er in Folge dieser Anschauung einige Schritte rückwärts gethan. Im übrigen wollte er Selbstregent sein, wie Franz Ludwig,

*) Zu Bd. VIII S. 710.

und ließ es an Eifer und persönlicher Mitwirkung in keiner Weise fehlen. Diese seine Thätigkeit wurde aber durch die kriegerischen Ereignisse zuerst empfindlich gestört und durch den Gang der großen Politik für die Dauer unterbrochen. Im J. 1796 sah Franken die bekannte Invasion der französischen Rhein-Moselarmee, die mit der Schlacht bei Würzburg, am 26. Decbr. d. J., und dem fluchtartigen Rückzuge Jourdan's endigte. G. K. war bei dem Herannahen des Feindes nach Böhmen geflohen und kehrte erst nach dessen Niederlage zurück. Das Hochstift hat bei Gelegenheit dieser Invasion schwer genug gelitten, und G. K. hat sich nach Kräften angestrengt, die geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Der Universität Würzburg hat er löbliche Theilnahme und Aufmerksamkeit geschenkt, obwol er sich niemals von der Angst befreien konnte, dem Zeitgeist irgend ein sträfliches Zugeständniß zu machen. Obschon beim Anbrechen des neuen Jahrhunderts die Tage seiner Herrschaft bereits gezählt waren, begegnete F. die Ehre, daß er im J. 1800, kaum von einer zweiten Flucht vor den Einfällen der Franzosen in sein Land zurückgekehrt, in Bamberg zum Coadjutor seines Oheims, des Fürstbischofs Franz von Buseck gewählt wurde. Aber schon drei Jahre später erfolgte gemäß der im Lüneviller Frieden getroffenen Vereinbarung und der durch den Reichsdeputationshauptschluß des J. 1803 bewilligten Sanctionirung derselben die Säkularisirung des Hochstifts Würzburg und der Uebergang desselben an Kurbaiern. G. K. hat sich wenigstens mit Würde in das Unvermeidliche gefügt und von da an auf die Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten sich beschränkt. Seine Stellung war gegenüber der baierischen Regierung, die mit einer unverkennbaren Gründlichkeit dem alten theokratischen Staatswesen den Krieg erklärte, keine leichte, er hat aber, was z. B. die Frage der Patronatsrechte und der Oberleitung des geistlichen Seminars anlangte, eine entschlossene Widerstandskraft entwickelt und zu retten versucht, was zu retten war. Im März 1803 hatte er auch die Leitung des Bamberger Sprengels übernommen. Fünf Jahre nach der unfreiwilligen Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft hat ihn aber, ermüdet wie er war, der Tod aus einer unerquicklichen Lage erlöst. Er starb am 9. April 1808 zu Bamberg und liegt auch im Dom daselbst begraben.

(Neue) Würzburger Chronik (Würzburg, Bonitas Brunnen), 1869. 2. Bd., S. 561 ff. — J. B. Schwab, Franz Berg &c., Würzburg 1869, stellenweise. — Archiv des hist. Vereins für Unterfranken und Asch. 18. Bd. (Reiringer, Die Weihbischöfe von Würzburg, S. 293 ff. und 341 ff.). — Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit, Stuttgart 1853, 2 Bde. — Staatsrath Wagner's Selbstbiographie. Handschrift des historischen Vereins zu Würzburg u. Breslau. — Beaulieu-Marconnay, Der Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg, 1. Bd. v. Wegele.

Holzschuh*): Dietrich H. gab sich unter König Rudolf am Niederrhein für den Kaiser Friedrich II. aus. Er trat c. 1283 zuerst in Köln als der wiedergekommene, vom Volke erwartete Kaiser auf, wurde hier jedoch verhöhnt und wandte sich darauf nach Neuß, wo sein Vorgeben geglaubt wurde. Räthselhaft bleibt, woher ihm die Mittel zu seiner dortigen Hofhaltung und zu den von ihm vertheilten Spenden zugeflossen sein mögen. Daß Fürsten aus Feindschaft gegen Rudolf ihn emporgebracht und unterstützt haben sollten, ist durchaus nicht bewiesen; jedenfalls verdient die Angabe mehr Glauben, daß es die Ketzer gewesen, welche jene Mittel hergaben zur Aufrichtung des Reiches des erwarteten Friedrich, der ja die Pfaffen bewältigen sollte. Von den Neußern gegen den Erzbischof Sigfried von Köln vertheidigt, hielt der Pseudo-Friedrich dort Hof-

*) Zu Bd. XIII S. 31.

und Gerichtstage, ertheilte Privilegien und ließ Briefe mit Siegel an Fürsten und Städte ergehen. Die Friesen suchten bei ihm Hülfe gegen den Grafen Florenz von Holland und erlangten ein noch vorhandenes Schutzmandat, das an den Bischof von Utrecht gerichtet ist. Sein Ruf breitete sich rheinaufwärts, nach Burgund und selbst nach Oberitalien aus, von wo Boten geschickt wurden, um sich von der Wahrhaftigkeit des Gerüchtes zu überzeugen. Sein Anspruch auf das Kaiserthum traf aber mit der Opposition gegen Rudolf in den Städten zusammen, von welchen dieser unter Anderen damals den dreißigsten Pfennig verlangte, und so geschah es, daß zu Anfang Mai fast gleichzeitig Colmar und Hagenau sich erhoben, Frankfurt, Friedberg und Wetzlar aber einen Bund schlossen, der offenbar gegen Rudolf gerichtet war. Alles gerieth ins Schwanken und es war die höchste Zeit, daß Rudolf dem Possenspiele jenes Kaiserthums ein Ende machte, da der Betrüger ihn selbst schon vorlud und ankündigte, daß er in Frankfurt einen Reichstag halten wolle. Nachdem Wetzlar sich am 22. Juni 1285 mit Rudolfs Bevollmächtigten über den dreißigsten Pfennig verständigt hatte, nahm es doch in den nächsten Tagen den angeblichen Kaiser bei sich auf. Da rückte Rudolf selbst heran. Die am 14. Juni begonnene Belagerung Colmars hatte er nach einigen Tagen aufgegeben, auf dem Zuge nach Norden sich aus Speier, Worms und Mainz, welche treu geblieben waren, verstärkt; er erzwang die Auslieferung des falschen Friedrich, erpreßte von ihm seinen wahren Namen, wahrscheinlich auch das Bekenntniß ein Ketzer zu sein und ließ ihn als solchen am 7. Juli (oder kurz zuvor) verbrennen. — H. war nicht der erste und nicht der letzte der falschen Friedriche. Schon 1262 hatte sich in Sicilien ein Johann de Calcaria in der Aetnagegend für den Kaiser ausgegeben; gleichzeitig mit H. aber waren in Deutschland ein Tile Kolup (wenn er nicht mit H. selbst identisch ist, s. Kolup), ein anderer 1284 in Lübeck und ein angeblicher Bruder Heinrich in Colmar aufgetreten. Noch 1295 trat in Oberdeutschland ein Friedrich auf, der dann in Eßlingen verbrannt wurde.

Vgl. Petry, Der falsche Friedrich, genannt Tile Kolup, in Ztschr. d. Berg. Gesch.-Ver. II, 339; O. Lorenz, Deutsche Geschichte II, 391 ff. und besonders Victor Meyer, Tile Kolup, der falsche Friedrich. Wetzlar 1868.

Winkelmann.

Kannegießer *): Hermann Lorenz Freiherr v. K. entstammte einer in Westfalen ansässigen adeligen Familie. Er begann seine Laufbahn im österreichischen Staatsdienste beim königlichen Oberamts-Collegium in Schlesien. In Anerkennung seiner pflichteifrigen verdienstlichen Thätigkeit als Oberamts- und Commerzienrath im Herzogthume Ober- und Nieder-Schlesien und als Assessor bei der Ober-Accisen- und Ober-Militär-Commission erhob ihn Kaiser Karl VI. am 11. April 1737 in den böhmischen Ritterstand und verlieh ihm das böhmische Incolat. Seit dem Jahre 1739 Hofrath bei der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in Wien, führte er namentlich das Referat in böhmischen Lehenssachen. Im Sommer 1742 wurde er nach Breslau gesendet. Das Verhalten des Lord Hyndfort als österreichischen Bevollmächtigten bei den Verhandlungen der preußischen Friedenspräliminarien hatte in Wien manchen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. K. sollte nun dem englischen Diplomaten, von dessen „übereylten und parteilichen operationes“ man noch fernere Nachtheile bei den bevorstehenden Verhandlungen des definitiven Friedens befürchtete, mit seinen Kenntnissen und seinem Rathe zur Seite stehen. Nach dem Wortlaute der Präliminarien sollte unter Anderem die Stadt Troppau sammt dem Lande „diesseits der Oppa und des hohen Gebürges“ bei Oesterreich verbleiben. Auf der Reise

*) Zu Bd. XV S. 78.

nach Breslau forderte daher K. den österreichischen General Kheyll auf, das Gebirge — vor Allem die Höhen von Olbersdorf, Zuckmantel, Weidenau und Johannesberg — durch die kaiserlichen Truppen besetzen zu lassen. Desgleichen veranlaßte er den General Festetics in Sternberg, von dem Prinzen von Anhalt die Evacuirung von Jägerndorf zu verlangen. Auch verschaffte er sich in Olmütz alte Landkarten, auf denen die nördlich von Jägerndorf fließende Komeiß als „Comeyß-Oppa“ verzeichnet war und bediente sich ihrer mit Erfolg zur Unterstützung seines Verlangens, daß Jägerndorf von den preußischen Truppen geräumt werden und bei Oesterreich verbleiben solle. Wenn es gelang den definitiven Berliner Friedensschluß vom 28. Juli 1742 in manchen wesentlichen Punkten günstiger für Oesterreich zu gestalten, als der Breslauer Präliminarfrieden vom 11. Juni hatte voraussehen lassen, so ist dies nahezu allein der klugen Gewandtheit und unerschütterlichen Festigkeit Kannegießer's zuzuschreiben. Namentlich gilt dies von den Bestimmungen wegen Bezahlung der schlesischen Schuld und Festsetzung des neuen Grenzzuges. Auch in der Folge zeichnete sich K. durch Thatkraft und Pflichteifer aus. Er erhielt Sitz und Stimme in dem im J. 1746 errichteten Commerzdirectorium und zählte zu den hervorragendsten Mitgliedern der zur Berathung wichtiger Fragen in Bezug auf Handel und Industrie mit besonderer Berücksichtigung Triest's unter der Leitung des Grafen Chotek eingesetzten Hofcommission. Den von Chotek vorgeschlagenen Reformen im Zollwesen opponirte K. auf das Entschiedenste. Im J. 1749 wurde er als Hofrath und geheimer Referendarius in das neu errichtete Directorium in publicis et cameralibus berufen. Im J. 1763 war er dazu bestimmt, die Verhandlungen mit dem preußischen Bevollmächtigten einzuleiten. Da er aber plötzlich erkrankte, ging an seiner Stelle der Hofrath v. Collenbach nach Dresden. — Auf den Vorschlag Bartenstein's war K. von der Kaiserin Maria Theresia mit der Aufgabe betraut worden, eine für den Unterricht des Kronprinzen Erzherzogs Josef bestimmte Denkschrift über Böhmen zu verfassen. Die Ausarbeitung fand aber wenig Beifall und wurde unterdrückt. — Mit Diplom vom 18. Juni 1765 in den Freiherrenstand erhoben, starb K. am 26. October 1766 in Wien, 65 Jahre alt.

Benutzt wurde außer einschlägigen Acten des kaiserl. und königl. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs in Wien und dem Wienerischen Diarium vom J. 1766: Wurzbach, Biogr. Lex., Thl. 10 (Wien 1862); Arneth (Alfr. R. v.), Geschichte Maria Theresia's, Bd. II (1864), IV. (1870), VI. (1875) und VII. (1876). — Oettinger, Moniteur des Dates (gibt als Todestag den 24. October an). Ant. Vict. Felgel.

Zusätze und Berichtigungen.

Band III.

S. 82. Z. 16 v. o. l.: Amman (st. Ammann).

Band V.

S. 501. Z. 17 v. u. l.: Bilfinger (st. Bülf.).
S. 791. Z. 21 v. o.: 1874 erschien eine Ausgabe von Holder mit Uebersetzung von Scheffel.

Band VII.

S. 106. Z. 20 ff.: Flayder war um 1595 in Tübingen geboren, ward dort 1615 Magister und starb im April 1640. Weil er viel mit den Mönchen des nach der Schlacht von Nördlingen wieder katholisirten Klosters Bebenhausen verkehrte, wurde er vom Senat der Universität verwarnt und ihm größere Sorgfalt für die Bibliothek anempfohlen.
J. Hartmann.

Band VIII.

S. 384. Z. 14 v. u. l.: G. (st. W.) v. Jäger.

Band IX.

S. 373. Z. 2 v. o.: Gordon starb 1649; vgl. hierzu und über seine Familienverhältnisse: E. Schebek, Die Lösung der Wallensteinfrage, S. 396 Anm.

Band XII.

S. 273 ff.: David Heß: Seit der Abfassung jenes Artikels ist eine neue meisterhafte biographische Arbeit von David Heß im Drucke erschienen, besorgt durch Ed. Usteri im „Zürcher Taschenbuch“, N. F. 5. Jahrg., 1882: „Erinnerungen an David Heß im Beckenhof, aufgezeichnet 1842“. Allerdings schildert darin H. sein eigenes Leben nicht einmal bis zum Abschlusse der Knabenjahre — der Tod unterbrach die im 72. Jahre begonnene Arbeit —; dagegen ist die fast romanhaft abenteuerliche Geschichte des mütterlichen Großvaters, eines in den französischen Pyrenäen reich gewordenen St. Galler's, mit derjenigen der Eltern in anziehendster Weise verflochten, auch über die Familie des Vaters eine Fülle charakteristischer Notizen aus dem zürcherischen Leben vor 1798 mitgetheilt. Meyer von Knonau.

S. 298 u. 299: Ludwig Heß: Vgl. jetzt noch ferner im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, 16. Jahrgang, 1880—1881, S. 437—462 „Ludwig Heß, der erste Schweizer Landschaftsmaler des Hochgebirges“, von G. Meyer von Knonau.

S. 316. Z. 5 v. o.: Zu Heßhusius vgl. noch Julius Wiggers in Lisch, Jahrb. XIX.

S. 463. Z. 21 v. o.: „im Zaberngau“ ist zu streichen.

S. 477. Z. 5 v. u. l.: Behla (st. Bella).

S. 532. Z. 7 v. o. l.: Gaildorf (st. Gailsdorf).

S. 644. Z. 20 v. u.: Ueber Seb. Hofmeister ist seither noch gehandelt worden von Riggenbach in Herzog's Realencyl., 2. Aufl., Bd. VI (1880), S. 235 f., wo noch an dem unrichtigen Namen Wagner (Carpentarius) festgehalten wird, und von A. Schumann in der Argovia Bd. XII (Aarau 1881) S. 54 u. 62.

S. 675. Z. 6 v. o. l.: Plieningen (st. Pfänningen).

S. 749. Z. 9 v. o.: Ueber G. J. Holland vgl. ferner Stark in den Württ. Jahrb. 1875 II. S. 14 ff.

Band XIII.

S. 30. Z. 27 v. o.: „oder Ribbenitz“ ist zu streichen.

S. 147. Z. 10 v. u.: „im Hegau“ ist zu streichen.

S. 231. Z. 6 ff. v. o.: Fridol. Huber wurde 1793 Kaplan in Oberndorf am Neckar, 1796 Pfarrer in Waldmößingen, 1809 Pfarrer in Deißlingen

und unter Beibehaltung der Pfarrei 1825—28 Regens im Rottenburger Priesterseminar. Er starb am 17. October 1841.

J. Hartmann.

S. 253. Z. 23 v. o.: Die „Mecklenburg. Blätter" erschienen zu Parchim 1834—35.

S. 277. Z. 22 v. o. l.: im 6. (st. 41.) Bande.

S. 304. Z. 21 v. o. l.: Kock (st. Rock).

S. 488. Z. 1 v. o. l.: Hylacomylus (st. Hylocom.).

S. 777. Z. 13 v. o. l.: 1570 (st. 1560).

Band XIV.

S. 497. Z. 4. v. o. l.: 11. Februar 1797.

S. 764. Am Schluß des Artikels Johann II., Erzbischof von Mainz sind nachzutragen: C. Höfler, Ruprecht von der Pfalz, genannt Clem, Römischer König. — J. Aschbach, Geschichte des Kaisers Sigismund. 1. u. 2. Bd. — E. Huckert, Die Politik der Stadt Mainz während der Regierungszeit des Erzbischofs Johann II. Leipzig 1877. — K. Menzel, Geschichte von Nassau von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 1. Bd. Wiesbaden 1879. (Die ausführlichste Darstellung der Geschichte Johanns.) — Th. Lindner, Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. 2. Bd. Braunschweig 1880. — Wichtiges Actenmaterial in den deutschen Reichstagsacten, 2. und 3. Bd. (für die Zeit von 1396—1400), herausgeg. von J. Weizsäcker und 7. Bd. (1410—1419) herausgeg. von D. Kerler und bei Janssen, Frankfurts Reichscorrespondenz, 1. Bd. (1376—1439).

Karl Menzel.

Band XV.

S. 354. Z. 9 v. o. l.: 1828 (st. 1825).

" Z. 1 v. u. l.: Weiland (st. Wieland).

S. 535. Z. 8 v. u.: Das Lied „Meinen Jesum laß ich nicht" dichtete Keimann auf die letzten Worte des sterbenden Kurfürsten Johann Georg I. († 1656), auf dessen Namen die Anfangsbuchstaben der Zeilen der letzten Strophe hinweisen. Es erschien zuerst in einem Einzeldruck, worauf Hammerschmied (Bd. X S. 488) es in seinen „Fest-, Lust- und Dankliedern" (Dresden 1658) mit der berühmten Melodie versah. l. u.

S. 784. Z. 1 v. u.: Soeben erschien und konnte daher bei Abfassung des Art. Kinsky noch nicht berücksichtigt werden: Kinsky und Feuquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallensteinfrage", von Dr. Edm. Schebek. Berlin 1882.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.